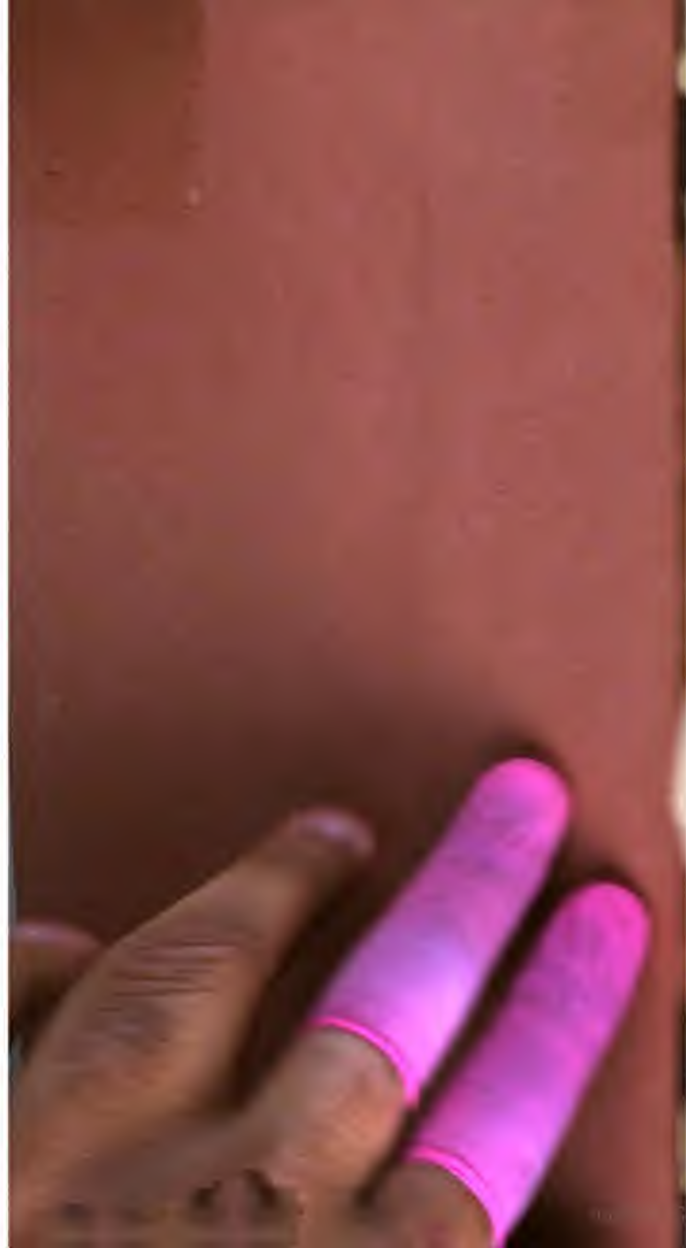
# Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen

Berliner Gesellschaft für das Studium der ...



# ARCHIV

FÜR DAS

# STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXVI. JAHRGANG, 48. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1871.

# Inhalts-Verzeichniss des XLVIII. Bandes.

## Abhandlungen.



## Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

## Programmenschau.



## Miscellen.



## Bibliographischer Anzeiger.

Ueber

# Shakespeare's Würdigung in England, Frankreich u. Deutschland.

Von
**Dr. Riedel in Altona.**

## I.

Es ist ein wunderbares Bild, das sich vor unsern Blicken entrollt, wenn wir die Schicksale der dramatischen Dichtungen Shakespeare's uns vergegenwärtigen, Schicksale, die so ernst und einzig in ihrer Art sind, dass sie zu interessanten Betrachtungen anregen. Vor Allem wird uns die Untersuchung der Gründe nahe gelegt, welche die geistigen Erzeugnisse eines Dichters der neueren Zeiten fast zwei Jahrhunderte hindurch, obwohl gekannt, dennoch nahezu unbekannt haben bleiben lassen, die, bekannter, alle Art von Schmähungen und Tadel haben erfahren müssen, deren Werth von hochgeachteten Kritikern kaum dem des durch die Schriftzüge zur Makulatur gewordenen Papieres gleich geachtet wurde, und die jetzt den herrlichsten Productionen aller Zeiten und Völker nicht sowohl als ebenbürtig an die Seite gestellt, sondern von den besten Geistern und klarsten Denkern als unübertrefflich geschätzt und gepriesen werden.

Es sind die Schicksale dieser Werke einzig in ihrer Art; weder haben die Flammen, noch hat barbarische Wuth sie je den Augen der folgenden Geschlechter entzogen, auch hat sie nicht eine ungeheure Umwälzung in dem Culturgange der Welt als schädlich oder nutzlos in den Schatten gedrängt. Entstanden

zu einer Zeit, in der das Streben nach freierer Entfaltung des geistigen Lebens, nach allgemeiner Bildung, und nach Befreiung von den Fesseln hergebrachter Denkweise ein mächtiges war, hat dennoch der Vertreter dieser seine Zeit bewegenden und in der Nachzeit noch wirksamen Richtung in das Dunkel der Vergessenheit gehüllt bleiben müssen, bis es einer späteren und vergleichsweise noch jungen Zeit gelang, ihn auf die Stufe zu erhöhen, die ihm mit Recht gebührt. Ernst aber ist dieses Bild darin, dass es uns ein Abglanz des Geschickes ist, das im Laufe des individuellen Lebens so vieles Gute und Schöne in Gedanken und That in Fesseln schlägt und Hindernisse vor ihm aufthürmt, welche es in günstigen Fällen zu Zeiten mühsam durchbricht, die es in ungünstigen aber verbergen oder zerschmettern. Ernst ist es ferner darum, dass es uns auf der einen Seite die blinde Macht des Princips der Autorität, auf der andern die traurigen Folgen des Vorurtheils und der oberflächlichen Schätzung vergegenwärtigt, und ernst und dringend ist die Lehre, die aus diesen Betrachtungen zu uns spricht.

Man kann es wohl sagen, dass die Verfolgung des Fortschritts der Shakespeare-Würdigung in den drei hervorragendsten Culturländern uns einen eigenthümlichen, doch sicheren Maassstab für die Beurtheilung der literarischen Fortbildung dieser Nationen an die Hand giebt. Sie, die Jahrhunderte hindurch so verschieden von einander gewesen, stimmen jetzt zusammen in dem Lobe des einen grossen Geistes, den sie, jede an ihrem Theile und nach ihrer Art wetteifernd sich rühmen ganz zu verstehen, zu lieben, und sich an den von ihm ausgehenden belebenden Hauche zu begeistern. Wenn sie nun nicht alle das Opfer einer Hallucination geworden sind, sondern klaren Geistes und richtigen Verständnisses den Werth dessen erkennen, das sie preisen, mit welchem Gefühl von Beschämung müssen sie nicht auf die vorurtheilsvolle und sinnlose Kritik der beiden letztverflossenen Jahrhunderte zurückblicken! Es braucht sich in dieser Beziehung wahrlich keine der drei Nationen über die andere zu erheben, denn wenn englische Kritiker im Ganzen weniger schroff in ihren tadelnden Urtheilen über Shakespeare gewesen sind, so muss man in Betracht ziehen, dass sie immerhin in ihm den Landsmann ehrten, seine patrio-

schen Gesinnungen, die in England manchen Fehler verdecken, sie in Zweifel zogen und dass sie ferner das Idiom vollkommen verstanden, dessen Kenntniss von den Fremden erst mit grosser Mühe erworben werden musste, dessen Unkenntniss aber in vielen Fällen der Grund falscher Auffassung und mangelhaften Verständnisses war. Waren die Franzosen Shakespeare's erbitterte Gegner, so muss auch hier nicht ausser Acht gelassen werden, dass sie zur Zeit, wo sich ihre Kritik seiner bemächtigte, alle dramatischen Erzeugnisse nach Norm der von Corneille zusammengefassten und von ihm, seinen Zeitgenossen und den Späteren befolgten Regeln beurtheilten, welche dem Wortlaute nach aristotelisch, dem Geiste der griechischen Tragödie aber durchaus fremd waren, und dass sie Alles, was gegen diese Regeln verstiess, völlig verdammten. Weiter verhinderte sie der Nationalstolz, Erzeugnisse fremder Völker genügend und vorurtheilsfrei zu würdigen, ja selbst ihnen die Ehre eines Vergleichs mit den eigenen angestaunten Dichterwerken anzuthun. Vor Allem aber muss hier die grosse Verschiedenheit in den socialen Verhältnissen der beiden Nationen und die aus derselben entspringende Verschiedenheit in der Anschauung beachtet werden, die es den Franzosen kaum möglich machte, anders als in sehr guten Uebertragungen Sh. auch nur annähernd zu verstehen. Eine meisterhafte Uebersetzung des Sh. ins Französische ist aber wiederum der grossen Verschiedenheit des Idioms wegen unendlich schwierig und ist selbst heutigen Tages noch ein desideratum, obwohl uns die letzten Jahre vergleichsweise wohlgelungene gebracht haben.* Wir aber, die wir in unserer Denkweise dem englischen Volke so nahe verwandt sind, deren Sprache sich mit Geschmeidigkeit dem Ausdrucke der englischen leiht, wir müssen mit Schmerz zurückblicken auf eine Zeit, in der wir so völlig vom Einflusse des französischen Geistes beherrscht waren, dass unsere Wieland und Gottsched Kritiken wie die in der Folge näher zu beleuchtenden dem deutschen Volke anbieten konnten. Aber wir haben dieselben

* Guizot. Oeuvres complètes de Sh. 1862.
V. Hugo „ „ „ „ 1862.
Benj. Laroche „ „ „ „ 1864.

längst gesühnt. Jene befangenen Urtheile waren nur wie ein Schleier, der in der Zeit unserer literarischen Knechtschaft den kritischen Blick der Kunstrichter trübte, wir konnten nicht beständig die eigene Natur verläugnen, die uns unwiderstehlich zog, das Wahre, das Edele, das Tiefe anzuerkennen, wo wir es fanden. Wir mussten bewundernd stehen vor der Macht des Dichters, der das Gemeine des Alltagslebens in das ewig junge und hohe Reich der Kunst hinüberzog, der uns das Walten einer ewig wachenden und liebevollen Vorsehung in dem Getriebe, das jeder Morgen neu erstehen lässt und jeder Abend zur Ruhe besänftigt, in erschütternden Bildern vor die Seele führte, der aber auch die strengsten Consequenzen zog und das unheimliche Schreiten der unerbittlichen Nemesis an unser Ohr schlagen liess in ehernen Tönen. Mit ihm verloren in die Zauberwelt der jungen fröhlich grünenden Liebe, jauchzend mit ihm in dem endlichen Siege des unerschütterlichen Willens, dem Lohne der herrlichen That, schaudernd bei dem Schreckens-Gefolge der Leidenschaft, fühlen wir ihn als den unsern und folgen ihm willig in die heiteren, in die tiefen Regionen, in die uns sein Geist unwiderstehlich dahinzieht.

Die Stellung der deutschen Kritik in ihrer Intensität zu diesem einer fremden Nation angehörenden Dichter ist in hohem Grade eigenthümlich, sie ist ganz einzig in ihrer Art, da sie in der Vorliebe, mit der sie sich seiner bemächtigt, die Bestrebungen der Nation, welcher Sh. angehörte, in Bezug auf ihren Werth und ihre Gründlichkeit um ein Bedeutendes übertroffen hat; sie ist aber eben so characteristisch für unsern kritischen Scharfsinn und die Macht der aesthetischen Bildung unter uns, die alle Schranken, welche die Würdigung dieses Dichters umgaben, siegreich durchbrochen haben. Es sei gestattet, an dieser Stelle treffende Worte anzuführen, die einer unserer noch lebenden, hervorragenden Kritiker jüngst gesprochen:* „Man sagt uns wohl, eben desshalb sind wir Deutschen so tief in das Verständniss Sh.'s eingedrungen, eben desshalb ist dieser Dichter ein solcher Liebling unserer Nation geworden, weil seine

---

* Aus: Prof. Lemcke's zu Marburg Rede, gehalten zur Feier des 300jährigen Geburtstags Sh.'s 1864.

Nation der unsrigen stammverwandt, weil der Geist, der uns aus des Dichters Werken anmuthet, vorherrschend ein germanischer ist. Es heisst meiner Ansicht nach dem deutschen Geiste ein Armuthszeugniss ausstellen, wenn man jene Stammverwandtschaft als die Brücke betrachten will, die uns zu Sh. geführt hat. Legen wir auch in diesem Falle einmal unsere sprichwörtlich gewordene Bescheidenheit bei Seite und sagen wir es offen heraus: nicht die Stammverwandtschaft mit seiner Nation, nicht die Kundgebungen germanischen Geistes in seinen Dichtungen sind es, was uns Sh. so nahe gebracht, sondern es ist jene uns Deutschen vor anderen Völkern verliehene Göttergabe, vermöge deren wir den ächten Genius, welcher Nation er auch angehöre, besser als andere Nationen, besser oft als seine eigene, zu begreifen, seine Gaben besser zu geniessen und uns anzueignen vermögen. Wir verstehen und lieben Sh. vermöge desselben deutschen Geistes, welcher auch den Italienern geholfen hat, ihren Dante zu verstehen, welcher den Spaniern geholfen hat, ihre Romanzen zu ordnen, und welcher jetzt noch immer den Franzosen hilft, die Schätze ihrer mittelalterlichen Literatur zu erforschen. Wir verstehen und lieben Sh. vermöge jener Faustnatur unserer Nation, welche instinctmässig den Geist wittert, wo die Wagnersaugen anderer Nationen nichts sehen als einen schwarzen Pudel, mit einem Worte: Wir verstehen und lieben Shakespeare, weil wir wirklich jenes „Volk von Denkern“ sind, als welches die anderen Völker uns so oft schon mit schlecht verhehltem Unmuth anzuerkennen genöthigt gewesen sind.“ —

Was die Engländer Werthvolles zur Förderung der Sh.-Studien geleistet haben, ist meist auf die Verbesserung des Textes beschränkt geblieben, und es muss die angewandte ungeheure Mühe und Beharrlichkeit Bewunderung erregen; den aesthetischen Maassstab an die Werke ihres grossen Dichters zu legen haben sie im Vollgefühl des Genusses, den sie aus ihnen zogen, mit wenigen Ausnahmen, unterlassen. Abgesehen davon, dass die aesthetische Kritik überhaupt in England noch nicht auf der Stufe der Ausbildung steht, die sie bei uns erreicht hat, ist Sh. dort so tief in das Bewusstsein des Volkes gedrungen und ist so bestimmend für die Gefühls- und Ge-

dankenrichtung desselben geworden, oder vielmehr repräsentirt Sh. diese Richtungen des Volkes so vollkommen, dass man es für überflüssig hält, das in vielen Worten zu sagen, was jeder fühlen muss. Dass die künstlerische Seite Sh.'s dabei nicht zur Geltung kommt, liegt auf der Hand, aber es ist ein eigenes, nicht unnatürliches Gefühl der Pietät, welches die Engländer davon abhält, die Werke ihres grossen Dichters — ihnen ist er mehr der grosse Weise — zu zerklauben und durchzuhecheln, sie wollen den Gesammteindruck derselben auf sich wirken lassen. Die eigentlich philosophische Kritik Sh.'s ist, wie schon im Vorhergehenden angedeutet, von Deutschland ausgegangen, und es gebührt uns nicht nur der Ruhm, mächtig die Feder zur umfassendsten Würdigung des Shakespeare'schen Genius geführt, sondern auch dies früher gethan zu haben, als Sh.'s eigene Landsleute.

Diesen Ruhm hat uns vor Allen Lessing erworben.

Das Verdienst der Franzosen auf diesem Felde ist im günstigsten Falle ein negatives. Sie haben sich nur langsam und mit schlecht verhehltem Unmuth der nun ein für allemal offenkundigen allgemeinen Anerkennung Sh.'s gefügt und noch in der jüngsten Zeit haben wir das unwürdige Schauspiel vor Augen gehabt, dass eine der Vierzig literarischen Grössen, die auf den Sesseln der französischen Academie thronen, von wo sie den guten Geschmack und die literarische Kritik in Frankreich leiten und verbreiten sollen, Ponsard seinen Eintritt in diese gelehrte Körperschaft in einer Rede feierte,* die in bedauerlicher Weise alle die alten längst bei Seite gelegten Vorurtheile und den längst einer gerechteren und billigeren Auffassung gewichenen Tadel vergangener Tage mühsam wieder zusammentrug. Es muss jedoch hierbei bemerkt werden, dass Aeusserungen dieser Art keineswegs ein Criterium für die gegenwärtig allgemeine Stimmung über Sh.'s Verdienste in Frankreich sind; die grosse Zahl der Gebildeten verschliesst sich dort keineswegs mehr der gerechten Sh. zu zollenden Anerkennung, wie denn auch Nisard, der verdienstvolle Herausgeber der Chefs-d'oeuvre de Sh. in seiner Antwort auf die oben erwähnte Rede vom

* Discours prononcé à l'académie française. 1856.

Standpunkte des vorurtheilsfreien Philosophen aus in kühnen und mächtigen Zügen die wahre Stellung Sh.'s den Angriffen Ponsard's gegenüber würdig characterisirte.

Es ist eine wohlbekannte, und wenn man den Glanz betrachtet, der den Namen des Dichters jetzt umstrahlt, auf den ersten Blick höchst befremdende Thatsache, dass Sh.'s Werke in den auf seinen Tod im Jahre 1616 folgenden hundert Jahren von seinen eigenen Landsleuten mehr oder minder vernachlässigt waren, während man ihn in Deutschland und Frankreich nicht einmal dem Namen nach kannte. Sie ist jedoch einer genügenden Erklärung, wenn auch nicht voller Entschuldigung fähig, und es verliert das Erstaunen über diese Erscheinung an Intensität, sobald man sich die Umstände der Zeit, in welcher Sh. schrieb, vergegenwärtigt, das theatralische Leben derselben und der darauf folgenden Periode und des Dichters Eigenart, die seinen dramatischen Werken aufgeprägt ist, in Betracht gezogen hat. Die Grenzen dieser Abhandlung gestatten nicht, auf das Nähere der höchst ausgedehnten und befriedigenden Forschungen über diesen Gegenstand einzugehen,* es können nur die wichtigsten Resultate derselben hier hervorgehoben werden.

Das Zeitalter, in dem Sh. schrieb, war, wenn auch der Dichtung, dem Dichter selbst nicht günstig. Mächtig gährte es auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Es war die Periode des thatsächlichen Ueberganges vom Mittelalter in die Neuzeit; die grossen weltstürmenden Begebenheiten, an denen das Ende des fünfzehnten und der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts so reich ist, übten damals ihre ersten Wirkungen aus, das sociale Leben gestaltete sich auf einer ganz neuen Basis und die volle Energie der starken Menschen, die ihre Zeit begriffen, ward in Anspruch genommen mächtig in dieselbe einzugreifen, und den ungewissen und schwankenden Impulsen eine Form zu verleihen, die Segnungen aus ihnen zu machen fähig wäre. In einer solchen Zeit, die zwar dem Dichter und dem Philosophen mannigfachen Stoff zu dichten und zu denken vor die Seele führt, gilt der, welcher sich mitten in die Wogen der Zeitströ-

* Vergl. Nathaniel Drake, Shakespeare and his times. 1817; Ch. Knight, Studies of Sh. 1749; Colliers verschied. Schriften. 1835—40; ferner Gervinus, Shakespeare. 1850. 1862; Kreissig, Vorlesungen über Sh. 1858.

mung stellt, mit dem Tage lebt und was den Tag bewegt wirkt und bereitet, nicht aber derjenige, welcher von den Höhen der Menschheit herab das bunte Treiben überschaut und es in seiner Seele zum Bilde gestaltet. Da werden rauhere Seiten in der Brust der Menschen angeschlagen, die reale Welt fordert ihre Rechte, und will man ihr genügen, so übertönt ihr Geräusch die zarteren Töne der sanften Leyer.

War also der Character der Zeit der Beschäftigung mit dichterischen Erzeugnissen überhaupt ungünstig, so kamen noch tief eingreifende äussere Umstände hinzu, welche dazu angethan waren, dieselbe noch mehr zu verdrängen.

Die Reformation bedurfte zu ihrer Einführung und Befestigung in den Gemüthern des Volks einer eingehenden Controvers-Literatur, die alle namhaften Talente in Anspruch nahm, und besonders die Gebildeten so sehr beschäftigte, dass ihnen zum Genuss und Studium von Dichterwerken weder Musse noch Lust blieb. Hierzu kam in England noch ein stärker als bei andern Nationen ausgeprägtes Vorurtheil gegen theatralische Darstellungen, die nicht mehr wie ehedem unter dem besonderen Schutze und unter Mitwirkung der Geistlichkeit ausgeführt wurden, wo sie den ausgesprochenen Zweck hatten, in erster Linie zu belehren, in zweiter erst zu unterhalten. Dass sich zu dieser Parteinahme gegen das Theater die wichtigsten und einflussreichsten Klassen des Volkes, selbst wenn man die Geistlichkeit ausnimmt, verstanden, darauf wirkte die Reformation ohne Zweifel mittelbar, sie hatte bei dem auf das Reale und Nüchterne gerichteten Sinne des Volkes den Widerwillen gegen alle Schaustellung und alles Gepränge, dessen höchsten Ausdruck es in den Ceremonien und Processionen der katholischen Kirche sah, übermässig gesteigert, man wollte Alles verbannen, das von dem Wege des alltäglichen, gesetzten und ruhigen Lebens abführte, daher waren Schauspiele und Schauspieler allen Denen ein Dorn im Auge, die sich unter die in England damals wie jetzt mit Vorliebe erstrebte Klasse der „respectable people“ einzuordnen drängten. Zu dieser rechneten sich besonders die einflussreichen und begünstigten Kaufherren, die zu jener Zeit, wo Englands Handel einen so ungeheuren Aufschwung nahm, eine weit bevorzugtere Stellung behaupteten, als es selbst heute der

Fall ist. Sie führten mit grosser Beharrlichkeit den Kampf gegen das Entstehen von Theatern im Umkreise ihrer Jurisdiction, der City von London und würden gewiss erfolgreich die Aufführung von Schauspielen in der Hauptstadt ganz verhindert haben, wenn sie nicht auf geheimen von Seiten des Hofes ausgehenden Widerstand zu Gunsten der Theater gestossen wären. Wenn nun aber auch in der City selbst keine Theater entstanden, so ertheilte doch Graf Leicester mit der stillschweigenden Billigung Seitens der Königin den Schauspielern, die er im Solde hatte, im Jahre 1574 eine Concession zur Ausübung ihrer Kunst, die unter die Bezeichnung eines Gewerbes fiel und somit die Erlaubniss gewährte zum Bau geeigneter Localitäten im ganzen Umfang des Königreichs, die City allein ausgenommen. So entstanden allerdings Theater dicht vor den City-Thoren, wie 1579 das Blackfriars Theatre in einem ehemaligen Kloster der schwarzen Brüder an dem jenseitigen Ende der Brücke gleichen Namens, und 1594 das Globe Theatre an der Südseite von London Bridge, wo in beiden Fällen die Themse die City-Grenze bildete. Wenn diese Bühnen, an deren letzterer Sh. einen namhaften Antheil besass, auch während der Regierungszeit der Königin Elisabeth und Jacob I. vom Adel und von dem niederen Volke begünstigt wurden, immerhin wurden sie nur durch künstliche Mittel vor gänzlicher Vertilgung bewahrt und die Localgeschichte von London in jener Zeit ist reich an den ergötzlichsten Winkelzügen, durch die der Hof und der Adel das Fortbestehen derselben überhaupt ermöglichten. Nicht aber aus Mangel an genügender Einnahme geriethen sie in Verfall, denn es war diese vielmehr so bedeutend, dass die Antheilhaber, wie also auch Sh. nicht unbeträchtliches Vermögen aus dem Ertrage zogen,* aber der Hass und die Verfolgung der an Zahl bestän-

* Die Einnahme des „Globe" betrug bei gefülltem Hause etwa 20 Pfund über die Tageskosten. Man machte aus ihr 40 Antheile. 15 davon erhielten die Eigenthümer des Hauses, 3 wurden zum Ankauf neuer Stücke (also für die Dichter) bestimmt und 22 theilten die Schauspieler unter sich. So mochten die Schauspieler ersten Ranges jährlich etwa auf 90 Pfd. (600 Thlr.) kommen, eine Summe, die freilich wenigstens mit 5 multiplicirt werden müsste, um sie heutigen Einkünften vergleichen zu können. — Der Dichter verkaufte sein Werk entweder ein für allemal der Gesellschaft, oder er behielt sich das Recht der Veröffentlichung vor, und nahm dann mit einem Benefiz, der 2. oder 3. Aufführung vorlieb. Für den Hamlet soll Sh. 5 Pfd.

dig zunehmenden und zu immer grösserer Geltung gelangenden Puritaner gegen das Theater steigerte sich allmählich so sehr, und ihr Einfluss auf das niedere Volk, dessen Lehrer sie waren, wurde so bedeutend, dass es ihnen schliesslich unter der Regierung Karls I. im Jahre 1642, nach Aufgebot aller ihrer Kräfte in Spott und Verdammung gelang, die gänzliche Schliessung aller Theater durchzusetzen.

Hier nur eine Probe der Art, in welcher man zu jener Zeit gegen die Theater und ihre Besucher eiferte. Prynne sagt in seinem Histrio-mastix: „Tanz ist die Hauptehre, Schauspiel das Hauptvergnügen des Teufels. In zwei Jahren sind 40,000 Schauspiele verkauft worden, besser gedruckt und mehr gesucht als Bibeln und Predigten. Die Schauspielbesucher sind nicht viel besser als eingefleischte Teufel; sie befinden sich wenigstens auf dem breiten Wege der Verdammniss, gleich denen, welche jagen, Karten spielen oder Perrücken tragen. Und doch ist ihre Zahl so gross, dass man schon eine sechste Teufelskapelle in London errichten will, während Rom zu Nero's Zeit deren nur drei hatte.“

Aus den im Vorstehenden angeführten Gründen ist es klar, dass Sh. bei seinen Lebzeiten nie vollkommen in das Bewusstsein der Gesammtheit seiner Nation eingedrungen ist: war sein Name auf den Lippen gewisser Klassen des Volkes und wurde er von diesen hochgehalten, so war er einer anderen und zwar der grossen Klasse des gebildeten Mittelstandes eben nur dem Klange seines Namens nach bekannt. Denn man bemühte sich, ihn und seine Werke überhaupt nicht kennen zu lernen, was damals leicht war, wo dieselben im Druck nicht existirten, und wo man eine Kenntniss derselben nur durch den Besuch der Theater erlangen konnte; dieses aber erschien Vielen fast einer Sünde gleich zu sein, wie oben gezeigt worden. Man kann allerdings wohl annehmen, dass einzelne Mitglieder des Adels, wie unter Andern Graf Southampton, Sh.'s mächtiger und fein-

bekommen haben. In seiner besten Zeit bezog er als Dichter, Schauspieler und Theaterbesitzer ein jährliches Einkommen von beinahe 400 Pfd., das einer heutigen Revenue von 12000 Thlr. vollkommen gleich zu achten sein möchte. Drake, II. S. 233 etc. Kreissig, I. P. 56.

gebildeter Gönner, etwas Anderes an einer Aufführung dieser Werke gefunden haben mögen, als eben nur eine Unterhaltung ihre müssigen Stunden auszufüllen, aber lesen oder gar studiren konnten sie dieselben nicht, weil sie ein eifersüchtig bewachtes Eigenthum der Theaterbesitzer waren und diese durch die Mittheilung derselben möglichenfalls eine bedeutende Einbusse in ihren Einnahmen erlitten hätten.

Ganz ausser Frage war dies natürlich bei der zweiten Classe der Zuhörer, dem niederen Volke. Da dieses übrigens den weit grösseren Theil der Zuhörerschaft bildete, so hat man geglaubt, dass es nahe liege, aus dieser Thatsache zu folgern, dass Sh. die vielfachen lockeren Redensarten und Schilderungen aus dem Leben des Pöbels nur darum in seine dramatischen Werke eingeflochten habe, weil er die Ohren dieser seiner Zuhörer damit habe kitzeln wollen. Dieser Vorwurf scheint dem oberflächlichen Kenner Sh.'s alsobald sehr einzuleuchten; wer sich aber die Mühe gegeben hat, durch ein gründliches Studium seiner Werke tiefer in sein Wesen einzudringen, dem wird es klar werden, wie sehr eine solche Auffassung den Dichter missversteht und herabwürdigt. Treffend sagt Herder von ihm: „Seine Seele ist weit wie die Welt, sein Schauplatz ist für alle Sitten und für alle Völker. Eine ähnliche Seele gehört auch dazu Sh. zu umfassen und wie er angewandt sein will anzuwenden.“ Nichts erscheint ihm gering, Nichts unbedeutend, das dazu dienen kann, den Eindruck eines grossen Ganzen herzustellen, er weiss, ein tiefer Kenner menschlicher Verhältnisse und Schicksale, sehr wohl, dass nicht nur das Bedeutende, das Gewaltige oder das Erhabene die eigenthümliche Gestaltung irgend eines Zeitraums oder eines Processes in dem Leben der Nationen wie der Einzelnen bedingt, sondern grosse und folgenschwere Ereignisse im äusseren Leben, so wie tief eingreifende und bestimmende Wandlungen in der Gestaltung des innern oft an geringen Ursachen, an kaum merkbaren Anstössen hängen. Es stehe hier Sh.'s eigenes Wort (Hamlet Act III. Sc. II.): „Es war von Anfang des Schauspiels Zweck* und er ist es noch jetzt, der Natur gleich-

* Wie dies auch Goethe gethan. Vergl. in „Shakespeare und kein Ende“ seine Bemerkungen über d. Amme und Mercutio in Romeo u. Julie.

sam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Ausdruck seiner Gestalt zu zeigen."

Als im Jahre 1660 die Königs-Familie der Stuarts zurückgekehrt und wieder in ihre Rechte eingesetzt worden, war es eine der ersten Maassnahmen Königs Karl II. die Theater in erhöhtem Glanze wiederherzustellen, weil ihm den Traditionen seiner Familie gemäss eine wohleingerichtete Bühne zur Erhöbung des Glanzes des königlichen Hofes nöthig schien, und weil er den Puritanern an dieser ihrer besonders wunden Stelle zeigen wollte, dass ihre Herrschaft jetzt gänzlich zu Ende sei. Aber ach! die Generation, die den Shakespeare'schen Stücken mit lautem Beifall zugejauchzt hatte, die Cavaliere, die ihm ihre frohe Gunst gezollt, der Pöbel, der sich an den Ausfällen und Scherzen seiner Clowns ergötzt, waren entweder dahin, oder nachdem die Schrecken des Bürgerkrieges über das Land gezogen und der Protector die Kräfte und Talente des Volkes in neue Bahnen gelenkt hatte, waren sie der theatralischen Darstellungen so entwöhnt, dass fürs Erste die Begünstigung der letzteren nur vom Hofe ausgehen konnte. Aber Karl, der seine Erziehung und mit ihr alle das spätere Leben bestimmenden Eindrücke in Frankreich erhalten hatte, so wie die wenigen Cavaliere, die sich aus dem Sturze des Königthums mit ihm in das gastliche Land gerettet, hatten zu sehr die französische Art zu denken angenommen, um dem von Sh. zur Blüthe erhobenen nationalen Drama wieder Eingang zu verschaffen.

Während der Zeit ihres Exils wollte man in Frankreich Aristoteles und seine dramatischen Regeln neu entdeckt haben, jedes dramatische Erzeugniss sollte sich nach ihnen in der Art wie die Franzosen dieselben auffassten und auslegten, richten; eine Folge davon war, dass die englischen Theater mit elenden, nach französischem Muster angefertigten Schau- und Singspielen, die aber einen grossen Aufwand von Decorations- und sonstigen Bühneneffecten zuliessen, überschwemmt wurden, ja dass man die Shakespeare'schen Stücke grenzenloser Verstösse gegen die aristotelischen Regeln zieh und dass befangene Schriftsteller, selbst Leute von Talent wie John Dryden viele dersel-

ben nach ihrem Belieben ganz umgestalteten, d. h. nahezu werthlos machten.*

Diese für nothwendig erachtete Bearbeitung Shakespeare'scher Stücke führt uns auf eine weitere Ursache, welche der Vernachlässigung unseres Dichters zu Grunde liegt. Es ist diese in der Natur seiner Werke selbst zu finden. Da nämlich auf der einen Seite der Geschmack jenes Zeitalters sich so sehr verändert hatte, dass das Volk sein eigenes Leben und Schaffen in den Bildern, die Sh. ihnen vorführte, nicht mehr erkennen konnte, so war man auf der andern noch nicht so weit in kritischem Verständniss gediehen, dass man von Zeit und Gewohnheit so vollkommen abstrahiren konnte, das Grosse und Schöne in ihnen objectiv zu würdigen. Man konnte sich zu jener Zeit nicht dazu aufraffen, das Ausserordentliche seines Schaffens, die Höhen und Tiefen seines mächtigen Geistes zu erfassen, man wollte in ihm nur den Sohn seiner Zeit erkennen und vergass oder erkannte nicht, dass er weit über dieselbe und die Scholle der vaterländischen Erde hinausreichte.

Dryden,** dessen schon oben erwähnt ward, ein Mann von durchdringendem Verstande und glänzenden Geistesgaben, aber ein inconsequenter Kritiker und characterlos den Zeitströmungen und der Geschmacksrichtung des Monarchen folgend, ein Kunstrichter, dessen Urtheil leider den grössten Theil der Regierung Karls II. hindurch als maassgebend angesehen wurde, erkannte Sh.'s Grösse wohl,*** aber aus serviler Huldigung des Zeitgeschmacks gab er vor, dass diese Werke völliger Umarbeitung bedürften, um für die verfeinerte Gesellschaft jener Tage geniessbar zu werden, und warf jene traurigen Machwerke auf das Papier, die zum Glück längst vergessen sind, obgleich sie ihrem Verfasser nicht verziehen werden können. Und leider stand Dryden hierin nicht allein, auch Schriftsteller von untergeordneten poetischen Gaben zerstückelten und zerstörten Sh. auf ganz ähnliche Weise. Selbst ein Mann wie der berühmte Heraus-

* So wandelte Dryden Sh.'s Anthony and Cleopatra in: All for love, so auch den „Sturm“ in eine Art Oper um, Davenant Measure for measure in: The law against lovers etc.

** Er wurde nach Sir W. Davenant's Tode im J. 1668 „Poeta laureatus.“

*** Vergl. Dryden: Essay on dramatic poetry.

geber des Tatler konnte damit zufrieden sein, einzelne Citate in seiner Zeitschrift aus Sir W. Davenant's Bearbeitung des Macbeth zu ziehen, als wenn diese eine Verbesserung wäre, und Lord Shaftesbury, der feingebildete und geistreiche Staatsmann und Schriftsteller konnte noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sich zu keinem besseren Urtheil über Sh. begeistern, als zu der Klage über seinen „rude unpolished style and his antiquated phrase and wit.“ Wer sieht nicht hierin den Einfluss des französischen Geistes, der auch bei uns so lange dem Verständniss des englischen Dichters sich entgegenstellte. Es war hier nichts Geringeres nöthig als ein gänzlicher Umschwung in der Denkweise und eine Läuterung der Grundsätze der Kritik, wie sie sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzog. Damals erst erkannte man die mächtigen Adern reinen Goldes, die sich durch Sh.'s Werke hinziehen, man wurde aber, als man ihren Reichthum wahrgenommen, der mühsamen und angestrengten Arbeit sich bewusst, die nöthig wäre, diesen Schatz zu heben, und unablässig hat man seitdem an ihm gefördert.

Die oben angeführten Gründe sind hinreichend zu erklären, warum Sh. sich der Kenntniss der grossen Zahl seiner Landsleute fast hundert der auf seinen Tod folgenden Jahre hindurch entzog, es wäre jedoch ein Irrthum anzunehmen, dass man ihn während dieser Zeit gänzlich vergessen habe. Die fünfmaligen Ausgaben seiner Werke innerhalb dieses Zeitraums bis zum Jahre 1709 beweisen dies zur Genüge, derselbe war aber höchst ungünstig für die Verbreitung literarischer Erzeugnisse in England, selbst derer, die zu ganz anderen Gebieten zählten als dem der Dichtkunst. Denn vor Allem waren Bücher zu jener Zeit theuer und die grosse Masse des Volkes auch der elementarsten Bildung fremd, ferner aber traten in der Hauptstadt des Landes, auf die sich die vorhandene fast allein concentrirte, zwei für die Verbreitung von Büchern verhängnissvolle Ereignisse auf, das grosse Feuer des Jahres 1666, welches einen sehr grossen Theil des damaligen London in Asche legte und in dem aller Wahrscheinlichkeit nach viele der ersten Ausgaben der Shakespeare'schen Werke vernichtet worden sind, und die Pest im Jahre 1667, welche die Einwohner decimirte und ihnen auf

die zunächst folgenden Jahre ausschliesslich die Sorge für das allernothwendigste des Lebens nahelegte.

Shakespeare starb im Jahre 1616 und sieben Jahre nach seinem Tode, 1623, erschien die erste von den Schauspielern Heminge und Condell, seinen Freunden und Testamentsvollstreckern, besorgte Ausgabe (editio princeps) seiner Werke in Folio-Format. Diese beiden Männer waren mit Sh. zusammen Besitzer des Globe-Theaters, und da sie bei seinen Lebzeiten in einem freundschaftlichen Verhältniss mit ihm gestanden hatten, so ist wohl anzunehmen, dass er ihnen die Erlaubniss ertheilt habe, nach seinem Tode zu geeigneter Zeit seine Werke herauszugeben, was er selbst, sei es aus übergrosser Bescheidenheit, sei es weil er einen Verlust an Geld bei diesem Unternehmen fürchtete — denn er musste den Erfolg oder Nicht-Erfolg desselben am besten beurtheilen können, — unterlassen hatte. Schauspieldichter verkauften zu jener Zeit ihre Werke meist ein für allemal an die Besitzer der Theater — ob nur an die zeitweiligen Besitzer oder das Theater als Institut ist nicht genügend klar, — und konnten daher ohne deren Erlaubniss dieselben nicht dem Druck übergeben; auch dies mag zur Erklärung der Thatsache dienen, dass Sh. selbst nicht eine Herausgabe seiner Werke besorgte und dass ein Abkommen wie das obige zwischen dem Dichter, zugleich aber Mitbesitzer des Theaters und den Hauptbesitzern aller Wahrscheinlichkeit getroffen wurde. Es scheint jedoch aus der Vorrede zu dieser Ausgabe hervorzugehen,* dass Sh. selbst die Absicht gehabt habe, am Abend seines Lebens sich der Durchsicht seiner Manuscripte zu unterziehen; sein früher Tod im kaum vollendeten 53. Lebensjahre verhinderte ihn daran. Selten aber sind Versprechungen bei der Ankündigung eines Werkes gemacht, welche weniger treu gehalten wurden als diejenigen, welche mit grosser Zuversicht hier vorgetragen werden:** denn es ist in dieser Samm-

* Es heisst darin: It had been a thing, we confess, worthy to have been wished, that the author himself had lived to have set forth and overseen his own writings; but since it hath been ordained otherwise, and he by death departed from that right we pray you do not envy his friends the office of their care and pain to have collected and published them — ** and so to have published them, as where (before) you were abused with diverse stolen and surreptious copies, maimed and deformed by the frauds and stealths of

lung kaum eine Zeile zu finden, die nicht einen groben grammatischen, orthographischen oder sinnentstellenden Fehler aufzuweisen hätte, Fehler, die theils aus der Nachlässigkeit und dem Mangel an Bildung Seitens der Herausgeber, theils aus Fahrlässigkeit des Setzers und aus Nachlässigkeit bei der Correctur entstanden sind.

So erhielt die Nachwelt Sh.'s Werke in einer Form, die unmöglich zum Studium derselben reizen und irgend einen Genuss gewähren konnte. Man wies sie als unverständliche und verworrene Compositionen zurück, und in diesem Grunde mag das oben angeführte Urtheil des Lord Shaftesbury wohl seine Erklärung finden. Die Zeitgenossen Sh.'s aber, die ihn überlebten und jene Folianten aufschlugen, um sich in der Erinnerung an die Glanzzeit der Theater zu ergehen, in der sie der Aufführung der Stücke mit Vergnügen gelauscht, mussten dieselben enttäuscht wieder aus den Händen legen, denn die fehlerhaften und unverständlichen Zeilen spiegelten ihnen die Gemüthsbewegungen nicht zurück, die sie einst bei der Aufführung empfunden hatten. Der traurige Zustand dieser ersten Sh.-Ausgabe hat vielleicht mehr als irgend etwas Anderes dazu beigetragen seine Werke lange der Geringschätzung anheimzugeben; derselbe Umstand aber ist es, der auch das Interesse an der beständigen Verbesserung derselben, um sie endlich makellos wiederherzustellen, zwei Jahrhunderte hindurch wach erhalten hat.

Die zweite Folio-Ausgabe, ein Abdruck der ersten, erschien im Jahre 1632, die dritte Ausgabe 1664, die vierte 1685; die Zahl der Abdrücke dieser verschiedenen Ausgaben ist leider unbekannt geblieben.

Im Jahre 1709 endlich trat Nicholas Rowe mit einer verbesserten Octav-Ausgabe der Shakespeare'schen Werke auf, die einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet und dieselben überhaupt erst lesbar machte, und von dieser Zeit an beginnt die schnelle Folge der Ausgaben, die bis in unsere Zeit zu einer ungemein grossen Zahl angewachsen sind. So erschienen während des

---

injurious impostors, that exposed them: even those are now offered to your view cured and perfect of their limbs, and all the rest, absolute in their numbers, as he conceived them.

achtzehnten Jahrhunderts im J. 1725 eine Quart-Ausgabe von Pope mit einer werthvollen Vorrede und einer Sammlung der bisherigen bedeutenderen Kritiken versehen, doch mit willkürlich verändertem Texte, im Jahre 1733 eine solche von Theobald, in Bezug auf Correctheit des Textes die beste der bis dahin erschienenen, im J. 1774 die Oxford-Ausgabe von Hanmer, 1747 von Pope und Warburton, 1753 von Hugh Blair, 1765 von Dr. Johnson, 1766 von Steevens, 1773 von Johnson und Steevens, 1790 von Malone etc.

Im Jahre 1693 leistete ein gewisser Rymer den Werken Sh.'s den unfreiwilligen Dienst, durch eine schnöde Kritik derselben die Aufmerksamkeit eines grösseren Publicums auf sie hinzulenken. Sein Urtheil ist jedoch nur bemerkenswerth durch die Verkehrtheit desselben und durch die Bitterkeit, die er aus Lust an Widerspruch gegen die durch Betterton's Spiel noch immer hin und wieder mit rauschendem Beifall begrüssten Stücke ausgiesst. Er gab aber doch den Anstoss zu näherer kritischer Untersuchung derselben, so ungünstig sie auch zu jener Zeit ausfallen mochte, wo man noch immer mit den französirten Regeln des Aristoteles wie mit der Elle messen wollte. Ein günstigeres Urtheil über dieselben wagten die damals nach und nach entstehenden viel gelesenen Wochenblätter, hauptsächlich der Tatler und Spectator, zu fällen.

Einen weit grösseren Einfluss auf die Wiedereinführung Sh.'s in die Herzen des Volks als ihn diese häufigen Ausgaben seiner Werke und diese Kritiken gehabt, äusserten die unübertrefflichen Darstellungen Shakespeare'scher Charactere gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts durch Betterton und besonders seit 1741 durch David Garrick. Wie überhaupt dramatische Werke ihrer Natur nach eine ergreifende Wirkung in der scenischen Darstellung äussern sollen,* ist früher anerkannt worden, wie es noch jetzt anerkannt wird,** dass von

* Vergl. Johnson's Vorrede zu s. Sh.-Ausgabe wo er sagt: His language not being designed for the reader's desk was all he desired it to be, if it conveyed his meaning to the audience.

** Gervinus sagt darüber Th. II, S. 490: Ein ganz Wesentliches zu der ideellen Wirkung eines Shakespeare'schen Dramas thut die Aufführung; durch sie erst kommt die ganze Macht des Dichters zu Tage etc. Wir werden von der Aufführung gezwungen, nicht wie beim Lesen auf Worten zu

den Dramen der Neueren dieser allgemeine Ausspruch auf Sh. am meisten Anwendung findet; er ist so frisch und lebenswahr, dass, um ihn recht zu erfassen, man das natürliche Bild des Lebens und Handelns, das er uns darstellen will, an sich vorbeiziehen lassen muss. Dies erklärt zur Genüge den gewaltigen Umschwung, den Garrick's Darstellungen in der damaligen Schätzung Sh.'s hervorriefen. Garrick hatte das richtige Gefühl und besass den tiefen Einblick in die Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute, dass er zur Hervorrufung grösserer Begeisterung für Sh. den Erfolg, den er durch seine Darstellungen errungen, durch eine öffentliche glänzende Demonstration zu krönen beschloss, und so entstand auf sein Betreiben die grosse Feier, das „Jubilee" zu Stratford on Avon, Sh.'s Geburtsort, am 6. September 1769, also ohngefähr 200 Jahre nach des Dichters Geburt. Es war dies, obwohl nach unserem Geschmacke nicht so recht sinnig arrangirt, der englischen Art der Demonstration aber vollkommen angepasst, das grosse Versöhnungsfest der Nation mit ihrem so lange verkannten und vernachlässigten Dichter und der eigentliche Zeitpunkt, von dem an der Strom der Sh.-Verehrung und des Sh.-Studiums immer mächtiger anschwoll und unaufhaltsam fortströmte.

---

weilen, sondern auf dem, was das Schauspiel darstellen will, auf der Handlung etc. Sh.'s Werke sollten streng genommen durchaus nur durch Aufführung verständlich gemacht werden. Denn dafür und dafür allein sind sie geschrieben worden; die Trennung der dramatischen Dichtung von der Schauspielkunst, durch die bei uns beide Künste gelitten haben, bestand in Sh.'s Zeiten nicht. Die Hauptschwierigkeit des Verständnisses seiner Stücke liegt auch nur darin, dass wir sie lesen und nicht sehen. Denn vollgedrängt wie sie sind von dichterischen Schönheiten, von psychologischer Characteristik, von moralischer Lebensweisheit, von Beziehungen und Anspielungen auf Zeitverhältnisse und Personen, zerstreuen sie die Aufmerksamkeit auf die verschiedensten Puncte und lassen schwer zur Zusammenfassung des Ganzen und schwer zu seinem leichten Genusse gelangen. Wenn sie aber dargestellt werden von Schauspielern, die dem Dichter gewachsen sind, so tritt eine Arbeitseintheilung ein, die uns durch Einschreiten einer zweiten Kunst die erste zum leichteren Genusse vermittelt. Die Spieler, die ihre Rollen begriffen haben, überheben uns jener erschwerenden Mühe beim Lesen, vielleicht zwanzig verschiedene Charactere auseinander zu halten, und in sich in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu verstehen. Erscheinung, Sprache, Benehmen des einzelnen Spielers erklären uns mühelos wie im Gemälde die Figuren und Hebel der Handlung; sie geben uns die feinsten Fäden durch deren Verwickelungen an die Hand und leiten uns zu dem Innersten und Allerheiligsten des Kunstbaues auf ebnerem Wege. Gervinus, Th. I, S. 26 u. 27.

Wie gross der Einfluss Garrick's auch auf Deutschland war, ist daraus abzunehmen, dass in demselben Jahre 1741, in dem dieser Schauspieler zuerst in dem kleinen Theater von Goodman's fields in London in der Rolle Richards III. auftrat und seine Zuhörer zu Schauer und Thränen hinriss, Ritter W. von Borck, der zur Zeit preussischer Gesandter in London war, ohne Zweifel weil auch er das mächtig Ergreifende des Sh.-Geistes in ebenbürtiger Darstellung erfahren hatte, die erste Uebersetzung eines vollständigen unverfälschten Trauerspiels von Sh., den Julius Caesar, herausgab.

Es waren allerdings schon vor dieser Zeit einzelne Bruchstücke und selbst ganze Dramen von Sh. nach Deutschland hinübergebracht und in der bekannten Sammlung der „Wiener Haupt- und Staatsactionen" veröffentlicht worden, aber in einer so entstellten Form, dass wenn nicht Namen und einzelne Theile der Handlung einen Anhaltepunkt gewährt hätten, man Sh. nimmermehr daraus würde erkannt haben, wie denn auch des Dichters Name aus naheliegenden Gründen verschwiegen worden war. Diese Stücke und Bruchstücke rührten von englischen Schauspielern her, die gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts ihren Weg über Holland nach Norddeutschland und den Rhein hinauf nach Süddeutschland fanden. Es können dieser Stücke aber nur wenige gewesen sein und man kann sich nicht darüber wundern, dass diese von den englischen Schauspielern selbst in der höchsten Verunstaltung aufgeführt worden sind, da, wie oben angeführt, dramatische Werke Eigenthum der Theaterbesitzer waren und letztere natürlich mit Argus-Augen über ihrem Schatze wachten, damit nicht andere Gesellschaften sich der Stücke bemächtigten und jene zur Erreichung grösserer Erfolge allein auf die Tüchtigkeit ihrer Schauspieler angewiesen gewesen wären. Es waren daher diesen englischen Schauspielern ältere Stücke weit eher zugänglich, welche als veraltet von den Theater-Directoren den Buchhändlern übergeben worden, oder wenigstens handschriftlich leichter zu erlangen waren als die Shakespeare's, aus deren ausschliesslichem Besitz die Directoren des „Globe" gerade zu jener Zeit bedeutende Reichthümer zogen. Diejenigen derselben daher, die in Deutschland zur Aufführung gelangten, müssen durch Nachschreiben bei der

Darstellung, durch fragmentarische Mittheilungen von Personen, welche dem Theater nahe standen, oder auf ähnliche Weise zusammengestellt worden sein.

Schon im Jahre 1620 erschien ein Band von Verdeutschungen unter dem Titel: „Englische Komödien und Tragödien, wie sie von den Engländern in Deutschland an königlichen, kur- und fürstlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handelsstädten agieret und gehalten worden,“ in dem sich zwei Stücke befinden, die entschieden an die „beiden Veroneser“ und das Sh. von Vielen zugeschriebene, richtiger aber überarbeitete Stück „Titus Andronicus“ erinnern, wie Tieck gezeigt hat.* Das erste grössere, leicht erkennbare Bruchstück eines der Shakespeare'schen Werke, das in deutschem Gewande, allerdings ganz umgearbeitet, bekannt geworden, ist die Episode der Handwerker-Comödie im Sommernachtstraum. Sie ist verflochten in das Lustspiel von Gryphius: Absurda comica oder Herr Peter Squenz, in dem Herr Squenz der Pedant die Hauptrolle spielt, das um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erschien. Ob der Sommernachtstraum als Ganzes von den englischen Schauspielern nach Deutschland gebracht worden sei, oder nur diese Episode allein, wie sie in England von Cox bearbeitet um dieselbe Zeit unter dem Titel: „The merry conceited humours of Bottom the weaver“ bekannt war, ist nicht erwiesen, jedenfalls ist sie doch auf das (englische) Shakespeare'sche Stück zurückzuführen.

Wir wissen genau, dass ausser dieser Episode drei Shakespeare'sche Dramen früh ihren Weg nach Deutschland gefunden haben und in deutschen Uebertragungen von deutschen Wandertruppen aufgeführt wurden; es sind dies „Romeo und Julie,“ das unter dem Namen „Romeo und Julieta“ nicht zu verkennen ist, wie Ed. Devrient, der es aufgefunden,** durch Auszüge daraus hinlänglich gezeigt hat, ferner Hamlet, der unter dem Titel: „Eine Tragödie, der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet von Dänemark“ unter des Schauspielers Eckhoff Nach-

* Vergl. Tieck, Deutsches Theater I, S. 27 etc.
** Vergl. Devrient, Geschichte d. deutschen Schauspielkunst I, S. 289 ff.

lass gefunden und aus dem im Gothaischen Theater-Kalender von 1779 ein Auszug veröffentlicht wurde, und zuletzt der Kaufmann von Venedig. Die beiden letzteren scheinen jedoch etwas später übertragen worden zu sein als das erste, das schon in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch deutsche Schauspieler zur Aufführung gelangt sein muss. Uebrigens sollen nach Fr. Thimm's Angabe schon im Jahre 1614 Handschriften von Romeo u. Julie, Hamlet und Ben Jonson's Volpone, die in der Züricher Bibliothek aufgefunden worden sind, von Joh. R. Hess, nachmaligem Senator in Zürich, aus England gebracht worden sein.

Da bei den deutschen Bearbeitungen der genannten Stücke die Quelle, aus der sie geschöpft waren, verschwiegen worden, so war Sh.'s Name in Deutschland noch immer unbekannt, als Spätere, z. B. Dryden, der 17 Jahre nach Sh.'s Tode geboren wurde, sich der Kenntniss deutscher Literar-Historiker bereits dargeboten hatten. Die erste Erwähnung des Namens Sh. geschieht, soweit bis jetzt bekannt, in einem im Jahre 1682 erschienenen Buche von Georg Daniel Morhof, der in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" sagt: „John Dryden hat gar wohl gelehrt von der dramatica poësi geschrieben. Die Engelländer, die er hierinnen anführet, sind Shakespeare, Fletcher und Beaumont, von welchen ich nichts gesehen habe." Eine zweite Notiz über ihn findet sich erst in den im Jahre 1708 erschienenen „Gedanken von der Oper" von Berthold Feind, und zwar in folgender Stelle: M. le chevalier Temple in seinem Essai de la poésie erzählet p. 374, dass etliche, wenn sie des rennomierten englischen Tragici Shakespeare Trauerspiele verlesen hören, oft lautes Halses an zu schreien gefangen und häufige Thränen vergossen." Bald darauf erwähnt Bentheim in seinem „englischen Schul und Kirchenstaat" (Kap. 29) Shakespeare folgendermassen: „William Shakespeare kam zu Stratford in Warwickshire auf die Welt. Seine Gelehrsamkeit war sehr schlecht, und daher verwunderte man sich um desto mehr, dass er ein fürtrefflicher poeta war. Er hatte einen sinnreichen Kopf, voller Scherz, und war in Tragödien und Comödien so glücklich, dass er auch einen He-

raclitum zum Lachen und einen Democritum zum Weinen bewegen konnte."*

Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1740 findet man Shakespeare's Namen in keinem deutschen Werke. In dem bezeichneten Jahre aber erwähnt Bodmer eines englischen Dichters, den er Saspar und bald darauf in den „Betrachtungen über die poetischen Gemälde" Sasper nennt,** worunter Shakespeare zu verstehen ist. Die sonderbare Orthographie hatte er aller Wahrscheinlichkeit nach einer falschen Aussprache oder Abkürzung des Namens nachgebildet.

Als aber im Jahre 1741 des Ritters von Borck Uebersetzung des Julius Caesar erschienen war und somit das Publicum zum ersten Male ein Shakespeare'sches Trauerspiel vollständig in ziemlich gelungener Uebersetzung, (sie war in Alexandrinern, einer damals durch die französischen Classiker den Deutschen geläufig gemachten Versart geschrieben,) lesen konnte, da glaubte Gottsched, als wenn er ahnte, dass der kritischen Zwingburg, die er mühsam und unter grosser Anstrengung in langen Jahren aufgebaut hatte, und vor der sich alle Kritiker seiner Zeit ehrfurchtsvoll neigten, Gefahr drohe, mit scharfem Tadel gegen diese Uebersetzung zu Felde ziehen zu müssen. Die auf dieselbe bezügliche Stelle in den Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit lautet folgendermassen: „Die Uebersetzungssucht ist so stark unter uns eingerissen, dass man ohne Unterschied Gutes und Böses in unsere Sprache bringt; gerade als ob alles, was ausländisch ist, schön und vortrefflich wäre und als ob wir nicht selbst schon bessere Sachen aus den eigenen Köpfen unserer Landsleute aufzuweisen hätten. Die elendeste Haupt- und Staatsaction unserer gemeinen Comödianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft als dieses Stück Shakespeare's ist. Der Herr Uebersetzer also, wenn er, wie er drohet, noch mehr über-

* Vergl. Eschenburg, Ueber Shakespeare 1787. p. 498.

** Dass Shakespeare unter diesem Namen gemeint sei, geht aus zwei Stellen der oben angeführten Abhandlung hervor, von denen die eine sich auf des Theseus Beschreibung seiner Hunde im Sommernachtstraum (Act 4, Sc. 2), die andere sich auf die Erscheinung des Geistes im Hamlet bezieht. Cf. Krit. Betrachtungen üb. d. poet. Gemälde. S. 170 u. 593.

setzen will, beliebe sich unmassgeblich bessere Urschriften zu wählen, womit er unsere Schaubühne bereichern will, ehe er sich diese Mühe giebt, sonst wird ihm Deutschland keinen grösseren Dank dafür wissen, als unseren Komödianten, die uns auch eine Menge Stücke aufführen, die sie aus allen kleinen Geistern der Franzosen übersetzet, die von ihren eigenen Landsleuten ausgezischet und verworfen werden."

Noch in demselben Jahre und in derselben Zeitschrift erschien eine Vergleichung Sh.'s mit Gryphius von Joh. Elias, dem Bruder von Joh. Heinrich Schlegel. Abgesehen von der nach unserer heutigen Schätzung höchst sonderbaren Wahl der zu vergleichenden Dichter, muss man Joh. Elias Schlegel die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, dass er nach dem Stande der dramatischen Kritik seiner Zeit, bei den herrschenden Vorurtheilen zu Gunsten des französischen Classicismus ein recht gesundes und freimüthiges Urtheil über Shakespeare gefällt hat, das erste in Deutschland, das diesen Namen überhaupt verdient. Er betonte darin besonders Sh.'s ausserordentliche Meisterschaft in der Zeichnung der Charactere, und den richtigen Ausdruck, den er den Gefühlsbewegungen leihe im Gegensatz zu Gryphius, dessen dramatische Oeconomie er dagegen über der Sh.'s lobend erhob. Auch ihm war die ewig wiederholte und bis zum Ekel angepriesene Einheit des Orts, der Zeit, der Handlung nach den französischen Mustern unumstössliches Gesetz und er konnte bei aller richtigen Würdigung Sh.'s immer noch nicht über den scharfen Stein des Anstosses, dass Sh. dieselbe nicht beobachtet, hinweg. Man darf ihm wohl verzeihen, dass er in den Fehler verfiel, in den häufig in die Sh.'schen Stücke eingeflochtenen Scenen aus dem Volks- und Alltagsleben eine Abschwächung der durch die pathetischen Stellen hervorgerufenen Regungen zu sehen; es ist dasselbe von späteren Kunstrichtern, die mit weit mehr Praetensionen auftraten, beständig nachgebetet worden, bis Gervinus endlich in schlagender und geistvoller Ausführung den ächten poetischen Werth dieser Episoden kennen und würdigen lehrte.

Es stehe hier noch ein zweites Urtheil über Sh. aus jener Zeit, das Gottsched fällte, dessen Aussprüche ja damals auch dem grossen gebildeten Publicum Orakelsprüche waren, weil es

in schlagender Weise den Contrast der vor 100 Jahren ausgeübten Sh.-Kritik und der jetzigen darstellt. Gottsched sagt von einem Aufsatze in dem englischen Blatte The Spectator, in dem Sh.'s Regellosigkeit als durch die vielfachen Schönheiten in seinen Werken vollkommen aufgewogen erklärt wurde: „Das klingt nun recht hoch, und wer von Sh.'s Sachen nichts gelesen hat, der sollte fast denken, es müsste doch wohl recht was Schönes sein, welches den Abgang aller Regeln so leichtlich ersetzen kann. Allein man irrt sich sehr. Die Unordnung und Unwahrscheinlichkeit, welche aus dieser Hintansetzung der Regeln entspringen, die sind auch bei dem Sh. so handgreiflich und ekelhaft, dass wohl Niemand, der nur je etwas Vernünftiges gelesen, daran ein Belieben tragen kann. Sein Julius Caesar, der noch dazu von den Meisten für sein bestes Stück gehalten wird, hat so viel Niederträchtiges an sich, dass ihn kein Mensch ohne Ekel lesen kann. Er wirft darinnen alles unter einander. Bald kommen die läppischen Auftritte von Handwerkern und Pöbel, die wohl gar mit Schurken und Schlingeln um sich schmeissen und tausend Possen machen, bald kommen wiederum die grössten römischen Helden, die von den wichtigsten Staatsgeschäften reden. Die Zeit ist so schön darinnen beobachtet, dass dies Trauerspiel mit der Verschwörung wider den Caesar anfängt und mit der pharsalischen — so steht da — Schlacht aufhört. Auch die Gespenster sind darinnen nicht vergessen, vor welchen Brutus eine recht kindische Angst hat, ohngeachtet er sich kurz zuvor einen derben Rausch getrunken (!) um den Tod seiner Gemahlin Portia zu verschmerzen. Wenn nun solche saubere Sachen einem Liebhaber der Dichtkunst die Verwerfung der Regeln angenehm machen können, so muss er ein trefflich Geschick zur englischen Leichtgläubigkeit haben."*

Zu dieser Zeit treten die Franzosen thätiger in der Kritik Sh.'s auf als wir Deutsche, wie denn auch einige ihrer Kritiker viel früher die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf ihn hingelenkt hatten. Dieses findet seinen Grund augenscheinlich in dem bei Weitem grösseren Verkehr der Franzosen mit den Engländern.

---

* Beiträge zur kritischen Historie etc.

Schon 1699 hatten St. Evremond,* der den grössten Theil seines Lebens in England zubrachte, auch dort starb, später La Motte und La Fosse sowie der Abbé Prévost in seiner Zeitschrift le Pour et le Contre sich eingehend mit Sh.'s Werken beschäftigt, und schon in den Jahren 1745—48 erhielten die Franzosen im Théâtre anglais von de la Place eine Uebersetzung von Antonius u. Cleopatra, Cymbeline, Hamlet, Henry VI., Julius Caesar, Macbeth, Merry wives of Windsor, Othello, Richard III. und Timon of Athens. Leider hatte de la Place nicht den Muth mit einer Uebersetzung der vollständigen Stücke hervorzutreten, er liess die charakteristischen Volksscenen wie überhaupt Alles, was in jener überfeinerten Zeit in Frankreich irgend einen Anstoss erregen konnte, aus,** so dass man in seinen Uebertragungen immer noch nicht den Shakespeare hatte; aber sie gewährten doch den Vortheil, das grössere Publicum mit Sh.'s Namen bekannt zu machen, die Kritik herauszufordern, und Anregung zu vollständigen Uebersetzungen der sämmtlichen Sh.'schen Werke zu werden. Diese Kritik, fast ohne Ausnahme eine heftig tadelnde aber höchst unberechtigte und aller vernunftgemässen Beweisführung entbehrend, wurde von verhältnissmässig unbedeutenden literarischen Grössen ausgeübt, bis sie im Jahre 1755 in Voltaire's Lettres sur les Anglais ihren Culminationspunkt erreichte, und sich nun, da ein so bedeutender Kämpfer in die Arena getreten war, die besten Geister in Deutschland und Frankreich es angelegen sein liessen, den Grund oder Ungrund eines so absprechenden und in sich selbst widerspruchsvollen Urtheils zu untersuchen. Da in Frankreich jedoch, wo man vielfach mit Voltaire's als des literarischen Dictators Augen sah, diese Periode nicht von bedeutendem Einfluss auf die Verbreitung des Shakespeare-Studiums war, auch keine besonders wichtige Momente in der Sh.-Kritik zu Tage förderte, so möge hier nur Voltaire's Kritik ganz kurz characterisirt werden.

* St. Evremond Oeuvres. Paris, 1699. P. 245. 260.

** Vergl. mit diesem ein ähnliches englisches Unternehmen der Neuzeit, das dem Herausgeber, den nach dem Namen eines feinfuhlenden Mannes verlangte, mit Recht den eines Barbaren einzutragen geeignet ist, den sogen. Family Shakespeare v. J. Bowden.

In Deutschland waren seit der oben angeführten Schlegel'schen Vergleichung Sh.'s mit Gryphius bis zu diesem Zeitraume keine selbstständigen und eingehenden Kritiken erschienen, es war aber Sh.'s hin und wieder bei der Anzeige fremder Beurtheilungen in den von Gottsched herausgegebenen Zeitschriften, so besonders in dem „neuen Bildersaal der Weltliteratur" in Bemerkungen, meist tadelnden oder spöttischen Inhalts gedacht worden, wo sie nicht dieses Inhalts sind, geben sie nichts als Uebersetzungen aus englischen Schriftstellern; hier und da nur ist eine kurze Notiz lobender Art von einem deutschen Kritiker eingeflochten, aber Gottsched wies allen Antheil daran auf das Ernsteste von sich.*

Noch im Jahre 1750 findet sich eine höchst eigenthümliche Notiz in einem damals weitverbreiteten Universalwerke, dem Jöcher'schen compendiösen Gelehrten-Lexicon, das bis zum Jahre 1819 sich eines sicheren Bestehens erfreute, vor, aus der erhellt, eine wie fast mythische Persönlichkeit Sh. selbst den damaligen Gelehrtenkreisen war. Die Stelle lautet folgendermassen: „Shakespeare (Wilh.), ein englischer Dramaticus, geboren zu Stradford 1564, war schlecht auferzogen und verstund kein Latein. Er hatte ein scherzhaftes Gemüthe, konnte aber doch sehr ernsthaft sein, und excellierte in Tragödien. Er hatte viel sinnreiche und subtile Streitigkeiten mit Ben Jonson, wiewohl keiner von beyden viel damit gewann. Er starb zu Stradford 1616 am 23. April im 53. Jahre. Seine Schau- und Trauerspiele, deren er sehr viel geschrieben, sind in VI Theilen 1709 zu London zusammengedruckt und werden sehr hoch gehalten."

Die Jahre 1755—56, in denen Voltaire's Kritiken erschienen,** bezeichnen den Zeitpunkt, in dem man sich allen Ernstes

---

* Vergl. Vorrede zum neuen Büchersaal. Bd. 8, S. 136.

** Vergl. folgende Stellen in den Lettres sur les Anglais; dix-huitième lettre: de la tragédie anglaise 1755: Shakespeare que les Anglais prennent pour un Sophocle créa le théâtre anglais. Il avait un génie plein de force et de fécondité de naturel et de sublime sans la moindre étincelle de bon goût et sans la moindre connaissance des règles. Il y a de si belles scènes, des morceaux si grands et si terribles répandues dans ses farces monstrueuses, qu'on appelle tragédies que ces pieèces ont toujours été jouées avec un grand succès. Und an einer anderen Stelle: Shakespeare le Corneille de Londres, grand fou d'ailleurs, mais il a des morceaux admirables. Ferner: Lettre à l'académie française, 25. Aug. 1776. Prem. partie: Une partie de la nation anglaise a érigé depuis peu un temple au fameux comédien-poëte Shakespeare et a fondé un jubilé en son honneur. Quelques Français ont

an eine vorurtheilsfreie verstandes- und zeitgemässe Beurtheilung Sh.'s machte, und dies um so mehr, als gerade in demselben Jahre, 1755, Lessing's Miss Sarah Sampson erschien, und die Deutschen in diesem ersten „bürgerlichen Trauerspiel" von hervorragendem Werthe einen Weg der productiven Dramatik beschritten, welcher dem der französischen Heldentragödie geradezu entgegengesetzt war. Das Stück ward bekanntlich mit allgemeinem Jubel begrüsst.

Es war diese Reaction gegen den franz. Geschmack zwar der Zeit nach vorbereitet worden durch die Opposition von Bodmer und Breitinger gegen Gottsched's bis dahin allgemein als gültig anerkannte Kunstregeln, aber Lessing ging seinen Weg doch ganz selbstständig und er war es, der von nun an im Verein mit Nicolai mit mächtigen und genialen Streichen Gottsched aus dem letzten literarischen Gebiete verjagte, auf dem er sich noch mit Mühe gehalten hatte, und uns Sh. in seiner ganzen Würde und Erhabenheit darstellte. Es ist dies einer der kühnsten und mächtigsten Griffe, die je in das Getriebe der deutschen Literatur gethan worden sind und unberechenbar sind seine Folgen für das ganze Gebiet derselben geworden.

Während Lessing selbst durch die Production eines bahnbrechenden Dramas, ähnlich wie Lillo es in England durch den Kaufmann von London gethan, das Gefühl und den Geschmack seiner Landsleute auf eine neue Bahn leitete, um sie das lange verkannte Wesen ihrer eigensten Richtung und Neigungen wiederfinden zu lassen, überliess er es vor der Hand Nicolai, in dem Hinweise auf Shakespeare und der Auslegung seines dem deutschen Character so verwandten Wesens den Deutschen kri-

---

tâché d'avoir le même enthousiasme. Ils transportèrent chez nous une image de la divinité de Shakespeare. Deuxième partie. Personne assurément ne respecte plus que moi les grands hommes que cette île a produits et j'en ai donné assez de preuves. La vérité qu'on ne peut déguiser devant vous m'ordonne, de vous avouer, que Shakespeare, si sauvage, si bas, si effréné et si absurde avait des étincelles de génie. Und später: Figurez-vous, Messieurs, Louis XIV. dans sa galerie de Versailles entouré de sa cour brillante, un gille couvert de lambeaux perce la foule des héros, des grands hommes et des beautés, qui composent cette cour; il leur propose de quitter Corneille, Racine, Molière pour un saltimbanque qui a des saillies heureuses et qui fait des contorsions. Croyez-vous que cette offre serait reçue?

tisch vorzuführen, wo sie ihre Vorbilder zu suchen hätten, ihnen die Quelle zu zeigen, aus der allein es ihrer würdig wäre, tief und freudig zu schöpfen. Er hob in den Briefen „über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ bei der Besprechung des deutschen Theaters besonders Shakespeare's meisterhafte Characterzeichnung hervor, die ihm trotz der Vernachlässigung der gangbaren dramatischen Regeln einen hohen Rang über den französischen Dramatikern einräumte. „Wem,“ sagte er, „das englische Theater bekannter ist, der weiss, dass es in seiner Art so viel Vorzügliches hat, als das französische. Die Grösse und Mannigfaltigkeit der Charactere ist eines der Vornehmsten, worin die Deutschen von den Engländern lernen könnten. Es ist wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmässigkeit, ihr übelgeordneter Dialog ist nicht nachzuahmen: aber die Regeln sind dasjenige, was ein Deutscher am ersten weiss, und mit einer mässigen Kenntniss derselben sind diese Fehler, bis auf den letzten, sehr leicht zu vermeiden. Ihre Unregelmässigkeit bringet ihnen zuweilen auch wirklichen Vortheil; die Franzosen gestehen es selbst, dass ihre allzugrosse Zärtlichkeit und Weichlichkeit ihnen nicht erlaubt, viele Charactere auf ihr Theater zu bringen, die auf dem engländischen Theater die glücklichste Wirkung thun. Der Stoff der engländischen Comödie ist daher viel mannigfaltiger. Ich sehe in derselben allezeit die Menschen unter den verschiedensten Gestalten und sehr öfters mit den feinsten Auswickelungen ihrer Neigungen. In den meisten französischen Comödien weiss ich schon voraus, was ich sehen werde: einen verliebten Herrn, einen lustigen Diener und ein Kammermädchen, das witziger ist, als ihre Gebieterin.“

Ebenso wies er auch in einem 1756 geschriebenen Artikel in der „theatralischen Bibliothek,“ in dem er die Geschichte der englischen Bühne behandelte, rühmend auf Shakespeare, Beaumont u. Fletcher und Ben Jonson hin, indem er zugleich die Behauptung aufstellte, dass ein Vorrang vor den dramatischen Werken jener Dichter nur den Griechen zuzugestehen sei.

Das eigentlich belebende Feuer aber in diese kritischen Bestrebungen warf erst Lessing durch seine Abhandlungen über Sh. in den „Briefen die neueste Literatur betreffend,“ in denen

er, wie es stets seine Art war, mächtig an der trägen Nachahmungssucht für die französischen Muster rüttelte und mit feurigen Worten dem Blitzstrahl gleich die ungesunde literarische Atmosphäre reinigte. Der siebenzehnte Brief des angeführten Cyclus vom Februar 1759 kann mit Recht als ein Aufruf an alle vorurtheilsfreien und klaren Köpfe gelten, an alle Gebildeten seiner Nation, zu erkennen, wie ungehörig sie bisher auf falschen Altären geopfert und das wahrhaft Erhabene und Meisterhafte unwürdiger Vernachlässigung anheimgegeben hätten, und sich fortan mit Ernst und Liebe zu der Würdigung des grossen und reinen Genius zu begeistern, den er ihnen in so hellem Lichte und in so scharfen Umrissen darstellte. Lessing war der Mann dazu, eine solche Revolution in den Gemüthern hervorzubringen, denn er besass nicht allein die durch Klarheit der Anschauung hervorgebrachte überzeugende Kraft des Wortes, sondern auch die Beharrlichkeit, das Erkannte zur Geltung zu bringen, und die stete Schlagfertigkeit, jedem Angriffe, wo und in welcher Form er hervortrat, zu begegnen; und es ist wohl eine Fügung, die wir Späteren allen Grund haben anzuerkennen, dass diese grosse Sache in die Hände eines solchen Sachwalters fiel. Er wandte zuerst seine Waffen gegen die Autorität und die kritische Begabung Gottsched's, als gegen den offensten und gefährlichsten Widersacher der richtigen Würdigung Sh's.

„Niemand,“ hatte Nicolai gesagt, „wird läugnen, dass die deutsche Schaubühne einen grossen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken hat.“ Darauf antwortete Lessing: „Ich bin dieser Niemand, ich läugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, dass sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeintlichen Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.“ „Den elenden Zustand der Bühne einzusehen,“ sagt er weiter, „brauche man eben nicht der feinste und grösste Geist zu sein. Es hätten auch andere denselben wohl eingesehen, aber Gottsched habe sich vor Andern die Kraft zugetraut, ihn zu verbessern, indem er aus dem Französischen übersetzt, französische Reimerei ermuntert und den Harlequin feierlich vom Theater vertrieben habe. Er habe

nicht sowohl das alte Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen französirenden werden wollen, ohne zu untersuchen, ob dies der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.*

Dass so kühne Behauptungen nicht ohne Erwiderungen bleiben konnten, liegt auf der Hand, sie sind aber von zu geringer Bedeutung und liegen dem Vorwurf dieser Zeilen zu fern, als dass ihrer hier speciell Erwähnung geschehen sollte.

Das grosse Publicum war indessen bis hierher und noch bis in die vier folgenden Jahre dem richtigen Verständniss und der Parteinahme an diesem literarischen Streite, der auf Lessings Seite auch von den Mitarbeitern an den Literaturbriefen Nicolai und Mendelssohn geführt worden, ganz fern geblieben, da ihm die Grundlage des Verständnisses desselben in einer deutschen Uebersetzung der Shakespeare'schen Werke fehlte. Es war jedoch durch denselben bei den Gebildeten der Wunsch rege geworden, zu einer gründlicheren Kenntniss der englischen Dramatik durchzudringen, und es war daher ein mit Freuden begrüsstes Ereigniss, als 1762 der erste Band der Wieland'schen Uebersetzung von Sh.'s Werken erschien, die nach und nach bis zum Jahre 1766 auf 8 Bände anwuchs. Sie enthielt von den historischen Stücken nur die beiden Theile von Heinrich IV., es fehlten in derselben ferner: Cymbeline, die lustigen Weiber von Windsor, Ende gut, Alles gut, die bezähmte Widerspänstige, Coriolanus, Troilus u. Cressida, Verlorene Liebesmüh und die von Sh. nur überarbeiteten Pericles und Titus Andronicus. Sie war leider bis auf die meisten der Reim-Verse im Sommernachts-Traum in Prosa abgefasst, ein Umstand, der keineswegs geeignet war, den deutschen Lesern eine richtige Anschauung von den Originalen zu geben. Wieland hatte diese Form gewählt, weil, wie er in einer Anmerkung zu einem der gereimten Verse sagt, Sh. jegliches Talent Verse in Reimen zu schreiben abgesprochen werden müsse, und entschuldigt damit in vielen Fällen seine eigene schlechte Prosaübersetzung, da er so viel wie möglich wörtlich habe wiedergeben wollen, was er gefunden, und Sh. häufig sich nicht nur nicht vor groben Unschicklichkeiten, sondern auch nicht einmal vor offenem Unsinn gescheut habe,

* Siehe den 17. Literaturbrief.

um einen Reim zu Stande zu bringen. Dass es nur äusserst wenige oder vielleicht nie einen Schriftsteller gegeben, dem ein Reim immer sogleich bei der Hand gewesen ist, und der sich beim Schreiben gereimter Verse nie einen Zwang hat auflegen müssen, daran wird jetzt wohl Niemand zweifeln, und es sollten daher Sh.'s Reime nicht härter beurtheilt werden, als die anderer Schriftsteller, aber man wird wohl kaum umhin können zu fühlen, dass Sh.'s reimlosen Jambenversen jene hinreissende Gewalt innewohnt, die den vollen augenblicklichen Ausguss tiefen Gefühls und kräftigen Gedankens so wunderbar kennzeichnet. Dass Wieland aber ganz anderer Meinung war, geht aus den vielfach unter die einzelnen Stücke gesetzten Anmerkungen hervor, deren Abgeschmacktheit gegenwärtig in hohem Grade lächerlich erscheinen muss, Wieland aber auch schon damals die heftigsten Angriffe und manchen Spott zuzog.* Diese tadelnde Kritik beschränkt sich aber nicht allein auf den Reim der Sh.'schen Verse, sie ist ungemein fruchtbar in der Auffindung der verschiedenartigsten Fehler und stellt Alles, was auf diesem Felde vor und nachher geleistet worden, gänzlich in den Schatten. Es möge hier Einiges aus derselben Platz finden, welches zeigen soll, wie befangen das Urtheil eines so hervorragenden und geistreichen Schriftstellers und noch dazu nicht einmal abgesagten Feindes der Sh.'schen Muse war, wie dies sowohl aus verschiedenen Stellen der Vorrede zu der Uebersetzung, als auch aus einem im Folgenden angeführten Briefe hervorgeht.

So sagt er in der Anmerkung zu dem Selbstgespräch Edmunds vor dem Eintritt Edgars in König Lear, Act I. Sc. 2: „Dieses nonsensicalische Gewäsch hat man beinahe so verworren, als es im Original ist, zu einer Probe stehen lassen wollen von einer dem Shakespeare sehr gewöhnlichen Untugend, seine Gedanken nur halb auszudrücken, übel passende Metaphern durcheinander zu werfen und sich von allen Regeln der Grammatik zu dispensiren.“ Ferner bemerkt er zu der prophetischen Rede des alten Gaunt auf dem Sterbebette (Rich. II. Act. II. Sc. 1), die in so überaus herrlicher Sprache den ohnmächtigen Schmerz des scheidenden Patrioten vergegenwärtigt: „Was für eine Rede

* Vergl. Goethe: Götter, Helden u. Wieland, u. was Goethe darüber in „Wahrheit u. Dichtung,“ 3. Theil S. 200 sagt.

in dem Munde eines alten sterbenden Prinzen, der sich über Engbrüstigkeit und kurzen Athem beklagt! Indessen war dieses schülerhafte rhetorische Gewäsche, diese auf einander gehäuften übel zusammen passenden Metaphern und diese abmattenden Tautologien die allgemeine Mode in unseres Autors Zeit." Ist dieses nicht eine Versündigung an dem ewig wahren Geiste der Poesie, dessen Wehen in diesem schönen Monologe nur dem geistig Stumpfen, sollte man meinen, nicht fühlbar ist? Am lustigsten aber ist die Kritik der unvergleichlichen Scene im „Eberkopfe" in Eastcheap, wo der Prinz und Falstaff abwechselnd den König darstellen. (Henry IV. Act II. Sc. 4). Es heisst hier: „Diese unvollkommene Probe — denn man hat dennoch einige Blümchen auslassen müssen — wird den Leser vermuthlich geneigt machen, dem Uebersetzer in Absicht der falstaffischen Scenen Vollmacht zu geben, darüber nach eigenem Belieben zu schalten. Man muss ein Engländer sein, diese Scenen von Engländern spielen sehen und eine gute Portion Punsch dazu im Kopfe haben, um den Geschmack daran zu finden, den Sh.'s Landsleute grösstentheils noch heutigen Tages an diesen Gemälden des untersten Grades von pöbelhafter Ausgelassenheit des Humors und der Sitten finden sollen.* Wer ausser Wieland, der sich nicht ganz in einen Panzer von Vorurtheilen gesteckt hat, möchte wohl je in vollem Ernst ein solches Urtheil haben fällen mögen? Hätte er es wirklich heute gethan, so würde

* Ich kann hier der Versuchung nicht widerstehen, im Gegensatz zu diesem geringschätzigen Urtheile Wielands über die Scenen in Eastcheap, eine Schilderung eines neueren ebenso gemüthvollen wie mit kritischem Scharfsinn begabten Schriftstellers über den Eindruck, den dieselben Scenen bei ihm zurückgelassen, herzusetzen, obwohl dies eigentlich dem Vorwurf dieser Arbeit fremd ist, des Americaners Washington Irving. Er sagt in dem Sketchbook (Tauchnitz-Ed. S. 106): „Ich möchte den fetten Jack nicht für die Hälfte der grossen Männer in den alten Chroniken aufgeben. Was haben die Helden vergangener Tage für mich oder meinesgleichen gethan? Sie haben Länder erobert, von denen ich nicht einen Streifen besitze, sie haben Lorbeern errungen, von denen ich kein Blatt geerbt, sie haben tollkühne Thaten vollführt, die ich weder die Gelegenheit noch die Neigung habe, nachzuahmen. Aber der alte Jack Falstaff — der freundliche Jack Falstaff — der süsse Jack Falstaff — hat die Grenzen des menschlichen Vergnügens erweitert, er hat weite Regionen von Witz und Humor eröffnet, in denen auch der ärmste Mann sich ergötzen mag, und er hat eine endlose Erbschaft von fröhlichem Gelächter hinterlassen, die Menschen lustiger und besser zu machen bis in die spätesten Zeiten."

er sicherlich morgen unter einer unwiderstehlichen Anwandlung von Lustigkeit das Schriftstück zerrissen haben.

Wie wenig Wieland überhaupt den wahren Werth der Sh.'schen Dichtungen erfasst hatte, geht daraus hervor, dass er an verschiedenen Stellen statt der Sh.'schen Scenen kurze Inhaltsangaben derselben liefert, als ob im Grunde dasselbe Resultat und mit weniger Worten erzielt würde, wenn man statt einer treuen Uebertragung nur kurz den Faden der Handlung angiebt. So erklärt er eine solche Manipulation, die er mit dem letzten Act von „Was ihr wollt" vorgenommen, mit folgenden Worten: „Dieser ganze letzte Aufzug enthält nichts mehr als eine Entwickelung, welche leicht vorherzusehen ist. Man weiss schon, dass die Anlegung des Plans und die Entwickelung des Knotens diejenigen Theile nicht sind, worin unser Autor vortrefflich ist. Hier scheint er, wie es ihm mehrmal in den fünften Aufzügen begegnet, begieriger gewesen zu sein, sein Stück fertig zu machen, als von den Situationen, worin er seine Personen gesetzt hat, Vortheil zu ziehen." Allerdings mass er hier, seiner Richtung gemäss, Sh. nach dem Maasse französischer Stücke und den Corneille'schen Regeln, nach denen freilich die durch die Begebenheiten und Verwickelungen der ersten vier Acte angefüllte Schaale bersten und das fertige Resultat auf den Zuschauer auf einmal ausgiessen musste. Ausserdem verleitet die geringe Bekanntschaft mit dem Gange der englischen Cultur Wieland zu häufigem ungerechten Tadel: Sh. ist selten tendenziös, aber wo er es ist, da muss billiger Weise den Umständen Rechnung getragen werden, die ihn zu dieser oder jener Schreibweise bestimmten. Wenn Sh. im „Kaufmann von Venedig" und an manchen andern Stellen den übertriebenen Hang seiner Landsleute nach dem Gebrauch einer möglichst lateinisirten Sprache geisselt, so ist es ungereimt, wenn Wieland „alle nur möglichen Fehler des Ausdrucks findet." Dies nämlich ist sein Urtheil über das obige Stück, dass „alle Fehler eines ungereinigten Geschmacks und einer übertriebenen Gefälligkeit gegen den verdorbenen Geschmack seiner Zeit in keinem Stücke vielleicht auf eine beleidigendere Art vorherrschen, als im „Kaufmann von Venedig," indem die häufigen und rührenden Schönheiten desselben alle Augenblicke durch ungereimte Ab-

fälle, aufgedunsene Figuren, frostige Antithesen, Wortspiele und alle nur mögliche Fehler des Ausdrucks entstellt seien.“ „Der Uebersetzer hat es daher,“ fährt er fort, „vorgezogen, manche Stellen in veränderter Form wiederzugeben, um nicht durch eine allzu schüchterne Treue dem Sh. zu schaden und den Leser ungeduldig zu machen.“

Man sieht aus allen diesen hier angezogenen Urtheilen, mit wie grosser Voreingenommenheit Wieland den Sh. betrachtete, man erkennt leicht den allzu getreuen Anhänger der französischen Schule, aber er konnte das deutsche Wesen, das in ihm war, doch nicht so ganz ertödten, dass er nicht angezogen worden wäre von dem verwandten Geiste, der aus Sh.'s Dramen zu ihm sprach. Dies zeigte er, indem er sich mit ganzem Ernst und Eifer gegen die leichtfertige Kritik Voltaire's auflehnte, und wir müssen uns wieder mit ihm versöhnen, wenn wir lesen, was er in einem Briefe an Zimmermann schrieb, im Jahre 1758, einer Zeit, wo er sich noch nicht berufen fühlte, mit einer strengen Kritik hervorzutreten, und wo noch die geistige Grösse des britischen Dichters gewaltig rührend vor ihm aufzog.*

Eine wie wunderbare Umwandlung aber hatten wenige Jahre in der Denkweise dieses Mannes hervorgebracht, der im Jahre 1758 diesen Brief und 1762—66 die oben beleuchteten Anmerkungen schreiben konnte.

So ungerecht und beschränkt seine Auffassung auch war, so hätte es doch den Gegnern derselben besser angestanden, das Verdienstvolle einer Uebersetzung der Sh.'schen Werke überhaupt, zumal einer solchen, die doch trotz ihrer Fehler bei

---

* Er schreibt: Sie kennen ohne Zweifel diesen ausserordentlichen Menschen durch seine Schriften. Ich liebe ihn mit allen seinen Fehlern. Er ist fast einzig darin, die Menschen, die Sitten, die Leidenschaften nach der Natur zu malen: er hat das köstliche Talent, die Natur zu verschönern, ohne dass sie ihre Verhältnisse verlöre. Seine Fruchtbarkeit ist unerschöpflich. Er scheint nie etwas Anderes studirt zu haben als die Natur, ist bald der Michel Angelo, bald der Correggio der Dichter. Wo fände man mehr kühne und doch richtige Entwürfe, mehr neue, schöne, erhabene, treffende Gedanken, mehr lebendige, glückliche, beseelte Ausdrücke als bei diesem unvergleichlichen Genie? Zum Geier mit dem, der einem Genie von solchem Range Regelmässigkeit wünscht, und der vor seinen Schönheiten die Augen zuschliesst, oder kein Auge dafür hat, blos weil es die nicht sind, welche das kläglichste Stück von Pradon in weit höherem Grade besitzt als der Cid.“ (Gruber, Wieland's Leben. I. S. 233.)

Weitem nicht unbrauchbar war, hervorzuheben, statt sich in dem herbsten Tadel und sarkastischen Angriffen gegen Wieland zu ergehen.* Denn Dank ist man dem Manne immerhin schuldig, der zuerst ein anerkannt schwieriges Unternehmen angreift, mögen Andere es später auch noch soviel besser und gediegener ausführen. Dies erkannte Lessing sehr wohl, und es ist ein nicht zu unterschätzender Beweis seines richtigen Blicks, dass er nicht in den von allen Seiten ausgesprochenen Tadel einstimmte, obgleich er wohl mehr als die meisten Anderen von der Unzulänglichkeit der Uebersetzung und den Schwächen der Anmerkungen Wieland's überzeugt sein musste.**

Im Anfange des Jahres 1767 erschienen die ersten Briefe seiner „Hamburger Dramaturgie," in denen er die in den Literaturbriefen begonnene Polemik gegen das französische Theater wieder aufnahm, und wo immer sich die Gelegenheit bot, auf das englische und besonders auf Sh. hinwies und dieses Dichters Dramen denen der französischen Classiker kritisch gegenüberstellte. Diese Abhandlungen sind mehr als irgend welche andere Bestrebungen wirksam gewesen Sh. in Deutschland einzuführen und heimisch zu machen, denn sie waren die ersten eingehenderen dieser Art, die von Grund aus die Frage der Classicität des französischen Theaters sowie der vermeintlichen Superiorität derselben über das englische Theater ergriffen und mit Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit erörterten. Hatte Lessing die erste dieser Fragen siegreich bekämpft, so war mit ihr auch die zweite gefallen und es war dann die Nothwendigkeit eingetreten, seine Behauptungen und Beweise durch eingehendes Studium der englischen dramatischen Werke, besonders derer Sh.'s, zu prüfen.

---

* So unter Anderen Gerstenberg, der in den Schleswiger Literaturbriefen mit grossem Aufwande von Genialität seinen Tadel gegen die Uebersetzung zu persönlichen Angriffen auf Wieland benutzte. Dieselben Briefe bieten uns eine eingehendere Beurtheilung Sh.'s, die aber an ebenso grosser Ueberschwenglichkeit im Loben, wie die Angriffe gegen Wieland im Tadeln leiden. Gerstenberg wollte an Sh. nur Tugenden und Schönheiten finden, Fehler oder Mängel existirten nach ihm an Sh. nicht, doch enthalten dieselben manche treffende Bemerkung u. sind daher immerhin ein werthvoller Beitrag zur Sh.-Literatur. Sein Ugolino entstand unter dem Einflusse dieser Studien *(1768)*.

** Siehe darüber: Hamb. Dramaturgie. 15. Stück, v. 19. Juni 1767.

Aber nicht allein dadurch, dass er die Autorität der sogenannten französischen Classiker untergrub, wirkte Lessing vortheilhaft auf das Studium Sh.'s ein, er that es, um auch den vorsichtigen Kunstkennern zu genügen auch dadurch, dass er die Berechtigung Sh.'s als dramatischen Künstlers nachwies. Zu einer Zeit, wo die Pedanterie in allen, besonders aber den wissenschaftlichen Bestrebungen sehr gross war, genügte es nicht, die Shakespeare'sche Welt dem Gemüthe zu erschliessen, es musste auch gezeigt werden, dass man es nicht mit einem dramatisch ungebildeten, alle Regeln der Kunst ignorirenden wenn auch geistvollen Naturkinde zu thun habe, dargethan werden, dass man, selbst wenn man auf dem Boden der aristotelischen Regeln stehen bliebe, Sh. dem Geiste seiner Schöpfungen nach als einen weit treueren Schüler des griechischen Weisen anerkennen müsse, als die französischen Nachahmer der griechischen Tragödien. Dieser zweite Punkt stand in Wechselwirkung zu dem ersten; scharf untersucht und schlagend bewiesen, mussten beide zusammen unfehlbar der Beurtheilung Sh.'s eine ganz andere Richtung geben.

Bedenkt man ferner die Armuth der dramatischen Muse in Deutschland zu jener Zeit, und den immer stärker hervortretenden Conflict des französischen Geschmacks mit dem deutschen, dem die pomphaften Tragödien der Franzosen auf die Dauer nicht entsprechen konnten, und vergegenwärtigt man sich dann die durch die „Hamburger Dramaturgie“ hervorgerufene Stimmung und angezeigte Richtung, so hat man darin den Schlüssel zu der nunmehr immer allgemeiner werdenden Würdigung Sh.'s in Deutschland gefunden.

Es seien hier zwei Stellen der „Hamb. Dramat.“ hervorgehoben, die für Lessing's Schätzung von Sh. characteristisch sind. Die eine findet sich in dem bereits angeführten Briefe v. 19. Juni 1767 im Verlauf seiner Beurtheilung von Voltaire's Zaïre. Dieser hatte gesagt, es sei diese Tragödie in Folge einer an ihn von verschiedenen Damen ergangenen Aufforderung ein Stück zu schreiben, in dem die Liebe eine hervorragende Rolle spiele, entstanden: Lessing bemerkt hierzu, „die Liebe selbst,“ habe ein Kunstrichter artig genug gesagt, „habe Voltaire die Zaïre dictirt,“ richtiger hätte er gesagt: „die Ga-

lanterie." „Ich kenne", fährt er fort, „nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen; und das ist „Romeo u. Julie" von Shakespeare."

Die andere im Briefe v. 12. Januar 1768 knüpft bei der Beurtheilung des Richard III. v. Chr. Weisse an eine Bemerkung des Verfassers an, dass er in der Abfassung seiner Tragödie kein Plagium an Sh. begangen habe, obwohl „es vielleicht ein Verdienst gewesen wäre, an dem Sh. ein Plagium zu begehen." Auf diese Bemerkung erwidert Lessing an der betreffenden Stelle in trefflicher Weise.

Hatte sich Lessing das grosse Verdienst erworben der erste gewesen zu sein, der die Deutschen auf dem Wege der vorurtheilsfreien Kritik gründlicher mit Sh. bekannt machte und Wieland gegenüber einen richtigeren Maassstab an seine Beurtheilung legte, so ward ihm ferner der Ruhm, zwei unserer herrlichsten Männer zu immer tieferem Eindringen in den Reichthum des Sh.'schen Geistes angeregt zu haben, Herder und Goethe.

Herder, um 5 Jahre der Aeltere von den Beiden, hatte sich schon einige Jahre vor dem Erscheinen der Wieland'schen Uebersetzung viel mit Sh. in der Original-Sprache beschäftigt. Er erkannte zwar das Verdienstvolle dieser Verdeutschung als einer solchen gerechter Weise an, da er die Schwierigkeiten dieses Unternehmens sehr wohl zu würdigen wusste, war jedoch, selbst ein gewandter Uebersetzer, mit derselben keineswegs, weit weniger aber noch mit den Anmerkungen Wieland's zufrieden, wie er dies unter anderem in einem Briefe aus dem Jahre 1771 ausspricht.* Goethe urtheilte nicht so streng

* Er sagt in diesem aus Strassburg an seine Braut gerichteten Briefe: So hat Ihnen Romeo u. Julie gefallen! und doch haben Sie dieses vortreffliche himmlische Stück, das einzige Trauerspiel in der Welt, was über die Liebe existirt, nur in der Uebersetzung gelesen. Denn das muss ich sagen, dass unter allen Sh.'schen Stücken Wieland's keins so verunglückt ist, als dieses. Der Grund ist vielleicht der, dass Wieland nie selbst eine Romeo-Liebe gefühlt hat: sondern sich nur immer mit seinen Pantheen und Seraphins den Kopf voll geweht, statt das Herz je menschlich erwärmt hat; und so sind ihm die schönsten Augenwinke, in denen die Liebe mehr als durch Worte redet, eine ganz unbekannte Sprache gewesen. Dazu hat Sh. in diesem Stück viel Reime, auf die Wieland in den Noten schimpft, die freilich einem Uebersetzer auch den Kopf und die Feder toll machen können, die aber im Original so sehr zur wahren Romanzensprache der Liebe

über dieselbe, er vertheidigte sogar noch in „Dichtung u. Wahrheit,“ deren erster Theil erst 1811 erschien, die von Wieland gewählte Prosa-Form der Uebersetzung gegen die vielen kurz nach dem Erscheinen derselben auf sie gerichteten Angriffe. Der Freundeskreis, der sich in den Jahren 1770—72 in Strassburg gebildet hatte, zu dem neben Goethe, Lenz und Klinger auch Herder zählte, war der eigentliche Herd, auf dem die Flamme der Begeisterung für Sh. hell aufloderte, wo das Ergötzen an ihm und die Hinneigung sich ganz in seine Denkweise und Auffassung hineinzuversetzen, von Tag zu Tage in dem Maasse wuchs, als man sich mehr in ihn vertiefte.* Hier sog man den Geist ein, der sich darauf in der hauptsächlich von Herder, Goethe und Mendelssohn verfassten Zeitschrift: Von deutscher Art und Kunst nachhaltig wirkend und fördernd für das Studium Sh.'s in Deutschland offenbarte.

Unter dem mittelbaren oder unmittelbaren Einfluss dieser Shakespeare-Studien entstand bei Goethe, wie er selbst andeutet, die Idee zum „Götz von Berlichingen,“ und wie dieses Werk mächtig in den Gedankengang der Gebildeten Deutschlands eingriff, so erregte es auch wechselsweise den Wunsch in ihnen, die dramatischen Werke kennen zu lernen, die zu dem Götz und zu denen er in so naher Verbindung stand. Goethe hat durch denselben der Verbreitung Sh.'s in Deutschland auf indirectem Wege einen grossen Dienst erwiesen, einen Dienst, dessen Werth er durch seine spätere unübertreffliche Kritik einzelner Sh.'scher Tragödien erhöhte, Herder erfasste ihn mit der ganzen Tiefe seines innigen Gemüths und stellte ihn, indem er uns ihn empfinden machte, zugleich unserem Verstande in seiner ganzen Grösse dar, nicht nur, dass er ihn gegen die so oft erhobenen Anklagen seines Mangels an Kenntniss der drama-

---

gehören, als sie dem Fühllosen freilich närrisch vorkommen können. Eine Probe sei z. B. das Gespräch zwischen Romeo und Julie auf dem Ball, wo immer die Allegorie von andächtigen Pilgrimen in Frag' und Antwort, bei Händedrücken und Kuss fortläuft, dass es so heimlich wird, als es freilich romantisch, und wenn Sie wollen, abentheuerlich im Deutschen herauskommt. Um so mehr freut es mich, dass durch alle dies Missrathen der Geist Sh.'s Sie hat erwärmen können. (Herder's Leben I. S. 170 von Caroline von Herder.)

* Vergl. hierüber: Dichtung u. Wahrheit, Theil III. Buch 11. S. 45.

tischen Regeln vertheidigte, sondern dass er sogar den zu jener Zeit kühnen Satz aufstellte, dass man, statt Sh. wegen seiner Verstösse gegen die aristotelischen Regeln (im französischen Sinne) zu entschuldigen, in ihm vielmehr den Schöpfer einer neuen, der Neuzeit allein angemessenen Dramatik bewundern müsse.

Wie wohlthuend wirkt nach allen den widerwärtigen und sinnlosen Kritiken verständniss- und gefühlloser Beurtheiler der Ausguss tiefer Bewunderung und Verehrung in einem solchen Manne. „O Shakespeare! wie kehrst Du das Innere hinaus! machst sprechend den stummsten Abgrund der Seele! Alles ist Dir Verhängniss, und ohne innere Theilnahme doch Nichts Verhängniss. Zu jedem Deiner Ereignisse, seien sie Gräuel oder edele Thaten, stimmt die ganze Natur bei, frohlockend oder schaudernd. Das Ungewitter in Lear, da der Himmel seinen ganzen Zorn wegen des Undanks der Töchter ausgiesset, trifft das nackte Haupt des unbedachten dachlosen Vaters, der an seinem Unglück selbst Schuld ist. Das Klopfen an Macbeth's Thür, sobald der König ermordet ist, und was der Wächter dabei saget; die Furchtereignisse nach König Hamlets Tode, sonst jede Zustimmung der Natur zu der von Dir dargestellten That; sie zeigen alle Deine stille, grosse in's Weltall ergossene Seele, in die sich alles spiegelt, aus der sich alles herausspiegelt, Verhängniss und Character, Character und Schicksal. Grosser, stiller Dichter, Du führtest die Wage menschlicher Gesinnungen und des waltenden Schicksals in Glück und Unglück mit Treue, mit Wahrheit. Keines Deiner Stücke ist dem andern gleich; in jedem haucht ein anderer Welt-, Zeit- und Lebensgeist; das Band der Begebenheiten ward immer anders geschlungen, anders geleitet; und doch ist's allenthalben nur Dein unsterblicher Griffel, der von den Tafeln des Verhängnisses uns diese Gemälde darstellte und unser inneres Auge ihnen aufschloss."

An einer anderen Stelle: „Die Liebe, nie ist sie bei Sh. Galanterie, als wo sie es sein muss. Wahre Liebe dagegen mit allen Vorbereitungen und Wendungen, mit jedem süssen Spiel, das ihr gehöret, geschweige mit den verschiedenen Ausgängen ihres Schicksals — wer hat sie reiner, tiefer, vollen-

deter dargestellt als Sh.? Romeo u. Julie, Desdemona, Imogen, so manch anderes Gemälde mit anderen Farben gemalt, in anderen Situationen dargestellt, sind ewig lebende Bilder im Garten der Liebe! Ihr und jeder Leidenschaft wies Sh. das Gebiet an, das jeder gehöret."

Diese Bewunderung für Sh. und dies Hineinleben und Sichhineinfühlen in seine Denk- und Empfindungsweise hielt Herder jedoch nicht ab, ernst zu prüfen, in wie fern er dieser Bewunderung auch vom künstlerischen Standpunkte würdig wäre, und er stellte so in einem in den „Blättern für deutsche Art und Kunst" im J. 1773 erschienenen Aufsatze die Grundzüge einer ganz neuen Beurtheilung des künstlerischen Werthes der Sh.'schen Werke auf, indem er die Abweichung des modernen Dramas von den Tragödien der Griechen klar und allgemein fasslich erörterte und seine Berechtigung nachwies.

---

# Die Dichter der modernen französischen Literaturperiode.

Von
Dr. J. J. S. May in München.

---

Die französische Literatur bietet in ihrer Entwickelungsgeschichte ein Phänomen dar, welches, wenn sich auch Aehnliches in den Literaturen anderer Völker, namentlich der Spanier, der Italiener und selbst der Deutschen, findet, doch nirgends so auffallend erscheint und so consequent durchgebildet worden ist, als bei den Franzosen, nämlich ein gänzliches Verlassen und Aufgeben einer früheren Nationalliteratur und die Aufnahme einer neuen, durchaus abweichenden, von aussen her gekommenen Richtung, welche mit Verdrängung des eigentlich Volksthümlichen zu allgemeiner Geltung gelangt ist und alle Fächer der Literatur durchdrungen und beherrscht hat und im Ganzen noch jetzt beherrscht. Die französische Literatur bis auf die neueste Zeit, wo man endlich einigermaassen zur Besinnung gekommen zu sein scheint, bietet daher das auffallende Beispiel einer durchaus künstlich gemachten Bildung, welche auf gelehrtem Wege entstanden, mit dem Nationalgeiste aber freilich nun innig verschmolzen, sich doch von allem echt Nationalen vollkommen losgerissen hat, um einem conventionellen Ideal zu huldigen.

Man ist wol darüber einig, dass die Franzosen das am wenigsten poetische Volk in Europa sind, in dem Sinn, dass sich die Poesie im poetischen Wort und Bild ausdrückt. Denn in der Poesie des Heldenthumes, der Thaten sind sie gross vor andern, und sie gleichen darin den alten Römern, die auch

nicht die ausgezeichnetste Poesie schrieben, aber die grösste Poesie auf den Schlachtfeldern wie auf dem Marktplatz Roms, auf der Weltbühne spielten. So geht auch bei den Franzosen die wahre Tragödie öfters durch die Strassen von Paris als über die Bretter des Schauspielhauses, und ein grösseres Heldengedicht ist mancher Heereszug, als das beste Gedicht ihres besten epischen Dichters. Darum ist auch, wie bei den Römern, ihre Geschichtsschreibung wahrhafter poetisch, als ihre Gedichtschreibung, wiewol sie auch in der Geschichte bis jetzt mehr auf Pracht des Gedankens und Wortes, auf glänzenden und hinreissenden Styl ausgingen, als auf die einfache Hoheit der Wahrheit und den stillen Geist der Schönheit.

Fast noch an der Grenzscheide des Mittelalters und der modernen Zeit tritt uns ein Mann entgegen, der, indem er der Unnatur der Romantik, die sich, wie wir gesehen, in immer inhaltlosere Allegorien verflüchtigt hatte, die concrete Natur und den gesunden Menschenverstand gegenüberstellte, noch seine eigenen, wenn auch seltsamen Wege wandelte. Wenn auch die meisten Anekdoten, die man von Franz Rabelais erzählt, wol nicht allzu begründet sein möchten, so ist doch so viel gewiss, dass er ein Mann von höchst umfassender Gelehrsamkeit gewesen und ein sehr bewegtes Leben geführt hat, wie er denn nach einander Franziscaner und Benedictiner, dann Doctor und Docent der Medicin in Montpellier, Herausgeber medicinischer Schriften, Arzt in Lyon, zuletzt Kanonicus und Pfarrer in Meudon bei Paris gewesen, wo er auch 1553 mit den Worten „ich gehe, ein grosses Vielleicht zu suchen," gestorben ist. Sein Testament lautete: Ich habe nichts, ich bin viel schuldig; ich gebe den Rest den Armen. Das war der Meister, der den grossen satyrischen Roman Gargantua und Pantagruel schuf, einzig in seiner Art durch die Kühnheit seiner Zusammenstellungen und seiner Wortschöpfungen, durch die Kraft der Zeichnung mit wenigen gewaltigen Strichen, durch die Schärfe des Witzes und den Humor der Weltanschauung, durch die Tiefe seiner Satyre, womit er die Gebrechen seiner Zeit und der Menschen überhaupt, der Grossen und Kleinen geisselte, durch die glücklichsten Sprünge vom Ernst in den Scherz und vom Scherz in den Ernst, durch eine grossartige Weisheit unter

dem Ueberwurf von scheinbaren Ruchlosigkeiten, und durch einen grossen Styl. Diese Compositionen sind in der Poesie in der That dasselbe, was die ungeheuerlichen Gestalten eines Höllenbreughels oder Hieronymus Bosch in der Malerei. Es sind kecke Satyren auf die Sophisterei der Scholastik, auf die Verderbtheit des Klerus, auf die Zuchtlosigkeit der damaligen Pariser Sitten, die bis in die geringsten Einzelheiten geschildert werden, auf die Völlerei und Schlemmerei des Zeitalters, gegen Ende auch auf die Politik desselben. Gargantua ist ein Fresser, Pantagruel ein Säufer. Die Anlage ihrer Geschichte ist nun zwar biographisch, allein ohne irgend ein psychologisches oder ethisches Interesse. Rabelais überlässt sich mit seinem unendlichen Talente zur Komik jeden Augenblick den Einfällen, die ihm gerade kommen, unterdrückt keinen Witz, der sich ihm darbietet, und wühlt sich mit Behagen gern in den schlammigsten Cynismus hinein. Das ritterliche Ideal behandelt er mit nicht geringerer Verachtung, als das mönchische. Er ist voller Witz, Laune, Schalkheit, Phantasie und hat, im Gegensatz zur höfischen Poesie, die Sprache des Volkes aufgenommen, die er mit der genialsten Willkür durch die kühnsten Schöpfungen erweiterte, allein im Ganzen haftet ihm eine Formlosigkeit an, die auch bis zur Rohheit sich verläuft. Die ergötzlichste Figur seiner bunten Erzählung, der vielgereiste Panurge wird schon nach Beendigung des Krieges des Pantagruel mit den Dipsoden vom dritten Buche ab die Hauptperson. Er möchte gern heirathen. Die Bedenken gegen diese Neigung werden mit gründlicher aber äusserst cynischer und widriger Breite erörtert und zuletzt will Panurge das Orakel der heiligen Flasche darüber befragen; dies giebt die Veranlassung zu einer Reise nach den Inseln der Nirgendheimer und des Laternenvolkes. Panurge gelangt endlich auch zu seinem Zweck. Die heilige Quelle, aus welcher er die Flasche empfängt, murmelt ein Orakel, welches die Priesterin für das bedeutendste erklärt, das sie je vernommen. Es heisst nämlich: Trink! Der Gehalt seines wunderlich krausen, göttlichtollen Buches ist ein ewiger; er gehört nicht nur seiner Zeit, sondern jeder Zeit an, weil im Besonderen das Allgemeine gezeichnet ist, weil er tief aus der menschlichen Natur nahm.

Man stosse sich nur nicht an dem Seltsamlichen seiner Bildungen: er sollte und wollte das Ungeheure des Burlesken geben. Man ärgere sich nicht am Gemeinen: das ist ein unentbehrliches Ingredienz einer solchen Komik, wenn sie ist, was sie sein soll. Er schuf die neufranzösische Literatur, mit ihm fing die neufranzösische Sprache, die in den Zeiten Franz I. zu allgemeiner Herrschaft gelangte, an; Viele lernten von ihm, aber sie wussten nicht, wie er, die Sprache weiter zu bilden und zu bereichern.

Das Genie Rabelais', des phantasie- und geistreichsten französischen Dichters, vererbte sich nicht. Statt wie er die Sprache immer freier und beflügelter zu machen und ihr schöne sinnliche Anschaulichkeit zu geben, banden und beschnitten sie ihr die Flügel und zogen ihr alles Fleisch ab. So wurde die französische Sprache das, was sie bis zur Revolution blieb, — unfrei, kaltblütig, abgezogen, abgeblasst, unvolksthümlich, vornehm, reich an Ansdrücken für praktische Dinge, arm an Bezeichnungen für das, was in der Tiefe der Seele vorgeht, für alles Ideale. Erst die Revolution, welche alles Ueberkommene umkehrte, und alles Gebundene freigab, führte auch der Sprache wieder aus der Hütte und vom Markt, aus den ursprünglichen lebendigen Quellen neue Lebenskräfte zu und gestattete ihr einen freieren und höheren Schwung. Unter unermüdlichem Säubern und Klären durch solche, welche kalte Schönredner aber keine Dichter waren, war die Sprache freilich zu einer eigenen Klarheit und geschmackvollen Einfachheit gekommen. Sie zeichnet sich vor den meisten modernen Sprachen durch logische Präcision, Nettigkeit und Durchsichtigkeit aus, ist aber eben deshalb gebundener und unbiegsamer, als alle übrigen, wegen ihrer Einförmigkeit in der Betonung der Bildungssilben und der meist consonantisch abgestumpften oder in tonlose Vocale abgeschwächten Auslaute, ärmer an Wohllaut und unrhythmischer: ihre Hauptstärke ist daher die Prosa und sie eignet sich vorzugsweise zur Umgangssprache.

Ebenso wurden Grundgesetze und Grenzen der Poesie für immer und ewig festgestellt, Glaubenssätze der Dichtkunst, von denen keiner abweichen durfte, und zwar Grenzen und Gesetze

sowol für die Form als für den Inhalt. Unerlässlich war in Sonderheit für das Schauspiel die Beachtung der hochheiligen Regel der drei Einheiten und die Scheidung des Komischen und Tragischen, des Ernstes und Witzes. In der Tragödie war der Wärmegrad des Gefühls und der Leidenschaft vorgeschrieben, alles Starke war verboten, und nur das Zarte, anständig Gemässigte der Gesinnung und des Ausdrucks, eine gewisse Vornehmigkeit beider, was man so Adel und fürstlichen Anstand in den gebildeten Kreisen nannte, war zugelassen. Weiter war das Feld für die Posse und das Intriguenstück, doch musste auch der Inhalt dieser hoffähig, eine höflich feine, nach dem Begriffe der gesellschaftlichen Etikette anständige Kurzweil sein. Wehe dem, der etwas geschrieben hätte, das vom Athem des Volkslebens nur von fern angehaucht gewesen wäre, nur einen einzigen Ausdruck! Alles musste aus der sogenannten guten Gesellschaft genommen sein. Und

„Gute Gesellschaft hab' ich gesehn; man nennt sie die gute,
Weil sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt."

In solchen Fesseln musste sich die französische Poesie bewegen. Sie konnte keine Palme werden, das Genie wird gross nur in der Himmelsluft der Freiheit; sie wurde ein hübscher Zierbaum im Hofgarten.

Was das Zeitalter Franz des I. vorbereitet hatte, ging in dem Zeitalter Ludwig des XIV. in Erfüllung. Die Bourbons vollendeten das Werk der Valois. Aus dem Feudalstaat war das souveraine Königthum, aus diesem die raffinirte Despotie geworden, welche ihr schnödes Princip in dem berüchtigten Worte des vierzehnten Ludwigs: l'état c'est moi! aussprach; die nationalen Erinnerungen waren verwischt, die Volkskraft gebrochen oder entnervt, ein stehendes Heer, Polizeibrutalität und das unter dem Titel „Finanzwirthschaft" organisirte Aussaugesystem gaben die Regierungsmittel dieses Königthums ab, welches mit wahnwitzigem Eifer den Schlund aushöhlte, in den es zu Ausgang des 18. Jahrhunderts versinken sollte. Ludwig XIV. hat das seltene Glück gehabt, überall mühelos zu ernten, was lange vor ihm von Andern unter Kämpfen aller Art ausgesäet und herangereift war. Durch Richelieu's eisernen Willen und durch alle Künste der Schlauheit und Gewalt war

die letzte Macht der Grossen und der Widerstand der Protestanten gebrochen; denn die geringen fast lächerlichen Unruhen der Fronde, welche die Jugend des Königs berührten, verdienen kaum erwähnt zu werden. Die Macht des Königs war unumschränkt, und wenn er nur einigermaassen den Umständen entsprach, so musste seine Regierung kräftig und glänzend sein.

Durch Ronsard, Jodelle u. A. war die Sprache ihrer Vollendung nahe gebracht und feste Grundzüge für literarische Productionen aufgestellt worden; man wusste, was man wollte, und es kam nur darauf an, dass sich Talente fänden, das auszuführen, was längst schon angebahnt war. Ludwig war aber gerade der Mann, der als die Sonne, um welche sich Alles drehte, diese Keime zu reifen verstand. Mit mässigen Fähigkeiten begabt, ohne alle eigenen Kenntnisse und Bildung, wurde er doch getragen von dem erhebenden Gefühl seiner königlichen Würde und nicht ohne einen gewissen Tact für das Edle und Grosse hat er seinem Hofe und seiner ganzen Zeit das Gepräge des Hohen, Vornehmen und Anständigen aufgedrückt. Alles drängte, sich dem Feenreiche dieses glänzenden Hofes zu nähern, alle Augen waren auf den Hof gerichtet, und wie dort nur das Feine, das Abgeschliffene geduldet werden konnte, so war es ganz natürlich, dass auch die ganze Literatur diesen Charakter annahm. Was nicht in Gegenwart eines solchen Königs, was nicht in dem Kreise eines solchen Hofes gesprochen und gethan werden durfte, das musste als roh und gemein erscheinen, wogegen dann freilich ebenso natürlich das Vornehme an die Stelle des Erhabenen, das Zierliche und Geleckte an die Stelle der Leidenschaft und der Innigkeit, das Künstliche und Gemachte an die Stelle der Natur und Wahrheit treten musste. Selbst die Schwäche des Königs für das schöne Geschlecht war mit einer gewissen vornehmen Decenz verbunden und eine zierliche Sittenlosigkeit, welche wenigstens vor Rohheit und Zügellosigkeit bewahrte, verlieh den Frauen ein entschiedenes Gewicht und einen mächtigen Einfluss auf literarische Gegenstände, die nun in ihrer Gegenwart, ja unter ihrer unmittelbaren Mitwirkung verhandelt wurden. Selbst die Gelehrsamkeit und die ernste Wissenschaft konnten sich diesem Einflusse der höfischen Sitten und des höfischen Geschmackes

nicht entziehen und strebten nach gefälliger, lichtvoller, allgemein verständlicher Darstellung, ein Vorzug, welchen Frankreich bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Wie wenig gründliche Bildung aber und Kunstsinn diesem Glanz und dieser Abgeschliffenheit zu Grunde lag, das sieht man an dem kläglichen Zustande, in welchem sich damals die Künste befanden. Die Musik war elende Stümperei, in den plastischen Künsten der Bildhauerei und Architektur begnügte man sich mit einer überkünstelten Nachahmung der Italiener, und wie wenig Schönheitssinn vorhanden war, zeigen schon die über alle Begriffe geschmacklosen Moden in der Kleidertracht der Männer und Frauen, welche natürlich auch die Malerei zur Carricatur machten. Die Alten — das stand nun fest für alle Zeiten — wurden als die allein ewig gültigen Muster betrachtet, mit dem stillschweigenden Vorbehalte jedoch, dass sie ihrer oft etwas derben Natürlichkeit entkleidet sich den feinern Sitten und der zahmen Abgeschliffenheit eines unsittlichen Hofes unterwerfen müssten. Correctheit der Sprache und des Versbaues, durchgängig sich gleichbleibende Zierlichkeit und Angemessenheit des Ausdruckes, und das, was bei Hofe als Würde galt, das waren die Maassstäbe, womit nunmehr Alles gemessen und beurtheilt wurde, wobei durchaus kein wesentlicher Unterschied zwischen Poesie und Prosa gemacht wurde, die nämlichen Regeln für beide galten, so dass die echt französischen Kunstrichter das dem Buffon häufig beigelegte Wort stets zu dem ihrigen gemacht haben, von einem Gedichte, das sie rühmen wollten, zu sagen: cela est beau comme de belle prose. Die ganze Literatur war formell und conventionell, der Hof war der Parnass und die von dem Cardinal Richelieu im Jahre 1635 gestiftete französische Academie decretirte Unsterblichkeit und Verdammung. Die Classik der Franzosen ist demnach ein Product der Gelehrsamkeit, wie die Literatur der alexandrinischen Griechen, daher — bei aller Achtung vor den eminenten Talenten, die sie aufzuweisen hat, muss es gesagt werden — ihre Vernachlässigung und Missachtung der Natur, ihre Gemachtheit, ihr gefrornes Pathos, ihre bloss rhetorische Begeisterung, welche die hölzernen Dämme der Convenienz nie oder doch nur höchst selten zu überfluthen kräftig und kühn

genug ist. Nicolas Boileau Despréaux war es, der den ästhetischen Kanon des classischen Zeitalters aufstellte. Wer seine versificirte Poetik kennt, der kennt auch den Geschmack der Franzosen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, der kennt, sobald er nur urtheilen kann, das Gute, aber auch das Erbübel der französischen Poesie. Sieht man auf Form, Darstellung, Sprache, Versification des Werkchens, so ist es vortrefflich und verdient die staunende Bewunderung, welche die Franzosen ihm als einem Symbol erweisen. Verlangt man aber in einem kritisch-ästhetischen Lehrgedichte etwas Andres, als eine Kritik der Fehler, welche Dichter gegen Sprache, Styl und Eleganz begehen können, ist man nicht zufrieden, bloss zu erfahren, dass der Poet Genie haben und dem bon sens getreu bleiben müsse, genügt Einem eine Anweisung zum Reimen, die Warnung sich vor dem Niedrigen zu hüten, nicht; will man nämlich wissen, was denn eigentlich Poesie ist, so fragt man Boileau vergebens. Die Einkleidung eines mittelmässigen Gedankens in edle, gut versificirte Worte, die man bei Hofe hören lassen könnte, das ist ihm Poesie.

Die ganze Eigenthümlichkeit des modern-antiken Ideals kam in der dramatischen Poesie der Franzosen zum Vorschein. Im Roman konnte dasselbe, der Natur der Sache nach, weniger durchdringen. In der Lyrik herrschte es zwar, allein in einer unvollkommenen Weise, denn die alten Töne der ursprünglich provençalischen Lyrik kehrten immer zurück; die italienischen Formen, deren man nicht mehr entrathen konnte, waren ja theilweis aus ihr hervorgegangen. Die quantitätslose Sprache und der Reim machten hier eine völlig servile Nachahmung der Alten unmöglich. Im Drama aber konnte das modern-antike Ideal bis zu einer Vollständigkeit und Reinheit sich durchsetzen, wie sie in der Lyrik und Epik unmöglich war. Dennoch ist es ein Irrthum, wenn man sich, wie es sehr häufig geschieht, vorstellt, dass die Franzosen das romantische Element des Drama's ganz auszuschliessen vermocht hätten. Man überzeugt sich nämlich bei näherer Betrachtung, dass eine sehr umfangreiche Assimilation des spanischen Dramas stattfand; dass die strenge Scheidung der Tragödie und der Komödie sehr allmälig erfolgte und das Extrem der pièces à scènes détachées, so wie

die Farcen des Volkstheaters immer neben sich hatte, und dass in der Entstehung der sogenannten comédie larmoyante sich im Grunde nichts Andres als das romantische Element wieder geltend machte. Die französische Tragödie hat als reines Kunstwerk der gelehrten Berechnung den unpopulärsten Ursprung. Weil man die griechische Tragödie für die vollkommenste hielt, so strebte man ihrer regelmässigen Form nach. Weil bei der grossen Einfachheit der von den Griechen behandelten Stoffe man leicht bemerken musste, dass die Handlung des Dramas bei ihnen in der Regel an einem und dem nämlichen Orte und an einem und dem nämlichen Tage vor sich ging, auch Aristoteles diese Bemerkung schon gemacht hatte, Horaz aber, man weiss nicht recht woher, die Regel aufstellt, das Drama müsse fünf Acte, nicht mehr und nicht weniger, haben, so glaubte man in diesen Gewohnheiten der Alten die lange gesuchten Regeln, die sogenannten drei Einheiten, die Einheit der Handlung nämlich, die sich freilich von selbst versteht, mit eingeschlossen, gefunden zu haben, und dies von Boileau ausgesprochene Gesetz galt seitdem für einen Fundamentalartikel des ästhetischen Glaubens bei den Franzosen. Weil man ferner mit Aristoteles glaubte, der Zweck einer Tragödie bestehe in Erregung der Affecte der Bewunderung und des Mitleids, so legte man es auch hierauf lediglich und geflissentlich an. Man betrachtete das Theater als einen galvanischen Apparat zur beliebigen Erregung interessanter Nervenzuckungen. Man operirte mit der Behutsamkeit und der ausgeklügelten Vorsicht eines experimentirenden Physikers. Man berechnete Scenen für möglichst starke und möglichst interessante Empfindungen. Um die Empfindungen stark zu haben, wählte man lauter heroische Charaktere und nahm daher die Personen am liebsten aus der heroischen Römerzeit. Die Folge jenes ersten zwingenden Gesetzes war einerseits der Ausfall aller grossen, wahrhaft erschütternden Scenen, die nur in der Wechselwirkung des heroischen Individuums mit der Masse, die nur in der Berührung mit den ewigen Mächten der Natur, mit Wald und Berg, Strom und Meer, Erde und Himmel möglich sind; andrerseits die Nothwendigkeit, den breiten Hintergrund eines Volkslebens und der Natur doch zur Anschauung zu bringen, was man nur

durch ärmliche Surrogate vermochte, durch Beschreibungen von Schlachten, Ungeheuern, Stürmen, durch Briefe, Monologe, namentlich aber durch die sogenannten Vertrauten, welche dem Helden oder der Heldin von allem Wichtigen und Geräuschvollen, was sich draussen begiebt, erzählen. Die Declamation musste daher der Mittelpunkt der ganzen Darstellung werden; denn ihr ward es zugemuthet, alles das für die Phantasie des Hörers hervorzuzaubern, was er selbst hätte sehen und hören sollen. Die Folge dieses zweiten Irrthums aber war, dass man, um seltene, interessante und kostbare Empfindungen zu bekommen, die Personen in widersprechende Verhältnisse setzte, wo ihre Seelen einen seltenen und unverhofften Farbenwechsel der Affecte entwickeln mussten. Hieraus entsteht ein Antithesenspiel. Man strebt nach Antithesen in den Verhältnissen der Personen gegen einander, in ihren Situationen, in ihren Leidenschaften und endlich auch in ihren Worten. Der Begründer dieses tragischen Schachbretts ist Corneille, sechs Jahre jünger als Calderon. Pierre Corneille bewegt sich in der Dialectik der Collision, dass die Erfüllung der Pflicht zugleich die Pflicht verletzt.

In Cinna ist ein Kampf des Gefühles der Dankbarkeit mit dem der Liebe gesetzt. Der Kaiser Augustus überhäuft den Cinna mit Vertrauen und Wohlthaten. Dies erregt seine Dankbarkeit in hohem Grade. Aber Cinna liebt auch Emilie, und diese schenkt ihm ihre Liebe nur um einen hohen Preis. Der Preis ist, dass er sich ihr durch einen Schwur verpflichten muss, den Kaiser zu ermorden. Das Resultat dieser Antinomie ist ein chamäleonischer Farbenwechsel seiner Gefühle, welchem dadurch ein Ende wird, dass der Kaiser die Gefahr entdeckt und dem Cinna verzeiht. Emiliens Gefühle aber bilden durch ihren reinen Heroismus gegen die des Cinna eine interessante Antithese. Auch sie empfängt vom Kaiser Vertrauen und Wohlthaten, wie Cinna; aber je höher dieselben steigen, desto mehr stählt sie ihr Gemüth zum Widerstand. Die Ursache ist, weil der Kaiser ihren Vater durch Proscription hatte hinrichten lassen und weil sie, je grösser des Kaisers Wohlthaten sind, desto mehr fürchtet, von ihnen im Gemüthe bestochen zu werden, und folglich desto mehr den Rachege-

danken mit künstlicher Energie in sich hervortreibt. Der Heroismus der Emilie ist noch höher gesteigert im Charakter der Pulcheria in der Tragödie Heraclius. Pulcheria ist die Tochter des Kaisers Mauritius, durch dessen Ermordung sich Phokas den Weg zum Throne gebahnt hat. Sie wohnt mit dem Tyrannen in einem Hause, sie empfängt Wohlthaten von ihm, er will sie sogar mit seinem Sohne vermählen. Sie aber widersetzt sich nicht allein dieser Verbindung, sondern behandelt den Phokas als einen Niederträchtigen und sagt ihm in's Gesicht, dass sie auf seinen Tod sinne. In eben so hohem Grade, als dies Betragen, frappirt im Contraste dazu der Gleichmuth, womit der Tyrann dasselbe erträgt. Im Polyeukt stellt der Dichter die siegreiche Macht und die Wahrheit der Ideen vor Augen und berührt darin die damals viel besprochenen Streitigkeiten über Gnade, Vorherbestimmung und Freiheit. Polyeukt ist Christ, seine Gemahlin Pauline eine Heidin. Pauline liebt ihren Gemahl aber nicht, sondern ihre Liebe hat sich auf den Sever gewandt, welcher dieselbe erwiedert. Nun treten zwei interessante Stellungen der Verhältnisse und Gefühle nacheinander ein. Erstlich: Polyeukt strebt nach keinem Gute so sehr, als danach, den Tod eines Märtyrers zu sterben. Dies ist im Grunde das Interesse aller drei Personen, wonach alle mit gleicher Macht hinneigen. Dahingegen sucht Pauline aus Pflicht auf alle mögliche Weise den Tod ihres Mannes, den dieser wünscht, zu verhindern und Sever leistet ihr darin Beistand. Zweitens: Polyeukt stirbt den Märtyrertod. Die Stunde der Erfüllung lange gehegter Sehnsucht ist für die Liebenden gekommen. Nun hingegen lässt sich Pauline durch das glorreiche Märtyrerthum ihres Mannes rühren, Wittwe zu bleiben und zum Christenthume überzugehen. In dieser Tragödie hält folglich das Hinderniss der Liebe die Liebe aufrecht und die Vertilgung ihres Hindernisses vertilgt zugleich die Liebe mit. Im Tode des Pompejus gesteht Cleopatra, den Cäsar auf's Feurigste zu lieben. Aber der Ruhm bewegt sie noch mehr und zwingt sie, Alles für den Pompejus gegen ihren Geliebten zu thun. Sie handelt also für den, den sie hasst, und streitet gegen den, welchen sie liebt. Dieselbe Complication der Gefühle ist angebracht im Cid, den die Franzosen als ihr grösstes Meisterwerk zu bewundern

gewohnt sind, obschon er keineswegs Original ist, sondern nach Plan und Ausführung nur eine verschmelzende Bearbeitung und stellenweis wörtliche Uebersetzung zweier gleichnamigen spanischen Stücke von Guillem de Castro und Juan Bautista Diamante, die Corneille nach gehöriger Entfernung des Romantischen für die französische Bühne gewann. Rodrigo liebt Ximene und wird von ihr wieder geliebt. Ximenens Vater beleidigt den Vater Rodrigo's auf's Schimpflichste und dieser trägt dem Rodrigo für ihn die Rache auf. Rodrigo tödtet Ximenens Vater im Zweikampf. Ximene fleht den König um Rache an gegen ihres Vaters Mörder, den sie nicht allein auf das leidenschaftlichste liebt, sondern in dem sie noch dazu den Rächer seines Vaters ehrt. Die Horatier sind das Meisterwerk Corneilles. Hier schlägt jeder Schlag verschiedenartige Verbindungen. Die Figuren sind mit der Regelmässigkeit eines Schachspiels einander gegenüber geordnet. Die drei Brüder Horatier in Rom haben eine Schwester Camilla, welche Braut des einen Curiatiers ist, und die drei Brüder Curiatier in Alba haben eine Schwester Sabina, welche Gemahlin des einen Horatiers ist. Nun folgen drei Schläge, welche entgegengesetzte Empfindungen in den Personen erregen. Die Horatier werden beordert, gegen die Curiatier auf Leben und Tod zu fechten. Die Gefühle der Freundschaft treten mit denen des Patriotismus in Conflict. Beim Gemahl der Sabina bewirkt die Furcht, durch die Freundschaft gegen die Interessen des Vaterlandes bestochen zu werden, ein künstliches Hinauftreiben der patriotischen Gesinnung. Er spricht: „Mit einer ebenso grossen und aufrichtigen Freude, als womit ich die Schwester heirathete, werde ich den Bruder bekämpfen.“ Beim Bräutigam der Camilla dagegen zeigen sich beide Gefühle im einfachen Conflict. Der Horatier spricht zum Curiatier: „Geh, Alba hat dich ernannt, ich kenne dich nicht mehr.“ Der Curiatier antwortet ihm: „Ach, ich kenne dich noch, und das ist's, was mich tödtet.“ — Es kommt die Nachricht, dass zwei Horatier getödtet seien, und der dritte, nämlich der Gemahl der Sabina, fliehe. Sabina, welche durch diese Nachricht sowol ihren Gemahl als ihre Brüder gerettet sieht, empfängt davon eine stille Freude. In Camilla vermischt sich der Schmerz über den Verlust zweier Brüder mit der

Freude über die Rettung ihres Geliebten. Der Vater der Horatier aber tobt in Verzweiflung über die Feigheit des fliehenden Sohnes. Er wünscht sich Glück zu dem Verluste der beiden andern und klagt nur um die Erhaltung des letzten Zweiges seines Geschlechts. Doch bald meldet ein Bote den Ausgang des Kampfes. Der Horatier hat durch seine verstellte Flucht gesiegt. Sabinens frohe Stimmung sinkt. Camillens Seele taucht sich in heimliche Verzweiflung. Den alten Horaz bringt der Sieg Roms, der Ruhm seines Stammes, die Erhaltung seines Sohnes zu hoher Entzückung.

In allen seinen Stücken rollt Corneille eine Welt voll grossartig angeregter und energischer Naturen vor uns auf, und sein Sinn war, nicht allein durch Schrecken und Mitleid, sondern auch durch Bewunderung den ethischen Zweck der Tragödie, die Reinigung der Leidenschaften, zu erreichen. Von der stillen Schönheit, in der der höchste poetische Genius sich kund thut, von jener Einfachheit und Wahrheit, mit der Shakespeare malt, ist nichts in Corneille. Corneille's Cleopatra wird der shakespearschen gegenüber fast lächerlich. Viel Schein-Grosses waltet bei geringem innern Zusammenhange an seinen Stücken; die innere Nothwendigkeit kommt in allen zu kurz. Corneille's Hauptverdienste bestehen in dem Adel seiner Gesinnung, welche ihn vor der Gemeinheit und Plattheit seiner Vorgänger bewahrte, und in dem männlichen, oft erhabenen Tone seiner Sprache; Verdienste, welche aber nicht selten, auch in den bessern Stücken, durch Härte des Ausdrucks, Geschrobenheit der Gedanken und politischen Bombast verdunkelt werden. Die französische Kritik hält sich vorzüglich an gewisse Schlagworte und glänzende reparties, welche in seinen bessern Stücken vorkommen, etwa wie die Italiener während der genialsten Oper plaudern, um nachher diese oder jene Arie zu bewundern.

In diesen Formen, welche Corneille mit correcter Schroffheit festsetzte, dichtete Racine fort, mit minderer Affection der Empfindung und mehr Wirkung auf's Herz. Racine hat auch die Entzweiung des sittlichen Gefühls mit sich selbst zum tragischen Ausgangspunkte, allein ohne den subtilen Antagonismus Corneille's, ohne die Unnatur in der Lage seiner Hel-

den und Heldinnen. Jean Racine, um 33 Jahre jünger als Corneille, behauptet unter allen französischen Dramatikern unbestritten den ersten Rang. In der Kunst des poetischen Ausdrucks und des Versbaues hat ihn kein Anderer erreicht, und wenngleich er das System der französischen Tragödie nun schon so fest ausgebildet fand, dass es ihm gar nicht einfallen konnte, davon abzuweichen, so gaben ihm doch seine gründliche Kenntniss des Alterthums und namentlich der Griechen, sein natürlicher richtiger Tact und sein für Zärtlichkeit und Religion empfängliches Gemüth einen unendlichen Vorzug vor allen seinen früheren und späteren Kunstgenossen. Geht man einmal von der Voraussetzung aus, dass die Helden des Alterthums unsere Vorstellungen, Sitten und Gefühle haben konnten, dass ihre bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse den unsrigen ähnlich gewesen, übersieht man einige Widersprüche, welche allerdings aus diesen Anachronismen unvermeidlich hervorgehen, wie z. B., dass moderne Liebe und moderne Stellung der Frauen mit Menschenopfern und mit den Vorstellungen der alten Mythologie sich schlecht vertragen; übersieht man diese und ähnliche Mängel, welche den Zeitgenossen auch dadurch weniger fühlbar wurden, dass die tragischen Helden in dem damaligen Hofcostüme auftraten, so wird man gestehen müssen, dass Racine Alles geleistet hat, was unter solchen Umständen und Voraussetzungen nur möglich war, und man begreift, dass mehrere seiner Stücke noch in diesem Augenblicke mit Enthusiasmus auf dem Theater begrüsst werden. Im Allgemeinen muss man gestehen, dass ihm die Frauenrollen bei Weitem besser gelungen sind, als die der Männer, was seinen Grund wol nur in seinem eigenen, etwas weichen Charakter hatte.

Mit Uebergehung einiger schwächeren, aber doch immer noch bedeutenden Jugendarbeiten stützt sich der Ruhm Racine's vorzüglich auf seine Andromache, worin zum ersten Mal die Liebe einen natürlichen und wahren Ausdruck gefunden; auf seine Phädra, in welcher wenigstens die Hauptrolle von entzückender Schönheit ist; auf seine Iphigenie, an der nur das zu tadeln, dass in diesem Stücke mehr als in den meisten übrigen, die Sitten allzu sehr modernisirt und die antik feststehenden Charaktere zu sehr alterirt sind. Ebenso vortrefflich, ja im

Ganzen sogar den früher erwähnten Stücken vorzuziehen, ist der Britannicus, worin man sieht, mit' welchem tiefen Geiste der Dichter den Tacitus gelesen. Hier ist die Schilderung des verfeinerten, von Tücke und Ränken umstrickten römischen Hofes zu Nero's Zeit besonders interessant und gelungen, weil die ähnlichen Zustände des französischen Hofes unter Ludwig XIV. dem Dichter dabei vor der Seele standen, was seinem Gemälde Farbe und Leben giebt. Denn ein unbedingtes, rücksichtsloses Ergreifen und Wiedergeben des Gegenstandes wurde nur da recht durchführbar, wo das gesellschaftliche Leben selbst denselben bildete. Mehr ein höfisches Idyll als eine Tragödie ist dagegen Berenice, welche ihr Glück nur den obwaltenden Hofverhältnissen verdankte. Der Verdruss darüber, dass eine Partei den alten Corneille gegen den jungen Dichter zu halten suchte, eine andere gar ihm einen ganz unwürdigen Nebenbuhler entgegen setzte, verbunden mit religiöser Aengstlichkeit, da die Geistlichkeit das Theater perhorrescirte, bewogen den Dichter, sich ganz vom Theater zurückzuziehen, und nur die Ermunterungen und der Befehl der Frau von Maintenon konnten ihn dahin bringen, wieder dramatische Arbeiten zu unternehmen. Aber diese Arbeiten sollten wenigstens nicht im Sinne der Welt sein. So entstand die Esther, ein schwaches Product, welches indessen, durch die frivolen Anspielungen auf damalige Hofintriguen, welche die Höflinge darin fanden, mit grossem Beifall in der Erziehungsanstalt für junge adlige Mädchen in St. Cyr von diesen selbst dargestellt wurde. Seine Athalie dagegen, der Schwanengesang des Dichters und zugleich sein grösstes Werk, wie das gediegenste Drama der französischen Literatur überhaupt, ward so kalt aufgenommen, dass sie nur einmal dargestellt wurde und den Dichter veranlasste, sich nun in gerechtem Unmuthe gänzlich von der theatralischen Laufbahn zurückzuziehen. In der Athalie waltet statt der französischen Convenienz, welche sonst das Theater zum Wohnsitz der Unnatur machte, wirklich die tragische Würde der Griechen, ein sophokleischer Hauch, d. h. ein harmonischer Einklang von Zartheit und Hoheit, Anmuth und Kraft durchzieht das Ganze, das grossartige Element des hellenischen Chors ist in echt antikem Sinn in die Handlung verflochten,

die Handlung hat die Majestät einer nationalen Krisis, die Scene die Oeffentlichkeit und Weite des Volkslebens, und die fromme Begeisterung des Dichters, welche das Stück durchglüht, legt ihm kühne und erhabene Worte heiligen Eifers auf die Lippen, welche gegenüber der Despotie Ludwigs XIV., gegenüber der raffinirten Genusssucht eines verworfenen Hofes, gegenüber dem schwelgenden Uebermuthe des Adels und der Geistlichkeit, gegenüber endlich dem Elend und der Blösse eines beraubten und misshandelten Volkes wie eine prophetische Ankündigung des Gerichtes der Revolution klingen:

Was bleibt von all dem Glück, das ihnen lacht?
Was von dem Traume bleibt, wenn man erwacht.
O des Erwachens Schreckensaugenblick!
Indess an deinem Tisch, o Herr, der Arme
Sich laben wird am ewig süssen Glück,
Gesunden wird von jedem Erdenharme,
Trinkt der Verbrecher Schaar in ew'gen Qualen
Die unerschöpflich bittern Leidensschalen,
Wozu dein Zorn, am Tage des Gerichts entflammt,
Das ganze schuldige Geschlecht verdammt.

Das gute Glück Ludwigs XIV. wollte es, dass zugleich mit jenen Meistern der tragischen Kunst auch der grösste Lustspieldichter der Franzosen auftrat. Wenngleich die Bewunderung der französischen Kunstrichter, welche ihren Molière unbedingt für den ersten Komiker aller Völker und aller Zeiten halten, eine entschieden unbegründete und verkehrte zu nennen ist, so ist doch ebenso gewiss, dass ihm wenigstens in Frankreich kein früherer und kein späterer Komödiendichter auch nur entfernt zu vergleichen ist. Es gab eine Zeit, in welcher Molière's Verdienst in der Weise überschätzt wurde, dass das durch ihn begründete Lustspiel für die in jeder Hinsicht vollendetste Form der Komödie galt. Auch gegenwärtig wird die unbefangene ästhetische Kritik aussagen, dass Molière das Leben, insofern es innerhalb der Formen geselliger Verhältnisse sich bewegt, nach den vielseitigsten Richtungen hin, unübertrefflich dargestellt hat. Die Thorheiten, Narrheiten und sittlichen Verirrungen, die beim Anblick des Weltlebens uns zunächst entgegentreten, erkennen wir auch in Molière's Dramen so treu und wahr wieder, dass wir an jenen Ausspruch des alten Grammatikers über den berühmtesten Dichter der neueren griechi-

schen Comödie, Menander, von Neuem erinnert werden: „O Leben, o Menander! Wer von euch Beiden hat dem Andern nachgeahmt?“ Nur Einzelnes dieser Portraitmalerei erscheint uns gegenwärtig als veraltet und erweckt, indem nur jener Zeit Angehöriges berührt wird, kein eigentliches Interesse mehr. Weit häufiger jedoch ist es, dass Molière solche Züge dem Individuellen ablauscht, die der menschlichen Natur wesentlich sind, und die daher auch in dem gegenwärtigen Zeitalter nicht fehlen.

Bei dieser Liebe zur Portraitmalerei ist dem französischen Lustspieldichter eine Feinheit und Schlauheit der Beobachtung eigen, welche auch das im Innern des Menschen Verborgene ungemein glücklich auffindet und Andern sichtbar zu machen weiss. Daher kommen denn hier die feinsten Nüancen und Schattirungen des Seelenlebens zum Vorschein, und die durch den Dichter in uns hervorgerufenen Gestalten entbehren selbst der mimischen Lebendigkeit nicht. Wie nun aber Molière's Talent in der Darstellung der Portraitwahrheit als eines der grössten sich zeigt, so ist andererseits auch einzuräumen, dass der eigentliche Humor, der das Endliche dem Unendlichen gegenüberstellt, diesem Dichter mangelt. Das Leben, insofern es an die socialen Verhältnisse gebunden ist, wird von diesem oder jenem Gesichtspunkte aus ungemein hell beleuchtet, aber an dem Individuellen kommt nicht, wie dies in den Schöpfungen der höchsten Kunst stattfindet, die volle Wahrheit, die dem Menschen innewohnt, zur Erscheinung. Indem nun Molière nicht die Welt überhaupt, insofern sie der Thorheit ergeben ist, belacht, sondern einzelne Momente der Wirklichkeit, die lächerlich sind, als solche herausstellt, so ist es einmal das subjective, oder das allein aus psychologischer Beobachtung hervorgegangene Komische, das andre Mal dagegen das objective Komische, oder der an dem äussern Gegenstande leicht wahrnehmbare Contrast, was uns vorgeführt wird. Diese beiden Extreme des feinen und derben Komischen, die in dem Humor zur Identität vermittelt sind, treten in Molière's Drama so schroff einander gegenüber, dass die sämmtlichen Schauspiele in zwei Klassen, als die dem gewöhnlichen Ernste nahe kommenden Charakterstücke und als die den eigentlichen Scherz

darstellenden Possen sich von einander sondern. Die Charakterstücke, denen Tartüffe, der Geizige, der Misanthrop, die gelehrten Frauen u. a. angehören, sind schon dem Geiste des sogenannten bürgerlichen Drama sehr verwandt und mit Ausnahme einiger rein komisch gehaltenen Scenen beruht hier das Lächerliche gewöhnlich in solchen Zügen, die in Folge seiner Beobachtungen den Charakteren abgewonnen sind. Man hat den Charakterstücken als Tadel vorgeworfen, dass in denselben eine bestimmte didactisch-satyrische Tendenz geltend gemacht und dadurch dem Interesse des eigentlichen Drama Abbruch gethan werde. Obschon aber diese Schauspiele hin und wieder einen gewissen Ernst, der an die Prosa des gemeinen Lebens erinnert, verrathen, so sind sie doch keine nur in dramatischer Form abgefasste Lehrgedichte. Molière versteht die Kunst, das Interesse des eigentlichen Bühnenspiels und das didaktische Element miteinander auszugleichen. Wie er das Letztere mitspielen lässt, ist es in den meisten Fällen der Art, dass die wirkliche Handlung, die derselben nothwendige Bewegung und der in Folge der Leidenschaft hervortretende Conflict, nicht beeinträchtigt wird. Wenn moralische Lehren beigesellt werden, so entsprechen diese gewöhnlich den Charakteren und den Situationen, worin jene sich gerade befinden. So wird das Abstracte, Dürre, was die gewöhnliche Moral als solche an sich trägt, vermieden und das didaktische Interesse verdrängt nicht mehr das individuelle Leben. Die Hauptcharaktere dieser Dramen wurden, was die psychologische Wahrheit betrifft, mit Recht von jeher bewundert, und manche derselben dürfen auch noch gegenwärtig als Repräsentanten der Gattung betrachtet werden. Das Typische einiger dieser Charaktere finden wir freilich bereits in der griechisch-römischen Comödie, die überhaupt auf die ganze Darstellung des französischen Lustspieldichters sehr vielen Einfluss ausübte. Unter denjenigen Charakteren, die erst durch Molière auf die Bühne gebracht sind, bleibt Tartüffe der bedeutendste. In diesem ist das Bild des Heuchlers in so scharfen, bestimmten Zügen aufgestellt, dass ähnliche Versuche späterer Dichter gewöhnlich nur als matte Abschattungen jenes Molièrischen Originals erscheinen. Ueber den Geizigen urtheilt Lessing: „Molière und Plautus haben

statt der Abbildungen eines geizigen Mannes uns eine grillenhafte niedrige Schilderung des Geizes gegeben.“ Obschon solchem Tadel Wahrheit zum Grunde liegt, so ist doch die dem Bilde des Geizes verliehene mimisch-dramatische Lebendigkeit der Art, dass dieses Bildes Züge und diejenigen, die wir an dem Geizigen des gemeinen Lebens wahrgenommen haben, für die Erinnerung unwillkürlich in einander übergehen.

Noch vortrefflicher als Charakterbild erscheint uns der Misanthrop. Viele Individuen, die bei Adel der Gesinnung und entschiedenem Talente doch zu leidenschaftlich bewegt sind, um die innere Idealwelt mit dem wirklichen, gemeinen Leben ausgleichen zu können, glaubt man im Alcest wiederzusehen.

In der Schule der Frauen verdient vor Allem der Charakter der Agnes grosses Lob. Wie in dem naiven, kindlichen Gemüthe, ohne dass es sich dessen eigentlich bewusst wird, die Liebe erwacht, und dann das Mädchen auch der Intrigue nicht widerstehen kann, — dies ist hier überaus schön dargestellt.

Ebenso müssen wir in den gelehrten Frauen eine seltene psychologische Wahrheit bewundern. Diese Damen haben durch das Studium der Grammatik keineswegs die höhere, ideale Natur ausgebildet und Gefallen an dem Echten und Wahren der Dichtkunst gewonnen. Sie sind im Gegentheil lächerliche, abgeschmackte Pedantinnen geworden, die, dem Natürlichen feind, auch das Absurde, Geckenhafte anstaunen können. Zugleich lässt der Dichter, ganz in Uebereinstimmung mit dem wirklichen Leben, die Leidenschaft des Weibes auch an diesen gelehrten Damen in aller Grellheit hervortreten. Verschieden von den Charakterstücken sind, was die Auffassung des Lebens überhaupt und die künstlerische Composition anlangt, die eigentlichen Possen unsers Dichters, wie der Bauer als Edelmann, Herr von Pourceaugnac, der eingebildete Kranke, der Arzt wider Willen u. a. Das Bild des Lebens, welches Molière in seinen Possen uns aufstellt, ist ein sehr treues. Die Arroganz und Unwissenheit der Aerzte, die Schwäche der unter dem Pantoffel der Frauen stehenden Ehemänner und die Aufgeblasenheit derjenigen Individuen, die bedeutender erscheinen möchten, als sie wirklich sind, wird überaus witzig und in

sehr glücklich gewählten Situationen zur Anschauung gebracht. Nicht minder zeigt sich Molière's Meisterschaft in Darstellung gewisser weiblicher Charaktere; denn sowol die Verschrobenheit verbildeter Bürgertöchter, die Interesse für Naivetät und Genialität affectiren, als auch die Intrigue und Unverschämtheit, vermöge der das lieblose, herrschsüchtige Eheweib den Mann ganz umstrickt hält, weiss der Dichter in sehr sprechenden, frappanten Zügen der Einbildungskraft vorzuführen.

Was an der Molière'schen Posse weniger zu loben ist, ist dies, dass das Ganze eine gewisse Beschränktheit zeigt, dass nicht die Welt überhaupt, vielmehr das Einzelne es ist, was komisch behandelt wurde. Indem der wirkliche Humor, der Scherz und Ernst in einander übergehen lässt, fehlt, muss der Dichter, um seinem moralischen Bewusstsein Genüge zu thun, der lächerlichen Welt noch den Ernst, als ein zufälliges, abstractes Moment mitgeben. Dieser Ernst nimmt nun aber nicht selten die Form der eigentlichen Strafrede an und verhindert dann, dass in uns die rein komische Heiterkeit, das behagliche herzliche Lachen sich einfindet. Eine gewisse Abstraction, ein Vorherrschen des nüchternen Verstandes verhindert, dass der französische Lustspieldichter die Idee, in der auch der Gegensatz des gewöhnlichen Scherzes und des gewöhnlichen Ernstes sich ausgleicht, gewinnen kann. Die schwächste Seite an Molière ist die Erfindung, und man weiss, wie er Bezugs derselben einerseits der italienischen Volkskomödie wie dem spanischen Intriguenstücke, andererseits dem Plautus und Terenz wie den altfranzösischen Fabliaux und dem grossen Rabelais viel verdankt.

Es ist eine auffallende Thatsache, dass, während die dramatische Poesie in ihrer Art den Gipfel einer freilich höchst einseitigen Vollkommenheit in diesem Zeitraume erreichte, die epische dagegen nur äusserst schwache und gradezu verunglückt zu nennende Versuche aufzuweisen hat. Der Grund liegt nicht darin allein, dass sich die Franzosen, wie für das Drama, so auch für das Epos aus den Werken der Alten wunderliche, beengende Regeln abstrahirt haben, sondern er scheint vielmehr tiefer zu liegen in dem innersten Wesen des Nationalcharakters, welcher weder die Geduld hat, ein grosses Ganze mit

Ruhe auszuführen, noch auch den Ernst, ein solches auch nur zu ertragen. Daher die Vorliebe der Franzosen für kleine, meist komische oder erotische Erzählungen und ihre gänzliche Unfähigkeit, eine heroische Zeit zu begreifen, darzustellen und zu geniessen. Den meisten Dichtern, welche es unternommen, epische Dichtungen zu schreiben, fehlt es keineswegs an Erfindung, an Phantasie, zum Theil sogar an wahrhaft poetischen Elementen; aber was Allen fehlt, das ist die Ehrfurcht vor dem selbst gewählten Gegenstande; sie glauben selbst nicht an die Wunder, die sie uns erzählen, und verfallen daher alle mehr oder weniger in leeren Schwulst, hochtrabende Phrasen und Bilder, welche den Leser nur ermüden, aber keineswegs zu fesseln im Stande sind. Es ist nicht etwas innerlich Erlebtes und Geschautes, etwas sie selbst Hinreissendes und Fesselndes, was sie vortragen, sondern nur ein künstliches Machwerk ohne inneres Leben. Die Lust der Franzosen an komischen, besonders erotischen Erzählungen und Schwänken, wie sie sich in den zahlreichen contes und fabliaux der ältesten Zeit kund giebt, findet sich in jeder Periode ihrer Literatur wieder. Hier sind in dieser Art zu nennen die sittlich allerdings verwerflichen aber in der Darstellung einzigen poetischen Erzählungen Lafontaine's, ewige Muster einer heitern, geistreichen und anmuthigen Erzählung schalkhafter Begebenheiten, welche er meist aus jenen alten fabliaux, zum Theil aber auch aus dem Ariost und Boccaccio geschöpft hat. Denselben Mann, der überhaupt einer der eigenthümlichsten und wunderlichsten Menschen seiner Zeit gewesen ist, haben wir auch als Fabeldichter wahrhaft zu bewundern. Seine Fabeln muss man durchaus meisterhaft nennen, sobald man nur nicht vergisst, dass auch die Natur sich bei jedem Volke dem Geiste auf eine eigenthümliche Weise offenbart; und eben dies, dass Lafontaine sich ganz als Franzose in die Natur und in die Verhältnisse der Thiere versenkt, dass ihm die Thiere, man möchte sagen, als seine Landsleute erscheinen, dass er sie mit denselben Augen betrachtet, wie er die Menschen betrachtet, das giebt seinen Fabeln den unaussprechlichen Reiz, und wird sie nie veralten lassen. Es ist in ihm etwas von dem, was wir an unserm Hebel bewundern. An Innerlichkeit und Wahrheit, an Schalk-

heit, Gutmüthigkeit und Laune hat ihn keiner seiner Landsleute erreicht. Die lyrische Poesie bildet keineswegs einen Glanzpunkt in der französischen Literatur, wie sehr auch manche Producte dieser Art von den Franzosen bewundert werden. Von den verschiedenen Gattungen der Lyrik fehlen ihnen einige so gut wie ganz. Zuerst das Lied, welches die innigsten Bewegungen des Herzens in Liebe und Andacht aushaucht. In den früheren Perioden finden sich noch manche schöne, naive und innige Anklänge dieser Art, welche aber bei der immermehr über das ganze Volk sich verbreitenden höfischen und galanten Bildung entweder in fades Liebesgeschwätz, oder in ebenso widrige Sentimentalität und Schäferlichkeit ausarten. Dann das Kirchenlied, eins der edelsten Juwele der deutschen Literatur, welches in Frankreich ganz fehlt. Selbst das Volkslied im germanischen Sinne ist in Frankreich von jeher unbekannt gewesen; es existirt nur in der Form von Spottliedern, chansons, und der oft giftigen politischen Satire. So bleibt denn der französischen Lyrik nur die emphatische, mit grossen Ansprüchen und wenigem Gehalte auftretende Ode und allenfalls das lustige und gesellige Trinklied übrig. Die erstere musste jawol ein Gegenstand des Ehrgeizes für Dichter sein, welche gewohnt waren, ihre Literatur als ein Ringen mit dem Alterthume zu betrachten und es daher nicht lassen konnten, mit Pindar und Horaz zu wetteifern. An heroischen Oden fehlt es daher der französischen Literatur keineswegs, aber, wie bedeutend auch das Talent einiger Dichter dieser Gattung sein mag, sind die französischen Oden doch meist alle entweder durch niedrige Schmeichelei gegen die Fürsten und Grossen, an die sie gerichtet, oder durch Steifheit, Schwulst und mühsam erzwungenen frostigen Enthusiasmus ungeniessbar. Selbst der Roman schlug in jener Periode keine neuen und wahrhaft eigenthümlichen Bahnen ein, da er sich durchaus, wie wir dies an seinen beiden Hauptvertretern, Lesage und Scarron, im Einzelnen nachweisen könnten, an spanische Muster mehr oder minder frei anlehnt.

Geschmack in seiner Reinheit! ist das Losungswort der classischen Schule der Franzosen: geniale Schöpferkraft, Kraft des Genius, der mit der Natur die wahre Schönheit, die ideale,

zeugt, ist die Losung, an der man die echte Poesie erkennt. Das Schöpferische wie das Naturwahre, die echte Poesie haben die französischen Classiker nicht in sich, Racine ist nur davon angehaucht, und auch bei ihm thut der Zwang weh, der die Handlung in die Einheit des Ortes und der Zeit, in dieselben Wände und in den engen Zeitraum eines Tages einzwängt, nicht auf freien Plätzen die Handlung entfaltet, wie in der Tragödie der Griechen, noch weniger im freien Wechsel des Orts und der Zeit, wie bei Shakespeare. Die Folgen davon, Armuth und Unwahrscheinlichkeiten, lassen sich durch nichts verdecken, selbst Kälte und Langweiligkeiten hängen mit dieser Einförmigkeit zusammen und national ist diese classische Poesie gar nicht, ob sie gleich die Griechen und Römer und Türken in der Tracht, der Sprache und den Sitten des französischen Hofes vorführte. Und diese Poesie sollte es sein, die auf die vaterländische deutsche einen so wesentlichen Einfluss auszuüben berufen war. Hauptsächlich war es die Erbschaft der übertriebenen Ausländerei, wodurch das selbstständige Aufleben des nationalen Geistes in unsrer damaligen Literatur zurückgehalten wurde. Das siebzehnte Jahrhundert hatte sich, besonders in seiner zweiten Hälfte, in diesem Bezuge gegen das Vaterländische schwer versündigt, von den marinistischen Italienern den unnatürlichen Schwulst, von den Franzosen Wort und Wendung leichtfertig entlehnend, beides mit der latinisirenden Stylistik der schlesischen Schule vielfach durchwirkend, so dass ein buntes Allerlei den deutschen Grundton kaum mehr hervortreten liess. Was die Productionen selbst angeht, so zeigten sie meist dasselbe Gepräge. Bei unnatürlicher Auffassung und haltungsloser Ausführung ermangelten sie aller volksthümlichen Bedeutung und innerlichen Belebung. Unnatur, Gesuchtheit und Zufälligkeit, sinnlicher Luxus und Pretiosität, falsche Erhabenheit nebst gesinnungsloser Frivolität bei selbstgefälliger Breite bildeten die Haupteigenschaften dieser vorgeblich deutschen Literatur um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Wie wenig auch verkannt werden darf, dass mit den national-literarischen Strebungen des achtzehnten Jahrhunderts sich allerdings Bewusstsein und Absicht einer Reaction gegen die Undeutschheit und Geschmacklosigkeit jener unmit-

telbar vorhergehenden Literaturrichtung verband; so kann es doch der unbefangenen ästhetischen Anschauung nicht entgehen, dass mit wenigen Ausnahmen die Geistlosigkeit und der Mangel an aller originellen Belebung die Grundzüge dieser poetischen Erstlinge des Jahrhunderts bilden. Reinheit und Selbstständigkeit der Muttersprache und Verbesserung der Form war es vornehmlich, worauf es ankommen sollte. Obwol gegen die Undeutschheit gerichtet, tragen diese regenerativen Versuche doch den Stempel ausländischer Waare. Die Macht des französischen Regelzwanges herrscht über sie und nur hie und da lässt sich, wie bei Günther und Brockes, eine freiere Bewegung, welche mehr von englischem Geiste getrieben wird, erkennen. So entstand eine Literatur, welche gleichsam französisch in deutscher Sprache redete und sich durch das Streben nach technischer Gebildetheit bei Mangel an innerem Gehalte und lebendiger Natürlichkeit charakterisirt und die Vertreter derselben waren meist Männer, die in der grössern gebildeten Welt sich bewegten, wo französische Gewohnheiten und Lebensansichten vorzüglich ihre Herrschaft übten. Mit der Rückkehr der Stuarts aus Frankreich nach England fand auch der französische Geschmack sofort in diesem Lande eine günstige Aufnahme, weil sich eine höfische Poesie nach dem Vorbilde von Paris und Versailles entwickelte. Es war besonders John Dryden, nächst ihm Joseph Addison, welche dem französischen System huldigten. Aber dies System herrschte nicht nur in Deutschland und England, sondern breitete sich über ganz Europa aus. In Spanien wurde es durch Luzan, in Italien durch Goldoni und Alfieri, in den Niederlanden durch van der Vondel, in Dänemark durch Tullin, in Schweden durch Dalin vertreten. Ueberall hat es eine Reaction der nationalen Richtung der Poesie zur Folge, war aber durch den Kampf mit derselben für die Hervorbildung einer höheren rationellen ästhetischen Kritik sehr wichtig, die sich aus der Widerlegung der Pseudoclassicität als Resultat ergab. In Frankreich selbst ging ein bedeutsamer Anstoss zu einem Umschwunge der ästhetischen Anschauungen zunächst von einem Manne aus, der uns überall in dem folgenden Zeitraume entgegentritt, von Voltaire. Ein schöpferischer Dichter im höhern Sinne war er gar nicht. Gross ist sein klarer

Verstand, scharf sein Witz, aber nur beweglich und in Vorgefundenes sich einschmiegend ist seine Einbildungskraft nicht neu und gross.

Wenn wir zunächst von dem Tragiker Voltaire reden, so müssen wir gestehn, dass es ihm unstreitig gelungen, sich seinen beiden grossen Vorgängern als dritter würdig an die Seite zu setzen, und wenn er auch allerdings nicht die Vollendung der Sprache Racine's und vielleicht auch das erhabene Pathos Corneille's nicht ganz erreicht hat, so zeichnet er sich dagegen von anderen Seiten vortheilhaft aus, welche eben seinen Vorgängern abgehen. Er war längere Zeit in England gewesen, und obgleich er zu seiner Schande zeitlebens oft sehr unverständig über Shakespeare gesprochen, so hatte er sich doch so viel gemerkt, dass er wohl fühlte, es fehle der französischen Tragödie an Wahrheit, an geschichtlichem Sinne, an Innigkeit und Tiefe in der Darstellung der Leidenschaften, besonders der Liebe, an Mannigfaltigkeit und theatralischer Wirkung. Das Alles suchte er nun in seinen Werken zu erreichen; deshalb erweiterte er schon den Kreis der darzustellenden Gegenstände und führte mit richtigem Takt den ritterlichen Sinn wieder in seine Rechte ein; auch kann man nicht leugnen, dass ihm der Ausdruck der Liebe unendlich besser gelungen, als seinen Vorgängern, dass er mehr allgemein menschliche, nicht bloss höfische Gesichtspunkte und Gefühle darstellt, mehr allgemeine, philosophisch-religiöse Interessen aufs Theater bringt, und dass er eben dadurch ergreifender und rührender ist, als sie. Unter seinen Tragödien zeichnen sich aus: Mérope, bei welcher er indessen sehr Vieles dem Maffei verdankt; Zaïre, in welcher die Darstellung der Liebe und des ritterlichen Sinnes vortrefflich ist, dagegen die orientalische Seite des Stückes ziemlich verfehlt. Sein Meisterstück ist vielleicht Alzire, ein rein erfundener, aber mit Würde ausgeführter Stoff, in welchem der Contrast der Civilisation und der amerikanischen Wildheit, des Christenthums und des Heidenthums, so wie die ritterliche Liebe vortrefflich aufgefasst und dargestellt sind. Auch Tancrede verdient alles Lob. Als ganz verfehlt muss dagegen der Mahomet erklärt werden. Hier hat der Hass gegen Priesterthum und geoffenbarte Religion den Dichter zu den entsetzlichsten

Ungerechtigkeiten gegen seinen Helden, zu einer argen Entstellung der Geschichte und zu den widerwärtigsten Gräueln hingerissen.

Merkwürdig ist, wie unbedeutend und geradezu schlecht die wenigen Komödien Voltaire's sind; zum deutlichen Beweise, dass die vis comica sich auf keine Weise durch Witz ersetzen lässt.

Voltaire's Henriade ist, trotzdem dass sie an Eleganz der Sprache und des Versbaues und an einzelnen glänzenden Partien Alles, was sonst die Franzosen im epischen Fache producirt haben, weit übertrifft, zu einer blossen historisch-poetischen Erzählung herabgesunken, die durch ihre frostigen Allegorien allerwege störend auf den poetischen Genuss wirkt.

Es ist Voltaire gelungen, in seiner schamlosen pucelle die einzige romantische Heldengestalt Frankreichs im Mittelalter zu entweihen und das, was der Stolz seines Volkes sein sollte, in den Koth zu treten. Dabei ermangelt dieses burlesk epische Gedicht alles Plans, aller Ordnung, alles Interesses; es ist dem Verfasser bloss darum zu thun gewesen, seine ohnmächtige Wuth gegen Alles auszulassen, was einer früheren Zeit ehrwürdig und heilig erschien.

Die Bedeutung Voltaire's, der auch im Gebiete des Tendenzromanes anregend wirkte, ist eine weltgeschichtliche, und diese näher zu entwickeln, liegt ausserhalb der Grenzen unserer Aufgabe.

Etwas von deutscher Natur und Innigkeit, welches auch den Schweizern französischer Zunge nie ganz fehlt, ist in J. J. Rousseau unverkennbar, und war es eben, was sein Verhältniss zu den Franzosen nie recht innerlich und ungetrübt werden liess. Die Schriftstellerlaufbahn hat er ziemlich spät betreten. Seine erste Schrift, womit er den Preis der Akademie von Dijon erhielt und worin er den Satz durchführte, dass die Geistesbildung die Menschen zu ihrer Verschlechterung führe und dass das unmittelbare Naturleben der ideale Zustand des menschlichen Geschlechtes sei, machte schon grosses Aufsehen, und wie er mit einem Paradoxon begonnen, so haben auch die meisten seiner Werke einen paradoxen Charakter. In seinem contrat social erhebt er dasselbe Thema in eine Art

systematisch-politische Theorie mit bestimmter demokratischer Tendenz. Besonders aber wurde diese neue Lehre durch seinen berühmten Roman „Die neue Heloise“ für das grössere Publicum vermittelt, welches, durch das romanhafte Interesse lebhafter angeregt, hier den naturalistischen Liberalismus in seiner Gesellschaft mit der feineren Weltsitte sich um so leichter aneignen mochte, je fasslicher und eindringlicher zugleich der Ton ist, womit der Verfasser die Erörterung der wichtigsten Angelegenheiten und Beziehungen des menschlichen Lebens in die zarten Empfindungen der Liebe zu verweben gewusst hat. Was die Heloise in dieser verführerischen Form mehr nur gelegentlich gab, sollte der einige Jahre später erscheinende Emil in ernsterer Darstellung vortragen. Es ist hier vorzüglich die Erziehung und Religion, auf welche die Lieblingsgrundsätze des Verfassers angewendet erscheinen. In der Erziehung sucht Rousseau die Zwecke des physischen Lebens und die unmittelbare Brauchbarkeit dem idealen Menschenthume und der strengen Methode gegenüber zu behaupten; in der Religion weiss er die natürliche Berechtigung des Gefühls und des gesunden Verstandes der positiven Dogmatik und dem Offenbarungsglauben, wie der ungläubigen frivolen Genialität gleichmässig entgegenzusetzen.

Neben Voltaire und Rousseau ist noch Diderot als vornehmster Träger der Polemik gegen den Despotismus, die Unnatur und die Unwissenheit hervorzuheben. Diderot war der grosse Lehrer der Franzosen nicht nur, sondern Europa's, der die technische Cultur durch die geistvollen Artikel seiner Encyclopädie, in denen er die Gewerbe vom Standpunkte des Fortschritts der Menschheit schilderte, bei der Aristokratie der Bildung zur Anerkennung brachte; der in der Kunst dem steifen akademischen Modell gegenüber die Naturwahrheit empfahl; der im Drama den Triumph des natürlichen Gefühls über die Schranken der Convenienz feierte. Diderot ist nicht ohne hohen Einfluss auf Deutschland geblieben. Denn als sich hier jene grosse classische Periode der Literatur, die in der Geschichte ihresgleichen nicht hat, vorbereitete, war es Diderot, dem sich Lessing anschloss, waren es die Griechen und Römer, aus deren Studium Klopstock seinen Formensinn erkräf-

tigte, waren es die Griechen, Franzosen und Italiener, denen Wieland nacheiferte; waren es die Bibel und Shakespeare, denen Herder und die Jünger der Sturm- und Drangperiode huldigten; allein alle diese fremden Ausgangspunkte wurden in ein Ideal der Humanität aufgelöst, welches dem deutschen Geiste eigenthümlich geblieben ist und seine höchste Vollendung in dem Dichter gefunden hat, der von seinem erhabenen Berufe und der Macht der Poesie hoch, wie kein anderer, gedacht hat. „Der Dichter, sagt Göthe, fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Seine empfängliche, leicht bewegliche Seele schreitet wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tage fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grunde seines Herzens, wächst die schöne Blume der Weisheit hervor — er lebt den Traum des Lebens als ein Wachender. Er ist zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen.“

---

# Das Leben der heiligen Brigitta.

Mitgetheilt von
Dr. A. Tobias in Zittau.

Die Stadtbibliothek in Zittau besitzt unter den Handschriften (Litt. B. nr. 216) das Leben der heiligen Brigitta in deutschen Versen von Wolff Grun Hiltmar genannt aus Nürnberg, aus dem Jahre 1611. Das Gedicht ist auf Pergament sehr sauber, zum Theil mit rothen Buchstaben geschrieben, auf 30 Blatt, die $10^1/_2$ Centimeter hoch und $9^1/_2$ Centimeter breit sind. Wie diese Handschrift hieher gekommen, lässt sich nicht mehr bestimmen, jedenfalls rührt sie von einem Exulanten aus Böhmen her, deren viele hier ihren Aufenthalt im 17. Jahrhundert nahmen und ihre literarischen Schätze der hiesigen Stadtbibliothek widmeten. Wir lassen eine getreue Copie der Handschrift folgen:

Zu sonderlichem wolgefallen der Edlen vnd VilEhrntugentreichen Frauen Brigitam von Wirschberg gebornen Stiberin von Buttenheim Frauen auf Mehrn etc. Wittib auf den heutigen dieser Wolgenanten Frauen Ehrlöblichen geburtstag der Heiligen Sanct Brigita, zu Lobwürdigem gedechtnuss dedicirt vnd in Reimen gebracht durch Wolffen Grun Hiltmar genant, an der zum Gosstenhof bei der Kayserlichen Reichs Stat Nürnberg, Im Iar 1611. (Color. Zeichnung der H. Brigitta.)

Sanct Brigitta Auss Schweden landt,
Geboren ward in Edlem standt,
Ihr Anherr vnd vr Anherr wisst,
Eins grossen Gschlechts gewessen ist,
An Ehr vnd Gut allsambt gar mechtig,
Gottsförchtig, fromb, keusch vnd einträchtig,
Wie dann Sanct Brigittä zuhandt,
selbst hat besucht das heilig Landt,
Als ein Pilgrin zu Gottes Lob,
gewallet ist, zu Sanct Jacob

Darumb Gott sie in Lieb erkhennt,
Behüettet hat, biss an Ihr endt,
Darfür kein müeh noch fleiss thut sparen,
Wollt vebers wilde Möer auch fahren,
Zubesuchen das heilig Grab,
Dauon hielt sie gross vrsach ab,
Das der Babst vnd vil Bischoff gleich,
Ein Samblung hetten in dem Reich,
von des Christlichen glauben wegn,
Ihr Vatter thet gewöhnlich pflegn,
sambt seinem Sohn vnd Brigitta,
Mit grosser Rew vnd Andacht da,
zu Hayll vnd Trost Ihrs gwissens Leichtn,
All Freytags Ire Sündt zu beichtn,
Demütig fridlich sich vertrugn,
Heimblich Ihr Leib mit Geisseln schlugn,
Brigitta Mutter war mit Namen,
Ein Edle Fraw von hohem Stammen,
Auss einem Königlichem Gschlecht,
Gottsförchtig, Tugentsamb gerecht,
Vil Gottsheusser vnd Clöster Neu,
Schulen vnd dergleichen gebew
hat sie gestifft vnd begabt Reich,
vngeacht dessen, ob Ir gleich,
Nach Ihrem Adell, Ehr vnd Standt
gebürt zu tragen köstlich gwandt,
Hat siess vnd Brigitta vrlacht,
sich stets beflissen schlechter tracht,
Allss Nun Sanct Brigitta drey Jahr,
von Mütterlichen Brüsten war,
Freudenreich Tugentlich erhalltn,
Da Thette Gottes wunder walltn,
Das dises heillig Zweiglein frumb,
Wurd drey Jahr nacheinander Stumb,
Aber zu vnd des dritten Jahr
Fieng es recht an zureden gar,
mit verstandt deutlich ganzen wortten
Das alle wundert dieser orttn,
Ob dieser rainen sprach so Pur,
Wider die gewonheit der Natur,
Do Nun Brigitta Muter eben,
volstrecken wollt Ir Zeitlichs Lebn,
Da fiell sie in grosse schwacheit,
verschied selig bey kurtzer Zeit,
Sanct Brigitta Ir Tochter frumb

Befahl sie Irer Lieben Mumb,
solche fürbass an diesem Ort,
Zu ziehen auf nach Gottes wortt,
Allss aber Sanct Brigitta wahr,
Irs Allters im Siebenden Jar,
Das Christlich zweig vnd Edle Frucht,
Zu aller Jungkfreulichen Zucht,
vnd grosser Andacht ward geneigt,
Einstmalss ein gsicht zu nachts sich zeigt
vor Irem Bettlein in vertrauen
Gestaltsam einer schön Junckfrawen
Mit leichten klaidern sizent ganz,
vmbgeben mit sehr hellem glanz,
Gebildet vnd gezieret schon
habend in Irer hand ein kron,
Die Schön Jungkfraw Nun sprach zu Ihr
Brigitta, komb du her zu mir,
Das Maidlein sich nicht saummen thett,
Mit freuden sprang aus Ihrem Bett,
Die Junckfraw redt Brigitta an,
Brigitta wilst du habn die kron,
Auf Ihr Jawortt ganz vnuerlezt
Hat siess Sanct Brigitt aufgesezt.
Mit hellem glanz gar liechtem schein,
Bald ward entzückt diess Junckfreulein,
in starcker lieb durch Gottes krafft
Wie Nun Sanct Brigitt Tugenthafft,
Ir Allter in das Zehent Jar
Erraicht, vnd wol aufgehen war,
Alss ein Schön Lyllg vnd Edler Stamb,
in allen Tugenten zunamb,
Ihr Junckfreuliche rainigkeit
Bewahret hertzlich allezeit,
vnstrefflich in dem gwissen rein,
Mit höchster demut geziert fein,
Biss entlichen vnd darnach baldt
S: Brigita war zwölff Jar allt,
Da sie bey Ihrer lieben Mummen,
Zu eim hochen verstandt ist kummen,
Nicht allain in Geistlichen sachen,
Sie khundt zwar auch vil schönss dings machen,
Von Nehwerck würcken, wiess hat Namb,
Alssdann ein Engel zu Ihr kamb,
Einer Jungkfreulichen Persohn,
Welchen die Mumb Ins Hauss sah gohn,

Der sich alssbalden vnuerletzt,
Zu S. Brigittam dargesetzt,
vnd hat mit Ihr durch Gottes krafft,
gearbeit Künstlich Maisterschafft .
Darob von Menniglich besunder,
All Menschen ghabt ein grosses wunder,
Aber die Ehallten im hauss
haben nicht gsehen gar durch auss
Den Engel Nur die Mumb allein,
denselbigen sah gehen ein,
Da Nun die Mumb solch schön gewandt
genummen hat in Ire handt
vnd es beschaut mit allem fleiss
so wars gewürckht in solche weiss
Das Jederman bekennet frey
Wiess von Gott selbst gewürcket sey,
Darauff behielt Ir liebe Mumb,
solchs forthan fur gross heiligthumb
Nachdem die Selig Junckfraw zart
Züchtig erwuchss, bald Manbar wardt
Namb an Geistlicher Zierung zu,
Da liess der vatter Ir kein Ruh,
Ernstlichen von Ir haben wollt
Das sie den Ehstandt zieren sollt
Allen Ehfrawen züchtig rein
vnd den Mannen ein Spiegel sein,
Der Tugent ein vorleuchte wern,
Auf solchen beuelch vnd begern,
Sie Irem Vater ghorsamb war,
Zu eim Gemahl Ir gstellet dar,
Ein Edler Tugenthaffte Man
Mit Gottsförchtigkeit angethan,
Darzu vermüfftig (sic) Schön vnd Millt,
S Brigitam gleichmässigs Billdt,
Also kamen löblich zu handt,
Diss Junge Volck in Ehling Standt,
Lebten beysamb im gewissen rein,
Fridsamb Gottsfürchtig, Still gar fein,
Demüttig gegen Arm, vnd reich,
Das man nit fand bald Ires gleich,
Der Junge Man vnd Christlichs Weib.
Geiselt vnd schlagen Ire Leib,
Beichten vnd Büesten Ire Sündt
vilfältigmal, wie man den findt,
Geschrieben, das die Beicht mit fleiss,

Auffschleuss das heilig Paradeiss,
vnd Schleust dargegen zu die Höll,
Erlediget von Angst vnd Quöll,
Wiewoll die Ehleut baide ander,
Ein Strenges Leben mit einander,
Fürtten, so thet doch dises weib,
Vil mehrers Quöllen Iren Leib,
vngeacht all Irs grossen Guts,
het sie darbey gar Wenig Muts
So Pflag sie sonderlich darnebn,
Gross Allmoss täglich ausszugebn
Enthielt sich auch mit allem fleiss,
Köstlich gedrannk vnd theurer speiss,
vnwissent Ires herrn zwar
Heimblich souil Ir Möglich war,
Zu dem, diss heilig Edl weib,
Mehr Peinigt Iren zarten Leib,
Mit geisseln Fasten vnd Cassteyen,
Auf Erd, nichts mehr sie thet erfreuen,
Dann Predig hören Gottes wortt,
Ir hauss war Stets ein offne Pfortt,
Den Armen krancken überall,
nit anderst, dann wie im Spittal,
Denen sie zwug, kleidet vnd speist
allensambt Christlich fraw beweist,
Aber, wie heilig Keusch sie was,
mit schmertzen gross, Ihr khinder gnass,
Wie dann hierauff geschah geschwindt,
Das sie Arbeitet zu eine kindt,
Daran sie hart lag, biss an Thodt,
vnd als sie war in höchster Nott,
Das man verzweiffelt Ires leben,
So thet Gott Ir in Sinne gebn,
Das sie ganz Inniglich zu handt,
Anrufft zu Trost, Hülff vnd Beystandt,
Die Muter vnsers herrn Christ,
welche Ir drauff erschinnen ist,
In der Nacht, als die Hebamb war,
vor Müdigkeit entschlaffen gar,
In einem weissen Seiden gewandt,
Namb Brigitam bey Irer handt,
vmbgrieff Irn Leib vnd alle glidr,
Zuhand kamen all krefften widr,
Sobald das gross heilthumb verschwandt,
S: Brigitta sich wol befandt,

Gebar aus lieb frölichem hertzn,
Ein Tochter Schön on allen schmerzen,
Ihr Junger herr vnd Ehlich Man,
sich gar weisslich thet nemen an,
Dem Vatterlande zu Ehr vnd Preise,
Zu diennen stets mit grosem fleise,
Inmassen zu Rom in der Statt,
Dem Senat, vnd dem ganzen Rath,
Er vnuerdrossen beigestanden,
Alles, was im kummen zu handen,
vernünfftiglich hat helffen richten,
Nun thet S. Brigitta drauff dichtn,
Wie sie mit lieb beschaidenlich
Könt Iren Man vernunfftiglich,
von dieser wellt Irrdischen sachen
Abwendig, vnd in selig machn,
Zu dem Gott würcket sein gedeyen,
vnd thet darzu genad verleihen
Dann sie sprach hertzen Lieber Herr,
Welltlich geschäffl bringt gross beschwer,
Ist misslich an der Seligkeit,
Das Ewig aber bringet Freudt,
Folgt mir durch Gott, meim blöden Rath,
Weill er vns hoch begnadet hat,
Mit Ehr, vnd Gut, gesundem leib,
Drumb bitt ich auch als euer Weib,
Lasst Gott vns darfür danckbar sein,
vnd ist Jetzt das begeren mein,
Das baide wir nemen vor gut,
Geben vns willig in Armut,
vmb der Lieb Jesu Christi willen
sein heilligs Gebot zuerfüllen,
Darauff sie dann baide behendt,
verliessen allss, giengen elend,
Mit schlechter Wath vnd Zerung schnell,
kamen dahin gen Compastell
Die frommen ehleut baide sandt
Widerumb in S. Jacobs Landt,
Alss sie auch viel heiliger Stett,
Besucht vnd als vollendet het,
In dem kein müeh noch fleiss gespart,
Da fiellm solcher widerfart
Zu Atribato mit herzleidt,
Brigita heir in gross Kranckheit,
Bettriess am Thodt er ligen was,

Biss im verkündet wurde das
Durch den würdigen Bischoff frumb
Willigen Dionisium,
Das er auch nit sollt lassen ab,
hinrayssen zum heiligen Grab,
Mit Brigitam seim lieben Weib
Bald er das globt, da wurd sein Leib,
Alssbalden in derselben stund
Widerumb starck, frisch vnd gesund,
Wie sie das auch vollenden thetten,
Allss gar verricht, vnd gsehen hetten,
Körtten sie wider heimb zu Landt,
Frölich: vnd wurden baide sandt
Bey gsundem Leib noch zu betrachtn
Das gar nichts höchers wer zuachtn,
Nach dem Spruch Salomonis holdt,
Das weder Edelgstain noch Gollt,
Berlein, Silber, vom höchsten Werth,
Nichts sey zu schetzen auf der Erdt,
gegen ainer Seel keusch vnd rein,
Die Dortt hat Ewig freud, ohn Pein,
Darumb sie kürzlich diesen Rath,
Beschlossen, das sie Gottes gnad,
vnd sein Millte Barmhertzigkeit,
Welltlicher Ehr, vnd Eytelkeit,
Fürziehen, das sie billich sollten,
auch alle beede willig wollten
Sich Jedes bey gesundem leben,
In Geistlichen Stande vnd Orden gebn,
Drauff Spendtens Ir haab Gut vnd gellt,
Den Armen auss, wol in der Wellt,
Schickten sich darzu allebaidn,
Willig von einandr zu schaidn
Das also Nimmermer hernach
Eins, das ander mit augen sach,
Alss Nun der Edel Furst vnd Herr,
All Ding geschickt, dann zog er ferr,
Mit wenig Gut gen Alustra
Ward Geistlich in dem Orden da,
Dienet vil Jahr Gott an dem endt,
Biss die Seel Fuhr in seine hendt,
S: Brigitta, das Christlich Weib,
Gedultig, Still, Ainmüttig bleib,
Mit Bitten Fassten grossem Traurn
Alss wie ein Turtteltaub thut Dauern,

Ihrn Gatten vnd gesellen trew,
Trug wahre Buss vnd grosse Rew,
Nach Ihres Ehmans Thot der Zeit,
So theillt sie vnter Arme Leut
vnd Ihr kinder, alls haab vnd Gut,
Namb an sich gar betrübten muth
verwandelt auch Ir Leibgewandt,
Zog Arm gen Rom Ins wälische landt,
Alss sie hinkamb in Armer Nott,
Trieben mit Ir den hohn vnd Spot,
Die vebermüttig grossen Frauen,
kuntens nit gnug dadlen noch schauen,
hieltens für vnsinnig on mass,
Allain der vrsach, vnd vmb das,
Sie ein Gross Fürstin war zuuorn,
vnd Jetzt so Gähling elend worn,
Denen sie antwort bschaidenlich,
von eurentwegen nicht hab ich,
Mein gwandt vnd mein verworffen Lebn,
verwandelt, also will ich ebn,
von eurentwillen solcher massen,
Mein vornemen nicht vnterlassen,
Nach dem S. Brigitta all tag,
Irs Leibs, mit grosser Martter Pflag,
vnd diss Andächtig Edel Weib,
Betraifft offt Iren Zarten Leib,
mit hizigen wachstropffen baldt
Macht in verwundt sehr vngestalt,
Ob gleich die wunden heillten zu,
het sie doch weder Rasst noch Ruh,
Grumbts mit scharpff Nägeln wider ab,
Damit sie im gedechtnuss hab,
Das Bitter leiden Jesu Christ,
Der für sy vnd vns gstorben ist,
Dise histori ist fürwar
Als man gezelet 1000 Jar
Dreihundert Siebentzig vnd Siebn,
Do zumal an der Zal ist bliebn,
Zu Rom vnd sonst warhafft ergangen,
Gott helff, das wir die gnad erlangen,
Zubessern, vnser Sündlichs lebn,
vns Christum ganz vnd gar erheben,
Wie solche baide Ehleut frumb,
Das Jedes glaubig Mensch hinkumb,
Ins höchstgelobte heiligthumb, Amen:

---

Ungedruckte

# politische Gedichte aus dem XVII. Jahrhundert.

Von
Dr. H. Bieling in Berlin.

1. Das folgende Gedicht auf den Tod des Königs Gustav Adolf befindet sich zu Oxford in der Bodleian Library, Cod. Thom. Tanneri Nro. 306. Fol. 267. Es gehört einer Sammlung an, welche Correspondenzen, Berichte u. dgl. meist lokaler Art enthält, die aber derselben Zeit zu entstammen scheinen, nämlich den dreissiger Jahren des 17. Jahrhunderts, und wohl alle in Oxford ihren Ursprung haben. Das Gedicht ist anonym. Der unbekannte Verfasser schildert in lebhafter Weise den Eindruck, welchen die Nachricht von der Schlacht bei Lützen und dem Tode des Königs in England, speciell in London hervorrief. Es scheint unmittelbar nach dem Eintreffen derselben geschrieben zu sein; darauf deutet, ausser dem Gesammteindruck des Gedichtes, der Schluss desselben: „. . . for none can say ther euer went two kinges of Sued this way.“ Es scheint hieraus hervorzugehen, dass dem Verfasser die Art der Thronfolge in Schweden und die Fortsetzung des Krieges noch nicht bekannt waren. Das Gedicht ist in gothischer Currentschrift, deren alterthümliche Zeichen, den bei uns noch üblichen verwandt, jetzt bekanntlich in England ganz ausgestorben sind, geschrieben und durch viele Schnörkel oft schwer lesbar. Eine spätere Hand, die wir durch eckige Klammer bezeichnen, hat einige Zusätze gemacht.

[on Gustavus Adolphus death]

Th'exchange where sadde truthes, finde lesse faith,
and wheare no freind or alley euer dyes,
which mightier farr then fate keepes men aliue
past there iust days and kills those that surviue:

Hath yet confest him dead, and in mens cloathes,
wee see enough, to saue th'expence of oathes,
and further proofe, each countenance betrayes
more than the common robbers, one highwayes.
and the whole towne doeth looke farr more vndone
then in a plague, or longe vacation.
The clergie hath the very face putt on
That it did weare, at the great disolution
of all the abbyes, and the tradesman lookes
as if [hee] had lost the debts in his shopp bookes.
the Puritan that loue[d] no crosse before
for this crosse fate, doth hate it now much more.
the vserer [is] turnd vnthrift, and his greefe
is such, as if some Parliament releefe
were come agayne for vse, no man is free
lawyers that liue by mischeife, mourners bee
and cannot finde in all there bookes, one case
so hard as this: a prince slayne in the place
where he did stand victorious, in the pride
of all his glorie, victory like a bride
that court[s] her choyce, smilinge upon him still
waytinge but night to crowne his wish and will
and this too, by a hand vnknowne, may bee
one that had kild, his father, safer hee
and with a better conscience, might haue done
on him then here the exequution
But oh what will become of all, hees dead
and left behinde an army without head.
a cause a iust one too, and heauen does know
whither it shalbe followd soe or noe.
Hees gone, and all the good intents he hadd
haue the same fate, as if they had beene badd.
Here each man weeps* and greefe beginns to rage
and would it selfe in showers of tears asswage
Butt letts denie him passage through our eyes
Lett sorrowe once be passionate and wise.
for shold it know but this one way of bent
what would become of any continent.
This is no common losse for none can say
ther euer went two kinges of Swed this way.

2. Wir schliessen hieran ein, so viel uns bekannt, noch ungedrucktes französisches Gedicht von Gumbauld, das denselben Gegen-

* Ms. meets.

stand behandelt, wie das vorhergehende englische. Dasselbe befindet sich im British Museum, Sloane Collection 895. Fol. 55. 1. in einer Papierhandschrift des XVII. Jahrhunderts, die durchaus von einer und derselben scharf markirten Hand geschrieben, französische Sonnette meist politischen Inhalts, von verschiedener, zum Theil hugenottischer Färbung enthält; die Gedichte sind theils anonym, theils von Theophile, Colletet, Gumbauld, manche bereits gedruckt. Im Ganzen enthält die Handschrift 60 Blätter in 8., auf jedem Blatte 2 Sonnette; der Schreiber hat sich nicht genannt; eine auf dem ersten Blatte befindliche Notiz: "In Northgate Street at Mr. Dennis walkers" ist von späterer Hand und augenscheinlich nichts als Buchhändlernotiz. Wir haben hier von den interessanteren einige ausgewählt, und lassen zunächst das auf Gustav Adolfs Tod folgen.

### Sonnet par Gumbauld.

Il est mort ce grand Roy, dans le champ de Bellone,
ce guerrier qui forçant bataillons, et remparts,
Du nid des Aquilons portoit ses estendarts
où le bruit de son trosne à grand peine resonne.

C'ét excés de valeur, qui les peuples estonne,
alloit enfin borner la gloire des Cæsars
Et mettre sur son front viue image de mars,
De l'Empire Du nord la premiere couronne.

Mais son astre fatal le tire dans les cieux
Quand sa foudre ecrasant les plus audacieux,
De ses propres* ardeurs luy-mesme il se consomme.
On l'admire, on le pleure en tant de lieux divers,
Que d'un deüil sans exemple en la mort d'un seul homme,
Il semble que Dieu veüille affliger l'univers.

3. Es reiht sich hieran ein zweites Gedicht derselben Sammlung auf den Tod Gustav Adolfs, von anonymem Verfasser.

### Sonnet
### Sur la mort de Gustave Adolphe, Roy de Suede.

Lorsque par des exploits que la foy ne peut croire,
ie terrasse l'orgueil des plus ambitieux,
la sacriledge main du sort audacieux,
vient borner de ma vie et le cours et l'histoire.

* Ms. propre.

une si belle fin eternize ma gloire,
ie m'eleue en tombant iusqu'au plus haut des cieux.
ie cueille en mes cipres des lauriers precieux.
Et de mon propre sang i'acchette la victoire.

Apres le coup fatal dont ie fus mis a bas,
mon nom faisoit encore l'office de mon bras,
Et combattoit pour moy qui n'estoit plus que terre,
Alexandre viuant submit tout* a sa loy,
Et Cæsar en ses iours fut un foudre de Guerre,
mais nul apres sa mort ne sçeut vaincre que moy.

4. In derselben Sammlung befindet sich ein anonymes Gedicht auf den Tod eines anderen berühmten Vorkämpfers des Protestantismus und jüngeren Zeitgenossen des grossen Schwedenkönigs, Oliver Cromwells. Abscheu und Bewunderung mischen sich auf eigenthümliche Weise in diesem Gedichte. Es ist abgedruckt in: Poésies Gaillardes et Héroiques de ce temps. 12. o. D. p. 92. Diese Sammlung dürfte jedoch ziemlich selten sein, und wir lassen deshalb das kleine Gedicht, welches ein nicht uninteressantes Spiegelbild der Volksmeinung über diese hervorragende Erscheinung ist, hier folgen.

Sonnet
Sur la Mort de Cromwel.

que contre mon pouuoir toute la terre gronde,
que tous les potentats m'attaquent à la fois,
Et que ie sois blasmeè d'une commune voix,
ma gloire durera tout autant que le monde.

i'ay fait voir mon pouuoir sur la terre et sur l'onde,
au seul bruit de mon nom i'ay fait trembler des Rois,
de mon propre pays i'ay renversé les loix,
Et enfin ie suis mort dans une paix profonde.

De** mes propres amis ie me suis defié,
à mon ambition i'ay tout sacrifié,
Et mesme de mon Roy, i'ay fait une victime,
il est vray que ie suis criminel en effet,
mais iamais un mortel n'a sçeu pousser le crime,
auec plus de succez et plus loin que i'ay fait.

5. Auch auf den Tod Karls I., des Königs, der Cromwells Opfer wurde, befindet sich in unserer Sammlung ein Sonnet, Fol. 1. 1, ebenfalls ohne Namensangabe.

* Ms. toute. ** Ms. Des.

Sonnet
Sur la Mort Du Roy D'Angleterre.

Brutaux que* l'ocean separe Des humains,
à qui le sang Des Rois rend le visage blesme,
vos Boureaux ont ils droit de battre un** diadème,
vos Rois sont ils suiets,*** estes vous souuerains,

Themis ne le veut pas, mais ses efforts sont vains,
a conseruer son temple et la raison qu'elle aime,
Et si iadis les iuiffs s'en prindrent† à Dieu mesme,
faut il que son image ensanglanta vos mains.

cruells imitateurs du†† plus noire de leurs††† crimes,
vos Rois*† passent pour dieux, et souuent des victimes,
selon que vous changez l'usage des autels,
en un mot leur destin, depend de vostre enuie.
Et de peur qu'on crut qu'ils fussent immortels,
vous avez trouvez l'art de leur oster la vie.

6. Ein anonymes Gedicht Fol. 11. 1 der genannten Sammlung behandelt die traurigen Umstände, unter denen die einst so mächtige Königin Maria von Medicis das Ende ihres vielbewegten Lebens erreichte.

Sonnet
Sur la Mort de Marie Medicis.

Le palais florentin m'a donné le berceau,
le Louvre de Paris à veu briller ma gloire,
le nom de mon espous d'immortelle memoire,
reluit dedans les cieux comme un astre nouveau.

i'eus pour gendres**† trois Rois, pour fils un clair flambeau,
de qui le nom fameux reluira dans l'histoire,
après tant de grandeur le pourra***† t'on bien croire,
ie suis morte en exil, Cologne est mon tombeau.

Coloigne œil de citez de la terre Alemande,
si iamais le passant curieux te demande,
le funeste recit des maux que i'ay soufferts,
dis†* ce triste cercueil fatalement enserre,
La Reine dont le sang regit tout††* l'univers,
qui n'eut en mourant un seul pousse de terre.

* Ms. qui. ** Ms. un. *** Ms. suiet. † Ms. prindra.
†† Ms. de. ††† Ms. leur.
*† Ms. Roys; sonst immer im Pluriel Rois.
**† Ms. gendre. ***† Ms. poura.
†* Ms. dit, mit starkem *t*, unter dem ein früheres *s* zu stecken scheint.
††* Ms toute, offenbar nur Schreibfehler.

7. Noch ein Gedicht, anonym wie alle noch übrigen, welche uns geeignet erschienen, an dieser Stelle abgedruckt zu werden, hat das Ableben eines berühmten Zeitgenossen zum Gegenstande, Heinrichs von Lothringen, des letzten Herzogs von Guise. Es steht Fol. 5. 1.

Sonnet
Sur la Mort de Monsieur de Guise.

Sans fleches et sans carquois, sans arc et sans flambeau,
Amour tout en desordre et Bellone enchaisnee,
Accusent hautement l'aueugle destineé,
Et poussent de longs cris aupres d'un grand tombeau.

La venus vranie, se fondant tout en eau.
Et la france à ses pieds de ciprés couronneé.
s'arrache les* cheueux comme une forceneé,
de perdre en un matin ce qu'elle a de plus beau.

le grand De Guise est mort et cette ame si belle,
Des princes le miroir et des Rois le modelle,
ne regne plus icy, elle est dedans les cieux.
ce heros plein d'honneur ennuyé de la terre,
chargé de mille exploits et de paix et de Guerre,
tient à present son rang dans le nombre Des Dieux.

8. Die rothe Eminenz und ihr selbstgewählter Nachfolger werden in einem Fol. 14. 2 befindlichen Sonnet verglichen; Veranlassung ist der berühmte Friedensschluss von 1659.

Sonnet.

Sur deux grands Cardinaux qu'on vante également,
Et dont l'on met tousiours le merite en balance;
Qui tous deux ont tenu le timon de la France,
heureux qui pourroit faire un iuste iugement!

L'un n'entreprenoit rien qu'il ne fit hautement;
il ne pouuoit souffrir la moindre resistance;
Et l'autre se conduit auec tant de prudence,
Que selon le besoin il relasche aisement.

Richelieu pour regner broüilla toute** la terre,
pour estre craint par tout, ietta par tout la guerre,
Et mesme aux plus puissans il sçeut donner la loy:
au lieu que Mazarin voyant perir le monde,
pour estre aimé par tout comme il l'est de son Roy,
a mis tout l'univers dans une paix profonde.

* Ms. le. ** Ms. tout.

9. 10. 11. Auch die nachfolgenden drei Sonnette sollen nach einer im Specialkatalog befindlichen Notiz sich auf den Frieden von 1659 beziehen, das erste (Fol. 15, 1) die Rückkehr des grossen Condé, das zweite (Fol. 16, 1) die spanische Heirat angehen; es erscheint dies durch den Inhalt der Sonnette als unzweifelhaft; bei dem dritten Sonnet (Fol. 16, 2) ist die politische Beziehung schwer erkennbar.

### 9. Sonnet
### au retour de Monsieur le Prince.

prince miracouleux dont les faits heroïques,
de leurs * fruits éclatans estonnent l'univers,
vous qui passez l'effort de la prose et des vers
Et rendez imparfaits tous les panegyriques.

vos desseins ont trompé les plus fins politiques;
vostre bras indomptable en cent combats divers
y fait voir que du sort les plus fameux revers
ne sont pour ses vaillans que d'heureux pronostiques.

L'Espagne en vous rendant, nous rend tout nôstre bien;
ce que nous luy rendons au prix de vous n'est rien,
puisque vous n'avez point de pareil sur la terre;
Et quand vous revenez pour combler nos souhaits
on ** dit que le retour du grand Dieu de la guerre
Est *** un des meilleurs fruits que produise la paix.

### 10. Sonnet.

iamais en deux Amans on ne vit tant de charmes,
et rien de si parfait ne s'est veu sous les cieux:
Daphnis par cent exploits s'est rendu glorieux,
Et Diane par tout a fait rendre les armes.

Sa fierté redoutable a bien cousté des larmes,
Quand sa beauté s'est faite adorer en tous lieux,
Et l'on a veu Daphnis d'un front audacieux
Demeurer intrepide au milieu des alarmes.

Cependant ce grand coeur se soumet à l'amour.
cependant cette fiere est vaincüe a son tour:
tous deux se sont rendus l'un à l'autre sans guerre:
ils se trouuent cent fois plus heureux dans leurs fers,
Que si l'un par son bras domptoit toute la terre,
Ou l'autre par ses yeux surmontoit l'univers.

---

* Ms. leur. ** Ms. ont. *** Ms. Et.

### 11. Sonnet.

Vous allez donc quitter Paris.
Seiour, où le plaisir abonde,
Ou Bacchus, l'amour, et les Ris,
Se plaisent mieux qu'en lieu du monde.

tous les passe-temps sont taris
pour celuy qui va dessus l'onde
l'on ne voit la point de Cloris
ny noire, ny brune, ny blonde.

icy l'on goute entierement
ce qui se trouue de charmant
Dans les delices de la vie:
l'on contente ses appetits,
Et l'on dort avecque Siluie
plus seurement qu'avec Thetis.

12. Zum Schlusse geben wir noch ein Sonnet, das einen ganz anderen Geist athmet, als die letzten, die einen höfischen Ton zeigen; es liegt etwas von dem Geiste der alten hugenottischen Prediger darin; die harte Herrschaft des Roy Dieu-Donné führt zu einem Vergleich mit Saul, dem Könige, welchen der Herr seinem undankbaren Volke im Zorne gab, einer alttestamentarischen Erinnerung, wie sie in den religiös-politischen Kämpfen des 17. Jahrhunderts in Frankreich sowohl, als besonders in England sehr zahlreich sich vorfinden.

Le peuple que iadis Dieu conserua luy même,
Lassé de son bon-heur vouleut auoir un Roy.
he bien dit le seigneur peuple ingrat, et sans foy,
tu sentiras bien tost le ioug du Diademe.

celuy que ie mettray sur ce degré supreme,
comme un cruel vautour viendra foudre sur toy,
ses seules volontez luy seruiront de loy,
Et rien n'assouuira son auarice extreme.

il trouuera toûiours mille nouveaux moyens,
pour te rauir l'honneur, la fortune, et les biens,
en vain tu te plaindras de sa toute puissance,
ce peuple en vit l'effet il en fut éstonné.
ainsi regne auiourd'hui, par les voeux de la France
le monarque absolu qu'on nomme Dieu Donné.

# Chatten und Hessen.

Eine Untersuchung über die Herleitung des Namens der Hessen aus dem der Chatten, vorzüglich an der Hand der Ortsnamen-Erforschung.

Von

**Dr. Wilhelm Kellner in Hanau.**

## 1. Einleitung.

Die ursprünglichen drei ersten Capitel dieser Untersuchung als 1. Einleitung. Kurze Geschichte der Untersuchung; 2. Die Schreibung des Namens der Chatten und Hessen; 3. Gewicht der Ueberlieferung des Tacitus, Annal. I, 56, 57, und die Beschaffenheit der hier vorausgesetzten Landschaft als geeignet für einen Volksmittelpunkt — finden sich im Juliheft 1870 der Zeitschrift für Preuss. Geschichte und Landeskunde (herausgegeben von Dr. Paul Hassel) S. 425, ff.* Es ist daselbst dargestellt, wie schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts von bedeutenden Gelehrten, deren Meinungen aufgeführt sind, die hier von Neuem aufgenommene Untersuchung ventilirt und von den hervorragendsten, namentlich von Wenck, Hessische Landesgeschichte 1783. 1789, ff. und Jacob Grimm, die Ansicht festgehalten worden ist, dass der Name Hessen aus dem Namen Chatten erwachsen sei, bis Zeuss (die Deutschen und die Nachbarstämme 1837) und Vilmar (hessisches Idiotikon 1866) aus dem Gesetz der Lautverschiebung und dem Mangel der Schreibung Hazzi den Schluss zogen, dass der Name Hessen aus dem Namen Chatten nicht abgeleitet werden könne. Dem gegenüber wird nun hier versucht, Wenck's und J. Grimm's Ansicht als richtig aufrecht zu erhalten und zunächst in

* Der vollständige Abdruck der Abhandlung in der hier genannten Zeitschrift wurde von der neuen Redaction derselben als mit dem neuen Programm der Zeitschrift unvereinbar abgelehnt.

dem oben angeführten zweiten Capitel die alte Schreibung des Namens der Chatten von Livius bis Sidonius Apollinaris (ca. 455 p. Chr.), so wie die des Namens der Hessen oder Hassen von 720 bzw. 738 an bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts verfolgt und festgestellt, dass die im Oberland vorherrschende Aussprache und Schreibung des Namens des Volksstammes wie des Landes Hassi und Hassia, nicht wie Vilmar will, Hessi etc. war, welche letztere allerdings mehr nach Niedersachsen hin, wo das a so häufig zu e verquetscht wird, vorkommt, und dass, worauf grosser Nachdruck zu legen ist, noch heut zu Tage, wie aus einer Frankfurter Mundartenquelle neuesten Datums nachgewiesen wird, im Fuldaer Oberlande Hassen (mit a) gesprochen wird. Im folgenden Capitel wird sodann in Anknüpfung an die Taciteische Erzählung, wonach Germanicus den Hauptort der Chatten, Mattium, jetzt Maden bei Gudensberg im alten Chattenmittelpunkte, einäscherte, nachgewiesen, wie diese Landschaft noch heutigen Tages sowohl in landschaftlicher zum Theil romantischer Schönheit als landwirthschaftlichen Vorzügen einen hervorragenden Rang einzunehmen berechtigt ist und schon in alter Zeit würdig befunden werden konnte, zum Mittelpunkt eines alten germanischen Volksstammes auserkoren zu werden. Am Schluss des Capitels ist die Ansicht ausgesprochen, dass die Chatten zum Frühesten wenigstens eine Colonie der nahe wohnenden Cherusker gewesen und deshalb das nächste hier folgende Capitel der Widerlegung der ebenfalls schon frühe und bis auf den heutigen Tag festgehaltenen, aber ebenso früh auch schon bekämpften Ansicht gewidmet, dass die Chatten Sueben gewesen seien. Auf dieses Capitel folgt, wie unsere Leser unten sehen, die Untersuchung über das Gewicht des Einwandes, welchen die germanistischen Sprachgelehrten aus der Lautverschiebung gegen die hier festgehaltene Namensherleitung erheben, sodann der Nachweis, wie die meisten Völkernamen aus Landschafts- und Städtenamen entstehen, endlich der Schluss mit der hier versuchten Erklärung des Namens Chatten und Hassen oder Hessen.

## 2.

## Die Schreibung des Namens Chatten und Hessen.

Wie in den in der Zeitschrift für preuss. Landeskunde, Juliheft 1870, S. 435 gegebenen Sprachproben der heutigen Zeit und aus dem Munde von Bergländern das kehlige a für das von den Niederländern

vorn im Munde gepresste e zu erkennen ist — man betrachte nur die Formen sachs für sechs, Massr für Messer, ahr für eher, gepatz für petzen und namentlich das für unsere Untersuchung maassgebende „Korhasse“ für das gewöhnliche Kurhesse — so ist noch viel mehr in den ältern Zeiten das a bei den Oberländern vielfach statt des e maassgebend gewesen. Der Bewohner der Tiefebene spricht aber überhaupt, auch aus physiologischen Gründen, die Laute scharf zwischen den Zähnen herausstossend, das e mehr als der Hochländer, der die Kehllaute vorherrschen lässt, und das beobachtet man in alter und neuer Zeit. Was der auf und in den Bergen wohnende Norweger Odal nennt und der alte Normann von audh (Eigen) herleitete, nennt der Angelsachse im Niederland von alt eath, modern edel (eatheling). Odalman oder gar Udalman ist unser Edelmann (Adel mitteldeutsch) in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes so viel als Eigenmann, Freier Mann. Auster Oster wird bei dem Angelsachsen East u. s. f. Man vergleiche dazu das e ausgesprochene a des Englischen, wie die parallelgehende Neigung des a im süddeutschen Munde nach dem o, ao hin: we were, you were, wir waren, ihr waret, oberdeutsch woren, woret: thou hast, du hast, dou host (oberdeutsch), I can, ich kann, Eich kaonn (oberdeutsch).

So erklärt sich auch am einfachsten das Vorkommen der Formen Hassi und Hessi neben einander, das Vorwiegen der Form Hessi bei den Niedersachsen, wie auch der Angelsachse Winfried (Bonifacius) den Namen gesprochen zuerst nach Rom brachte, so dass er ebenso in dem Empfehlungsbriefe des Papstes geschrieben ward, so wie endlich der Umstand, dass in der nächsten päpstlichen Urkunde für Hersfeld, also im „Fuld'schen“ von 774, wahrscheinlich von einem Hersfelder Oberländer Mönch entworfen, die breitere Form Hassia zu lesen ist.

Einen Mittellaut zwischen a und e mögen die Hessen im eigenen Hessenlande eingehalten haben, wie man an der Form Haesi sieht, welche Willibald gleich mit der Form Hessi gebraucht. Obwohl jetzt im Mittelpunkte des Hessenlandes im alten Landgericht Maden, um Gudensberg, der Bauer selbst nicht mehr anders wie auch der Gebildete, Hesse mit geschärftem e, nicht aber Hässe spricht, so ist das doch lediglich Ergebniss des amtlichen und geschäftlichen Verkehrs, dessen Einfluss nicht bedeutend genug anzuschlagen ist, wie denn auch die gebildeten Fulder jetzt nicht anders als „Hessen“ sprechen, und ein Beweis dafür, dass früher Haesi gerade im Gudensberger Lande gespro-

chen worden sein mag, der Umstand, dass noch heute der Name des etwas seitab liegenden Dorfes Besse (alt Passahe) von seinen Bewohnern mit breitem nach e hinklingendem ä gesprochen wird: Bässe. Wie leicht das a nach dem e hinübergleiten kann, sieht man auch in einer Sprachprobe aus dem 8. Jahrhundert, in einem Vater-Unser mit Auslegung, in welchem sich der Ausdruck des mëzzes für unser „des Maasses" findet.* So haben wir also sicher einstweilen wenigstens das Vorherrschen des a in der ältesten Namenform für Hessen, also Hassen und auch die innere Erklärung dazu gegeben; Hassen liegt natürlich der Namenform Chatti Chatten näher als Hessen. Damit kommen wir nun zunächst wieder auf die Chatten.

## 3.

## Gewicht der Ueberlieferung des Tacitus (Annal. I, 56, 57) und die Beschaffenheit der in derselben vorausgesetzten Landschaft als geeignet für einen Volksmittelpunkt.

Wir stellen an die Spitze dieses Capitels die Thatsache, die Tacitus in seinen Annalen I, 56, 57 von dem Zuge des Germanicus gegen die Chatten wie folgt erzählt . . . . dadurch kam er (Germanicus) den Chatten so unerwartet, dass die durch Alter und Geschlecht Wehrlosen sogleich gefangen oder getödtet wurden. Nur die waffenfähige Mannschaft war über den Adranafluss gesetzt und suchte die Römer, die sich anschickten, eine Brücke zu schlagen, zurückzuhalten, liess aber, als sie durch das Geschütz der Römer vertrieben wurde, vergeblich Friedensunterhandlungen versucht hatte, und auch Einige zu den Römern übergegangen waren, Gauen und Dörfer im Stich und zerstreute sich in die Wälder. Germanicus aber steckte Mattium, den Hauptort des Stammes, in Brand, verwüstete das offene Land und wandte sich . . . . nach dem Rhein.

Es besteht jetzt unter den Gelehrten kein Streit mehr darüber, dass unter dem hier genannten Mattium kein anderer Ort als das heutige

*) Man vergleiche Wülcker Dr. E., Beobachtungen auf dem Gebiete der Vocalschwächung im Mittelbinnen-Deutschen, besonders im Hessischen und Thüringischen. Frankf. a. M. 1868.

Dorf Maden, der frühere Hauptort des nach ihm genannten Landgerichtes, mit einem alten Centhofe (jetzt Domaine), zu verstehen sei,* auch die Adrana wird allgemein als der Fluss Eder betrachtet, in welchen der Bach Ems, an welchem Maden liegt, nicht gar weit von letzterem einmündet und den man, von Süden herkommend, bei Fritzlar oder in dessen Gegend überschreitet, um nach Uebersteigung einer mässigen Wasserscheide in das Emsthal zu gelangen. Dass der alte Hauptort jetzt keine Bedeutung mehr hat, ergiebt sich einfach aus der geschichtlichen Entwickelung der mittelalterlichen Staatszustände, nach welcher mit der Entstehung der Ritterzeit der offene Hauptort Maden, welcher den freien Bauern ausgereicht hatte, keinen genügenden Schutz mehr gewährte und den Sitz der Regierung nach der Feste Gudensberg, eine Viertelstunde davon, zu verlegen zur Nothwendigkeit ward. Dieses Gudensberg wurde von da an bis zur Uebersiedlung des Regierungssitzes der neuen hessischen Landgrafen nach Cassel im 13. Jahrhundert, Mittelpunkt des Landes und dieses nach Wenck, Hessische Landesgeschichte, II. Urkundenbuch, S. 294, 295 benannt als „das Niederland“ zu Hessen, darin Gudensberg liegt; woneben jedoch die Benennung „das Landgericht Maden“ bis in's 14. Jahrhundert fortbesteht. Wir nehmen also an, dass nach dem Zeugniss des Tacitus Maden im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung (der Zug des Germanicus fällt in das Jahr 15. nach Christus) bereits der Hauptort der Chatten, wie im Anfang der Ritterzeit Sitz des Landgerichtes zu Hessen war.

Betrachten wir nun die Landschaft, in welcher dieser Hauptort liegt. Die folgende Schilderung enthält den Eindruck, den das Gebiet des alten Chattenmittelpunktes bei wiederholten Durchwanderungen zu Fuss und zu Wagen auf den Verfasser dieses gemacht hat.

Geographisch und geologisch zunächst kennzeichnet sich die Landschaft als eine Hochfläche mit mehreren Bergreihen zwischen den Flussläufen der Eder und Fulda auf der Süd- und Ost-Seite und den im Westen von Nord nach Süd verlaufenden Berghöhen des Habichtswaldes mit seinen südlichen Ausläufern, des Baune- und Langenberges, und den dahinter im Westen verlaufenden Ostausläufern des Kölnischen Sauerlandes.** Es ist ein von Bergzügen und Flussläufen eingeschlosse-

* Vgl. u. A. Nipperdey, Corn. Tacitus I, Annal. S. 57. 4. Aufl.

** Einen sehr wohl orientirenden Blick auf die Landschaftsentwickelung gewährt E. v. Sydow's Method. Hand-Atlas, Supplementheft Karte IX, Mittel-Gruppe des Norddeutschen Berglandes.

nes Landschaftsviereck, im Süden und Osten von der aus dem Waldeckischen kommenden und unterhalb Fritzlar bei Nieder-Möllrich um die Südostecke biegenden Eder, von deren Einmündung bei Guntershausen in die Fulda an, von dieser weiter im Osten umflossen, angelehnt im Norden an die Südabhänge des Reinhardswaldes und im Westen, wie schon erwähnt, an die Ostverläufer des niederrheinischen Schiefergebirges, hier im Theile des Kölnischen Sauerlandes. Denken wir uns in einen Zeitabschnitt zurück, in welchem die Flussthäler der Eder und Fulda bis an den Rand noch mit Wasser gefüllt waren, so haben wir das chattische Landschaftsviereck als eine im Westen an höhere Berge angelehnte Fläche mit baubarem Boden und dazwischen liegenden Bergen. So fällt denn auch jetzt, wo die Wasser mehr verlaufen sind, nach den Flussgrenzen hin die Hochebene in meistentheils steil abfallendem Rande in tiefer liegende Thäler ab; der Rand ist nur regelmässig durchrissen durch die Ausmündung der Wasserrinnen, welche die Hochfläche entwässern. Diese Wasserrinnen sind vom Süden angefangen 1) als der bedeutendste die Ems, deren oberes und mittleres Thal hinter dem Höhenzuge des Habichtswaldes, Baune- u. Langenberges in einem mit Eder und Fulda in deren unterem Laufe parallel gehenden Längenthale verläuft und im untern Laufe abwärts Dorla den vorliegenden Höhenzug durchbricht, um unterhalb Felsberg in die Eder zu münden. Dann folgt 2) der Deuter-Bach, 3) der Besser-Bach, 4) die Baune, 5) der Zwehrenbach, 6) die Druse und 7) die Ahna, letztere beiden Bachthäler südl. und nördl. Cassel umfliessend und zugleich mit ihrem Wasser speisend. An den Ausflüssen dieser Bäche aus dem dahinter liegenden Hochlande liegen immer mehr oder minder geschichtlich merkwürdig gewordene menschliche Anlagen; so diesmal von Norden gerechnet, an der Mündung der Ahna einer der merkwürdigsten Entstehungsanfänge der Stadt Cassel, das Kloster Ahnaberg mit dem Meierhof Cassela; an der Ausmündung des Zwehrenbaches das alte Dorf Zwehren (Tuerun, niederdeutsch Tweren); an der Baune-Mündung der Bahnhof Guntershausen; an der Ausmündung des Besser-Baches aus dem Hochlande neben dem Dorf Grifte die Höhe, auf der noch jetzt 4 Höfe sich finden, genannt die Heystatt, ein alter Burgsitz mit die Gegend weithin beherrschender Aussicht (die Ritter von Grifte spielen in der ältesten hessischen Geschichte eine Rolle); am Ausfluss der Ems das Dorf Böddigern (alt Buthigern mit echt niedersächsischer Namensform, vgl. Bevergern) mit

einer Flur, die den Namen „Burg“ führt. Der kirchengeschichtlich wichtigste Punkt aber findet sich in dem Bachgebiet der Elbe, das schon nicht mehr ganz dem Chattenlande angehört und hinter der Bergregion verlaufend, welche die Grenze des Chattenmittelpunktes nach Westen ausmacht, im obern Laufe und Quellgebiet bei Wolfhagen die Verbindung mit dem niedersächsischen Bevölkerungsgebiete herstellt Im Thal dieser Elbe liegt, nahe dem Ausfluss derselben in das Ederthal, hinter Fritzlar, Geismar mit dem bis in die neuere Zeit als hessischer Gesundbrunnen besuchten Sauerbrunnen, das alte Dorf, in dessen Nähe Bonifacius die heilige Eiche niederhieb, aus deren Holz er sodann eine Zelle, vermuthlich auf der Anhöhe, errichtete, auf welcher noch jetzt der Dom von Fritzlar steht.

Da, wo nun aufwärts nach seiner Quelle hin der Elbebach zu der flachen Wasserscheide zwischen Eder- und Diemel-Gebiet bei Wolfhagen führt, berühren sich die Sprachgrenzen der hessischen und plattdeutschen Mundart, wie fast in der Ebne; Wolfhagen, die Dörfer Isthe, Brundersen, Ippinghausen reden plattdeutsch — gegenüber dem Mainzer Gebiet von Naumburg bis Fritzlar mit den Dörfern Altenstädt, Balhorn, in welchem die Mundart süddeutsch influirt worden ist. Hier finden wir auch die natürliche Nordgrenze des Chattenlandes sich südwärts Wolfhagen auf der Höhe des Habichtswaldes und des nach Nordost damit zusammenhängenden Dörnberges hinziehen bis nach Wolfsanger unterhalb Cassel, wo zur Zeit Karls des Grossen Franken und Sachsen mit einander wohnten und die Fulda in eine enge Bergspalte tritt, in der ebenfalls schon niedersächsisches Sprachgebiet beginnt, und auf den Höhen rechts der Fulda auch das Gebiet des ehemal. Königreichs Hannover seinen Anfang nahm. Nach Osten zu ist die Grenze des Chattenlandes dann mehr eine offene, streitige, zwischen Cheruskern und Hermunduren oder Thüringern. Sie hat schon zu der Zeit, wo Tacitus die Germania niederschrieb, sich über Cheruskerlandschaften hinausgeschoben gehabt.

Nach vorstehender Feststellung der äusserlichen Umgrenzung des Chattenlandes bleibt uns noch die Aufgabe, einen Blick auf das Innere und dessen Gestaltung zu werfen. Ausser der Ems, welche, wie bereits ausgeführt, in einem längern Laufe zuerst ein Eder und Fulda parallelgehendes Längenthal hinter der ersten Bergreihe des Hessenlandes entwickelt und dann erst im rechten Winkel auf die Eder zufliesst, die vor ihr liegenden Höhen durchbrechend, haben die vorher aufgeführten

Bäche sämmtlich in ihrem obern Laufe eine sehr leichte Muldenbildung, so dass die Wasserscheiden zwischen ihnen nur mässige Bodenerhebungen darstellen, und das ist am meisten der Fall im Gudensberger Lande, das zwischen dem untern Lauf der mitten im Sommer mit reichlichem und klarem Wasser und in munterem Fall einherstürzenden Ems und dem Zwehrenbache verläuft, während das Gebiet des Zwehrenbaches weiter von Druse und Ahna wieder durch bedeutendere Bergrücken geschieden ist. In dem Gudensberger Lande nun bilden die oberen Bachrinnen und ihre Wasserscheiden eine an die hohe und dunkel bewaldete Bergreihe des Bauns- und Langenberges angelehnte Ebene, aus der wiederum in fortwährender Abwechslung basaltische Bergkegel schroff aufragen. Diese meist kahlen Berghäupter geben, inmitten einer reichen Feldflur, abwechselnd mit den saftigsten, frischgrünen Wiesen in der nächsten Nähe der Bäche, mit dem Hintergrunde der dunkelen Waldberge und der weitern Ausschau von der Hochebene aus auf die jenseit dieser Landschaft, jenseit der Flussthäler der Fulda und Eder verlaufenden Bergreihen, an einem heitern Sommermorgen oder Abend das Bild einer reizenden, malerischen und von romantischem Hauche umwobenen Landschaft.

Bei der noch heute vorhandenen, sofort empfundenen Abgeschiedenheit derselben macht sich zugleich bei jenem Eindruck der andere geltend, dass die Natur hier ein natürliches Festungsviereck geschaffen, innerhalb dessen ein deutscher Volksstamm sich sicher wähnen mochte. Die hohen Thalränder nach Eder und Fulda hin verstecken dies fruchtbare Wiesen- und Bauland mit seinen malerischen Berggruppen und Kuppen und den üppigen Wäldern in vorsorglicher Weise. So wie man noch jetzt von der neuen Eisenstrasse (Main-Weserbahn im Gegensatz zu der älteren durch Gudensberg führenden Frankfurter Landstrasse), die im Eder- und Fuldathale hinläuft, aus keine Vorstellung von der hinter den Thalrändern versteckten Herrlichkeit erhält, so noch vielmehr mag in grauer Vorzeit erst recht Niemand diese natürliche Volkszufluchtsstätte von aussen her wahrgenommen haben, da damals der Blick von den umliegenden Bergeshöhen aus durch die dichte Bewaldung unthunlich gemacht war. Aber während man draussen von dem Innern, so zu sagen Heiligthum, keine Ahnung erhält, hat dieses, namentlich zwischen Eder und Baune die Eigenthümlichkeit, dass man von vielen wohl ursprünglich nicht bewaldeten Basaltkuppen aus immer weit hinaus über die umliegenden Landschaften den Blick schweifen

lassen konnte und die fernern, den Horizont umgrenzenden Bergreihen zum Hinausspähen in die Weite herausforderten. Es mag sich so jener durch die Ausschau von hochher geschärfte Habichts-Späher-Blick entwickelt haben, zufolge dessen die Chatten gierig nach der vor ihnen liegenden Landschaft griffen und u. A. um das Jahr 100 nach Christus die Herren der Cherusker und Foser waren. Es erklärt sich aus der geschilderten Lage und Beschaffenheit der Landschaft auch, wie der römische Kriegsherr Germanicus im J. 15 n. Chr. so bald in derselben Halt und linksum nach dem Rheine zu machte. Es musste ihm, nachdem er den steilen Uferrand an der linken Seite der Eder zwischen Fritzlar und Nieder-Möllrich erzwungen und Maden (Mattium), das jenseits dieses Bergrandes an einem Seitenbache der Ems, etwas zurück von dieser, liegt, eingeäschert hatte, nach der ersten Recognoscirung vor der schaurigen Stille der dunkeln Bergschluchten, in welche sich die Bewohner geflüchtet hatten, unheimlich zu Muthe werden; er konnte doch zu leicht in die Lage kommen, in welcher Varus untergegangen war.

Der Eindruck, den die Landschaft mit ihren durch Form und Färbung mitunter auch gespenstisch auf den Sinn drückenden Basaltkegeln macht, erklärt aber zugleich, wie ein alter, germanischer Volksstamm, der diese fruchtbare, wiesenreiche, für Viehzucht und Ackerbau gleich günstige, vom grossen Verkehr abgeschlossene Landschaft, eine gleichzeitig für den Anbau so geeignete Naturfeste, aufsuchte, dieselbe zu seinem Mittelpunkt machte und in einer Gegend, in der die Naturkräfte in ihrer unheimlichen Gewalt dunkle, gespenstige, hohe Bergesgestalten in reicher Fülle aufgeworfen hatten, den Hauptsitz eines heidnischen Götterkultus errichtete; denn es wird sich jedem Wanderer in jener Gegend die unwillkürliche Empfindung aufdrängen, die basaltischen Durchbrüche der Erde ragen hier geisterhaft, Götterfurcht erweckend, empor und haben sicher in alter Zeit noch mehr wie jetzt in den Gemüthern die Stimmung heimlichen Grauens erzeugt. Darum auch wandte sich Bonifacius gerade hierher, als er den Hessen das Licht des Christenthums bringen wollte, und errichtete an der Grenze des alten Chatten-Götterheerdes den Altar seines Gottes, gegenüber den Wodansbergen (Gudensberg und Odinberg) und der alten Gerichtsstätte zu Maden die aus der heiligen Eiche gezimmerte Zelle.

Solche Gestaltungen der hier gezeichneten und schon von Tacitus als chattisch genannten Landschaft macht es durchaus einleuchtend,

dass sie das Herz, der Culminirungspunkt eines germanischen Stammes gewesen, der von hier aus sich ausbreitete und wieder dahin zurückwich, seitdem die Römer durch die Siege des Drusus die germanischen Stämme überhaupt vom Rheine landeinwärts zurücktrieben. Es ist eine Verstärkung dieser Aufstellung, dass man den Mittelpunkt z. B. der Marser am sichersten in der Nähe der Chatten, in dem heutigen westfälisch-waldeckisch-preussisch- (hessischen) Gebiet an der obern Diemel, namentlich bei den Orten Volkmarsen und Marsberg, dem unter Karl dem Grossen als Eresburg hervorragenden Orte, sucht. Erklärt es sich so doch am besten, wenn Tacitus zu dem erwähnten Zuge des Germanicus gegen die Chatten erzählt, dass des Germanicus Untergeneral Caecina mit einem Hilfscorps die Marser durch eine Niederlage verhinderte, den Chatten zu Hilfe zu kommen, wonach die Marser nicht eben weit entfernt wohnen konnten; und wenn ebenso Caecina durch Hin- und Herziehen die Cherusker vom Beistande der Chatten abhielt, so müssen auch diese mehr in der Nähe gesucht werden, wie auch bereits eine Ableitung des Namens der Cherusker von dem Dorfe Heerse, südlich Paderborn, versucht worden ist (wie Thüringer von Anwohnern der Tyra und Bataver von Batuwe), und hat vielleicht Segest in der Nähe seinen Wohnsitz auf der Hohen Siburg bei Carlshafen gehabt.

Abgesehen nun davon, ob wir der vorstehenden Ableitung des Namens der Cherusker beipflichten, der Name lässt auch noch eine andere Ableitung zu, ist es doch das einfachste, die Mittelpunkte der Chatten, Marser und Cherusker ziemlich nahe beieinander zu suchen, ein Verhältniss, das uns auch auf dem Wege nach der richtigen Erklärung des Namens Chatten eher fördern als seitab führen wird. Nehmen wir den Mittelpunkt der alten Chatten in dem späteren eigentlichen Hessenlande an, so wird damit nicht nur der Identität der beiden Namensformen eine nicht leicht abzuweisende sichere Unterlage gegeben, sondern auch die Annahme einer ursprünglichen nahen Stammesverwandtschaft zwischen Marsern, Cheruskern und Chatten nahe gelegt, eine Annahme, die dann wieder die Nöthigung auferlegt, die Sondernamen der Stämme zufälligen ausser ihrer Stammeseigenthümlichkeit liegenden Ursachen zuzuschreiben.

Vielfach steht dem nun die bis in die neueste Zeit unbesehens als richtig immer von Neuem verbreitete Annahme entgegen, dass die Chatten Sueben gewesen und vom Rheine her in das Binnenland gezogen

seien, wie denn allerdings die Chatten zu Drusus Zeit (12—9 vor Christus) nach der Darstellung des Dio Cassius ihre Sitze bis am Rheine hatten, so dass Drusus sogar in ihrem Gebiete, hart am Rheine, ein Fort anlegte, das Germanicus auf seinem Zuge 15 p. Chr. wieder erneuerte, auch ihnen vorübergehend Land anwies, bis sie entschieden auf Seite der Feinde der Römer traten und in das Innere zurückgedrängt wurden.

Wenn sich dies nun aber damit erklären lässt, dass die Chatten von ihrem Mittelpunkt um Maden aus sich ausbreitend bis an den Rhein vordrangen, so ist es doch angezeigt, auf die Einreihung der Chatten unter die Sueben einen kritisch-prüfenden Blick zu werfen. Eine Verwandtschaft der Chatten mit den Sueben würde eine Stammesgleichheit mit Cheruskern ausschliessen.

Indem wir aber zu dieser Frage übergehen, constatiren wir noch einmal als das Ergebniss der hier schliessenden Betrachtung, dass nach Tacitus Bericht die alten Chatten ihren Mittelpunkt im spätern Hessenlande hatten und diese Hessenlandschaft noch heute alle Eigenschaften aufweist, welche sie befähigten, zum Mittelpunkte und Heiligthum eines alten germanischen Volksstammes auserkoren zu werden.

## 4.

## Ob die Chatten Sueben gewesen?

Aehnlich wie sich eine vorgefasste Meinung verschiedener Gelehrten für die Unmöglichkeit entschieden, den Namen Hessen von der Namensform Chatten abzuleiten (siehe oben), hat sich eine andere vorgefasste Meinung dafür gebildet, dass die Chatten Sueben gewesen wären. Selbst der für die hessische Landesgeschichte so verdiente Wenck a. a. O. II, S. 14, besteht mit einer für seine sonstige so unbefangene Würdigung der Chattengeschichte schwer erklärlichen Befangenheit auf jener Meinung, namentlich der, dass Cäsar, als er den Zug gegen die Sueben unternommen, die Chatten vor sich gehabt habe. Auch Justus Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte I, S. 136 meint wenigstens, dass die Chatten (in Hessen) oft freie, aber keine untergeordnete Bundesgenossen der Sueben gewesen zu sein schienen. Diese Meinung setzt sich dann, obwohl schon der Pfarrer Kraus von Idstein im Hanauer Magazin 1785, St. 51, S. 477 [Beweis, dass die Chatten

keine Sueben und keine Sueben jemals Chatten gewesen sind], die triftigsten Gründe dagegen angeführt hat, bis in die neueste Zeit fort. Es folgen ihr unter Andern, um nicht Alle zu erwähnen, Rommel, Geschichte von Hessen, I, S. 10 u. Anm. 21; Mommsen in seiner röm. Geschichte III, S. 238, zu vergleichen Kraner, zu Cäsar de bello Gallico 409, Cäsars Sueben sind wahrscheinlich die Chatten; Landau, Hessengau, Essellen, Geschichte der Sigambern, Einleitung S. 3., Anm. Auch Endemann im Januarheft 1870 der Zeitschrift für Preuss. Gesch. u. Landeskunde „Ueber Markenverfassung", hält noch an dieser Auffassung fest, wie sie auch Dr. Henning's, über die agrarische Verfassung der alten Deutschen nach Tacitus und Cäsar, Osterprogramm 1869 der Gelehrten-Schule zu Husum, S. 59 und sonst, als selbstverständlich betrachtet.

Eine erste unbestreitbare Thatsache ist jedoch: Cäsar hat in seinen Commentarien des Gallischen Krieges die Chatten nicht genannt, und Tacitus hat 150 Jahr später ausdrücklich die Sueben und Chatten als ganz verschiedene germanische gentes* dargestellt. Gegen diese Thatsache lässt sich, wie hier nachgewiesen werden wird, mit unnöthigen Voraussetzungen, wie sie eben die meisten Anhänger der Meinung, dass die Chatten Sueben gewesen, aufstellen, nicht aufkommen. Von den zwischen Cäsar und Tacitus nach dem Zeitalter stehenden Schriftstellern nennt auch Strabo Geogr. V p. 445 Amelov. die Chatten nicht unter den Sueben, sondern vielmehr unter „andern kleineren Stämmen;" Plinius i. d. Hist. Natur. IV, 28 nennt die Chatten neben den Sueben als einen Theil der Hermionen, also nicht als zu den Sueben gehörig. Von Vellejus Paterculus wird ferner II, 108 ausdrücklich berichtet, dass die Sueben unter dem Namen Marcomannen und der Anführung des Marbod um das Jahr 9 vor Christus nach Böhmen zurückwichen, und demgemäss lässt Tacitus eben auch ihre Sitze erst neben den Hermunduren nach Osten zu beginnen, am obern Main um den Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Bayr. und Böhm.

* Germania cap. 38: Nunc de Suebis dicendum est, quorum non una, ut Chattorum Tencterorumve gens: majorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc nationibus nominibusque discreti; quamquam in commune Suebi vocantur. Hätte Tacitus die Chatten und Tencterer zu den Sueben gerechnet, so würde er sie nicht schon vorher, sondern erst jetzt unter den einzelnen nationibus der Sueben aufgeführt haben. Vgl. noch die Stelle German. Cp. 38: Sic Suebi a ceteris Germanis .... separantur.

Wald bis zur Donau, während Germanicus 15 nach Christus vorzugsweise mit den Chatten zu thun hat und zu den Sueben gar nicht gelangt. Nach Tacitus Zeit erwähnt Julius Capitolin. a. M. Antonin. 22 unter den vielen zum marcomannischen Bunde getretenen Völkern (vgl. Wenck's Hess. Landesgesch. II, 101) die Chatten gar nicht; dagegen führt Wenck II, p. 117 selbst aus, dass die Chatten den Alemannen (ehemals Sueben) nicht angehörten.

Denen gegenüber, welche Sueben und Chatten so gern vermengen, müssen wir uns genauer ansehen, was Tacitus in der Germania, Cp. 29, 30 und 38 über die Sitze der Chatten und Sueben sagt. Die Chatten wohnten zu seiner Zeit und nach seinen Quellen nördlich von den Decumatischen Aeckern, also von dem Zehentlande der römischen Grenzler, und zwar giebt Tacitus zur genaueren Zeichnung ihrer Südgrenze Cp. 29, Ende, nachdem von den agri decumates die Rede gewesen, an: mox limite acto promotisque praesidiis sinus Imperii et pars provinciae habentur. (Cp. 30.) Ultra hos Chatti initium sedis ab Hercynio saltu inchoant. Also erst nördlich vom limes der Römer, wo der Wald anfing, begannen auch die Sitze der Chatten, d. h. nördlich von dem Winkel, welcher, durch den römischen Grenzwall nördlich des Maines bis an die Buchonia und den Vogelsberg gebildet, zu Tacitus Zeit noch zum Grenzlande und zur Provinz gehörte. Dass dies Verhältniss schon früher bestand (mox limite acto, Tacitus; * nachdem der Grenzwall sehr bald errichtet war), d. h. bald nach Drusus Ankunft am Niederrhein, unter Drusus schon und noch mehr unter Tiberius, wird von einzelnen Notizen in den alten Schriftstellern bezeugt: wie (Dio Cass. LIV, 33) Drusus im Lande der Chatten, unmittelbar am Rhein, das Castell anlegt, das Germanicus 15 p. Chr. wieder herstellt, Tacit. Annal. I, 56 (positoque castello super vestigia paterni praesidii in monte Tauno); wie Vellejus II, 120, sagt, penetrat interius, aperit limites, was von Erweiterung der Grenzwehren durch Tiberius zeugt, um von andern Andeutungen zu schweigen. Von den so gezeichneten Sitzen der Chatten nun, von da an, wo der Hercynische Wald, nördlich vom Main, beginnt, bis dahin, wo dieser Wald sich zur Ebene (norddeutsche Tiefebene) senkt, setzt

* Vgl. hier namentlich Dederich, die Feldzüge des Drusus und Germanicus in dem nordwestlichen Germanien, Köln u. Neuss. 1869. L. Schwan; S. 77.

Tacitus die Hermunduren als einen Zweig der Sueben östlich cf. Tacitus Annal. XIII. 57, nach welcher Quelle um das Jahr 58 nach Chr. sich die Hermunduren und Chatten um Salzquellen streiten. Die Hermunduren sind zu jener Zeit der westlichst wohnende Theil der Sueben, welche sich nach Osten zu über die heutigen Landschaften von Thüringen, Böhmen, Prov. Sachsen, Schlesien, Posen, Polen, West- und Ostpreussen, Pommern, die dänischen Inseln und Skandinavien erstreckten.

Tacitus scheidet zudem in seiner Germania deutlich die nordwestdeutschen Germanen von den nordöstlichen Sueben; die Elbe ist die natürliche Grenze im Norden, die obere Werra im Süden; dass die Scheidung in natürlichen Ortsverhältnissen ihren Ursprung gehabt haben kann, ergiebt sich aus dem Umstande, dass in der Gegend der Mündung der Hörsel in die Werra über die Nesse nach der Unstrut, bei Gräfentonna, fast keine Wasserscheide erkennbar ist und hier in ältester Zeit, in Verbindung mit den Naturbollwerken der Bergmassen des Harzes und des Thüringer Waldes, undurchdringliche Sümpfe zwischen Weser und Elbe auf der genannten Linie, also über Hörsel, Nesse, Unstrut, Saale bis zur Elbe, das Vordringen der Völkerstämme sehr erschwert haben müssen.* Dieser Umstand erklärt auch das Vorherrschen der Verbindung des Nordosten Deutschlands mit dem Südwesten über die niedrige Wasserscheide des Frankenwaldes, des Mittelgliedes zwischen Thüringer Wald auf der einen und Fichtelgebirge mit Erzgebirge (Hercynia) auf der andern Seite, von welcher Kutzen, das deutsche Land, I, S. 357 f. sagt: „So sind denn gerade in der Nähe der höchsten einschliessenden Gebirge von der Natur Verbindungsbahnen nach und aus der Mitte Deutschlands angelegt, auf denen von jeher ebenso ganzen Völkern und Heereszügen, wie den Waarenzügen der Uebergang ermöglicht wurde. Durch das Werrathal und unfern den Quellen der Saale über den Frankenwald drangen in den Zeiten der Römer mehr als einmal

* Finde ich doch zufällig in der besonderen Beilage des K. Pr. Staatsanzeigers vom 5. März 1870 No. 9 nach einem Aufsatze Carl Meyer's in der Harzzeitung ausgezogen, wie sich bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts zu beiden Seiten der Helme von Kleinwerther bis zu ihrem Einfluss in die Unstrut und an den Ufern der letzteren von Sachsenburg bis nach Memleben unabsehbare Sümpfe und Moräste ausdehnten, welche durch die alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen dieser beiden Gewässer entstanden waren.

germanische Völker — denn der Germanen Hauptmacht war im Norden Deutschlands — in das Mainland vor. Ueber den Frankenwald hin gelang es später den Thüringern, ihrem grossen Reiche das Maingebiet, mit Ausnahme des Untermains, einzuverleiben. Und als mit ihnen und den Alemannen die Franken im Kampfe lagen, setzten sich theils, wie es scheint, gleich den Thüringern über den Frankenwald, theils aus dem Egerthale hinauf über die Pässe des Fichtelgebirges, Slaven an dem obern Main und an der Rednitz, bis zu beider Zusammenfluss, fest. . . . Im 15. Jahrhundert brachen die Hussiten von Böhmen aus verwüstend auf denselben Wegen ins Mainland ein . . . . und in verschiedenen Kriegen der neuesten Zeit bedienten sich die Heere derselben Passagen. Endlich, in Rücksicht auf Verkehr und Handel, ward der Verbindungsweg zwischen dem Süden und Norden über den Frankenwald, seit frühen Zeiten als eine Haupthandelsstrasse vom Main- ins Elbgebiet, namentlich zu dem grossen Markte von Leipzig, gepflegt. Jetzt wird in derselben Richtung eine Eisenbahn (die Bairische Nord- und die Sächs.-Bairische Staatsbahn) befahren."

Es ist diese natürliche Völkerstrasse, auf welcher sicher diejenigen Schaaren der Sueben, die unter Ariovist bis nach dem Oberrhein zu den Sequanern kamen, gezogen sind, auf welcher mit ihrem Nebenwege den Main hinauf denn auch die vom Oberrhein nach dem Niederrhein herunter gedrückten Marcomannen im Jahre 9 vor Christus sich wieder zurückzogen. Die Sueben aber, die 58 vor Christus von Cäsar bei Mümpelgard geschlagen wurden und sich dann auf den Niederrhein warfen, hier zunächst die Ubier bedrängten, sind zunächst vom Süden hergekommen, und brauchen keine Chatten gewesen zu sein; sie dehnten sich überschwemmend in der Ebene um den Taunus herum aus und kamen so im Rheingau mit den Ubiern in Berührung, wie sie die Usipier und Tencterer ebenfalls vor sich hergetrieben hatten, Caes. d. b. Gallico, IV. 1 ff. Es stimmt ganz und gar zu der Zeitrechnung, welche Cäsar aufstellt, was er von den Usipetern oder Usipern und Tencterern da erzählt, dass nämlich die Ursache ihres Ueberganges über den Rhein der Umstand gewesen, dass sie, von den Sueben aufgescheucht, mehrere Jahre mit Krieg bedrängt und am Ackerbau verhindert wurden; wie es genauer zu Cap. 4 heisst, nachdem von der civitas der Ubier auf der andern Seite des Rheins die Rede gewesen ist, dass wie die Ubier von den Sueben tributpflichtig gemacht worden seien, in derselben Lage die Usipeter und Tencterer sich be-

funden hätten, welche mehrere Jahre lang den Andrang der Sueben aushielten, zuletzt aber aus ihren Aeckern vertrieben und nach dreijährigem Umherirren in vielen Gegenden Germaniens an den Rhein, da, wo die Menapier wohnten und an beiden Seiten des Flusses Ländereien bebauten, angekommen waren. Bekanntlich schlug Cäsar den Ariovist im Jahre 58 und traf 3 Jahre später, von den Ubiern um Hülfe angerufen, die Sueben wiederum als Feinde dieser wie der Usipeter und Tencterer am Niederrhein.

Könnten wir hier nun unsere Beweisführung sofort durch eine sehr interessante Untersuchung über die Herstammung des Volksnamens der Usipeter und Tencterer stützen, so müssen wir doch vorläufig darauf verzichten, um die Frage, die vorliegt, nicht zu sehr auseinander zu dehnen. Es ist hier bei so detaillirter Schilderung der niederrheinischen Völkerverhältnisse, wie sie schon Cäsar giebt, der Beweis ex silentio, die Nichtnennung der Chatten, ein vollständig schlagender. Cäsar hatte es mit den Chatten nicht und diese nichts mit den Sueben zu thun. Die Sueben aber, einmal in Bewegung, ergossen sich natürlich über das ganze ihnen von Süden her offenstehende, durch Thäler geöffnete Gebiet. Noch heute bezeichnet die Sprachgrenze des Südens und Nordens, längs der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser, die Wasserscheide abwärts hin nach dem Main u. s. w., schwäbelnde Mundart, und die Wasserscheide nach dem Norden abwärts, mit Ausnahme einzelner schwäbischer Einbuchtungen, der Grundzug niedersächsischer Mundart und diese selbst. Wer z. B. die Ruhr-Siegbahn von Hagen nach Betzdorf über Siegen fährt, nimmt nach der Uebersteigung der Wasserscheide zwischen Lenne und Sieg, in dem Thal der letzteren, sofort die schwäbelnde Mundart wahr; sie ist von der Wetterau das Dillthal hinauf in das Siegthal gedrungen; ebenso das Lahnthal hinauf bis über Marburg in Hessen hinaus; ebenso das Kinzigthal hinauf bis in den obern Theil der Fulda. Die schwäbelnde Sprache beherrscht Nassau bis in den Westerwald, wo sich neben einander Sachsen und Schwaben scheiden. Essellen in seiner Geschichte der Sigamberer, S. 12, zeichnet ebenfalls ganz genau die Sprachgrenze: „Die Sigambrer, nach allen Seiten, die südliche allein ausgenommen, von Niederdeutschen umgeben, können sich auch nur der niederdeutschen (plattdeutschen) Sprache bedient haben. Diese hören wir noch in dem eben bezeichneten Gebirgslande bis zu den Quellen der Ruhr und Lenne und der in diese Flüsse sich ergiessenden grösse-

ren und kleineren Bäche, kurz in dem Gebiete der genannten Flüsse. Nur einige Tausend Schritte über die Quellen der genannten Flüsse hinaus, von jeder Quelle an, die ihr Wasser der Eder (?), Lahn oder Sieg zusendet, herrscht eine hochdeutsche Mundart. Wir stehen da an einer Wasserscheide und zugleich an einer Sprachgrenze, die unzweifelhaft von den ältesten Zeiten her bestanden hat.“ Essellen führt auch an, dass ein Theil des Rothaar-Gebirgs-Kammes noch „die Grenze“ heisst, und bei den Bewohnern der Länder an der einen und andern Seite des Gebirges sich eine auffallende Verschiedenheit nicht blos hinsichtlich der Sprache, sondern auch der Körpergrösse, Lebensweise u. s. w., zeige, die Bewohner namentlich in der Brodbereitung ganz und gar, im Häuserbau erheblich von einander abweichen. Nimmt man in dieser Darlegung die Eder aus, so hat man das ganz richtige Verhältniss; die Eder aber muss ausgenommen werden, weil sie sich nach der Weser hin öffnet und namentlich in ihrem obern Theile unzweifelhaft niedersächsische Bevölkerung enthält.

So weit also, wie wir gezeichnet haben, ergossen sich die Sueben auch zu Cäsars Zeit. Nun kam er bei seinem ersten Rheinübergang nur mit den Sigambern, die sich jedoch sammt den Tencterern und Usipetern in die Wildniss zurückzogen und denen er nur einige Dörfer und Höfe verwüstete, in Berührung. Weiter wird dann De b. G. VI, 9 erzählt, dass die Germanen vom jenseitigen Rhein, also die Sueben, die damals die Ubier zins- und kriegspflichtig gemacht hatten, den Tencterern Hülfstruppen geschickt hatten und deshalb Cäsar zum zweiten Male über den Rhein zu gehen beschloss, diesmal paulum supra eum locum, quo ante exercitum traduxerat.

Er deutet hier ihre Wohnsitze noch durch eine genauere Bestimmung an; denn da er die Zugänge und Wege der Sueben ausforschen liess, erfuhr er durch die Ubischen Kundschafter, dass die Sueben alle ihre Truppen und Habe bis tief ins Land hinein an die Grenzen desselben geflüchtet hätten, wo ein Bacenis genannter Wald von unendlicher Ausdehnung sei, der weit landeinwärts sich erstrecke und wie eine natürliche Mauer die Cherusker von den Sueben und die Sueben von den Cheruskern scheide bezw. vor ihren Eingriffen und Einfällen schütze. Am Beginne dieses Waldes, also mit der Front nach dem Rheine hin, hatten die Sueben die Ankunft der Römer zu erwarten beschlossen.

Ist nun noch immer Streit unter den Gelehrten darüber, was un-

ter dem Walde Bacenis zu verstehen sei, so liegt doch nichts näher, als dass es der meist Buchonia im Mittelalter genannte Wald ist. Wenck in seiner Hess. Landesgeschichte verbreitet sich an verschiedenen Stellen über die Ausdehnung des unter diesem Namen begriffenen Gebietes; II, S. 489 rechnet er mit Crollius das westliche Grabfeld mit zur Buchonia, S. 492 führt er aus, dass als Waldnamen Buchonia ausser dem Fuldischen auch den grössten Theil des Oberlahngaues sammt einem Stück des Hessengaues begriff, bis an die fränkische Saale und über einen Theil des Spessartes reichte. Nach Eberh. Monach. VI. n. 25 heisst es: Ruthard tradidit capturam unam in silva Boconia juxta fluvium Anatrafa in Pago Hassiae Provinciae etc.; nach Urkunden 813 bei Falke Trad. Corbej. p. 377 ist Havukebrun in silva Bochonia gelegen, das ist also zwischen Cassel und Münden, wenn es sich nicht um Hachborn bei Marburg handelt. Fulda lag in der Buchonia und Hersfeld sogar noch, wie Wenck dann weiter sagt: eigentliche Grenzen lassen sich von einem Walde nicht bestimmen, und der Name verschwand allmälig unter den verschiedenen politischen Abtheilungen, welche innerhalb seiner weitern Ausdehnung allmälig eintraten, selbst die verschiedenen Unterabtheilungen des Waldes (S. 460) Salzforst, Branforst, Zunderhardt treten in den Vordergrund, doch ist unter den Gebirgsgegenden des Oberlahngaus sicher der Vogelsberg (Fugalisberc) im Amt Ulrichstein diejenige Abtheilung, welche ihren Namen bis in die alte Zeit zurückführen kann. So weist denn auch bereits Gatterer synchron. Universal-Gesch.', S. 703, den Namen Boconia dem Bacenis Cäsars zu. Anklingende Schreibungen des Mittelalters sind Bochenne, 8, Laur. sec. 8 n. 36, 30 p. Gozfeld; Baconia, Pertz. Monum. Germ. XII, 371 gest. abb. Trad.; woneben noch vorkommen die Schreibungen Boconia aus dem 6. Jahrhundert; Bokonia Dr. a. 838, n. 524; Bocconia, Pochonia, Buconia, Buchonia, Buochonia, Buochunna, Puohunna etc.; vgl. Förstemann, Altd. Ortsnamen, S. 258.

Die vorstehenden Schreibungen Bochenne und Baconia stehen der Lesart des Jul. Cäsar möglichst nahe; wir haben es offenbar mit dem weit ausgedehnten Buchenwald zu thun, welcher, vom Sigamberland beginnend, die Wetterau im Norden umsäumend, sich nach Osten zu zog und von welchem der heutige Vogelsberg wahrscheinlich die Höhe ist, an der sich die Sueben sammelten, um Cäsar's Herannahen zu erwarten. Der Buchwald, in der möglichsten Ausdehnung gedacht, er-

klärt auch am besten die Ueberlieferung, dass der König Siegbert von Ripuarien von Köln aus sich zur Jagd in die Buchonia begab, wie denn auch Justus Möser Osnabr. Gesch. I, d. 137, Anm. 6 wieder ganz richtig bemerkt: Man muss aber sylvam Bacenem infinitae magnitudinis Caes. d. b. G. VI für Alles nehmen, wofür er genommen werden kann, und sich vorstellen, dass man oft von einer Seite alles Schwarzwald und von der andern alles Harzwald nenne! Wenn er aber weiter meint: Die Chatten, quos Saltus Hercynius prosequebatur et deponebat Tac. Germ. 30 müssen es ihrer Lage wegen mit den Sueben oder mit den Sachsen halten, so ist doch da ein Drittes möglich, nämlich, dass sie noch gar nicht im Gange waren, d. h. noch keinen besonders hervortretenden Stamm darstellten und von den Sueben so zu sagen angefasst und herausgefordert waren. Ganz verständig macht in einem in Cassel erscheinenden belletristischen Blatte aber im März 1870 ein Herr K. H. die Bemerkung, dass die Cherusker in einer von ihm angenommenen vorchattischen Zeit sich den Mittelpunkt um Maden ausgesucht und hierhin von Alten-Heerse bei Willebadessen aus ihr Machtgebiet ausgedehnt hätten; denn Maden sei friesisch; der Oberdeutsche sagt Matten. In Dronke trad. Fuld. S. 48 n. 168 a. heisst es: Ego Orbalt prbr. Ratbraht et Liuteger fratres mei donavimus ad Scm. Bonifacium in fuldensi monasterio in pago wertingewe in villa que dicitur Astolfesheim partem pratorum, quod lingua nostra dicitur *Mada.* Es ist da von den Besitzungen des Fulder Klosters in Friesland die Rede. Man vergleiche hierzu, was Hermann Meyer in dem Buche: Ostfriesland in Bildern und Skizzen etc., Leer 1868, Bock, S. 85, von dem wildromantischen Charakter der Meeden, Grasflächen im Haidelande, sagt. Für vom deutschen Niederland ausgehende Besiedlung der Gudensberger, also echt hessischen Gegend, sprechen noch die Namen andrer noch bestehender und ausgegangener Ortschaften jenes Bezirks, so die ausgegangenen Dörfer Fenne, bei Gudensberg, vgl. z. B. Venne bei Lüdinghausen,* ein Name, der

* Man braucht hier nur die zu J. Möser's Osnabrück. Geschichte gegebenen Noten und Documente auf die vorkommenden Ortsnamen anzusehen und zu vergleichen, Venne I, S. 117, Ander venne II Docum. S. 80; zu Deute Rotholfus de Thuite II .Docum., S. 71, de Thuthe S. 73; zu Dissen: Disna I, S. 56, Anm. f. Eckhart de Dissene II. Doc., S. 112 öfter; Dissen kommt übrigens auch in den Niederlanden, südl. Osterwijk zw. Nordbrabant und Kempenland, vor; zu Haldorf, Holtorpe II. Doc., S. 119 ff.; zu Lahre, villa Lare II. Doc. 81; hierbei findet sich die Bemerkung ad fluvium Emese

im Niederland so häufig für Niederlassungen ist, der noch bestehenden Deute, Dissen, Haldorf, Holzhausen, Dorla, Castorf, Wabern, Zennern Lohre (alt Lar), Lohne (alt Lone), Balhorn u. s. w.

Es werden später noch mehr Gründe entwickelt werden, aus denen sich ergibt, dass die ersten germanischen Besiedlungen chattischer Landschaft durch einen Stamm geschah, der früher an der Ems, in Friesland u. s. w. sass, einstweilen muss hier dahin abgeschlossen werden, dass, was die äussern geschichtlichen Zeugnisse betrifft, Cäsar noch nichts von den Chatten wusste. Wenn er an der angegebenen Stelle im VI. Buche sagt: exploratores nuntiant: Suebos omnes posteaquam certiores nuntii de exercitu Romanorum venerint cum omnibus suis sociorumque copiis, quas coëgissent, penitus ad extremos fines se recepisse, so folgt daraus noch gar nicht, dass unter den Sociis die Chatten gewesen, und wären sie darunter gewesen, so folgt höchstens auch hieraus wieder, dass sie dann keine Sueben wa-

---

sita, und eine Ems fliesst auch im Gudensberger Lande; zu Holzhausen, Holtzhusen II. Doc., S. 42, Holthusen sehr oft. Zu dem westfälischen Liesborn I. Doc. p. 10 vergleiche man noch den Namen eines am Odinberge bei Gudensberg entspringenden Brunnens Gliesborn, dessen weiches Wasser in den umliegenden Dörfern einen so ausgezeichneten Ruf geniesst, dass die Bauernweiber derselben an dem Brunnen ihre grossen Wäschen besorgen. Zu Dorla (alt Thourisloon) vergleiche man die Wüstung Dorslon im Almengau bei Brilon (Becker, Beiträge zur Geschichte von Brilon. Osterbericht des Gymnas. Petrin. zu Bril. 1869, S. 30); zu Balhorn das westfälische Balhorn bei Sendenhorst, südöstl. von Münster und die sogenannte Wüstung bei Paderborn; zu Castorf Castrop westl. Dortmund; zu Wabern nur das durch die Schlacht von Waterloo berühmt gewordene Wavre; zu Zennern zu dem im Saallande Prov. Ober-Yssel (Holland) vorhandenen. Andere im Hessenlande im weitern Sinne und in Westfalen gleich vorkommende Ortsnamen sind noch: Hesslar bei Felsberg — Kesslar zwischen Lippstadt und Hamm; Beuern, Amt Felsberg — Buer, Buren, Möser Osnab. Gesch. II. Doc., S. 122; Berge, bei Homburg — Berge, Möser a. a. O. II, S. 122; Isthe bei Wolfhagen — Esethe Möser II. Doc., S. 57; Ippinghausen bei Wolfhagen — Evinckhusen, Mös. II. Doc., 64; Malsburg — Maltbergen, II. Doc., S. 71 Auch sonst vergleiche man noch Affoldern im Waldeckischen, nahe der hess. Grenze, mit Apeldorn, Amt Meppen, Maden mit Thaemade (Vorwerck) bei Möser a. a. O., Waltersbrück bei Dorheim mit Waldenbruck, Kappel bei Fritzlar mit Capele, den Namen der Landschaft Hessen mit dem Namen des Dorfes Hesnon. Mös. Osnabr. Gesch. II, S. 12, Hessum, Bauerschaft im Kirchspiel Holte, hinter Löningen und dem heutigen Heessen bei Hamm; Möllrich bei Fritzlar mit Mellrich bei Soest; Verne bei Homberg mit Verne bei Lippstadt; Dörnhagen bei Cassel mit Dörenhagen bei Paderborn; Holzheim hess. Amt Niederaula mit Holtheim bei Paderborn; Velmede in Hessen mit Velmede Herrsch. Meschede in Brilon; Züschen an der waldeck-hess. Grenze mit Züschen bei Winterberg; Dalwig im Waldeckischen mit Dellwig bei Unna, zu welchem Namen auch wahrscheinlich das verkürzte Dillich bei Homberg gehört.

ren, sondern socii Sueborum. Von den Chatten ist noch nicht einmal die Rede, als im Jahre 25 vor Chr. römische Kaufleute, die über den Rhein gekommen waren, von den Germanen ermordet wurden, wofür sie M. Vinicius Dio Cass. LIII, 26, züchtigte; ebenso wenig werden sie aufgeführt, als nach Dio Cass. LIV, 20, Scholiast Acron. zu Horat. Od. IV, 2, Römer oder gar römische Centurionen von Sigambrern, Usipetern und Tencterern gekreuzigt wurden, worauf diese sogar über den Rhein gingen und Gallien verwüsteten. Auch nach Strabo VII, waren es die Sigambrer, welche dergleichen stifteten. Lollius, der die Rache dafür zu nehmen hatte (Jul. Obseq. de Prod. 131), verlor damals den Adler der 5. Legion, Vell. II, 97, Sueton. Oct. 23. Tacit. Ann. 1. 10, worauf Kaiser Augustus selbst an den Rhein kam und nach Dio LIV. 20 die Germanen Frieden schlossen und Geisseln stellten, 16 vor Christus. Im Jahre 13 kehrte dann Augustus Dio LIV, 25, nach Rom zurück und überliess seinem Stiefsohne Drusus den Oberbefehl am Niederrhein. Auch dieser kommt auf seinem ersten Feldzuge nach Germanien im Jahre 12 nur mit den Usipetern und Sigambrer in Berührung, zieht (Dio LIV, 32) durch das Land der Chauken und besiegt nach Strabo VII die Bructerer. Erst im Jahre 11, wo er durch das Land der Cherusker bis zur Weser vordringt und die Germanen durch die Anstalten des Drusus aufs äusserste argwöhnisch gemacht worden waren und sich zu gemeinsamer Abwehr vereinigten, traten Sigambrer, Cherusker und Sueben zusammen und die Sigambrer versuchten da, auch die Chatten zum Bündniss zu zwingen; bei dieser Gelegenheit also werden die Chatten zum erstenmale erwähnt, sie gehörten auch nach dieser Ueberlieferung nicht zu den Sueben, sonst wären sie nicht abgesondert neben den Sueben genannt worden, und waren nach den Andeutungen einer andern Stelle Dio LIV, 36, wie man annimmt, durch Landanweisung im rechtsrheinischen ehemaligen Ubierlande, also gerade gegen die Sueben, für Drusus gewonnen. Damals zog Drusus vom Rhein aus durch das Land der Usipeter, fiel, über die Lippe gehend, verwüstend in das Land der im Kriege gegen die Chatten ausgezogenen Sigambrer ein, drang durch das Land der Cherusker zur Weser vor und erlitt von den Cheruskern, Sueben und Sigambrern auf dem Rückzuge empfindliche Verluste, nach Plinius H. n. XI. 17. Jul. Obseq. de Prodig. I. 132 bei Arbalo (vielleicht Erpentrup am Hambach im Eggegebirge). Im Jahre 10 zog dann Drusus auch geradezu gegen die

Chatten in ihrem eigenen Lande, d. h. vertrieb sie wahrscheinlich wieder vom Rhein weg, wo er das Castell gegen sie im Taunus anlegte.

Also fällt nach den äusseren Zeugnissen das erste Auftreten der Chatten als eigner Germanenstamm in das Jahr 11 vor Christus, 44 Jahr nach dem ersten Zuge Julius Cäsars über den Rhein; es ist das ein Zeitraum, lang genug, um einen Auswanderungszweig der Cherusker im Chattenlande zu einem selbstständigen Auftreten heranreifen zu lassen. So erklärt es sich auch ganz gut, wenn Cäsar d. b. Gall. VI. den Wald Bacenis, also den weit ausgedehnten Buchenwald um die Nordgrenze der Wetterau herum bis ins heutige Fulder Land, die Grenze zwischen Sueben und Cheruskern sein lässt. Ein ähnliches Verhältniss, wie mit den Chatten, besteht auch mit den Marsen. Strabo VII, 1, heisst es von dem Oberbefehl des Tiberius in Germanien vom Jahre 7 vor Christus ab: Von den dortigen Stämmen (von denen an der Ostseite des Rheines) haben die Römer einige nach Gallien versetzt, andere, wie die Marsen, zogen weiter in das Land hinein, einige wenige blieben, darunter ein Theil der Sigambrer. Der grössere Theil der letzteren wurde bekanntlich von Tiberius im Linksrheinischen, Strabo IV, 3, im noch unbebauten Landgebiete der Menapier angesiedelt.

Wie hier die Marsen weiter ins Binnenland hineinziehen, so ziehen sich die Chatten wieder vom Rhein zurück, wie die Chatten im Jahre 10 zuerst als eigner Stamm auftreten, so die Marsen zuerst 7 vor Christus; sie waren auch ursprünglich wohl nichts als ein Theil der Bructerer oder Sigambrer und es ist S. 94 bereits ihr vermuthlicher Nationalmittelpunkt in dem heutigen Stadtberg oder Marsberg neben Volkmarsen angegeben. Wie bei den Hessen sich neben dem alten Landgericht Maden das Landgericht Dietmelle, jetzt Kirch-Ditmold bei Cassel, ein viel älterer Volksmittelpunkt als eben das daneben liegende Cassel, findet, wie sich dann von Maden der Mittelpunkt nach Gudensberg, später der Mittelpunkt von Maden sowohl als von Dietmellen nach Cassel zieht, so findet sich im Lande der Marsen Volkmarsen neben Eresburg, und darf man wohl dieses Volkmarsen in Analogie zu Dietmarsen in Holstein betrachten. Hierzu dienen zu Anhaltspunkten Orts- und Flurbezeichnungen in der Umgegend von Volkmarsen. So findet sich zwischen Welda und Volkmarsen an der Twiste eine Flur, genannt „In der Marsch;“ oberhalb Volkmarsen der grosse Stadtbruch, darüber Wiesen, die „Alern“ genannt; man hat es hier also mit einer

Gegend zu thun, in welcher der niederdeutsche Ausdruck „Marsch“ geläufig und passend war und noch ist. Nehmen wir nun an, dass sich die Marser von Volkmarsen aus noch weiter die Diemel und deren Seitenzuflüsse aufwärts in das heutige Waldeckische hineinzogen, so haben wir, da Arolsen oberhalb Volkmarsen an der Twiste, Volkmarsen selbst am Zusammenfluss von Twiste und Erpe, und an letzterm Bache oberhalb Volkmarsen wieder Wolfhagen liegt, die Marsen als nächste Nachbarn der Chatten im Alterthum, wie die heute noch niederdeutsche Mundart redenden Waldecker als nächste Nachbarn der Hessen, deren Mundart später von der Mainzer und Thüringerlandherrschaft inficirt worden ist und zwar so, dass, wer sich heute noch in dem hessischen Grenzort Ungedanken eines Sonntag Nachmittags ins Wirthshaus unter die Bauern setzen will, sofort die hessischen Bauern an der Mundart unterscheiden kann von der Mundart der eben aus dem nächsten waldeckischen Grenzort Mandern anwesenden Gäste. Die heutige Mundart entscheidet natürlich nicht mehr über die Mundart der alten Zeit, welche unter den verschiedenen germanischen Stämmen sehr wenig unterschieden gewesen sein wird, aber sie bezeichnet heute noch die Spur alter natürlicher, durch die geographische Lage vorgezeichneter Stammesgrenzen.

Damit ist wohl zur Genüge dargethan, dass nach äussern Zeugnissen die Chatten keine Sueben gewesen sind und nach dem innern Gange der Dinge es nicht wohl haben sein können; wären sie Sueben gewesen, so wären sie vor Drusus nicht nach Norden zu den Cheruskern, sondern nach Süden zu den Sueben zurückgewichen.

Nun untersuchen wir noch die betr. der Chatten und Sueben überlieferten Sitten- und Gewohnheitsschilderungen, bezw. die sachlichen Unterschiede, welche namentlich nach Tacitus Bericht zwischen Sueben und Chatten bestanden. Die Sueben sind nach Tacitus wie nach Cäsar gute Reiter, und die Chatten nach Tacitus vorzugsweise Fussgänger, wie das ihr Wohnen in den Waldbergen mit sich brachte, während den aus der Ebene kommenden Sueben die Reiterei näher lag. Von der Kriegskunst der Chatten macht Tacitus German. 31 eine Beschreibung, welche sie in einem besonders vorgerückten Stadium erscheinen lässt. Sie wählen sich Offiziere, hören auf deren Commando, kennen Marschiren in Zügen, verstehen es, passende Gelegenheiten zu benutzen, den Angriff auf eine günstige Zeit zu verschieben, den Tag einzutheilen, Nachts sich zu verschanzen, mehr Gewicht auf die Führer als auf

das Heer zu legen. Omne robur in pedite, quem supra arma ferramentis quoque et copiis onerant, ganz wie es die Römer machen. Die Chatten zogen in den Krieg, rühmt Taritus, nicht wie die andern Völkerstämme in Scharmützel. Den Gegensatz zur Kampfesart derselben schildert Tacitus Annal. II, 14 non loricam Germano, non galeam, ne scuta quidem ferro nervove firmata .... primam utcunque aciem hastatam; caeteris praeusta aut brevia tela ... sine pudore flagitii sine cura ducum abire, fugere. Den Sueben freilich rühmt Tacitus auch nach: „Freilich ist es eine Eigenthümlichkeit der Reiterkräfte, schnell den Sieg zu bereiten und schnell zu weichen (wie die Nomadenstämme es machten);“ aber, wendet er selbst ein, wie die Schnelligkeit neben der Flucht und Furcht wohnt, so steht die zaudernde Langsamkeit der Beharrlichkeit nahe.

Wie nun Cäsar de b. Gall. IV, 2 von den Sueben ihre Stärke in der Reiterei rühmt, so jedoch, dass sie auf eingebornen, schlechten und missgestalteten Rossen ritten, die nur gut eingeübt seien, so entspricht das ihrem damals vorherrschenden Nomadenleben, ihrer Nachbarschaft mit slavischen Stämmen und ihrer damaligen Agrarverfassung, welche selbst nach Cäsars Schilderung l. l. IV, 1 mit der slavischen, grossrussischen, serbischen u. s. w. übereinstimmt: Sed privati ac separati agri apud eos nihil est neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet. Neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt multumque sunt in venationibus etc. Hierzu sagt v. Haxthausen, die ländliche Verfassung Russlands, Leipzig 1866, Brockhaus, S. 416, Anmerk.: „Man glaube übrigens nicht, dass diese Ackerverfassung bloss den Russen (die Russen vom Stamme Ros stammen aus Schweden, dem alten Suebenlande des Tacitus, Anm. d. Verf.) eigenthümlich ist, sie bestand auch bei den Germanen. Cäsar beschreibt sie ganz deutlich, aber was mehr ist, sie hat noch bis in die neuesten Zeiten in einzelnen Theilen Deutschlands bestanden. Ich fand noch 1834 auf dem Hochwalde von Trier die sogenannten Geheberschaftsgemeinden, wo alle 13 Jahre aller Grund und Boden von Neuem unter alle Gemeindeglieder vertheilt ward etc.“ Diesen Zustand der Agrarverfassung bei den Sueben scheint auch Tacitus im Auge gehabt zu haben, wenn er Germania c. 26 sagt: Die Aecker werden nach der Zahl der Bebauer von Allen insgesammt wechselsweise besetzt; und sie theilen dieselben dann unter sich je nach der Würde. Die Leichtigkeit der Theilung wird durch die weite Ausdeh-

nung der Felder bedingt. Sie wechseln die Gefilde alle Jahr und immer ist dann noch Land übrig. Hiernach sehen wir selbst zu Tacitus Zeit noch nomadenhafte Gewohnheiten bei den Sueben vor uns, und es ist bezeichnend für die vorher geschilderten agrarischen Zustände der eigentlichen Germanen, wenn Tacit. Germ. 16 sagt: „Es ist hinlänglich bekannt, dass die Völker der Germanen keine Städte bewohnen, ja dass sie nicht einmal untereinander verbundene Sitze dulden. Sie bauen sich getrennt und verstreut, wo eine Quelle, ein Feld oder ein Hain ihnen gefällt, an. Sie errichten Weiler, nicht nach unserer Sitte durch aneinander gehängte und verbundene Gebäude, sondern jeder umgiebt sein Haus mit einem leeren Raume, entweder als Mittel gegen Feuersgefahr oder aus Unkenntniss anderer Bauart.“ Justus Möser verweist schon in seiner Osnabrück. Geschichte auf diese auf altsächsische Art der Niederlassung hinweisende germanische Sitte im Gegensatz zu der im Süden noch gewöhnlicheren nomadenhaften Sitte der Sueben. Dass die Chatten hierin dem alten sächsischen System näher gestanden haben, als dem suebischen, ergiebt sich aus dem heute noch erkennbaren Vorherrschen der Anlagen von Einzelsitzen in ihrem Lande. Ich habe an einem andern Orte* ausgeführt, wie in ganz Hessen die Ortsnamenbildung auf — Hausen den bedeutendsten Prozentsatz bildet; für Niederhessen allein ist der Satz noch viel bedeutender; zu verweisen ist hier auch noch auf Endemann's Vortrag im Januarheft 1870 der Zeitschrift für Preuss. Gesch. und Landeskunde, S. 7, wo er das eine System der Einzelhöfe als u. A. auch besonders in Niederhessen verbreitet angiebt, womit nur nicht gut zu reimen ist, dass er S. 9 kurz darauf das andere System der Dorfverfassung durchweg als in Althessen herrschend aufführt, worin sich Hessen von Niedersachsen geschieden. Es ist auch nicht gerechtfertigt, dass Endemann ohne Weiteres die Chatten zu Sueben macht, da die auch von ihm als ursprünglich angenommene Markverfassung bei den Westfalen, also den Niedersachsen, so alt ist, als die Einzelhofverfassung. Beide decken sich gerade; wie denn auch wieder die Dorfverfassung in Niedersachsen anzutreffen ist, wo die bergige Oertlichkeit oder die Nothwendigkeit, hinter Dorfmauern vor dem Fehdewesen Schutz zu suchen, die Zusammensiedlung zu Dörfern er-

* Etymologische Spaziergänge durch Hessen; Zeitschrift des Vereins für hessische Gesch. und Landeskunde. Neue Folge, Bd. II, S. 87.

zwungen hat. So kommen Vlietberge im Holländischen, Heuberge im Eiderstädtischen, die trup, dorps, terpen u. s. w. gerade so gut im niedersächsischen Tiefland wie im Hochland vor; die Terpen im Meergebiet sind sogar so viel als die Houks oder Wurts, Warpen oder Wurden im Chauken- und Friesenlande, welche künstlich erhöhte Erdaufwürfe sind, auf denen die Höfe sich vor der Meeresfluth des Tieflandes schützen. (Kampen, Gesch. d. Niederlande, I, 6, Terpen oder Vlietberge, wo sie ihre gemeinschaftlichen Zufluchtsörter fanden, welche davon den Namen dorp (Dorf) erhielten.) Also suebisch ist die Mark- oder Dorfverfassung ebenso wenig ausschliesslich, wie etwa die eine niedersächsisch; sie haben sich auseinander oder ursprünglich entwickelt, je nach gegebenen Verhältnissen im hohen Norden wie im Süden; so ist auch aus dem Vorkommniss der Dorfverfassung bei den Chatten kein Schluss auf ihr Suebenthum zu machen; die Niederhessen, also die ursprünglichen Chatten, hatten aber vorzugsweise das niedersächsische Einzelhofsystem.

Sie unterschieden sich auch in einzelnen Sittenzügen von den Sueben, welche letztere Tacitus etwas wilder in ihrem Aeusseren schildert, als die Chatten sich darstellten. Germ. 38 sagt er: „Besonders eigen ist es diesem Stamme (genti), das Haar in einem Knoten zusammenzubinden. So unterscheiden sich die Sueben von den übrigen Germanen (unter welchen letzteren er auch die Chatten aufgeführt hatte) und die Freien unter den Sueben von den Sklaven. Bei andern Stämmen ist, sei es durch irgend eine Verwandtschaft mit den Sueben oder, was oft geschieht, in Folge Nachahmung, diese Sitte wohl, aber selten, und nur bei der Jugend zu finden; bei den Sueben aber kämmt man bis ins graue Alter das starrende Haar rückwärts und bindet es oft in einen einzigen Scheitelknoten. Die Vornehmen haben diesen auch wohl mehr geschmückt; das ist ihre Sorge für Schönheit, aber eine unschuldige, denn weder um zu lieben noch um Liebe zu erregen schmücken sie sich, sondern kämmen sich eher zu einer besondern Höhe und zum Schrecken, wenn sie in den Krieg ziehen wollen, für die Augen ihrer Feinde auf.“ Das ist, wie schon Wenck, Hess. Landesgesch. II, p. 108, ganz richtig vergleicht, als wenn man die Irokesen oder irgend einen andern Indianerstamm schildern hört. An die Sitten der Indianer erinnern die Sueben sehr und die Aehnlichkeit wird noch dringender, wenn man bei Ammian. Marcellin. XXI, cp. 2, also noch im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den Alanen

liest, dass sie den Erschlagenen die Kopfhaut abzogen und ihren Pferden als Schmuck anhingen, wie die Indianer die Skalpe benutzen. Und zwar werden auch die Alanen geschildert als Germanen, von langem Wuchse, schöner Gestalt mit gelbem Haar, den Feinden fürchterlich durch den zornigen Blick ihrer Augen.* Eine andere Schilderung von Sueben erinnert an die Kanoefahrten und das persönliche Gebahren von Indianern bezw. deren Häuptlingen. Vellej. Patercul. erzählt II, 107: Als wir das diesseitige Ufer des vorgenannten Flusses (der Elbe) mit unsrem Lager besetzt hielten und das jenseitige Ufer von der bewaffneten Mannschaft der Feinde (Semnonen und nach Tacitus Germ. 39 doch auch Sueben), welche auf jede Bewegung unserer Schiffe sofort zurückflohen, blitzte, bestieg einer von den Barbaren, von vorgeschrittenem Alter, ein körperlich hervorragender Mann, eine aus einem Baumstamm gehöhlte Wanne, wie es bei ihnen Sitte ist, und kam, allein jenes Art Fahrzeug lenkend, bis in die Mitte des Flusses; er erbat sich, es möchte ihm erlaubt sein, ohne Gefahr an jenem Ufer, das wir mit unsern Waffen besetzt hielten, zu landen und den Cäsar zu sehen. Seine Bitte ward ihm gewährt. Dann sprach er, nachdem er den Kahn gelandet und lange schweigsam den Cäsar betrachtet hatte: „Unsere Jugend tobt, die, da sie doch Euren Wink in Eurer Abwesenheit ehrt, wenn ihr da seid, lieber Eure Waffen fürchtet, als dass sie Treue hält. Aber ich habe mit Deiner Wohlthat und Erlaubniss, o Cäsar, die Götter, von denen ich vorher hörte, heute gesehen, und ich habe mir keinen glücklicheren Tag meines Lebens gewünscht und gedacht." Nachdem er es noch erlangt hatte, dass er jenem die Hand anrühren durfte, kehrte er in sein Schifflein, unverwandt auf den Cäsar rurückblickend, zurück und landete wieder am Ufer der Seinigen. So hatten also die suebischen Semnonen an der Elbe, die Gegenwohner der Hermunduren, auch die Kanoefahrten der Indianer. Von diesen haben sich die Germanen freilich gründlich dadurch unterschieden, dass sie sich so ausgezeichnet für den sesshaften Ackerbau eigneten, dessen Uebung sie übrigens schon aus dem Osten mitbrachten und wahrscheinlich auf der langen Wanderung mehr

* So sagt auch Diodor. Sicul., ein Zeitgenosse Cäsars, V, 28, von den Galliern zu beiden Seiten des Rheins: „Den gefallenen Gegnern nehmen sie die Köpfe und hängen sie an die Hälse ihrer Pferde." Unter diesen Galliern (*Κελτων* des Dio Cass.) waren auch die german. Sueben, mit weisser, durchsichtiger Haut und goldgelbem Haar.

oder weniger ausser Uebung hatten kommen lassen. So erklärt sich am besten auch jene Stelle bei Cäsar de b. Gall. IV, 2, wo Ariovist erzählt, dass er mit seinen Reitern seit 14 Jahren nicht vom Kriegspfad und von den Rossen gekommen sei.

Viel sesshaftere Anlagen scheinen bereits die Chatten zu haben. Von ihrem Haarschmuck sagt im Gegensatz zu dem der Sueben Tacitus Germ. 31: „Bei den Chatten herrscht die übereinstimmende Sitte, so wie sie erwachsen sind, Haar und Bart lang wachsen zu lassen, und bevor ein Feind getödtet ist, diesen angelobten und der Tapferkeit geschuldeten Gesichtsschmuck nicht abzulegen. Erst über Blut und Beute enthüllen sie die Stirn (die Sueben also kämmten die Haare zu einem Knoten zurück) und glauben dann erst den Preis für ihre Geburt bezahlt und sich des Vaterlandes und ihrer Eltern würdig gemacht zu haben.“ An diese Sitte erinnert auch die Erzählung des Tacitus Hist. IV, 61, von Claudius Civilis, dem Führer der Bataver, welche ja aus dem Stamme der Chatten von Tacitus hergeleitet werden. Er liess, einem Gelübde zufolge, sein Haupthaar wachsen, bis er eine hinreichende Anzahl Feinde getödtet hatte. Das ist ganz chattisch. Dass Tacitus Germ. 29 von dem chattischen Ursprung der Bataver berichtet, ist so plausibel, wie nur etwas und wird bestätigt dadurch, dass er es an zwei verschiedenen Stellen seiner Werke betont und zwar Hist. IV, 12 sagt: seditione domestica pulsi (Batavi pars Chattorum) extrema Gallicae orae vacua cultoribus simulque insulam Batavam a se dictam occupavere, quam mare Oceanus in fronte, Rhenus amnis tergum ac latera circumluit. Hierin ist nur falsch, dass die Bataver der Insel den Namen gegeben; die Insel hat den sie besiedelnden Chatten den Namen gegeben; denn noch heute heisst die Insel zwischen Waal und Rhein die Batuwa und ihr Name entspringt aus der Zusammensetzung von dem holländischen bat = gut, fruchtbar von baten, fördern, helfen (vgl. Kampen, Geschichte der Niederlande, Heeren Ukertsch. Sammlung 1831, I, p. 3)* und ist die gut baubare Aue im Gegensatz zu Meeruwe oder gar Veluwe, welche ihr anliegt. In Vel oder Fel steckt der Begriff Fels wie in dem schwedischen Worte Fiel-

* Jetzt spaltet er (der Rhein) sich in zwei Arme, die Waal und den Rhein, welche die reiche fruchtbare Landschaft Batuwe (Bat-aue) umfassen. Im Norden erhebt sich der Boden wieder in malerischen Höhen, hinter welchen ein dürrer Sandboden, die Fortsetzung der Haideländer, die sich von der Spitze von Jütland bis an den Ausfluss der Schelde erstrecken, den Namen Vel-uwe (schlechte Aue) trägt.

fras der Felsbewohner, wie denn auch heute noch der felsige sandige Boden der Veluwe in dem Grade wenig fruchtbar, wie der Marschboden der Batuwa fruchtbar ist. Man vergleiche hierzu die Ortsnamenform Velmar bei Cassel zu dem nahe liegenden Weimar, das eine ist der schlechte Moor, das andere das weiche ackerkrumreiche. Wir haben dann auch den Beweis dafür, dass die Insel Batuwa so hiess, ehe von Chatten die Rede ist, an der Stelle bei Cäs. d. bell. Gall. IV, 10, wo Cäsar sagt, dass die aus dem Wasgau (Vosegus) kommende Maas nach Aufnahme eines Theiles vom Rheine, der Vacalus (Waal) genannt werde, die Insel der Batavi bewirke. Wir haben hier zwei Beispiele zugleich, an denen wir sehen, wie die Namen, welche die römischen Geschichtsschreiber aus Germanien und Gallien anführen, germanischen Ursprungs sind. Vosegus ist nichts als die lateinisirte Form vom altdeutschen Wasgau und Batavi die latinisirte Form des altdeutschen Wortes Batuwer. Von der Landschaft oder einem Wohnmittelpunkte rühren auch die meisten Volksnamen her, wie wir weiter unten sehen werden. Für die Auswanderung der Chatten nach Batavien sprechen aber die natürlichen Verhältnisse. Schon Wenck a. a. O. II, S. 113, sagt: „Die Kriege der alten Deutschen waren, so oft sie nicht gerade in ihrem Lande angegriffen wurden, doch immer nur eine Art von Streifzügen; bei dem Allen (nämlich wenn man auch an Heere der Deutschen denken konnte) war die Bevölkerung immer noch gross genug, um sich wundern zu können, wie die deutschen Wildnisse für ihre Ernährung hinreichten . . . die einfache Lebensart macht's allein nicht aus; man kann vielmehr weit richtiger sagen, das sie wirklich nicht hinreichten, und dass bei den Chatten und andern deutschen Völkern das Plündern feindlicher Provinzen , noch mehr aber die häufige Aussendung von Colonien, nicht blosse Raubgier oder Wanderungssucht, sondern ein nothwendiges Uebel waren, das den H u n g e r oder die Furcht davor zur ersten Quelle hatte.“ Es geht durch die ältesten Geschichtsschreiber das Motiv für die Auswanderungen der Volksstämme, dass die seitherigen Wohnsitze nach der damaligen Kunst, den Boden auszunutzen, für die Ueberschüsse der Bevölkerung nicht ausgereicht oder zu üppig gemacht hätten; so berührt dieses Thema, um nicht zu weit zu greifen, Thukydides in der Einleitung zu seinem Geschichtswerk und ebenso Livius bei Gelegenheit der Auswanderung der Bojer aus Gallien theils nach der Donau, theils nach dem Po (abundans multitido Liv. V, 33, 34). Natürlich wirkte, wie Livius auch angiebt,

die Anlockung cultivirterer Landschaften mit, und zu der Germanen Zeiten namentlich die Cultur der römischen und römisch-gallischen Landschaften, weil die „Barbaren“ lieber in ein fertiges Werk als Eigenthümer hineintraten, als sich mühsamer Urbarmachung noch wüster Striche unterzogen.

In solche aber müssen die Chatten eingezogen sein, als sie die Insel Batuwa besetzten, wie auch von der Uebersiedlung der Sigambrer erzählt wird, Strabo IV, 3: Zuletzt kommen die Menapier an beiden Seiten der Mündung (des Rheins), wo sie ein sumpfiges und waldiges Land bewohnen. Der Wald ist zwar nicht hoch (kein Hochwald), aber dicht und dornig. Dort sind die Sigambrer aus Germanien angesiedelt. Nach Sueton. Oct. 21, Tiberius Nero 9, Eutrop VII, 9, versetzte Tiberius nämlich 40,000 Sigambern nach dem Menapierlande; noch heute findet man ihrem Volksnamen entsprechende Ortsnamen in jener Gegend. Auch stammt wohl der Frankenkönig Chlodwig, den der taufende Bischof mit Sicamber anredet, aus dieser Sucambern-Colonie. Aehnlich aber werden die Chatten in die Batuwe gekommen sein, als Ansiedler einer von Natur fruchtbaren, aber wegen ihrer sumpfigen Beschaffenheit nicht allzu sehr gesuchten Landschaft; Kampen, siehe oben, nimmt an, dass sie nach dem Vorüberbrausen des Cimbern- und Teutonen-Sturmes in die menschenleer gewordenen Gegenden gewandert seien. Natürlich war es, dass die Chatten leicht Mangel in ihren Bergen fanden, wie die Hessen noch heutigen Tages sehr stark, namentlich periodisch ins Bergische, ins Münsterland und auch nach dem Holländischen auswandern. Dass sie aber ihren Zug ins Niederland haben, ist ein deutlicher Fingerzeig dafür, dass sie ursprünglich aus dem Niederlande kamen.

Endlich führen wir für die anzunehmende grössere Wildheit der Sueben noch an, dass von Ariovist erzählt wird, er habe zwei Frauen gehabt, Caes. de b. G. 1, 53, eine suebische und eine norische, Schwester des Königs Vocio. Sonst ist von den Germanen immer die Monogamie hervorgehoben. Dass aber Ariovist auch eine norische Prinzessin zur Frau hatte, beweist, wie weit östlich er hergewandert kam, und dass Tacitus Germ. 44 die Gothen und Suionen in Schweden auch noch zu den Sueben rechnet, und Adam von Bremen in seiner Hamburg. Kirchengeschichte IV, 21 von den Schweden sagt: „Nur in dem Verhältniss zu den Weibern kennen sie kein Maass; Jeder hat nach der Grösse seines Vermögens deren zwei oder drei oder mehrere zugleich,

die Reichen und Fürsten aber unzählige u. s. w.," beweist weiter, wie wenig die Sueben des Ariovist mit den Chatten zusammenzubringen sind.

Diese Ausführung hat sich nun etwas weiter ausgedehnt, als auf den ersten Anblick angemessen erscheinen möchte, allein es gehört mit in den ganzen hier eingehaltenen Beweisgang, möglichst festzustellen, dass die Chatten kein von Süden nach dem Norden gewanderter germanischer Volksstamm sind und vielmehr zu den nordwestdeutschen Germanen gerechnet werden müssen. Es kommt auch gar nichts dabei heraus, wenn man eigensinnig an dem Suebenthum festhält; es liegt weder etwas Schmeichelhaftes noch für das Verständniss irgend einer Erscheinung Beweiskräftiges in der Identifizirung der Chatten mit den Sueben, so dass man der Ueberlieferung der Alten einen Zwang anthun müsste.

Es kommt aber für die Herleitung des Namens Hessen aus dem Namen Chatten ausserordentlich viel darauf an, den Zusammenhang der Chatten mit den Cheruskern festzuhalten.

Recapituliren wir also die seither gewonnenen Ergebnisse, so haben wir festgestellt, 1) dass die Ueberlieferung der alten Schriftsteller dahin geht, es sei der Mittelpunkt der alten Chatten im heutigen Niederhessen, um Gudensberg und Maden zu suchen, 2) dass die Landschaft um Maden sich ganz ausserordentlich zu einem altheidnischen Mittelpunkt eignet, 3) dass die Chatten keine Sueben, sondern eher ein mit den Cheruskern in der niederdeutschen Ebene verwandter Stamm gewesen sind. Kommen wir nun zu den von den Germanisten aus sprachlichen Gründen, namentlich dem Gesetz der Lautverschiebung hergeleiteten Einwänden gegen die Identität der Namenformen Chatten und Hessen.

## 5.

## Das Gewicht der gegen die Identität der Namen Chatten und Hessen namentlich aus dem Lautverschiebungsgesetz erhobenen Einwände.

Erörtern wir auch hier wieder zuerst Thatsachen! Allgemein zugestanden ist, dass die lateinische Sprache kein z kennt. So schrieb der päpstliche Secretair, welcher Bonifacius das Empfehlungsschreiben an die Grossen der verschiedenen Landschaften in Germanien ausfertigte, nach dem Gehör Winfried's mit lateinischen

Lettern Hessi, dagegen der Mönch, welcher die päpstliche Urkunde für Hersfeld vom Jahre 774 aufsetzte (vgl. oben) lateinisch Hassi. So haben alle die lateinisch geschriebenen Urkunden und andere, deutsche haben wir bis zum Ende des 13. Jahrhunderts nicht, Hassi, Hassia, Hessi oder Hessen. Seit wann dagegen kennen wir diejenige Rechtschreibung, welche das z und zz in die deutsche Sprache brachte? Noch der 842 gesprochene Eidschwur Karls des Kahlen hat die Schreibung gewisci, wo die regelrechte wäre gewizzi. Ueberhaupt war auch in diesen und in andern Punkten die Rechtschreibung der Gelehrten des 8. und 9. Jahrhunderts noch sehr verschieden: pist neben bist; cot neben got(t); thaz neben daz; paum u. baum u. s. w. Wenn aber die Orthographie, welche von den damaligen Gelehrten-Schulen zu St. Gallen, Weissenburg, Wessobrunn, Fulda, Hersfeld ausging, für Hessen namentlich doch erst nach der Gründung dieser Schulen in Fulda und Hersfeld, seit Bonifacius Einwirken in diesen Gegenden, maassgebend werden konnte, so war ihre Anwendung sicherlich nicht vorauszusetzen vor oder gleichzeitig mit Bonifacius Eintreten als Missionar. War aber einmal für die Missionare eine Landschaft in einer maassgebenden Urkunde in ihrem Namen festgestellt, was konnten sie noch für einen Grund haben, den Namen anders zu gestalten? Gewiss keinen, wie wir ja auch heute noch die Eigennamen nach ihrer einmal festgestellten Form, nicht nach den Regeln der Rechtschreibung, schriftlich wiedergeben. Hiernach einmal kann nicht wohl ein Einwand daraus genommen werden, dass Hassi sich keinmal mit Hazzi geschrieben findet. Das wird sich aber sofort aus einem weiteren Beispiel ergeben.

Ganz abgesehen für's Erste von der Frage, ob es nöthig sein wird, für die etymologische Herleitung des Namens Hessen aus dem Namen Chatten auf das Gesetz der Lautverschiebung zurückzukommen, betrachten wir einmal einen Eigennamen, in welchem die Lautverschiebung ähnliche Erfordernisse erheischt und ihr die historisch gewordene Schreibung doch nicht gerecht geworden ist, den Namen der Landschaft Nassau, wie doch auch Vilmar den Namen in seiner Hess. Chronik schreibt. Obwohl die Etymologie dieses Namens in höchst natürlicher Weise auf den Begriff Nasze Au zurückweist, wird er fast durchgängig in allen Urkunden bis zum 14. Jahrhundert nicht nach dem Gesetz der Lautverschiebung Nazzau, sondern Nassau wie Hessen geschrieben. Ja, obwohl ein Anhänger Vilmar's in der Frage, dass wegen Mangels der Schreibung Hazzi Hessen nicht von Chatti

stamme (H. Pfister, über den chattischen und hessischen Namen, Luckhardt, Cassel 1868, S. 17 u. 43), auf die richtige Ableitung des Namens Naszau kommt, nimmt er doch keinen Anstoss an der Schreibung Nassau. Die Etymologie von Nassau aber, die wir aufstellen, ist bereits im Antiquarius der Neckar-, Main-, Mosel- und Lahnströme, von J. H. Diethelm, II, S. 780,* in folgender Argumentation zu lesen: Dass ein Graf von Laurenburg auf dem Berge (Stein-Nassau) sich eine Burg erbaute, und es Nassau nannte, und das aus der Ursache, weil der Berg umher mit lauter naszen Auen und Wiesen umgeben gewesen, wozu hernach der Flecken angelegt wurde.“ Die in älteren Zeiten sicher viel mehr als jetzt hervorgetretene Nässe der Oertlichkeit ergiebt sich ja schon aus der Menge von Gesundbrunnen, die hier quellen. Auch an Schloss Nassau entspringt ein Sauerbrunnen. Zudem liegt Nassau gegenüber die Landschaft mit dem Namen Gudenau, d. h. wohl Gute Au im Gegensatz zu der ursprünglich nicht baubaren nassen Au.**

Trotzdem wird bereits im 10. Jahrhundert der Name nicht Naszau oder Nazzau, wie doch nach den Regeln der Lautverschiebung stehen müsste, sondern 915 Cortem Nassowe (in utroque latere fluminis Logene in duobus comitatibus Sconenberg et Marvelis), in einer Urkunde, in welcher Graf Konrad den gen. Hof dem Stifte Weilburg schenkt, geschrieben und wie gesagt, so lautet es fast durchgängig in allen alten Urkunden bis zum 14. Jahrhundert. Nur einmal in einer Urkunde vom 11. Januar 1276, kraft welcher Gerhard von Eppenstein, Graf Eberhard von Katzenelnbogen u. A. bezeugen, dass Heinemann von Katzenelnbogen den obern Hof von Klingelbach an den Abt Einolf in Bleidenstadt verkauft habe, wird als einer der Zeugen auch Adolphus comes de Naszau*** (mit dem ß-Zeichen geschrieben) aufgeführt. Eine Urkunde von 1289 hat aber sofort wieder Adolphus de Nassauwe und erst im Jahre 1314, in einer deutschen Urkunde vom 9. October, wird eine Grevin, Heinrichs Dochter von Naszowe, ein Gerlach von Naszowe, wieder in dieser Orthographie des Namens

---

* Frankfurt a. M. Esslinger; 1781.

** Es mag' zur Bestätigung der Erklärung des Namens Nassau, wie sie hier aufgestellt ist, beiläufig angeführt werden, dass in einem für den Schulunterricht bestimmten Buche, F. Hermes „Unsere Muttersprache,“ 3. Auflage, 1867, Guttenberg, Berlin, S. 120, ganz selbstverständlich der Name Nassau ebenfalls auf nasze Au zurückgeführt wird.

*** Wenck H. L. I. Urkundenbuch, S. 42.

genannt. Ja unter dem 19./28. Febr. 1359* wird ein Testament Graf Emych's von Nassau erwähnt, worüber Schultheis und Schöffen zu Nürnberg ein Instrument ausfertigen, darin herrscht dann durchgehend die Rechtschreibung mit zz in Heinrich Grozz, Schultaizz; daz, Her Emche Graf zu Nazzaw; Eymtz = Ems, alz = als, unser Kastner Ulrich wol waizz (weiss), druzzig (dreissig), dez Geschätz, Gericht'z,** vor. Auch in einer Urkunde vom 5. Mai 1429 steht die Schreibung Naszawe einzeln zwischen der Schreibung Nassau.

Wie nun diese Schreibung sz u. zz die Etymologie von Nasze Au (Nat niederdeutsch; natz althochdeutsch; nasz neuhochdeutsch) bestätigt und befestigt, so thut aber auch die zuerst allein vorkommende und später vorherrschend bleibende Schreibung Nassau dar, dass dieselbe keinen Beweis gegen die Etymologie abgiebt und es sich hier ebenso verhält wie mit der Schreibung Hessen.

Wendet man bei dieser ein, dass bei derselben gar keine, bei Nassau doch wenigstens einige Schreibungen nach dem Gesetze der Lautverschiebung vorliegen, so ist auch dieser Einwand nichtig. Denn etwa gleichzeitig mit der Schreibung Naszau findet sich auch eine Schreibung Heszen in einer Urkunde von 1303,*** wornach Landgraf Heinrich mit Ritter Johann Ryetesel Güter und Rechte vertauscht und in der es heisst: Wir Heinrich von Gottes Gnaden Landgrave und Herre Heszenlandes etc. Der Schreiber schreibt auch Brunszlar für Brunslar, besetzen = besessen, ditz = diesz, wiszentlich. In einer Urkunde von 1305† heisst es: „Landgrave Heyeriche von Heszin" und finden sich die Schreibungen: ez, gelazzin, lazzin (gelassen, lassen), wazzere für Waszer, dez, fluzit, dezhalb, daz = das, vz = aus, vorbaz, genyzen (genieszen), Haszungen für Hasungen u. s. w. In einer Urkunde von 1311,†† nach welcher sich Landgraf Otto erbietet, alle Schulden seines Bruders, Bischof Ludwig zu Münster, zu bezahlen, heisst es: Wir Otto etc. Herre Heszin Landis, ferner Bischovisz, nochmals Heszin, gelazin für gelassen, daz für

* Wenck I. U., S. 171. ** Warum schreibt denn Vilmar (vgl. s. hess. Chronik, S. 6) nicht Naszau statt Nassau? Kremer hat sein Buch doch auch Origenes Nassoicae betitelt.

*** Wenck, H. L. II, U. S. 507 (Anhang). Ja in dem Extract einer Urkunde von 1265, Wenck, S. 107, heisst es bereits Landttgrawe Henrichen zu Heszene; es ist nur nicht ersichtlich, wann dieser Auszug gemacht ist und wahrscheinlich, dass die Urkunde ursprünglich in lateinischer Sprache abgefasst war.

† Wenck, S. 258. †† Wenck, S. 270.

ms, und in einer Urkunde von 1325, Wenck II, U. S. 299, in welcher Ulrich von Bickenbach das Urtheil eines zwischen Erzbischof Matthias zu Mainz und Landgraf Otto von Hessen wegen der Mainzischen Lehen des verstorbenen Landgrafen Johann niedergesetzten Manngerichts bekannt macht, kommt die Schreibung Heszen neben verschiedenmals genanntem Naszow vor, ferner die Schreibung wyszen für weisen, daz = das, vorbaz (ferner), Sloz für Schloss, latzet für laszet, Biszdums u. s. w. neben andern alterthümlichen Ausdrücken, wie erkobern (erobern?), entphan. So findet sich die Schreibung Heszen noch in einer ganzen Reihe von Urkunden neben andern in dasselbe System gehörenden Schreibungen,* woraus sich unter allen Umständen des Weitern ergiebt, dass der Mangel der Schreibung Hazzen keinen Beweis gegen die Ableitung des Namens Hessen von Chatti, der Lautverschiebung wegen, liefern kann, weil eben die Schreibung schliesslich nicht mangelt. So wie nämlich die Orthographie der gelehrten Theologen von St. Gallen, Fulda u. s. w. in die endlich deutsch gewordene Sprache der Urkundenschreiber des Mittelalters einzudringen begann, finden wir auch sofort das Bewusstsein der eigentlich richtigen Schreibung auch der Eigennamen. Dabei ist aber wohl zu beachten, dass die Sprache der Geschichtsschreiber wie der Urkundenschreiber sehr lange lateinisch geblieben ist, und als sie deutsch zu werden anfing, sich diese weltlich und praktisch gesinnten Herren offenbar ebenso mässig um die regelrechte Rechtschreibung der Theologen und Dichter bekümmerten, wie sich heute unsere Geschichtsschreiber und Diplomaten, überhaupt die amtliche Regierungssprache, um die Grimm'sche Rechtschreibung und die Schreibung unserer gelehrten Sprachverbesserer überhaupt Sorge machen. Es ist bei wichtigen Geschichtsdarstellungen und Staatsakten die Orthographie eben nicht die Hauptsache.**

---

* Urkunde von 1334, Wenck, II, S. 337, deme Landtgrebin Heinriche von Heszin. Husz = Haus; ez, dez = des. — v. 1350, Wenck, S. 357, wo es bei fast ganz plattdeutscher Mundart des Schreibers heisst: Hern Henrieke Landgrafen tho Heszen; sonst noch isz = ist, desze = diese; laszen; weszen = sein. — v. 1359, Wenck, S. 399, Landgrafe zu Heszne, dieszem = diesem, uszgenommen; usz; Masze. — v. 1378, Wenck, S. 455, Herman Lantgrave zu Heszen neben Wiszem = Wissen; daz, diz Briefes = dieses Briefes. — v. 1385, Wenck, 485 (zwei Urkunden), v. 1398, und wahrscheinlich finden sich noch mehr Urkunden dieser Art.

** Der Landfriede zu Würzburg 1287 ist der Erste in deutscher

Ohne diese Bemerkung bleibt uns die ganze Geschichte der deutschen Rechtschreibung unklar und verführt sie uns zu ganz von dem Wege der Wahrheit leitenden voreiligen Schlüssen. Man darf den Wirrwarr unsrer deutschen Rechtschreibung * namentlich nicht ausser Acht lassen bei der Anwendung des Lautverschiebungsgesetzes, auf welches wir hier ebenfalls noch einen kritischen Blick werfen müssen.

Vergleichen wir die gewöhnliche Aufstellung des Lautverschiebungsgesetzes: 1) Urverwandt indogermanisch, griechisch lateinisch, 2) gothisch, 3) hochdeutsch:

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) | b | p | bh | φ | g | k | gh | d | t | dh | ϑ |
| 2) | p | f | b | | k | h | g | t | th | | d |
| 3) | ph, f, pf | fv | p | b | ch, hh, k | h | kg | zz | d | | t |

mit der wirklichen Wortformentwicklung, so finden sich sofort so viel Ausnahmen — es unterblieb im Hochdeutschen die zweite Lautverschiebung des p und b; es findet sich gothisch b, k, g nur in dem sogen. Streng-Althochdeutschen regelrecht in p, ch, k, verschoben, während Gemein-Althochdeutsch, Mittel- und Neuhochdeutsch dafür, besonders im Anlaut b, k, g, also ebenfalls die Mutae des Gothischen behalten, und haben die letztern nur für T-laute und b die zweite Lautverschiebung im Anlaut durchgeführt — dass das erste Gesetz fast einem zweiten Platz machen muss.

Dazu kommt, dass jede Sprache in sich selbst die Lautverschiebung durchmacht und dass sich entsprechende Stufen der Verschiebung in allen Sprachen gleich wieder finden. Nehmen wir z. B. das Grie-

---

Sprache und sonst noch merkwürdig, weil er zugleich die Andeutung von Landständen enthält: „Was auch die Fürsten in ihrem Lande mit des Landesherren Rate setzent und machent diesem Landfrieden zu Besserunge — das müssen sie tun.“ Pfeffing Vitriar. M. I, p. 163 u. 415. Souchay 3, 63.

* In dem eben erscheinenden Glossar der Volksmundarten von Nord- und Mittelfrankreich von J. Baumgarten, Coblenz u. Paris, 1870 sind S. 9 auch die verschiedenen Rechtschreibungen für das Französische und Englische nach Diez und Webster angegeben und die passende Beobachtung gemacht, dass erst mit der Ausbildung der Buchdruckerei die Schreibungen sich mehr und mehr fixirten. 1316 gab Landgraf Otto von Hessen den Herrn von Schonenberg partem nostram judicii super curiam dictam Cathwinkel (lag unter dem Bastholze) etc. Landau Wüstungen, S. 22; 1554 heisst der Ort Katzenwinkel. Streng nach dem Gesetz der Lautverschiebung müsste hier Kadwinkel stehen, allein die Orthographie jener Zeit schrieb wie sie sprach, ohne Rücksicht auf Lautverschiebungsgesetze. Der Niedersachse sagte Cat und schrieb Kath. Der Hesse sprach und schrieb Katze.

dische und zwar erst die Zahnlaute als die charakteristischesten und auch im Deutschen am regelmässigsten veränderten.

Aeolisch *ϑ* wird jonisch *δ*, attisch *σ* *οϑμη οδμη οσμη-ἴδμεν ἴσμεν*;

Dorisch *Δεύς*, (lat. deus), attisch *Ζεύς*, (auch äolisch u. dorisch *Σδεύς*),
*μάδδα*, „ *μᾶζα*, (Matte in Käsematte, Mazzen, jüdisch Osterbrot),
*ἀρίδηλος*, „ *ἀρίζηλος*,
*δύογον*, „ *ζυγόν*, latein. jugum, deutsch Joch,
umgekehrt äolisch *ζά*, „ *διά*,
*ζάϑεος* sehr göttlich = *διάϑεος*.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Jonier und Dorier sprechen | *δυϑμή βαϑμός*, | Attiker | *δυσμή βασμός*, |
| „ „ „ „ | *ὀρχηϑμός*, | „ | *ὀρχησμός*, |
| Böotier und Aeolier | *τυ*, | „ | *συ*, |
| „ „ „ | *τε*, | „ | *σε*, |
| „ „ „ | *Ποτίδαν Ποτιδάων*, | „ | *Ποσειδῶν*, |
| „ „ „ | *φατι*, | „ | *φασι*, |
| „ „ „ | *πλούτιος*, | „ | *πλούσιος* etc., |
| Umgekehrt alt | *πράσσω*, | attisch | *πράττω*, |
| „ „ „ | *ἧσσων*, | „ | *ἧττων*, |
| „ „ „ | *ϑάλασσα*, | „ | *ϑάλαττα*. |

Man vergleiche hiermit das Niederdeutsche im Verhältniss zum Neuhochdeutschen. Wo die Niederdeutschen t, sprechen die Hochdeutschen s und z; wo der Angelsachse und Bremer th, hat der Hoch- und Mitteldeutsche d. Es ist im Griechischen entsprechend dem Deutschen ebenso mit den andern Gaumen-, Hauch- und Lippelauten.

Makedonisch war *Βίλιππος*, attisch *Φίλιππος*,
„ „ *Βρύγες*, „ *Φρύγες*, *Βρύγοι*, Hdt. VII, 73,
„ „ *Βερενίκη*, „ *Φερενίκη*, vergleiche umgekehrt das Neualtgriechische *Βάῤῥων*, *Βιργίλιος* für das lateinische Varro und Virgilius.

Die alten Jonier hatten *φάτρα*, die Attiker *πατήρ*, Vater.

Umgekehrt Aeolier,

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Dorier, Jonier | *πανός*, | „ | „ | *φανός*, die Fackel, |
| Aeltere Attiker | *κνόος*, | „ | „ | *χνόος*, |
| Jonier | *κιϑών*, | „ | „ | *χιτών*, |
| Herod. | *δέκομαι*, | „ | „ | *δέχομαι*, |
| „ | *βάϑρακος*, | „ | „ | *βάτραχος*, |

Herod. οὐκί, die Attiker οὐχί,
„ ἀτρεκές, „ „ ἀτρεχές.

Man vergleiche hiermit das niederdeutsche biunde Bünde, Bünte mit dem bayrischen piunt, eingehegtes Feld; das niederdeutsche up mit dem hochdeutschen auf; das niedersächsische Garden mit dem im heutigen Sachsen gesprochenen Carte; maken niederdeutsch mit hochdeutsch machen u. s. w. Diese Beispiele müssen hier genügen,* um auf eine Gesetzmässigkeit in der Sprachentwicklung hinzuweisen, ohne welche das Gesetz der Lautverschiebung doch immer nur zum Chaos zurückführen wird: es ist dies die Gesetzmässigkeit in dem Uebergang niederländischer Mundarten in den Mund der Hochländer.

Dabei kommen drei Haupteinflüsse in Betracht.

1) Das natürliche Gesetz des Gegensatzes: ein Volk, das eine neue Sprache, z. B. von seinen Eroberern erhält, spricht gewöhnlich die Laute umgekehrt.

2) Der natürliche Einfluss des Berglandes auf eine rauhere, härtere Aussprache.

3) Das unvollkommene Verständniss der neuen Sprache von Seiten Derjenigen, welche sie aufnehmen.

Zu dem ersten Punkte ist an die eben schon berührte Veränderung zu erinnern, welche die niedersächsische Mundart in Obersachsen im Munde der Bewohner der preuss. Provinz und des Königreichs Sachsen erlitten hat. Man lese nach, was darüber richtig in einem neuestens erschienenen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniss der deutschen Mundarten, Schatzmayr, Dr. E., Nord und Süd u. s. w., 1869, Braunschweig u. Wien, S. 96 ff., gesagt ist, wo folgende Proben „Daitsch“ aufgeführt werden: Ter Dorf licht in t'n Torf (der Torf, eigentlich Braunkohle, liegt in dem Dorf), dråche te prieb uf de Båst. Bekleider = Begleiter. Fleeze tich toch nich so hin, Essl,

* Man vergleiche hierzu noch die folgenden Beispiele:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| ahd. | pluot | neuhochdeutsch | Blut, | englisch | blood, |
| „ | pruoder | „ | Bruder, | „ | brother, |
| „ | pidenchan | „ | bedenken, | | |
| „ | prot | „ | Brod u. Brot, | „ | bread, |
| „ | stunta | „ | Stunde. | | |

Zum Lateinischen vergleiche man nur das Harte des auf den Eugubinischen Tafeln vorhandenen, augenscheinlich mit fremden Elementen gemischten Latein mit dem weichern Latein der lateinischen und campanischen Ebne-

sammer. S. 113: Jå häre Se, sähn Se, mei kutster Härre, des kenn ich se kanz kenau sache, das weesz ich selber niche. Säre kut.*

Wir haben hier ein sehr lehrsames Beispiel von Lautverschiebung innerhalb der neudeutschen Sprache vor uns: das Niedersächsische kam in den Mund von mit Wenden, Slaven vermischter Bevölkerung, wurde nach dem natürlichen Gegensatz in entgegengesetzter Anwendung der Sprachorgane ausgesprochen, kam 2) in's höher gelegene Bergland (Lausitz z. B.) und 3) in den Mund unvollkommener, weil nicht ihre angestammte Sprache redender Leute.

Das ist auch, um zum zweiten Punkte zu gelangen, der Entwicklungsgang des Deutschen, welches aus der Niederung in die süddeutschen Berge gekommen ist. Nach dem natürlichen Gesetze, welches in der Bequemlichkeit, der Trägheit des Beharrens, liegt, nahmen die germanischen Einwanderer natürlich zuerst die Ebnen und fruchtbareren flachen Landstriche ein, vertrieben die schon vorgefundenen Bewohner derselben zum Theil in die Berge und Wälder und folgten den Vertriebenen dann bei durch das Wachsen der Bevölkerung spärlich werdendem Flachlande auch in das Hochland nach. So musste sich zum Dritten allmälig das Niederländische im Munde der Hochländer in sein Gegentheil verkehren und auch an Reichthum der Formen im Munde der unvollkommener Redenden einbüssen.

Daher hat das niederländische Gothische, das indess schon in seiner Rückwanderung von den Gestaden der Ostsee an die Gelände der Donau an Ursprünglichkeit eingebüsst haben mag, noch mehr verloren im Munde der Oberländer in den Alpen und benachbarten Mittelberglandschaften und Hochebnen, namentlich im Munde der schon stark romanisirten Bewohner des von den Schwaben wiedergenommenen Zehntlandes. So fand die Sprache der Sueben, ursprünglich wie die der Gothen eine niederländische, ebenfalls entlang der Donau und am obern Rhein ihre Umwandlung in das Althochdeutsche; so fand endlich das Niedersächsische die Elbe, die Weser mit Werra und Fulda, den Rhein aufwärts seine Umwandlung, dieses aber im Verhältniss, wie man an dem mitteldeutschen Misch-Charakter der hessischen und thüringischen Mundart erkennt, am wenigsten.

---

* Ich selbst pflegte scherzweise bei meinem Aufenthalte in Leipzig mit meinen Bekannten zu sagen, dass ich in Gupfer's Gaffeekarten (Kupfer's Kaffeegarten) speise.

So hat die ursprünglich niederländische Mundart der Aeolier in Illyrien und Italien, die der niederländischen Jonier in Attika und Achaja, der Dorier in Lakonien u. s. w. ihre Verwandlung und Verhärtung erfahren; so die Sprache der Meder und Perser in den höher gelegenen Nachbargebieten. Derselbe Gang wiederholt sich parallel in allen Sprachen und man kommt reichlich aus, wenn man zwei Lautverschiebungen annimmt und eine dritte nur in so fern constatirt, als ziemlich regelmässig bei der Entwickelung der Literatur eines Volkes schliesslich die Einwirkung des Niederlandes auf die zuerst im Hochlande vorgeschrittene Schriftsprache wieder eintritt; wie in der deutschen Sprache das Neuhochdeutsche durch die Niederländer Gotsched (aus Königsberg in Preussen) und Adelung (aus Pommern) von der harten Aussprache und der entsprechenden Rechtschreibung des Lutherischen bezw. Meissnischen Hochdeutsch vielfach zur weichern Form des Niederdeutschen zurückgeführt worden ist.

Dieses Verhältniss* ist auch in Betracht zu ziehen bei der hier vorliegenden Untersuchung und bei den allein in Frage kommenden Formen Chatti und Hassi, jener als niederdeutschen, dieser als oberdeutschen Form.

Da wäre also, um wieder zu recapituliren, von den erhobenen Einwänden zuerst als irrelevant derjenige zu bezeichnen, welcher sich nach Gründen der Lautverschiebung auf den Mangel der Form Hazzi beruft (Zeuss, Vilmar), weil a) die altdeutsche Orthographie mit z bei

---

* Vergl. hierzu die sehr lehrreiche Abhandlung: Ueber die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache vom Oberlehrer Dr. Oskar Jänicke. Jahresbericht Ostern 1869 der höheren Bürgerschule zu Wriezen. S. 6 heisst es da u. A.: Die gesammten germanischen Sprachen zerfallen der Lautstufe nach in zwei Klassen: 1) niederdeutsche, zu der das Gothische, Angelsächsische, Altsächsische, Altnordische und von lebenden Sprachen das Englische, Holländische, Schwedische, Dänische gehören (doch wohl auch das Plattdeutsche! Kelln.); 2) die Hochdeutsche. In der hochdeutschen Sprache sind die stummen Consonanten um eine Stufe weiter geschoben: ein paar Beispiele werden diese hochdeutsche Lautverschiebung anschaulich machen:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Gothisch: | gaits, | boka, | thaurnus, | taggo, | vato, | greipan, |
| Angelsächsisch: | gât, | bôc, | thorn, | tunge, | väter, | grîpan, |
| Englisch: | goat, | book, | thorn, | tongue, | water, | gripe, |
| Hochdeutsch: | Geiss, | Buch, | Dorn, | Zunge, | Wasser, | greifen, |

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Gothisch: | thik, | laufs, | airtha, | fotus, | suts, |
| Angelsächsisch: | thec, | leaf, | eordhe, | fôt, | svête, |
| Englisch: | thee, | leaf, | earth, | foot, | sweat, |
| Hochdeutsch: | Dich, | Laub, | Erde, | Fuss, | süss. |

der ersten Schreibung des Namens Hassi, Hessi noch nicht vorhanden oder nicht über die Mauern einzelner Klöster hinausgekommen war; b) die einmal in päpstlichen und kaiserlichen lateinisch geschriebenen Urkunden angenommene Schreibung für alle spätern lateinischen Urkunden, namentlich bei einem solchen Eigennamen, maassgebend sein musste; c) die für die Ableitung des Namens Hassi aus Chatti nach der Lautverschiebung nothwendige Mittelform von dem Zeitpunkt an, wo es deutschgeschriebene Urkunden für die betreffende Landschaft gab, in der Form Heszen wirklich vorhanden ist; d) das Lautverschiebungsgesetz überhaupt bis jetzt in ungeeigneter Weise gestaltet und angewendet worden ist.

Gegen Vilmar's in seinem Idiotikon ausgesprochene Gründe kommt hier noch hinzu, dass die von ihm angeführte Thatsache, die Form Hessi überwiege bedeutend im Gebrauch der ersten Zeit die Form Hassi, falsch ist, und es ist hier ausserdem nunmehr noch folgender Grund Vilmar's zu entkräften: Er sagt, die Annal. Bertin. hätten zum Jahre 839 noch den Namen Chattuarii, welcher in seinem Hauptth eile nach allgemeinem Einverständniss mit dem Namen Chatti identisch sei, in der Form Hatoarii, die Annal. Fuldens. noch zum J. 715 als Hazzoarii beide Male dicht neben dem Namen Hessi, Hessii, Hessiones. Hiernach wäre ihm, wenn man nicht das ganze urkundlich feststehende Lautverhältniss umstossen wolle (siehe S.85), die Annahme der Identität Chatti und Hessi eine sprachliche Unmöglichkeit.

Dieser Einwand ist geradezu in einen Beweis für die Identität umzuwandeln. Die Landschaft der Chattuarier liegt bekanntlich im niederdeutschen Gebiet; der Hattergau, wie er noch im Mittelalter heisst (vgl. Rettberg, Deutschlands Kirchengeschichte, II, S. 379; zum Jahre 870 werden neben einander aufgeführt die Comitatus Testrabant, Batua, Hattuarias), liegt nach dieses Kirchengeschichtsschreibers Angabe am rechten Ufer der Ruhr, dem Borockteragau am linken Ufer dieses Wassers gegenüber. Zum Jahre 715 wird, um besonders auf die von Vilmar hervorgehobene Schreibung zu kommen, in verschiedenen Quellen erzählt: von den Annal. Fuldens. Pertz M. 9, I, 343, Dogobertus rex mortuus est et Saxones devastaverunt terram (B) Hazzoariorum. Annal. Petav. (Bouquet Tom. II), Dagobertus rex mortuus est Et Saxones devastaverunt terram Hattuariorum; Annal. Tilian. P. I, 67. Saxones devastaverunt terram Ha-

tuariorum (Hattuarii),* Chron. Fontan. P. I, 7. Eodem anno (715) Dogobertus Rex mortuus est. Quo tempore terra Hattuariorum a Saxonibus depopulata est. Sed ipsi non multo post dignas a Francorum populo poenas perpessi sunt eorumque terra usque Wiseram fluvium incendiis, rapinis, interfectionibus attrita est; Annal. Met. P. I, 323. Saxones terram Hattariorum vastaverunt. Es ist das heute die Gegend, wo Schloss Broich mit der alten Bauerschaft, gegenüber die Orte Kettwig a. R., Hattingen, Hasslinghausen, Wetter u. s. w. liegen. Schon Vellej. Paterculus 2, 105 berichtet von der Zeit des Obercommandos Tiberius am Niederrhein von diesem: intrata protinus (a Tiberio) Germania, subacti Caninefates, Attuarii, Bructeri, recepti Cherusci, und Strabo führt sodann unter den Völkern, den Gefangenen, welche Germanicus im Triumphe den Römern zeigt, unter Kathylkern, Ampsanern, Bructerern, Nusipern, Cheruskern, Chatten auch die Chattuarier auf, worauf noch die Lander und Subattier folgen.

Was hat man nun hieraus zu folgern? Die Chattuarier, vorausgesetzt, dass ihr Name vom Namen der Chatti gebildet ist, behielten auf niederdeutschem Sprachgebiet ihren niederdeutschen Namenklang und die Chatten verloren im hochdeutschen Sprachgebiet ihren niederdeutschen Namenklang, da sie als niederdeutscher Stamm später nicht mehr in Betracht kamen. Dass der Mönch, welcher die Annales Fuldenses schrieb, den oberdeutschen Namenklang Hassi — wie er nach der gelehrten Orthographie würde geschrieben haben der Hazzi — auf die Chattuarier übertrug, ist lediglich ein Beweis dafür, dass, wenn die althochdeutschen Chronikenschreiber mit voller Ueberlegung nach ihrer Schreibweise an den Namen Hessen herangetreten wären, sie Hazzi würden geschrieben haben. Also leistet die vereinzelte Schreibung Hazzoarii gerade den Ersatz der Schreibung Hazzi. Zum wenigsten beweist sie das Vorhandensein des Bewusstseins, dass eigentlich nach Hassi Hazzi wäre zu schreiben gewesen.

Weiter beweist auch das gleichzeitige Vorkommniss der Schreibungen Chattuarii, Hazzoarii, Hessi, Hessiones nur die auch zu jener Zeit herrschende Verwirrung in der deutschen Rechtschreibung, welche bis auf den heutigen Tag einen der Nation unwürdigen Wirrwarr aufweist. Wer Urkunden liest, kennt diese Verwirrung nicht bloss bei den Personen-, Volks-, und Ortsnamen, sondern auch in der gewöhnli-

* An derselben Stelle die Annal. S. Amandi Chatuarii.

chen Schreibung. Man sehe nur das Verwitterte und Verderbte in der lateinischen Sprache der mittelalterlichen Urkunden! Ad montibus = Bergen Wagner, Wüstungen u. Grossh. Rhein-Hessen, S. 48 (Darmst. 1865), und in sonstigen vielfältigen Beispielen. Da wir nun nach allem bisher Betrachteten die Identität der Namenformen Chatten und Hessen glauben festhalten zu dürfen, kommen wir auf die Erklärung des Namens, zu der wir indess, um eine möglichst breite Grundlage zu gewinnen, zuvörderst eine Anzahl andrer Volksnamen aus ihrer natürlichsten Entstehungsweise abzuleiten versuchen wollen.

## 6.

## Ueber die Entstehung alter gallischer und germanischer Volksnamen überhaupt.

Zur Lösung dieser Aufgabe ist es zunächst nöthig, die am sichersten nachzuweisenden Volksstamm-Namen, namentlich der germanischen, festzustellen.

Gehen wir auf den ersten römischen Schriftsteller zurück, welcher uns ausführliche Ueberlieferungen über gallische und germanische Volksstämme gegeben hat, auf Julius Cäsar, so ist bei den von ihm angegebenen Stammnamen bei den meisten zugleich eine gleichnamige Landschaft oder Hauptvolksstätte nachzuweisen. Gehen wir einfach in alphabetischer Reihenfolge vor, so haben wir zu Ambiani heute Amiens; zu Ambibarii in der heutigen Normandie Stadt Ambières; zu Ambivariti auf dem linken Ufer der Maas Anvers (östlich Antwerpen); zu Andecavi Anjou; zu Arverni Auvergne; zu Atrebates Arras in der Provinz Artois; zu Aulerci Brannovices Briennois, Aulerci Eburovices Evreux in der heutigen Landschaft Perche; zu Bellovaci Beauvais; zu Bigerriones Bigorre an den Pyrenäen; zu Bituriges Berry; zu Cadurci heutiges Quercy im alten Aquitanien, mittelalterlichem Guienne; zu Caeroesi im belgischen Gallien wahrscheinlich Gau Caros an der Eifel, nördlich Bitburg; zu Caleti Landschaft Caux (Normandie); zu Caturiges Chorges in der Dauphiné; zu Ceutrones jetziges Centron im Thale Tarantaise in Savoyen, sowie in der Nähe des jetzigen Courtray; zu Cocosates in Guienne Cocos; zu Condrusi Dorf und Landschaft Condroz; zu Curiosolites Courseult, in der Nähe von St. Malo (Normandie); zu Elusates in Aquitanien

Eauze (woselbst Ruinen, der Name der alten Stadt war Elusa); zu Gabali heutiges Gevaudan in den Cevennen; zu Helvii in den Cevennen Alps, alt Alba Augusta; zu Lemovices Limousin mit Limoges; zu Levăci Löwen (Louvain); zu Lexovii Lisieux in der Normandie; zu Lingŏnes, in den Vogesen um heutiges Langres, Ligny; zu Mediomatrici Landschaft Messin um Metz (mittelalterlich Metis, Metzerwiese); zu Meldi Meaux und Melun (Melodunum); zu Namnetes Nantes; zu Paemani bei Lüttich heutige Landschaft Famene; zu Petrocorii Perigord mit der Hauptstadt Vesunna (Perigueux); zu Pictōnes Poitou; zu Redŏnes Rennes in der Bretagne; zu Remi Rheims; zu Ruteni Roanne an Loire; zu Santones Santonge; zu Senŏnes Sens an der obern Seine in Champagne; Sequani von der Sequana oder Sauconna her; zu Sibuzates das jetzige Sobusse oder Saubusse an den Pyrenäen; zu Suessiones Soissons; zu Tarusates Tartas Dep. des Landes; zu Tolosates Bewohner von Tolosa; zu Turones Touraine; zu Vellavi Velay in den Cevennen; zu Veliocasses Landschaft Vexin um Rouen; zu Veneti Vannes; zu Viromandui Vermandois.

Dies sind alte gallische und belgische Stammesnamen nach Hauptorten oder Landschaften entstanden, wie denn noch heutigen Tages die Völker nach Landschaften oder Hauptstädten benannt werden, als Nassauer, Holländer, Engländer Pommern, Schlesier, Esthländer, Kurländer, Oesterreicher, Pfälzer, Thüringer, Jütländer, Amerikaner, Braunschweiger, Hannoveraner, Mecklenburger, Würtemberger, Badener, Schleswiger, Brandenburger, Oldenburger u. s. w.

Ein höchst bezeichnendes und beweisendes Beispiel nun, wie uralte belgische oder germanische Ortsnamen von den Römern latinisirt worden sind, giebt Wattrich „Der deutsche Namen Germanen“, Paderborn 1870, Schöningh, S. 95, Anm., in einem Namen bei Amman. Marcellin. XVII, 8, wo es zu Jahr 358 heisst: dass Kaiser Julian zuerst gegen die gewöhnlich Salier genannten Franken zu Felde gezogen sei, ausos olim in Romano solo, apud Toxandriam-locum (Lesart des Codex Vaticanus, früher Fuldensis) habitacula sibi figere praelicenter. Cui cum Tungros venisset occurrit legatio etc. Die Sprache der „Taxandri“ war nach Nicolaus can. Leod., gesta s. Lamberti (Chapeaville I. 389) deutsch: Tunc beatus Lambertus, qui teutonicae linguae peritus erat et sine interprete sermo inferebatur, coepit eis (Taxandris) retexere etc. Schon Wendelinus (Leges Salicae illustratae, Antwerpiae 1649, S. 82, herausgegeb. von Chiffletii

opp. politico-historica, Antw. 1650) hat richtig gesagt: Et sonat quidem nomen hoc Taxandricam silvam (Loo enim silva est); sed Romani ad suae linguae adfinitatem omnia trahentes, ex Loo fecerunt Locum.* So ist also Toxandria-locus, ganz äusserlich latinisirt, der noch heute nördlich von Tongern im Bezirk Hasselt, in der belgischen Provinz Limburg liegende Flecken (von 2—3000 Einw.) Tessenderloo, dessen Name ebenso zu erklären ist, wie die der benachbarten Tongerloo, Westerloo, Beverloo (jetzt das Uebungslager der belgischen Armee), dann bei Löwen Corbeekloo, Kesselloo u. s. w., namentlich als eine in jener Gegend so häufige Zusammensetzung aus dem Namen des alten Gau Taxandria und loo = Gehölz, Busch, unseren deutschen Loh in Hohenlohe etc.

Wenden wir das hier herausgefundene Prinzip auf die Stammesnamen der Germanen an und zwar zunächst auf die von Jul. Cäsar genannten. Dieser erwähnt De b. Gall. II, 4 ausdrücklich die oben schon genannten Condrusi in der Landschaft Condroz, Eburones, Paemani in der Landschaft Famene und Caerosi im Caros an der Eifel, als Germanen; aber es wird von ihm auch auseinandergesetzt, dass die meisten Belgier von den Germanen herstammten und in alter Zeit über den Rhein gezogen, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens sich da niedergelassen und die Gallier, welche dortselbst gewohnt, vertrieben hätten. Sie allein hätten dann auch die Teutonen und Cimbern vom Eindringen in ihr Gebiet zurückgehalten. I, 51 werden vorher schon neben den Sueben des Ariovist als dessen germanische Hilfsvölker genannt die Haruder, Marcomanen, Tribocer, Wangionen, Nemeter, Sedusier. So gehören ferner die Ubier zu den Germanen rechts des Rheines, von deren civitas schon Cäsar spricht, als von einer nach dem Bildungsstand der Germanen ansehnlichen und blühenden, Buch IV. Dann werden die Tencterer und Usipeter genannt und die Sugambern, zu welchen sich die geschlagenen Tencterer und Usipeter zurückziehen. Diese Namen werden auch nach der Analogie von Tessenderloo alle deutsch sein. Im Buch IV, 10 braucht ferner, wie oben schon berührt ward, Cäsar zwei unzweifelhaft deutsche Namen in lateinischem Gewande: den Wasgau und die Batuwa. Mosa profluit ex monte Vo-

* Hätte, wären die Römer der Sprachvergleichung schon mächtig gewesen, lucus (Hain, Loh) heissen müssen.

sego, qui est in finibus Lingonum, sagt wörtlich Cäsar. Bis heute heisst der Gau der Wasgau; im Mittelalter finden wir die Schreibungen Wosega silva, Wenck Hess. Landesgesch., III, n. 18, Jahr 802; in nemore Wessigen Annal. academ. Theodor. Palat. VI, 263 zum Jahre 987; die Formen Vosagus (Latein Vosacus), Wosago, Uosago, Vosogo, Wosogo, Wosoco, Vosecus, Wasagus, Wasacus, Wasagon, Uosgo, Fosagus, siehe Förstemann, „Altdeutsche Ortsnamen," S. 1567, sie finden sich von Eginhard's Annalen im 8. Jahrhundert bis ins 10. Jahrhundert. Es ist hiernach kein wesentlicher Unterschied zwischen der Schreibung des Lateiners und der deutschen mittelalterlichen Urkunden; der Name ist nach dem alten Wort Wassem für Rasen, Wiese gebildet und bedeutet Wiesengau; die Hügel darin haben entweder nach einer öfter vorkommenden Lautumstellung von ihm den Namen Vogesen erhalten, wie schon zu Caes. IV, 10 die Variante Vogesus vorliegt und hernach wiederholt der Name gestaltet ist, oder durch schon bei den alten Galliern wie bei den heutigen Franzosen maassgebende Verschluckung des s vor Consonanten, wie in Basle von Basel, Pâques von Pascha (Ostern), gâter von vastare, pacage von pascua, bouquet von Busch, mesquin, fagot von fascicul etc. Die heutige Benennung Departement des Vosges spricht für die letztere Annahme und mit dieser ist das esus an Vogesus zu erklären, wie in den Namen der Berge von Lyonnais, Vivarais, Charolais, Forez, Nivernais etc., das ais oder ez mit der lat. Endung us. In allen Handbüchern der Erdbeschreibung lesen wir, dass der Wasgau, der obere Theil des jetzigen Departements der Vogesen mit den trefflichsten Wiesen bedeckt ist und demnach auch viel Butter und Käse erzeugt. Auf den Grasebenen oberhalb der Waldregion (vgl. den hessischen Wissener oder Meissner mit seinen Bergwiesen) weiden zahlreiche Heerden von Kühen, in den Sennhütten bereitet man Käse, ähnlich dem Greyerzer der Schweiz.

Zu der oben S. 112 schon erwähnten Etymologie des deutschen Wortes Batuwe ist hier nun noch hinzuzufügen die Thatsache, dass auch in Hessen die Redensart, es bat' nichts = es hilft nichts, vorkommt und das Wort Pathe — Gothe für Stellvertreter des Vaters, Guter oder Gutsprecher bei Täuflingen denselben Ursprung hat. Versuchen wir jetzt, den Namen der Ubier festzustellen. Da von civitas Ubiorum bei Cäsar bereits die Rede ist, so muss es sich um eine Art städtischer Gemeinde handeln, und diese findet sich in jener Gegend in

dem auch sonst historisch gewordenen Städtchen Caub am Rhein mit der am Rhein liegenden Pfalz. Bei Guden, Codex diplomat. I, 13, z. Jahr 983 findet sich die Schreibung Cuba, welche die Namenbildung Ubier dann hinlänglich rechtfertigt; denn das C vor dem u hier ist nicht ausschliessender als k in kaymen, littauisch für heim, was nicht ausschliesst, dass es derselbe Stamm mit heim oder ham, oder cham, hamen ist. So heissen die Chattuarii oder Hattuarii auch Attuarii (Ammian. Marcell. XX, 10,* wozu man vergleiche Dederich, der Gau der Attuarier, Mittheilungen an d. Mitglied. d. Ver. für Gesch. u. Alterth. in Frankf. a. M., Bd. II, Nro. 3), die Kampsaner auch Ampsaner. So nennt Strabo VII bei einer Aufzählung der Völker zwischen Rhein und Elbe: Cherusker, Chatten, Gamabrivier, Chattuarier, Sigambern, Chauber (unser Caub?), Bructerer, Cimbern, Kauker. Für *Χάμαβοι* und *Κάμαβοι* findet sich auch Amabia. Es ist ebenso mit dem c in der Mitte der Wörter: Vacalus zu Cäsars Zeit ist jetzt Waal; und am Ende vergleiche man die alte Schreibung Hoenloch zu dem modernen Hohenlohe wie das lateinische lucus zu dem deutschen Loh für Gehölz.** Die Beispiele finden sich in allen Sprachen. Es handelt sich um den gurgelnd oder kehlig anlautenden Vocal, der im Niederlande heute eben noch so zu hören ist, wie in der Schweiz; er kommt selbst vor Consonanten vor, wie bei Chlodwig für Ludwig, Chlotar für Lothar, Luther, Hrutanstein (Möser, Osnabr. Gesch.), für Rothenstein u. s. w. Als ein hessisches Beispiel sei noch aufgezählt die Schreibung Hundesbüren, z. Jahr 1088, für Gundesbüren, Landau, Wüstungen 1, woraus dann (S. 17) wieder 1596 Gotzbeurn geworden ist. Für die in der Mitte der Wörter vorkommende Gutturalvermehrung vergl. noch die Schreibung Meygerhoue für Meierhof, Landau a. a. O., S. 26, Sugerland für Suerland, Egger für Eier etc. Endlich denke man hier noch an Sassen für Sachsen. Es werden uns noch mehrere schlagende Beweisbeispiele vorkommen!

Also die Ubier können die Einwohner von Caub, alt Cuba, sein; der Begriff ist entweder das alte Kufe, die Hohle, dessen Stamm auch in Kübel vorkommt, oder Haube, Kuppe, vgl. Kuffstein weiter oben am Rhein. Dass das C nicht zu hart gesprochen ward, ergiebt sich aus einer Urkunde von 1294 (Wenck, Hess. Landesgesch., I. Ur-

* Vgl. noch oben S. 126.

** Vgl. die Form Kazin*elug*bogen, Wenck, Hess. Landesgesch. I, Urkundenb. z. Jahr 1294, S. 62, für Katzenelnbogen.

kund., S. 60), wo Chuba für das castrum des Pfalzgrafen Ludwig geschrieben ist, und aus einer andern Urkunde von 1333, wo ebenfalls Chuba geschrieben ist.*

Kommen wir nun zu den Sugambern, eine Schreibung, welche die neuesten Texte der Editoren Jul. Cäsars vor der Lesart Sigambern festhalten. Was bedeutet dieser Name? Jacob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache hat an gambar der Streiter und Sigi der Sieg, also an das Volk der sieghaften Streiter wie Graff und Zeuss gedacht; allein welches Volk dürfte sich so nennen nach der gewöhnlichen Erfahrung, welches andre Volk würde einen so prahlenden Namen dem sich selbst so rühmenden Stamme nachgesprochen haben? Andere haben an die Bewohner der Sieg gedacht, allein sie wohnten nicht lediglich an der Sieg (vgl. Essellen, die Sigambrer), auch passt hierauf die Schreibung *Su*gambri schlecht. Die Frage ist: Wo wohnten zu Cäsar's Zeit die Sugambrer? Und da ist die einfachste Antwort: Im heutigen sogenannten Kölnischen Sauerland,** dessen Name heute überall von den besten Erklärern als Süder- bezw. modern Südland verstanden wird, wie auch die mittelalterlichen Schreibungen Sunderland, Sounderland anzeigen und entsprechende Ortsnamenbildungen im höheren Norden erhärten z. B. Nörre, Sönder; Nörrehald, Sönderhald, Orte im jütischen Amte Randers, Nörlyng, Sönderlyng im Amte Viborg. So heisst von Schweden wiederum der südliche Theil Gothaland oder Gotha-Rike. der Mittlere Swea Rike, wozu man Suithiod alte Form für Schweden, die Suïones des Tacitus Germ. 44 und Suconen des Adam v. Bremen, Hamburg. Kirchengesch. IV, 21,

* Dass die Ubier früh auf's linke Rheinufer neben dem heutigen Köln übergesiedelt wurden, hindert nicht, dass das Chuba bestehen blieb und in suebisch-alemanischer Hand weiter lebte.

** Der Name ist, sagt E. Keller, der Norddeutsche Bund, Berlin, Guttentag 1870, S. 64, Anmerk., falsch in's Hochdeutsche übertragen: er sollte nicht Sauerland, sondern Süderland, im Gegensetze zu dem Münster'schen Nordlande, heissen: Becker, Beiträge zur Geschichte von Brilon (im Buchhandel bei M. Friedländer in Brilon erschienen) im Oster-Bericht des Gymnas. Petrinum zu Brilon 1869 sagt S. 20 Anmerk.: Sauerland ist eine verkürzte Form von Sugerland, Sugambrer- oder Sigambrerland und bezeichnet das Land, worin die alten Sigambrer wohnten. Die Bezeichnung Suerlandia kommt im 11. Jahrhundert vor. Vgl. Seibertz Urkunden III, Nr. 1063, Anm. Wir sollten das Suer nicht in Sauer übergehen lassen, sondern einfach auch im Hochdeutschen sagen: Suerland. — Welche Rolle die Bezeichnung der Himmelsgegenden bei den Oertlichkeitsnamen spielt, ergiebt sich auch aus dem Umstande, das die Normannen die Nordsee Vestersalt, die Ostsee Oestersalt nannten und die Dänen heute noch die Nordsee Westsee oder Westmeer nennen (Keller).

der dabei auch an die Sueben denkt, vergleichen muss, der nördliche Theil Nordland, Norrige, Dänisch Norge. So trennt Adam v. Bremen (†. c. 1070) auch die Gothen von den Nordmannen (IV, 23) und theilt die Gothen in West- und Ostgothen zwischen Sconen (damals dänisch) südwärts und Sueonen nordwärts. In Ostgothland', das jetzt Dalland heisst, lag Scaraborg. Dies alles sind Analogien zu dem Verhältniss auf dem Festland und zwar im Gebiet der Sachsen, welche nach der nordischen Mythenüberlieferung wiederum als Suormenn dem Stamme der Normen entgegengestellt werden, in welchen zwei Stämmen Odin die Gothen vorfand.

Im Sachsenland selbst haben wir nun später Westfalen, Engern und Ostfalen; es fehlen dazu noch die Nordfalen und Südfalen, um uns einmal dieses nachgebildeten Namens zu bedienen. Sind die Engern schon zu Zeiten des Tacitus in den Angrivarii vorhanden, so kann man die Südländer in den Sugambri finden. Dass die Namen Westfalen und Ostfalen nun appellativisch sind und erst im Lauf der Zeiten sich festgesetzt haben, ergiebt sich aus folgenden Stellen: Widukind R. G. Sax. I. c, 12, Pertz m. V, 425 werden die Ostfali Orientales genannt, Poeta Saxo ad ann. 772 sagt, Westfales vocitant in parte manentes Occidua — regionem solis ad ortum inhabitant Osterliudi, quos nomine quidam Ostvalos alio vocitant. Annal. Einh. ad a. 775 ist die Rede von den Ostfalais unter Hessi; Annal. Laur. von den Austreleudi unter Hassione (zu derselben Begebenheit: die Ostfalen stellen sich Karl dem Grossen zur Unterwerfung unter Anführung des Hessi); Reg. Chron. von den Orientales Saxones unter Hassino, Ann. Laur. an e. and. Stelle von d. Austrasii. Hierzu kommen dann auch noch die Nordleute, Ann. Laur. ad ann. 780: ites peragens partibus Albiae fluvii et in ipso itinere omnes Bardengauenses et multi de Nortleudis baptizati sunt in loco, qui dicitur Orhaim ultra Obacro fluvio. Diese Nordleute wohnten also an der Ocker und waren ebenfalls Sachsen. Die Ocker entspringt im Harz und fliesst über Braunschweig in die Aller.

Bei Tacitus in der Germania treten übrigens neben den Angrivariern noch keine nach Himmelsgegenden bezeichnete Stämme der Sachsen ein, selbst die Sugambern fehlen bei Tacitus' Aufzählung der germanischen Stämme, eben weil sie von Tiberius so massenweise über den Rhein verpflanzt worden waren und zu jener Zeit hier mit ihrem Sondernamen um so weniger auftreten konnten, als ihre Sitze nicht

mehr im Süden im Gegentatz zu verwandten Landschaften lagen. Tacitus nennt an rechtsrheinischen Stämmen im altsächsischen Gebiete nur Usiper, Tencterer, die nach seiner Ansicht aber damals ausgetilgten Bructerer, Chamaver, Angrivarier, Dulgubiner, Chasuarier, Friesen, Chauken, Cherusker, Foser, Chatten und Cimbern, also die einzelnen kleineren Stämme, die erst später zu grösseren Ganzen zusammenflossen. Dann folgen bei ihm von Cap. 38 an die Sueben. Dass die Namen aber wechselten, ergiebt sich eben daraus, dass weder die Bructerer noch auch die Marser, die er ebenfalls nicht nennt, für immer verschwunden waren. Kehren wir jetzt zu unsern Sugambern zurück, so ist im Allgemeinen der Weg dahin geebnet, dass es erlaubt ist, in den Sugambern Süderländer, Südheimer zu suchen im Gegensatz zu den Nordländern im Münsterlande. Da finden wir denn auch sofort an der Nordgrenze des Sugambernlandes, da wo die Liese in die Glenne mündet, eine Bauerschaft Suerlage, nach Essellen Gesch. der Sugambern S. 76 soviel als Süderlage. Dieses *Su** mit Ausstossung des d-th-Lauts fanden wir nun schon in dem schwedischen Suthiod angedeutet; es findet sich auch in andern dem Altsächsischen entsprossenen Mundarten noch heute, wie in Suffolk, Gegensatz von Nor-

* Zu dem *Su* finden sich in Kuhn's Zeitschrift f. vgl. Sprachforschung XX, 1. Heft, S. 34 f. in einer Abhandlung von Sophus Bugge schätzenswerthe Andeutungen. Su = gut steht dem dus (*δύς*) = tadelnd gegenüber, so wie im Altirischen su, so im Gegensatz zu du, do Zeuss Kelt. Gramm. 1. Ausg., 17, 832, 866 f; so in andern Sprachen: goth. svikns Stamm svikna = *ἁγνός*, altnord. sykn, griechisch = *εὐαγής* opp. *δυσαγής*, mit schwerer Schuld beladen, gottlos. Bugge hat nun die Ansicht, dass sudus latein. = serenus *αἴϑριος*, *εὔδιος* heiter, aus su-diva-s hervorgegangen sei, und führt aus der Vedasprache sūnrta, sūnari (altbaktrisch hu cf. huzvaresch) an. Wie wenn das su nun auf Sonne geht? Wo die Sonne hoch steht, woher der heitre Himmel kommt, das ist im Norden und in der gemässigten Zone der nördlichen Halbkugel der Süden, wie auch die alte deutsche Form Sund lautet. Also wo Sonne ist, da ist es heiter *αἴϑριος* (ätherisch), Plat. Legg. XII, 96, E: *ἔνγε χειμῶσι καὶ ἐν εὐδίαις*. In dieser Stelle haben wir auch den Gegensatz von Winter und heiterer, d. h. Sonnenzeit; wie auch Sommer die Sonnenzeit ist. Hiervon leiten sich in Uebertragung die andern Bedeutungen ab, Pott. etym. Forschung, 2. Ausg. I, p. 747, nach Wilkins Sanscr. Gramm. p. 93, sanskr. sudiva = happy, daily, sudio = having a fine sky (epithet of a fine day); davon auch suavis süss, d. h. lieblich, angenehm, *ἡδύς*, suadeo u. Corssen, sanskr. çudh, çundh, purificare, lustrare; wo die Sonne am Himmel steht ist es heiter, rein von Wolken etc.

Der ältere Begriff Süd steckt nun meist in dem Su der Volksstammnamen Suormen, Suthiod in Suerlage, Suerland — noch nicht der abgeleitete angenehm, gut. Es mag hier anzudeuten erlaubt sein, dass er auch in dem Namen der Sueben, als Sudauer (vgl. den betreffenden Stamm der alten Preussen) enthalten ist, wovon weiter unten.

folk, Sussex Gegensatz von Wessex, im letztern Fall mit Assimilirung. Ein Beispiel für die Ausstossung des d in sud, süd findet sich auch auf niederhessischem Sprachgebiet, Landau Wüstungen 34, Süberg = Südberg; wozu vergleiche Zeitschrift für Hess. Geschichte, I, Falckenheimer: Ueber die ältesten Grenzen der Diöcesen Mainz und Paderborn, S. 152, ff., die Schreibungen Sutberg 1254, Suthberg 1258 neben Suberg in ders. Urk. Süberg, Süggeberg, Sauberg. Es wird auch die Möglichkeit offen bleiben, den Namen der uralten Stadt Soest Sosatium auf den Begriff Südsassen zurückzufüren; ausserdem wimmelt das bergige Land südwärts Soest von Ortsbezeichnungen mit dem Zusatz Süd, so liegt ein Sundhelle bei Gummersbach, ein anderes bei Altena, ein Sundewig in jener Gegend, ein Süggerath bei Geilenkirchen, Südhemmern (Sümmern) neben Hemmern, ferner 14 Orte mit dem Namen Sundern in Westfalen überhaupt, ein Sundern mitten im Sunderland oder Kölnischen Sauerland. Das eigentliche Süderland liegt nach Klöden Polit. Geogr. v. Europa, II, 1035 um die bergige Hochfläche, welche das steil eingeschnittene Thal der Lenne durchfurcht und das ganze obere Ruhr- und Diemel-Gebiet, worin in eigenthümlichem Namenanklang an den zweiten Theil des Namens Sugamber auch das Hommert-Gebirge zwischen Allendorf und Gravenstein liegt. Dabei ist das Süderland der südliche Theil der Grafschaft Mark, deren nördlicher Theil der Hellweg genannt wird, und welche also für das Süderland umfasst die Kreise Hagen, Altena, Iserlohn, Arnsberg, Meschede, Brilon, Olpe, Sieg und Wittgenstein. Im letzteren liegt ferner der Ort Gamborn mit entschiedenem Anklang an gambri in Sugambri, im Kreis Sieg, Postdistributionsort Stolzenbach, Gommersbach mit Mühle; während an der Südwestgrenze des Sugamberngebiets nach den Ubiern hin die alte Grafschaft Gimborn-Neustadt ebenfalls wieder an den Namen Gamborn im Wittgensteinschen erinnert. Ebenso liegt zwischen Eder und Diemel der Ort Hemmerveldun, vgl. noch Hammorbikie in Westfalen in der Nähe von Ennigerloh.

Entsprechende Ortsnamenbildungen finden sich dann wieder vor in dem Gebiete, in welchem die von Tiberius versetzten Sugambern angesiedelt wurden; so findet sich ein Ort Gommersbach bei Crefeld. ein Gameren, alt geschrieben Gamberen, Urkunde von 1031, M. Germ. 205, auch Gamberem bei Bommel zwischen Waal und Maas, Commern noch heute südwestlich Bonn bei Euskirchen; ein Hemmert

(Op- und Neer-) an der Waal zwischen Tiel und Bommel (als Hammaritda Ann. Laur. n. 106 zum 9. Jahrhundert, auch Hammerethe, Hamerthe und Hemerthe wie Hemmerde bei Unna S. v. Hamm alt Hamarithi Pertz (vita S. Liudgeri) II, 418. Was liegt da näher als an den Gegensatz des alten Hammerlandes Hammer marca Laur. sec 8, n. 1451; Hamarlant Pertz I, 435 (Prud. Trec. ann.) II, 139 (ann. Bertin.) III, 373 (Hlud. I. capit.) an die südlich wohnenden Hameri zu denken mit der Verdichtung des h zu g oder c, wie denn auch die Schreibung Sicambri vorliegt, und der wohllautlichen Einschiebung des b zwischen m und r, wozu die Analogie *ἀμβροτος ἀμβροσια*, der Name der in den Ammersee fliessenden Ammer, bekannt aus dem Namen des Oberammergaues, welche unterhalb des Sees *Amper* heisst; der Name Cimbri für Cimmerii wahrscheinlich von Kinnemer = Sumpfmeerbewohner = *Κιμμέριοι.** Die Emmer, welche bei Pyrmont vorbei in die Weser fliesst, wird alt Ambra, Gommern bei Magdeburg alt Gumbre, Emmerken bei Hildesheim alt Ambrichi, Emmerich alt Ambreki geschrieben. Finden wir nun die Lieblingsortsnamen der Sugambrer im linksrheinischen Colonielande wieder, so finden wir dasselbe in der Gegend im Osten, wohin ebenfalls eine sugambrische Cohorte verlegt ward, wir finden ein Gamern im Judenburger Kreise in Steiermark, und auf den Namen Chamerauer ist auch wahrscheinlich der Name des alten Stammes zurückzuführen, auf welchen Tacitus Germ. 2 zurückverweist, der Name der Gambrivii, welche schon Zeuss S. 83 für identisch mit den Sugambern hält, was aber nicht nothwendig ist, und Strabo VII *Γαμβριούνιοι* nennt, während eine Handschrift des Tacitus Gambruni aufweist. Es können diese Gambrivii in früherer Zeit zuerst entdeckte Bewohner von Gamberem an der Waal sein. Dass diese Namen sehr verschieden ausfielen, je nachdem sie ein Schriftsteller vorfand, ergiebt sich auch aus den verschiedenen Namensformen für die Chamaver: Chamavi Tacit. Ann. XIII, 55; Germ. 33, Amm. Marcell. XVII, 8, 9, tab. Peuting. Grego. Tur. II, 9; Chamâves Auson. Mosell. 434; *Καμαυοί* Ptolem. *Χάμαβοι* Julian; Eunap. exc. legatt. ed. Bonn p. 42. Man vergleiche nur hierzu die mittelalterlichen Namensformen für unsere heutige Wetterau:

---

* Das Hollandsdeep hat ehemals das Wijve-Keen geheissen. Zum Kennemerland gehören Orte wie Alkmaar, Schermer, Worner, Waterland, Beverwyk, Oterleek, Brug, Zaandam, Edam, alles Namen, die auf die Beschaffenheit des Landes deuten.

Pagus wetrabensis Urkde. v. 782, Wenck II, Urkundenb. 11; Wedrevi, im Schreiben des Papstes an St. Bonifacius; Wettereibe (häufigste Form) und Wedrebe zum Jahr 1057, Wagner, Wüstungen im Grossh. Hessen, Prov. Oberhessen, Nachträge S. 462, oder die verschiedenen Schreibungen von Suebi, Suevi bei Cäsar, Tacitus u. s. w. *Σουῆβοι* Ptol., Strabo VII, p. 290, Dio Cass. LI, 22, Suaevi Pertz II, 13 (vit. St. Galli); Suabi P. I, 368 (Ruod. Fuld. ann.) *Σουάβοι* Procop., Suavi öfters bei Pertz, man vergleiche auch noch die Nordosquavi an der Bode (Pertz I, 330. ann. Mett.).*

Da wir nun für den Namem Sugambern auch verschiedene Formen haben, als Sugambri bei Cäsar de b. Gall., *Σούγαμβροι* Strabo VII, p. 291, 294, Sugambri Tacitus Ann. II, 26, IV, 47, XII, 39. Sicambri Martial. de spect. 3, 9; Flor. IV, 12; Suet. Aug. c. 21, Propert. IV, 6; Greg. Tur. II, 31; Sigambri Ovid. consol. ad Liv. 13, 311: Juvenal. 4, 147; Sygambri Hor. Od. IV, 2, 14. Claudian. IV. cons. Hon. 446; Syamber (!) Venant. Fortun. 6, 4, *Σύγαμβροι* mit Var. *Σουγάμβροι* Ptol., Dio Cass. LIV, 32; *Συκάμβροι* und *Σούκαμβροι* Appian., Sicambri = Franci Pertz. IX mehrmals, so wird es mit dem

* Zum Namen der Sueben, von Strabo (zw. 19 u. 24 p. Chr. schreibend) als das grösste im Hercynischen Walde wohnende Volk zwischen Elbe und Rhein und über die Elbe hinaus bis zum Ocean genannt (die Chatten aber ausdrücklich neben ihnen genannt), giebt Dilthey, das Gebiet des Grossherzogthums Hessen in den Zeiten der Völkerwanderung im Archiv für hess. Gesch. und Alterthumskunde VI, 1851, S. 187 eine Uebersicht der bis dahin versuchten Erklärungen: Schwaben von Schweifen; die Friedfertigen (Grimm); die Schläfrigen (Wackernagel); die Freien (wieder Grimm); von See, mare suevicum; Suiones, Suethiod Schweden, Schwyz. Schweiz, Tellsage (Duncker lässt die Sueben die Elbe hinaufziehen); Sueben = Sabiner (Müller) u. s. w. Dilthey selbst erinnert an die Orte Pfaffenschwabenheim, Suaboheim 776, Sauerschwabenheim, Schwabenrod, Schwabsburg u. s. w. Alle versuchten Erklärungen reichen nicht aus. Man wird aber auf die Analogie mit andern von allgemeinen Landschaftsnamen entstandenen Volksnamen zurückkommen müssen. Im Gegensatz zu Normen, Norwegen, Norrige lag dem germanischen Alterthum im hohen Norden das Südland, die Südau, Sundau, Sonnenau. Was darin wohnte, waren Suaben, Sueben, Suaven, je nach den verschiedenen Formen für Aue, die oben entwickelt sind für Wetterau wie für Suabia. Die Sueben beginnen im Norden mit dem Suethiod in Schweden, dessen heutiger Theil Südermannland genug besagt. Da es unstreitig Schwaben, Sueben sind, welche die deutsche Schweiz besetzt haben, so ergeben sich aus ihrem ursprünglichen Heranreichen bis an Norwegen hinlänglich die Bezüge zwischen Schweizern und Schweden auch u. A. in der Tellsage. Sind Sueben nach Spanien gezogen, warum sollten sie nicht auch aus Schweden nach der Schweiz gekommen sein. Sind doch auch die später weiter südlich wohnenden Normannen bis nach Süditalien gezogen und haben hier das Reich des Robert Guiscard gegründet!

Theil γαμβροι gambri, καμβροι und cambri nicht eben anders wie mit den verschiedenen Schreibungen des Namens Chamavi sein.

Im nördlichen Theil der Grafschaft Mark, welche ihren Namen trägt von dem bei Hamm und beim alten Dorfe Mark gelegenen Schlosse Mark, war offenbar die hervorragendste Landschaft die um Hamm, das Gebiet eben der Chamavi. Die ältere Form für Hamm findet sich dabei in dem Namen des Ortes Camen an der Sesike, für den auch vielleicht die Schreibung Gamen (curtis an der Lippe, vgl. Erhard regesta historiae Westfaliae, Münster 1847 n. 870 zum Jahr 1016) angenommen werden darf; denn die Sprachvergleichung weist für den appellativischen Begriff Dorf, Heim nach die Entwickelung: griech. κώμη,* littauisch (kaymen) kemas, gothisch haims, altnordisch heimr, angelsächsisch ham, wie es auch einfach im Oberdeutschen lautet, und im niedersächsischen Sprachgebiet. Die Hamm's sind sehr häufig vorhanden. Denken wir uns nun die Gamabrivi des Tacitus neben den Marsern in der untern Grafschaft Mark und Hamm, die sich dann bei der allgemeinen Weiterschiebung der östlichen Stämme nach Westen zu bis zum Orte Emmerich am Rhein** hinziehen, also in den Kreisen Hamm, Soest, Amt Hemer, Bochum, Dortmund, Lippstadt etc., so haben wir südwärts davon im Süderlande die Sudgamerer, Sugambrer oder Sügambrer, d. h. die Sudheimer, Sundheimer in ältester Namensform und ältester Bedeutung des Wortstammes cham. Ihr Stamm und Name breitet sich ebenso nach Südwesten aus bis zum Ubierlande, wie die der Gambrivi bis nach Emmerich. Hieraus erklärt sich auch, wie die Usipeter und Tencterer nach ihrer Zurückdrängung durch Cäsar im Gebiete der Sygambrer Wohnsitze fanden.

Wie nun hiernach der Name der Sugambrer auf einen Land-

* Fick, Wörterb. der indogerm. Sprache; Götting. 1868, S. 40, zu kâma von Sanskrit çam = ruhen. Es ist aber auch altpreussisch kaymen hierherzuziehen. Der Lappländer nennt seine Wohnung Gamen und das nordische heim-r findet sich wohl in dem norwegischen Ortsnamen Hammer, Fredericshammer wieder. Auch der Flecken Gemen, Kreis Tecklenburg-Lingen ist mit seinem Namen herbeizuziehen; wie der Namen Gamm in dem Vierlande bei Hamburg. Die Burg Hamburg wurde beim Dorfe Ham angelegt.

** Hamaland um Emmerich heisst auch Amorland. Dederich, die Feldzüge des Drusus und Tiberius in den nordwestlichen Germanien. Köln und Neuss, 1869, Schwan, S. 118: „Ueberdies gehörte das Gebiet von Emmerich als Untergau unter dem Namen Amabia zum Comitat von Hamaland“ wozu der Verfasser dieses Werks verweist auf seine Geschichte der Römer, S. 193 f. und seine Abhandlung über den Gau der Attuarier.

schaftsnamen zurückgeht, so findet sich auch der Sitz der alten Chattuarii, Hattuarii, Attuarii und der Hozzoarii noch heute angedeutet durch eine Landschaft, welche jetzt noch die Hetter (von Spaen Jul. Bd. I, p. 152 u. 193) geheissen, im Mittelalter als pagus Hattera zwischen Emmerich und Rees erscheint und ostwärts weiter zu suchen ist in dem Hatteragau an der Ruhr, welcher dem Borocteragau gegenüber lag, Rettberg, Deutschl. Kirchengeschichte wie oben II, 379. Man vergleiche auch hierzu noch den Namen des Dorfes Brackwede-Brock im Kreise Bielefeld, welcher das t im Namen der Bructerer erklärt.

Ebenso erscheinen die Tubantes des Tacitus als Bewohner der heutigen Landschaft Twenthe, der Name der Bructerer, ursprünglich im Borocteragau um die uralte Landschaft Broich mit Schloss angesiedelt, repräsentirt durch die unzähligen Broich's, Broek's, Bruchs u. s. w., welche sich als simplicia wie als Composita, Grevenbroich, Imgenbroich u. s. w. bis nach Niederland und Belgien hinein finden.

Man findet auch zum Namen der Usipeter eine genügende Ortsnachweisung. Es liegt südlich von Arnhem der Ort Huyssen und im Kreis Rees der Ort Huisberden. Im letzteren Namen liegt das niederdeutsche Börde für fruchtbarer, tragbarer Strich Landes, wie wir die Namen der Soester, Warburger, Magdeburger Börde, verschiedener Börde's im Lüneburger Lande der Longobarden haben und in einzelnen Gegenden an der Weser (vgl. Wippermann Buckigau) denselben Namen verschiedentlich für kleinere Striche wiederholt finden. Es steckt darin das niederdeutsche bören, tragen, englisch to bear, lateinisch fero (tuli latum), ferre und das griechische *φέρειν*, wie unser neuhochdeutsches Bahre (das deutsche Wort Börde ohne d findet sich in der schwäbischen Baar bei Tutttlingen, Spaichingen u. s. w. sowohl wie in dem Barrois in Frankreich mit Bar le Duc, Bar sur Aube, Bar sur Seine etc.), Bürde, Gebären, Geburt u. s. w. Zu diesem Zusatz berden bleibt also in Huisberden der Vorsatz Huis als Glied des Namens Usipetes, worin der Zusatz petes auch wieder niederdeutsch zu erklären ist. Was wir hochdeutsch treten, betreten, nennet der Niedersachse petten; es ist das Griechische *πατεῖν* u. *βαίνειν* mit den nahestehenden Formen *βάδην* schrittweise, *βαδος*, *βάζω* und *βιβάζω*, vielleicht das lateinische petere, und findet sich weiter in den Völkernamen Atrebates, Caninefates, denn p erweicht sich in diesem Wortstamm auch zu b und f wie die Lautverschiebung *πους ποδός*,

pes, Pfote, foot, Fuss mit dem mundartlichen Pote, Pfote, Patze darthut. Die Atrebates wohnten um das heutige Arras. Dazu das noch heute in Schweden gebräuchliche Wort pad für Land, Medelpad die Landschaft zwischen Angermannland und Helsingland, wozu das griechische πέδον Boden, Ort, βάδος Gang, πάτος = deutsch Pfad, πατεῖν ein Land bewohnen, das französische Patois, Bauernsprache und pas = Schritt, passer wandern, patte die Pfote, das englische path Pfad, to pad wandern, padder Strassenräuber zu Fuss; to pedle Hausirengehen u. s. w. Es führen sich diese Bedeutungen bis auf das Sanskrit zurück, wo pad gehen, pad und pâda der Fuss und pada Standort, Boden, Land bedeutet; wie ebenfalls im Zend pad und pâdha der Fuss, pâda das Land. Frage ist auch noch, ob das Sundevede (Sundewitt) nicht so seinen Namen erhalten.* Wir hätten in den Usipetes also Bewohner des Uselandes vor uns, wie eine Use auch bei Usingen im heutigen Nassauischen vorbeifliesst und in die Wetter in der heutigen Wetterau einmündet. Dort giebt es auch Orte wie Espe, Utphe u. s. w. und mit diesem früheren Sitze der Usipeter stimmt nicht nur ihre Angabe, dass sie von den Sueben aus ihren früheren Sitzen vertrieben worden seien zu Cäsar's Zeit, sondern auch die Ueberlieferung des Tacitus, Histor. IV, 37, dass sie im Aufstande des Bataver Civilis zusammen mit den Chatten und Mattiakern Mainz belagern, was auf ihr damals noch fortdauerndes Wohnen um Usingen mit Nothwendigkeit hinführt. Dass sie also fast gleichzeitig in so weit getrennten Gebieten wohnen, erklärt sich einfach daraus, dass die Sueben ursprünglich nicht alle Anwohner des Usethales in der Wetterau austrieben, sondern nur die mit der Herrschaft der Eroberer Unzufriedenen, und dass diese nach 3jährigem Umherziehen mit den Tencterern einen neuen Wohnsitz im Lande der Sugambern am Niederrhein erwarben, wohin sie dann ihren alten Namen trugen, wahrscheinlich auch der Yssel Ussala den Namen gegeben haben. Dass sie hier eine gute Gegend getroffen, bemerkt Dederich a. a. O. S. 134, wo er von den gesegneten Fluren um Rees, Grinthausen, Warbeye, Kellen, Huisberden, Wissel u. s. w., und ihrer sprich-

* Es wird festzustellen sein, ob nicht auch der Namen der Helvetii vom Niederrhein stammt; wie denn die Maas (Kampen, Gesch. d. Niederlande I., S. 4) in einem stundenbreiten Bette (Helium) dem Meere zufliesst und hier Helvoetsluis liegt. Die Helvetier waren ja ehedem Bewohner des ganzen Rheingebietes.

wörtlichen Fruchtbarkeit spricht. Dass es sich bei der Erwähnung der Usipher in dieser Gegend um die Bewohner einer ordentlichen Civitas handelt, beweist noch das von Th. Mommsen (Abhandl. der phil. hist. Klasse der k. Academie der Wissensch. zu Berlin, Jahrg. 62, S. 489) veröffentlichte Verzeichniss der römischen Provinzen aus dem Jahre 297 p. Chr., wo unter den nomina civitatum trans renum fluvium zuerst Usiphorum genannt wird, wie es dann bei Tacitus Hist. IV, 37 auch heisst nicht Usipetes sondern Usipii, woraus man sieht, dass Use der Hauptstamm des Wortes und der Zusatz petes oder ipii, iphi gleichgültiger ist.

Diese Auslassung über Usipetes und die Zurückführung auch ihres Namens auf einen Landschafts- oder Gemeindenamen mag uns nun noch auf zwei andere nach demselben Prinzip zu erklärende wichtige Namen führen, um durch die Analogie unsere Beweisführung möglichst zu kräftigen, auf die natürlichste Erklärung des Namens der Germanen und der Preussen.

Was den Namen Germanen betrifft, so hat noch einmal Schacht Dr. C. über Geschichte der deutschen Sprache von der ältesten Zeit bis zum Althochdeutschen (Herbstprogramm der Realschule I. O. zu Elberfeld 1868) die Ansichten über die Entstehung des Namens zusammengestellt als: Jak. Grimm's Ansicht kelt. gairm wyn = schreiender Krieger; Garman = Nachbar (Mahn, Ursprung der Bedeutung des Namens Germanen, Berlin 1864, ähnlich wie Leo, Waitz, Zeuss); Germani = leibliche Brüder, oder Wehrmänner, Spiessmänner. Alle diese Deutungen leiden an etwas Unvereinbarem. Das Schreien der Krieger passt nicht bloss auf die Germanen, auch die Gallier hatten dieselbe Gewohnheit des Schlachtenrufes; der Begriff Nachbar ist erst später entstanden durch das Nebeneinanderwohnen eines sesshaften ackerbautreibenden Volkes; die Erklärung leiblich, Bruder ist nur ein Wortspiel und von Ger, Speer, Spiess u. s. w. konnten die Mannen nicht wohl genannt werden, weil die alte goth. Form gaisa für Speer ist, und auch diese Bewaffnung nichts besonderes Germanisches war. Die erstgenannte Erklärung Grimm's aber hapert an der noch unvollkommenen Aufdeckung der keltischen Sprache.

Schacht hebt nun selbst schon hervor, dass die germanischen Stämme sich ursprünglich selbst nicht Germanen nannten, sondern jeder Stamm mit dem ihm eigenthümlichen Stammes-, meist von einer Oertlichkeit hergenommenen Namen. In den Augen der Römer, des

Jul. Cäsar waren die Usipeter und Tencterer ebenso gut Germanen wie die Sueben, aber jene nannten diese eben nur Sueben, auch traten die Sueben gleich feindlich gegen Römer wie gegen dte stammesverwandten Usipeter und Tencterer auf. Cäs. nennt De b. Gall. 2, 4 die Condruser, Eburonen, Caeroser und Paemaner Germanen, schätzt ihre Mannschaft auf 40000; schon Tacitus nennt ihre Namen nicht mehr und an ihrer Stelle die Tungern (Germ. 2, Hist. II, 28, IV, 16, 55, 66, 79, cf. Plin. IV, 17, XXI, 28, Sil. Ital. VII, 681, not. dign. occid. c. 38, Amm. Marcell. XV, 11. Tab. Peut. Advaca Tungrorum). Ebenso verschwinden die Cäs. d. b. G. 2. 4. 16. 29. 31; 5, 27. 38. 39. 56; 6, 2. 33 genannten Aduatuci, wie es scheint, unter dem Namen der Tungri, und doch erzählt auch von ihnen schon Cäsar, dass sie eigentlich von den Cimbern und Teutonen zur Bewachung hier zurückgelassenen Gepäckes aufgestellte Germanen gewesen. Alle diese einzelnen Stämme nahmen daher ihre Namen nicht nach der allgemeinen Herkunft von den Germanen, sondern nach der Ortschaft oder Landschaft, in welcher sie sassen, oder von dem Volke, welchem sie sich unterwarfen. Wenn Cäsar, wie oben schon erwähnt worden, über die Belgen erzählt bekam, dass es von den Germanen jenseits des Rheins herübergekommene Stämme seien, so erhielt er diese Kunde von den Galliern, nicht von den Belgen selbst, und auch ihre Namen, wie die der Atrebaten lassen sich aus niederdeutschen Wortstämmen erklären. Z. B. gehört der Name Bellovaci zu der Bildung waag, vagen, wie wir es in Norwegen, Hückeswagen im Bergischen, Ost- und Vestvaagen, Inselmann im Nord-Drontheimschen Gebirge, Honningvaagfjeld, Klöden, pol. Geogr. v. Europa, S. 779 u. 788, Nymvegen, Unter- und Ober-Schön-Mattenwaag im Odenwald an den von einander entlegensten Orten wieder finden. Wie schön von scheinen, so kommt das bello in Bellovaag — Bellovaci von sanskrit bhâla Glanz, griechisch φαλός, licht, hell, altnord. bâl, angels. bael, kirchenslav. běla weisses Kleid, bělŭ weiss; wovon bel beau französisch, jetzt die Gegend der Bellovaci Beauvais heisst. So ist es auch mit dem Namen der Veromandui, jetzt der Bewohner von Vermandois. Es liegt in Vermandois ein Vermand am Omigeon. Entweder ist dieser Name gebildet nach der Analogie des Namens Normandie, Normannenland, denn „man" heisst im Zend „bleiben," griechisch μένειν, lateinisch manere, davon mansus das Bauerngut, davon auch noch der durch ganz Deutschland vorkommende Zusatz in Ortsnamen wie in Bodman am Bodensee, Mett-

mann* bei Elberfeld, Rodeman im Hessischen, Todemann bei Rinteln. So vermacht ein Arcgoz Dronke trad. Fuld. S. 34 n. 12 Güter in Witmane (Lohngau); ibid. S. 66, Cap. 36, wird unter den Gütern des Klosters Fulda Rotenmannen aufgeführt (Pahmannun, Frienmannun? Westarmann, Leizmann, Förstemann II, 978). Auch mit mand kommt es vor, z. B. in Flamand, (Flamengrie, ein Ort in Belgien, östlich Valenciennes), also dass Vläminger, Flamland neben Flandern steht,** wie denn sanskr. mandira Haus, mandurâ Stall, Hürde, griechisch *μανδρα* ebenfalls Stall, Hürde bezeichnet und im Waldeckischen, im alten Marserlande der Ort Mandern*** nahe der hessischen Grenze liegt, wo auch das Appellativum Wega für Waag vorkommt. Oder es führt sich der Name Vermand auf das holländische mond und mand für Mündung zurück, zu vergleichen Dendermonde, und wirklich liegt Vermand an der Mündung des Wassers in einen der vielen Seen, welche in der Landschaft vorhanden sind. So kommt für Dortmund die Schreibung Trothmanne vor.

Nehmen wir zu Germani,† das niemals Germa*nn*i geschrieben

---

* Schwäbisch-Alemannisch, Kuhn's Zeitschrift XV, 257 aus der Zimmerschen Chronik: wie der hirt vilmals fürgeben hette, wellte er den bösten ochsen in seiner rindermänni daran zu bawstewr geben. Im Zend heisst maêthman Vereinigung; maêthana Wohnung.

** Vergl zu dem eingeschobenen d das niederl. Hendrik zu Heinrich.

*** Derselbe Ortsname kommt auch im Depart. Moselle zwischen Perl und Büdingen vor.

† Was z. B. auch ferner den Namen der Chauken betrifft, ein Volksstamm, der nach Tacit. Germ. sich über den ganzen Nordseestrand von den Friesen im Westen ab bis östlich im Bogen herum zu den Chatten erstreckte, so sind seine Wohnsitze zu Tacitus Zeit heute deshalb nicht leicht an Oertlichkeiten wieder zu erkennen, weil die Küste der Nordsee seit der Zeit durch grosse Sturmfluthen zerrissen, um den Zuydersee, den Dollart u. s. w. vermindert worden ist. Doch erinnert an den Namen z. B. im Osten des bezeichneten Gebiets, was über die Halligen im Amte Husum gesagt wird v. Klöden, a. a. O. S. 1050: die Halligen sind neuangedeichte Inseln, auf denen die Häuser auf erhöhten Warfen stehen; bei hohen Sturmfluthen geht das Wasser aber dennoch in die Häuser oder nimmt diese ganz fort. Hooge hat 100 Häuser, Langenes und Nordmarsch haben 90. — In Hooge haben wir das Appellativum zu dem Namen der Chauken wieder, wie sich denn im Holländischen der Name in der Form t'Hoek, Hoek, Liefkenshoek, Puttershoek an Oude-Maas wiederfindet. Man vergleiche hierzu nun die Heuberge im Eiderstädtischen, Gebäude, welche auf den Warfen oder Wurthen stehen, die doch wohl ihren Namen von Hochberge haben, wie denn der Name hoch in manchen Gegenden zu höe, hoe (Itzehöe) oder zu Huy bei Maestricht und der Huy bei Halberstadt oder Hoya eine Hochlandschaft verkürzt wird. Auf der andern Seite ist wieder das H zu K verdichtet, wie im Namen des Dorfes Koog in Nordholland bei Zaandam. So nennt man in den dänischen Marschen und Dünen erhöhte Watten, wenn

wird, noch die Namen Marcomani,Alemania (französ. Allemagne; davon allemand, der Deutsche, wie er hier dem Franzosen zunächst im Elsass u. s. w. sich darstellte, wie der Deutsche in Holland zunächst dem Engländer stand und daher den Namen the Dutch allein auch für die Engländer behalten hat, während für uns eigentliche Deutsche der gelehrte Name Germans aufgekommen ist), Cenomani in Maine mit dem Ort Le Mans, die französischen Landschaften Lomagne im Herzogthum Gascogne, eine weite Ebne, Limagne eine fruchtbare Ebne des Allierthales von Brioude bis Vichy, Paemani verglichen mit den *Καρμάνιοι*, persisch, Strabo, Ptolem. 6, 8, 12, *Καρμανία* am indischen Meere, *οἱ Καρμανοί* Dion. P. 1083, *Καρμάνιος* Steph. Byz., als bes. Form *Καρμανίς* Dion. 606, die *Ἀρμένιοι* am Ararat, Herodot. I, 194, *Γερμάνιοι* Herod. I, 125, welche zu den Ackerpflügern unter den persischen Stämmen zählen, *Ἀθαμᾶνες* in *Ἀθαμανία* der Landschaft in Epirus, ein von den Lapithen vertriebener thessalischer Völkerstamm, der sich dann am Pindus niederliess (Strabo, Polybius), so haben wir eine ansehnliche Sammlung von Orts- und Volksnamen, in welchen der Zusatz mania wohl auf den Begriff Wohnstätte, Land u. s. w., zurückgefürt werden kann; es ist nun noch der Vorsatz ger zu erklären. Da haben wir denn zunächst das altpersische (Zend) gairi, Sanskrit giri (Dawalagiri

---

sie mit dem Festland noch zusammenhängen Vorland; wenn sie zur Insel geworden sind, Hallig; sichern sich Anwohner derselben gegen die Sturmfluthen durch ringsumlaufende Deiche, Koog. Hiermit vergleiche man nun die Beschreibung des Plinius von den Wohnsitzen der Chauken, ob sie nicht auf die Friesen passen. Dass der Name Koog noch allerlei lautlichen Veränderungen ausgesetzt gewesen, beweist der Name des Gudskougsees in Dänemark und des Ortes Blaeskoeg in Island. Are Frodi, 3, Geschichtsschreiber der deutsch. Vorzeit, Ad. v. Bremen, S. 222, Anmerk. 3. Was die oben angedeuteten Sturmfluthen betrifft, so wird z. B. allein für das Amt Tondern daran erinnert, dass vor dem Jahre 1240 der nordfriesische Inselcomplex sich 20 Meilen in der Länge und 12 Meilen in der Breite, von der Ostseite des Dreiinsellandes (Eiderstedt) bis zu dem untergegangenen Ameringer Barren ausdehnte. 1634, in der Nacht zum 12. October, verloren allein in dieser Sturmfluth 15000 Nordfriesen ihr Leben. Die Frage ist noch, ob nicht auch die Namen der Inseln Wangerooge, Spicker-Ooge, Rottumer-Oog, Schiermannik-Oog etc. hierher zu ziehen sind, als Reste des nun zu Inseln zerrissenen Chaukenlandes, das sich die ganze Küste der Nordsee entlang erstreckte. Hier ist noch anzuführen, was Van den Bergh (Verdeeling van Neederland in het Romeinsche tijdvak, S. 14, Bijdragen voor Vaderl. geschiedenis en oudheidkunde deel X, von dem alten Orte Hugmerchi sagt: „mark of district der Chauken die dus hier midden onder de Friezen enne Kolonie gesticht hedden.“ Man denke auch noch an den Strich Landes nördlich von der Mündung der alten und neuen Maas, genannt der Hoek von Holland. Ob auch der Name der Insel Kaagen bei Drontheim hierher zu ziehen ist?

Montblanc) für Berg; kirchenslavisch gora, littau. gira, gire für Wald, Forst; denselben Begriff in dem Namen der Berggruppe der Hercynia in dem niederdeutschen Haar in Harstrang, Rothaargebirge, so dass Hermania mit dem verdichteten Gaumenlaute G statt H Germania das Bergland wäre, aus welchem die Germani in immer neuen Stämmen hervorwanderten, um die besser bebauten Gefilde der Gallier und Römer zu besetzen. Zum Namen Germania passt der Begriff Hercynia Haardt- oder Harzgebirge, denn überall längs des Rheines stossen uns die Haardten auf; sowohl in der pfälzischen, linksrheinischen Haardt, wie in dem rechtsrheinischen Spesshardt, den Haardten im Schwarzwald, im Schwäbischen u. s. w. bis zum obengenannten Haarstrang und zum ostniederdeutschen Harz, nicht zu gedenken der unzähligen kleinen Berge und Wälder, welche mit diesen Namen im lieben Vaterlande bezeichnet sind. Man denke dabei auch an das mit dem modernen Namen „das Bergische" bezeichneten Bergland rechts des Rheins. Der Wortstamm kar, gar, ker, ger, gir u. s. w. ist offenbar eine Verschleifung von dem ursprünglichen skar, der den ursprünglichen Begriff des Empor- und Hervorspringenden in sich enthält. So heisst Sanskrit çri kochen, çirra flammend; Zend çkar springen, çkaira der Wälzeplatz der Pferde, griechisch *σκαίρω*, *σκιρτᾶν-εῖν* springen, hüpfen, gothisch skreitan; altnordisch skardh; althochdeutsch scera der Maulwurf (Mullaufwerfer); man vergleiche hierzu das griech. *σκόρδαξ* = *κόρδαξ*, das skandinavische skära für die hervorspringenden Klippen der norwegischen Küste, unsere Worte Scharte, Scheere; ferner das littauische szirdis für Herz, welches das ursprüngliche s noch bewahrt, wo es das Sanskrit bereits verloren hat, ssk. hrd, hardi Herz, lateinisch cord-is (cor), der Hüpfer im thierischen Körper. Hierzu gehören die Formen *καρδιά*, *κόρθυς*, Erhebung, Haufen, cornu latein.; haurn gothisch; Horn neuhochdeutsch; cervus der Hirsch, Gehörnte; äol. *κεραFος*; angelsäch. heorot; althochdeutsch hiruz; engl. hart, unser Hirzebock, Hirsch; Sanskr. çiras Herr, zend. çara, russisch Czar, griech. *καρ* Haupt, latein. cerus, Schöpfer, wovon creare, *καρανος*, *κοίρανοίς*, *Κρεων*, altnordisch harri, herra, angelsächsisch herra, gothisch harja, althochdeutsch herro, unser Herr. Littauisch szeras, szerys Borste, griech. *καρ* Haar, latein. crinis, angels. althochd. hâr Haar, sanskr. kesara Haupthaar, Mähne, latein. caesaries das Lockenhaar, littau. kasa Flechte, kirchenslav. kosa Haar; sanskrit. khara eine Art Dorn, griech. wie oben *καρδια*

Erhebung, deutsch Haardt, abgekürzt in Haar, Rothaar-Gebirge, Haarstrang.

Die Entwickelungsreihen lassen sich noch weiter ausführen, so z. B. von ghars starren, rauh sein aus sanskrit harsh, davon unser „Gerste," latein. hordeum von horrere, starren; so heisst gharmen, germen auch der Schössling, Keim. — Doch wir kehren zu unserem Ger für gairi, Berg, zurück und erklären den Namen Germania als Bergland, in welchem die Hercynia liegt und die Germani als Berg-Hochläuder wohnen. Die Hercynia hat natürlich ihren Namen ebenfalls von demselben Stamme wie die Menschenwohnstätte Germania, so heisst bei Erich. ann. Pertz. I, 192 die Hercynia, nämlich der Böhmerwald nahe dem Erzgebirge, ganz bezeichnend Hircanus saltus. wie hircus der Bock (Hirzebock) vom Springen den Namen hat, wie saltus, die Waldschlucht, ebenfalls von salire, springen, tanzen entwickelt ist. In transl. S. Dionys. Pertz. XIII, 352 heisst Hercynia Hircania u. s. w.

Hätten wir nun so den Gesammtnamen der Stämme, welche aus den rechtsrheinischen Berglandschaften heraus auf die gallischen und römischen Gebiete losbrachen, näher zu bestimmen gesucht und wieder gefunden, dass wir auf einen Namen gekommen sind, welcher der natürlichen Bodenbeschaffenheit entsprungen ist, so wollen wir nun das Exempel auch noch an dem Namen der Preussen zu machen versuchen.

Wo das Volk der Preussen zum ersten Male, so zu sagen, in die geschriebene Geschichte eintritt, wohnt es um die Mündung der Weichsel; der Erzbischof von Gnesen, Adalbert, wird hier von einer Schaar Preussen 997 erschlagen; in der 999 geschriebenen Vita S. Adalb. Canapar. Pertz VI, 593, 96. 97 wird das Volk genannt Pruzzi mit der Variante Prusi, das Land Pruzzia oder Pruzia. Als der deutsche Orden die Bekehrung der heidnischen Preussen unternimmt, beginnt er sie von Culm aus; in den in jener Zeit ergangenen päpstlichen Schreiben wird das Land einmal nach lateinischer Aussprache Epist. Honori III, Cod. dipl. Pruss. I, Ni. 1217, Prussia und 1218 epist. Honor. daselbst No. 2 das Volk in plattdeutscher Mundart Pruteni genannt; das Land aber hier wieder Prussia, wie auch in Urkunden von 1222, 1226, wo der Volksname plattdeutsch geschrieben ist. Das Land nun, das hier ins Auge gefasst ist, wird in der Abhandlung: Land und Leute von Preussen, v. F. W.

Schmidt Dr. phil. Zeitschrift für preuss. Gesch. u. Landeskunde, 1870, Januarheft S. 41, 42 in Betreff seiner Naturbeschaffenheit also geschildert: „Da die westpreussische Platte — auch im Ganzen genommen — die höchste Erhebung des Bodens auf dem Gebiete des norduralischen Höhenganges ist, so wird begreiflich, dass die beiden Strömungen, welche um den Besitz der Lüfte beständig im Kampfe liegen, hier vorzugsweise hart aneinander stossen. Westpreussen wird von Winden mehr als ein anderes Land gepeitscht. Zu jeder Jahres- und zu jeder Tageszeit kann man in Westpreussen das Geräusch des Windes hören; und wie man von England sagen kann, dass „der Regen dort regnet jeglichen Tag," so kann man von Westpreussen mit Recht behaupten, dass „der Wind dort alle Tage pfeift" etc. Hr. Schmidt führt noch an, dass ein Reisender das Land Windpreussen genannt habe.

Betrachten wir nun zunächst eine Anzahl Ortsnamen, welche im Bereich des zuerst als solchen bekannt gewordenen preussischen Kulmer-Landes liegen und deren Namen auf den ursprünglichen Stamm im Namen Preussen sich zurückführen lässt: Gr. Brudzaw, Prussy oder Pruszy im Kreis Kulm, Brosowken bei Stuhm, südl. Marienburg, Prussy auch in den Kreisen Konitz und Pleschen; Pruski, Prust in Kr. Schwetz; Prust auch in den Kreisen Konitz und Greiffenberg; Praust an der Radaune, südl. Danzig; Prothanien (vgl. die Form Prutheni) in Kr. Mohrungen, Prüssau, Kr. Neustadt (Cassuben), Pritznau daselbst; Prusnalonka, Kr. Thorn; Prussewice, Kr. Schroda; Pruszinowa, Kr. Neidenburg; Briesen zwischen zwei Seen (Briesen- und Schlosssee) südl. Graudenz; Pruszczeck in Posen; Proszysk, Kr. Inowraclaw; Prusiec, Kr. Wongrowiec; Prusim, Kr. Birnbaum; Prittisch, Kr. Birnbaum; Prossen, Kr. Chodziesen; Preusshof, Kreis Osterode.

Die Namen aller der hier aufgezählten Orte scheinen auf einen gemeinsamen Wortstamm zurück zu gehen, der sich im Neuhochdeutschen in Brausen (vom Winde), Windsbraut; Briese (Schifferausdruck für Wind), Brust, das Luft holende und ausschnaubende Körperorgan, preisen = laut loben, prusten wiederfindet; aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen gehört hierher: prâdam, brâdem, brôdem Hauch, Brodem, angels. braedh Hauch, engl. breath; auch briezen = dem englischen to breeze wehen, to breath athmen; brisk englisch für frisch vom Winde, to brustle rauschen, knirschen. Im Französischen

entspricht bruir brausen, bruit das Geräusch (particip. bruissant). Im Lateinischen scheint der Wortstamm nur sehr vereinzelt aufzutreten, wohl führt sich darauf fretum, das Brausen, Wallen (Hitze) die gegen das Gestade antobende Fluth (eine Meerenge), der Stamm pret in dem Worte interpretari und vielleicht auch der Name procella Sturm, und Name der Bruttier des auf der schmalen Landzunge zwischen zwei Meeren wohnenden Volksstammes in Süditalien zurück, womit wir denn auch zu dem Namen der zu beiden Seiten des äusserst stürmischen Canals von La Manche liegenden Küsten Britannien und Bretagne,* kämen, wie denn das lateinische Bruttii griech. *Βρέττιοι*, wie ihr Land *Βρεττιά* lautet. Es wäre auch dieses Land wie eine Art Brauseland aufzufassen. Heisst doch auch Hibernia, Ierne, Ireland wahrscheinlich nach hiems, L'hiver (Winter-Regenzeit), imber, hibernia (Winterquartiere), nichts anderes als Regenland. Im Griechischen entsprächen dem angeführten Wortstamme die Worte *πρηστήρ* = heftiger Sturmwind, *πρίστις* der Sprüh- oder Wallfisch, *Προῦσα* der Name eines Ortes mit warmen Quellen, *Πρωτεύς* der Meergott, *Πρωτίς* eine Plejade, *βρύσις* (εως) das Aufquellen, Hervorquellen (Suid., Eust. etc.)

Es muss erlaubt sein, auf gleiche Entstehung zu schliessen, wenn man die Namen für hochgelegene oder dem Meersturm ausgesetzte Orte an den entlegensten Enden ebenso wiederfindet, so im russischen Gouvernement Grodno am Muchanez, an dem auch der Ort Prushany liegt, in Litthauen die Festung Litthauisch Brest = Brzesc-Litowiky

---

*) Findet sich doch auch, wie für den Namen Prutheni die Schreibung Bruteni, so für *Βρεττ-* die Schreibung *Πρεττανικῆς*, Diodor. 5, 22 nach Timaeus; ebenso Strabo p. 114 *Πρεττανικὴν*; Müllenhoff, deutsche Alterthumskunde 1870, I, S. 94, sagt zu der Lesart *Πρεττανικαί* (*νῆσοι*) in der Anmerkung: Denn dies scheint die ältere den Griechen ehedem allein geläufige Form, die erst durch spätere Abschreiber aus dem Texte des Strabo, Diodor, Ptolemaeus u. A. verdrängt wurde. K. Müller G. M. I, CXXXV, 516, ff. vgl. wälsch ynys Prydein insula britannia Zeuss Gramm. S. 46, 793. Ein Zeugniss zu einer hier durchaus passenden Analogie, aber auf einem ganz unverfänglichen Gebiete, giebt der Name des Ortes Bretzenheim bei Mainz. Es heisst Scriba, Regesten der Urkunden des Grossh. Hessen, II. Abtheil., Rheinhessen S. 1, villa Prittonorum in einer Urkunde von 753; a. a. O. S. 9 Brittenheimer marca und Britcenheim neben einander in 767: weiter 770 Brizenheim; 772 wieder Brittenheim; 773 in monte Prittonorum neben vil. Brittanorum; 775 Brizzenheim; 777 in marca Brettonorum; 778 Brezzenheim; bei Eberh. Monach. Brisenheim; 779 Brezzenheim; 782 Brittenheim; 1056, 1073 Brizcenheim; 1140 Bricenheim; 1151 Brizzenheim; 1200 Britzenheim; 1290 Bretzenheim u. s. w. Diese Wandlung thut zur Genüge dar, dass es erlaubt ist, gemeinsame Wortstammentwickelung vorauszusetzen.

und der Hauptort in der Bretagne, der erste Kriegshafen Frankreichs Brest mit dem Fort Brethume.

Kommen wir hiermit nun auf weitere Wortanklänge im Preussenlande an der Weichselmündung. So haben wir nahe Elbing das frische Haff und die frische Nehrung, das aus dem Frietzener Forste kommende Gewässer Frisching; an der Spitze der Halbinsel, welche das frische Haff von dem Kurischen Haff scheidet, das Cap Brüster Ort. Da Ort nach der Analogie des Schuhmacher-Werkzeuges so viel als Spitze bedeutet, was also gleichbedeutend wäre mit Vorgebirge, Nase (Skudesnäs) und andern bildlichen Ausdrücken für Küstenvorsprünge, so wird der Ausdruck Brüster nicht unthunlich zurückzuführen sein auf den Wortstamm Brust (prusten) und der Name frisch in Frisching, Frisches Haff etc. auf das englische brisk, vom Winde = brausig, preussisch, d. h. ursprünglich windisch, stürmisch.

Dass Ortsbezeichnungen dieser Entstehung eine Menge vorhanden sind, braucht keines schwierigen Beweises. Um sofort an dem hier vorliegenden Namenanklang anzuknüpfen, wird jetzt im vormaligen Herzogthum Nassau, in der alten Grafschaft Katzenelnbogen, ein Hof Priesterbach aufgeführt, der sich zwischen den Jahren 1142 und 1197 im Besitze des nahe gelegenen Klosters Arnstein befand. Während sich in einer Lebensbeschreibung des Grafen v. Arnstein, der das Kloster gestiftet, Wenck, hess. Landesgesch. II., S. 112, Anm. aufgeführt findet: silva, quae Brustingesbach dicitur, steht dafür 1197 in einer Bestätigungsurkunde des Trier. Erzbischofes ipsam etiam villam Brustenbach, wozu Wenck bemerkt: der jetzige Hof Priesterbach oder Sprieferbach, von dem vorher nur der Wald angegeben wurde. In einer Urkunde von 1326, Wenck a. a. O. Urkunde S. 109 heisst der Hof dann Brustelspach. Wahrscheinlich ist doch hier aus einem Brausebach ein Priesterbach geworden. Ferner haben wir zwischen Eschwege und Treffurt an der Werra einen Ort Burschla, Borschel, zu welchem die alten Schreibungen Brustlohun aus dem 9. Jahrhundert und dem Jahre 874, und Bruslaha z. Jahre 1061 (vgl. Förstemann, altd. Ortsnamen, S. 309) vorhanden sind. Die Oertlichkeit befindet sich im Einklang mit dem Namen; es handelt sich um ein durch vorspringende Felsen (Heldrastein) eingeengtes Flussbett, in welchem das Wasser namentlich in alter Zeit bei noch viel grösserem Schwalle sich rauschend durchzwängte.

Der Wortstamm briez findet sich nun noch in zahlreichen Orts-

namen und Wassernamen in allen, entfernt voneinander liegenden Gegenden wieder. So folgt auf das Gebiet der alten Rauraker vom Bodensee bis Basel (Rohrschach bis Augusta Rauracorum = Augst bei Basel), der Bris- oder modern Breisgau mit dem Ort Alt- und Neu-Breisach. Erinnert schon der Name Rorach an das englische to roar, brüllen und das mecklenburger Platt rören für das Brüllen der Kinder (latein. rudere, davon auch wahrscheinlich der Name Rotten, Rhodanus, Rhone, rugire), wie denn das Land der Rauraker auch um den donnernden und brausenden Rheinfall bei Schaffhausen zu suchen ist, so wird auch der Name Brisach am besten zurückgeführt auf das Briezen, Brausen des Stromes. So fliesst ferner etwas weiter rheinabwärts im Elsass die Brausche, alt Brusca, in den Rhein; so entspringt ein im Mittelalter Briznach geschriebener Bach in Baden auf dem Berge Britzenberg; ein Brusch, alt Brisiche, liegt südwärts von Luxemburg bei Frisange und Nieder- und Ober-Brisich, zwischen Sinzig und Andernach am Rhein. Die Lautveränderung zwischen briezen, mittelhochdeutsch, und brausen, neuhochdeutsch, ist aber nicht grösser als zwischen diezen und tosen, Getöse (latein. dicere, sanskr. tus, tosati). Die Entstehung aber der mit bris etc. gebildeten Oertlichkeitsnamen findet ihre Analogie in den Brausebachs, Braubachs, Rauschenberg, Windeberg, Windeck, Bulderbach (zwischen Borcholt und Beverungen, unser Polterbach), Billerbeck, Soresberg jetzt Soisberg, Sorge von Suracha (von surren für rauschen), Rohrbach (Rarbecke), Liederbach von hleodor = helltönend, Diezbach, Dissna, Deissebach, Kernbach und Kehrenbach vom Althochdeutsch. kerran, chërran rauschen, wie griechisch γῆρος Stimme, Ruf, γάργαρ Lärm, sanskr. gar, jar rauschen, Pfieffe, alt. phiopfe, die Pfeiffende u. s. w.

Für das Windland Preussen, alt Pruzien, Pruthenien, kommt nun noch in Betracht, dass die Ortsnamen mit dem Wortstamm bris etc. sich vorzüglich entlang und auf der ganzen Höhenplatte finden, die sich von Litthauen über die ostpreussische Seenplatte, das westpreussische Oberland, die pommersche Seenplatte, die mecklenburgische Seenplatte bis in den holsteinischen Landrücken hineinzieht. Von Priessenau im Kr. Neustadt im Cassubenlande am Nordostende der pommerschen Seenplatte an citiren wir beispielsweise zwei Pritzigs im Kr. Rummelsburg, Pritten Kr. Dramburg, daselbst auch Pritzengut, Brüssow an einem See Kr. Prenzlau, Prützen Kr. Demmin, Brieseberg bei Königsberg in Neumark, Güter Briesz in Brüz und Neu-

Briez, Prüzen, Breesen in Mecklenb.-Schwerin; Protzen Kr. Ruppin, Preseke auf Rügen zweimal, Prietzen Westhavelland, Kloster Preetz in Holstein an der Schwentine; 13 Briesen giebt es allein in unserm heutigen Königreich Preussen.

Damit erübrigt uns nun noch in das ostpreussische Gebiet einen Blick zu werfen. Von den hier heute noch genannten Landschaften, die im Mittelalter später als Theile des alten Prussiens auftreten, nennt Ptolemäus die Galinder und Südauer, wo also noch von keinem Preussen die Rede war. Damals herrschten von der Weichsel bis zu den Finnen hier die Gutten, wie Ptolemäus ebenfalls anmerkt, und vor ihm schon Plinius Guttones genannt hatte. Bei Tacitus, der zwischen beiden schreibt, wohnen die Aestier in dieser Richtung, und ist dieser Name — ich folge hier den Auseinandersetzungen von Dr. W. Pierson, Elektron oder über die Vorfahren, Verwandtschaft und den Namen der alten Preussen. Berlin 1869. W. Peiser — wieder zu finden in Osti Alfred des Grossen, den Eistir, Eistland der Snorre Edda nach Zeuss, S. 267; den Osterlings, wie die Engländer, nach Hartknoch Alt- und Neu-Preussen, 1864, S. 43, noch 1684 die Preussen nannten; ein Name, der dann mit Adam von Bremen, Pertz IX, 374 in der Form Aestland vornehmlich auf dem heutigen Esthland haften bleibt.

Aestier wäre hiernach ein allgemeiner, wiederum der Himmelsgegend entnommener Name für alle Volksstämme, welche von einer gewissen Grenze ab nach Osten zu wohnten, darunter begriffen sich dann wieder einzelne Stämme mit andern Namen, u. A. auch die Gothen, welche bekannter Weise zu Tacitus Zeit bis an die Weichsel reichen und ebenfalls von einer Anzahl Stimmen in's Preussenland gesetzt werden. So also, wie schon erwähnt, nicht bloss Plinius und Ptolemäus, sondern auch c. 1200 noch heisst es in Vincent. Kadlubkonis Chron. Polon ed. Przezd. dzieck. Cracov. 1862, p. 201, Gete dicuntur omnes Littuani, Pruteni et alie ibidem gentes.

Die Skandinavier des Mittelalters nannten das Festland östlich, von Polen, von der Mündung der Weichsel an Gotaland, cf. Fornmanna Sögur XI, 414 en austr fra Polena es Reidhgothaland (festes Gothland im Gegensatz zu Ey-Gothland = Insel-Gothland). Die russische Literatur enthält folgende Citate: Igorlied c. 1150 ed. Hanka p. 20: Gotskyja krasnyja etc. = die schönen gothischen Mädchen am Ufer

des blauen Meeres.* Die Preussen selbst hatten bis in's 17. Jahrhundert für diejenigen ihrer Landsleute, die am kurischen Haff wohnten, wo das altpreusssische Volksthum sich noch erhalten hatte, so wie für die Litthauer das Wort Gudden, der Begriff ist aber, was man bei uns „altfränkisch“ nennt, geworden, und hat eine geringschätzige Nebenbedeutung erhalten; zuletzt heissen den nordwestlichen Preussen alle südwestlichen, auch die Polen und Russen, Gudden. Sodann giebt es eine ganze Anzahl Ortsnamen, welche an den Namen der Gothen erinnern, wie Dorf Gutland im Danziger Werder, Gudendorf östlich von Elbing; Gudnik bei Liebstadt (wahrscheinlich ursprünglich Gudenwik), die Stadt Guttstadt, im Gründungsprivileg vom Jahre 1329 f. Cod. Diplom. Warmiens. ed. Wölke, Saage I, S. 37, Guthinstat genannt; bei Dusburch III, 353 Guthstat; die Dörfer Guttenfeld bei Melsack, Königsberg und Balga; Juditten bei Königsberg u. A. Noch zahlreicher sind solche Ortsnamen in Samogitien (Semb-Gothien?): Gudi, Gudiski, Gudajce u. A., Schafarik slav. Alterthümer, übers. v. Wuttke, Leipz. 1843, I. 456.

Und wie sahen diese offenbar ehemals gothischen Preussen aus? Darüber sagt Adam von Bremen in der Hamburg. Kirchengesch., Pertz IX, 374: „Es sind (die Preussen) blauäugige Menschen, mit rothem Gesicht, stark behaart. Hinter ihren unzugänglichen Sümpfen halten sie sich frei von fremdem Joche.“ Sie sahen also aus wie Germanen und sprachen endlich eine Sprache, deren Reste oft noch ursprünglichere Formen enthalten, als das verwandte Sanskrit, oder wenigstens oft einen dieser alten Sprachform nähern Stand aufweisen, als die germanischen Mundarten. Fremde Gelehrte (vgl. Dlugosz hist. Polon. I, 2, ad a. 997 l. c. p. 114, ff., Miecho Chron. Polon. ed. Cririus Cracow. 1521, II, 8) fanden an der preussischen Sprache eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Griechischen, und schon Ovid. Trist V, 151 spricht von Spuren des Griechischen bei den Geten. v. Bohlen behauptet, er sei im Stande, sich den littauischen Bauern mit Hülfe des Sanskrit verständlich zu machen, während Adalbert v. Gnesen sich als Slave aus Böhmen wohl den slavischen

* Boleslaus I. wird auf seiner Grabschrift Herrscher über Gothen genannt, weil er littauische und preussische Stämme besiegt hatte. Im Chron. Polon. ap. Stenzel Scriptor. rer. Siles. I, 11 werden die Pruteni Getae, S. 9 Getas i. e. Lithwanos genannt, und diese Chron. stammt aus dem 14. Jahrhundert.

Liutizi an der Peene, aber nicht den Preussen verständlich zu machen vermochte. Vita Bruni. Pertz VI, 607. Ebenso stimmt die Glaubensform der Preussen und Geten.

Dies mag genügen, um uns anschaulich zu machen, wie dieselben Gegenden, welche zu einer Zeit die Preussen bewohnen, zu anderer die Gothen inne haben, d. h. wie die Wanderung der Hauptmasse der Gothen nach dem Süden, nach dem Don und Dnieper, die zurückgebliebene gothische Bevölkerung ihren Hauptnamen vergessen und einzelne Landschaftsnamen für einzelne Stämme in denselben aufkommen lässt, wie denn die im Lande Preussen von Neuem zu Macht und Bedeutung heranwachsende, ursprünglich gothische, aber jetzt auch in Sprache mehr mit der finnischen Urbevölkerung gemischte Bevölkerung Herr der andern Stämme wird und Herrschaft und Namen von Preussen, Westpreussen, von Danzigs Lande und dem frischen Haff aus auch über Galindier und Südauer, die schon Ptolemäus als einzelne Stämme nennt, und die andern Landschaften ausdehnen, wie denn das dänische Lagerbuch von 1231 Tiber. cens. Dan. apud Lanzebeck Scr. rer. Dan. VII, 543, sagt: Hec sant nomina terrarum Pruzie: Pomizania, Lanlenia, Ermelandia, Notangia, Barcia, Peragodia, Nadrauia, Galindo, Syllonis in Zudua, Littonia. Hec sunt terre ex una parte ejusdem: Zambia, Scalewo, Lammato, Curlandia, Semigallia. So weit scheint das Herrschergebiet der Preussenländer indess zur Zeit Adalberts v. Gnesen und selbst des Adam von Bremen († 1075) noch nicht gegangen zu sein, * denn der letztere nennt Sembi und Pruzzi als gleichbedeutend, z. B. Pertz IX, 374: Sembi vel Pruzzi homines humanissimi, qui obviam tendunt ad auxiliandum his, qui in mari periclitantur, vel qui a piratis infestantur, als wenn das Gebiet der Preussen nicht über Samland hinausgegangen wäre. So

* Je mehr nach Osten zu, desto mehr nehmen die Namen der Orte, welche den Wortstamm prus etc. in sich enthalten, littauische Form oder die Bildung von Colonienamen an: Preusswäldchen, Preuschhof Kr. Heiligenbeil, Preusslauken Kr. Wehlau; Pruschkehmen oder Pruskehmen (gleich Preussenheim auf Deutsch) Gr. u. Klein- im Kr. Insterburg; Pruschillen und Pruszisken Kr. Gumbinnen; Pristanien Kr. Angerburg; Prositt Fabr., Vorwerk Kr. Gerdauen; Prositten Kr. Rössel; Pressberg Kr. Goldap; Pruschinowen und Pruschinowen-Wolka Kr. Sensburg; am weitesten im Osten: 2 Dominien Preussen im Kr. Tilsit und Ragnit; Prusgirra (= Prussberg) Kr. Ragnit; Prusellen (= Neu-Preussen) Kr. Tilsit bei Pitupönen, Protniszken, Prussen-Martin u. Michel; Prussisken im Kr. Memel; — längs der polnischen Grenze Dominium Preussen Kr. Neidenburg; Prussowborrek Kr. Ortelsburg; Prostken Kr. Lyk u. s. w.

viel geht aber mit aller Sicherheit aus dieser und anderen Notizen hervor, dass, so gut wie die Preussen von Samland her Sembi genannt werden konnten, sie auch den Namen Pruzzi von einer vorzugsweise Pruzzia genannten Landschaft erhalten haben können; und dass Semgallen nicht zu aller Zeit preussisch gewesen, ergiebt sich wohl aus folgender Notiz Annal. Ryens., gegen Ende des 13 Jahrh. in Schleswig aufgezeichnet, Pertz M. G. XVI, 398: hujus Lothonoknuti regis Danorum anno 911—923 tempore quilibet tertius de servis et pluralibus exivit de regno et venientes totam Pruciam, Semigalliam et terram Carelorum (Karalien) subjugaverunt sibi et ibi remanent usque in praesentem diem. Im 9. und 10. Jahrhundert nämlich litten Dänemark und Norwegen an Uebervölkerung und innerer Zwietracht und entsandten so (man füge dieses Beispiel den oben S. 113 entwickelen hinzu) ihre Unzufriedenen oder Bedürftigen in die Fremde. Ja um das Jahr 1200 werden die Sembi nicht einmal Pruzzi genannt.* Saxo Grammaticus (c. 1200) schrieb Hist. Dan. ed. Paris 1314 Lib. X. fol. 98: Haquino Haraldi regis filius Sembos aggressus. Potiti Sembia Dani necatis maribus feminas sibi nubere coegerunt etc. Auch die Kuren oder Kurländer, welche 1231 als Theil Pruziens im deutschen Lagerbuch genannt werden, sind c. 870 noch keine Preussen. In Rimberts Lebensbeschreibung des Ansgarius, Pertz M. G. II, 714 heisst es: gens quaedam longe ab iis Sueonibus posita Chori (al. Cori Chor) Sueonum principatui olim subjecta fuerat, sed jam tum (anno 850) diu erat quod rebellando iis subjici dedignabatur. So sehen wir also um diese Zeit der Herrschaft der Suiones des Tacitus die Sueonier des Adam von Bremen in Schweden als Herrn des später preussischen Landes. Seeburg und selbst Welau, Apulia alt, scheinen damals noch in Kurland gelegen zu haben, wozu man übrigens die vielen Ortsnamen, welche den Theil kuren enthalten, vergleiche, wie: kurisches Haff, kurische Nehrung, Dörfer Kranzkuren, Neukuren, Grosskuren, Kleinkuren; auf der Nordküste Samlands der Fluss Corene jetzt Correinen im nordöstlichen Samland. Waren doch auch die Russen Skandinavier,** welche seit Mitte des 8. Jahrhunderts die Ostküsten des baltischen Meeres besiedelten und von denen ein Schwarm auch sich

---

* Adam von Bremen sagt Pertz IX, 373: in provinciam Semland, quam Pruzzi possident.

** Nach russischen Annalen ed. Schlözer III, 280, II, 193, ff.

auf der preussischen und kurischen Küste niederliess, Saxo Grammat. Pertz XVI, 398, woher ebenfalls der Name des Memelarmes Rus und der Name Rusna für das kurische Haff bei den Polen. Von dieser Anwohnerschaft am Rus haben denn auch wohl alle dahinter wohnenden Stämme den gemeinsamen Namen Russen bekommen, wie hinwiederum der Name sich auch in Norwegen als ursprünglicher Ausgangspunkt wiederfindet im Russee und der Name der Ruriks sich vielleicht zurückführen lässt auf Rik's, Reiks = reges des Stammes Russ.

Es ist ohne Zweifel mit den Pruzzi wie Pierson a. a. O. S. 84 sagt: „Seit den erwähnten Missionsversuchen stand der Name Pruzzen für die Bewohner des Landes, wo Adalbert und Brun umgekommen waren, in der römischen Kirche fest; andere Bezeichnungen mussten ihm daher weichen.“ So führt auch R. Boeckh in dem eben erschienenen Buche: Deutsche Volkszahl und Sprachgebiete in den europäischen Staaten, Berlin 1870, S. 58 aus, dass es nach Berghaus Statistik 1845, kein preussisches Volk gebe und wenn auch mit vollem Rechte den littauischen Einwohnern der betreffenden Landschaften der Name der Preussen beigelegt werde, da sie im Preussenlande und sogar buchstäblich „am Russ“ wohnhaft, offenbar gleicher Nationalität wie der Stamm der Preussen angehören, man doch die richtige Bezeichnung Preussenländer,* wie man auch Kurländer, Lievländer, Esthländer richtig sage, einführen solle; wie es denn (S. 65) jetzt gleichgültig sei, ob die Bezeichnung Preusse nach der ältern Ansicht einen Russanwohner oder ob sie nach H. Berghaus Darlegung einen Waldmenschen bedeute.

In alter wie neuer Zeit dürfte der Name Preusse nichts anderes zu bedeuten haben, als die Bewohner einer bestimmten Landschaft, die ihr Gebiet über benachbarte, anders benannte Landschaften ausdehnten. Es waren in alter Zeit den Gothen entstammende Littauer (die Sprache der Altpreussen ist nach allen Zeugnissen eine Mundart der littauischen Sprache), also mit Slaven gemischte Germanen, welche jene Gegenden besiedelten wie heut zu Tage nach der blutigen Ausrottung der heidnischen Preussen mit Polen gemischte deutsche Bevölkerung, welche das Land von Neuem colonisirt hat.

---

* Nikol v. Zeroschin Scr. rer. Pruss. I. 303, ff. sagt auch Pruzinlant. Ausserdem findet sich der Name des Landes fast regelmässig neben dem Stammesnamen aufgeführt: Pruzzia, Pruzia, Prucia, Pruscie, Prutie u. s. w.

Alle Erklärungen des Namens Prussien von Po und Russ = am Russ wohnende, von prut Teich, Land der Teiche und Seen (man zählte 1684 nach Hartknoch, Alt- und Neu-Preuss., 2037 Seeen im alten Preussenland), von prustwa Sanskrit Regen, prush sprühen, vom altpreussischen pruta klug sein, also Pruteni die Klugen, Verständigen, kommen nicht auf gegen die Anheimelung einer Erklärung des Namens von einer Landschaft an stürmischer Meeresküste und auf der Höhe, welche daher den Namen Brauseland, Windpreussen bekommen.

Und so kommen wir denn zum Schluss auch für die Chatten.

## 7. Schluss.

### Die Entstehung des Namens der Chatten und Hessen.

Recapituliren wir noch einmal die gesuchten Ergebnisse. Bis auf Jakob Grimm haben die Forscher auf diesem Gebiete nicht anders angenommen, als dass der Name Hessen, in älterer Form Hassen, auf den Namen der Chatti, die nach Tacitus Bericht ihren Mittelpunkt im heutigen Hauptland zu Niederhessen um Maden und Gudensberg hatten, zurückzuführen sei; wir sahen an der natürlichen Beschaffenheit der hier in Betracht kommenden Landschaft auch, dass sie alle zu einem Volksmittelpunkt nöthigen Eigenschaften ursprünglich in sich vereinigte; die dann an der Identität der Namen Chatten und Hessen zweifelnden Forscher fanden wir weiter aber zum Theil auf einer zu knechtischen Ausdeutung des von ihrem Meister J. Grimm, der selbst die Zweifel an jener Identität zurücknahm, entdeckten Lautverschiebungsgesetzes, zum Theil auf nicht genügend erforschter Thatsache fussen, auch der Mangelhaftigkeit der alten Orthographie nicht gehörig Rechnung tragen. Die Form Hassen ist nach Wiederentdeckung des alten Chattenmittelpunktes durch Winfried Bonifacius die vorwaltende, die Form Hessen die seltenere, umgekehrt wie Vilmar es behauptet.

Die Nothwendigkeit der Schreibung Hazzi für Hessen zur Herleitung des Namens aus Chatten lehnen wir ferner ab, weil die durch päpstliche Urkunden einmal beliebte lateinische Form mit dem doppelten s, also Hassi, Hessi etc. für die Urkundenschreiber maassgebend gewesen sein muss, wie denn auch der Name Nassau, dessen Etymologie die Schreibung mit zz eigentlich ganz nothwendig macht, erst

Ende des 13. Jahrhunderts einmal mit sz geschrieben auftritt, vorher aber wie der Name Hessen immer mit ss. Ausserdem findet sich von da an, wo in der Schreibung mit zz geübte deutsche Rechtschreiber deutsche Urkunden abfassen (vorher sind alle Urkunden lateinisch gefasst), die Form Heszen mit dem der Ableitung aus dem zz entsprechenden sz genug, wie mit diesem Zeitpunkt ebenso die deutsch geschriebene Form Nazzau vorkommt. Endlich tritt, was diesen Punkt betrifft, die Rechtschreibung der alten Urkundenschreiber namentlich in Eigennamen zu verwirrt auf, als dass wir auf die von Vilmar und Zeuss erhobenen Einwände uns zu weit einlassen dürften. Wurden doch selbst J. Grimm von neuesten, mehr in das Einzelne eingedrungenen Forschern auf unserem Gebiete abwehrende Bemerkungen entgegengestellt, wie z. B. in Lübke's Pädagog. Jahrbüchern, 1868. V. S. 421: „Es lässt sich nicht läugnen, dass Grimm zuweilen Laut und Buchstaben arg verwechselte und für eine der Hauptseiten der Lautlehre, die physiologisch-phonetische, ein sehr schwaches Auge hatte.“ Diese Bemerkung kommt bei dieser Untersuchung sehr in Betracht, mit wie verschiedenen Buchstaben sind noch jetzt die Namen nach den Mundarten verschiedener Landschaften zu schreiben! und wie verschieden hat sie gar das Alterthum geschrieben! So bemerkt denn auch bereits Wenck, Hess. Landesgesch. II. p. 670, Anmerk. a, sehr richtig: „Es ist bekannt, wie wenig sich die alten Geschichtschreiber sowohl als die Urkundensteller in die Rechtschreibung der Namen zu finden wussten, die sie bald nach der Aussprache des gemeinen Lebens auszudrücken, bald in mancherlei, ihrer Meinung nach lateinischen Formen einzuschmelzen suchten.“ Dabei wollen wir ein anderes Urtheil über J. Grimm, K. G. Andresen, J. Grimm's Orthographie, Göttingen, Diedrich. 1867, S. 8, wonach des Meisters Orthographie ein Muster von Schwankung und Inconsequenz genannt wird, als, nachdem Columbus das Ei aufgestutzt hat, wohlfeil zu geben zur Seite liegen lassen; aber hier noch sofort hervorheben, wer wohl, da der Name Preussen von demselben Schriftsteller einmal Prussi, das andermal Pruteni, dann von andern verschiedenen wieder Pruzzi, Prusi, Pruzi, Pruci, Prutzi, Pruszenses, Prutones, Prutenses, Prutheni, Prusci — nach 1250 deutsch Pruzen, Ende des 13. Jahrhunderts Preussen, 1339 Prussen, 1350 Pruzin, Ende des 14. Jahrhunderts Prusen und Prussen; 1410 Prüssen, 1413 Prusen — aber auch verschiedentlich mit dem B, Bruitii, Bruci, Bruteni, geschrieben wird, wer wohl, wenn ihm

zufällig nur die Form Bruci vorgelegen hätte, den Schluss hätte machen wollen, dass diese Bruci nicht die später Preuszen genannten sein könnten, wegen des Lautverschiebungsgesetzes!

Von der Orthographie der althochdeutschen Schriftsteller führen wir ausserdem noch an, dass Otfried selbst über die Unbiegsamkeit und Armuth seiner Sprache klagte und sie bäurisch nennt, wozu kommt, dass in der althochdeutschen Periode die Schreibungen auch schon schwanken: wie maht und mahd = Macht, got und cot für Gott — und wie sollte, wenn alle anderen Anzeichen für eine Herleitung sprechen, sie darum falsch sein, weil eine bäurische Mundart das aus dem Niederländischen hergekommene Wort bäurisch aussprach und nach der Aussprache mit einem Buchstaben schrieb, der nach dem Lautverschiebungsgesetz nicht passt?

Es bleibt wirklich in Betreff dieses Gesetzes für unsere Untersuchung auch nichts Anderes maassgebend, als was wir oben S. 120, in diesem Punkte festgestellt haben, dass nämlich jede Sprache in sich die Lautverschiebung durchmacht, dass die niederländische Mundart im Munde der Bergländer verhärtet, verkehrt wird und dann bei dem häufigen Heranwachsen der bergländischen Landschaften eines Volkes zur Herrschaft über das Niederland die Sprache des letzteren doch wieder mildernd für die schliesslich classische Form einer Sprache auf den bergischen Dialect wirkt. Für das Deutsche ist ja doch auch das Colonialdeutsch des meissnischen Landes Ausgangspunkt des Hochdeutschen, gemildert durch die spätere Einwirkung von Niederländern, geworden! Bringen wir nun zu den oben schon entwickelten Beispielen der Verhärtung des Gothischen im Althochdeutschen noch einige andere bei: wie Chorunka für Gerunge = Versuchung (und führe uns nicht in Versuchung), princ = bring, kanoss = Genoss, forkip = vergib, pifanken = befangen, kavihit = geheiligt, geweihet, Du pist für Du bist, kast für goth. gast. Umgekehrt wie wir hier die verhärtende Eigenheit des Hochländers wahrnehmen, finden wir nun wieder die Quetschung von Lauten, die der Niederländer wegen seines Sprechens mit geschlossenen Zähnen und Mundkiefern nicht quetscht, wie z. B. des t zu s, das der Bremer wie der Engländer, aber noch mehr als dieser fast nach Einer Weise wie th spricht. Daher Wasser für Water, dass für that, Nuss für nut u. s. w.; daher auch Pruzzi für niederländisch Pruteni, Chassen, Hassen für alt- und niederländisch Chatti.

Recapituliren wir nun weiter. Wir fanden die Chatten nicht als Sueben und betonten diesen Umstand, weil wir die alten Chatten als nicht von dem Süden her, sondern von den Cheruskern her eingewandert festhalten, als eine niedersächsische Colonie, welche die Flussthäler der Weser, Diemel mit Nebenbächen, Fulda, Eder hinaufging, nach der Analogie aller Wanderung ackerbautreibender Völker der bessern Ackerkrume nach, vom bequemen Niederland die Thäler der Berge hinauf. Endlich führten wir eine Anzahl Beispiele auf, wonach Namen von Volksstämmen am natürlichsten von den Landschaften hergeleitet werden, welche sie bewohnen. Damit wird für uns die Untersuchung über den Namen Chatti wesentlich erleichtert, wie wir nunmehr sehen wollen.

Dabei können wir noch vorausschicken, dass nach Schacht a. a. O. Programm der Realschule zu Elberfeld, 1868, und Andern auch der Name der Inder von Sindhia, India, was so viel als Flussland von Sindhu Fluss bedeutet, stammt, woraus denn wie aus Sindhu Sind Griechisch Ἰνδος, so persisch Hindus, griechisch Ἰνδοι unser Inder geworden ist. Es ist das im Grossen eine Entwickelung, wie der bei Tacitus vorkommende Name der Foser, Nachbarn der Cherusker, von dem Gewässer Fose oder Fuse stammt, an welchem dieser Stamm, zeitweilig den Chatten unterthan, cf. Tacit. Germ. 36, wohnte.

Bisher hat man nun für den Namen Chatten am meisten gegriffen nach der Etymologie vom Wortstamme cat oder kat. Bei Ersch und Huber, Realencyclopädie, findet sich zu Artikel Chatti die Hinweisung auf den Begriff Jäger und Häscher, welcher sowohl in dem Thiernamen niederdeutsch Katte hochdeutsch Katze und Kater, wie in dem französischen Ausdrucke Chasseur, dem englischen to catch, dem deutschen hetzen haschen stecke. Der Bewohner des Waldes sei vorzugsweise als Jäger bezeichnet worden. Wir zeigten in der ursprünglichen Einleitung, dass schon früher auf diese Ableitung zurückgegriffen ward, Marquard Freher macht sich darüber lustig; auch J. Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache erwägt sie, entscheidet sich aber zuletzt S. 577 für die Ableitung aus angelsächs. hät, englisch hat, altn. hattr, Hut, wovon der Beinamen des Odin hättr pileatus, der vielleicht zugleich den Stammheros der Chatten bezeichne. Ebenso entschied sich Zeuss, S. 96, und Förstemann, Altdeutsche Ortsnamen, S. 695.

Die zuletzt genannte Ableitung erscheint indessen unter allen Umständen künstlich und durch kein äusseres Moment gestützt; eher würde

man noch Vilmar's Meinung gelten lassen können, der für den Namen Hessen auf einen Mannsnamen Hesso, also auf einen patronymischen Namen zurückkommt, wie Welfen von Welf herstammt. Indessen diese Vermuthung bekämpfen wir schon deshalb, weil wir die Identität von Chatten und Hassen festhalten nach Tacitus Annal. I, 57; auch ist der Partei- und spätere Familiennamen Welfen nicht mit dem Namen eines Volksstammes in Parallele zu bringen. Die Fortsetzer von Grimm's Wörterbuch der deutschen Sprache haben ferner die Etymologie von Katze für Catte wieder in Betracht gezogen. V, S. 281: „Als niederländisch giebt Kil. hesse, catus, felis; vgl. kaschen, das im östlichen Thüringen noch herrscht, nachträglich bemerkt gleich haschen wie heuern = kauern u. a. Hätte denn wirklich der Volksnamen der Hessen (s. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 567 alt Chatti, Chattae) eine Beziehung zu dem Katzennamen? Der hessische Wappenlöwe wird noch im 16. Jahrhundert, freilich spottweise, Katze genannt (Zeitschrift des Vereins f. Hess. Geschichte. 4, 13 B. Waldis' Klagelied Herzogs Heinrichs von Braunschweig, herausgegeben von Mittler. Str. 17, 7). War er doch etwa ursprünglich eine Katze? Das Thier war ja der Frouwa heilig (II, 4 c. p. 287)." Nach der Schreibung der Niederländer für hesse = Katze wäre hier auch die Lautverschiebung* kein Hinderniss, wie denn auch schwedisch Kiss für Kater und Kissa für Katze, isländisch Kisa und finnisch Kissa für Katze vorkommt.

Auch diese Ableitung hat indess nur Sinn, wenn man auf den gemeinschaftlichen Begriff des Wortstammes in Katze und Chatte zurückgeht, nämlich hetzen, jagen, haschen. Geht man einmal so weit, so ist kein Grund vorhanden, nicht noch einen Schritt weiter zu gehen. Die neuere vergleichende Sprachforschung muss dazu die Mittel bieten.

Auffallend ist allen Beobachtern ein besonderer Stamm von Bewohnern im Schwarzwalde, welcher die „Hotzen" genannt wird. Er wohnt im Hauensteiner Grunde und wird auch mit dem Namen der Wäldler bezeichnet. So brachte die Badische Landeszeitung 1869 einen Artikel unter Waldshut und Salpetrer, worin gesagt ist: Die genann-

* Die neuesten Grammatiker scheinen überhaupt nicht allzu ängstlich in dieser Frage zu sein. So sagt ein Herr Casper Frisch (Die deutsche Rechtschreibung. K. J. Häfele. Leipzig, 1868) zu Hessen: „wo kaum lateinisch Chatti herzuziehen."

ten Salpetrer „gehören zu denjenigen Bewohnern des Schwarzwaldes, welche als Wäldler oder Hotzen bekannt, den badischen Hauenstein, die gegen den Rhein abfallende Hochebene zwischen Wehra und Alb inne haben.“ Hier führte der Name Hotzen also auch auf den Begriff Wald, worauf indessen eine ganze indogermanische Wurzel- und Stammfamilie hinweist, durch deren Bedeutung eine ganze Menge an den entgegengesetzten Enden Europas auftretender fast gleichnamiger Ortsnamen allein eine hinreichende Erklärung finden kann.

Nehmen wir z. B. das neuestens durch einen Raubmordanfall bekannt gewordene Antogast im Renchthale bei Rippoldsau im Schwarzwald, Hohengöst auf den Vogesen, nördlich Wassselnheim, das Dorf Trebgast bei Culmbach, Radegast in Mecklenburg und die vielen anderen mit gast zusammengesetzten Ortsnamen auf slavischem Sprachgebiet, so haben wir für Gast die Bedeutung „Wald.“ Wie kommt das Slavische nach Baden? Es ist möglich, dass die Sueben, welche aus dem slavischen Nordosten Europas nach dem Südwesten kamen, auch diese slavische Bezeichnung mitbrachten; allein es kann doch auch ein gemeinschaftlicher Grundstamm vorhanden sein. Wir finden den Ausdruck Kate (Katte, davon Käthner, Köttner, Kötter für Häusler, d. h. den kleinen Bauer oder Tagelöhner in der Hütte neben dem Hofe, für den er arbeitet), Kathe, Kotte, Cotta italienisch, für die doch wahrscheinlich aus Holz aufgeführte Hütte des Hüttner, wie er auch genannt wird, weit verbreitet, im lateinischen Sprachgebiet in der Form casa, im oberdeutschen Sprachgebiet in der Form Haus. Wir finden den Ausdruck Kastanie *καστανα* für die Baumnuss, englisch chestnut. Im Sanskrit heisst khadira Akazie (Fick, Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache. Göttingen, 1868, S. 20), griechisch *κέδρος* die Ceder (heisst auch Wachholder), *κέδρωστις* Weinrebe. Wir sagen Kasten, Kiste ausschliesslich von einem hölzernen Behälter. Wir sagen Gaden, Kaden für einen Holzbau zum Wohnen. Wir sagen Ast oder bäuerisch Host von einem dem ursprünglichen Baumstamm entwachsenen Arm; der Lateiner sagte hasta vom Speer, der doch von einem Baumaste, Hoste (hastae de vitibus Thyrsusstäbe) gemacht war. So heisst auch sanskrit asta das Geschoss, gothisch gaisa der Speer, gazda der Stachel, kirchenslavisch goozdi der Haken (Fick a. a. O. S. 67), sanskrit kâshtha Holzstück; bei Hesychius *κάστο-ν* soviel als *ξύλον*. So heisst Gatt englisch die halbe Raa. Gatter, Gitter, gate das Thor, ursprünglich immer von Holz — all das dürfte wohl auf

den Begriff Baum und Holz zurückführen. Die Beispiele liessen sich noch sehr vermehren, aber schreiten wir vorerst zu der nach Sprachen geordneten Zusammenstellung der aus dem Wortstamm

kat, kas, kad (th)
cat, cas, cad (th),
chat, chas, chad (th)
gat, gas, gad (th) etc.

anscheinend herzuleitenden Wörter:

Sanskrit ist: kâshtha = Holzstück, casa der Holzheher.

Littauisch: szeksta -s = Baumstumpf.

Slavisch: gast = Wald.

Griechisch: *καστο-ν* nach Hesych = *ξύλον; κασίος* ein Strauch; *καστανέα* die Kastanie, *γεῖσον* Vorsprung an einem Gebäude, Gesims etc., *καδος* Eimer, Gefäss, *κίστη* die Kiste, Kasten, *κίστις* das Kistchen, *κοτίνος* der Oelbaum, *κίς* der Holzwurm im Gegensatz zu *σής* der Wurm in der Wolle = Motte; *κίσσα* oder *κίττα* der Holzheher; *κισσός* oder *κίττος* der Epheu, *κάστωρ* der Biber (als Holzbaumfäller?), *ἰτέα* die Weide, *ἰτεών* Weidigt (cf. goth. witu Holz, latein. vitis das Rebholz).

Lateinisch: hasta ursprünglich die Holzstange (deutsch Ast, mundartlich Host) hastae de vitibus Thyrsusstäbe, hastile ein Schaft, Stütze beim Weinstock, hastula ein kleiner Zweig, hostus ein Maass des Baumöls, hostorium ein Streichholz, hedera Epheu, attagen das Haselhuhn, catena die Kette, ursprünglich Holzklammer, catinatio Klammer, Pflock, casa eine Holzhütte, Haus, Baracke, castrum, castellum Blockhaus, ursprünglich ein mit hölzernen Pallisaden umzäunter Platz, castrare Bäume beschneiden, schneuseln, castigare geiseln, mit Ruthen (Hölzer) hauen, catinum ein Napf, ursprünglich wohl aus Holz, wie auch unser Teller aus til (cf. unser Diele = flaches Holzstück), catulus eine Fessel, codex der Stamm eines Baumes von caudex der Block, woran die Sklaven geschmiedet waren; auch das Buch, weil die Alten auf hölzerne Tafeln schrieben, die mit Wachs überzogen waren, wie unser Buch von Buchenholztafeln (womit die Bücher früher meist eingebunden wurden?) Seneca brev. vit. 13 spricht von der provincia caudicalis dem Geschäft des Holzhackers bei den Komikern, caudiceus aus Holzstämmen gemacht, caudeus hölzern, costa die Rippe, Seitenwand. Man nehme hierzu cadere fallen vom Baum? und caedere holzhauen, fällen (silvas caedere).

Germanisch: Gothisch gaisa der Speer,* ursprünglich die hölzerne Stange; noch jetzt spielen unsere Bauernjungen mit der Geis = gerte, indem sie mit Ruthen nach einem Ziele hinwerfen (Geisspiel); die Wagendeichsel heisst mundartlich auch Wagengischel, wie die Langstange unter dem Wagen nach goth. vitu Holz, die Langwett (vgl. Weide = gemeines Holz). Goth. hethjon ist unser Gaden, Kammer, Holzgemach, althochdeutsch chazo Speicher, Scheune, kotawich das heilige Haus? Davon unser niederländisches Kotte,** Kathe = Hütte, Kothsasse, Kossate, Kötner, Käthner, Kötter, Kottmeier (J. Möser, Osnabr. Gesch. 6 = 8 oder 16 Kotten auf einem Erbe.), Hüttner, Häusner, Häusler. Vergleiche auch noch die Ortsnamen Berchthtoldsgaden, Menosgada etc.; die Erweichung in haithi Feld, Gebüsch, Gehölz; angelsächsisch hêse, hyse eine mit Gestrüpp, Buschwerk bewachsene Gegend, Fornhese ein Wald, umweit der Eem im Süden vom Zuidersee (mittellateinisch heisst das hêse, hesia, heisa, aisia, daher caesia silva bei Tacit. ann. I. 50, der Heserwald, S. W. von Coesfeld), Heissi a. d. Ruhr bei Essen. Unser Hasel, Haselstrauch, Haselhuhn etc. ist wohl ein Diminutiv zu einem ausgegangenen hase für Holz. Gizzen = Schösslinge abschneiden vgl. zu geis die Ruthe, zu Kasten (hölzernes Gefäss) Cassa, Casse und auch selbst Katze, Geldkatze (vgl. Lenneper Kreisblatt vom 6. Mai 1868 und Kladderatsch, Nr. 23 vom 17. Mai 1868), nach welchen Quellen in einer amtlichen Bekanntmachung die Schulgelder zur Communalkatze erhoben werden, eine alterthümliche aber durchaus berechtigte Wortform; man vergleiche noch weiter Gatter, Gitter, Kette, Kauz, Baumeule u. s. w. Woher das Keltische coti Wald, wie es Mone, Gallische Sprache, aufstellt, entstanden sein kann, ergibt sich vielleicht aus folgender Betrachtung. Die Holländer schreiben und sprechen statt holt (niederdeutsch) hout, als Turnhout, ten Hout, Oosterhout in Nord-Brabant, Ulvenhout südl. Breda u. s. w. u. s. w., und dieses hout mit einem stärker aspirirten h als chout (Gehölz, Holz) gesprochen, würde sofort jene Form coti nahe legen. So finden wir südwärts von Holland bei Compiegne die Silva Cotia, wie sie alt genannt wird, jetzt Forêt de Cuise. Gest. Franc., Cap. 51.

* *γαῖσος* ein Speer oder Spiess, den barbarische Völker als Kriegswaffe gebrauchten. Polyb. 6, 39, 3. 18, 1, 4. Diod. 13, 57. Ath. 6, p. 273. F. u. LXX. *Γαισάται* oder *Γαισάτοι* eine gallische Völkerschaft an der Rhone, welche im Kriege Söldnerdienste that, wahrscheinlich benannt nach jener Waffe. Polyb. 2, 22, 1.

** Mittelhochdeutsch kôte, in anderen Dialecten kâte, cot.

Lesart Coatia. Alf. Jacobi, Geographie de Fredegaire. Paris 1859. cf. Chronic. Moissiac. Pertz, M. G. I. p. 280. Cotia silva. So findet sich auch die Stadt Gouda im Niederlande. Wie leicht kann hier silva Cotia ein Pleonasmus sein, wie er sich auch wohl in den Namen Cottenforst, Cottenwald u. s. w. wiederfindet.

Wie sich durch Aneinanderschleifen der Laute koude für Wald entwickelt, ergibt der Name Abkoude, Ort bei Utrecht, ursprünglich Abekenwoude = Abicowalde.* Man kann hier fragen, was ist eigentlich Keltisch oder Gallisch?** dies aber in die Anmerkung verweisend, verfolgen wir unsere Sprachen.

Englisch heisst cadelamb das Hauslamm, cadeworm der Holzwurm, case das Gehäuse, Gestell, cade Fässchen, chassy der Rahmen, chat das Reis, Aestchen, Kätzchen am Baum, chest die Kiste, casement der hölzerne Fensterrahmen, cot, kat die Hütte, Kotte, Kathe, cote die Schafhürde, cottage, cotton die Baum-, Holz-Wolle, gatt die halbe Raa (stange), hedge die Hecke, house das freie Reparatur h o l z oder Brenn h o l z aus den Waldungen des Grundherrn, kit der Milcheimer, Zuber u. s. w.

Französisch: chatrer Bäume beschneiden, chaussée wenn nicht vom Kalksteinbelag, ursprünglich wohl hölzerner Dammweg, Knüppelweg, chatron Koffer, ciseler schnitzen, cotterets die Hausgenossen, Hofhörigen, chat-huant (catus ululans) Baumeule, Kauz, welches letztere Wort im Französischen geradezu auf chat Katze zurückgeht, auf den Namen des Raubthiers, welches auf die Bäume geht, wie der Luchs,

* Wie mit hout für Holz, so gerade ist es überhaupt mit woud für Wald, wofür doch auch Holz gesetzt wird. Nicht seltner wie die hout's sind im Niederlande die woude's, engl. wood. Aber diese Form findet sich auch bereits im Cheruskerlande. Wippermann, Buckigau S. 29 führt eine Urkunde von 1151 an, wonach im Amt Wölpe (Wilippa) ein Grinder Wald liegt, ausserdem 1215, 1270, 1301 genannt in nemore dicto Grinder*wot*, 1399, in unsem gryndelwolt. Diese niedersächsische Form wot kann ebensogut in cot umgelautet sein, wie gater aus vastare, garc keltisch = Wahre (Dich), gaine aus vagina, guérite Wartethürmchen, gué vadum, Guillaume Wilhelm, garant = warant, gai wach, munter, Guernard Werner, Guido = Wido etc.

** Es ist überhaupt nothwendig, bei solchen Untersuchungen nicht mehr Unterschied zwischen Galliern, Galatern, Kelten einerseits und Germanen andrerseits zu machen, als durchaus begründet ist. Es ist auch ein Beweis dafür, dass die Germanen jenseit des Rheins, von den Römern aus gerechnet, ihren Namen dem Wohnplatze zu verdanken haben, dass Dio Cassius sie nicht anders als Kelten nennt, Kelten, welche in Germanien wohnten. Abgesehen davon, dass die Sprachvergleichung bereits festgestellt hat, dass die Kelten, von demselben Sprachstamm wie die Germanen nur zu einer früheren Zeit vom Ausgangspunkt sich ablösend, nach Europa ziehen, und

auch die **Hirschkatze** genannt, vom Baum herunter seine Beute anfällt.

Hiermit kommen wir auf die Wortentwickelungsreihe, welche uns zum Ziele führen soll. Gehen wir von dem Stamme k, c, ch, g — (Vokal) — t, th, d, s, z, tz aus für unser oberdeutsches Holz, niederdeutsch holt, holländisch hout, schwedisch hult oder wold, woud, wood, wot; vielleicht in der angeblich keltischen Form cot, goat entstanden dadurch, dass das niederländische hout oder wot im gälischen Munde zu cout, cot sich verdichtete, während es doch im Sanskrit schon erkennbar ist auch in anderer Consonantenentwickelung; so haben wir den Begriff

---

so eine im Munde der vorgefundenen Urbevölkerung mehr verstümmelte indogermanische Sprache entwickeln lassen, schildern auch alle alten Schriftsteller die Gallier und Germanen in ihrem Aeussern und Auftreten gleich. Nach Livius 38, 17 setzt Consul Gn. Manlius in Gallograecia (c. 189 ante Christ.) seinen Soldaten vor dem Kampfe mit den Galliern auseinander: Procera corpora, promissae et rutilatae comae, vasta scuta, praelongi gladii; ad hoc cantus ineuntium proelium et ululatus et tripodia etc. Jam usu hoc cognitum est, si primum impetum, quem fervido ingenio et caeca ira effundunt, sustinueris, fluunt sudore et lassitudine membra, labant arma; mollia corpora, molles ubi ira consedit, animos sol, pulvis, sitis, ut ferrum non admoveas, prosternunt. Livius 10, 28 heisst es von den Galliern um 295 a. Chr.: Gallorum quidem etiam corpora intolerantissima laboris atque aestus fluere; auch zu Hannibal's Zeit (212): maxime Gallos, si taedio laboris, longaeque viae (ut est mollis ad talia gens) dilaberentur aut subsisterent, cohibentem (Magonem). Ebenso sagt Caesar B. G, II, 30: nam plerumque hominibus Gallis prae magnitudine corporum suorum brevitas nostra contemptui est. Es ist das so, als wenn man ebenfalls im Jul. Caes. B. G. I. 39 liest: .... ingenti magnitudine corporum Germanos, incredibili virtute atque exercitatione in armis esse praedicabant (mercatores), saepenumero sese cum his congressos ne vultum quidem atque aciem oculorum dicebant ferre potuisse oder in Tacitus Germ. 4: Unde habitus quoque corporum, quanquam in tanto hominum numero idem omnibus; truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora et tantum ad impetum valida; laboris atque operum non eadem patientia, minimeque sitim aestumque tolerare, frigora atque inediam caelo solove assuerunt. — Diodorus Siculus 5, 28 unterscheidet gar nicht zwischen Galliern und Germanen; die letzteren nennt er auf der rechten Seite des Rheins wohnende Gallier, die er denn gleichfalls als mit sehr langen Leibern, weisser durchsichtiger Haut und goldgelben Haaren ausgestattet schildert. Natürlich wird man immer annehmen müssen, dass die länger in Europa eingewanderten Gallier schon durch den Ackerbau und Verkehr mit der Civilisation entnervter und auch mit anderen Nationen, z. B. Iberern, gemischt waren, als die Germanen sie erreichten. Wie denn auch J. Caesar 6, 24 von den um die Hercynia angesiedelten Tectosages sagt: Bei höchstem Lob der Gerechtigkeit und Kriegsruhm hätten die Gallier durch die Nähe römischer Provinzen, das Kennenlernen überseeischer Verhältnisse, die vieles zu Besitz und Gebrauch darbieten, allmälig sich gewöhnt, sich von den Germanen überwinden zu lassen, welche immer bei demselben Mangel, Dürftigkeit und Entbehrung beharren und derselben Lebensart und Körperpflege sich bedienten. Hält man nun die ursprüngliche Identität der Gallier und Germanen fest, so kommt man eher zu einem Ergebniss über die Namen der Stämme.

Holz (Begriff zugleich für das einzelne Stück Holz, wie für Gehölz, Wald, wie auch Loh latein. lucus Hain zugleich für Baumrinde und Gehölz gebraucht wird) in den beiden Reihen:

Holz am einzelnen Baum, holzen, fällen, lat. caedere. Davon z. B. Kate die Hütte = Holzhäuschen, casa, Kasten, Geis, Geisel, gothisch gaisa Speer, Host, hasta, Ast, Katze für Holzkasten und Baumblüthe u. s. w.

Holz für Gehölz, Wald, davon Wild, davon Wildenaere, mittelhochdeutsch der Jäger, und zwar der ordnungsmässige, nicht wie bei uns der Begriff jetzt ist, der Wilderer, also = der Hetzer, d. h. der im Walde nach Wild geht von Hatzen, hetzen,* franz. chasseur von chasser Wild treiben, wie noch jetzt im Niederländischen das Pferd, welches die Trekschuiten an dem Kanale zieht, der Jäger (Treiber) genannt wird. Die alte Jagd war Treibjagd.

So liegen die Namen und der Begriff Wäldler als Chatten (vgl. unseren Provinzialismus ergattern = erjagen), Hatzer, Katze nahe bei einander, wenn man den Grundbegriff Wald, Gehölz festhält, und waren die Chatten = Wäldler, wie noch jetzt die Hotzen im Hauensteiner Grund im Schwarzwald. So stellt denn auch Just. Möser, Osnabr. Geschichte. I. 126, schon die durchaus annehmbare Vermuthung auf: „Beiläufig bemerke ich hier, dass diese Volcae Tectosages (Caes. B. G. VI), welche in der Folge Hochländer oder Chatten genannt werden, blos nach griechischen Begriffen, welchen Cäsar hier folgt, aus Gallien geholt werden.“ Statt Hochländer, welcher Begriff eher auf den Namen Germanen passt, muss man nur sagen Wäldler. Was aus diesen Wäldern herauskam, waren den angrenzenden Bewohnern der Ebene oder Niederländern Chatten, Wäldler, und dieser Name, der im plattdeutsch redenden Niederlande mit t gesprochen wurde, wurde dann im das t quetschenden Walde selbst Hatzen oder Hassen

* Man vergleiche hierzu noch die Begriffsreihe mit to hunt (englisch) jagen. hound der Hund, canis, chien. Hinde, die Hirschin, die leicht davon jagt, gejagt wird, und petzen, beizen, die Falkenbeize, Falkenjagd; ausführlicher entwickelt in Kellner, Ortsnamen des Kreises Hanau. G. Prior, 1871, S. 27 f.

gesprochen; hat diese Quetschung doch auch selbst im Niederlande stattgefunden, wie in hissen holländisch für hetzen. Auf diese Weise erklärt sich am besten die Ueberlieferung des Dio Cassius, dass Drusus gleich hinter den Sugambern* die Chatten traf, dass sie sogar am Rheine angrenzten, dass Tacitus dann von ihnen sagt Germ. 30: Dass sie nördlich von den agri decumates und dem sie einschliessenden limes Romanus die Schluchten des Hercynischen Waldes bewohnten, bis da, wo dieser in die Ebene absetzt; alles, was den Wald bewohnte, waren diesen Darstellern Chatten. Sowie man aber in diesem Waldlande genauer bekannt wurde und einzelne besondere Landschaften und Stämme mit weiteren besonderen Namen benennen lernte,** schrumpfte der Begriff Chatte zusammen, wie denn auch Germanicus einen Mittelpunkt dieser Wäldler um Maden entdeckte, der hernach übrig geblieben ist als Chattien, Hassia, Hassen oder vielleicht richtiger geschrieben Heszen, d. h. Waldland, dessen Eckwinkel die Eider hinauf noch heisst Waldeck. Damit löst sich auch die Frage nach dem eigentlichen Stamme der Chatten. Es braucht im Laufe der Jahrhunderte gar nicht Ein Stamm gewesen zu sein, vielmehr spricht die heutige hessische Mundart dafür, dass wir es in Hessen, wie eben wohl schon im alten Chattien, mit einer ursprünglichen natürlichen Sprachgrenze wie Stammesgrenze zu thun haben, wo verschiedene Mundarten auf einander gestossen sind und sich in einander eingeschoben haben. Vom Norden her kamen cheruskische, angrivarische, amsivarische Einwanderer. Amsivarische sind durch ein bestimmtes Zeugniss nachgewiesen. Tacitus Ann. XIII, 55 f. erzählt zum Jahre 58 nach Christus: Die Ampsivarier kamen, von den Chaukern aus ihren Sitzen vertrieben, zu Dubius Avitus, dem von Paullinus eingesetzten Präfecten und baten um das Land, das eben von den Friesen zwangsweise hatte geräumt werden müssen und das, wie ihr Anführer Bojocalus sagte, einst von den Chamaven, dann von den Tubanten, endlich von den Usipetern besessen worden und jetzt herrenlos sei. Als dem Bojocalus dann das Land unter der Bedingung, die er stellte, abgeschlagen wurde und der römische Statthalter die benachbarten Stämme abhielt, mit den Waffen den Ansibariern zu helfen,

* Es ist oben zu 3. auseinandergesetzt, dass die natürliche Westgrenze der alten Chatten-Landschaft die östlichen Ausläufer des Suerlandes (Sugambriae) waren und noch die der Hessen sind.

** So kannte Drusus und Germanicus die Mattiaker noch nicht, die Tacitus nennt.

zogen diese vereinsamt zurück zu den Usipetern und Tubanten und von diesen vertrieben zu den Chatten und zuletzt zu den Cheruskern, bis sie auf langem Irrzuge als Gastfreunde, Bettler und Feinde in ihrer waffenfähigen Mannschaft im fremden Lande niedergehauen, im unkriegerischen Alter aber als Beute vertheilt waren. Dies waren also Emsbewohner, welche wahrscheinlich ihre Namen auf ihrer Wanderung auch nach dem heutigen Nassau, dem alten Lande der Usipeter an der dort fliessenden Ems (mit Badeort Ems), von da in's Madener Land, wo auch eine Ems fliesst, getragen und bei Marburg im Namen des Ortes Anzenfahr, wie es in alten Urkunden heisst und in dessen Nähe auch ein Emsdorf liegt, eine Spur von sich hinterlassen haben; ich kann wenigstens für den Namen des Dorfes Anzenfahr keine vernünftigere Ableitung finden. So wie hier die Ansibarier, so kamen auch gewiss andere germanische Einwanderer vom Norden in die Wälder an Fulda, Eder, Schwalm und den Nebengewässern, in deren Thälern zahlreiche Orte liegen, die in ihren Namen an niederdeutsche Herkunft erinnern. Ebenso werden über die niedere Wasserscheide zwischen Wetterau auf der einen Seite und Lahn- und Schwalmgegend auf der andern Seite Einwanderungen in die letztere vom Süden her stattgefunden haben, nur ohne dass bei der in dieser Zeit noch sehr verwandten Mundart der verschiedenen germanischen Stämme in der Sprache grosse Verschiedenheiten vorgewaltet haben. Die heutige süddeutsche Volksmundart ist ja erst ein Gewächs späterer Zeit, ganz so wie auch der heutige hessische Dialect.

Von der in den Wäldern durch Einwanderung und natürliche Ursachen anwachsenden Bevölkerung war es nun selbstverständlich, dass sie bald wieder aus den Wäldern hinauswanderte in weitere urbar zu machende oder gemachte Gegenden und so finden wir denn vor Tacitus Zeit schon die Bewohner Chattiens theils hinausschwärmend nach der Wetterau bis in das Rheinthal, theils nach dem Osten in das Gebiet der Hermunduren hinüber, mit denen sie sich um Salzquellen streiten und dabei auch einmal unterliegen, viel früher schon nach der Batuva wandern, um hier unter einem neuen Landschaftsnamen der Batuver weiter zu blühen, und zu Tacitus Zeit selbst ihr Gebot auch über Cherusker und Foser, wahrscheinlich ihre Mutterstämme, bis zur Aller hin ausdehnen, so dass die Chauken im Osten im Bogen herum mit den Chatten grenzten.

Bei dem Eroberungszuge der Franken, zu deren Gesammtheit auch

die Landschaften gehören, in denen die Chatten wohnen, haben diese unzweifelhaft ein bedeutendes Contingent zu den in Gallien vordringenden Schaaren gegeben, wie ja 162 schon Chatten bis nach Gallien und Rhätien schwärmten, und einen andern grossen Theil scheinen im 6. Jahrhundert die Thüringen besiegenden Frankenkönige Chlotar und Siegbert in Thüringen angesiedelt zu haben, wo sie dem Hassegau den Namen gegeben, hier also schon das gequetschte t und das erweichte Ch in ihrem Namen aufweisend, welche Form sich in den Wäldern wahrscheinlich von dem cheruskisch mundartlichen „Chatten" aus sehr bald entwickelt hat.

Es sind auch wahrscheinlich Nachkommen der hessischen Ansiedler, die in den Ostfalen Karl dem Grossen unter Anführung des Hessi oder Hassio sich bald unterwerfend entgegentraten; haben doch gewiss die Cherusker ebenso gut Hessen als Rückwanderer unter sich aufnehmen müssen, als sie früher Auswanderer nach Hessen geschickt hatten und werden also auch die Ostsachsen hessische Niederlassungen unter sich gehabt haben!

Mit der Uebersiedlung von Hassen nach Thüringen und der Rückwirkung Thüringens auf den alten Hessen-Mittelpunkt hängt denn auch vorzüglich die heutige Beschaffenheit der hessischen Mundart zusammen,* es kommt aber noch hinzu, dass gerade da, wo das alte Marsenvolk im heutigen Waldeckischen und um Wolfhagen mit den Hessen zusammenstösst, in Fritzlar und Naumburg bis in die neueste Zeit Mainzer (süddeutsche) Herrschaft gewesen ist, so dass, wie sich regelmässig die Mundart des Volkes modulirt nach der Mundart der Herrschaft, namentlich in geistlichen Landesherrschaften, sich die Sprachgrenze zwischen Ungedanken und Mandern, zwischen Naumburg und Wolfhagen so scharf absondert. Weiter nach Osten zu, von Kassel ab, hat dann der Thüringische Dialect eingewirkt, wie denn mit 1130 auch das Landgericht Maden thüringisch wurde, mit der thüringischen Herrschaft Kassel aufkam, und die thüringische Herrschaft nach kurzer Unterbrechung mit dem Tode Heinrich's Raspe und dem Aussterben des Mannesstammes in Thüringen sich in den

* Die hessischen und thüringischen Redensarten entsprechen und decken sich geradezu bedeutend. So hört man bei den hessischen Bauern „etwas aus Hassart, aus Bosheit, Hassherz thun" ebenso wie in der Ruhla. cf. K. Regel, die Ruhl. Mundart. Weimar, 1868.

Nachkommen des weiblichen Stammes im Brabanter Hause selbständig in Kassel und Hessen von 1265 ab einrichtete.

Niederdeutsch ist im hessischen Dialect geblieben, nach Leineweberart zu reden, der Aufzug; die Erzählung durch das Praeteritum wie im Englischen ist niederdeutsch — der Oberdeutsche erzählt im sogenannten Perfectum: Da hab ich gedacht u. s. w. Der Hesse sagt, da dachte ich u. s. w. Der Hesse verschluckt nicht die Endsilben der Wörter wie der Schwabe, er sagt haben, wollen, nicht hab', wolle' u. s. w., und der Schwaben und Schwäbelnden Grenze beginnt erst an der Lahn und deren Zuflüssen, im oberen Thale der Fulda, Hersfeld aufwärts. Und hierher haben die Schwabeneinwanderung gebracht die vom Osten auf den zwischen Rhein und Donau liegenden römischen Grenzwall südlich von den Franken losdringenden Alemannen, die bei dem einstweiligen Vordringen jener Concurrenten nach dem mittleren und südlichen Gallien Raum erhielten, bis in alle nach dem Rheine zu mündenden Fluss- und Bachthäler: Main, Kinzig, Wetterau aufwärts bis in's alte Chattenland. Sie haben den Einschlag mit zur hessischen Mundart geliefert. Hier in der Wetterau, im Thal der Lahn, haben denn auch die besondern errichteten Gaugrafschaften Ober- und Nieder-Lahngau, wie im Thal der Fulda die priesterlichen Anlagen der Abteien Hersfeld und Fulda den Namen Chatten weiterhin auf lange Zeit beschränkt, wie die Thüringer von Osten her. Als Bonifacius vom Papst die erwähnte Vollmacht erhielt, das Christenthum in den betreffenden Gegenden zu lehren, waren schon die Nisteranwohner (Nistresi), Lahnbewohner (Lognai), Wetterauer (Wedravi), Grabfelder, Thüringer von den Hessen abgesondert. Sie haben eben Jahrhunderte lang eine untergeordnete Rolle gespielt, aber dann unter Philipp dem Grossmüthigen jedenfalls den Ruhm davon getragen, dass an ihren Namen vorzugsweise die Sicherstellung der Reformation sich anknüpft.

In der Mundart aber repräsentiren sie das eigentliche Mitteldeutsch, das mit der Reformation und Luther's Bibelübersetzung als classisch-deutsche Mundart die Herrschaft über die andern Mundarten davongetragen hat. In so fern schon im 6. Jahrhundert die Hassen durch ihre bis nach Merseburg, Sangerhausen, in's Mannsfeld'sche, wo Luther geboren ist,* reichende Ansiedelung in Thüringen, im Hasse-

* Vgl. Wenck, Hess. Landesgesch. II. Urkunde z. J. 979, worin die Ausdehnung des Hassegaues angegeben ist, S. 31.

zu mitgewirkt haben, die thüringische Mundart zu gestalten, haben die Thüringer hernach den Hessen gewissermaassen ihr eigenes Werk zurückgegeben, ohne indess den slavischen Singeton, der dem Thüringischen Volksdeutsch innewohnt.

Gehen wir nun für unseren Namen Chatten auf das Etymologische zurück, so haben wir bei der Voraussetzung, dass die hier angenommene Ableitung aus dem alten Wortstamm für den Begriff Holz und Wald richtig ist, 1) die alte niedersächsische Form Chatti = *Χάττοι*, 2) im Namen der Wäldler im Hauenstein im Schwarzwald die mittlere Form Hotzen mit der Quetschung des t zunächst in tz und 3) Hassi als neuere Form. Gerade so finden wir im Namen Preussen die alte Form Pruteni, Niederdeutsch; Prutzi vermittelnde Form mit der Quetschung des t, und die Form Prussi, Pruissen, Preussen als neuere. Eine Analogie hierzu finden wir noch in dem Namen der Grafschaft Katzenelnbogen, welcher, wie in der Einleitung auseinandergesetzt war, auch zur Herleitung von dem Namen Cattorum oder Catti Melibocus Veranlassung gegeben hat. Wenck in seiner Hessischen Landesgeschichte hat nun zwar mit Recht diese Ableitung ausführlich zurückgewiesen und die Herkunft des Grafen von Nieder-Katzenelnbogen an der Durst, an der das später erst gebaute so benamsete Schloss Katzenelnbogen in Nassau auf einem Hügel liegt, aus der Obergrafschaft Katzenelnbogen, das den Ausgangspunct für das heutige Hessen-Darmstadt geworden, zu beweisen gesucht, wonach denn der betreffende in Nieder-Katzenelnbogen sich anbauende Herr möglicher Weise seinen Namen von dem im Süden des Odenwaldes liegenden Berge Katzenbuckel, in dessen Nähe Erbach liegt und auch ein Ort Elnbogen vorkommt, haben kann.

Für uns kommen indess nur die verschiedenartigen, aber zu unserer Ansicht über die Anwendung des Lautverschiebungsgesetzes auf den Namen Chatten höchst passenden Schreibungen des Namens in Betracht. Es finden sich bei Wenck (Hess. Landesgeschichte an verschiedenen Orten) geschrieben 1102 Kazenellebogen, 1144—47 Cacenelenboge, 1219 Katzinellinbogen, 1287 Catzenelenbogen, 1259 *Katen*elnbogen (niederdeutsch), 1260 *Caccen*ellenbogen, 1267 *Ch*atzenelnbogen (vgl. Chatti), 1299 Catzeneln*bon*, 1301 Katzenelembogen, 1316 *Chatze*nelnbogen, 1326 Catzenelen*p*ogen, 1329 Katzenelinbo*ch*in. Die häufigste Schreibung ist Cazzenelnbogen. Einmal aber schreibt ein Caesarius, ehemals Abt des Klosters Prüm und hernach Mönch im

Cölner Kloster Heisterbach 1222 (Hontheim, Hist. Trev. T. I, p. 690, 696 und 698 wiederholt comites de *Cassen*elbogen (et Hoynsten = Hohenstein). Wenck a. a. O. I. p. 257.

Wieder eine absonderliche Schreibung ist in der Urkunde von 1216 *Zazzen*elnbogen. Und endlich in zwei von einem englischen König ausgehenden Urkunden 1294 heisst es in der einen: datum apud turrim Londin (dem Londoner Tower) Kazin*lug*bogen — in beiden lässt nämlich König Eduard von England den Grafen von Katzenelnbogen den Vasalleneid schwören — in der andern datum apud Westminster Kazin*elug*bogen. Der Graf, der darauf antwortete, wie es scheint in einer eigenhändig geschriebenen Urkunde, schreibt seinen Namen selbst Kazinlenbogen.

Wir haben hier ganz deutlich vor uns: 1. die niederdeutsche Aussprache des Wortes in Katenelnbogen; 2. die mitteldeutsche gewöhnliche in Katzenelnbogen und 3. die fränkisch-deutsche oder romanisch gemodelte in Kassenelnbogen, ganz wie etwa Chatti, Hatzen, chasser. Eben der Abt Caesarius schrieb auch, wie er sprach, Cassenelnbogen mit ss, wo es doch hätte mit zz geschrieben werden müssen nach der strengen Anwendung des Lautverschiebungsgesetzes auf den Namen. Um so weniger darf auch die Schreibung Hassi oder Hessi die Ableitung aus Chatti beeinträchtigen.

Betrachten wir uns nun noch etwas genauer, auf welchem Sprachgebiet der alte Name Chatti entstanden ist, so finden wir einmal noch heut zu Tage von der Bevölkerung an der Weser von Hannoversch-Münden abwärts das K so sehr nach dem Ch hin sprechen, dass man immer heraushört chonnte für konnte, Chunst für Kunst, Chönig für König im Anlaut; ebenso das plattdeutsche t für s und z des Hochdeutschen, also Katte statt Katze (cf. Kattenbühel, Hügel oberhalb Münden) u. s. w. Dabei findet sich ein Zusammenfliessen auch wieder des G-Lautes mit dem Ch, dieses Ch statt K dann aber auch wieder im Niedersächsischen gestellt vor Consonanten, wo wir diese im Hochdeutschen allein sprechen: Chlodwig alt statt Ludwig, Chlotar statt Lothar, Luther; Hrutansten in einer Urkunde bei J. Möser, O. Gesch. II, p. 23, 16, 14* für Rotenstein. Im Sauerländischen, also im Sugambernlande ferner finden sich Verdichtungen

* In einer Urkunde Karl's des Grossen von 804 steht einfach Rutanstein! Vgl. S. 131 zu Meygerhoun.

der vocalischen Laute, wie Egger statt Eier, mägen statt mähen, Riege statt Reihe, holländisch reek, Höchte statt Höhe, lichen (Geld) statt leihen, wichen statt weihen u. s. w. Ein auch für die Etymologie im Allgemeinen sehr interessantes Beispiel ist das Vorkommen des Wortes Queke in Westfalen für Vieh, volksmässig Vich, oder Vaih, wie gothisch vaihu, lateinisch pecus u. s. w. (siehe Möser, Osnabr. Gesch. I. S. 72, Anmerk. e: „Und wanne die stervet, so gebet sie in Maternian's Ehre öre beste weisse Kleed und öre beste Hofet Q u e k e s."* wo nebenbei festzustellen ist, dass das Wort Vich = Lebendes, lebende Sache im Gegensatz zur todten Sache, also zusammenhängt mit dem Stamm queck, quick lebhaft, Leben von sich gebend, lebendig, vivo, vixi, vic-tum, vivere leben (Latein) und sich so mitten im Osnabrück'schen Lande eine sehr alte Form unserer indogermanischen Sprachfamilie findet. Man vergleiche nun hierzu, was sich in Liebenauer Urkunden (Zeitschr. f. hess. Geschichte und Landeskunde, Heft 1 u. 2, 1868, S. 33 ff.) geschrieben findet: Vigent = Feind (auch eine ganz richtige ältere Form des Wortes), unverhogen für unverhauen, verzigen = verziehen, geschicht = geschieht, und man sieht, wie dieselbe Mundart im plattdeutschen Sprachgebiet rings um Hessen entweder das ursprüngliche Katten zu Chatten erweichen oder das ‚H' (Hessen) zu Ch verdichten konnte. Von Personennamen vergleiche man in dieser Richtung noch Mechtild für Mathilde, Wittechind und Wittekind, Eginhard und Einhard, und von Volksnamen die Form Chunni statt Hunni bei Auson. Claud. Eutrop. 2, 330 und Chuni bei Sidon. Apoll. Gregor. Turon. und Fredegar.

Auf der nord-östlichen Seite der Hessen bei Göttingen findet man die Eigenheit der dortigen Bewohner, dass sie kein K, sondern für K regelmässig G sprechen, woraus sich ebenfalls eigenthümliche Consequenzen für die nicht zu strenge Anwendbarkeit des Lautverschiebungsgesetzes ergeben. Wie würden die Göttinger Chatten gesprochen haben? vielleicht Gadden. Wie geneigt man aber im Osnabrück'schen für Verdichtung des h war, geht aus einer Urkunde hervor, in der Möser, Osnabr. Gesch. § 3, das lateinische mihi michi geschrieben ist. Hier kann möglicher Weise auch, wie eine kleine Abhandlung: „Zur ältern Geschichte der Stadt Marburg." Cass. Feierstunden, Beibl. zur Hess. Volksz. 1870. Nr. 51 (sonst Vilmarisch für die Nichtidentität

* Vgl. Kryetende tiende (kreischender Zehnte [Vieh]). Kampen, Geschichte der Niederlande. I, 120.

von Chatten und Hessen) ganz vernünftig ausführt, der Name der Cherusker aus dem alten Namen des Dorfes Heerse bei Willibadessen, Altenheerse, entstanden sein, von wo aus sich dann das Gebiet der Cherusker bis zu den Bückebergen am rechten Ufer der Weser und bis zum Harze ausbreitete; man denke sich nur den alten Namen Cherusi geschrieben. Liegt doch auch Herssebrok, Hertzebroek, Kerssenbroich in der Nähe.

Hiermit schliessen wir diese Untersuchung, um nicht das Material sich in's Unendliche ausdehnen zu lassen. Nach allen Gründen wird gewiss die Erklärung des Namens Chatten und Hassen oder Hessen durch „Waldländer," Wäldler, „Hotzen" eine genügende für viele Erscheinungen, welche bisher nicht wohl eingereiht werden konnten, und ein Licht auf noch andere dunkle Partieen der Namenerklärung zu werfen geeignet sein.

Wir haben es also mit ursprünglich niedersächsischen Stammestheilen zu thun, die colonisirend in die Wälder vordrangen und hier wohl auch mit suevischen, vom Süden her kommenden Stämmen zusammenstiessen, die alle nach dem gemeinsamen Wohnen im Waldlande ihren gemeinsamen Namen hatten, bis sich der Wald vor genauerer Kunde in seine einzelnen Sonderbestandtheile auflöste und der Name Chatten (nach platter Mundart) in der modernen hochdeutschen Form Hessen (nach der Form hêse für Gebüsch, Gestrüpp, Caesia silva, Heissi a. Ruhr, Heserwald [es gibt ja auch einzelne hochdeutsche Inseln im Niederland, wie der fränkische Harz eine solche aufweist]) auf dem Mittelpunkte hängen blieb.

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

---

## Die Sprache als Kunst von Gustav Gerber. Erster Band. Bromberg 1871, Mittler'sche Buchhandlung. H. Heyfelder.

Die Lehrbücher der Poetik leiden an verschiedenen Mängeln, welche nicht nur, wie wir glauben, von den meisten Lesern mehr oder weniger klar empfunden werden, sondern auch von der Kritik ausdrücklich als solche bezeichnet worden sind; ja, welche manche Verfasser selbst ziemlich naiv anerkennen, ohne doch den Versuch gemacht zu haben sie zu beseitigen. Wir heben hier zwei besonders hervor. Wenn es wahr ist, dass, wie Schiller sagt, „der Begriff der Poesie kein andrer sei, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben," oder, wie H. Gerber sich ausdrückt (S. 53—54), „die Poesie die Kunst des Gedankens sei, so dass sie Gedanken darstelle im Gedanken als ihrem Material:" so erscheinen gewisse Dichtungsgattungen, als da sind: Epigramme, Räthsel, Parabeln, Gnomen, Volkslieder, nicht als ebenbürtige Erzeugnisse mit dem Epos und dem Drama. Sind doch strengere Theoretiker (Aristoteles, Lessing, Gervinus) selbst geneigt, die gesammte Lyrik bei Seite zu schieben! Wenn zweitens Vischer die Sprache mit Recht das „blosse Vehikel" der Poesie nennt, als für welche nur „die Phantasie" selbst das Material sei, so erscheint die Annahme einer besonderen poetischen Sprache, deren Gesetze die Poetiken in der Lehre von den Redefiguren zusammenfassen, ungerechtfertigt, wie denn auch in der That nicht allein jede effectvolle, feierliche, gehobene, scherzende Rede, sondern überhaupt jede menschliche Rede, selbst die nüchternste Prosa und die tägliche Unterhaltung sich dieser Figuren bedienen. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat diese angedeuteten Mängel klar herausgestellt und gefunden, dass sowohl jene zweifelhaften Dichtungsarten als auch diese Redefiguren von der Poesie abzusondern und einer besonderen Kunst, der Sprachkunst, zuzuweisen seien. Die natürliche Frage, wie eine solche Kunst habe übersehen und erst von ihm entdeckt werden können, beantwortet H. Gerber in der Vorrede (S. IV.) dadurch, dass er auf die schwierige Abgränzung derselben und auf das weniger Auffallende ihrer Werke, die mehr der flüchtig vorüberrauschenden Rede, als der Literatur angehören, aufmerksam macht. (Siehe auch S. 43 und 44.) Er zeigt ferner (S. 79—97), dass frühere Forscher nicht allein das künstlerische Element in der Sprache geahnt und auch hervorgehoben haben, sondern sogar geradezu bis zu einer Anerkennung der Sprachkunst fortgeschritten sind. Hier sind besonders Aristoteles, Lessing, Herder, Hegel, Vischer, Solger, Thiersch, Thrandorff, Kahlert zu nennen. Keiner von diesen hat es aber zu einer vollständigen Klarheit und Sonderung gebracht, keiner

hat den letzten, entscheidenden Schritt gewagt. Diesen Schritt hat H. Gerber, nach unserer Ueberzeugung mit vollem Recht, gethan und seine schwierige Aufgabe mit grossem Scharfsinn und mit der Benutzung eines reichen Materials, welches ihm seine ausgedehnte Belesenheit an die Hand gab, glücklich gelöst.

Wir geben nach diesen einleitenden Bemerkungen eine gedrängte Uebersicht über den Inhalt des Buchs — freilich bloss Bruchstücke aus dem Ganzen, und hauptsächlich in der Absicht, dem Leser einen Vorgeschmack zu geben und, um in dem trivialen Bilde zu bleiben, seinen Appetit auf das Buch selbst zu reizen. Dasselbe beginnt mit einem allgemeinen Theile, der in zwei Unterabtheilungen „von dem System der Künste“ und „von der Sprachkunst im Besonderen“ zerfällt. Das Wesen der Kunst findet H. Gerber im Anschluss an Kant's Kritik der Urtheilskraft in einer Freude bringenden Thätigkeit, welche eben nur dies will: Freude bringen, weshalb die Kunst auch nicht mit Unrecht als ein Spiel bezeichnet worden ist. Unser Verlangen nach Freude beruht aber darauf, dass das Leben an sich selbst der Schmerz ist. In der Kunst lösen sich die Disharmonien der Erscheinungswelt; sie erfasst das Dasein als ein dem Menschen analoges. Freilich ist diese Freude nur die Freude an der Form, am Schein der Erscheinung (Schönheit); aber dieser Schein ist das einzige Licht, aus welchem uns die Wahrheit entgegenleuchtet ohne uns zu blenden. Hiermit sind die Gränzen der Kunst bezeichnet. Die Seele des Menschen kann nichts Höheres hervorbringen, als sich selbst; sie findet auch in der Erscheinungswelt nur das ihr Entsprechende und entnimmt aus derselben daher nur wieder sich selbst in Gestalt eines Materiellen. Dennoch ist sie kein leeres Gaukelspiel im Vergleich zu den anderen Ideen; denn auch die Wahrheit ist nur eine menschliche, und auch das Gute ist das Gute nur für uns. Wenn so die Kunst für Alle ist, wie das Gute und das Wahre, so sind auch Alle Künstler, freilich in verschiedenem Grade. Das Geniessen eines Kunstwerkes ist ebenso wenig ein rein passives Verhalten, wie das Schaffen ein rein aktives. Wenn aber Alle Künstler sind, so kann der Einzelne als solcher die Kunst nicht hervorbringen, sie besteht und gewinnt Form nur durch die Betheiligung Aller. So wenig aber das vollendetste Kunstwerk die Idee der Kunst vollständig enthält, so wenig ist der Eintritt in die Sphäre der Kunst da zu verkennen, wo von den höchsten oder reinen Kunstforderungen nicht die Rede sein kann. Was den Ursprung des Kunstwerkes näher angeht, so ist es, wie schon angedeutet, der von dem Thiere nicht gefühlte Schmerz über die Inkongruenz der Natur, welcher uns zur Darstellung einer kongruenten Natur treibt. Jener Schmerz und seine Befriedigung tritt aber erst ein, wenn das Individuum sein sinnliches Bestehn als solches der Aussenwelt gegenüber gesichert hat. Ebenso ist es mit den andren Bethätigungen der Freiheit des Menschen in Wissenschaft, Gesetz, Religion; sie entspringen aus der Entzweiung und treten erst später im Bewusstsein hervor. Damit die Seele sich ausspreche, bekleidet sie sich mit einem Leibe, einem Stoffe, und diesen entnimmt sie der Natur. Sie schafft sich eine vermenschlichte Welt, welche mit ihr sympathisirt. Hier übernimmt nun das Genie, der schaffende Künstler, die Interpretation. Man kann sich vorstellen, die Natur reize zur Nachahmung, und so entstehe die Kunst; man kann aber ebensowohl sagen, dass ein Kunsttrieb der Seele innewohne, welcher sie nöthige, zu schaffen. Eine Gliederung der Künste gewinnt der Verfasser durch gleichzeitige Berücksichtigung der Thätigkeit der Seele und des Materials. Da die Künste nur für die beiden Sinne des Auges und des Ohres vorhanden sind, so ergeben sich zwei Gruppen von Künsten. Die erste umfasst die Künste für das Auge, die Künste des Raumes, in denen die äussere Welt durch das Licht verinnerlicht wird. Es sind: 1) die Architektur, in der die Seele als zusammenfassende Einheit, die Natur als Vielheit der Massen sich kund giebt. 2) Die Skulptur, in

der die Seele als gliedernde Einheit, die Natur als organisirte Masse erscheint. 3) Die Malerei, in der die Seele als wesentliche Einheit, die Natur als Schein der Masse auftritt. Die zweite Gruppe enthält die den obengenannten parallelen drei Künste für das Ohr, in denen die innere Natur der Welt, wie des Menschen sich in der Zeit durch den Schall veräusserlicht. Es sind: 1) Die Tonkunst, deren Gestaltungen die Zahl beherrscht: 2) die Sprachkunst, in der durch das Wort eine Gliederung des Tonmaterials eintritt; 3) die Dichtkunst, in der die Sinnlichkeit, wie in der Malerei, nur noch Schein, das Wort nur noch Zeichen ist, welches bedeutet. Die Aehnlichkeit zwischen Baukunst und Tonkunst, zwischen Malerei und Dichtkunst ist auch sonst schon bemerkt worden; die Kunst des Bildhauers blieb aber ohne eine entsprechende Kunst. Diese Lücke ist jetzt ausgefüllt. Im Folgenden wird dann das Gebiet der Sprachkunst näher begränzt: 1) Durch Unterscheidung von der gewöhnlichen Rede der Bedürfnisse, so zu sagen, der Prosa der Sprachkunst, wie man in der Literatur die Prosa (in engerer Bedeutung: ungebundene Rede) in weiterer Bedeutung als Gegensatz zur Kunst der Poesie gegenüberstellt. 2) Durch Unterscheidung von der Poesie. „Es fällt bei der Dichtkunst das ganze Gewicht auf die Dichtung, Erdichtung, Verwandlung, Umschaffung der Erscheinungswelt, die Gedankenverschlingung, den Gedankenkampf; bei der Sprachkunst auf die Vollkommenheit der Darstellung eines Seelenmoments durch die Sprache; der Dichter erfindet Verwicklungen, Lösungen, Umstände, Lagen, giebt eine Weltanschauung; der Sprachkünstler erfindet Wörter, Satzformationen, Figurationen, Sprüche, giebt das Abbild eines Lebensmoments der Seele." „Bei der Poesie ist die Sprache nur die zweite nach Aussen gekehrte Hälfte des Materials, der Stoff, in welchen sich das bestimmte Denken nothwendig kleidet, um vollständig zu sein und zu erscheinen — bei der Sprachkunst dagegen ist die Sprache das ganze Material." „Was bisher zur Lyrik gerechnet wurde ohne doch mehr zu geben, als Abbildung eines einzelnen Lebensmomentes der Seele, ziehen wir zur Sprachkunst. Diejenige Lyrik hingegen, welche eine Vielheit von Empfindungen und Gedanken behandelt und diese Mannichfaltigkeit zur Einheit eines Gedankens oder einer Empfindung abschliesst, halten wir für eine der Epik und Dramatik gleichberechtigte Dichtungsgattung." Aus der didaktischen Poesie, welche der Verfasser, wie man schon aus einem der früheren Sätze schliessen kann, in Schutz nimmt, ist Spruch, Epigramm, Gnome, Sprüchwort und Aehnliches zur Sprachkunst zu ziehen. 3) Durch Unterscheidung von der Redekunst, die der Verfasser aus der Reihe der schönen Künste ausschliesst. Die Beredsamkeit ist ein Geschäft, welches, wie jedes andre, mit mehr oder weniger Strenge und Gewissenhaftigkeit getrieben wird. Die Werke der Sprachkunst (die Redefiguren) werden von ihr in ähnlicher Weise verwandt und benutzt, wie bei der Darstellung von Werken der Dichtkunst geschieht. Nachdem der Verfasser noch über die Anerkennung der Sprachkunst bei früheren Forschern gesprochen (siehe oben), sondert er die Sprachkunst in drei Gruppen, welche den drei Gattungen der verwandten Kunst, der Plastik, entsprechen: Die Werke, welche innerhalb der Sprache selbst zu erkennen sind, obwohl sie als Werke der Kunst dort nicht mehr hervortreten (die Sprache als Kunst); die selbstständigen Werke der Sprachkunst (Sprachkunst in ihrer Selbstständigkeit); die Werke der Sprachkunst, welche der Künstler mit grösserer oder geringerer Absichtlichkeit und Reflexion als Schmuck verwendet (die Werke der Sprachkunst im Dienste der Sprache). Die Unselbstständigkeit ist der ersten und dritten Abtheilung gemeinsam; doch ist dort die Vereinigung von Sprachkunst und Sprache eine unmittelbare, naive, hier eine vermittelte, reflektirte; dort ist die Kunst aus einer bisherigen Verkennung hervorzuziehen, hier haben wir es mit einem bewussten Schaffen zu thun, welches deshalb auch schon immer als ein künstlerisches bemerkt worden ist. Diesen allgemeinen Theil schliessen einige

Andeutungen über die Geschichte der Sprachkunst. Die Sprache als Kunst gehört der vorhistorischen Zeit an; die Stätte der selbstständigen Werke der Sprachkunst ist besonders der Orient. Erst eine reifere Weltanschauung führt zur Poesie. Nach den sogenannten klassischen Perioden der Literatur tritt eine Erschlaffung ein, in der die Sprachkünstler die Gedankeneroberungen der Dichter als Sprachstücke in den allgemeinen Sprachschatz hineintragen. Sprachkunst endet so, wie sie begann, als Indifferenz zwischen Prosa und Poesie.

Von dem besonderen Theil enthält der vorliegende erste Band den ersten Abschnitt: Die Sprache als Kunst. Zunächst wird von dem Ursprung und Wesen der Sprache gehandelt. Die neuere Sprachforschung (W. v. Humbold, Heyse, Lazarus, Steinthal, Max Müller), von der Ansicht ausgehend, dass der Ursprung der bestimmten, zeitlich gegebenen Sprache ebenso unbegreiflich sei, wie der des bestimmten Menschen, sucht die Sprache aus denjenigen Bedingungen und im Einklange mit ihnen, welche uns sonst über die Natur des Menschen bekannt sind, zu begreifen, während die ältere Forschung (Plato, Cicero, Rousseau, Süssmilch, Herder, Lessing, Fichte) von der Ansicht ausging, dass ein bestimmter zeitlicher Anfang einer als fertig zu denkenden Sprache anzunehmen sei. Die Frage wurde so eine Frage nach dem übernatürlichen (Offenbarung Gottes) oder natürlichen (Erfindung des Menschen) Ursprunge der Sprache. Wurde der letztere angenommen, so entstand wieder die Frage, ob sie eine nothwendige Entwicklung der Menschennatur (*φύσει*) oder ein Product der menschlichen Freiheit (*θέσει*) sei. Diese letztere Frage ist nach dem Verfasser dahin zu beantworten, dass sie durch die Wechselwirkung beider entstanden ist, und dass deshalb auch nichts hindert, sie als göttliches Geschenk zu fassen. Wie durch den Process der Wechselwirkung die Entwicklung des Menschen überhaupt zur Reife gebracht wird, so vollzieht sich durch eben diesen Process auch die Entwicklung des Menschen von der Natursprache, in welcher ein Minimum des Ich sich betheiligt, bis zur Sprache als Kunst, welche den Menschen wesentlich ausspricht. Denn alles, was vom ganzen Menschen ohne Nöthigung von aussen her geschaffen wird, ist Kuust; daher entspringt also die Sprache dem Kunsttriebe des Menschen; dadurch, dass unser Geist sich erschafft in der Sprache, wird er selbst erst in Wirklichkeit. Da alle Thätigkeit des Geistes durch das Medium der Sinnlichkeit hindurchgeht, so bedarf es der Sprache nicht nur zur Darstellung, sondern auch zur Bildung des Innern. Als natürliche Vorstufen der Sprache erscheinen Gesten und unartikulirte Töne. Der Ton ist aber nur im Stande, den Seelenakt in allgemeiner Weise und in einem andren Material wiederzugeben; er ist nur ein Bild. Wir fassen also nicht Dinge auf oder Vorgänge, sondern Reize; wir geben nicht Empfindungen wieder, sondern Bilder von Empfindungen. Wir kommen durch die Wechselwirkung unsres Geistes mit unsren Lautäusserungen zu einer Entwicklung, die uns von dem Naturleben entfernt und in eine künstliche Welt versetzt, welche Wahrheit und Gültigkeit nur für uns beanspruchen kann. So entwickelt die Sprache den Menschen nicht nur, sondern sie begränzt ihn auch. Bei den Empfindungslauten, welche Gehörswahrnehmungen betreffen, kann von einer Schallnachahmung (Onomatopoeie) die Rede sein, bei denen, welche Eindrücke der übrigen Sinne wiedergeben, nicht, — hier wird nur ein Analogon des Natürlichen (nach Humboldt ein Symbol) geschaffen. Weil die wahre Natur des Wortes als eines Kunstwerkes (dies erst im Symbol) nicht erkannt wurde, liess man häufig die artikulirte Sprache unmittelbar aus diesen Lauten hervorgehn; man liess die Freiheit, die bei der Bildung des Wortes thätig ist, ausser Acht, eine Freiheit, die den Naturlauten abgesprochen werden muss. Während die Seele bei der Hervorbringung derselben an das einzelne Objekt gebunden war, welches sie wahrnahm und von dem sie ein Merkmal auffasste (Wahrnehmung), empfängt sie an dem hervorgebrachten Laute eine

neue Wahrnehmung, welche allgemeiner ist. Sie stellt das Object sich auf ihre Weise hin und lernt es in dieser Form kennen (Vorstellung), wodurch für das Bewusstsein der Gegensatz des Subjects zu der objectiven Welt sich herausbildet. Wenn so der Mensch die Individuen in Genera verwandelt, so muss er seine Unfähigkeit zugestehn, das Individuum, d. h. die Wirklichkeit zu erkennen. Das Vorstellungsbild ist verschieden von dem Lautbilde des Empfindungslautes, es ist eine Ausführung, an welcher sich die Seele mit eigener Kraft betheiligt, das Material des Empfindungslautes wird geformt, artikulirt, es ist ein Bild, wie die Seele sich es eingebildet hat. Es wird ein Innenbild dargestellt durch ein Aussenbild, d. h. ein an sich Allgemeines, welches doch als besonderes gemeint wurde, wird dargestellt durch ein anderes besondere, welches doch an sich ein Allgemeines bezeichnet. Der so gebildete Laut ist demnach Symbol, und der Mensch betritt, indem er ihn hervorbringt, das Gebiet der Kunst auf der Stufe der unbewussten Symbolik. Die Sprachwissenschaft nennt diese Laute Wurzeln.

Wir haben bis hierher, bis zum Nachweis des Kunstcharakters der Sprache, die Gedankenentwicklung selbst anzudeuten versucht und beschränken uns von nun an auf die Angabe der Kapitelüberschriften, der Themata der Entwicklung. Es folgen zunächst Untersuchungen über Gestalt, Lautmaterial der Wurzeln, über ihre Fähigkeit der Mittheilung zu dienen (Pronominalwurzeln); über die Symbolik der Laute mit Berücksichtigung und Kritik der Ansichten von Curtius, M. Müller, Renan, Pott, Steinthal, Schleicher, Bopp, Humboldt, Grimm, Heyse, Vernaleken, Bernhardi, Götzinger und Andren. Es wird sodann die Bedeutung der Wurzel als Satz und Bild entwickelt, die Erzeugung der Wörterklassen und der Beziehungsausdrücke und die wahrscheinliche Reihenfolge in der Bildung dieser Formationen nach Steinthal und Curtius, der Fortschritt in der Entwicklung der Seelenthätigkeit zum Urtheilen und zur Begriffsbildung durch die Formirung des Satzes, ferner die Bezeichnung des Unsinnlichen besprochen und nachgewiesen, dass die Bedeutung der Worte weder individuell, noch allgemein, sondern bildlich ist. Im sechsten Kapitel wird unter Andrem von der Sprache als Mittel, von der sogenannten inneren Sprachform, von der Sprache des Bedürfnisses, der Mittheilung, der Prosa, der Poesie gehandelt. Die Sprache an sich ist Verwirklichung des menschlichen Erkennens durch fortgesetzte Kunstschöpfungen; als Bild des Menschen vereinigt sie in sich sinnliche und geistige Natur, stellt nur eben dieses Mittlere dar und hat hieran ihre Gränze; sie bezeichnet ungenügend das Sinnliche, wie das abstrakt Geistige. Der Kunstcharakter der Sprache bedingt die gesammte Entwicklung des Menschengeistes, namentlich in der Wissenschaft. Im siebenten Kapitel wird erörtert, wiefern Lexikon und Grammatik als Darstellung der Technik der Sprache zu betrachten sind, und inwiefern die Verwirklichung der Sprachkunst durch die Natur (Verschiedenheit der Sprachen), ihre Entwicklung durch die Geschichte der Sprachen und ihre Entfaltung durch den usus bedingt ist. Im achten und letzten Kapitel folgt die Betrachtung des Wortes: A. Nach seiner Bedeutung und deren Wandel, d. h. von den Tropen. Möglichkeit einer Bedeutungslehre, der Wandel der Bedeutung; alle Wörter sind von Anfang an Tropen; die Tropen als ästhetische Figuren; die sogenannte eigentliche Bedeutung der Wörter; die Synekdoche in der Sprache; die Metapher bei dem Nomen, in der Bezeichnung des Geschlechts, bei den Formwörtern; die Metonymie im Gebiete des Unsinnlichen, die Katachrese. — Wir bemerken, dass der Verfasser diese Ausdrücke hier natürlich nicht in dem gewöhnlichen Sinne gebraucht, wonach sie zu den absichtlichen Kunstschöpfungen gehören (von diesen wird im dritten Abschnitt, die Sprachkunst im Dienst der Sprache, die Rede sein), sondern in einem erweiterten. Denn nach seiner Theorie sind alle Wörter Tropen, entweder Synekdochen oder Metaphern oder Metonymieen. So nennen wir z. B. den Ausdruck „Haar der Bäume“ bei

Schubert einen bildlichen für den eigentlichen: „Laub der Bäume," obwohl Laub von linban, tegere nicht weniger bildlich ist. — B. Nach seinem Lautkörper, von den grammatischen Figuren phonetischer Art. Die Kunsttechnik der Sprache vom Standpunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft, der historischen Grammatik, eines als feststehend angenommenen usus aus. Die grammatischen Figuren; vitium et virtus orationis, Euphonie und Kakophonie, Hiatus, Gleichklänge, Mundarten, Idiotismus, Fremdwörter, Lehnwörter, Archaismen und Neologismen; Terminologie und Betrachtung der etymologisch-grammatischen Figuren. — C. Nach seinen Beziehungen; von den syntaktisch-grammatischen Figuren. Analogie der Sprachformationen in der Etymologie und Syntax. Begriff und Terminologie der syntaktischen Figuren, Pleonasmus, Ellipse, Enallage mit ihren Unterarten.

So weit der Inhalt des Buches. Wir erachten es als ein nicht unbedeutendes Verdienst desselben, dass es in einen bestrittenen und unklaren Punkt der Aesthetik Klarheit gebracht hat. Die Untersuchung über die Anfänge der Sprache gehört gewiss zu den schwierigsten wissenschaftlichen Problemen, und es hat uns hier die Methode des Verfassers besonders angesprochen, welche, weit entfernt einen falschen Schein der Originalität zu erregen, sich im Gegentheil mit Interesse, man möchte sagen, mit Liebe in die Ansichten der früheren Forscher von den Griechen an bis in die neueste Zeit vertieft und überall das Körnchen Wahrheit, welches sie nach der Ansicht des Verfassers beigetragen haben, hervorsucht. Dabei weiss Hr. Gerber mit grosser Schärfe überall den schwachen Punkt herauszufinden, um zuletzt seine eigene Ansicht zu begründen, welche nach des Referenten Meinung als eine für den heutigen Standpunkt der Wissenschaft gewissermassen abschliessende und definitive betrachtet werden kann. Die neuere Philosophie ist, nachdem sie eine Weile sich in dem von Hegel gegebenen Abschlusse befriedigt und an dem Ausbau seines Systems gearbeitet hatte, zu Kant's Ausgangspunkte zurückgekehrt und hat die Subjectivität alles menschlichen Denkens wieder stark betont (vergleiche Lange's Geschichte des Materialismus). Der Verfasser hat sich dieser Entwicklung, an welcher die Fortschritte in den Naturwissenschaften den gewichtigsten Antheil haben, angeschlossen, und er bezeichnet nach unserem Gefühle mit vollem Recht den Prachtbau der Hegel'schen Logik als ein Werk der Poesie. Nachdem die Sprachwissenschaft aus einer bloss den usus fixirenden zu einer vergleichenden und historischen sich emporgeschwungen hat, ist heut statt einer Kritik der reinen Vernunft eine Kritik der Sprache zu schreiben, und das vorliegende Werk ist ein werthvoller Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe. Ein andres Verdienst des Buches ist sodann, dass es (der zweite Theil soll einen Index enthalten) ein bequemes Nachschlagebuch für die Redefiguren zu werden verspricht, ein Buch, in welchem dieselben mit einer unsres Wissens nach noch nicht vorhandenen Vollständigkeit behandelt werden, wobei ausser dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen, auch namentlich das Französische und Englische — aber auch Sanskrit, Hebräisch, Spanisch, Italienisch und noch andre Sprachen Berücksichtigung gefunden haben. „Man wird sich vielleicht wundern," sagt H. Gerber in der Vorrede S. V, „dass wir auch bei vielleicht schwachen und dürftigen Figuren- und Tropensammlern, Rhetoren u. s. w. uns aufhalten. Zunächst ist darüber zu bemerken, dass im Ganzen doch viel mehr Genauigkeit, Scharfsinn, Liebe in der Betrachtung der Sprache von jenen Alten bewiesen wird, als man nach den geringschätzigen Reden mancher Neuerer erwarten sollte. Ferner ist zu bedenken, dass nur ein möglichst genauer Anschluss an die alte Ueberlieferung uns vor völliger Verwirrung in diesen Dingen bewahren kann. — Dass eine Menge des Ueberlieferten in Wegfall kommen kann, dass Andres genauer zu bestimmen ist, versteht sich von selbst — aber auch das wird erwünscht sein, dass sich in genügender Vollständigkeit bei einander findet, was festzuhalten und was aufzugeben räthlich scheint."

Sollen wir nun von Desideraten sprechen, so hat es uns der Verfasser allerdings nicht gerede leicht gemacht, indem er, wie er selbst erklärt, frei von dem Aberglauben an die Kraft von Titeln, Rubriken und wissenschaftlichen Kunstausdrücken und allen absoluten Abmachungen und logisch zugespitzten Definitionen abhold ist. Dieselben sind allerdings nur in der Mathematik an ihrer Stelle und haben zwar auch in der Wissenschaft des freien Geistes für den sondernden Verstand ihren Werth, können aber nie erschöpfend sein, da, wo es sich um organische Gebilde und um Kunstschöpfungen handelt. Der Verfasser verzichtet daher auf die Abrundung des Systems, wo er den Dingen Gewalt anthun müsste. Es scheint uns, als habe er sich die vorsichtige, zarte Weise Wilhelm von Humboldt's zum Muster genommen, der nie mehr sagt, als er verantworten kann, und sich so in seinen Behauptungen verclausulirt, dass er das, was ihm, wie er vermuthet, entgegnet werden könnte, irgendwie auch schon in den Kreis der Betrachtung gezogen hat. So könnten wir, z. B. bei dem Vergleich der Stellen, wo die Sprachkunst von der Poesie so unterschieden wird, dass die erstere nur einen Seelenmoment darstellt, und wo die Sprachkunst der Plastik, die Malerei der Poesie als analog bezeichnet werden, das Bedenken erheben, dass sowohl die Plastik als die Malerei nur einen Moment darzustellen scheinen: wir müssen aber, wenn einmal parallelisirt werden soll, die gegebene Parallele in der That als die beste anerkennen. So lässt sich ferner die Grenze zwischen der Sprache als Kunst und der Kunst der Sprache in dem Abschnitt über die Figuren und Tropen oft sehr schwer ziehn, da sich beide Gebiete nicht nur berühren, sondern das eine so zu sagen über das andre hinübergreift — der Verfasser weiss das natürlich am Allerbesten, — und man könnte in manchen Punkten andrer Meinung sein, wird aber anerkennen müssen, dass der Verfasser in jedem einzelnen Falle für seine Annahme triftige Gründe gehabt hat. Dass die Darstellung eine gewisse Breite hat, fühlt der Verfasser selbst, und er erklärt dieselbe daraus, dass seine amtliche Thätigkeit ein stetiges Arbeiten nicht erlaubte, so dass Spuren des öfteren Wiederanfangens und Sich-Hineinlebens entstehen mussten.

Wir scheiden von dem Verfasser mit dem Gefühl des Dankes, welchen wir ihm für die anregende Lectüre seines Buchs schulden, und mit dem Wunsche, dass es ihm, wie er versprochen, vergönnt sein möge, in Jahresfrist den zweiten Band zu liefern, welcher die selbstständigen Werke der Sprachkunst und die rhetorischen Figuren behandeln soll, und wollen zum Schluss nur noch ein paar flüchtige Bemerkungen über Einzelnheiten hinzufügen, welche dem Verfasser als Beweis dienen mögen, mit welcher Theilnahme wir seine Erörterungen verfolgt haben.

Auf S. 95 ist uns die Frage „Wer ist der Es?" nach der Anführung der Worte von Thiersch: „Es hat sich in den Worten gleichsam ein Vorrath von Formen und in der Rede ein Instrument gebildet, dessen Tasten der Geist berührt, und auf dem er die Melodien seiner Gedanken spielt," nicht recht verständlich. „Es" ist grammatisches Subject, also hier „ein Vorrath von Formen, ein Instrument." Oder steht bei Thiersch: „einen Vorrath," so dass „sich" Dativ wäre? — S. 405 steht zum Belege, dass Griechen und Römer nicht gern dieselben Consonanten in zwei aufeinander folgenden Silben lassen: „Im Lateinischen heisst es so plura*lis* (obwohl singula*ris*)." Wir würden die beiden Worte ihre Stelle vertauschen lassen, da wir wegen dualis die Endung lis für die gesetzmassige halten. — Auf S. 43 führt H. Gerber als Neologismus das Wort „wohlig" aus Göthe's Fischer an. „Ach wüsstest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund." Wir bemerken beiläufig, dass Schäfer (Göthe's ausgewählte Gedichte) Fischlein als Nominativ erklärt. Die Analogie von „wohl" scheint uns für den Dativ zu sprechen. — S. 452 lesen wir, dass guère bei Dichtern für guères stehe. Es verhält sich damit umgekehrt. Guères ist die alte, von Dichtern noch gebrauchte, Form, und das Wort musste zu avecques gestellt werden. —

S. 471 werden niveus videri (Hor. od. IV, 2) und λευκὸς ἰδεῖν (Plat. Phaedr. p. 253) mit „il fait beau voir es ist schön anzusehn" zusammengestellt als pleonastische Ausdrücke. Da die weisse Farbe mit den Augen wahrgenommen wird, so ist keine Frage, dass videri und ἰδεῖν Pleonasmen sind. Anders aber scheint es sich mit dem französischen Ausdruck zu verhalten, da beau ein allgemeines Urtheil ist, welches auch auf andere Eindrücke, z. B. des Ohres bezogen werden kann. Schlagen wir das Lexikon der Akademie nach, so steht unter „beau" il fait beau voir erklärt durch: il est agréable de voir. In den angeführten Beispielen: il fait beau voir deux armées se disposer au combat; il vous fait beau voir = vous avez bien mauvaise grâce à; il ferait beau voir (= il serait bien étrange, bien extraordinaire de voir) cet homme, réputé si sage, se livrer à une pareille folie, ist das voir nicht pleonastisch; auch nicht, wie uns bedünkt, in dem Beispiele des Verfassers: il me fait beau voir aller à la fontaine des fées, was doch nur heissen kann: il serait étrange de me voir aller à la fontaine des fées. — S. 473 ist aus Mätzner's Grammatik s'y prendre d'avance angeführt, um ein pleonastisches y zu belegen. Wir vermuthen einen Druckfehler bei Mätzner, da es uns nicht möglich gewesen ist, diese Redensart aufzufinden, und auch deren Bedeutung unklar ist. Bei s'y prendre bien, s'y prendre mal lässt sich von einem Pleonasmus des y reden. Mit avance verbindet sich prendre in der Redensart: prendre l'avance. — S. 474 wird aus Lamartine das „zum usus gewordene:" Ministre d'une monarchie en retraite, *sa* retraite *à lui* avait été une déroute als Beispiel des dat. eth. aufgeführt. Zum usus ist diese Redeweise allerdings geworden; sie dient aber einem andren Zwecke als der dat. eth. Im Französischen sind die pronoms personnels conjoints und die adjectifs possessifs wesentlich atona, und der Franzose kann nicht, wie der Deutsche, mein V a t e r und m e i n Vater durch den Ton unterscheiden. Der letzten Ausdrucksweise dient die Wiederholung des entsprechenden pronom personnel absolu im Dativ, so dass mein V a t e r durch mon père und m e i n Vater durch mon père à moi zu übersetzen ist. Will man den zweiten Ausdruck pleonastisch nennen, so ist nichts dagegen zu erinnern, einen ethischen Dativ vermögen wir aber hier nicht zu erkennen. — Auf derselben und auf der folgenden Seite wird von dem Pleonasmus gehandelt, welcher sich zeigt, wenn Substantiva durch ein folgendes Pronomen wieder aufgenommen und von Neuem bezeichnet werden. Hier werden als Beleg die Verse Voltaire's angeführt:

Louis, en ce moment prenant son diadème,
Sur le front du vainqueur il le posa lui-même.

Es liegt hier nahe, neben dieser Wiederholung des Subjects, welche die Grammatiker als einen Fehler ansehn, an den usus zu erinnern, welcher den hervorzuhebenden Accusativ des Substantivs, der in dem neueren Französisch nicht ohne Weiteres dem Verb vorangehen darf, wie im Deutschen und Englischen, zwar voransetzen kann, ihn aber durch das entsprechende pron. conj. nochmals andeuten muss, z. B. ta lettre, je l'ai reçue. — Auf S. 482 ist Einiges von dem epitheton ornans erwähnt, welches mehr der Kunst der Sprache, als der Sprache als Kunst angehört. Das Französische bietet hier, wie wir beiläufig bemerken, die interessante Erscheinung, dass das ep. ornans von den andern durch die Stellung unterschieden wird. Dasselbe steht nämlich vor dem Substantiv. Dies ist nach unsrem Dafürhalten der richtige Schlüssel zu der schwierigen Lehre von der Stellung des Adjectif. — S. 522 ist als Beispiel von concreten Verben, welche zu abstracten wurden, lat. stare, fr. être erwähnt. Da so das Missverständniss entstehen kann, als ob die Form être (essere) selbst von stare abzuleiten sei, so hätten wir lieber étais, étant, été angeführt gesehn. — S. 553 wird aus Le Sage als Beleg für den Gebrauch des Futurums statt des Präsens angeführt: Vous saurez que je suis fils unique d'un riche bourgeois. Wir möchten das saurez lieber durch: „il faut que vous sachiez" erklären. —

S. 568 wird für das *σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον* aus Chamfort angeführt: on a répété que, si Molière donnait ses ouvrages de nos jours, la plupart ne réussiraient pas. Der Plural des Verb nach plupart, allein oder von einem gén. du pluriel begleitet, ist unverbrüchliche Regel im Französischen, und wir würden in solchen Fällen, um sie von den selteneren und mehr ausnahmsweisen zu unterscheiden, wenn eine Autorstelle angeführt wird, eine Andeutung darüber oder nur ein kurzes Beispiel ohne Citat zu geben empfehlen. Dieselbe Bemerkung gilt z. B. auch für S. 536, wo Racine citirt wird, um ein Beispiel von der Verbindung eines pluralis majestatis (vous) mit dem Singular des Adjectiv (élevée) zu geben. Diese Verbindung, welche eine nothwendige ist, erscheint durch das Citat als auf gleicher Stufe stehend mit dem von dem Verfasser selbst als unsinnig bezeichneten: „der Herr Geheimerath sind nicht zu sprechen" und dem der Umgangssprache angehörigen nachlässigen you was statt you were. Für den mit der betreffenden Sprache nicht genau Bekannten können so leicht schiefe Vorstellungen entstehn.

Die typographische Ausstattung des Buches ist schön und der Druck correct. Von sinnentstellenden Druckfehlern ist uns nur S. IV „Kind" statt „Kunst" begegnet. In den griechischen Citaten stehen einige ` statt ´ in der Mitte der Wörter, so S. 79 *μὲτροις, λὲξις, λὲγω.* Wir bemerken ausserdem: S. 44 küntlerischen; S. 49 Phercydes; S. 54 *μὐθος*; S. 76 zugeschiebenen; S. 82 *οἶον*; S. 86 sont statt son; te statt the; S. 106 Totalilät; S. 113 Elemnet; S. 119 personel; S. 120 leur 'qualités; S. 121 language statt langage; S. 186 impositions statt imposition; S. 196 *Οἰδιπου*; S. 198 addoucissent; S. 262 steht in einem Citat aus Leibnitz: quoique je crois; S. 317 milles formes; S. 469 chargés des mots inutiles statt chargés de mots inutiles; S. 570 Narm statt Harm.

G. Weigand.

---

## Schwab und Klüpfel, Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. 4. Aufl. Leipzig, 1870.

Ein sehr brauchbares Buch, das die deutsche Prosaliteratur und die eingebürgerten Uebersetzungen prosaischer Schriften fremder Völker nicht nur dem Titel und dem Preise nach einzeln aufführt, sondern zugleich durch eine kurze Kritik jedes Buches dem Leser einen allgemeinen Fingerzeig über Inhalt, Form und Werth giebt. Bei Werken, die den Verfassern nur als empfehlenswerth, aber nicht aus eigener Lectüre bekannt waren, ist die orientirende Bemerkung weggelassen. Aufgenommen sind Werke über Philosophie, Theologie, Staatswissenschaften, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Literaturgeschichte, Kunst, ferner Biographien, Romane, Zeitschriften, Atlanten u. s. w. Alle rein wissenschaftlichen Bücher, die Fachkenntnisse voraussetzen, sind übergangen, da die Verfasser nur dem gebildeten Laien, Beamten, Lehrer, Arzte etc. einen Wegweiser bieten wollten. Ein solches Werk konnte nur von einem Bibliothekar verfasst werden, dem fast jede Erscheinung durch die Hände geht. Jeder Gebildete, namentlich in kleineren Städten und auf dem Lande, wird wohl thun, sich diesen Rathgeber anzuschaffen.

---

## Hermann Oesterley, Die Dichtkunst und ihre Gattungen. Mit einem Vorworte von Karl Goedeke. Breslau, 1870. 1 Thlr.

Das Buch zeichnet sich vor anderen Schriften über Poetik durch die feinsinnige, selbständig durchdachte Einleitung über das Wesen der Poesie und durch die reiche Sammlung von Beispielen aus, die in bequemer Weise gleich hinter jede einleitende Bemerkung über die einzelne Gattung gesetzt sind. In der vorzüglichen Poetik von Kleinpaul sind die Beispiele zu dem ersten Theile über die Dichtungsformen am Ende zusammengestellt; der zweite Theil über die Dichtungsarten entbehrt der Beispiele ganz. Für den Lehrer ist es oft unbequem, sich die Proben aus vielen Büchern zusammen zu suchen. Diesem Mangel hilft Oesterley vollständig ab, da er nicht nur weniger bekannte Gedichte, sondern auch die gewöhnlichsten Volkslieder aufführt. Indessen steht das Buch dem von Kleinpaul entschieden in der Behandlung des Metrums, der Versarten und des Reimes nach, die mit wenigen Bemerkungen abgefertigt werden.

Cottbus. Dr. Rothenbücher.

---

## Deutsche Gedichte zur deutschen Sage und Geschichte. Von H. A. Niemeyer. 2. verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1871. 8.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1844 und enthielt auf 250 Seiten 182 Gedichte, die vorliegende dagegen 286 Gedichte auf 452 Seiten; die Vermehrung ist also eine höchst bedeutende. Aber das Buch ist nicht bloss bedeutend vermehrt, sondern auch vielfach verbessert und verdient vollkommen die Empfehlung, die ihm im Vorwort Professor Jünst zu Theil werden lässt.

Die Wichtigkeit historischer Dichtungen liegt auf der Hand. Die meisten Menschen lernen von dem betreffenden Theile der englischen Geschichte mehr aus Shakespeare's Dramen als aus Geschichtsbüchern; wenn von Don Carlos, Jeanne d'Arc, der Königin Maria Stuart die Rede ist, so steht bei weitem mehr Menschen die Person vor Augen, wie sie Schiller vorführt, als wie sie in der Geschichte aufgetreten ist; wie viele giebt es, die bis an ihren Tod für Don Carlos schwärmen werden. Wollte aber da der Rigorist einwerfen, da sieht man ja gerade die Verkehrtheit, möchten nur nicht die Dichter historische Stoffe sich wählen, damit sie nicht falsche Bilder erzeugen, so darf man darauf antworten, dass, wenn sie es nicht thäten, Unzählige mit der Geschichte ganz unbekannt blieben und dass sie das unbestrittene Verdienst haben, nicht bloss die Leser und Hörer überhaupt zu erwärmen und zu erheben, sondern auch wieder in sehr, sehr vielen Menschen erst den Sinn für Geschichte, für grosse Personen und Begebenheiten der Vergangenheit zu erwecken. Die historischen Dramen stehen da oben an; aber die Ballade ist auch von ganz besonderer Wichtigkeit. Eine Dichtung, wie Schiller's Graf von Habsburg, prägt, sagt mit Recht das Vorwort, dem jungen Gemüth eine unvergängliche Theilnahme für den Kaiser Rudolf ein, und das ist gewiss zu schätzen, selbst wenn der geschichtliche Rudolf auch kein solcher Verehrer der Sänger gewesen sein sollte, wie es der Rudolf des Dichters ist. Gewiss, kleine Abweichungen von der wirklichen Geschichte nimmt man gern von dem Dichter an, die Erkenntniss solcher Irrthümer wird ja gerade der Jugend unserer höheren Schule leicht; nur muss nicht geradezu in den wichtigsten Punkten die geschichtliche Wahrheit umgestossen werden, da wird die oppositionelle Kritik bei ihr zu laut und stört

allen poetischen Genuss. Sonst aber, wie lebensvoll tritt uns die geschichtliche Person in der Ballade entgegen, um wieviel anschaulicher als sie der geschichtliche Unterricht der Jugend darstellen kann. Dann ist auch das geschichtliche Lied von grosser Wichtigkeit. Von der mächtigen Empfindung, welche eine grosse That oder Zeit in dem empfänglichen Gemüth des Dichters erregte, geht ein guter Theil in das Gemüth des Lesers über; dies historische oder, wenn man will, politische Lied weckt nicht bloss den vaterländischen Sinn, sondern fördert überhaupt die ideale Richtung.

Die Zusammenstellung von Balladen also und verwandten Dichtungen, welche Bezug auf die deutsche Geschichte haben, ist ein verdienstliches, nützliches Werk und hat für die Schule den besonderen Werth, dass der Unterricht in der deutschen Geschichte durch die Benutzung desselben belebter wird und es einen reichen Stoff für die Recitation im Wechsel mit nichtgeschichtlichen Poesien bietet. In diesem Sinne ist auch diese Sammlung ein Schulbuch zu nennen und bei dem Fleisse des Herausgebers in der Herbeischaffung des Materials, der Richtigkeit des Urtheils in der Sichtung und Zweckmässigkeit der Anordnung den Schulen zu empfehlen. Gerade jetzt aber wird diese Sammlung geschichtlicher Gedichte auf Anerkennung rechnen dürfen, wo durch den mächtigen nationalen Aufschwung, die staunenerregenden Errungenschaften auf dem politischen Gebiete der Mehrheit die historische Welt anschaulicher und theurer geworden ist, wo in dem deutschen Reiche dem deutschen Volke das historische Leben in dem Reichthum seiner Blüte verkörpert entgegentritt.

Die Vorzüge des Buches im Allgemeinen sind schon vom Ref. angegeben; auf die besonderen Vorzüge der zweiten vor der ersten Auflage wird weiterhin einige Male hingewiesen werden. Da nicht zu bezweifeln ist, dass eine dritte Ausgabe nicht lange wird auf sich warten lassen, so erlaubt sich Ref. dem Herausgeber seine Ansicht über einige Punkte vorzulegen; der Herausgeber wird daraus das Interesse, welches Ref. für seine Arbeit hat, erkennen. Das ganze Material ist nach vier Eingangsliedern, die das deutsche Volk und die deutsche Sprache feiern, in vier Abschnitte getheilt, ältere Zeit, Mittelalter, neuere und neueste Zeit; die neueste beginnt mit dem Juli 1870; aber warum beginnt das Mittelalter mit Karl dem Grossen? Unter der deutschen Geschichte begreift der Verf. nur die politische Geschichte. Mancher Leser hätte es vielleicht gern gesehen, wenn der Begriff weiter gefasst, auch ein Stück Culturgeschichte hereingezogen wäre. Das richtige Maass zu treffen, ist freilich schwierig, alle die deutschen Helden auf dem geistigen Gebiete lassen sich nicht vorführen; aber die Dichterheroen, die eigentlichen Repräsentanten des innern Volkslebens, vermisst vielleicht Mancher. Nicht störend würde z. B. in der Sammlung Geibel's schönes Gedicht Sanssouci sein. Und ganz consequent ist sich der Herausgeber auch nicht geblieben. Gedichte auf Berthold Schwarz und Gutenberg sind aufgenommen. Allerdings lässt sich dafür sagen, dass ihre Erfindungen auf die politische Geschichte den sichtbarsten Einfluss haben. Aber Nr. 104 führt uns auch Heinrich Frauenlob vor. — Die erste Ausgabe hatte nur den Titel: Dichtungen zur deutschen Geschichte; der Begriff der deutschen Sage, welches Wort die zweite Ausgabe in den Titel aufgenommen hat, ist hier nicht in dem gewöhnlichen Sinne genommen; das, was wir meist unter deutscher Sage verstehen, ist nicht berührt; von Sigfrid, dem Burgunden, dem deutschen Etzel, dem sagenhaften Theodrich, ist keine Rede. Dagegen sind bei Karl dem Grossen Uhland's beide Rolandslieder aufgenommen; Ref. hätte gern gesehen, wenn Karl's Meerfahrt von Uhland, welches die erste Ausgabe enthält, nicht ausgelassen wäre: es gibt ein so schönes Bild von der majestätischen Grösse des Kaisers. Was gar keine Beziehung auf Deutschland hat, ist ausgeschlossen; demnach würde Ref. rathen, in der neuen Ausgabe Nr. 11, eine Legende von St. Alban, zu übergehen.

Das Arndt'sche Vaterlandslied (1. Ausg. Nr. 2) und Schenkendorf's Muttersprache (Nr. 5) fehlen in der neuen Auflage; Ref. vermisst sie ungern, weniger das Fischer'sche Lied „Die alten Deutschen" (Nr. 6). Das Klopstock'sche Bardiet „Siegesgesang nach der Hermannsschlacht" bringen beide Ausgaben; es würde schwerlich von Jemandem vermisst werden. Das Gedicht Nr. 15 1. a, „Schlacht bei Zülpich" von Schier, hat viele ästhetische Mängel, die Vertauschung mit dem Simrock'schen Gedichte (2. Asg. Nr. 19) ist nur zu billigen; weshalb dagegen statt des Streckfuss'schen Gedichtes (Nr. 19) „Pipin der Kurze," welches volksthümlich geworden ist, das von Baur (Nr. 25) aufgenommen, sieht Ref. nicht ein, höheren dichterischen Werth kann er ihm nicht beilegen. Statt des Gedichtes von F. Schlegel „Karl der Grosse" (Nr. 20) finden wir jetzt ein Gedicht von Ortlepp (Nr. 25), dessen fortlaufende Anaphora nicht gefällig klingt. Der Auslassung des Fouqué'schen Aufrufes der Sachsen (Nr. 21) wird jeder Leser seine Zustimmung geben. „Der Stab des heiligen Bonifacius" findet sich in beiden Ausgaben; dies Ferrand'sche Gedicht ist eine reine Legende, und da diese dem Zwecke des Buches fern liegt, würde Ref. zur Streichung rathen. — In die zweite Ausg. ist aus der ersten Nr. 26 „Karl's Krönung" von Oebeke mit Recht nicht übergegangen, ebenso Nr. 28: „Heinrich der Vogler" von Conz, für dies ist das Gedicht von Vogl Nr. 43 aufgenommen. Diese reine Fabel von Heinrich's Vogelfang kann doch für die Jugend keinen poetischen Werth haben, und da Vogl noch dazu Heinrich von den fränkischen Gesandten als Kaiser proclamiren lässt, ist es gerathen, auch dies Gedicht auszulassen; die Aufnahme des folgenden Gedichts Nr. 44 genügt. Die erste Ausgabe enthielt die Gedichte „Kaiser Otto I. in Italien" von Kuhn (Nr. 30) und „Markgraf Leopold der Erlauchte" von Pichler; beide fehlen jetzt, das letzte wohl, weil es einen zu speziellen Gegenstand behandelt, das erstere, weil es wenig poetischen Gehalt, aber viel Schwulst enthält; dagegen konnte Nr. 32 „Willegis" von Kopisch erhalten bleiben. Ist das Gedicht von Schirmer Nr. 33: „Der Zweikampf Heinrich's III." aus historischen Bedenken ausgelassen? Die Uebergehung des Gedichtes von Milo Nr. 38: „Heinrich IV. und Friedrich von Hohenstaufen," von geringem poetischen Werth, ist zu billigen. ebenso des nichtssagenden Gedichtes von Seidel: „Gebet der Wenden" (Nr. 42), ferner eine Scene aus Grabbe's Kaiser Heinrich VI.: „Barbarossa's Tod (Nr. 51); mit demselben Rechte konnte aber auch Nr. 49 aus Grabbe's Barbarossa: „Des Löwen Abfall" gestrichen werden, die Sprache ist doch stellenweise sehr bombastisch und dem Charakter der Personen, wie sie uns sonst bekannt sind (nicht, wie dieselben die excentrische Phantasie Grabbe's sich ausmalt), nicht entsprechend; von der geschichtlichen Wahrheit der Thatsache will Ref. ganz schweigen. Rückert's alten Barbarossa, den die erste Ausgabe enthält, vermisst ungern Ref. in der zweiten, das dafür gebrachte Geibel'sche Gedicht ist allerdings auch schön; der Kyffhäuser ist aber so populär, dass er immerhin in zwei schönen Gedichten gefeiert werden konnte, ja Ref. hätte auch gegen ein drittes, das Heine'sche, das auch nicht gering zu schätzen ist, nichts einzuwenden. Mit vollem Rechte hat jetzt der Herausgeber ausgeschlossen das Gedicht von M. Carrière: „Richard Löwenherz gefangen;" es geht Deutschland wenig an und fasst den schlimmen König gar zu sentimental auf. Das Gedicht Nr. 59: „Enzio's Lied im Gefängniss" ist mit dem bessern von Zimmermann: „Enzio's Tod" vertauscht. Auch dass Nr. 73 „Die Sühne" von Schön nicht in die 2. Ausg. aufgenommen ist, wird Beifall finden. Ref. würde auch das folgende Nr. 74: „Heinrich's VII. Tod" von Assing streichen, weil der Inhalt unwahr, eine Verleumdung ist. Das Volkslied: „Huss in Kostnitz" Nr. 84 vermisst wohl Niemand in der 2. Auflage, noch weniger Nr. 86: „Huss" von Conz, schon wegen der metrischen Mängel; von diesem Verdammungsurtheil mag Ref. auch Nr. 87 „Ziska" von Frankl nicht ausnehmen, diese hussitische Geschichte liegt uns etwas

fern. Das Collin'sche Gedicht „Kaiser Max auf der Martinswand" ist so populär geworden, dass es auch wohl noch neben dem von A. Grün (2 Afl.) eine Aufnahme verdiente. Der Grund, weshalb Nr. 101: „Hutten's Wort," von Herwegh, und 104: „Luther's Bibel" von Hagenbach, ausgelassen sind, ist dem Ref. nicht klar. Dagegen findet er an dem in beiden Ausgaben stehenden Gedichte von Axt: „Der Zweikampf in Worms" (Luther) keinen Gefallen, die ganze Auffassung soll pikant sein, ist aber gesucht. Platen's „Pilgrim von St. Just" Nr. 117 hat einem Gedichte von Bürde „Karl der Fünfte im Kloster" weichen müssen; warum? gegen die historische Wahrheit verstösst das eine wie das andere. Ein Gedicht von Kopisch aber „In Ketten aufhängen" Nr. 115 fehlt, als zu weit von der Heerstrasse abführend, mit Recht jetzt. Dem in beide Ausgaben aufgenommenen Gedichte von Dieter: „Die Pforzheimer" ist Ref. geneigt das denselben Stoff behandelnde Gedicht von Bube vorzuziehen. Gut ist die Vertauschung von Nr. 124 „Wallenstein vor Stralsund" mit dem Liede von Günther (Nr. 170. 2. Afl.), obschon die Worte: „Doch mit des Schicksals Mächten führt Friedland nimmer Krieg" eine störende Reminiscenz wecken. Statt des Gedichtes von Weber (Nr. 126): „Magdeburgs Zerstörung finden wir jetzt ein Gedicht (Nr. 172) von Prabenker, dem Ref. keinen höheren Schwung beizulegen vermag. Sehr zu loben ist die Aufnahme des Gedichts von Hesekiel (Nr. 189) auf die Krönung Friedrich's I. statt des Gedichtes von Neukirch (Nr. 134); das Gedicht von Gleim (Nr. 139): „Bei Eröffnung des Feldzugs 1756" hätte Ref. beibehalten, auch Klopstock's „Wir und Sie" (Nr. 146), während er der Auslassung des Gedichtes von Victor Strauss (Nr. 179), welches doch dem Helden unwahre Empfindungen beilegt, aus voller Seele zustimmt.

Der Reichthum des Neuen ist ausserordentlich gross und wer, wie Ref., beide Ausgaben genau verglichen hat, muss den Fleiss des Herausgebers loben. Bei weitem das Meiste darf auf allgemeinen Anklang rechnen; nur über das eine und andere wird man anderer Meinung sein dürfen. Ref. freut sich über die Aufnahme des schönen Liedes von Gerok (S. 3), des Preisliedes (Nr. 4. S. 8), des Elsässers Stöber, der Gedichte von Schlönbach (Nr. 9) und von Kopisch (Nr. 10), von Lingg (Nr. 27), Kopisch (Nr. 21, 22), Tschabuschnig (Nr. 26); die beiden Gedichte auf Attila (Nr. 14 von Stieglitz und Nr. 16 von Kopisch) aber behandeln einen der deutschen Geschichte etwas fern liegenden Stoff. Gegen Nr. 28: „Der eiserne Karl" von Simrock, Nr. 29 „Bullerborn" von Brass, Nr. 32 „Das weisse Sachsenross" von M. von Oer, Nr. 34: „Der Sachsen Untergang" von Lindner wird wohl kein Leser Einwendungen erheben, das letzte Gedicht muss vor Nr. 33 stehen. Zu loben ist auch die Aufnahme der Gedichte von Vincke und Gerok, Nr. 35 und 36; gegen Nr. 42: „Ludwig des Frommen Tod" wendet Ref. nur ein, dass es eine Stimmung hervorruft, die der strenge Historiker verwerfen muss. Zu Nr. 46 konnte der Namen des bekannten Verfassers vollständig ausgeschrieben werden; übrigens fiel die Begebenheit in Frankfurt vor. Neu sind ferner aufgenommen: Nr. 47, 48, 49 (schön für unsere Zeit), 50, 54, 57, alles erfreulich, es muss nur Nr. 51 vor 50 stehen. Neu ist auch Nr. 59 „Gregor VII." von Zeune, das Gedicht hat aber einige ästhetische Mängel, der Schluss ist trivial. Beistimmen wird Jeder der Aufnahme von Nr. 68 von Strachwitz, Nr. 69 von Döring, Nr. 71 von Rob. John; neu ist auch Nr. 72 von Raupach, Nr. 74 (mit einigen Härten) von Conz, Nr. 79 von Parncker; schön Nr. 80 von Gerok, Nr. 82 von Lingg, Nr. 83 von Bechstein: Bedenken erregt Nr. 86 von K. Hahn wegen mancher poetischen Schwächen; Nr. 88 muss sich an Nr. 85 schliessen. Neu sind ferner Nr. 89 von G. Schwab, Nr. 100, 101 von Platen, 102 von Wolfgang Müller, 106 von Oelkers (Nr. 107 besingt Berthold Schwarz), 108 von Haltaus, 109 von Geibel, (Nr. 116 ist aus der ersten Ausgabe herübergenommen; weshalb in beiden die Schreibart Rhense?), 117 von Geibel, alle zu billigen; Nr. 125 konnte fehlen, es behandelt eine etwas entlegene

Thatsache. Neu und zu billigen sind ferner Nr. 130 von Vogl, Nr. 140 u. 141 von Hagenbach, 144 von Gerok, 145 von Böttger, 146 von Hagenbach, 147, 148 von Hoffmann, 152 von Haug, 153 von Vincke, 176 von Fontane, 178 von P. Gerhardt. Der grosse Kurfürst nimmt darauf mit Recht nicht zu wenig Raum ein; hier tritt die Vermehrung bedeutend hervor, die Auswahl ist lobenswerth. Gegen die Aufnahme des bekannten Gedichts von Schmidt von Lübeck: Paul Gerhardt (Nr. 184) legt Ref. Protest ein; der Inhalt widerstreitet durch und durch der geschichtlichen Wahrheit, schon das über die Entstehung des Liedes: „Befiehl Du Deine Wege" Erzählte ist falsch; nach dem Zeugniss der Geschichte benahm sich der Kurfürst in der Angelegenheit mit Gerhardt nicht blos höchst verständig, sondern auch sehr milde und nachgiebig, P. Gerhardt aber verharrte so taub gegen jeden ruhigen Vorschlag bei seiner vorgefassten Meinung und Absicht, dass man sich bedenken muss, hier von Gewissenhaftigkeit zu reden; das Schmidt'sche Gedicht ist eine totale Verkennung des Kurfürsten; würde heutiges Tages ein Dichter die Thatsache ebenso darstellen, so würde man das Verleumdung nennen. — Neu aufgenommen ist Nr. 190 von Meinhold (ein komischer Druckfehler Z. 2), auch Nr. 197 von Sternberg, welches Gedicht aber mehrere metrische Härten hat, 210 von Geibel, 213 von Rückert; nur Nr. 214: „Josephine" von Gaudy scheint dem Ref. nicht in die Sammlung zu passen.

Was nun über die vierziger Jahre hinausliegt, das ist alles natürlich neu und der Herausg. hat in Bezug auf die neueste Zeit eine sehr gute Auswahl getroffen. Vielleicht liesse sich, freilich muss jedes Buch sein Ende finden, aus den Liedern zu Schutz und Trutz noch Einiges zusetzen; z. B. scheinen dem Ref. Wolfg. Müller's: „Zum heiligen Krieg," und Edm. Höfer's „Marschlied" beachtenswerth, wie nicht minder die „Vaterlandslieder eines Elsässers" von W. Hackenschmidt. Für die ältere Zeit aber ist für eine neue und vermehrte Ausgabe auf die Historischen Volkslieder von Liliencron aufmerksam zu machen. Von lyrischen Gedichten wünschte Ref. das schöne Lied von F. Schlegel: „Es sei mein Herz und Blut geweiht" aufgenommen zu sehen. Empfehlenswerth sind ferner noch: von Walther von der Vogelweide „Deutscher Brauch," von Hans Sachs „Die Wittenberger Nachtigal," Fischart's „Ermahnung an die lieben Deutschen," für die Geschichte Friedrich's des Grossen: „Der Preusse in Lissabon," für unser Jahrhundert: „Germania an ihre Kinder" von H. v. Kleist, „Die drei Gesellen" von Rückert, Schenkendorf's „Lied vom Rhein," dies und das von Rückert's geharnischten Sonetten, „Deutschlands Heldentod (passend gegen die Epigonen des Particularismus), das Lied von Bercht „Drei Heldennamen," Einzelnes aus Geibel's Juniusliedern.

Doch es sei hiermit genug mit den Wünschen! Der Herausgeber wird aus dem Referat das Interesse erkennen, mit dem Ref. seine schöne Sammlung durchgelesen hat, die Leser des Archivs, wie werthvoll dieselbe ist und besonders in die Hände der Jugend unserer höheren Lehranstalten zu kommen verdient.

Herford. Hölscher.

---

## F. W. Culemann, Schlüssel zum Studium des Deutschen. Leipzig bei F. Fleischer. 1868.

Der glückliche Erfinder dieses Buches hat, wie er in der Einleitung sagt, „seit Ostern vorigen Jahres (1867) einer lieben Pflegetochter nebst

mehreren ihrer Freundinnen auf ihre Bitte einige Stunden Unterricht im Deutschen gegeben. Allein indem er, dieser Bitte entsprechend, anfing etwas zu lehren, was er glaubte hinlänglich von seiner Mutter, schon vor mehr als 70 Jahren, erlernt zu haben, siehe, da begann doch für ihn selbst erst die Zeit des rechten Lernens auf diesem Gebiete."

Von vorn herein muss es Bedenken erregen, wenn ein Mann von 70 Jahren, der nach eigenem Geständniss sich früher um Sprachforschung nicht gekümmert hat, sich als Entdecker auf dieses Gebiet wagen will; mehr aber noch, wenn er in seinem anerkennenswerthem Fleisse nach Verlauf eines einzigen Jahres aus der deutschen Sprache selbst heraus ein vollständig neues System ihrer Organisation construirt und dasselbe, bis in die letzten Elemente zergliedert, fertig hingestellt.

Einige Grundsätze des Verfassers mögen seinen — wenigstens für unsere Zeit — originellen Standpunkt zeigen:

„Alle Wurzeln deutscher Wörter tragen das Gepräge unerborgter, naturwüchsiger Gebilde und bestehen in ihrer Urform aus zwei Elementen, einem seelischen und einem leiblichen, d. h. aus einem anlautenden Vocal und einem auslautenden Consonanten." Nach diesem Grundsatze, der sich natürlich historisch nicht erweisen lässt, der aber trotzdem im Bewusstsein des Verfassers mit unantastbarer Gewissheit feststeht, werden nun von ihm selbst die Wurzeln deutscher Wörter gebildet.

„Jeder einzelne Laut, sowohl in der Classe der consonalen als in der der vocalischen Wortelemente, hat seine besondere, eigenthümlich seelische Bedeutung; auch ist daher die ursprüngliche und wesentliche Bedeutung eines Wortes nichts anderes, als die Gesammtbedeutung der verschiedenen Laute, welche ursprünglich bei der Bildung desselben thätig gewesen." Von den Wurzeln werden neue Wurzeln 2., 3. u. s. w. Instanz gebildet; jede Instanz umfasst Ableitungen 1., 2. u. s. w. Potenz. Alle Ableitungsmittel sind aus der specifisch germanischen Anlage zur Sprachbildung mit einer ihrer Natur entsprechenden seelischen Bedeutung u r s p r ü n g l i c h geschaffen. Das erste Beispiel des Verfassers wird uns ihn verstehen lehren, seine Ableitungen aus der Wurzel â, „dem einfachen Lebenslaute â, d. h. ah, welcher die vom frischen a beseelte und vom zarten h beleibte Urwurzel des Wortes bâren bildet." Von diesem ah, Inf. ahen abgeleitet:

I. Instanz.

1. Potenz: ahen, ajen, agen, aken, angen, anken, acken, achen, aschen;

2. Potenz: mit dem begehrlichen h, hahen; hierzu hajen, hagen, haken, hangen, hanken, hacken, hachen, haschen;

3. Potenz: Ableitungen aus den Bildungen 2. Potenz vermittelst des „die Handlung auf ein Object überleitenden b: bhahen = phahen oder fahen, fajen, fagen, faken, fangen, fanken, facken, fachen, faschen.

II. Instanz.

1. Potenz: Ableitungen mit dem impulsiven jen: hahjen = hâjen, hâgen u. s. w.

2. Potenz: Bildungen mit dem imitativen oder formbildlichen oder instrumentalen len: hâhlen = hâlen u. s. w.

Darauf Formen mit den appropriativen men, mit den intensiven nen, mit dem iterativen ren u. s. w.

In den Ableitungen III. Instanz treten diese ableitenden Silben jen, len, men etc. wieder an Wurzelverben II. Instanz heran, z. B. aus hâjen das propulsive hâjnen.

Natürlich hat der Verfasser nicht Belege für alle diese imaginären Wurzelformen. Aber nichts ist leichter, als nach seiner Methode diese

nachzuweisen: hâren mit dem verstärkten oder convergirenden Anlaut g gab ghâren = kâren, dieses aspirirt: skâren = schâren. Wer möchte zweifeln?

### Verbalformen.

„Die Hauptformen, in welchen das deutsche Verbum seine Kraft zu sprossen, Stämme zu bilden und neue Wörter abzusetzen, offenbart, sind folgende, 5 an der Zahl:

1) Die dritte Person des Präsens im Indicativ, anlautend in t. Es ist dies die erste und einfachste Sprossform, so erst und einfach, dass schon jedes Kind, ohne etwas von faktitiven Verben zu wissen, bloss dem organischen Winke jenes t folgend, ganz instinktmässig sein Wortmachen damit beginnt.“

Eine unglaubliche Naivetät, mit welcher der Verfasser die Resultate der historischen Sprachforschung zu ignoriren geruht.

## Cap. II.

### Bedeutung der einfachen Consonanten.

(Pag. 57, Abschnitt 2): „So gestaltet sich z. B. aus der einfachen Wurzel ah, durch successiven Vorschlag und Anschluss neuer Laute, zuletzt der sechslautige Name von jenem zarten Schmelze der Blumen, der nicht selten an einem sonnigen Frühlingsmorgen unserer Bewunderung ein eben so zartes ah! entlockt. Jenes ah, durch Anschluss von en zum Verbum erhoben, bildet nämlich zunächst ahen, soviel als frisch und lebenskräftig sich regen, und mit Vorschlag des appropriativen m, mahen, soviel als Lebenselemente sich aneignen und in dem Munde klein machen, sodann durch Anschluss des instrumentalen Hülfsverbums len, mahlen, soviel als, dieses Kleinmachen durch Instrumente, wie Steine oder Mühlen und dergleichen, betreiben; durch Anschluss des faktitiven ten, mâlten = mâlzen = mehlig machen, hiervon smâlten, ablautend schmelzen, nicht nur flüssig, weich und zart, sondern auch glatt und glänzend machen, was denn zuletzt jenen Schmelz oder Glanz absetzt, mit dem die Natur wie die Kunst gewohnt ist, ihre Gebilde auszustatten.“

„„Das Gefühl der Unsicherheit der Etymologie, das gerade ihren grössten Kennern am Lebhaftesten zu werden pflegt (während Dilettanten allerdings zuweilen mit beneidenswerther Sicherheit merkwürdige Dinge behaupten), hat seine Ursache nicht in mangelhafter Forschung.““ (L. Geiger, Ursprung der Sprache, pag. XIII f.)

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

---

## Baensch's Pocket Miscellany. 25 Volumes. Leipzig, W. Baensch.

Die vorliegende Sammlung, von welcher seit der kurzen Zeit ihrer Begründung in ziemlich schneller Folge bereits 25 Bände erschienen sind, hat sich, wie wir nach den wiederholten Auflagen schliessen dürfen, bereits eine grosse Zahl von Freunden erworben, und nach genauer Durchsicht der verschiedenen Hefte kann auch Ref. dem weiteren Fortgange dieses Unternehmens den besten Erfolg wünschen. Jedes Bändchen enthält eine ansehnliche Reihe höchst interessanter Aufsätze, welche vermöge ihrer Rein-

heit und Schönheit den besten Erscheinungen der englischen Literatur beigezählt zu werden verdienen; in äusserst anschaulichen, mannichfaltigen Bildern wird uns das Leben in England und Amerika geschildert, und obwohl die verschiedenen Abschnitte nicht von ganz gleichem Werthe sind, so findet sich doch eigentlich nicht ein einziger in der ganzen Sammlung, welchen der Leser entbehren möchte. Die Ausstattung ist ebenso schön als die Auswahl, und wenn die Herausgeber und die Verlagshandlung in gleicher Weise das Unternehmen fortsetzen, so wird es sich neben den Tauchnitz'schen Ausgaben mit Ruhm behaupten können, und zwar um so leichter, da es durch Mannichfaltigkeit des Inhalts, Vorzüglichkeit von Druck und Papier, sowie durch Billigkeit des Preises die Tauchnitz'schen Bändchen (jedes Heft einzeln zu 10 Sgr.) bei weitem übertrifft.

Allen Freunden der englischen Literatur sei Baensch's Pocket Miscellany, das sich auch beim Unterrichte sehr gut benutzen lässt, bestens empfohlen.

---

# Programmenschau.

---

## Grundsätze zur regelung unserer deutschen orthographie. Von Dr. Paul Wessel. Programm des Gymnasiums zu Merseburg. 1870.

Der Verf. verlangt entschieden eine Vereinfachung unserer Schrift, und zwar vom phonetischen Princip aus, schon um in der Schule mehr Zeit für bessere Zwecke zu gewinnen. Die Sätze, welche er aber aufstellt, machen gegen den bisherigen Gebrauch so entschieden Front, dass er schwerlich leichter als die entschiedensten Verfechter der Etymologie durchdringen wird. Nur da schreibt er dem etymologischen Princip Berechtigung zu, wo Aussprache und Schreibung schwanken. Für den Doppelconsonanten, der nicht auszusprechen ist und bisher zur Bezeichnung des vorausgehenden kurzen Vocals gebraucht wurde, soll der einfache Consonant gesetzt werden; „sol die quantität ausgedrükt werden, so kan dis vernünftiger weise nur am vocal selbst geschehen.“ Die üblichen Bezeichnungen des langen Vocals durch h, durch das e beim i, durch Verdoppelung bei a, e, o werden alle verworfen. Ferner jedes h nach t, das „wol von nimand mer verteidigt wird und gegen das ein allmälicher vertilgungskrig bereits begonnen hat,“ muss fortfallen. Es gilt zur Bezeichnung der Quantität die Regel: a. der Vocal, dem zwei oder mehr Consonanten folgen, ist kurz: hart, werk (die wenigen Ausnahmen: Mond, Sprache, Buch u. a. kommen nicht in Betracht), b. in mehrsilbigen Wörtern ist der Vocal der Stammsilbe lang, wenn auf denselben einfache Consonanz folgt (vgl. guter und Mutter, inen und innen), c. beim Verbum erkennt man die Quantität des Vocals, dem zwei ungleiche Consonanten folgen, aus der Infinitivform (vgl. wonte, holt, gewolt), d. in einsilbigen Wörtern, in denen nach dem Stammvocal nur ein Consonant steht, zeigt sich die Quantität an einer verlängerten Form, besonders am Casus obliquus (gut an guter, schut an schuttes u. a.); ausserdem steht vor gewissen Consonanten bestimmte Quantität; aa. vor jeder Media und vor s steht ein langer Vocal z. B. gab, krig, rad, las; bb. vor den Tenues p und k und vor z steht ein kurzer Vocal (vgl. knap, schrek, bliz), e. im Compositum wird die Quantität nach dem Simplex bestimmt. Die weichen und die harten s-Laute will der Verf. durch besondere Zeichen unterschieden wissen, wenn das aber nicht geht, will er das harte s nach kurzem Vocal in der Mitte eines Wortes mit ss und nach langem Vocal mit ſs schreiben. Mit der Reform der Orthographie soll die Schule und zwar die Secunda, in der die Bekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen zur Erkenntniss der

Unwissenschaftlichkeit der jetzigen Orthographie führt, beginnen. Die Abhandlung ist selbst schon in der gewünschten Orthographie geschrieben.

---

## Das Sprachbewusstsein unserer Tage. Von Dr. Kohl. Programm des Gymnasiums zu Quedlinburg. 1869.

Der Zweck der Abhandlung ist, nicht den Organismus der Sprache selbst, nicht die einzelnen Gebilde der Sprache in ihrer Entstehung und Besonderheit, sondern die Schicksale, die sie erfahren, und vor allem ihre gegenwärtige Lebenskraft zu betrachten. Das Sprachbewusstsein, sagt der Verf., zeigt sich historisch als ein Gefühl für Zusammengehörigkeit und Werth der sprachlichen Formen. Die älteste Periode, die Zeit der Wurzelschöpfung, zeichnet sich vor allen durch Lebendigkeit des Sprachbewusstseins aus. Die Reihenfolge der sprachschöpferischen Stufen von: Wurzelbildung, Wurzelableitung, Flexion, Ableitung im engeren Sinne, Zusammensetzung. Mit jeder Stufe verliert sich die instinktive Herrschaft über den Sprachschatz. Die Kraft zu neuen Bildungen besitzen wir nur noch in geringem Grade, weshalb man füglich nicht sagen kann, dass wir noch in einer der schöpferischen Perioden stehen. Die Umgestaltung auf dem Gebiete der Flexion machte sich früh geltend, sie noch umfassender zu machen, kommt dazu das Streben nach Abschleifung der Endungen. Dazu gesellt sich das allgemeine Streben nach Kürzen, wie auch die Bequemlichkeit störend in das Leben der Sprache eingreift. Das Sprachbewusstsein in der historischen Zeit ist so viel schwächer geworden. Verdunkelt ist es auch durch die künstliche Einführung einer künstlichen Orthographie, die sich vom mittelhochdeutschen Gebrauch losriss. Dazu kommt, dass unsere neuhochdeutsche Sprache nie Volkssprache gewesen ist. Von den Wurzeln weiss das heutige Sprachbewusstsein nichts mehr. Gegen diese Abschwächung reagirt wohlthätig die neuere deutsche Sprachwissenschaft, und diese wird immer mehr Boden gewinnen. Besonders hat sie schon durch ihre orthographischen Bestrebungen zur Hebung des Sprachbewusstseins gewirkt. Das noch fortlebende Sprachbewusstsein zeigt sich in etymologischen Beschäftigungen, das Streben nach Etymologie kommt nirgends stärker zum Ausdruck als in der sog. Volksetymologie. Auch Fremdwörter erleiden eine gewaltsame Umbildung, das Volk ändert das fremde Wort in ein bekannt klingendes um, man denke an die Bergamottknöpfe, an die Magenmarseille, Armbrust, Eichhorn, an die Städtebenennungen Mainz, Mailand. Auch deutsche Benennungen sind entstellt: Sündflut, Sauerland; zu den orthographischen Volksetymologien gehört die Schreibart Satyre (aber wenn hier der Verf. eifert gegen die Schreibung Landsknecht, und Lanzknecht nach der Art der Bewaffnung schreiben will [übrigens wäre das eine abscheuliche Zusammensetzung], so irrt er sehr, denn die deutschen Landsknechte haben bekanntlich ihren Namen von dem Gegensatze gegen die schweizerischen Alpensöhne). Die alten und neueren Sprachen haben ebenso ihre Volksetymologien gehabt.

---

## Zur Geschichte der Wortbedeutungen in der deutschen Sprache. Von Dir. Dr. Ed. Cauer. Programm des Gymnasiums zu Hamm. 1870. 25 S. 4.

Der Verf. bezeichnet seine Arbeit als Beitrag zur Praxis des deutschen Unterrichts, aus der sie auch hervorgegangen sei. Bei der Vergleichung

der älteren mit der neuhochdeutschen Sprache liege für die Schüler eine besonders anregende Kraft in der Verfolgung der Umwandlungen, welche die Bedeutungen der Wörter seit dem 13. Jahrh. erfahren. Hier brauche man nicht, wie bei der Vergleichung der grammatischen Seite, nur von Schmerz über Verluste erfüllt zu sein, hier werde das Vermögen des Urtheilens, Unterscheidens, Combinirens, überhaupt des Denkens besonders geübt. Einen Ersatz für solche Uebungen biete weder die lateinische noch die griechische Sprache. Das Material hat der Verf. grösstentheils dem Mittelhochdeutschen und dem Grimm'schen Wörterbuche entlehnt. Es vertheilt seinen Stoff unter 4 Rubriken. I. Die Bedeutung der Wörter wird gesteigert, vergeistigt, vertieft: „Tugend, tugendhaft." Die moralische Bedeutung ist schon dem 12. Jahrh. nicht fremd, aber viel öfterer findet es sich im Sinne von Tauglichkeit, Kraft, Macht; diese Bedeutung findet sich noch bei Burker's Waldis und im Reineke Vos. „Laster," früher Gegensatz zu Ehre, Schimpf, Kränkung, so noch im 15. Jahrh. (zu vergl. über die Ableitung Leo Meyer, Zeitschr. f. vergleichende Sprachforschung 8, 251 ff.) „Klug," „Weisheit" in alter Zeit mehr = peritia, doch auch schon in der Bedeutung von sapientia (man denke hier auch an Guiscart). „Dumm," früher, unerfahren, ungelahrt (man denke an den jungen Parzival; über das Wort auch zu vgl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, S. 336). II. Die Bedeutung der Wörter wird abgeschwächt oder verflacht. Fast alle Ausdrücke, die einen Stand, eine Würde bezeichnen, verlieren mit der Zeit an Inhalt und Gewicht. So „Herr und Frau," Frau früher nur in stolzer Bedeutung: Herrin, jetzt ganz abgeschwächt, auch „Herr" sehr geschwächt. „Reich" eig. vornehm, herrschend, mächtig, welche stärkere Bedeutung auch, obschon früh die jetzige sich geltend macht, noch länger fortlebt, so im Nibelungenliede, Freidank 108, 7. — Von den zur Steigerung dienenden Wörtern wird „viel" fast gar nicht mehr in der alten Weise gebraucht, „recht" allerdings noch, aber es kommt darauf an, ob das Adverb oder das Adjectiv betont wird, „wunder" kommt in Zusammensetzungen nicht mehr so oft vor, „hart" ist seit Jahrhunderten nicht mehr im Gebrauch; „gar" eig. vollkommen, ganz, ist in seiner Geltung sehr beeinträchtigt; „sehr" eig. = schmerzlich und sonst nur in Verbindung mit Verben, die einen schmerzlichen Zustand ausdrücken, ist jetzt farblos geworden; „fast" vergl. Grimm's Wörterbuch. — Unsere neueren Steigerungswörter: höchst, ungemein, äusserst, unendlich u. a. stehen weit hinter der sinnlichen Lebendigkeit und Kraft der alten zurück. III. Die Bedeutung der Wörter verengt sich, spitzt sich nach irgend einer Seite zu, so dass der heutige Gebrauch wie ein Bruchstück des alten erscheint. „Muth, Gemüth" die alte Bedeutung: das Innere des Menschen, Gesinnung, Sinn, Seele (auch synonym mit Freude, s. Zarncke zum Narrenschiff S. 305) hat sich, jetzt ganz verloren, bis in's 17. Jahrh. erhalten, aber Reminiscenzen finden sich in den zahlreichen Zusammensetzungen mit Muth. „Witz" eig. Verstand und Einsicht im Allgemeinen, es finden sich noch im 18. Jahrhundert Spuren dieses umfassenden Sinnes. „Neid," eig. Eifer, dann Feindschaft im Allgemeinen, doch kommt unsere Bedeutung schon bei Walther und Freidank vor, bei Luther ist sie durchgedrungen. „Reue" hat im Mhd. nur die allgemeine Bedeutung des Seelenschmerzes, die jetzige entwickelte sich erst in der geistlichen Literatur. „Busse," die ältere allgemeine Bedeutung von Besserung, hat sich nur in Ableitungen (Zubusse, Lückenbüsser u. a.) erhalten. „Keusch," sonst allgemein besonnen, „Kosen" eig. sprechen. „Ehe," „Hochzeit" vgl. Grimm, Geschichte der deutschen Spr., S. 71. — IV. Die Bedeutung der Wörter erweitert, verallgemeinert sich. „Elend," „Milde," „Ergetzen" als: vergessen machen im 13. Jahrhundert vorherrschend.

---

## Die neuhochdeutsche Substantiv-Declination. Dritter Abschnitt. Vom Oberlehrer W. O. Gortzitza. Programm des Gymnasiums zu Lyck.

Im Programme des Jahres 1843 veröffentlichte der Verf. den 1. Theil der Abhandlung über die neuhochdeutsche Substantiv-Declination, über die starke Declination handelnd. Der 2. Theil, über die schwache, erschien im Archiv XVI, 408—431. Diejenigen Forscher, welchen der 1. Theil nicht zu Gesicht gekommen ist, kennen aus dem letzteren Aufsatz die Behandlungsweise des Verf. Sind nun schon in den älteren Dialekten einzelne Wörter, die zwischen starker und schwacher Declination schwanken, so kommen im Nhd. viele vor, die zum Theil starke, zum Theil schwache Declination nothwendig verlangen; diese besonderen Declinationen nennt der Verf. gemischte. Und sie behandelt er in diesem Programme und schliesst daran die unregelmässige und die Declination der Eigennamen, womit die ganze Darstellung der nhd. Substantiv-Declination ihren Abschluss findet. Es ist nicht möglich, aus dieser Uebersicht einen Auszug zu geben. Die Scheidung der verschiedenen Formen der gemischten Declination ist eine sehr sorgfältige. Auch dieser dritte Theil hat dieselben Vorzüge, wie die beiden ersten; zu jenem nämlich eine ungewöhnliche Fülle von Beweisstoff, die von einer ausserordentlichen Belesenheit zeugt. Man könnte den Einwurf machen, es sei ein grosser Theil des Materials Schriftstellern des zweiten und dritten Ranges, Tagesschriftstellern entlehnt; indess machen diese nicht die Mehrzahl aus und stellen ja selbst auch den Volksgebrauch dar. Auch aus dieser Abhandlung wird Mancher die Lehre entnehmen können, dass es voreilig ist, von vornherein über das Gesetz von Formen ein Urtheil fällen zu wollen, dass man in allen Dingen sich bescheiden, dem Gebrauche nachgehen, seine Geschichte verfolgen und über seine Berechtigung nachdenken muss. Möge keiner unserer Grammatiker die fleissige Abhandlung übersehen!

---

## Darstellung der Form und des Gebrauchs der appellativen Deminutiva in der neuhochdeutschen Sprache mit Berücksichtigung des Mittel- und Althochdeutschen. Von Dr. Gustav Müller. Programm des Gymnasiums zu Lissa. 1870.

Der Hauptzweck und das Hauptergebniss der vorliegenden Abhandlung ist der Beweis, dass die Bezeichnung der Deminutiva für die betr. deutschen Wörter schlecht gewählt, dass der griechische Name dem lateinischen vorzuziehen sei. Aber nicht darauf beschränkt sich die Arbeit, sie untersucht die Deminutiva nach Form und Gehalt nach allen Beziehungen und giebt wichtige Verbesserungen zu den bedeutendsten grammatischen Werken, selbst Grimm werden manche Irrthümer nachgewiesen. Von dem ungemein reichhaltigen Inhalt muss sich Ref. begnügen eine Uebersicht zu geben.

Die zwei Abschnitte der Arbeit handeln von der Form und dem Gebrauch der Deminutiva. Die Endungen der nhd. Deminutiva sind lein, el, chen, elchen. — lein aus mhd. elin hat den gewöhnlichen Vocalwechsel erfahren, im 17. Jahrhundert steht er fest, ferner die Synkope des Vocals vor l (Wörtlein = Wörtelin), stösst bei Wörtern auf e selbst dies e aus (Häslein), namentlich bei den auf Liquiden endigenden Wörtern zeigt sich der Unterschied gegen die alten Formen. — el ist im Nhd. in der Schriftsprache fast ganz verschwunden, zeigt sich aber noch in oberdeutschen Dialekten, dafür auch —l, —li, —le. —chen; der Gebrauch des k ist im Ahd. und Mhd. seltener, aber häufig in niederdeutschen Mundarten; im Nhd. kommt

es in der Umgangssprache schon bei Luther, in der Schriftsprache nicht vor dem 17. Jahrh. vor; e am Schluss der einfachen Wörter fällt auch hier fort, wie auch en (Täubchen, Gärtchen). — elchen kommt im Nhd. nur als Aushilfe vor, wo die einfache Deminutio schwierig war, nach g und ch (Jüngelchen, Sächelchen), oder in launiger Weise (Mädelchen), besonders bei Eigennamen (Gustelchen). — Der Umlaut findet im Mhd. fast überall statt, im Nhd. eigentlich durchgängig, aber die Vernachlässigung nimmt zu, nicht bei denen auf —lein, aber bei —chen (Mannchen), besonders in der kosenden Umgangssprache (Frauchen, Trudchen, Uhrchen), auch fremde Wörter (Onkelchen, Mamachen). Die Deminutiva auf —lein und —chen haben die Declination der starken Neutra, das —e der Flexion fällt fort, wie die Dativendung —en im Plural; die auf —el hängen im Dativ Pl. ein s an. Der primitive Theil der Deminutivform hat im Pl. die Gestalt des Sing., nur wenn das Stammwort des Deminutivs den Plur. auf —er bildet, kann die Epenthesis des —er stattfinden und unterbleiben (die Lämmchen und Lämmerchen), der Gebrauch ist verbreiteter als Grimm annimmt, bei der Endung —chen wenigstens (die Kinderchen, nicht Kindchen, Dächerchen; Mäderchen aber schlecht gebildet). Ein Deminutiv an ein Substantiv anzuhängen, ist unbedenklich (Gartenhäuschen, Waldvögelein), ihm vorzusetzen (Gärtchenhaus) ungebräuchlich, ausser wenn das Dem. verhärtet ist (Fräuleinstift), von so zusammengesetzten Adjectiven kommt nur mäuschenstill vor. Das Geschlecht der Deminutiva ist wie im Griechischen ausschliesslich neutral Synesis im Genus ist nach Demin. weiblicher Personen häufig (das Fräulein, die), männlicher (das Knäbchen) selten. Bei üblicheren Fremdwörtern ist die Deminution gestattet (Traktätchen); von deutschen Wörtern sträuben sich manche dagegen (nicht z. B. Häuptchen), besonders die Abstracta (wohl: sein Müthchen kühlen, Gedänkchen bei Rückert, im Mhd. geschmäcklîn, sinnelîn u. a.) Die Subst. auf —ling, den Demin. verwandt, sind alle männlich und bezeichnen ursprünglich eine Person; sie sind fehlerhaft aus —ing entstanden. Die von Verben abgeleiteten haben passiven (die auf —er activen) Sinn (Lehrling), nur die von intransitiven aktiven (Flüchtling); auch viele von Subst. und Adj. drücken das Unthätige aus (Liebling, Höfling), auch das Verächtliche; —ling hängt sich besonders gern an Worte geringschätziger Bedeutung (Weichling, Feigling, Wüstling, Römling), um die Unselbständigkeit zu bezeichnen; in einigen dient es nur dazu, das Adj. zum Subst. zu machen (Jüngling, Fremdling), in anderen bestimmt es das Kleine (Zwilling, Nestling); die mecklenburg. Demin. auf —ing sind Neutra. Adjectiva von demin. Form sind dem Deutschen fremd: die wenigen verkleinerten Adj. werden Subst. (Liebchen, Trautchen). Die Adj. auf —lich drücken in den Gestalt, Farbe, Geschmack anzeigenden Adj. den Begriff der Annäherung aus (länglich, grünlich, süsslich), was in der alten Sprache nicht der Fall ist. Noch weniger als Adj. werden Pronomina oder Adverbia deminuirt (stillchen), die ostpreussische Umgangssprache ist jedoch in dieser Deminution masslos (hierchen u. a.). Die Verba auf —eln drücken etwas mit der Deminution der Subst. Verwandtes aus (tändeln, lächeln), genauer einzelne, den Grundbegriff nur annähernd erreichende Phasen oder Momente desselben (lächeln, frömmeln, liebeln), auch das Verächtliche (witzeln, künsteln), die Hinneigung (näseln, jüdeln), das Affectirte (deutschthümeln, empfindeln), das Faktitive (hänseln, verzärteln). — Was nun 2) den Gebrauch der Deminutiva betrifft, so kommt man, da sie nicht einer ausgestorbenen Bildung angehören, sondern man noch fortwährend bei ihnen selbstschöpferisch ist, dadurch auf ihren eigenen Sinn, wenn man nicht, wie geschehen ist, unwesentliche Merkmale als Hauptmerkmale ansieht, sondern ihrer eigentlichen Heimath nachgeht. Und diese finden wir in dem Verkehr mit Kindern. Den Kindern gegenüber gebraucht, sollen sie das liebevolle Gemüth ausdrücken. Sie sollen also, und deshalb würden sie besser Koseformen heissen, nicht einen Begriffsunterschied, sondern eine Gemüthsstim-

mung angeben. Der Reichthum an Deminutivbildungen, bei Deutschen, Italienern, Polen, lässt auf einen gewissen Sinn für zutrauliches Wesen schliessen. Der Gebrauch muss demnach auch seine Schranken haben, es muss einerseits der Redende zum Tändeln aufgelegt, andererseits der Gegenstand dazu geeignet sein. Das Deminutiv gedeiht am besten in der frischen Naturluft des Naiven und Volksthümlichen, die Kultur ist ihm abhold, es kommt im Gespräch mehr vor als in der Schrift, die strengwissenschaftliche und die kalt amtliche Sprache entbehrt der Deminutiva; der ideale Schiller gebraucht sie weit seltener als Göthe. Das Gefühl also erfand die Deminutiva, der Verstand benutzte sie dann, um die Beschaffenheit des Gegenstandes auszudrücken; er machte den ursprünglichen Zweck zum Mittel die Kleinheit zu bezeichnen. Aber der eigentliche Zweck war die Wirkung wiederzugeben, das geht daraus hervor, dass die Deminutiva oft dieselbe Wirkung bei ganz anderer Ursache abspiegeln, ein Väterchen ist doch nicht ein kleiner Vater. Der Begriff der Kleinheit kommt theils durch das Deminutiv erst hinein (Kästchen opp. grosser Kasten), theils wird er dadurch blos veranschaulicht (Mäuschen opp. grosse Thiere). Die stimmungslosen Demin. sind theils todter theils lebendiger Bildung; jener Art sind Fräulein, Mädchen, Fähnlein, Märchen, Grübchen, Kaninchen, Eichhörnchen, Küchlein, Quentchen u. a.; bei diesen unterscheiden wir alltägliche (Brüderchen, Blümlein, Röslein) von solchen, für die der Einzelne einen besonderen Drang hat (Vetterchen, Gräslein, Tülpchen). In den Begriffen liegt etwas, was sie unbedingt oder gar nicht zur Deminution eignet, es heisst nur Heimchen, Küchlein, aber nicht Tigerchen, Wänzchen. Das Erhabene, Gefährliche, Hässliche ist zur Deminution nicht geeignet, wohl das Grosse, wenn es sonst zärtlich stimmen kann. Wir sagen: Mäuschen, nicht Krötchen, Täubchen, nicht Gänschen, der kluge Fuchs heimelt uns an, wir sagen: Füchslein, „Männchen“ lässt sich der Mann von seiner Frau gefallen, sonst bezeichnet das Mitleid damit die Gebrechlichkeit des Alters (anders der Gebrauch von Männchen und Weibchen als mas und femina animalium), „Kindlein“ die Betheiligung des Gemüths, ebenso „Mütterchen“ im Verkehr mit Kindern. Wenn die im Deminutiv ausgeprägte Stimmung verschieden gefärbt sein kann, so kann es auch dazu dienen, Spott und Verachtung auszudrücken (Dichterlein, Schulmeisterlein, Pfäfflein, Herrchen), wie es umgekehrt auch mildern kann (Närrchen, Aeffchen). Die Kosebedeutung zeigt sich besonders in Eigennamen, weibliche Namen werden arglos deminuirt, männliche seltener (Hannchen, Dorchen), in den durch Verkürzungen entstandenen Kosenamen (Fritz) fühlt man noch das Hypokoristische heraus, man sagt: der alte Fritz, aber nicht Fritz der Grosse. Bei den Dingen der unbelebten Welt tritt die Bezeichnung einer Gemüthsstimmung zurück, die verkleinernde Bedeutung hervor; doch wird auch hier die Bedeutung des Wohlgefallens an der mit der Kleinheit verbundenen Zierlichkeit oder der Geringschätzung nicht zu verkennen sein (Tischchen und kleiner Tisch). Körpertheile werden meist in schmeichelnder Absicht mit dem Tändelworte bezeichnet (Händchen, Aeuglein, Bäuchlein, Beinchen). Wohnungen als Deminutiva bezeichnen das Nette, aber bescheidene (Städtchen, Häuschen, Stübchen, aber nicht Aeckerchen, Kellerchen). Wohlbehagen drücken aus: Pfeifchen, Lämpchen, Tässchen, Räuschlein, Geschäftchen, Stimmchen, Liedchen, Spielchen, Lüftchen, Stündchen. Der Begriff der Kleinheit wird veranschaulicht in den Demin. Bischen, Restchen, Tröpfchen, Körnchen, Härchen; besonders kommen sie mit der Negation vor. Andere haben ironische Bedeutung. Oefters lautet das Primitivum grob, das Deminutiv fein (Pfötchen geben, in's Fäustchen lachen); Bezeichnungen für kindliche Spiele (Kämmerchen vermiethen) lieben die deminutive Gestalt der Wörter.

---

## Geschichte und Bedeutung des reimlosen fünffüssigen jambischen Verses in der deutschen Dichtung. Von Dr. Dannehl. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt. 1870.

Der Verf. giebt hier nur den ersten Theil einer ausführlicheren Abhandlung, deren zweiter und dritter bald nachfolgen sollen; schon dieser erste Theil, welcher sich an Zarncke's bekannte Abhandlung anschliesst, ist anziehend genug, um den Leser mit Spannung das Ganze erwarten zu lassen.

Der Fünffüssler ist eine Erfindung der neueren Zeit, er ist der Vers des volksthümlichen altromanischen Heldengesanges, er hat hier bald 10, bald mit weiblichem Ausgange 11 Silben; beide Versarten haben die Cäsur nach der zweiten Hebung, so dass der Vers in zwei Hemistichien zerfällt, von denen das erste männlich oder weiblich schliessen, das zweite mit oder ohne Anakruse beginnen kann. Seit dem 12. Jahrh. durch den Alexandriner immer mehr verdrängt, erhielt er sich nur in der Lyrik in etwas modificirter Form, indem die Cäsur nach der 4. Silbe eintrat, aber den Vers nicht mehr in zwei Hemistiche theilte. Wieder modificirt verbreitete er sich noch einmal im 16. Jahrhundert als vers commun, wurde aber dann ganz durch den Alexandriner beseitigt. In Deutschland kommt der Fünffüssler schon im Anfang des 13. Jahrh., wenn auch nur als Schlussvers der Strophe vor, hier unabhängig vom französischen Einfluss. Dieser Einfluss zeigt sich aber im 16. und 17. Jahrh., die Verse sind da sämmtlich gereimt und überwiegend in Gedichten strophischen Baues. Opitz setzte die Cäsur auf die 4. Silbe. Dies Gesetz halten Paul Flemming, Andreas Gryph, Hoffmanns-Waldau, Lohenstein, Haller, Hagedorn fest. Reimlos wandten Pyra, Lange, Bodmer den Vers an. — Noch früher als in Deutschland fand der altfranzösische Vers in Italien Aufnahme und zwar für fast alle grösseren Dichtungen; hier haben aber die Versauszüge fast durchgängig die weibliche Form, ferner wurde die Cäsur nicht mehr an einen bestimmten Fuss gebunden, endlich die Erhöhung einer Senkung in allen Füssen, namentlich in der siebenten Silbe zugelassen. Diese Freiheiten benutzte auch die englische Literatur, die den Vers zuerst reimlos gebrauchte, die vorherrschend männlichen Ausgänge haben ihren Grund im Wesen der englischen Sprache. Den Vers hat Chaucer eingeführt, der seine Stoffe auch aus der französischen und italienischen Literatur entnahm. Seitdem war der jambische Fünffüssler der heroische Vers der Engländer und wurde auch bald für's Drama üblich, so bestimmt 1562; doch besteht schon der Ralph Royster Doyster des Nicolaus Udall 1552 zum grössten Theile aus diesen Versen. Das Versmaass erhielt später auch den Namen des Miltonischen und wanderte nun in die deutsche Poesie über. Hier besonders in der Epopöe bei Bodmer, Ewald von Kleist, Zacharias, Haller, Giseke; hauptsächlich ist Zacharias zu nennen in dem „Cortes“ und in den „Unterhaltungen mit seiner Seele,“ der das Enjambement mit grosser Eleganz behandelt und durch die kühne Brechung des Rhythmus, indem grössere Interpunctionen in der Mitte des Verses stattfinden, einen lebendigen Antagonismus zwischen Sinn und Rhythmus erzeugt, durch den das Versmaass für das Drama sehr geeignet wird. Indess war Klopstock's Messias Ursache, dass für das Epos der Hexameter lange den Vorzug erhielt, Andere behielten noch den Alexandriner bei; Wieland gebrauchte die unregelmässige Stanze. Klopstock sprach sich deshalb gegen den Fünffüssler aus, weil er ihm in Bezug auf die Messung der Silben zu strenge Gesetze aufdrängen wollte; er übersah, dass das Gefühl für Quantität in unserer Sprache bedeutend abgenommen hat, dass in derselben der Accent maassgebend geworden ist. — Die ältesten deutschen Dramen sind in dem Verse von 4 Hebungen geschrieben; doch laufen in den sog. Reihen Fünffüssler mit unter, so bei Paul Rebhuhn; das älteste in Fünffüsslern verfasste deutsche Drama ist Tirolff's Uebersetzung des Pammachius von Thomas Naogrory 1540. Doch blieb der vierfüssige Jambus bis auf Jacob

Ayrer im Gebrauch; dann kam die Prosaform, dann die Alexandriner; stellenweise kommen neben diesem Fünffüssler vor bei Andreas Gryph und Lobenstein. Daneben wechseln in den Dramen des 17. und 18. Jahrhunderts jambische Verse von zwei bis sechs und mehr Hebungen; viele Fünffüssler finden sich in J. N. König's getreuer Alceste 1719 und Fredegunde 1720, in Bressand's Plejades und Hercules 1693, im Beständigen Orpheus 1684 u. a. Joh. Elias Schlegel, dessen eigene Stücke meist in gereimten Alexandrinern abgefasst sind, übertrug zuerst ein englisches Stück, Congreve's Braut in Trauer, im Versmaass des Originals; er hinterliess es bei seinem Tode 1749 unvollendet. Sein Bruder aber Joh. Heinr. Schlegel verpflanzte das englische Versmaass mit allen Freiheiten in der Uebersetzung von Thomson's Sophonisbe 1758 auf deutschen Boden und übte dadurch den grössten Einfluss, denn die frühern Versuche Kronegks in seinem Lustspiel „Der ehrliche Mann, der sich schämt es zu sein" (1756) und J. W. von Brawe's in dem Trauerspiel „Brutus" (1758) wurden bei dem frühen Tode beider Dichter erst später bekannt. J. H. Schlegel stellte zuerst den Satz auf, dass auch ein Vers ohne Cäsur zulässig sei. 1764 vollendete er die Uebersetzung der Trauerspiele Thomson's und der „Brüder" Young's. Das erste Originalstück in Fünffüsslern, welches auf die Bühne kam, ist Wieland's Jugenddichtung Johanna Gray, die vor 1751 in Zürich aufgeführt wurde und nach dem Verf. mit Unrecht von Zarncke als Nachbildung des gleichnamigen Stückes von Nic. Rowe bezeichnet wird. Genauere Prüfung fanden die Gesetze des Fünffüsslers durch Meinhard's (1763) Bearbeitung der geistvollen Aesthetik Home's (elements of criticism). 1759 dichtete Gleim Lessing's Philotas und 1766 Klopstock's Tod Adam's in stumpfe fünffüssige Jamben um. Noch in Leipzig dichtete Göthe ein Trauerspiel Belsazar in demselben Versmaasse, welches er vor seinem Abgange nach Strassburg vernichtete. Herder in den Fragmenten zur deutschen Literatur 1768 empfahl auf's wärmste das Miltonische Versmaass und verwarf den Alexandriner. Am einflussreichsten aber wurde Lessing durch den Nathan; seitdem ist der jambische Fünffüssler in seiner reimlosen Gestalt der herrschende Vers im deutschen Drama. Das Lustspiel blieb dagegen mehr bei der Prosa. Mit Recht beklagt es schliesslich der Vf., dass Platen's grossartiges Bestreben, die Aristophanische Komödie mit dem Zauber ihrer Rhythmen einzuführen, keine Nachahmer gefunden hat.

---

## Reimbrechung und Dreireim im Drama des Hans Sachs und anderer gleichzeitiger Dramatiker. Vom Oberlehrer Dr. Rachel. Programm des Gymnasiums zu Freiberg. 1870. 30 S. 4.

Göthe hat das Verdienst, Hans Sachs wieder aus dem Dunkel hervorgezogen zu haben, Gervinus, von seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit ein treffendes Bild zu geben. Noch aber bleibt vieles zu seiner genaueren Erkenntniss übrig. Vorliegende Abhandlung ist dazu ein werthvoller Beitrag.

Mehr als alle seine Vorgänger, auch als seine Nachfolger, leistete Hans Sachs im Fastnachtsspiel. Er ging aber weiter und benutzte alle die Stoffe, die bisher nur für die Erzählung verwerthet waren, auch für das Drama. Aber auch in Bezug auf die Form, auf Sprache und Vers zeigt er sich als einen denkenden Kopf. Die Versart seiner Dramen sind die viermal gehobenen Reimpaare, bei denen die stumpf gebundenen acht, die klingenden neun Silben zählen, wie bei den Meistersängern; bei gleitenden Reimen zählt der Vers zehn Silben. Andere Dichter jener Zeit, z. B. Paul

Rebhuhn, meinen, der dramatische Vers müsse immer stumpf auslaufen und erlauben sich daher ungebührliche Zusammenziehungen am Schluss, andere zählen auch bei klingenden Versen nur acht Silben. Die Reimkunst jener Zeit war nicht scrupulös, um Reimwörter zu gewinnen, verändert auch Hans Sachs den Vocal durch provinzielle Formen, er reimt darvon und Ehmonn (Ehemann), Rom und Nom (Name), dran und darvan (davon), Sön und kön (kühn). P. Rebhuhn ist noch freier und bedient sich der Assonanz statt des Reims, z. B. klagen und haben, leben und pflegen, boden und oben, trage und aufgelade. Den Zwang des Reimpaares zu vermeiden, schaltete Hans Sachs öfters kurze Ausrufungen ein, ohne sie metrisch mit den übrigen Reden zu verbinden, so namentlich in der Komödie Henno. An anderen Stellen lässt er diese Einschaltungen selbst sich auf einander reimen; ja das natürliche Gefühl für den Reim zwingt ihn dazu, paarweise auftretende untergeordnete Figuren, im Stück oft gar nicht genannt, im Personenverzeichniss am Ende mit gereimten Namen aufzuführen. Wo aber jede Person ihr Reimpaar spricht, entsteht oft eine tödtliche Einförmigkeit; das ist der Fall in des Dichters erstem Stück, dem Hoflgesindt Veneris 1517; ein Fortschritt zeigt sich schon im nächsten Drama „von der Eygenschafft der Lieb,“ wo das letzte Reimpaar zwischen zwei der Redenden getheilt ist. Dies sog. Reimbrechen, wodurch erst der vorangehende Gedanke auch formell mit dem nachfolgenden verbunden wird, findet sich schon bei Wolfram von Eschenbach, am genauesten aber bei Konrad von Würzburg. Auch das Drama konnte diesen Gebrauch nicht verschmähen, der lebendiger entwickelte Dialog führte darauf. So findet er sich zahlreich in Keller's Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts, die aber nicht alle von Hans Folz sind, bezüglich dessen die aufgestellte Behauptung, dass er sich durchgehends dieses Kunstmittels bedient habe, irrig ist. Hat er sie angewandt, so bemerkt er es ausdrücklich. In einem niederdeutschen Stücke N. 113, das vielleicht in's 16. Jahrhundert gehört, ist die Bindung vollständig durchgeführt, es ist ein Reimpaar getheilt oder es finden sich an der Bindungsstelle drei gleiche Reime zusammen. Sonst aber kommt fast bei keinem der Dramatiker vor Hans Sachs dies Bindungsgesetz vor, nicht bei Pamphilus Gengenbach, noch bei Nicolaus Manuel; sein Vorgänger war sein Landsmann Hans Folz; aber was dieser planlos und unregelmässig angewandt, hat Hans Sachs mit Bewusstsein durchgeführt. Die Bindung durch Reimtheilung wird nur unterbrochen beim Auftreten und Abgehen der handelnden Personen. Nicht angewendet ist sie z. B. in der Comödie, dass Christus der wahre Messias sei 1530, weil dies eigentlich kein dramatischer Dialog, sondern ein auf unnatürliche Weise dramatisirter lehrhafter Stoff, gleichsam ein Zeugenverhör ist. Aehnlich in der Tragödie: Der Caron mit den abgeschiedenen Geistern, nach Lucian bearbeitet, in allen Uebertragungen, den Eunuchus ausgenommen, in denen er sich nicht frei bewegt, wie im Henno, Pluto, Menaechmi. Am regelmässigsten ist die Bindung in den Fastnachtsspielen, worin es ihm kein Andrer gleich thut, ganz ähnlich nur das niederdeutsche Stück Nr. 114 in der Kellerschen Sammlung. Wie nun der Bindung durch den Reim gegenüber ein volles Reimpaar auffällig Auftreten oder Abgehen einer Person, eine Pause bezeichnete, so musste der grössere Abschnitt, der Aktschluss, noch schärfer markirt werden. Das that Hans Sachs zuerst durch den Dreireim. So schliesst jeder Akt, auch der Prolog. In den einaktigen Stücken, also besonders in den Fastnachtsspielen, fehlt dagegen der Dreireim fast gänzlich, auch am Schluss, den in der Regel Hans Sachs mit seinem Namen zeichnet, da man das Reimwort der letzten Zeile gibt. Von den Dramatikern dieser Zeit kennen nur zwei den Dreireim als Abschluss des Aktes, der Augsburger Meistersinger Sebastian Wild und Jacob Ayrer, beide von jenem abhängig. Der letztere hat das Bindungsgesetz noch regelmässiger als Hans Sachs durchgeführt, weil er alle seine Stücke für die Aufführung schrieb, auch hat er durchaus den Dreireim

beim Aktschluss verwendet, doch nicht regelmässig im Prolog und Beschluss. Der Dreireim zur Hervorhebung grösserer Abschnitte findet sich schon im 13. Jahrh. mehrfach in Gedichten, z. B. in Wiret von Gravenberg's Wigalois, auch schon früher im Drama, mitten im Text ohne Zweck, wo er aber nur als Verirrung anzusehen ist, z. B. auch in Hans Sachs' Fastnachtsspiel „Der farendt Schüler im Paradeiss," in Petrus Meckel's schön Gesprech, darin der Sathan u. s. w.," vielfach bei Pamphilus Genzenbach im „Nollhard" und in der Gouchmat. — Fanden wir nun die Reimbrechung, so wie den Dreireim in älterer Poesie schon vor, so ist wohl anzunehmen, dass sie durch den Meistergesang, der ja die alten Traditionen pflegte, fortgepflanzt waren, die Dramatiker, welche beide Gesetze beobachten, sind aus den Meistersingern hervorgegangen. In neuerer Zeit hat Schiller den Reim in Wallenstein's Lager mit Glück verwendet. Schon das Metrum, das viermal gehobene Reimpaar, erinnert trotz einzelner Abweichungen an das alte Drama. Ganz ähnlich wie bei Hans Sachs dient die Benutzung des Reims zur Verknüpfung der Reden, so die einfache Theilung des Reimpaares in Sc. 1, die Anknüpfung an das schliessende Reimpaar der voraufgehenden Rede durch einen dritten Reim in Sc. 11 (Wachtmeister und Dragoner), Anschluss eines vollen Reimpaares an eine einzelne Reimzeile der folgenden Rede Sc. 11 (1. Arkebusier und 1. Kürassier) oder Verschlingung der Reime Sc. 6 (Wachtmeister und 1. Jäger). Eben in dieser Verknüpfung beruht die Lebendigkeit und Einheit.

---

## Der deutsche Michel. Vom Oberl. Dr. Al. Muncke. Programm des Gymnasiums zu Gütersloh. 1870.

Der deutsche Michel spielt nicht blos in unserer Culturgeschichte, sondern auch in unserer Literatur, wir brauchen nur an Göthe's Musen und Grazien in der Mark zu denken, eine Rolle, so dass es passend erscheint, auch im Archiv auf die eingehende Behandlung des Gegenstandes aufmerksam zu machen. In der Göthe'schen Zeit lächelte man über den unpolitischen Michel, das Abbild des eigenen Volkes, aber später, als der Nationalgeist erwacht war, ärgerte man sich über sich selbst und ging mit Spott und Bitterkeit dem Michel zu Leibe. Im 17. Jahrhundert heisst der tapfere, kühne Reiteranführer im 30jährigen Kriege Hans Michel Elias von Obentraut der deutsche Michel, da war also der Name ein Ehrenname, gleichzeitig aber und noch früher bezeichnet dasselbs Wort einen biedern, aber unbeholfenen und beschränkten Menschen. Unser Michel aber stammt von dem alten Schutzpatron Deutschlands, dem Erzengel Michael. Der Michael der Bibel ist Hüter und Vorkämpfer des Volkes und der Sache Gottes gegenüber den infernalischen Mächten. Im 5. Jahrhundert wird zuerst die Verehrung des Erzengels in der abendländischen Kirche erwähnt Seit derselbe in Rom am Mausoleum Hadrians am 29. Sept. zur Abwehr der Pest erschienen war, heisst jenes Denkmal die Engelsburg und wurde von da an am 29. Sept. ein Michaelisfest gefeiert, welches sich zu einem Engelfest verallgemeinerte. Aus Carls d. Gr. Zeit haben wir lat. Hymnen auf Michael. Wallfahrten, namentlich aus Deutschland, wurden zu fernen Stätten des Michaelcults, nach Italien und Frankreich, gemacht. Der Michael des Mittelalters ist schon ein ganz anderer als der biblische. Das kam daher, weil auf ihn viele charakteristische Züge des höchsten heidnischen Gottes, des Wuotan, übertragen sind. Wuotan ist der Schlachten- und Siegesgott, so berührt er sich mit dem streitbaren Erzengel, der nun als Kriegsengel erscheint, reitend, mit geschwungenem Schwert; so ist sein Bild auf des Reiches Sturmfahne. Wie Wuotan, ist auch Michael Führer der Seelen der Abgeschiedenen. Der Michaelistag, der 29. Sept., war die Zeit des altger-

manischen Neujahrs, um welche Zeit Wuotan als Schutzgott des neuen Jahres seinen Einzug in's Land hielt. Opferfeste wurden dann gefeiert, und diese haben sich noch hier und da als Volksfeste erhalten.

---

## Bemerkungen zu Shakespeare's Julius Caesar. Vom Oberl. Dr. Wiarda. Programm des Gymnasiums zu Emden. 1870. 25 S. 4.

Der Vf. neigt sich in seiner Betrachtung der Shakespeare'schen Dramen dem Standpunkte Rümelin's zu. Er hat auch, ohne die wunderbare Schönheit des Gedichtes zu verkennen, für den Julius Caesar hervorzuheben, dass manches sich nur als schwach motiviert herausstelle und dass der Dichter bei seinem Schaffen vor Allem auf die scenische Darstellung sein Augenmerk gerichtet habe, dass die Geschöpfe seines Genies zum echten wahren Leben erst auf der Bühne und im Spiele eines grossen Künstlers erwachen. Indessen lassen sich gegen manche Einwürfe, die in Bezug auf Motivirung und selbst Charakteristik erhoben worden, Einwendungen machen. Der Vf. sieht öfters da eine Flüchtigkeit, wo der Dichter nicht vollständig seine Quellen abschreibt und die Motivirung, welche jene bieten, nicht angibt. Es ist ihm auffallend, dass von den Republikanern so wenig Anstalten getroffen sind gegen einen Widerstand der imperialistischen Partei oder gegen einen Auflauf der vielen Veteranen, die sich in Rom befanden. Dieser Mangel liegt aber doch wohl in dem idealistischen Charakter derselben, die ja überhaupt die vielen Verhältnisse zu wenig erwägen, nur ihrer Idee nachgehen, und zwar nicht blos Brutus, sondern auch Cassius. Der Vf. bewundert mit Jedermann die Windungen, durch welche Antonius sich durch das Labyrinth der Situation hindurchwindet, er findet es aber auffallend, dass dem Brutus in seiner Unterredung mit Antonius gar kein Zweifel kommt, ob dessen schönen Worten die wirkliche herzliche Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der That zu Grunde liege, ehe dafür die Gründe entwickelt sind. Aber eben darum kommt dem Brutus kein Zweifel, weil ihm selbst diese Gerechtigkeit so unzweifelhaft ist, er auch bei anderen ehrlichen Leuten, und dazu gehört ihm doch Antonius, dieselbe Ansicht als eine sich leicht ergebende voraussetzen muss. Dass nachher der Streit in Sardes zwischen Brutus und Cassius so rasch endet, dazu müssen wir wohl den Grund in Brutus weichem Gemüth suchen. Der Vf. hätte das Drama lieber „Caesars Tod" betitelt; da erschien der Dictator doch zu passiv; seine historische Grösse war nicht zu begründen, die Begründung liegt vor dem Drama; im Drama wirkt er doch, so wenig er sich auch bewegt, nach allen Seiten auf alle Gemüther, und sein Geist d. h. seine Gedanken sind fortdauernd mächtig auch im zweiten Theile. Das aber ist richtig, dass die Hauptperson des Gedichtes Antonius ist. Brutus ist trotz des Lobes, welches ihm aus feindlichem Munde zu Theil wird, nicht der echte Römer. Trotz einzelner Ausstellungen kann aber der Vf. nicht genug die Fülle der Schönheiten unseres Gedichtes loben; die Begeisterung, mit der er darüber spricht, widerlegt genug die Meinung, wir hätten es hier nur mit einem kalten Kritiker zu thun; die Vereinigung des poetischen Gefühls und besonnener Prüfung macht die Arbeit zu einem würdigen Gegenstande genauerer Beschäftigung.

---

## Bild und Gleichniss in ihrer Bedeutung für Lessing's Stil. Von Dr. Cosack. Programm der Realschule I. O. zu Danzig. 1869. 16 S. 4.

Das Treffende der Schreibweise Lessing's, sagt mit Recht der Vf., ist auf den lautern Quell des Ganz-Verstehens und Ganz-Wissens zurückzuführen; daraus schöpfte er das jedesmal dem Begriffe ganz entsprechende Wort. Daher seine Kraftausdrücke und der vielfache Gebrauch der Sprichwörter. Aber Bild und Gleichniss ziehen sich dergestalt durch Lessing's Prosa hin, dass sie nicht etwa einen möglicher Weise auch überflüssigen Zierrath bilden, sondern dass sie derselben ihr eigentliches Gepräge zu geben bestimmt sind. Diese Bilder und Gleichnisse hat der Vf. nun sämmtlich aufgesucht und ein Inhaltsverzeichniss nach den Bänden gegeben. Am liebsten und häufigsten gebraucht Lessing das Bild in seinen polemischen Schriften, und es entspricht immer dem Charakter der Schrift, immer gibt es die Quintessenz seiner Gedanken mit überraschender Aehnlichkeit. Als er sich einmal dem Pastor Göze zu Gefallen auf einem Bogen aller Bilder sorgfältig enthalten hatte, sah er es selbst für eine aussergewöhnliche Leistung an, so wenig ist ihm das Gleichniss etwas Nebensächliches. Nicht der Zufall, nicht ein glückliches Talent bietet ihm diesen Bilderreichthum, er ist die Frucht ernster Arbeit, seine Prosa hat ihn von jeher mehr Zeit gekostet als seine Poesie. Sie bilden theils den Gipfel, auf den er lossteuert, theils den Ausgangspunkt, bei dem er dann nachher die Beziehungen hervorhebt. Er schafft nicht blos eigene Bilder, er entnimmt Zweckentsprechendes auch aus fremden Quellen, aber gestaltet es zu seinem eigenen Besitz um.

---

## Lessing's Verhältniss zu Shakspeare. Von Dr. L. Rovenhagen. Programm der Realschule I. O. zu Aachen. 1870. 28 S. 4.

In Lessing's Sarah Sampson haben, wenn auch beschränkt, die Freiheiten der englischen Bühne zuerst Eingang gefunden, ist die enge Begrenzung der drei Einheiten aufgegeben. In der Vorrede zu Thomson's Trauerspielen stellt er die Kunst des Dichtens, die Leidenschaften vor unseren Augen sich entwickeln zu lassen, der starren äusseren Schönheit voran. Er fing an, sich mit Shakespeare eingehend zu beschäftigen (vgl. Brief vom 28. Juli 1756). In Folge davon machte er sich an einen nationalen Stoff, den Doctor Faust. In dem 17. Literaturbriefe (1759) verwirft er entschieden die geistlose Nachahmung der Franzosen und erkennt Shakespeare und die Nothwendigkeit des Natürlichen im Drama an. Die concise klare Prosa in Philotas ist Folge der Einwirkung des englischen Dramas. Vielfache Einwirkungen Shakespeare's zeigen sich auch in Minna von Barnhelm. In der Dramaturgie zieht L. Sh. immer nur zum Vergleich heran, aber gebraucht ihn als Maassstab, woran die anderen Dichter gemessen werden. In der Naturwahrheit, in der Kunst der Charakterzeichnung, in der Sprache, in der Bühnenkenntniss zeigt L. in seinen eigenen Dramen den Einfluss Shakespeare's. Die Gegensätze des Tragischen und Komischen in demselben Drama vereinigt treffen wir bei L. nicht an, wie bei Sh., aber die Einwürfe, die man gegen diese Weise Shakespeare's gemacht, hat er gut widerlegt. Er beweist, dass Sh., wenn auch unbekannt mit Aristoteles, doch mit ihm mehr übereinstimme als die Franzosen, welche sich immer auf ihn beriefen. In Emilia Galotti zeigt sich in der Anlage und in den Charakteren, auch darin, dass das Gedicht in die Reihe der grossen Staatsactionen eintritt, der Einfluss Shakespeare's, während er zugleich an den Regeln der Alten festhält und die Einheit der Zeit nicht aufgibt.

---

## Lessing als Lustspieldichter. Von Franz Graul. Programm des Gymnasiums zu Soest. 1869. 31 S. 4.

Der Vf. bespricht sämmtliche Lustspiele des Dichters, über einige der Jugendgedichte mit den Ansichten, die vor langen Jahren Ref. ausgesprochen hat, übereinstimmend, bezüglich anderer abweichend. Seit Ref. sich über Lessing hat vernehmen lassen, sind die bedeutenden Arbeiten von Danzel, Guhrauer, Stahr, Koberstein, Hettner erschienen, so dass alles wiederum zu besprechen zu viel Raum beanspruchen würde. Zu seiner mit Liebe zu Lessing geschriebenen Arbeit will Ref. dem Verf. nur einige kleine Beiträge geben, die vielleicht interessant für ihn sind. Lessing's Juden hatten 1781 die Ehre, von Ebert übersetzt zu werden: Les Juifs, comédie en un acte par Lessing, traduite de l'allemand par J. H. E., nach der Allg. deutschen Bibl. Anhang zum 37—52. Bd. S. 368 etc. ist die Uebersetzung schlecht. Lessing's Freigeist wurde noch 1766 in Berlin mit vielem Beifall aufgeführt, vgl. Mendelsohn an Abbt in Abbt's freundschaftlicher Correspondenz 1771, S. 396, und eine neue Bearbeitung des Gedichts besitzen wir von F. W. Gubitz, 1865. Ueber den Schatz handelt ein besonderes Programm von Theodor Lazar: Der Trinummus des Plautus und seine Nachbildung durch Lessing. Znaim 1865; ferner: Eug. Sierki: Lessing als angehender Dramatiker, geschildert nach einer Vergleichung seines Schatzes mit dem Trinummus des Plautus, eine ästhetisch-literarhistorische Abhandlung. Königsberg 1869. In's Französische übersetzt erschien der Schatz mit Sarah Sampson, dem Freigeist, dem Juden im Théâtre allemand par Junker et Liebault. T. I. II. Paris 1772. Zu vergleichen ist auch, was Vollbehr de Trinummo fabula Plautina. Programm. Rendsburg 1861, p. 16. über Vorzüge und Schwächen des Schatzes urtheilt, und nicht uninteressant die Notiz, dass in Königsberg der Schatz zuerst 1755 auf dem Ackermannschen Theater aufgeführt wurde und deshalb Novbr. 1855 noch eine Wiederholung dort stattfand, vgl. Nationalzeitung 9. Decbr. 1855 Nr. 576. — Schliesslich spricht der Verf. noch kurz von Minna von Barnhelm. Da er einmal Göthe's Urtheile erwähnt, hätte er namentlich die ältesten Urtheile nicht übergehen sollen, s. den Brief von 1768 in Göthe's Briefen an Leipziger Freunde, S. 74. 75, 152; anziehend ist auch aus 1770 Herder's Panegyricus in den Briefen an seine Braut, s. Herder's Lebensbild III, I, 135 bis 137; aus 1771 ist auch auf Ramler's wackeres Wort zu verweisen, in dem Briefe an Knebel (s. Knebel's Nachlass II, 33). Von den Uebersetzungen der Minna erwähnt der Vf. S. 28 mehrere; die italienische wurde nicht zuerst 1791 in Neapel aufgeführt, sondern 1790 sah sie dort F. L. W. Meyer, vgl. Zur Erinnerung an Meyer I, 295. Eine französische erschien zu Berlin 1772, vgl. Allg. deutsche Bibl. 23, 249. Irrthümlich sind die Angaben S. 27. Vollendet ist die Minna erst 1765. Die erste Aufführung war in Hamburg 28. Sept. 1767 (nicht 68), vgl. den interessanten Bericht in Schütz, Hamburger Theatergesch. S. 372, 344, 347. Die erste Aufführung in Berlin war 1768 und zwar 21. März, die Jubelaufführung 21. März 1868, bis dahin in Berlin 168 mal aufgeführt, vgl. die Beschreibung in der Beilage des Preuss. Staatsanzeigers 1868. Nr. 76. Die neueren Schriften über Minna sind allgemein bekannt.

---

## Göthe's Stellung zu den Naturwissenschaften. I. Theil. Von Dr. Eduard Krüger. Programm des Gymnasiums zu Marienwerder. 1869.

Dasselbe Thema behandelte ausser Virchow's bekannter Schrift der allerdings sehr unvollständige Aufsatz von A. Clemens im Morgenblatt 1847,

Nr. 34. 35, Oscar Schmidt, Göthe's Verhältniss zu den organischen Naturwissenschaften. Berlin, 1853, Helmholtz in der Allgem. Monatsschr. f. Wissenschaft und Literatur. Mai 1853, O. Schade in der Vorrede zu den Briefen des Grossh. Carl August's und Göthe's an Döbereiner; — aber mit allen genannten Aufsätzen kann an Gründlichkeit die vorliegende sich in einen Rangstreit dreist einlassen; auf alle Momente eingehend, zeigt sie genau, was auf Göthe's Stellung zu den Naturwissenschaften einwirkte und wie diese sich in den besonderen Lebensverhältnissen gestalteten. In dem ersten, allgemeinen Theile bespricht der Verf. Göthe's Vorbereitung für die Naturforschung. Seine Naturanlage eignete Göthe vorzüglich zur Naturforschung: seine scharfen Sinne, seine Körperkraft, Empfänglichkeit für Sinneseindrücke, Neigung die verschiedensten Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen, seine Phantasie und Combinationsgabe. Dazu kam die bewegte Umgebung, der vielseitige Unterricht, die frühen Zeichenübungen, Verkehr mit Handwerkern, häufiger Aufenthalt in freier Natur, Excursionen und Reisen. Auf der Reise nach Leipzig sieht er ein eigenthümliches Naturphänomen, dessen genauere Betrachtung den denkenden Naturforscher verräth. In Leipzig wird er durch Hofrath Ludwig zuerst in die schulgerechte Naturbetrachtung hineingeführt. Auf seinen Streifereien wird er auf das Kleinleben der Natur aufmerksam, der Besuch der Dresdener Bildergallerie war von Einfluss auf sein künstlerisches Anschauen, nicht die Antiken reizten ihn, sondern die Landschaftsgemälde; er wollte immer unmittelbar an der Natur arbeiten. Zurückgekehrt wird er von der einseitigen Betrachtung der Gestalt durch Fräulein von Klettenberg einigermaasssen abgezogen; er macht chemische Versuche, aber ohne Methode. Bald wurde die Gestalt wieder immer wichtiger für ihn. Strassburg regte seinen Künstlersinn von neuem an; an dem Münster begann er die Gestalt in ihren Einzelheiten zu begreifen, auf seinen Excursionen achtet er auf die Bodenverhältnisse und den Lauf der Wasser; sein Umgang führte ihn zu medicinischen Beschäftigungen; aber er benutzte sie mehr dazu, um sich selbst von aller Apprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Seine naturhistorischen Studien waren lückenhaft, aber sie dienten doch dazu, seinen auf lebendiges Wissen und Erfahren gerichteten Sinn zu stärken. Nach Frankfurt zurückgekehrt, wird er durch seine Stimmung und seinen Umgang zu einer krankhaft sentimentalen Naturanschauung geführt (vgl. das Gedicht: Der Wanderer), diese Richtung erhält reiche Nahrung durch das bewegte Gefühlsleben in Wetzlar; aber eben durch den Werther macht er sich davon los. Heitere Naturbilder machen wieder sein grösstes Glück aus; die Rheinreise mit Merck führt seinen Blick wieder auf die Kunstbeschauung. Er studiert die Werke der Niederländer, wendet sich zur Oelmalerei; durch Lavater erhält die Betrachtung der Gestalten neue Bedeutsamkeit. Der Umgang mit Fritz Jacobi und das Studium Spinoza's zog ihn zu philosophischer Betrachtung der Natur, aber die Liebe zu Lili rasch wieder zu halb lebenslustigem halb künstlerischem Naturgenuss. Der lyrischen Stimmung wirkte heilsam die Schweizer Reise entgegen und der Verkehr mit Lavater; aber dass der Naturerkenntniss erst Naturkenntniss vorausgehen müsse, kam Göthe noch nicht zur vollen Klarheit. Er suchte überall nach einem Leitfaden. Wo er das Ganze aus der genauesten Erkenntniss des Einzelnen zu begreifen suchte, seine Methode die genetische war, ist er auch als Naturforscher bedeutend; wo aber diese Methode sich seinem Schauen nicht selbst darbot, wie bei der Behandlung physikalischer Fragen, irrt er.

So wendet sich der Verf. nun im 2. Abschnitt zu Göthe's Forschungen in der organischen Natur. In Weimar nahm er seine naturhistorischen Studien wieder auf, die osteologischen und zoologischen Sammlungen interessiren ihn, unter Loder beschäftigt er sich wieder viel mit Anatomie. Die naturhistorischen Schriften Göthe's, soweit sie die organische Natur behandeln, theilt der Verf. in drei Classen: 1) solche, in denen G. die Resultate

seiner Forschungen niedergelegt hat, besonders seine Metamorphose der Pflanzen, 2) in denen G. die Geschichte seiner Studien erzählt; 3) solche, meist aphoristisch, die theils die Aufnahme und weitere Entwicklung von Göthe's Ideen bei seinen Zeitgenossen, theils die fernere Ausführung seiner angebahnten Untersuchungen von seiner Seite betreffen. Dass G. mit Unrecht ein eifriger Parteigänger Darwin'scher Theorien genannt sei, weist der Verf. nach; nur eine gewisse Verwandtschaft sei unverkennbar. Die weitere Untersuchung der in den naturhistorischen Schriften niedergelegten Sätze liegt den Zwecken dieses Archivs ferner.

---

## Zu Göthe's Iphigenie. Vom Oberl. Dr. Köpke. Programm des Gymnasiums zu Charlottenburg. 1870.

Der Vf. behandelt die Frage, welche besonders O. Jahn in seiner bekannten anziehenden Schrift berührt hat, nämlich wo und aus welchen Gründen Göthe den dem Schauspiele zu Grunde liegenden Mythus geändert hat. Auch er kommt in der eingehenden Untersuchung zu dem Ergebniss, dass in dem, was nebensächlich war, Göthe die Griechen nachgeahmt hat, im Wesentlichen, Charakteristischen nicht, dass das innere Seelenleben seiner Personen modern ist. Wie die Anlage des Dramas christlich gedacht, die Handlung von christlichen Elementen ganz und gar durchzogen ist, so sind auch die Charaktere modern, vor Allem Iphigenie, was sich bei ihr nicht erst bei der Katastrophe zeigt, sondern schon von Anfrng an; keine Gestalt der Sage ist aber unter Göthe's Hand so verändert wie der König. Und auch alle anderen Verhältnisse im Drama, auch die Motive der Thaten in der Vorfabel sind veredelt durch die reine menschliche oder besser christliche Liebe, das wilde Tantalidengeschlecht trägt nicht mehr das Kainszeichen liebloser Selbstsucht und roher Rachgier, ihre schwersten Thaten erfüllen uns nicht sowohl mit Entsetzen als vielmehr mit innigem Mitleid für die Unglücklichen, welche die verletzte Liebe zu ihrem Thun treibt. Alle diese Punkte hat der Verf. in feiner Weise in warmer Darstellung besprochen, die Abhandlung ist als ein werthvoller Beitrag zur Götheliteratur zu bezeichnen. Dieselben Fragen, die hier behandelt sind, hat aber nicht bloss Jahn berührt; abgesehen von der Schrift Rinne's: Göthe's Iphigenie und das griechische Alterthum (1849), die allerdings auffallende Sätze aufstellt, sind dem Ref. noch bekannt das Lingener Programm von Reibstein, zwei Offenburger Programme von Trunk (1864 und 1868), zwei Geraer von Meyer (1850 und 1852), die Schrift von Schwarz: Die Iphigeniensage und ihre dramatischen Bearbeitungen (1869), wozu auch noch Zelter's Bemerkungen über den antiken Charakter des Gedichts (Briefwechsel mit Göthe IV, 141) verglichen werden können; über die eigenthümliche Darstellung der Furien, die trotz ihrer Verinnerlichung auch bei G. noch ihren objektiven Charakter behalten, ist der ausführliche Aufsatz von Sievers im Archiv sehr lesenswerth.

---

## Ueber Göthe's Elpenor und Achilleus. Vom Dir. Dr. Fr. Strehlke. Programm des Gymn. zu Marienburg. 1870. 16 S. 4.

Die noch immer ziemlich verbreitete Meinung, als ob Göthe vor seiner italienischen Reise dem classischen Alterthum fern gestanden habe, widerlegt der Verf. auf's bündigste mit brieflichen Aeusserungen Göthe's und vielfachen Arbeiten, die eine sehr genaue und fortdauernde Beschäftigung

mit dem Alterthum lange vor der Versificirung der Iphigenie beweisen. Indem er sich dann zu dem Elpenor wendet, in dem der Dichter einen Stoff im Sinne des Alterthums zu behandeln unternahm, theilt er zunächst sämmtliche Stellen aus den Briefwechseln und aus Riemer's Mittheilungen mit, welche über das Entstehen des Gedichts handeln. Er gibt nun den Inhalt des Fragments an, und bespricht die Versuche der Ausführung des Plans. Am bekanntesten ist der von Viehoff im Archiv 1844, 121—126 aufgestellte, gegen den aber von anderen Seiten Einwendungen gemacht sind. Gegen die von Biedermann allerdings mit vielen Gründen behauptete Ansicht, als ob Göthe einer chinesischen Quelle gefolgt sei, hat er das gerechte Bedenken, es müsste irgendwo eine solche Quelle von dem Dichter selbst angedeutet sein. Alle jene Fortsetzungen schienen ihm aber mit Recht grossen Schwierigkeiten zu unterliegen; keinen Plan, meint er, habe Göthe befolgen können, und was er auch ursprünglich im Sinne gehabt, es habe ihm nachher fehlerhaft geschienen und deshalb sei der Elpenor als Torso hinterlassen. Die alte Vorliebe, was dem Verf. unbekannt geblieben zu sein scheint, scheint Viehoff für das Fragment bewahrt zu haben, indem er in seiner Verskunst einen Abschnitt daraus zu metrischen Uebungen benutzt. Unter ganz anderen Bedingungen nahm 16 Jahre später Göthe die Achilleis vor, zu der ihn die fortgesetzte Beschäftigung mit Homer führte; die Geschichte des Gedichts erläutert er wiederum auf das sorgfältigste. Er kommt dann zu dem Resultat, dass in der Achilleis nicht ein verfehlter Versuch vorliege, sondern vielmehr ein solcher, zu dessen weiterer Durchführung er nicht die Kraft in sich gefühlt, dass Göthe bald zu der Ueberzeugung gekommen sei, auch das höchste Ziel, welches er auf dem eingeschlagenen Wege erreichen könnte, stehe weit hinter den anderen zurück, welche die moderne Dichtung zu erstreben habe. Zum Dank für die anziehende Abhandlung erlaubt sich Ref. den Verf. auf eine, wie es scheint, ihm unbekannt gebliebene treffliche Schrift aufmerksam zu machen, des Dr. Klein Abhandlung über die Achilleis im Programm des Gymnasiums zu Emmerich, 1850. 19 S. 4.

---

## Schiller und die praktischen Ideen. Vom Conrector Dr. Tepe. Programm des Gymnasiums zu Aurich. 1870. 24 S. 4.

Es sind die praktischen Ideen der innern Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit, wie voll warmer Begeisterung für den edlen Dichter der Verf. sagt, in Schiller von früh an in seinem Leben, in seinem Empfinden, in seinem Dichten zur Offenbarung gekommen. Eben deshalb ist Schiller der Lieblingsdichter seines Volkes geworden; es liebt seine Werke wegen ihres Gehaltes, den es auch in seinem Innern entdeckt, wegen ihrer seiner verständigen und schwungvollen Natur zusagenden Form; je mehr sie in ihm in Fleisch und Blut übergehen, scheiden sie alles Ungesunde und Fremde aus seinem eigenen Wesen aus. Es liebt aber noch mehr den Menschen, es bewundert den Adel seiner Seele; der Grund dieser allgemeinen Verehrung ist Schiller's sittliche Vollendung, die grossartige Ausprägung aller sittlichen Ideen und ihre harmonische Vereinigung in seiner Person. Ueberall tritt uns seine Grösse entgegen. In ihr richtet uns zunächst die Idee der Vollkommenheit auf. Sie hat ihn erhoben, immer auf ein höheres Ziel hingewiesen, sein Ernst, sein Muth, seine Ausdauer feuern auch uns an und verbannen allen Leichtsinn und allen Kleinmuth. Er liebte die Arbeit, aber nur die, bei der sich sein Gemüth betheiligen konnte; daher waren der Mensch, des Menschen Loos, sein Empfinden, Denken und Wollen die Hauptgegenstände seines Nachdenkens. Er drang vor bis an's Allerheiligste; aber die innere Stimme hielt ihn davon ab, den

Schleier wegzuziehen. Er war ein besonnener Denker und wusste zu resignieren; das sichere Gebiet der Aesthetik, — der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft — war sein liebster Aufenthalt; Kant's starrer kategorischer Imperativ löst sich ihm in sittliche Ideen auf, denen unter allen ästhetischen Ideen die Oberhoheit gebührt. Vor allen durchdringt die Idee der Vollkommenheit seine Kunstwerke und verleiht ihnen das Gepräge der Grossheit, allen, den kleinsten wie den umfassendsten. Diese Idee spiegelt sich auch in seinem Leben ab in seiner Ergebung, Mässigung, Entschlossenheit. Diese Idee der Vollkommenheit ist innig vereinigt mit der Idee des Wohlwollens. Er war ungemein liebevoll und wohlwollend; er war der liebevollste Sohn, Bruder, Gatte, Vater, Freund. Aber sein Herz schlug der ganzen Menschheit; doch zu denen konnte er kein Herz fassen, die selbst herzlos waren. Sein Wohlwollen erstreckte sich über einen weiten Kreis; er suchte die negative Freiheit von unwürdigen und unnöthigen Fesseln und die positive Freiheit der vernünftigen Selbstbestimmung zum Gemeingut zu machen. Ebenso lebendig war in ihm die Idee des Rechtes. Häufig und besonders in seinen ersten Dramen nimmt sein Rechtsbegriff die Gestalt des Gegensatzes gegen unvernünftige Gesetze an. Die Staatsverfassung als solche ist ihm nicht absolut wichtig und wesentlich, er ist weder Demokrat noch Aristokrat. Indem er aber nicht den höchsten Maassstab an die Gesetzgeber legt, erscheinen sie ihm in ihrer Gesammtheit als Wohlthäter der Menschheit, als Gesandte des Himmels. Das Missfallen am Streit, das allgemeine Menschengefühl, ist der erste Entstehungsgrund der Ordnung, der vernünftigen Gesetze (vgl. Braut von Messina: Ende des Bruderzwistes, Preislied des Friedens). Der Hauptgrund der Macht der Idee des Rechts in Schiller lag in seiner Sympathie für die Menschheit. Die Idee der Billigkeit spricht sich bei ihm schon aus in seiner Stärke gegen seine neidischen Gegner (vgl. die Xenien) und in dem Beistande, den er Leidenden lieh, sie spricht sich aus in seiner Scheu vor Verbindlichkeiten, aber auch in seiner innigen Dankbarkeit, in seiner Pietät, in seinem lebendigen Interesse bei Betrachtung der moralischen Welt, demgemäss in seiner Darstellung der göttlichen Gerechtigkeit. Besonders liess ihn die Idee der innern Freiheit ein klares Weltregiment erkennen und glauben. Diese Idee verlangte von ihm Entschiedenheit des ästhetischen Geschmacks, Sicherheit im logischen Denken und Erkennen, Wahrheit und Wahrhaftigkeit, Beharrlichkeit und Entschlossenheit in seinen Arbeiten. Aber wo der Einklang seines Selbst fehlte, gab er das ihm nicht mehr Homogene gern auf; so wandte er sich von der Jurisprudenz zur Medicin, von der Medicin zur Poesie, von der Poesie zur Geschichte, von der Geschichte zur Philosophie, von der Philosophie zur Poesie; aber trotzdem zeigt sein Leben eine schöne Continuität; denn stets waren die praktischen Ideen in ihrer Gesammtheit in ihm lebendig, er suchte seine Menschen-Ehre darin der Vernunft gemäss zu leben. Im Kampfe der Gedanken und Gefühle wusste er seine innere Freiheit zu behaupten. Entschlossene Charaktere, die nach dem Gesammturtheile aller sittlichen Ideen Recht haben, stellt er mit besonderer Begeisterung dar, die Jungfrau von Orleans scheint die in Schiller's bewegter Seele sich erhebende Idee der inneren Freiheit selbst zu sein.

---

## Schiller's Jungfrau von Orleans, neu erklärt und nach ihrem christlichen Gehalte gewürdigt. Erster Theil. Von Dir. Dr. G. Fr. Eysell. Programm des Gymnasiums zu Hersfeld. 1870. p. 25–103.

Es ist mit grossem Danke anzuerkennen, dass zur Jubelfeier des Gymnasiums zu Hersfeld der gründlichste Kenner der Geschichte der Jungfrau

von Orleans eine Interpretation des Schiller'schen Dramas sich zum Thema wählte. Zur gelehrtesten Kenntniss des geschichtlichen Thatbestandes gesellt sich hier das sorgfältigste Studium des Gedichts. Den tiefen religiösen Gehalt desselben hervorzuheben, ist die Hauptaufgabe des Verf. gewesen und daher geht er besonders genau in die Entwickelung des Charakters Johanna's ein. Aber dabei ist auch sonst nichts übersehen, und wenn Ref. bemerkt, dass die umfangreiche Abhandlung sich nur ausdehnt bis auf der Jungfrau Ankunft in Chinon, so werden die Leser daraus folgern können, dass auf die psychologische Entwickelung der Verf. den grössten Fleiss verwandt hat.

Zuerst erzählt der Verf. die der Handlung des Stückes vorausliegenden Begebenheiten, er geht aber nur auf die genauer ein, auf welche im Gedichte angespielt wird, die uns Aufschluss geben über den Charakter der bei Schiller vorkommenden Personen; daher wird Isabeau's Theilnahme an den politischen Kämpfen, die Tödtung des Herzogs von Burgund, die Heirath Heinrich's V. genauer besprochen; von Karl's VI. Tode an aber übergeht der Verf. die sonstigen geschichtlichen Berichte und hält sich allein an Schiller. Der Charakter des Königs Karl VII. ist der Art, dass trotz seiner Privattugenden er für die bewegte Zeit nicht geeignet war; trotz aller Sanftmuth fehlte ihm der starke Glaube, die ihm gewordenen Prophezeiungen deutete er falsch; gegen Orleans that er nicht seine Pflicht, sein Pflichtgefühl wurde übertäubt durch den Gedanken, dass Gott die Sünden seines Hauses an ihm heimsuchen wolle bis zum vollständigen Verluste des Reiches. Und doch sollte ihm von einer Frau die Hülfe wirklich, wie ihm geweissagt war, kommen, aber von einer andern, als er dachte, die angethan war mit der Macht des Glaubens, woran es Frankreich bisher gebrach.

Somit wendet sich der Verf. zum zweiten Punkte, der Jugendgeschichte Johanna's bis zum Abschied von dem Vaterhause. Er führt uns erst Vater und Schwestern vor. Mit ihrer ganzen Familie stand Johanna auf dem Glaubensboden ihrer Kirche. Ihre Beschäftigungsweise entwickelte die Kräfte des Leibes und der Seele auf das glücklichste; ihre hohen Wundergaben wurden von den Ihrigen anerkannt. Nun erfolgte die Berufung. Die sinnlichen Formen, in denen ihr ihre Glaubensidee in's Bewusstsein traten, sind Erzeugnisse des Zeitalters, die Ideen selbst aber als Geburten der vom Geiste Gottes im Tiefsten bewegten Menschenseele zu denken. In diesen Visionen ist, wie ausführlich der Verf. nachweist, ein stufenmässiger Fortschritt wahrnehmbar, sowohl äusserlich als in Bezug auf den Inhalt; den sich so gipfelnden drei Marienvisionen schliesst sich die Offenbarung des Herrn selbst an; durch diese letztere wird die Erfüllung der Aufgabe Johanna's unter die unverbrüchliche Garantie seines allmächtigen Willens gestellt. Und dennoch wird das ideale Wort der Offenbarung noch durch einen realen Gegenstand, den Helm, überboten. Ihr Glaube steht fest, aber schwere Bedingungen sind ihr auferlegt; sie hat sich zu bewähren. Ihr Charakter ist nicht fertig, sondern ein werdender, bis zu völliger Durchdrungenheit des Menschlichen von dem Göttlichen. So, sagt der Verf., wird ihre Geschichte zum universellen Symbol der christlichen Glaubens- und Heiligungsidee. — Der Verf. geht nun genau den Prolog durch; die Vorgänge in Johanna's Seele werden klar dargelegt, der innere Zusammenhang der Scenen unter einander aufs sorgfältigste nachgewiesen, selbst die etwaigen Bedenken, Einwürfe, Erwartungen, die von Seiten der Zuschauer ausgesprochen werden könnten, besprochen, nicht blos also referiert, sondern auch nach allen Seiten erwogen. Hier ist nichts mehr hinzuzufügen. Auf die Fortsetzung haben wir hoffentlich nicht zu lange zu warten.

---

## Ueber den Charakter des Schicksals in Schiller's Tragödie. Von Dr. Theodor Nölting. Programm der grossen Stadtschule zu Wismar. 1370.

Manche der hier ausgesprochenen Ansichten geben zu Bedenken Veranlassung. Die Schicksalsidee der Alten sei in der Oedipussage ausgedrückt; Oedipus habe ja in Allem freien Willen gehabt und er macht den grausamen Spruch nur wahr, weil sein Herz ihn dazu treibt. Er tödte leidenschaftlich den Alten, er sei dadurch nicht beunruhigt, er heirathe die Wittwe sofort, denn später zeige er sich in dem Fluche über den Mörder, in dem Benehmen gegen Tiresias höchst leidenschaftlich, so verschulde er sein Verhängniss. Gegen diese Auffassung aber sträubt sich das Gefühl. Was später geschieht, kümmert uns nicht, es dient nur zur Charakteristik des Oedipus, es begründet aber nicht das tragische Geschick, dazu ist schon der Grund gelegt in der Tödtung und der Heirath; ist aber diese Tödtung ein so schweres Verbrechen, die Hast, mit welcher der ehrgeizige Jüngling durch die Vermählung sich den Thron sichert, so verdammenswerth, dass sie auf gleicher Stufe steht mit dem furchtbaren Schicksal? Ist dies Schicksal die natürliche Folge des leidenschaftlichen Handelns des Helden? Wo ist je eine durch den Drang der Umstände herbeigeführte Tödtung, wo eine unbesonnene Heirath die Ursache eines solchen Endes gewesen? Dies antike Schicksal, wie es der Verf. auffasst, erscheint ihm auch als bewegende Macht in Schiller's Wallenstein. Die Umstände treiben Wallenstein zur Entscheidung; die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein: er schliesst den Bund mit den Schweden; aber wie er jetzt entschieden handelt, so nun auch seine Gegner. In der That? handelt er so entschieden? da hätten wir es nun zu thun mit dem äusserlichen Kampfe zweier Parteien, während doch der Schwerpunkt in Wallenstein's Charakter, seiner Unentschlossenheit, liegt. Es ist ferner doch sehr gewagt das Schicksal, die Wendung, wie sie in Maria Stuart vorkommt, in der Jungfrau von Orleans, mit dem antiken Schicksal zu vergleichen. In der Braut von Messina findet es der Verf. durchaus nicht motiviert, dass Cesar den Manuel sofort ersteche (nicht durch den Charakter?), und es müsste uns überraschen, wenn wir nicht bereits durch Isabella's Erzählung der beiden Träume das bevorstehende Schicksal wüssten. Wie? jene That ist nicht motiviert und überrascht uns doch nicht? Und woher wissen wir denn, dass der Traum nach der bösen Seite hin sich erfüllen muss? Und nach der That werde vollends Cesar's Haltung erst recht unnatürlich. Damit ist dem Dichter der stärkste Vorwurf gemacht, der des Mangels an Einheit im Charakter. Ebenso unbegreiflich sei Beatrice's Benehmen, ihre regungslose Haltung; ebenso Isabella. Das alles nennt der Verf. schwache Punkte in der Fabel und in der Schicksalsidee; nein, es wären vielmehr die ärgsten Schwächen in der Charakteristik.

---

## Schicksal und Schuld in Schiller's Braut von Messina. Vom Subrector Julius Drenckmann. Programm des Gymnasiums zu Königsberg in d. N. 1870. 20 S. 4.

Mit dem Urtheile des Verf. über das Walten des Schicksals im König Oedipus, mit dem die Braut von Messina gewöhnlich verglichen wird, muss man sich durchaus einverstanden erklären. Eben so zu billigen ist alles, was er über Schiller's Gedicht sagt, über die Motivierung der Handlung, die Charaktere, die Schuld der Personen, so dass allen denjenigen, welche bisher mit sich selbst noch nicht über den Sinn des Stückes klar geworden sind, die Lesung der Abhandlung anzurathen ist. In Schiller's Gedicht ist

für uns alles weit verständlicher motiviert als in dem griechischen Gedichte, dass für uns immer etwas Fremdartiges behält; es ist schwer zu begreifen, wie diese Wahrheit auch jetzt noch vielfach verkannt wird. Man hat sich die Nachbildung der griechischen Tragödie, die Schiller allerdings bezweckt, viel zu weit ausgedehnt gedacht, sie liegt nur in der äusseren Oekonomie, in der Darstellungs- und Ausdrucksweise, in dem Gange der Handlung; aber die Weltanschauung ist durchaus nicht die antike; die höchste Macht ist nicht das Fatum der Alten, wie es in König Oedipus erscheint, sondern der Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern, aber nur weil die Kinder mit ihren Freveln die Frevel der Väter fortgesetzt haben.

Herford. Hölscher.

---

# Miscellen.

## Mittheilungen über eine Handschrift zu Nymegen bezüglich des Schwanenritters von L. Sloet. *

De Reiffenberg hat im 4. und 5. Theil der Collection de Chroniques Belges inédites die Sage vom Schwanenritter herausgegeben und derselben mit vieler Gelehrsamkeit und grosser Ausführlichkeit Alles beigefügt, was er mit nicht geringer Mühe von Nahe und Fern zusammengebracht hatte. So freute er sich auch, eine lateinische Uebersetzung hiervon mittheilen zu können, die unter Nr. 5 in den Appendices des vierten Bandes aufgenommen ist.

In den Archiven der Stadt Nymegen befindet sich eine merkwürdige Sammlung lateinischer Handschriften aus der Mitte der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die in einen Band zusammengebunden sind.

Das erste Stück aus dem Ende des 15. Jahrhunderts ist eine der von de Reiffenberg herausgegebenen ähnliche Uebersetzung und so weit ich dies nachgehen konnte, bis jetzt nicht veröffentlicht. Die Geschichte des Schwanenritters wird darin sehr einfach dargestellt und unterscheidet sich eben dadurch in vieler Hinsicht von den gewöhnlichen Formen, in denen dieser Volksroman auf uns gekommen ist und mitgetheilt werden von Veldenaer, Fasciculus temporum, p. 422; v. d. Schüren, Chronik v. Cleve, 77; Teschenmacher, Annales Cliviae, ed. Dethmar, 123; Histoire miraculeuse du Chevalier au cygne, fils du puissant roy Oriant, in „Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, III, col. 4; Eene schoone historie en miraculeuse geschiedenis van den ridder met de zwaan, die te Nijmegen in Gelderland te scheep kwam enz., Amsterdam, by Koene. 4. — Hierüber s. van den Bergh, Volksromans, S. 23 und Volksoverleveringen, S. 96. Ferner de Reiffenberg, l. c. und Jonckbloet, Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde, I, p. 27. **

Nach vorgenannter Hs. ist die Ehe des Königs Oriant, der nach seines Vaters Tode mit seiner Mutter regiert, dessen Land jedoch nicht genannt wird, von etwas Aussergewöhnlichem nicht vergesellt. Da er von hoher Abkunft war — ex alto sanguine, — nahm er — ut dignum fuit, — Beatrix zu „generosam uxorem." Diese zog sich den Hass ihrer Schwiegermutter

* Nach „Verslagen en mededeelingen der Kon. Akademie van wetenschappen. Letterkunde. XII, 2. p. 253 ff. frei übersetzt.

** W. Müller, „Die Sage vom Schwanenritter" in „Germania" Heft 4, S. 418, hatte ich nicht zur Einsicht und konnte deshalb nicht nachsehen, wie er die Formen auffasste.

nicht, wie andere Lesarten lauten, wegen ihrer niedrigen Herkunft zu, sondern weil sie sowohl von Reichen und Vornehmen, als auch von Geringen und Armen geachtet und geliebt wurde.

Von dem Gespräch zwischen dem Ehepaar über das Gebähren mehrerer Kinder zugleich wird ebenso wenig etwas mitgetheilt, als von einer Lästerung einer Frau, die Zwillinge geboren hatte, von Beatrix ausgesprochen, in Folge dessen sie selbst zur Strafe in Abwesenheit ihres Mannes von 7 Kindern soll entbunden worden sein. Nach unserer Hs. waren es 6 Knaben und 1 Mädchen, mit goldenen Halsbändern, während andere Lesarten von 7 Söhnen und silbernen Halsbändern sprechen; dagegen stimmt sie mit anderen Lesarten überein, was bezüglich des Verwechselns der Kinder mit Hunden und der ferneren Thaten Matabruna's mitgetheilt wird. Bemerkenswerth ist, dass der Name Liliefort hier der Hebamme beigelegt wird, während er sonst für den Namen des Reiches Oriants gilt. Die Kinder, von Marques nicht getödet, wie ihn Metabruna beauftragt, sondern als Findlinge ausgesetzt, werden nach unserer Hs. nicht von dem Eremiten Elias selbst, sondern von dessen Ziege gefunden, die sie auf ihrem Rücken zur Klause brachte.

Als König Oriant nach seiner Rückkunft von seiner Mutter vernimmt, dass seine Frau von 7 Hunden entbunden sei, lässt er die Astronomen und Weisen seines Landes zusammenkommen und legt ihnen die Frage vor, ob eine Frau auch Hunde zur Welt bringen könne, was sie verneinen; wohl aber könne eine Frau mehrere Kinder zugleich gebären. Dass Beatrix zur Kerkerhaft verurtheilt sei, während Metabruna die Todesstrafe über sie verhängt wissen wollte, sagt die Hs. nicht.

Matabruna, die von Jägern vernommen hat, dass die Kinder bei dem Eremiten seien, lässt Marques durch Manquare umbringen und beauftragt die Jäger, die Kinder aufzusuchen und zu tödten. Aber auch diese führen den Auftrag nicht aus, sondern nehmen sechs Kindern (das siebente war abwesend) ihre Halsbänder, in Folge dessen sie in Schwäne verwandelt werden. Metabruna lässt aus den Bändern einen Becher machen. Da aber eins dieser Bänder im Schmelztiegel schon einen solchen Umfang annimmt, dass er für einen grossen Becher ausreicht, so eignen sich die Goldschmiede die übrigen fünf zu. Hierin kömmt die Hs. mit andern Lesarten überein, während sie im Folgenden wieder abweicht.

Nachdem der Eremit den Knaben, der das Halsband behalten, erzogen, getauft und ihm seinen Namen gegeben hat, wird ihm durch einen Engel mitgetheilt, dass Oriant der Vater dieses Knaben sei; zugleich verordnet der Engel, dass der Knabe zu seines Vater Schloss reise. Elias, von dem Eremiten hierüber genau unterrichtet, kommt in Baumblättern gekleidet bei Hofe an, wo er seiner Grossmutter deren Missethat vorwirft. Diese leugnet. Elias fordert Marquare zum Zweikampf auf, der ihn annimmt. Beide ziehen in Waffenrüstung zum Kampfplatz und Elias haut Marquare mit dem ersten Schlage einen Arm ab, worauf letzterer Alles bekennt. Matabruna flieht in Mannskleidern in eine feste Burg, in der sie durch Elias verbrannt wird. — Dass die fünf ungeschmolzenen Halsbänder zurückgegeben und dadurch die fünf Schwäne wieder in Menschen verwandelt werden, erzählt die Hs., wie die übrigen Lesarten. Der Schluss dagegen ist hier wieder ganz anders.

Durch eine göttliche Eingebung wird Elias berufen, die Herzogin von Bouillon gegen den Grafen von Lisebonne zu schützen. Er erhält von seinem Vater ein Horn, welches die Wunderkraft besitzt, dass jeder, der die Töne desselben hört, besiegt wird. Mit diesem Horn reist er in einem Schiffe ab, dass von dem Schwane an einer goldenen Kette gezogen wird, der bisher seine menschliche Gestalt nicht wieder erhalten hat. Er kommt zu Nymegen an, wo sich der Kaiser aufhält, tödtet in einem Zweikampfe den

Grafen von Lisebonne, erhält die einzige Tochter der Herzogin-Wittwe von Bouillon zur Frau und wird Herzog und Herr des Landes.

Eine weitere göttliche Eingebung lehrt Elias, dass der Schwan, der sein Schiff gezogen habe, ebenfalls seine vorige Gestalt zurückerhalten und er deshalb zu seinen Eltern heimkehren müsse. Dies thut er und lässt Frau und Kind unter der Obhut des Kaisers. In sein Vaterland auf einem Schiff, wieder von demselben Schwane gezogen, zurückgekehrt, wird der Schwan in die Kirche gebracht und unter Celebriren und Beten vieler Anwesenden ebenfalls seiner menschlichen Gestalt wieder theilhaftig.

Hier endigt die Hs., nicht wie ein Fragment, nicht als ob noch Etwas folgen müsse, sondern wie ein abgeschlossenes Ganzes, mit einem Anruf zu Gott und dem Schlusswort Amen. Nichts wird von dem weiteren Leben des Elias gemeldet, kein Wort wird von seinem Verschwinden erwähnt, als Beatrix ihn trotz seiner Bedingung und Warnung bittet, ihr seine Abkunft mitzutheilen. Nichts kommt darin vor von den Kindern und Enkeln von Elias und Beatrix, welche der berühmte Gottfried von Bouillon, Balduin und Eustachius gewesen sein sollen. Nichts hat sie mit der meist in Gelderland und im Clevischen gangbaren Lesart gemein, dass Elias zufällig mit seinem von einem Schwane gezogenen Schiffe zu Nymegen angekommen sei und die Erbtochter von Cleve geheirathet habe, aus welcher Ehe die Grafen von Cleve und Teisterbant entsprossen sein sollen.

Je kürzer und einfacher eine Volksüberlieferung in Form eines Gedichtes oder einer Erzählung auf uns gekommen ist, um so näher steht sie ihrer Entstehungsperiode. Die Poeterei, — wie van der Schüren sich ausdrückt, — hat sich ihrer noch nicht bemächtigt, sie noch nicht mit Anderm vermengt, und sie noch nicht andern Zuständen und Zeiten angepasst, als denen, in welchen sie entstand.

Haben wir nun in der Nymeger Hs. den Kern oder einen der Kerne, woraus sich später das ausgebreitete Volksepos von dem Schwanenritter bildete?

Ich will nichts entscheiden, halte jedoch die Hs., wovon ich nachstehend eine getreue Copie gebe, wohl werth, die Leser dieser Zeitschrift damit bekannt zu machen.

Fuit quidam rex nobilis, dictus Oriant, qui, patre orbatus, cum matre sua, nomine Matabruna, regnum suum nobiliter gubernavit. Et quia dictus rex Oriant alto profluxit ex sanguine, generosam, ut dignum fuit, duxit uxorem, nomine Beatris. Hec tam virtuosa extitit, ut non solum magnis et nobilibus, verum eciam parvis et pauperibus amabilis fuerit, et rex eam unice diligebat. Mater vero considerans, quod Beatris plus a rege et nobilibus, nec non totius regni incolis, amaretur, simulata ira, odium contra eam gerebat.

Accidit autem post hoc, ut rex Oriant, propter causas arduas eundem concernentes, ad alienas se transferret partes, et regina Beatris, vicina partui septem proles, torques aureos in collo gestantes, pareret, quos tamen Matabruna minime considerabat, inter quos tamen una tantum juvencula fuit, ceteri mares extiterunt. Quod cernens Matabruna, doluit de tanto nobilium prolium ortu, et egit cum obstetrice, dicta Liliefort, ut septem catellos in panniculo sumeret, et, regine eosdem ostendens, diceret, quod ipsa eosdem peperisset. Quod cum dicta Liliefort faceret, Beatris, multum contristata, amarissime flebat. Matabruna deinde dictos pueros cuidam ex suis familiaribus, nomine Marques, obvolutas in panniculo, tradidit, et ut in desertum iret et eosdem interficeret, mandavit. Marques vero pueros accipiens, in desertum, juxta preceptum Matrabrune, et pannum aperiens, septem pueros pulcherrimos vidit. Tunc ipse eosdem deosculans et vivos relinquens, se eosdem interfecisse testabatur.

Deinde rex nobilis Oriant ad patriam revertitur. Cui mater occurrens, salutavit et, inter cetera, quoniam Beatris septem catellos pepererat, narravit. Quo audito, rex multum constristatus, tocius regni astronomos et sapientes convocari fecit. Quibus congregatis, interrogavit, uterum eciam mulier canes parere posset? Ad hoc ipsi responderunt, quod non canes, sed pueros, eciam plures, parere posset.

Et tunc habitabat in eodem heremo, ubi hujusmodi pueri portati fuerunt, quidam heremita, nomine Helias, habens quandam capram, de cujus lacte nutriri solebat, que, exiens ad pascua ad interiora deserti, dictos pueros invenit, et ipsis inventis, eosdem suo lacte, Deo disponente, nutrivit et ad domunculum heremite solito tempore non redibat. Tandem, infantulos in dorso gestans, domum revertitur, et a dicto heremita hilariter recipiuntur, nutriuntur et foliis arborum vestiuntur.

Post hec Matabruna percipiens a ventoribus, quod in hujusmodi heremo infantuli apud heremitam conservarentur, cogitans, quod Marques illos vivos reliquisset, cum per quendam suum familiarem, nomine Manquare, interfici, jussit. Et illo interfecto, venatores ad desertum hujusmodi misit, ut dictos infantulos quererent et interficerent. Venatores vero, per desertum gradientes pueros, excepto uno, invenerunt, et videntes, quod torques aureos in cello habebant, illos a collo eorum abstrahentes, in cignis mutati, continuo volantes, recesserunt et in foveam, juxta domicilium dicti heremite, remanserunt. Venatores autem, ad Matabrunam redeuntes, eidem torques illos representarunt, narrantes eidem miraculum, quod viderunt. Tunc illa aurifabros convocari jussit et eisdem, pro crusibulo faciendo, torques hujusmodi tradidit. Quibus acceptis, dum unum in ignem injicerent, ita augmentabatur, ut crather magnus inde formabatur. Quod videntes aurifabri, reliquos quinque furati sunt et cratherem aureum Matabrune reportabant, de cujus magnitudine cum ipsa admirabatur, estimabat enim, quod omnes sex torques predicti in hujusmodi crathere facti fuissent.

Deinde dictus heremita juvenem, quem secum retinuit, baptisavit, et eum nomine suo Heliam nuncupavit, qui cignos eosdem continue visitavit, recognoscens ex spirituali revelacione, quod soror et fratres sui essent.

Post aliquantos igitur annos, angelus Domini dicto heremite nunciavit quod juvenem ad palacium regis Oriant, qui pater ejusdem esset, mittere,, qui opprobrium matris sui, scilicet regine Beatris, vindicare et scelus Matabrune propalare deberet. Extunc Elyas heremita Elyam juvenem de singulis instruxit et eundem, vestitum foliis, ad palacium regis destinavit. Qui ibidem veniens totum factum Matabrune propalavit, et quomodo ipse cum sorore et fratribus in heremum delati essent, narravit. Quod audiens Matabruna ipsum hec mentiri dicebat. Continuo Elyas, pro veritate percipienda, duellum facere paratus erat. Extunc Manquare, ex parte Matabrune, duwellum cum Elya facere acceptavit. Deinde armis induuntur et, ad campum venientes Elyas primo ictu brachium sui adversarii amputavit. Tunc Manquare, ad genua provolutus et veniam petens, totum factum Matabrune enodavit. Matabruna vero videns, quod Manquare devinctus fuerat, relicto habitu muliebri, in habitu virili fugit, et castrum, quod ipsa habebat fortissimum, intravit. Quod Elyas percipiens, eam insequitur et castrum ipsum obsedendo, incendit cum eadem. Quod dicti aurifabri videntes, Elye hujusmodi torques, quos ipsi furati fuerant, reportarunt. Quibus receptis, regem Oriant, patrem suum, nec non Beatrem, matrem suam, usque ad locum, ubi cigni fuerant, perduxit et cuilibet torquem apposuit, excepto uno, cujus torques in cratherem commutatus fuit. Postquam autem torquem in collibus receperunt, pristinam eorundem formam, scilicet humanam, assumpserunt et a presentibus, cum gaudio enarrabili, suscipiuntur et deosculantur.

Deinde dictus Elyas, ex revelacione et ammonicione Divina, valedicens presentibus, ad tuendam ducissimam de Bullion, que a comite de Lisebonne molestabatur, navigio recessit, et cignus, nondum ad naturam hominis redu-

ctus, navem cum cathena aurea trahebat. Pater vero ejus, rex Oriant, videns quod Elyas recedere vellet, sibi cornu quoddam didit, quod illius virtutis erat, ut nullus sonum ejus audiens, contra eundem victor esse posset. Tunc Elyas, cum navi progrediens ad imperatorem, qui tunc in Novomagio residebat, venit, et quomodo, ad tuendam dictam viduam venisset, enarravit et comitem de Lisebonne ad duellum vocavit. Deinde venientes ad campum, ab imperatore confirmatum est duellum. Et Elyas dictum comitem interfecit. Tunc imperator videns virtutem et constanciam dicti Elye, filiam unicam, quam dicta ducissa habebat, dicto Elye in matrimonium tradidit, et tunc cum processione et gaudio magno suscipitur et dux ac terre dominus constituitur.

Deinde ex divina revelacione didicit, quod cignus ille, qui navem, qua venerat, trahebat, adhuc pristinam suam naturam recipere deberet, et quod propterea ad parentes suos redire deberet. Ipse uxorem cum filia, quam habuit, exinde imperatori commisit, et valedicens eisdem, cum navi, cigno trahente, recessit. Et dum ad terras proprias venit, fratres sui et parentes eidem occurrentes et salutantes, cum leticia grandi susceperunt et continuo cignum hujusmodi in ecclesia statuentes, pluribus celebrantibus et aliis orantibus, humanam recepit naturam, prestante Domino nostro, qui vivit et regnat in seculorum secula. Amen.

München. Oskar Verlage.

---

## Moderne französische Schriftsteller im Elsass.

Die Strassburger Zeitung hat in einer längeren Reihe von Aufsätzen über die neueren Dichter und Prosaiker des Elsass eingehend berichtet, aus denen auszugsweise nachstehende Mittheilungen entlehnt sind.

In den dreissiger Jahren bildete sich — auch im pittoresken Oberelsass — ein dem Stande der Fabrikherren angehöriger Mann zum eleganten französischen Versificator, indem er sich mit kindlicher Pietät an Pfeffel's Muse dahingab, und den ächt moralischen deutschen Volksdichter auf den gallischen Parnass zu verpflanzen unternahm. Zur Lebensaufgabe war es für Paul Lehr geworden, die philosophischen und politischen Apologen des blinden Dichters, mit gewissenhafter Treue und doch in leichter, anmuthiger Form dem französischen Publicum mundgerecht zu machen. Mit unermüdlicher Ausdauer und einer Feile, die nicht vor dem zehnfachen Anlegen an die widerstrebende, deutsche Materie zurückscheute, brachte es Paul Lehr in der That dahin, dass eine schöne Auswahl der poetischen Versuche Pfeffel's in französischer Sprache zu Stande kam, und sich wie Originalgedichte dem Leser empfahl. Lehr hat den greisen Dichter noch in seinen letzten Lebensjahren in seiner Häuslichkeit gesehen, und war ihm als Schüler nahegestanden; er wollte dem Andenken des geliebten Altvaters ein Denkmal setzen, und unstreitig erreichte er seine Absicht.

Nun dürfte mich der Leser fragen: Hat sich Pfeffel's getreuer alterego an keinen anderen Repräsentanten der deutschen Dichtung gewagt und ist er unwiderruflich im Bezirke der Pfeffel'schen Fabel und poetischen Epistel geblieben? — Nicht immer — so hat er z. B. die Geisterscenen von Bürger's Lenore meisterhaft reproducirt; in eigner Composition hat er die Najade Niederbronns gefeiert und bei Sängerfesten, oder wenn es galt einheimische Grössen zu verherrlichen, hat er elsässische Cantaten mit lyrischem Schwunge gedichtet; er hat in Freundeskreisen, bei frohem und trübem Anlass, seine Verse wie Blumen hingestreut, und sich begnügen lassen mit spärlichem Lobe in unserer prosaischen Zwittergesellschaft.

Ungefähr zur selben Zeit, aber noch in froher Jugend prangend, hielt sich ebenfalls im Oberelsass ein Sänger auf, der sich vorerst ganz an fran-

zösischen Mustern herangebildet. Unter seinen Freunden und bald in weiteren Zirkeln erlangte Theodor Braun den Ruf eines liebenswürdigen gesellschaftlichen Liederdichters; er war aus der Schule Béranger's und Desaugiers hervorgegangen. Aber auch ihn erfasste bei vorrückenden Jahren und bei näherem Eingehen in die deutsche Dichtung, der Gedanke zum vermittelnden Dollmetscher zwischen den zwei Literaturen zu werden. Braun begann im Jahre 1848 mit der Herausgabe einer Uebersetzung des Schillerschen Don Carlos in Alexandrinern. Diese dramatische Reproduction legte ein sprechendes Zeugniss ab von dem Talente des Verfassers; ein fliessender, leichter Styl, ein den Zwang des Verses überwältigendes Anschmiegen an den Inhalt des Originaltextes, machten sich vorerst bemerkbar. Allein der Uebelstand des zwölfsilbigen monotonen Alexandriners, dem deutschen fünffüssigen, leichtgeschürzten Jambus gegenüber, hatte schon eine unvermeidliche Dehnung des Textes zur Folge; die Zahl der deutschen Verse wurde ebenfalls nicht unbedeutend überschritten; somit erschien die dramatische Handlung gelähmt. Und was dem Uebersetzer besonders hart zusetzte, das war die Unmöglichkeit in der französischen, spröden, hyperdelicaten Sprache den Metaphern-Reichthum und die Gedankenfülle der Sprache des deutschen Dichters neu zu schaffen. Allein, all dieser unvermeidlichen Mängel unbeschadet, ward dem Uebersetzer ein verdientes Lob zu Theil und ermuthigte ihn, auf derselben Bahn fortzuschreiten. — So erschienen nach und nach die Uebersetzungen der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart, des Wilhelm Tell, der Wallensteinschen Trilogie und der Braut von Messina. Zum erstenmale ward in rhythmischem Gewande das ganze dramatische Vermächtniss Schiller's, mit Ausnahme der in Prosa geschriebenen Stücke, vor das französische Publikum gebracht, und je länger und je mehr der Verfasser in seiner Arbeit voranschritt, machte sich, beinahe bis an's Ende, die progressive Leichtigkeit bemerkbar, womit er den schwierigen Stoff bewältigte.

Theodor Braun hat in seinen Mussestunden beinahe zwanzig Jahre an sein kühnes Unternehmen gewendet; ihm blieb das Verdienst, nach v. Barante's und Reiniar's prosaischen Uebersetzungen,* der einzige Franzose zu sein, der sich an die Totalität der versificirten Tragödien Schiller's wagte, und ehrenvoll aus dem Kampfe mit dem unerreichbaren Urbild hervorging.

Unter der Juliregierung begann in Strassburg eine literarische Bewegung, die wir nicht unerörtert lassen, obgleich ihre Urheber, jüngere Professoren des Lyceums und der Academie, ihrem Ursprunge nach dem Elsasse nicht angehörten. Durch die Lectüre des Leben Sophokles' von Lessing angeregt, fühlte sich Guïard berufen, die sieben Tragödien und sämmtliche Fragmente des griechischen Dichters in französischen Versen mit möglichster Kürze und Treue wiederzugeben. Die übertragenen Trauerspiele lassen ganz den Eindruck von Originalstücken in dem Geiste des Lesers zurück. Ihre Veröffentlichung fallt in die dilettirende eklektische Epoche, während welcher in Berlin und Paris die Aufführung griechischer Tragödien beinahe zur Modesache geworden. Für Guïard, den einfachen, aber nichtsdestoweniger ehrgeizigen Provinzialdichter war es eine tiefe Bekümmerniss, zu diesem Behufe andere Uebersetzer bevorzugt zu sehen. Die Lorbeern von Octave Lacroix verbitterten sein Leben; er starb jung, unbefriedigt, unbelohnt, und doch legt seine Uebersetzung, besonders der Sophokleischen Chöre, ein Zeugniss ab von der lyrischen und stylistischen Begabung des Translators.

In Strassburg begann Génin, ebenfalls durch locale Freunde in die Schätze der poetischen und kritischen Literatur eingeführt, seine ersten po-

* Der letztere hat sämmtliche Werke Schiller's, v. Barante nur die dramatischen wiedergegeben.

lemischen Angriffe gegen mehr als einen Pariser Tagesgötzen, vor allem gegen Victor Hugo und seinen „Rhein.“ Von hier aus erliess St. René Tailaudier seine ersten Manifeste in der Revue des deux mondes über die Verhältnisse und die Producte der modernen deutschen Dichtung. Weder der eine noch der andere verleugnete den Einfluss der geistigen Atmosphäre der Strassburger Akademie und des nahen gedankenschweren Deutschlands.

Nicht immer mit gleicher Aufrichtigkeit verfuhren andere ihrer academischen Genossen. So lebte hier, fast zu gleicher Zeit mit Génin, der ebenfalls an der faculté des lettres angestellte Collin, der Uebersetzer und Commentator Pindar's. Er benutzte reichlich zu seinem gediegenen Werke die deutschen Hellenisten, doch erwähnt derselben keineswegs. — Die poetischen Aufsätze, die Colin wenig Jahre vor seinem anno 1865 erfolgten Tode der literarischen Gesellschaft von Strassburg mittheilte, tragen das Gepräge eines mit dem Naturgenusse und den Leiden des Herzens vertrauten Charakters. Dahin sind zu rechnen: „Der Forellenfang im Schwarzwald,“ „Ein Besuch auf der Petersinsel im Bielersee,“ und die elegische „Biographie eines fünfzehnjährigen, frühreifen und im Vorfrühling verstorbenen Mädchens.“ Strenge Kritiker werfen Colin die Incorrectheit seiner Verse vor.

Ein Muster französischer Correctheit ist dagegen Herr Delcasso, aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, aber während mehr denn vierzig Jahren zu Strassburg als Professor des Lyceums und der faculté des lettres, und zuletzt als Rector der Academie fortgesetzt thätig. — Es ist eine durchaus klassisch gebildete Natur, die sich dem Anhauch des deutschen Nachbarlandes zwar nicht ganz entziehen konnte, und besonders als Philolog die Errungenschaften der transrhenanischen Gelehrten gelegentlich nicht verschmähte; aber für die Verbreitung, für die alleinige Herrschaft der gallischen Sprache kämpfte er zeitlebens, gleichsam pro aris et focis. Er hatte die instinctive Ahnung, dass hinter dem literarischen Bestreben vielleicht ein politischer Feind lauern dürfte, und suchte, besonders während seiner Rectoratsjahre, das Deutsche nach und nach in den Volksschulen auf dem Lande zu vermindern.

Als Dichter bewährte er sich besonders in den poetischen Episteln, die er an locale Notabilitäten richtete und worin er meist in anziehender Gestaltung die Aufmerksamkeit zu fesseln wusste, indem er die Sprache Boileau's an moderne Bedürfnisse anpasste und mit modernem Style zusammenschweisste.

In neuerer Zeit siedelte ebenfalls ein französisch dichtender Professor von Kolmar nach Strassburg. Sainte-Beuve hat in seinen „Montagsplaudereien“ die Verdienste von Antoine Campaux, dem Biographen von Villon, so anerkennend hervorgehoben, dass gegenwärtige Besprechung fast überflüssig scheinen dürfte. Doch hat gerade in diesem letzten Decennium die poetische Entwicklung von Campaux wiederholte Proben ihrer Lebensfähigkeit abgelegt. In einem Bändchen von lyrischen Gedichten (das Vermächtniss von Mark Antonio) geisselt der Dichter die unzüchtige, gesetzlose Modepoesie und stellt sie in gelungenen, individualisirten Portraits an den Pranger. Nur hat dies Gebahren oft etwas räthselhaftes für den Leser, der nicht ganz in das Treiben der literarischen Pariser Zigeunerbande (Bohème) eingeweiht ist. Die poetische Sprache von Campaux ist sehr gediegen; wie denn überhaupt die neuere Schule in Frankreich und in Deutschland, was die Form betrifft, untadelhaft dasteht und zu wahrer Vortrefflichkeit gediehen ist. Ob gerade dieser materielle Fortschritt, diese Durchbildung der Versification, nicht dem Gedanken und der Erfindung Eintrag thut, das ist eine andere Frage. — Campaux ist nicht nur Satyriker; er ist ein tieffühlender und blendend malender Naturfreund. Mit der Scenerie der alsatischen und lotharingischen Vogesen ist er in jeder Jahreszeit vertraut und führt uns vor anmuthige, durch Staffage belebte Landschaftsgemälde. Für die einfachen Freuden und ernsten Pflichten des Schullehrers hat er

ganz eigene analytische und doch mit Farben getränkte Schilderungen; er erinnert wohl an die englischen Lakisten, aber es ruht doch über dem Ganzen ein ächt gallischer Hauch. — Die Schilderung abnormer, einsiedlerischer Charaktere gelingt ihm vorzüglich; er vertieft sich nicht ungern in die Seelenleiden Anderer und hat wohl selber eine herbe Schule des Lebens durchgemacht. In seinem Talent sehe ich keine Spuren des nahen intellectuellen Deutschlands, aber die Luft der deutschen Berge hat ihn durchdrungen und gesättiget.

Unter den jüngeren, rein elsassischen Versificatoren tritt uns Paul Ristelhüber entgegen. Sein Name spricht seine deutsche Abkunft aus: doch hat er nicht eine Silbe deutsch geschrieben, oder einen Gedanken deutsch aufgefasst, obgleich er Göthe's Faust und Schiller's Maria Stuart auf seine Art, nicht ohne Geschick, in französische Verse für das Theater umformte. Als Pierre Lebrun gerade vor einem halben Jahrhundert Maria Stuart für das Theater zustutzte, und mit Talma's Hülfe einen zuerst bestrittenen, dann enthusiastischen Success errang, brachte der französische Dichter zu seinem Werke schon eine erprobte Bühnenkenntniss und eine ausgezeichnete academisch-stylistische Begabung mit. — Ristelhüber müsste seine Bearbeitung, die bisweilen willkürlich mit der Originaldichtung verfährt, auf die Scene bringen. Seine formelle Befähigung ist bedeutend: er besitzt die Factur, die poetische Sprache, wie sie durch Victor Hugo's Schule befördert worden, und legte davon Proben ab in seinem Bändchen phantasiereicher, capriciöser Gedichte, die er unter dem Titel „Rhythmen und Rund-Reime“ ausgab (1864). Alfred Musset hat ihm wohl bisweilen als Muster vorgeschwebt; die individuelle Laune, das Capriccio lässt sich aber nicht nachahmen, nicht in seinem Schmetterlingsfluge haschen. Ristelhüber ist noch in jugendlicher Entwicklung begriffen; er ist auch ein Arbeiter auf historisch-alsatischem Gebiet.*

Ich war unentschlossen, ob ich Louis Ratisbonne unter die Elsassischen Dichter reihen dürfte. Er ist durch Geburt und verwandtschaftliche Bande an unsere Heimat gekettet; aber seine Erziehung und Entwicklung gehört fast ausschliesslich in die französische Hauptstadt. — Der Neffe des Pater Ratisbonne und des berühmten Convertiten Alphons Ratisbonne, der gewissenhafte talentvolle Uebersetzer der „Göttlichen Komödie,“ der Beschützer manches aufstrebenden elsassischen Literaten, steht noch in den besten Mannesjahren. Seine ersten poetischen Versuche reichen um achtzehn Jahre aufwärts. Die poetische Bearbeitung Dante's, in sechs Bänden, ist schritt- und terzinenweise mit allem Bedacht vorangeführt worden, und hat ihrem Verfasser zweimal die höchste academische Belobung und Belohnung eingetragen. Als Alfred de Vigny seinen jüngern Freund testamentarisch zum Herausgeber seines literarischen Nachlasses bezeichnete, schien dies ebenfalls der Fingerzeig eines Sterbenden, der maassgebend und bestimmend für die französische Academie sein sollte. Der letzte Wille des Verfassers von Chatterton blieb unbeachtet; und doch hatte Louis Ratisbonne eine ganze Reihe von poetischen und prosaischen Schriften als Rechtstitel aufzuweisen, und in all' seinen lyrischen Ergüssen bewährt sich ein ächtes Talent in ausgezeichneter Form und krystallreiner Begeisterung. Was ihm vielleicht geschadet, ist sein verschwenderisches Auftreten in Tagesblättern, er hat seine Begabung nicht immer gehörig zusammengehalten. Doch möchte ich deshalb nicht allzustrenge sein; denn in der französischen Academie sitzt mehr denn einer, dem diese tägliche politische oder literarische Improvisation auch zur zweiten Natur geworden. Vielleicht fand man in seiner poetischen Totalität nicht das Mark und die Kraft eines

---

* Herausgeber von Baquol's asiatischem geographisch-statistischem Wörterbuch.

durchaus männlichen Dichters. Seine „Komödie für Kinder,“ * das heisst seine in Action gesetzten väterlichen Unterhaltungen im Kreise seiner kleinen Familie, diese naivseinsollenden Apologe haben in Paris ein sehr günstiges Publikum getroffen; mir konnten sie dagegen nie ganz munden. Ich vermisste darin das franke, freie, das naturgemässe Sichgehenlassen, welches dem Dichter für die Kinderwelt ziemt. Es liegt für mich etwas gezwungenes, manierirtes in dieser allzugeistreichen Inscenirung. Die vorlauten, frühreifen, altklugen Pariserkinder — les enfants terribles — scheinen vor mir wie geschniegelte Drahtpuppen daher zu hüpfen; sie sprechen nicht zu meinem Gemüthe; mithin kann ich selbigen nicht von Herzen gut sein, und die vom Dichter gepredigte Moral lässt mich kalt. — „Du hast nun einmal die Antipathie,“ dürfte mir ein Freund des Dichters zurufen, und ich wäre geschlagen; denn die Beobachtungs- und Erfindungsgabe in diesen lakonischen, epigrammatisch zugespitzten Apologen ist unläugbar. Es ist etwas von Lessing'schem Verfahren dahinter; nur schrieb Lessing seine Fabeln nicht für Unmündige.

Ratisbonne hat sich vor zwölf Jahren mit einer einactigen Tragödie auf das Théâtre français gewagt. — Sein „Hero und Leander“ wurde beifällig aufgenommen; und doch hat seitdem der Verfasser nicht mit einem zweiten Stücke den Versuch wiederholt. „Hero und Leander“ ist mit vieler Kunst angelegt. Das kleine Drama ist aus einem, wie es schien, unmöglichen, jedenfalls spröden Stoff herausgemeisselt. Die Priesterin der Venus erwartet am sturmgepeitschten Meeresufer ihren Geliebten; eine Sclavin, Amylla (die unvermeidliche Confidente der französischen Tragödie) ihr zur Seite. — Von ferne kämpft Leander mit den Wellen; er sinkt, er verschwindet. . . . Da richtet die verzweifelnde Hero ihr Gebet nicht an die Venus; sie fleht zu Neptun, dem Meergott; sie schwört bei dem Styx, ihrem Geliebten, ihrer Liebe zu entsagen, wenn der Arme aus dieser Todesgefahr sich rettet. Kaum ist das Gebet und das Gelübde ausgesprochen, da ist auch der Sturm besänftigt:

Und das Meer lag still und eben
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leises Weben
Regte das krystallne Reich.

Leander stürzt auf die Scene; Amylla entfernt sich, aber warnt die Priesterin, ihr Gelübde nicht zu vergessen. — Die Zusammenkunft der Liebenden ist mit vieler Delicatesse behandelt, das psychologische Motiv der Lage fein entwickelt. Leander findet seine Geliebte verlegen, beinahe kalt, ängstlich ausweichend; er kann sich diese Stimmung nicht erklären, er wird zudringlich, heftig; dann wieder in Zärtlichkeit sich auflösend; die arme Priesterin ist erweicht, erschüttert, auf dem Punkte ihn zu erhören . . da erscheint Amylla warnend, drohend. Hero verlässt die Scene . . . Amylla soll dem Unglücklichen das fürchterliche Gelübde offenbaren.

Die Unterredung zwischen der Sclavin und dem unseligen Jüngling ist ergreifend. Er versagt der Erklärung jeden Glauben. Eine Untreue, eine räthselhafte Wandlung in den Gefühlen der Hero ist für ihn die einzig annehmbare Ursache dieses Zurückstossens. — „Der erste Schwur galt der Venus,“ ruft er aus; dieser Schwur war bindend für die Geliebte, nicht der gottlose, dem Styx hingesagte. Er verwünscht sich und sein Leben, er will nichts mehr hören; er stürzt sich verzweifelnd in das Meer, nicht nur ahnungsvoll, nein, mit der Ueberzeugung, er werde diesmal untergehn. — Die Schlussscene zwischen Hero und Amylla ist vielleicht etwas gedehnt,

---

* La Comédie enfantine.

aber doch tragisch in hohem Grade. Hero, da sie den Geliebten nicht mehr am Meeresufer findet, bricht ihrerseits in den Schmerzensschrei der Verzweiflung aus; sie klagt mit heftigen Worten ihre Sclavin der Verstellung an: „Du liebtest ihn, Du wolltest zwischen uns eine Trennung!" — Leser und Zuschauer sehen leider das unvermeidliche Ende voraus.

Die Wellen
Schwemmen ruhig spielend
Einen Leichnam an den Strand . . .

Hero stürzt sich mit fliegendem Gewande in die See.

Hat nun der dramatische Dichter jeden Anstoss vermieden? jede Schwierigkeit, die in diesem Sujet lag, umgangen? Ich möchte dies nicht unbedingt bejahen. Schiller's Hero und Leander wird in ewiger Jugendfrische leben; wer könnte dem französischen Dichter für sein Trauerspiel dasselbe versprechen? — Nur pflichtgetreue Kritiker werden in gar nicht ferner Zeit den Hero und Leander von Louis Ratisbonne lesen. Und doch liegt in dieser feinen Skizze ein ungemeines stylistisches Talent; die Verse sind einschmeichelnd; der Dichter ist bald energisch, bald graziös; mehrere gut vorbereitete und kunstreich durchgeführte psychologische Momente bringen Leben und Handlung in das Ganze. Aber schon die ganze Situation ist etwas gezwungen. Der Jüngling, der eigentlich, der Wahrscheinlichkeit gemäss, von Seewasser triefend, auftreten sollte; und dann das Riskirte, Indiscrete in der Lage des vorgeführten Paares!

Ratisbonne der Kritiker steht höher als der Dichter. In seinen einfachsten, leichthingegossenen prosaischen Aufsätzen liegt ein Schatz geborgen von neuen frappanten Ansichten über Welt und Menschen, über Kunst und Literatur. Er hat diese zerstreuten Blätter, im Laufe von einem Decennium, mehrmals in Kränze zusammengebunden und sie glänzen noch in Jugend- und Frühlingsfrische. Auch die Satyre geht nicht leer aus; mit vernichtendem Spott fällt der Kritiker über die unheimlichen Schwächen seiner Zeitgenossen her; nicht ungestraft lebt der gemüthsvolle Dichter in der widerwärtigen faulen pariser Atmosphäre, mehr als einmal fühlt er sich berufen die Geissel zu schwingen. Wohl hat der insolente Louis Veuillot keine herberen Streiche empfangen, als die von der anscheinend weichen Hand Louis Ratisbonne's auf den breiten Rücken beigebrachten; wohl nie ist das Wettrennen nach Ordensbändern treffender geschildert und verhöhnt worden als durch den Uebersetzer Dante's. Er ist mithin vom Zeitgeiste getränkt und nicht in die Sphäre der elegischen Naturdichter gebannt; mit gellendem Gelächter begrüsst und verfolgt er die Tagesgötter hinter und neben ihren Triumphwagen, und reisst die entweihten Lorbeerblätter von den gemeinen Stirnen. — Tadeln kann er also: und dennoch ist er mit seinem Lobe noch viel zu sehr verschwenderisch. Wer nicht zwischen den Zeilen liest, mag oft für baare Münze nehmen, was der Kritiker als erzwungene Scheidemünze betastet wissen will. Seine Aufsätze kommen der psychologischen, biographischen Analyse, worin Sainte-Beuve unerreichbare Muster geliefert, bei Weitem nicht gleich; aber ich gebe selbigen entschiedenen Vorzug vor der schillernden phrasenreichen leeren Kritik, wie sie Jules Janin seit vierzig Jahren allwöchentlich in den Debats an den Mann bringt.

In dieser kurzen Uebersicht der poetischen Leistungen französisch gebildeter Elsässer und im Elsass auf kürzere oder längere Zeit angesiedelter Franzosen, geschah bis jetzt keine Erwähnung der übrigen Zweige der Belletristik, der Romane und Novellen, der Touristenliteratur, der Phantasiestücke, der moralisirenden Abhandlungen u. s. w. Es erübrigt in diesen Fächern einige namhafte Personalitäten anzudeuten.

Da stossen wir gleich auf einen achtzigjährigen Greis, der mit Göthe das Privilegium eines hohen rüstigen Alters und einer Doppelbeschäftigung auf naturwissenschaftlichem Gebiete und im blühenden Garten der Dichtkunst theilt. Fée, der Botaniker, hat sich als Moralist, Tourist und Novellist hervorgethan. Seine Erinnerungen aus Spanien und Korsika sind anmuthig und lesen sich leichtweg. Die Volkspoesie, die Voceri der Napoleonischen Insel hat er eingehend mit Vorliebe und Sachkenntniss behandelt: auch einzelne literarische Bändchen geben Zeugniss von seiner Beobachtungsgabe und seinem gefälligen Wesen; er hat etwas von der Art des Xavier de Maistre; nicht ohne Interesse lässt er im Volke aufgegriffene Typen, mehr oder weniger hart heimgesuchte Charaktere, vor uns auftauchen. Was aber Herrn Fée in den meisten seiner Producte abgeht, das ist das Kernhafte, Gedrungene; alles geräth und verläuft bei ihm in's Breite, besonders wenn er zu moralisiren anfängt, Sentenzen und Gedanken aufzeichnet, da möchte ich ihm wohlmeinend bedeuten, dass nach La Rochefoucauld und vielen Denkern seiner Nation die Gemeinplätze in diesem Fache unerlaubt sind. Damit will ich nicht gesagt haben, dass nicht mitunter gute, feingedachte Gedanken sich bei ihm vorfinden; aber der Hauptstock solcher Mittheilungen ist der Art, wie sie in geistreichen französischen Gesprächen, am Kamin oder beim Nachtisch der Weltmann unbeachtet zum Besten giebt, ohne sie je der Druckerpresse zu überliefern.

Von deutschem Wesen ist Herr Fée, wie die Mehrzahl seiner französischen Collegen in Strassburg, ganz unberührt geblieben. Ueber deutsche Literatur, die er bloss fragmentarisch aus Uebersetzungen kannte, war er im höchsten Grade absprechend, und unbewusst für Fachmänner beleidigend und herausfordernd. Hier verläugnete er nicht die alte, engclassische intolerante Schule: hors de l'église point de salut.

In dem vorletzten Jahre der Bourbonenregierung erschienen „Die Briefe über den Orient," von einem aus dem Elsass gebürtigen Gesandtschaftssecretär, Baron Theodor Renouard de Bussierre. Der junge Diplomat hatte seine Reise von Wien aus nach Konstantinopel, Smyrna und Egypten ohne zureichende archäologische Vorkenntnisse angetreten, aber die anspruchslose naive Reisebeschreibung fand zuvorkommende Leser; waren doch beide Bändchen mit einer wohlgefüllten Mappe lithographischer Landschaftsgemälde versehen, die jetzt nach vierzig Jahren nichts von ihrem ursprünglichen Reize verlieren. v. Bussierre war mehr als Dilettant; sein Künstlerauge war im Auffassen der Gegenden und der Monumente sehr glücklich: er verband Eleganz und Anmuth mit beinahe photographischer Treue. Die Reise dehnte sich bis an die Nubischen Tempel aus und war, in einigen Begegnissen, nicht ganz gefahrlos. So brachte er im St. Katharinenkloster am Fusse des Sinai mit seinem Freund und Begleiter, Lord Brabazon, mehrere böse Tage zu. Die Beduinen, die er von Kairo nach Jerusalem gemiethet, wollten die ursprünglichen Bedingungen nicht einhalten und zwangen die Reisenden nach Egypten zurückzukehren. Die Klostermönche beschworen vergebens ihre unvorsichtigen Gäste, sich den treulosen Führern nicht anzuvertrauen, und die Ankunft irgend einer Karavane von Pilgern abzuwarten. Die Rückreise war peinlich und durch die Befürchtung eines verrätherischen Ueberfalls getrübt. — Bussierre verwand nie die fehlgeschlagene Fahrt an das heilige Grab. Schon damals neigte sich wohl seine lebhafte Phantasie zur katholischen Kirche. Als polemisirender Katholik ist er vielfach aufgetreten. Eine Reise in das Innere Siciliens und auf den Etna, in Gesellschaft seines Bruders, lieferten ihm den Stoff zu einer Reisebeschreibung, die gediegener als sein Erstlingswerk ausfiel. Als alsatischer dilettirender Historiker ist er Verfasser einer Biographie Karl's des Kühnen, einer Geschichte des Bauernkriegs, einer einseitigen leidenschaftlichen Geschichte der Reformation in Strassburg; für die letztere benutzte er indess gewissenhaft die localen Archive. — Er war

Polygraph und fand als Convertit unter seinen neuen Glaubensgenossen zahlreiche wohlwollende Leser. Sein schöner Landsitz zu Reichshoffen, früher ein Eigenthum des unglücklichen Friedrich von Dietrich, beherbergte den berüchtigten Louis Veuillot und das nahe Kloster in Niederbronn wurde der Ausgangspunkt einer thaumaturgischen Propaganda. Alphons Ratisbonne, der römische Convertit, war einer der näheren Freunde Bussierres.

Auf dem Gebiete der Romanliteratur tritt am Anfang der Juliregierung der pseudonyme Louis Lavater auf. Er beschränkt sich in seinem „Henri Farel“ auf Sitten- und Landschaftsmalerei, auf die Analyse der Gemüthsleiden und lässt die Zeitereignisse des ersten Kaiserreichs und der Restauration nur im Hintergrund seines zweibändigen Werkes durchschimmern. Die Pariser Kritik warf dem Verfasser, bei aller Anerkennung des leidenschaftlichen Interesses, seine Germanismen vor und witterte vielleicht hinter dem Cultus der deutschen Literatur Tendenzen. die ihm keineswegs im Sinne lagen. Im Elsass wurde dem schüchternen Pseudonym das Zeichnen unliebsamer Charaktere vorgeworfen; er habe sich, so hiess es, an seinen Landsleuten durch diese unwahre Verunglimpfung versündigt; aber nichtsdestoweniger spürte man, scandalsüchtig, hinter dem Schleier der Dichtung, nach unmöglichen Realitäten. — Ein zweiter Roman desselben Schriftstellers, „Der neue Candide,“ brachte keinen Schluss und konnte somit nicht befriedigen. Die Scene spielt in Italien und führt Charaktere aus der damals wenig bekannten römischen Bürgerwelt vor. — Rom und die pittoreske Campagne bilden den Rahmen. — „Manesse,“ der mittelalterliche Dichter, wurde für Louis Lavater zum Gegenstand einer Novelle, welche in der Neuenburger Revue Suisse an's Licht trat. (1848.) Sie versank in dem Strudel jener furchtbaren Socialisten-Epoche.

Den rein literarischen Charakter, der in Louis Lavater's Romanen vorherrscht, überwog in neuerer Zeit das stoffartige Interesse, welches die Producte von Erckmann-Chatrian kennzeichnet. Es charakterisirt ganz das jetzige Lesepublikum, dass eine den geschichtlichen Ereignissen entlehnte und in's Breite durchgeführte Erzählung, das künstlerische Verfahren ganz in den Hintergrund drängt. — Erckmann (Chatrian greift bekanntlich nur als Geschaftsführer ein), Erckmann, in der Festung Pfalzburg, auf der Grenz- und Wasserscheide Lothringens und des Elsass geboren, in den Erinnerungen an die Kaiserzeit aufgewachsen, stellte sich zur Aufgabe seines literarischen Berufs, den Krieg mit all seinen Scheusslichkeiten zu brandmarken, und somit der Wiederholung einer langen unheilvollen Periode (1792—1815) vorzubeugen. Seine Romane geniessen eines europäischen Rufes; die Edinburgh-Review hielt den Erzeugnissen der Muse Erckmann's eine mit Belegen ausgestattete Lobrede; aber der wohlgemeinte Versuch des philanthropischen Romanschreibers sollte der Mitwelt leider keinen Schuss Pulvers und nicht ein einziges Menschenopfer ersparen; ein neuer Beweis, wie gering der Einfluss der beliebtesten Schriftsteller, wenn solche nicht den Interessen und Leidenschaften der Masse schmeicheln. Die zahlreichen Romane des Pfalzburgers sind selbstverständich in Paris erschienen und hätten — wären sie in einer Provinzialstadt herausgegeben — nun und nimmermehr irgend eine Celebrität errungen. Die ersten in den Démocrate du Rhin gelieferten Novellen blieben ganz unbeachtet; denn „was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ . . . Die nicht talentlosen „Contes fantastiques“ scheiterten ebenfalls an der Indifferenz des Publikums. Erst mit dem „Doctor Matheus“ (1859) und dem „Juden Yekof“ (1862) begann für dies Freundespaar eine günstigere productive Periode. Die Scenen der Campagne von 1814 sind ergreifend in diesem letztern Romane geschildert. Der Partisanenkrieg in den Elsassischen und Lothringischen Engpässen am Fusse des Donon und in den Umgebungen Pfalzburgs bildet die Hauptvorlage. Nach der Natur gezeichnet sind die Charaktere; die Realität ist photographisch wiederge-

geben; keine Spur, kein Anflug von Idealisirung. — Mit einem glücklichen Griff hatten so die Verfasser den öffentlichen Geist errathen und konnten nun auf dem gebahnten Wege getrost vorangehen. Was ich von der Character-Zeichnung sage, möchte ich nicht immer von der Naturschilderung gelten lassen; hier sind die Conturen nicht überall und nicht immer mit fester Hand gezeichnet, und es möchte der Einbildungskraft des Lesers nicht leicht werden, sich von jeden beschriebenen Localitäten ein bestimmtes Bild zu entwerfen. Auch mit der reellen Topographie und mit dem Höhenmaasse der Berge gehen die Verfasser willkürlich um; für die erstere und für die Orthographie der deutschen Benennungen sind sie nicht verantwortlich; schreiben sie doch für französische Augen und Ohren; aber die Abgründe und Hochebenen sind mit Zahlen bezeichnet, die etwa für die alpinische Schweiz, nicht aber für die Vogesen anwendbar sein dürften.

Ein unbestreitbarer Vorzug bleibt den Romanen Erckmann-Chatrians, vergleicht man solche mit den gleichzeitigen französischen Erzeugnissen in diesem belletristischen Fachwerk. Erckmann-Chatrian's Werke sind ächt moralisch, nicht moralisirend. Die Verfasser, ihrer intensiven Stärke sich bewusst, verschmähen es, in der Schilderung der Verhältnisse beider Geschlechter, auf die Sinnlichkeit ihrer Leser irgendwie zu wirken. Ihre weiblichen Gestalten sind wahr und einfach, bisweilen sehr anmuthig und naiv, nicht verführerisch; es ist ihnen auch nicht immer eine Hauptrolle zugewiesen.

Mit den sechziger Jahren (1861—1870) wächst der Ruf Erckmann-Chatrian's in geometrischer Progression. Frau Therese oder die Freiwilligen von 1792; die Geschichte eines jungen Soldaten von 1813; Waterloo; die Blokade; die Schicksale eines Bauern u. a. m. behandeln insgesammt Epochen aus den Revolutionskriegen oder den Jahren des zum Sturze sich hinneigenden Kaiserreichs. Allen ist der Vorzug lebhafter Anschaulichkeit gemein; aber auch in allen stossen wir auf die weitgedehnten Gespräche der vorgeführten Personen. Walter Scott wird ebenfalls nicht lass, seine Geschöpfe dialogisirend, und zwar nicht lakonisch vorzuführen; aber es belebt sie ein gewisser Shakespeare'scher Geist; ein fester Styl hebt sie immer etwas über die platte Wirklichkeit empor. Dass Erckmann-Chatrian einen so ungemeinen Einfluss, wie durch Zauberschlag, errungen, ist ein unwiderleglicher Beweis, wie sehr das ästhetische Feingefühl bei dem jetzigen Lesepublikum allmälig abgestumpft, und wie in den Blüthetagen Walter Scott's und Fenimore Cooper's, oder, um noch etwas weiter chronologisch hinaufzusteigen, in den Tagen, als Frau von Staël die Corinne schrieb, die Masse der Lesewelt sich durchschnittlich auf einem höheren Standpunkt, sei es beurtheilend, sei es passiv aufnehmend, oben hielt.

Ohnlängst haben sich Erckmann-Chatrian im dramatischen Fache versucht und ihren „Polnischen Juden,“ der schon in den phantastischen Erzählungen als Skizze vorlag, auf eine der secundären Pariser Bühnen gebracht. Der Versuch ist gelungen.

Welchen Einfluss die jüngsten welthistorischen Begebenheiten auf Erckmann-Chatrian wohl ausüben werden? Die grässlichen Verheerungen, die schauderhaften Grausamkeiten, alle unausbleiblichen Folgen der einmal entfesselten Kriegsfurie, geben ihren patriotischen Friedenstendenzen in vollem Maasse Recht; an ihrem guten Willen lag es nicht, dass kein lohnendes, praktisches Ziel erreicht worden. Sie predigten Gerechtigkeit auch gegen fremde Nationalitäten; sie wollten über den Rhein hinaus die Hände der Uferbewohner zusammenlegen, nicht die Schwerter wetzen. Auf ihre ehrenhafte schriftstellerische Thätigkeit fussend, mögen sie jetzt, mitten in den Nachwehen und im gährenden Chaos, an irgend einem Rettungsufer ankern, und von dort aus mit neuen Schöpfungen die bewegten Gemüther besänftigen, vereinigen, versöhnen.

Der Sprung von der kräftigen Doppelfigur des Herrn Erckmann-Cha-

trian auf den einfachen Moralisten Adolph Schaeffer, der einen religiösen Roman verfasste, ist ein wahrer salto mortale. Das Büchlein „un homme heureux" betitelt, ist eine Fiction mit moralischer Nutzanwendung, ein wenig nach Art gewisser englischer Damen-Romane, die mit mehr oder weniger Talent eine These im Gewande der Erzählung vortragen und vertheidigen. Ich will solche ästhetisch-dogmatische Versuche gerade nicht abweisen, aber für meinen Geschmack sind sie nun einmal nicht. „Der glückliche Mensch," wie der Verfasser ihn hinstellt, ist es keineswegs im Sinne der Weltmenschen; er lebt in sehr beschränkten, niedern Verhältnissen; aber durch ein liebendes weibliches Wesen, durch seine engelgleiche Gattin, ist er aus einem Freidenker nach und nach ein gläubiger Christ geworden, und seine Glaubenszuversicht geht nicht nur unversehrt aus der Feuerprobe des schwersten Hauskreuzes und innern Leidens hervor, nein, sie gibt ihm Ruhe und Zufriedenheit; sie stempelt ihn zum wahren Glückskind. Der Held des Romans ist mithin ein christlicher Hiob und nicht der sceptische Raisonneur des alten Testaments; die Personen alle, die sich in dem Kern der Erzählung gruppiren und die erfundenen oder erlebten Begebenheiten bezeugen das Talent des Verfassers; allein — „man merkt die Absicht und man ist verstimmt."

Herr Ad. Schaeffer hat unter dem Patronate von Laboulaye eine Apologie des Christenthums geschrieben, und überdies einen ausgedehnten Tractat über die Toleranz; er gehört unter die literarischen Notabilitäten des Elsasses, versieht noch eine Seelsorgerstelle in Kolmar. In derselben Stadt lebt oder lebte ein Rath beim Appellhof, Namens Huot, der in letzter Zeit durch einige historische Monographieen (z. B. „Beaumarchais in Deutschland") und Aufsätze über locale Geschichte in der Revue d'Alsace vergangne Schuld abzubüssen trachtete. — Herr Huot hatte nämlich vor einigen Jahren bei Berger-Levrault ein archäologisch-historisch-belletristisches Bändchen unter dem Titel „Von den Vogesen zum Rhein"* veröffentlicht. Das „Berliner Magazin für die Literatur des Auslands" nimmt dieses Mischmasch sehr hart mit, — und uns dünkt, nicht einmal strenge genug. In dem höchst oberflächlichen Product sind auf jeder Seite mehrfache Ungenauigkeiten und Verstösse gegen den wahren Sachverhalt, und was noch schlimmer, wo etwas annehmbares angebracht, stammt es von aussen her, ohne Quellenangabe. Mit einem Worte, es wird in dieser Schrift eine unverschämte Freibeuterei getrieben. Dieses anmassende Verfahren erregte im Stillen den wohlberechtigten Ingrimm aller ernsten Freunde der elsässischen Geschichte und des heimischen Bodens; doch wollte sich keiner an der geweihten und gefeiten Magistratsperson vergreifen, die von „jenseits der Vogesen an den Rhein" verpflanzt, ihre imperialistischen Sympathieen zur Schau trug. Das Erstlingswerk obbenannten Appellraths bietet eine Musterkarte des frechen Bücherraubs und des leichtsinnigsten Dilettantismus.

Jean Macé ist nicht aus dem Elsass gebürtig; doch gehört er in die Reihe der Elsässischen Schriftsteller. Seine Thätigkeit als populärer Pädagog geht aus vom Fusse der Vogesen. Er steht an der Spitze eines Pensionats für Mädchen der mittleren Stände, in Beblenheim. Die Tendenz dieser Erziehungsanstalt ist rein rationalistisch, ausser jeder confessionellen Beschränkung. — Macé hat durch seine „Geschichte eines Bissen Brods" einen allgemein geschätzten Namen erworben; es ist dies eine fassliche für die Jugend geschriebene Abhandlung über unsere Organe. — In derselben Richtung fortfahrend, hat er auch die „Werkzeuge des Magens" beschrieben. — Seine „Theater" und seine „Erzählungen für das kleine Schloss" möchte ich mit den Schriften des Weise'schen Kinderfreundes vergleichen. — Doch greift Macé noch in andere Zweige des öffentlichen Un-

* Des Vôges au Rhin.

terrichts, er ist zum Theil Stifter und Beförderer der Volksbibliotheken. Seine Strebsamkeit ist segensreich.

Charles Dollfus ist in Mühlhausen geboren, saugte Luft und Licht in der ersten Lebensperiode auf dem heimathlichen Boden, aber seine eigentliche spätere Bildung verdankt er der französischen Schweiz und der Pariser Welt. Seine publicistische und belletristische Wirksamkeit ging aus von Paris. Der Sohn des Herrn Jean Dollfus, des weitbekannten ehemaligen Municipal-Verwalters von Mülhausen, ist mit den Ideen deutscher Philosophie und Literatur gross gezogen; es sind solche mit seinem eigenen Wesen verschmolzen; aber nie wäre er wohl in seiner jetzigen merkwürdigen Entwicklung vorangeschritten, hätte ihn nicht ein günstiges Geschick an der Grenzscheide beider Nationen in die Welt gesetzt. — Charles Dollfus ist ein Denker; ein tüchtiger, vielseitiger, vielfach anregender Denker. In seiner Jugend schon ward er von den socialen Fragen beunruhigt und bestürmt; schon am Eintritt in das Mannesalter wagte er sich an die Lösung der Räthsel, die uns auf dem Gebiete der Religion, der Moral, der Psychologie und der Staatswissenschaft verwirren. Es ist ein unruhig, fieberhaft erregtes und daneben doch wieder von gläubiger Zuversicht strahlendes Gemüth, das in seinen zahlreichen Schriften vor unsern Blicken sich enthüllt. Ein überfliessender Ideenreichthum, ein unerschöpflicher Springquell von Gedanken, Empfindungen, Wünschen, Ahnungen und Prophezeiungen tritt in seinen philosophischen Aufsätzen zu Tage. O wie viele seichte und matte Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft und der Kunst könnte er doch mit seinem Ueberfluss tränken und sättigen!

„Humanität und Fortschritt“ hat er auf seine hochgehaltene Fahne geschrieben; und ich bin überzeugt, es ist dem enthusiastischen Manne voller Ernst mit seinem Glaubensbekenntniss. — In der Menge der Freiheitsapostel gehört er zu den wenigen, die den Idealen ihrer Jugend treu bleiben. Auch unter gegenwärtigem trüben Horizonte, was sage ich, in gegenwärtiger egyptischer Finsterniss wird er immer noch seine frühere Leuchte festhalten.

Ja! man athmet in den Schriften von Charles Dollfus wie in einer von Ueberzeugungstreue gesättigten Atmosphäre. Er ist eine sympathische Natur; und doch bin ich in vielem nicht mit ihm einverstanden; vielleicht liegt der Fehler wohl an mir?

Von seinen äusseren Verhältnissen ist wenig bekannt. Dass sein ausgezeichneter Vater, der philanthropische Economist, der Gründer der Arbeiterviertel (Cités ouvrières) in Mülhausen auf den begabten Sohn mehrfach anregend gewirkt haben mag, lässt sich denken. Kaum dreissigjährig gründete Charles Dollfus mit dem frühern Elsasser Theologen Neffzer die Revue germanique, die etwas später ihre allzuenge Bezeichnung mit dem Titel einer „Revue moderne“ umtauschte. In dieser periodischen, inhaltreichen, etwas radicalen Zeitschrift legt er vorzugsweise die Ergebnisse seines persönlichen Forschens nieder über die Grundübel unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und der etwa anwendbaren Heilmittel; denn um das Wohl seiner Mitmenschen ist es ihm Ernst, und den Ausbruch der jetzigen unheilsvollen Krisis verkündigte er jahrelang zuvor mit tragischer Beklommenheit. Er unterzieht die abgestorbenen Religionen des Alterthums und die am Sterben liegenden Confessionen der modernen Welt einer kritischen, zernichtenden Untersuchung. — Nur will nicht immer einleuchten, was er an ihre Stelle zu setzen hat, und mir ist keineswegs erwiesen, dass die Religion der Zukunft, wie er sie sich denkt, aus dem Reiche der rhetorischen eloquenten Formeln jemals in das Reich der Wirklichkeit übergeführt werden könnte. Indem er der christlichen Religion, wie sie jetzt besteht, jede Lebensfähigkeit abspricht, scheint er mir einerseits nie auf das eigentliche Fundament des christlichen Glaubensbekenntnisses durchzudringen, und andrerseits nie das leidenschaftliche, von Grund aus verdorbene menschliche Herz in seinen Tiefen ergründet zu haben.

Mag sein, dass die Menschheit in langsamem Fortschritte einem höhern Ziele unaufhaltsam entgegenstrebt; mag sein, dass einzelne bevorzugte Natureu in einem philosophischen Systeme volle Befriedigung und Ruhe finden; mag sein, dass der unpersönliche Gott, das Gesetz, die Gerechtigkeit, wie Charles Dollfus die regierenden Gewalten im Weltsysteme nennt, zur Regelung des Lebens bei einigen Geistern sich vollauf hinreichend erweisen. Nie, niemals wird die rohe, von Begierden gepeitschte Masse sich unter solchem abstracten Gesetze beugen; nie wird das zerfleischte Herz der Bessern bei solcher Glaubenskost sich stärken und heilen. Wenn ich Herrn Charles Dollfus aufforderte, seine Doctrinen in einem allgemein verständlichen Katechismus zusammenzufassen, — ich will nicht sagen, dass er es nicht könnte, — aber ich meine. dass er damit nicht auf Kindheit und Jugend und männliches Alter dieselbe praktische Wirkung ausüben dürfte, die in der christlichen Sittenlehre und den Aussichten auf künftige individuelle Fortdauer geborgen liegt.

Im Gährungsprocess, der allem Anscheine nach immer fort im Innern dieses begabten Schriftstellers vor sich geht, ist bis jetzt der reine Nahrungsstoff nicht völlig ausgesondert. — Die Zeitereignisse, die Katastrophen, die vor unseren Augen und zu unseren Füssen wie Wetterstrahlen einschlagen, die Leiden und Erfahrungen des spätern Alters werden noch gewaltig an dem Quaderbau seines jetzigen Systems rütteln, und er wird vielleicht, ehe er sich zur Ruhe legt, den bis jetzt gebrauchten Kitt ungenügend finden. Aber dass er zu einem phantasiereichen, trefflichen Architect die Anlage hat, dass er sich schon in manchen Räumen wesentlich eingerichtet, das stelle ich keineswegs in Abrede.

---

## Zu den deutschen Dialecten.

### II.

Oberdeutsch (Mosel zwischen Trier und Coblenz):

1. *Boll*, femin. = Trink- und Schöpfgefäfs, gewöhnlich aus Kupfer mit eisernem Stiel zum Anfassen, in der Küche gebraucht. Vergl. W. Wackernagel's Altdeutsches Handwörterbuch, pag. 42, bolle = kugelförmiges Gefäss.
2. *Bollmehl* = Art Nachmehl, woraus dunkleres Brot gebacken wird; vgl. Wackernagel pag. 42, polle, lat. pollis = feines Mehl und Gebäck daraus.
3. *Treip* = Magen von Schlachtvieh; engl. tripe.
4. *Reipert* — a) dicker Bauch, b) Anhängetasche, gewöhnlich Tasche der Bettelweiber an einer um den Leib gebundenen Schnur befestigt; viell. von mhd. rîfĕ und bëran = am Riemen tragen? Scherzweise sagt man: Er muss seinen Bauch im Riemen tragen.
5. *Boppel* = Jacob, Koseform, ahd. Boppo, vgl. Wackernagel, pag. 42.
6. *Gädemchen* = Verkaufsbude, nicht transportabel, sondern in Mauerwerk angelehnt an Kirchen (Gangolf i. Trier) oder grosse Häuser; vgl. Wackernagel pag. 91, gadem = Haus von nur einem Gemach.
7. *berepsen* = bereuen; hängt dies etwa zusammen mit mhd. respen = mit Worten strafen? Vgl. Wackern. p. 231.
8. *Haipel* = Spielball der Kinder. Es ist nicht zu verkennen, dass in der Schlusssilbe das Wort „Ball" enthalten ist; aber was bedeutet die erste Silbe?
9. *Ducksaal* = Emporkirche, wo die Orgel angebracht ist. — ??

10. *Gail* oder *Gäl* = grosses Fischerwurfnetz, des leichteren Sinkens wegen mit vielen eingereihten Bleikugeln beschwert, zum Werfen aus freier Hand, ohne Stange, im offenen Strom aus dem Nachen. — ??
11. *Oachter* = seit, engl. after. (*oa* gesprochen wie *ou* in engl. thought.)
12. *Laidlich* = hässlich, garstig; an franz. laid ist wohl schwerlich zu denken. Das substantiv. *Laid* = fallende Krankheit; in's Laid fallen. Einem das Laid (Leid) oder die *Kränk* = Pest wünschen, ist ein sehr üblicher Schifferfluch a. d. Mosel.
13. *Mouder* = Schimmel od. Satz im Wein; ahd. muon od. muoder.
14. *Pant* bezeichnet dasselbe. — ??
15. *Gangs* = schnell, eilig; auch *gählien*; mhd. gâhen.
16. *Ittem* = Vermögensantheil; auch Bezeichnung für ganz Geringes, wie: nicht einen „Deut" = Witthum, mhd. wideme.
17. *Gaden* = gleicher Theil, ein Theil von nur paarweise gebräuchlichen Dingen, wie Schuhe, Strümpfe etc., mhd. gate.
18. *Geweit* = quitt werden; also Dehnung.
19. *Schmudie* warm = drückend heiss; — ??
20. *Raiz* = Rückentragkorb, gross und durchbrochen, nur zum Laub- und Ginstertragen gebraucht. Dürfte man etwa an lat. rete = Netz denken wegen der den Maschen ähnlichen Oeffnungen?
21. *Schädel* = zweiräderiger Wagen oder Karren, zum Aus*schütten* eingerichtet.
22. *bereits* hat dort die Bedeutung „fast, beinahe."
23. *fraislich* = schrecklich; goth. fraisan.
24. *Gelimp* = Glimpf; also Dehnung wie in „geweit" für „quitt;" Redensart: Mit Gelimp davonkommen = gnädig davon- oder loskommen. Andere Redensart: Mit dem Gelimp = bei der (günstigen) Gelegenheit z. B. bin ich zu meinem Geld gekommen.
25. *Dolk* = dicker Rauch; *dolken* = stark rauchen; sollte etwa an engl. „dark" zu denken sein?
26. *Ais*chen = kleines Geschwür; hier wird wohl ahd. „eit" = Feuer, eiter = Gift von gr. *αἰθέω* stimmen.
27. *gouwen* = den Mund aufsperren, aus Verlegenheit, Verwunderung oder Dummheit; mhd. giwen oder geuwen, gewiss mit dem früher erwähnten „kuffen" (bouffon) verwandt.
28. *Pees*läuten = Sterbgeläute, unmittelbar nach einem Sterbfalle. Es wäre interessant, wenn das bei Diez, Etym. Wörterb. II, p. 9 erwähnte basire = sterben . . . herangezogen werden dürfte. (nord. basa.)
29. *Schmock* = feiner, dünner Nebelregen; schmocken, schmucken = fein regnen; viell. engl. smoke?
30. *leicht* in der Bedeutung von „leichtsinnig."
31. *randelig* = übel gelaunt, leicht reizbar. —?
32. *gammer* = fest, kerngesund. —? Redensart: Frisch wie ein Fisch, gammer wie ein Hammer, gesund wie ein Hund.
33. *Bäschef* = Rückentragkorb, nur für Trauben gebraucht, deshalb von innen verpicht. —?
34. *schmicksen* = stinken nach Urin. —?
35. *klott* = wählerisch namentlich im Essen und Trinken. —?
36. *Schalaun* = kluges, hinterlistiges Frauenzimmer. —?
37. *afeerd* = erschrocken; einen „afeerd" machen; dies ist zweifelsohne engl. „afraid." (Metath.)
38. *heuwel* = unterdessen, mittlerweilen; gebildet wie „heute" und „heunt."
39. *Arwel* = Armvoll; *Haafel* = Handvoll; *Muffel* = Mundvoll: zu letzterem vergl. m. Diez' Etym. Wört. I. 284, zu „Haafel" das schweizerische „Hämpfeli," bei Rochholtz: Allemannisches Kinderlied und Kinderspiel, p. 35.
40. *Kau* = schlechtes Bett, Lager; holländ. „Koy"?

41. *strippen* = entwenden, namentlich Wilddieberei treiben; engl. to strip.
42. *gapsen* = nach Luft schnappen; engl. to gape.
43. *waan* = abgestumpft, müde; engl. wane.
44. *Schnürz* = vorwitziges Frauenzimmer; engl. to sneer?
45. *Mautsch* = verborgener Aufbewahrungsort (gew. im Heu auf dem Speicher) für Obst, welches die Kinder sich gelesen haben; ahd. muhhan? Vgl. Wackern. p. 204.
46. *Kaft* = Kerbe od. Scharte. —?
47. *Zief* = Zehe (in Trier), also Lautwechsel wie in den engl. Wörtern strife und struggle.
48. *Heef* = Schiffscajüte; engl. hive?
49. *gelmsig* = übel schmeckend und riechend, von Speisen gesagt; qualmen?
50. *zeitig* = reif (Obst).
51. *plündern* in der Bedeutung: ausziehen, umziehen, die Wohnung wechseln.
52. *schnausig* = auf Leckerbissen versessen.
53. *schroa* (oa gespr. wie ou in engl. thought) = wüst, hässlich. —?
54. *klaisper* = mager, schmächtig. —?
55. *Plack* = Grind.
56. *Geschick* und *Geschuf* (schaffen); er hat kein Geschick und kein Geschuf = er ist nicht gehauen und nicht gestochen.
57. *ausgeilen* = ausspotten.
58. *Knaschtbeutel* = Geizhals. —?
59. *Getausch* = Getöse.
60. *Sädel* = Hühnerstall; ahd. sëdal.
61. *Kaunitz* = verschliessbarer Schreibsecretär; etwa vom Eigennamen?
62. *sprock* = spröde, namentlich von leicht springendem Metall oder Holz gesagt. Hier ist gutturalis an Stelle der dentalis getreten.
63. *offstanz* = übrig.
64. *Schliwer* und *Schleuter* = Splitter.
65. *stamper* = kräftig.
66. *Kirfich* = Kirchhof; also Metathesis.
67. *Droaht* = Trunk (Trier); engl. draught.
68. *deftig* = derb; goth. gadaban.
69. *Toapert* = Dummkopf? täppisch?
70. Zum Schluss für diesmal mögen zwei sprichwörtliche Redensarten folgen:
   a. Wo sich der Wolf wenzelt (wälzt), da lässt er die Haare.
   b. Eine grosse Magd ist eine Leiter im Hause.

Düsseldorf. Dr. Mieck.

---

## Zur Construction des Verbs craindre.

Es ist mit den grammatischen Regeln ein eigen Ding. In der Schulgrammatik von Plötz, Lect. 70, A. 14, lese ich: Soll [aber] durch das ein Substantiv ersetzende persönliche Fürwort die Identität der Person festgestellt werden, so ist le, la, les je nach dem Geschlecht und der Zahl des bezüglichen Hauptworts zu gebrauchen. Êtes-vous la gouvernante de ces enfants? Non, monsieur, je ne *la* suis pas.

Diese Regel ist gewiss richtig; ja, man möchte ihr eine gewisse aprioristische Wahrscheinlichkeit zuschreiben. Gleichwohl ist es mir noch nicht gelungen, auch nur eine einzige Belegstelle dazu aufzufinden, trotzdem dass der Umfang meiner Lectüre nicht gering ist und ich mich leider gewöhnt habe, mehr als es dem rein ästhetischen Genusse zuträglich ist auf grammatische Punkte zu achten.

Eigen erging es mir auch mit der in meinen „Beiträgen zur Feststellung des gegenwärtigen französischen Sprachgebrauchs" aufgestellten Regel über die Construction des Verbs craindre in fragend-verneinender Form.

Das Vorkommen dieser Form ist überhaupt ein sehr seltenes. Man kann sehr viel gelesen haben, ohne sie nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen. Kaum ist mein Aufsatz gedruckt, so lese ich in der Revue des Deux Mondes: ne craignez-vous pas que je fasse mon rapport à celui qui m'envoie vers vous? Jules Girardin, Le Fiancé de Lenore. R. d. D. M. 1870, Tome IV, 426. Was ist nun richtig, die Setzung oder die Weglassung des ne beim Subj.? — Es mag zugegeben werden, dass dieser Frage eine grosse praktische Bedeutung nicht zukommt; theoretisch aber ist sie sicher nicht ohne Interesse. — Vielleicht ist Folgendes die Lösung: Fordert, wie es gewöhnlich der Fall ist, die fragend-verneinende Form eine entschieden bejahende Antwort, so dürfte ne zu nehmen sein; drückt aber diese Form eine Ungewissheit aus (wozu man meistens ne — point nimmt), entspricht sie also der Frageform mit peut-être, etwa, vielleicht, so wird sie wie letztere construirt. Ueberhaupt ist die Modification der gewöhnlichen Elementarregeln *κατὰ σύνεσιν* im Französischen eine weit durchgreifendere, als man sich oft vorstellt und besonders beim Gebrauche von ne nachgewiesen werden kann.

W. Bertram.

---

## Zur volksthümlichen Kanzelberedsamkeit des 17. u. 18. Jahrhunderts.*

Mitgetheilt von A. Birlinger.

### Fastnachtspredigt.
Triduo Antecinerali.

Das Leben deren zu Sodoma und Gomorrhen ist, und ware ein lauters Fasznacht-Spihl, so aber übel geendet worden, derentwegen in dem anderen Theil der Predig, die Zuhörer eingeladen werden dise drey Täg, das (Hochwürdige) zubesuchen, und mit der üppigen Welt nichts gemeines zuhaben, sintemalen eine solche Andacht dem Heyland sehr angenem und ein Wurtzl viler Gnaden ist.

*THEMA.*

Ducunt in bonis dies ſuos, & in Puncto ad inferna deſcendunt. Iob. 21. v. 13.

Das Herkommen der Fasznacht ist freylich in einem hohen, und undenckbaren Alter, dardurch aber ihren nit allein kein Recht, oder Præſcription, zugewachsen, sonder vil mehr würdig worden, dasz man selbe newer Dings bestreite und mit allem Vermögen dahin nemblich in die Höll verbannisiere, woher sie kommen ist zu disem heiligen Vorhaben, stuenden von Zeit zu Zeit, vil Gottliebende Seelen in einem grossen Eyffer, jener aber ware der beste Einschlag, welche die Kirchen Majestettisch zierten, welche dasz höchste Gutt auszgestellet, welche ausz dem Schatz der Kirchen Gnad und Ablasz verlangten, welche das Volck, mit eyffrigen Zureden, von der Cantzl zur Beicht und Communion, einladeten: Under dise hat Ewer Liebe auch wöllen gezehlt seyn: Ihren dann lasset der hier verborgne JEsus, durch mich seinen Grusz vermelden mit dem 28. Vers ausz dem H. Mathäo. c. II. Venite ad me omnes qui laboratis & onerati eſtis, & ego reficiam vos: Also recht! kommet nur zu mir, die ihr mit der bösen Welt zu fechten, und zu kämpffen habt und mit ihrer stock blinden Narrheit vil beschweret werde, ich will euch dargegen wol erquicken, ja reichlich beschencken.

Denen Fasznachtschlemmerer, und unsinnigen Durnierer, hab ich ein anders in das Ohr zu sagen: Ducunt in bonis dies ſuos: ihr frest und

* Aus Pera pastoralis oder geistliche Hirtentäsch — von Dr. Chr. Arpagaus (ob. Rheinthal, Chur, St. Gallen) Kempten 1706.

saufft, ihr spilt, und dantzt, ihr pfeifft und schnelt, ihr bult, und hurt, ihr flucht, und lästert, ihr stehlt, und schadet, und dises bald offentlich, und ohne Scheuch, bald vermummet, dasz man nit wissen kan ob die Persohn ein Weib oder ein Mann, oder gar ein Teüffl seye: Wessen aber können wir uns entlich von solchen Geweren? eines urplötzlichen Todts, eines gählingen Sprungs, und Fall, ad inferna, nunder in die Höll! Dises ist ein sehr widriger und dopleter Zweck meiner Fasznacht-Predigt: Ewer Liebe aber kan den einten anhören mit jener Hertzens-Beschaffenheit, welche ist deré die auff dem vesten Land sicher stehn, und den Schiffen zusehen, wann sie mit Volck, und Ladung trümmeren, und allbereit von den zornigen Wellen begraben, und in den Abgrund gezogen werden: Es könte sich aber das Bletlein annoch kehren derwegen schencke sie mir eine gnaue Auffmercksamkeit.

In Göttlicher HH. Schrifft, so der Grund aller Predigen seyn musz, find ich dasz acht- une neunzehende Capitl die bequemlichiste, für mein Vorhaben: Dorten fasznachtet man abermahl, und eben auff die Manier, wie zu der ersten, vor dem Sündflusz, und ohnerachtet die eingetruckte Merckzeichen durch die allgemeine Uberschwemmung kaum auszgetrucknet waren, wurde dannoch der newe Punt, so Noë mit Gott getroffen, mit einem durchgehenden Fasznacht-Leben, übel gehalten: Er Noë haltete zwar beharrlich die Stangen dem Allerhöchsten: nit weniger seine wolgerathne Söhn Sem, und Iaphet, eben so eyfferig ein frommer Abraham, dise aber werden zweyffelszohne auch andere Handreicher gehabt haben, die ihnen denen Fasznacht-Narren zeugeten, was der Sünde halber, schon geschehen, die ihnen treweten, was auff ein so sündliches, und freches Procedere folgen werde, die ihnen weiseten welchen die ware Glückseeligkeit zugesagt seye: Ehe noch dise vier GOttes-Männer ihre Augen zugethon hatten, ware schon ein solche Menge der Menschen dasz eine Armee, ausz zweyen widrigen Parten, als nemlich Nino der Affyrischen Monarchi ersten Grundleger, und Zoroaftre seinem Gegner, der Bractianer König, dasz sag ich, eine Armee von drey und zwanzig mal hundert tausend Männer auffgebracht ist worden: Nicht destoweniger könte sich ausz disen, und andern allen keiner entschuldigen, als ob sie desz bösen, und Gott miszfälligen Lebens nit ernstlich gewarnet wären worden: sie zeigten sich aber als wie jetzige Fasznacht-Schwermer, schützten sich und trotzten, ihrer sey der grössere Hauffen, Gsatz und Regell können anderen auffgebürdet werden: bey ihnen musz es heissen: Quod libet, licet. gefalt es dir die Vernunfft mit vollsauffen zuertrencken? Licet es ist erlaubt, und gehet in die Fasznacht: Hast Muth Tag, und Nacht unsinnig herumb zu rasen: Licet: mach dir keinen Scrupl: Es gehet in die Fasznacht: Ist deine faule Haut fruttig zu unzüchtigen Miszhandlungen? Licet darfft alles wagen, was der Brieff vermag: Es gehet in die Fasznacht: wässeret dir das Maul, immittelst einer Mummerey, dich an deinem Feind zu rechen? Licet: Es gehet auch in die Fasznacht. Quod libet, licet: was gliebt dasz gilt, sagte nit nur ein Fetl Julia einem Caracallæ der sich weigerte zu einer blutschändigen Vermählung, sonder es ist Leyder auch bey den Christen, sonderlich zur fasznacht Zeit, nur gar zu vil gleichwie auff der Zung, also in dem Schwung. Und gewohnlich, welches mit bluttigen Threnen, zubedauren, seynd jene Orth und Land in disem Laster-Zetl tieffer eingeschriben, mehrere Gaben und Gnaden auff die Rechnung empfangen haben, darum auch der Grimm wider solche verdopplet wird, gleich ein Damm, wie höher er auffgewachsen, also entsetzlicher abzufallen pfleget.

Das Gelend um Sodoma und Gomorrha wahre gleichsam ein Magafin aller ersinnlichen Nahrungs-Mittlen: Brod genug, Wein genug, Butter genug, Früchten genug, Kleyder genug, Gelt genug. etc. derwegen zu was anders solten sich, so besegnete Inwohner resolvieren, als zu jenem Beschluss, welchen hernacher ein danckbahrer David auff seine Harpffen

gelegt; Benedic anima mea Domino, & omnia, quæ intra me ſunt nomini ſancto eius: Lob und Danck sage GOtt meine Seel zu deme mich aumahnet ein so reicher Schatz, den ich von ihme empfangen, allein bey Ezechiele ist ein anderer Klang: Elevatæ ſunt, & fecerunt abominationes coram me: Eben darum weilen ich ihnen den Speicher hab angefühlt, eben darumb weilen sie hatten, was sie wolten, eben darumb habē sie mir den Rückē nit allein gekehrt, sondern dörfftē noch darüber meinen Altar mit einem Laster-Rauch entunehren.

Nach deme dann die Göttliche Langwirigkeit solchem allgemeinen und wider alle Erbarkeit zunemmenden Fasznacht-Spihl, Jahr und Tag hatte zugesehen, nach deme der wenig überblibenen gerechten zusprechen gar nichts mehr verfangen wolte, nach deme entlich, und abermahl, wie vor dem Sündflusz: bald alles Fleisch auch wider die Natur, verpechet ware: Omnis caro corruperat viam ſuam: wolte der gerechte Gott widerumb ein Exempl ſtatuieren: aber, ach mit was für einer wunderlichen Undermischung seiner unentlichē Güte! Drey Engels-Fürsten verhüllen sich in eine so Mensch gleichsehende Gestalt, dasz der woläugige Abraham sie, als pure Menschen angesehen, under sein Tach auffgenommen, und mit jenem Tractament beehrte, als er gemeiniglich mit denen durch wanderenden in dem Brauch hatte. Dise Kunst sich also zuverstellen ist auch denen schwartzen Teufflen gemein, und thun selbe mit selber, eben zur Fasznacht-Zeit, doch mehrers bey der Nacht, als bey dem Tag, nit dasz er niemahl schlaffen kan, sonder dasz er den Titl eines Fürsten der Finsternusz auff dem Rucken tragen musz: Principes tenebrarum. Thun sag ich bey dem tantzen, in dem Bulen under den Maschgeren öffters erbärmliche Seelen-Fang. Es gienge dem Abraham als wie den Jüngeren in Emaus, vor welchen der Heyland sich entlich verrathen, darumb er das Ceremonial gleich anderst einrichtete, und bald auff den Grund kame, warumb von so fürnemmen Gästen bey ihme der Einkehr genommen sey worden. Die gutte Pottschafft eines Sohns ausz der alten Sara, und künfftiger grosser Poſteritet, in dessen Saamen, wahre als ein Hönig auff den bittern Wermuth, welchen der Grund gutte Mann GOttes, gleich darauff zu füllen hatte: Sintemalen da kaum der Urlaub genommen, und Abraham annoch dasz Begleide gabe sie die Himmlische Deputierte, ihr Antlitz zornig vorstelten, als ob sie dasz auffstossende Sodomam gleichsam mit Augen durch sehen wolten: Direxerunt oculos contra Sodomam bald brachen sie mit voller Sprach herfür: Disz ist der Orth: Wo GOtt verachtet, wo GOtt höchlich beschimpffet wird disz ist der Orth man lebt als wie das Vich, wo man sauset, wo man prauset, wo man spilt, wo man dantzt, disz ist der Orth wo der Tag in die Nacht. und die Nacht in den Tag verkehrt wird, wo ein immerwehrende Fasznacht angesagt, wo alle erbärmde und von Gott hochbefehlete armen Liebe verbannisieret ist, wo alle wann sie in dem Bösen ermüdet, sich auff das Polster desz Müssigangs legen, und sich zu newen sündlichen Erfindungen besinnen: Iniquitas Sodomæ ſuperbia, ſaturitas panis & abundantia, & otium ipſius, & manum egeno & pauperi non porrigebant. Die Mas ist nun vol, die Straff ist nun da: wir werden nun ietzt alles und iedes zum Augenschein nemmen, und gleichwol dem Göttlich geheimen Rath hinderbringen, dir aber Abraham, als einem rechten Diener Gottes können wir nichts bergen, dann wir vorsehen, du werdest deine Kind und Kinds Kinder anderst in die Schul führen du werdest deinem Hausz und Stammen, einen besseren Schild vorstellen: du werdest aller Fasznacht-Uppigkeit spinnen feind verbleiben. Scio quod præcepturus ſit filius ſuis, & Domui ſuæ poſt ſe, ut cuſtodiant viam Domini.

Mercke hier E. L. dasz was ich biszhero gesagt gar wol ia noch mehrers könne genommen werden, ausz wenig Wörtteren in HH. Schrifft. Clamor Sodomorum & Gomorrhæ multiplicatus eſt, & peccatum eorum aggravatum eſt nimis: Das Geschrey in Sodomâ & Gomorrhâ ist übergrosz, und

ihre Sünd seynd zu einem überausz schweren Gewicht kommen. Folgends kan jenes, was ich gesagt, mit keiner Cenſur belegt, oder verworffen werden: Ehe ich aber in der Geschicht fortrucke musz hier ein Nothwendiges für die Elteren, eingemischet werden. Liebste, und wolgeschulte Engel GOttes! was für ein Planeten soll ich doch jenen stellen, die ihre Kinder jetzund, und Zunacht sonderbar, von ihren Augen entlassen zugesellschafften, so sauffen, so fressen, so springen, so dantzen. etc. Und dises zwar wider alles abmahmen der Geistlichen von der Cantzl, der Exempel in den Bücheren, nur der Welt zulieb und gefallen, nur ihre Kinder nit zu entrüsten? Die sorgfältigiste Himmels-Führer beantworten dise Frag auch mit dem Scio wir wissen: was wisset ihr dann? wir wissen, dasz denen Kinderen öfters die Ehre genommen werde, und die eine Jungfrau auszgegangen, zuruck als ein übel gebrennte Dina kommen seye: wir wissen dasz solche Kinder sich Dergegenwarth GOttes zuvergessen pflegen. Wir wissen dasz sie in Schläg und Händl kommen. Wir wissen dasz sie mit bulerischen Stricken gefeszlet werden. Wir wissen dasz sie solchen Zusamenkunfften dasz Stehlen ausz dem Hausz lehrnen, wir wissen dasz der Teuffl und Hechsen-Schwarm grosz seye, und meistens sich mit fasznächtlicher zusamenstossung beedes Geschlechts erhalte: Scio wir wissens und haben es erfahren vor dem Sündflusz nach dem dem Sündflusz, und sehen es vor bisz an das Ende der Welt, und aller Fasznächten. Was wisset ihr mehr? O trewer Rathgeber! Scio wir wissen dasz jene Elteren im sichersten stehn, welche ihren Kindern rund alle, alle! Fasznacht abschlagen welche ihre Kinder ernstlich im Zaum halten, welche ihnen, wann sie versprechen ich will mich wol halten: ich will nichts böses thun: ich will zur Stund wider bey Hausz seyn. etc. sauber nichts glauben: Scio wir wissen dasz es ein Gotthochgeliebte Sach seye jetzund mehrers zu seyffzen, instendiger zu betten, hertzlich zu beweinen der Menschen Kinderen grosse Dorheit, da sie denen so starck vergiffteten fasznächtlichen Uppigkeiten, also blind nachschnappen: Und dises letztere wird mehrers in dem anderen Theil erwisen werden, in dessen müssen wir der Sodomiter Fasznacht mehrers zusehen, und gleichwol ferners vernemmen die Abhandlung Abrahæ mit denen Engelen Gottes.

Aber er ist nit mehr bey dreyen Englen, sonder nur bey einem allein. Wohin dann seynd die andere zwen? in Vollemlauff nacher Sodomam! wahre derwegen ihme dem Abraham nit recht um das Hertz: ohnerachtet er für sich: und die seinigen aller Gefahr halber Franchieret worden: solle dann ein so ansehliche Landschafft under, und über gekehrt werden? sollen so vil tausend schön geschaffne Menschen zu grund gehen? Soll der unschuldige mit dem schuldigen herheben? Ist dann GOtt also erzürnet dasz er nit mehr zuversöhnen wäre? Dises wolte und könte der Abraham ihme selber nit fürbilden: es werden ja in disem volckreichen Orth wenigst fümffzig gerechte und GOtt angenemme Persohnen seyn? O Vatter Abraham! du überechnest dich. Ich kan ein solche Zahl, weder in Sodoma, weder in Gomorrhâ. weder in Adama, weder in Seboim weder in Bala, nit finden: aber wol fünff und viertzig? Auch nit! aber viertzig? Auch nit! aber dreyssig? Auch nit! aber zwanzig? Auch nit! aber zehen? Auch nit! Ich verstehe aber under dem Wörtlein Iuſti gerechte: nit jene, welche blössiglich mit der Gnad GOttes bekleidet seynd: sonder das Wort iuſtus will hier jenes haben, dessen sich Gott, hernacher, zu dem Ezechiel beklagt hatte: Quæſivi de eis virum, qui interponeret ſepem, & ſtaret oppoſitus contra me proterrâ, ne diſſiparem eam, & non inveni. Ich hab bey disem Volck nur einen Man gesucht, der mit seinem Gebett, mit seinem Exemplarischen Leben, mit seinem Eyfler die Lucken zumachen solte, damit mein gerechter Zorn annoch, hinder halten wurde, hab aber keinen antreffen können, solcher Gerechten da der Abraham auch nur zehen, in sambtlich fünff Stätten, nit hatte können auffbringen, ist ihme der Muth entfallen eine tieffere Anfrag an den Engel zustellen: kan mir aber woleinbilden, ehe

die entliche Urlaub beschehen, dasz seinem lieben Vatter, und Bruders-Kind dem Loth, auff das Anhalten Abrahæ die Rettung, ausz bevorstehender Straff, zugesagt sey worden.

Jetzund seynd wir in dem neunzehendem Capitl Genefis, so uns zeiget den erbärmlichen Thon, in welchen entlich und wann die Masz erfüllet ist, alle fasznacht Freuden fallen müssen: Da die zwey Engel in sichtbahrlichem schönen Ansehen, Sodomam eingetretten, wahre man wie ich mir wol einbilden kan, eben im folen Fasznacht-Rausch, und wolte je einer den andern in der Boszheit überwinden: dasz aber dise zwey ansehnliche Fremdling sich ihrer nichts beladen wolten, dasz sie ernstlich, und Majestättisch drin sachten, dasz sie den Einkehr nammten bey dem Loth, der nur ein zugezogner, und kein einsasz ware, der bey ihnen, weilen er nit mithalten wolte, schon ein schlechtes Credit hatte, rotteten sich ausz allen Gassen die unsinnigen Waghälsz, und lose Purst zusammen, mit dem Entschlusz, die zwey müssen eintweders ihres geliffters werden, oder einem harten Nachtschillig bezahlen. Er der fromme Loth bildete ihm gar nicht ein dasz er under seinem Tach, sollte von solchen Freffler beunruhiget werden, sonder ware sorgfältig bescheff'tiget, nit weniger als sein Herr Vetter Abraham die so werthe Gäst auff das anstendigist zubewürthen. Fecit illis convivium er hat ihnen ein mal auffgestellt. Und dises allein ist passierlich, mercke es E. L. vor Anfang der Fasten, mit denen Nachbahren oder Freunden eine unschuldige und mit Christlicher Frölichkeit angekochte Malzeit zugeniessen: Secundum faciem fanctorum. Die Italiener geben zwar ein gar ehrlichen Nahmen: Carnevale eine Beurlaubnusz von dem Fleischessen. Allein weilen in dem Werck bey ihnen ein weitmehrers sich eüsserte, ist heuriges Jahr alldorten manchem herrlichen Orth, ein andere Fasznacht von dem zornigen Himmel angekündet worden. Wie wird dann entlich der Procefz über Sooomam, über Gomorrham, über Adama, über Seboim, über Palam, und dem gantzen Land auszfallen? Vor der Behausung Loth ist ein grosser Lermen: sie wöllen für ausz die zwey Fremdling herfür, und bey ihnen haben: Ist allbereit kein Fenster mehr sicher: Die kleiner Zucht freye Buben seynd auch darbey, was ist bey solchen, und in solcher Gesellschafft auff der Welt sicher? dem guten Mann war angst und pang, sonderlich damit nicht ungerades frembden Leuthen, under seinem Tach-Trauff, Sub umbrâ culminis mei geschehe: Nimmet das Hertz in beede Händ, und waget sich aussert, aussert der Hausz-Thür, und die er hinder ihme beschlossen handlet und wörtlet lang mit der losen Purst: mit gutem dero Unsinnigkeit abzuthädigen: Nolite quæfo Fratres mei nolite hoc malum facere: Meine Brüder ich bitt und ersuch euch um Gottes Willen, lasset ab von einem so bösem Verfahren: Ja er wahre entschlossen, wann je eines, ausz zweyen müste zugelassen werden, ehender seine zwey Töchteren ihrem Muthwillen zuergeben, als einige Unbild den Gästen zuzulassen, als welche mit ihren Gebährden , Sitten und Freundlichkeit ihme schon gantz abgewonnen hatten. Aber, wie es noch heut zu Tag geschicht, da man das Nolite, nolite hoc malum facere wolmejnend, und treyhertzjgist von der Cantzl ableget, höret man bey den mehreren, das Sodomitische Recede illuc: mach dich von dan die Predig, die Andachten gehören in die Fasten: unser ist jetz die Zeit. Jetz gilt alles, und gehet in die Fasznacht, was der Brieff vermag. Dasz bitten und betten Lots, will bey keinem hafften: ja er stehet allbereit in Lebens-Gfahr: Ist derwegen Zeit gewesen, dasz die Gäst in der That sich weisten, welche sie warhafftig waren: sie eröffnen das Thor, sie ziehen den Loth zuruck, und ausz ihren Händen, sie schlagen selbe alle und sambtlich zu Boden, nemmen ihnen auch das Gesicht, dasz sie weder Rigel noch Angel mehr finden könten: gleich, und zur Stund wird Loth von den Englen desz vorstehenden Undergangs ermahnet. Wie hoch ein tragend seynd die Verdiensten nur eines Gerechten bey GOtt! jene zwey, welchen Loth seine Töchteren zu der Ehe versprochen, werden auch zur Rettung,

inmittels der Flucht, eingeladen: Lachen aber, als auch vernahrte Fasznacht-Kinder die Gnad nur ausz, der Refpect haltet sie bey der Purst, und mehrerem Hauffen. O Respect was plagest annoch, in dem Hertz der Christenheit zuthun? Und meistens in disen drey Tägen: da vil bösz wöllen seyn, nit das Lust zum bösen haben, sonder dasz sie dürffen als Gutte sich erzeigen. In dessen wolte Loth immer verweiblen, dann er sasse wol, und hatte eben recht sein Hausz eingerichtet. Aber die Engel nahmen ihne, die Fraw, die Töchteren, bey der Hand: Apprehenderunt manus eius, & manum Uxoris eius, & duarum filiarum eius. Und müsten gleichsam wider Willen, die Füsz so behend und starck lauffen, dasz er bald nicht mehr auff ihm selber stehn könte. haltet derwegen an umb eine Difpenfation, für dasz klein Stättlein Balam, in welcher er auszzurasten begehret, damit es dem Undergang entgehn könnte wie es dann auch geschehen, und fürterdhin Segot benambset ist worden.

Eine ungewohnliche Morgenröthe, bedeüttet eine Wetter-Enderung. Die Fasznacht in Sodoma ist fürüber Sol egreffus eft. Die Sonn ist schon auffgezogen: was kochet sie an? Et pluit. Es Regnet, und fallet, O Weh! nit Wasser sonder Feur. O Weh! nit Hagel, sonder Schweffel: O Weh! nit alszgemach, sonder Urplötzlich: O Weh! nit nur in einem Schlupffwinckel, sonder auff Statt, und Land: O Weh! keiner hat Zeit und weil umb Gnad, umb Huld zuschreyen: O Weh! die Fasznacht hat End, und ist der Aschermittwoch da, der ist nun immer wehrend zu einer Witzigung, und ewigen angedencken.

Anderer Theil.

Hat E. L. auch Lust zu einem solchen? Ich endere die Frag; was haben jene zugewarthen, welche ewerem Exempel nachfolgen, und allein ihre Frölichkeit mit Gott, und in Gott, suchen? Diser will ich jetzund antworten, und zwar nur mit Einziehung schrifftlicher Proben: es ist der H. Mariæ Magdalenæ, durch die sambtlich Catholische Kirch eine, eine niemal verblichne, sonder allzeit frisch grienende Gedächtnusz, nit dasz sie ein überdreysig Jähriges Buszleben geführt, nit dasz sie die Gastgebin desz Herrn gewesen, nit dasz sie under dem Creutz, mit Maria und Joanne gestanden, sonder dasz sie einstens was underfangen, welches denen Welt-Kinderen, und Aechteren desz Heylands, übel in die Nasen gerochen: sie komt da man bey der Taffl ware, sie meldet sich nit an sie wartet auff kein Erlaubnusz, sie gunnet keinem einen Augenblick: Ihr einzige Zihlscheiben wahre JEsus dessen Füsz will sie mit ihren Threnen benetzt, und mit ihren Haaren getrücknet haben: Dessen Haupt musz ihr balsamiert werden. Magdalenæ wer alles recht: Wann nur solches zu anderer Zeit, und in einem andern Orth undernommen wurde: Da soll man essen nit weinen, da soll man trincken, nit Seufftzen, da soll man Difcurrieren: Derwegen ist man hier zusammen kommen, derwegen ist der Meister auch eingeladen worden.

Nein! nein! sonderbahre Gnaden wöllen auch was sonders haben: Ist es nit ein hohe Gnad, und biszhero allein einem grossen Joanni Baptjstæ vergunnet, dasz sie annoch in dem Leben hat hören, und haben können für einen schutz- und Lob-Prediger den ewigen Sohn Gottes selber? Ist es nit ein überausz schätzbarer Gunst, dasz dise Salbung, mehrmalen in dem Jahr, in gantzer Christlicher Welt musz vorgelesen werden? Niemahl aber hätte der Heyland ausz diser Benetzung, ausz diser Trücknung, ausz diser Salbung ein solches wesen gemacht, wann sie nit eben zu dieser Zeit, eben in solchen Umbständen geschehen wäre.

Der Liebe JEsus sagte vormahlen seiner Gesponsz: Thue mir auff meine Schwöster, lass mich hinein meine Freundin! gib mir Tach, und Underschlauff mein wertes und reines Däublein: sihe mein Haupt ist von dem Nacht-Tau gantz im Wasser: Aperi mihi foror mea, amica mea, columba mea, immaculata mea, quia caput meum plenum eft rore, & cincinni mei guttis noctium. Von denen Nachtvöglen, in diser Zeit, wird leyder! unser

Haupt, unser Heyland, mit einem schwären Sünden-Tau allzusehr beschmitzet, und entunehret: Mali Chriftiani fuis pravis moribus, quasi iniecto rore, contaminant caput Chrifti, illumque abs se ablegant: Aber E. L. nimbt JEsum auff, umfasset selben, mit inniglichen Seufftzeren trücknet ihne mit eyffrigen, und hitzigen Anbetten, derentwegen werdet ihr ihme lieb seyn, als wie eine Magdalena, als wie ein Schwöster, als wie ein ware, und getrewe Freundin. Ist noch nit genug.

Johannes! Ich musz und bin gezwungen dich Seelig zu sprechen, da nemblich dir erlaubt wurde dein Jungfräuliches Haupt, in die Schosz desz Heylands zulegen: In welcher du auch worden bist, der verwunderliche Himmels-Adler: noch Seeliger wärest worden wann JESus sein Haupt auch in deine Schosz gelegt hätte: Und gleich wol sich nit mehr klagete. Filius hominis non habet ubi caput reclinet: Der Sohn desz Menschens ist so arm, und verlassen, dasz er bald nit weist, worauff, und wohin er sein ermüdetes Haupt hinlegen solle. E. L. weisz nur gar zu wol, und musz es mit Vorgeschämigkeit, zugeschlosznen Augen, dannoch sehen und erfahren, wie unser hochverdientister Erlöser in der Fasznacht, von so vilen Christen verlassen, und verhönet werde: derwegen er Müd und Math herumbgehet, und schauet wo immer eine zufinden, dje ihme seyn könten ein Schoosz, und Ruh-Behtlein sich in selber gleichsam zuerholen: Ihr dan wöllet solche seyn: Ihr begehret ihne auffzunemmen, darum auch ewer eigen wird seyn der sechste Vers, in dem neun und dreysigisten Psalmen. Seelig, und überseelig ist jener, und jene welche sich gäntzlich quit machen von allen so eittelen, so unsinnigen Welt-Freuden, und ihr Lust, und Hoffnung allein der Nahm desz Herren ist: Beatus vir, cujus eft Nomen Domini fpes eius, & non refpexit in vanitates, & insanias falfas.

Das Lobsprechen welches GOtt einem gibt, ist weit anderst geartet, als jenes, mit deme die Welt ihre Anhänger bedöret, gleich denen Aepfflen, so jetzund in der Landschafft Sodoma wachsen, von auszen schön und natürlich gefärbet, inwendig nur mit Aschen angefüllet, gleich denen Cometsternen, so eine Zeit glantzen, hernacher sich in Peftilentialische Dämpff Refolvieren, gleich denen so genenten Küsz-Jungfern, in der Herren Kerker, welche wann sie umhalsen, tödten: Molliti funt fermones eius fuper oleum, & ipfi funt iacula. Wann GOtt aber einen Seelig spricht, ist er eben darum in der That Seelig: In weme aber dise würckliche Seeligkeit bestehe, die ich euch als einen verdienten Lohn verspriche, erleutheret dasz nachfolgende, und abermahl ausz HH. Schrifft.

In carcere eram & non me vifitaftis. Ich ware in dem Kercker, und ihr habt mich nit besucht. Wir wissen aber ausz seinem Leben nirgend, dasz er einstens sey Incarceriert worden. Wol seynd etliche Vätter die sagen dasz der Heyland, in dem Hausz Caiphæ, nach empfangnem Backenstreich, und vilen anderen Verhönungen, in einem Kercker zu zwey stunden, ungläublich entunehret sey worden: Disz ist doch nur ein Muthmassung, und kein Glaubens-Satz. Wo wöllen wir dann einen Kercker auffbringen, damit nach dem Buchstab, und von der eignen Persohn Christi könne gesagt werden: in Carcere eram, & me non vifitaftis? Wir haben ihne hier vor Augen: er ist rund, er ist klein, und eng, er ist von aussen hell und weisz, inwendig dunckl, es ist die Sacramentalische Hostia: darin hat er sich eingeschlossen ausz unentlicher Liebe, darausz seyffzet er zu seinem Himmlischen Vatter: in Carcere eram: Ich ware in dem Kercker: wann? zur Stell, und in einem Augenblick, so bald die Wörter der Confecration, auff dem Altar von einem rechtgeordnetten Priester seynd auszgesprochen worden: Wie lang? schon zu tausend sechshundert und siebentzig Jahr: wie und mit was? Mit meiner Allmacht, und einem unentlichen Gnaden-Schatz. Zu was ende? dasz meine Menschheit nahe bey euch seye, dasz ihr mich als eine Seelen speise gleich zur Hand hätten: dass euch die würdige Matery nicht abgehe für ein tägliches Brand Danck- und Versöh-

nungs-Opffer: Et me non visitâstis. Und ihr habt mich nit heimgesucht. Welche aber: die in den Stätten, und Palästen: die gemeiniglich bey feister grühnen Weide leben. Nicht aber E. L. als welche, dise drey Täg ihmen ausserwöhlten als eine beste Gelegenheit sich jene zuerzeigen, die ihr warhafftig seyd, und als solche zu werden, schon in dem Taufl versprochen habet: ihr widersagt dem Teuffel als einem Urheber, und Grundleger der Fasznacht: ihr widersagt allen seinen Wercken: alle kan er in diser Zeit, in eim, oder anderem Orth anbringen; ihr widersagt allem seinem Pomp: niemahl ist ein grösserer im Schwung, als eben jetz, was lang verborgen gelegen, musz jetz an den Sonnenschein: auch die kaum für ein Monath zu beissen, und Zunagen haben, heülen mit den Fasznachtnarren in ein Horn: Trag auff, und schütte nicht, ist es Fasznacht so seye es Fasznacht. Es ist zwar Joseph in seiner Cistern, eine Figur unsers allerliebsten JEsu gewesen, er hat aber mit Namen nit gewust, dasz sein Bruder Ruben ihne, bey dem Leben erhalten, und derwegen diser Kercker oder Galdbrun nur als ein Zwischen-Mittl vorgeschlagē sey worden, wäre sag ich, dise Meinung ihme Joseph, kundbar gewesen, ach wie wurde erhernacher ihme vor anderen umb den Halsz gefallen seyn! unser Joseph, in der Sacramentalischen Hostia weisz, und sicht alles: wie nemblich E. L. allen Fleisz und Kräffte anspanne, dasz er nit beleydiget, oder besser zureden, dasz nit abermahl, und von so vilen, Gecreutziget werde, dasz er seine gebührende Ehre, und Anbettung, in dem Templ empfange, dasz er in viler hundert Hertzen, inmittelst der HH. Communion, seinen Gnadenvollen Einkehr nemme: so kan sie sich deszhalben getrösten, er werde ihren nit nur eine blosse Umhalsung vergünstigen, sonder noch darzu, einen solchen Gnaden-Pfenning in die Hand legen, den zu seiner Zeit, und Stund der himmlische Vatter gern annehmen werde, als eine Abzahlung der zuvor verdienten Sünd und Straff, als ein genugsames Gegengewicht zu Erkauffung eines ewigen Himmels. Auff das: Ich ware in dem Kercker, und ihr habet mich besucht. Gehöret: Kombt her ihr gebenedeyte.

Man verwundert sich, ia etwelche ziehen dasz Gifft ausz dem Hönig: Dasz der Rechte Schächer einen so graden Weeg von dem Mörder-Galgen zu dem Paradeysz, gefunden habe: Hat es also ihme gelingen können, warumb uns nit auch? obwolen wir schon in etwas den Abweg nemmen, obwolen wir gleich wol dem jungen Muth pflegen, obwolen wir schon manchen Schnit an der Beilen haben, kan doch entlich alles geschlichtet werden: aber der Schächer hat nit nur obenhin, sonder fürtrefflich sich geschickt gemachet zu dem Hodie mecum eris in Paradyso: Heut wirst, in dem Paradeys bey mir seyn. E. L. musz wol die Umstände überschlagen: habt ihr jemahl gehört, dasz einer das Leben begehrt von einem, der selber zu dem Todt verurtheilet ware, und ihme eine Gesellschafft gewünschet, und gesuchet habe, mit jenem, der von der Welt, ja auch von seinen vertrautisten, verlassen worden? dasz einer jenen für seinen Herren, und König angenommen, der kein andern Thron, als ein Creutz hatte? bei welchem kein anderer Scepter zufinden, als ein grober Nagel durch Händ und Füsz? auff dessen Haupt, an stat der Chron, ein Dorn-Pusch eingetrucket worden? der für seinen Hoffstab kein andere Purst zehlen könte, als Schörgen, als Hencker, als Spöttler, als Lästerer? der in keinem anderen Purpurmantl zusehen wahre, als in seiner eigner, aber blosser, aber zerfetzten, aber gantz blutigen Haut? dessen doch alles ungeacht rufft er JEsum für einen Herren: für einen König ausz, Herr dencke meiner, so du in dein Reich kommen wirst, jene aber, so seine Wunderthaten, mit Augen gesehen, und Stim- und Zeugnusz von Himmel, mit Ohren gehört, seynd entweders, ausz Forcht nit da, oder sonst Stim- und Redlosz versencket in einem Meer der Traurigkeit, als wie Maria, als wie Magdalena, als wie Johannes, als wie wenig andere. Ja der Muth dises newen Bekenners Christi liesse sich mit deme allein nit beschlagen: fahret seinem Mitgesellen wacker über das Maul:

Increpabat eum: deszwegen er würdig worden, einen vollkommnen Ablasz zu empfangen, ejne so Gnadenreiche Einladung anzuhören: Hodie mecum eris in Paradyso: heut wirst du bey mir seyn im Paradeysz. Nun müssen wir bedaurlich sehen dasz unser Heyland, in der Fasznacht, wiederumb an das Creutz genaglet werde: Rurfum Crucifigentes Filium DEI: dasz ihne ein Unchristmässiger Wandl, viler tausenden verspotten thüe: Et oftentui habentes. Dasz alles bitten, und betten der Prediger die Vögel desz Luffts hinweck nemmen, in vilen Orthen aber ist der Sünden-Schwall so starck eingebrochen, dasz man darwider so gar nit reden darff, machen ausz denen allzeit verdamblichen, Müszbräuchen einen Satz und Regel: vor Jahren hatte es hier, wie ihr es wol gedencken könnet schier auch ein solches Auszsehen, ihr aber habet einen heiligen Auffstand gemacht, alle Fasznacht-Uppigkeiten zerdrimmeret, dargegen die herrliche Auszstellung, die andächtige Anbettung, die demütige Heimsuchung desz hochwürdigistē Guts eingeführet: Quid ergò erit nobis. Was soll, und kan ich dann E. L. verheissen.

Seye sie wolgemuth: ich hab die Erlaubnusz einen gutten Griff in seine Schätze zuwagen: für meinen Theil wünsch ich, und will es mit dem Schächer gemein haben: Memento mei: mein JEsu: da meine Sand-Uhr auszgeloffen, da meine Stund alle geschlagen, da das Rechen-Buch herfür wird genommen werden, da die Thür, zur Ewigkeit sich öffnet: Memento mei, seye meiner in Gnaden in gedenck. Will E. L. was mehrers, als dises? Ich verstehe sie schon. Mein Heyland! dise Versamblung bittet und begehrt auch jenes, was ich mir über alles, und allein ausserwöhlet, gibt aber mir darzu eine andere Ansuchung die ich sollte vor dem Thron deiner unentlichen erbärmde, zu dem Beschlusz, præfentiren. War ist es: du erzeigest dich in Italia, in Pohlen, in Germaniâ, &c. als einen zornigen Affuerum: Ich kan aber unser Püntner-Land nit Guarantieren, dasz man in demselben was besser jetz lebe als man in bedeuteten Oertheren gelebt habe. Wie soll ich dann die guldene Ruthen, welche du in der Hand hast, ansehen? Ich getröste mich wiederumb, auch zu disem Beylag, alles guttes: dann ihr zu diser Zeit euch erzeiget habet, vor hiesigem Sacramentalischen Thron der Gnaden, als eine reine, als eine forchtsame, als eine demüthige als eine gehorsame und liebende Efther. Sihe sie wirffet sich abermahl vor dir nieder, ergreiffet die Davidische Harpffen, und stimmet an den fünffzigisten Psalmen: Miferere mei Secundum magnam mifericordiam tuam Pf. 50. Herr GOtt Vatter erbarme dich unser nach deiner grossen Barmhertzigkeit, die hier dein eingebohrner Sohn JEsus Christus ist, in Einigkeit des HH. Geistes jetzund, und zu allen Zeitten. Amen.

## Alles zu grösserer Ehr GOttes.

---

# Bibliographischer Anzeiger.

## Grammatik.

F. Diez, Grammatik der Romanischen Sprachen. 2 Thle. 3. Auflage. (Bonn, Weber.) 2 Thlr. 15 Sgr.

M. A. Lesaint, Traité complet de la prononciation française dans la seconde moitié du XIXe siècle. 2. Éd. (Hamburg, Mauke.) 3 Thlr.

G. L. Staedler, Lehrbuch der italienischen Sprache. 3. Aufl. (Berlin, Haude & Spener.) 1 Thlr. 6 Sgr.

## Lexicographie.

M. Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. 5. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

J. E. Wessely & A. Gironés, Pocket Dictionary of the English and Spanish Languages. (Leipzig, Tauchnitz.) 15 Sgr.

Neues Taschenwörterbuch der dänischen und deutschen Sprache. (Leipzig, Holze.) 1 Thlr.

A new Pocket-Dictionary of the english and russian languages. (Leipzig, Holze.) 1 Thlr.

## Literatur.

Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. 33. Lieferung. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

Gothische und Altsächsische Lesestücke nebst Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Basel, Schweighauser.) 20 Sgr.

E. Böhmer, Romanische Studien. 1. Heft.

G. F. Stedefeld, Hamlet, ein Tendenzdrama Shakespeare's gegen die skeptische und kosmopolitische Weltanschauung d. M. de Montaigne. (Berlin, Paetel.) 15 Sgr.

G. F. Stedefeld, Die christlich-germanische Weltanschauung in den Werken der Dichterfürsten W. v. Eschenbach, Dante und Shakespeare. (Berlin, Paetel.) 15 Sgr.

Thimm's Shakesperiana from 1564 to 1864. The literature of England, Germany and France. (London, Fr. Thimm.) 1 Thlr.

Ch. Marlowe's tragedy of Edward II. With an introduction and notes by W. Wagner. (Hamburg, Boyes & Geisler.) 20 Sgr.

J. Murray Graham, Historical view of literature and art in Great Britain. (Berlin, Asher.) 4 Thlr.

Shakespeare's Euphuism. By W. L. Rushton. (Berlin, Asher.) 27 Sgr.
Shakespeare's Hamlet, englisch und deutsch, herausgegeben von M. Moltke. (Leipzig, Deutsche Volksbuchhandlung.) 10 Sgr.
Shakespeare's Dramen. Deutsche Uebertragung von Dr. F. Jencken. 6 Bde. (Mainz, Le Roux.) 1 Thlr.
W. Shakespeare's dramatische Werke, für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. 1—4. Bd. (Berlin, Asher.) à Bd. 15 Sgr.
S. Austin Allibone, Critical Dictionary of English literature and British and American authors. (Philadelphia.) (Berlin, Asher.) 32 Thlr.
The Breitmann Ballads, by Charles G. Leland. (London, Trübner.) 2 Thlr.
La littérature française pendant la guerre. (Berlin, Stilke & v. Muyden.) 15 Sgr.
Fr. Kreyssig, Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. (Berlin, Nicolai.) 1½ Thlr.
P. F. J. Kunhardt, Dantische Reminiscenz an d. biblische Gleichniss vom ungerechten Haushalter in der Div. Com. Par. VI. (Lübeck, Grautoff.) 6 Sgr.
E. Bock, Deutsches Lesebuch. 2 Thle. (Breslau, Hirt.) 14 Sgr.
M. Binstorfer, Deinhardt und Jessen, Lesebuch für Volks- und Bürgerschulen. 6 Thle. (Schleswig, Schulbuchhandlung.) 15 Sgr.
W. Tobien, Materialien f. d. deutschen Unterricht in Tertia und Secunda. (Elberfeld, Volkmann.) 9 Sgr.
Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie. Herausg. v. dem Verein der Berliner Gymnasiallehrer. (Berlin, Ebeling & Plahn.) 2½ Sgr.
H. Mehl, Kurzgefasste Grammatik der deutschen Sprache. (Wien, Müller.) 6 Sgr.
L. Schmidt, Manuel de la conversation française. (Leipzig, Arnoldi.) 10 Sgr.
J. Deubler, Modernes Lehrbuch der franz. Sprache. (Nürnberg, Korn.) 12 Sgr.
F. Kuhnow, Der Anschauungs-Unterricht in der franz. Sprache. (Berlin, Thiele.) 8½ Sgr.
G. Ebert, Der Begleiter zum Unterricht im Französischen.
I. Abthlg. Anleitung zum Lesen nach den Grundsätzen der Lautirmethode und im bewussten Binden. 10 Sgr.
II. Abthlg. Einführung in die Gesetze der Rechtschreibung, der Interpunktion und des Satzbaues. (Aarau, Sauerländer.) 14 Sgr.
A. Ricard, Kurzgefasste Conversations-Grammatik der französ. Sprache. (Prag, Hunger.) 1 Thlr.
J. Markl, Perles de la Poésie française. (Prag, Hunger.) 1 Thlr. 6 Sgr.
K. Keller, Elementar-Methode des französ. Sprachunterrichts. 2 Thle. (Zürich, Orell, Füssli & Co.) 1⅓ Thlr.
Baensch's pocket miscellany. Vol. 25. (Leipzig, Baensch.) 10 Sgr.
G. Bonifacio, Deutsch-italienischer Briefsteller. (Stuttgart, Neff.) 1 Thlr.

---

# François Villon.

Von
Dr. Albert Stimming in Kiel.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist eine Uebergangsepoche: das Mittelalter mit seinen Institutionen fällt in Ruinen, die neue Zeit beginnt, das Bürgerthum macht sich von der Bevormundung durch die Geistlichkeit frei und tritt an die Stelle des Ritterthums, das während des ganzen Mittelalters mit dem Clerus sich in die Herrschaft der politischen und literarischen Welt getheilt hatte. Dieser grosse Kampf, der allmählich alle Zweige des menschlichen Wissens berührt, zeigt sich auch in der Literatur und namentlich in der lyrischen Poesie: während die Dichter des Mittelalters ihr ganzes Talent auf die Eleganz der Form und die Veredelung der Sprache verwandten, während sie sich bemühten, Allegorien zu erfinden und zarte Gefühle zu äussern, ohne sich darum zu kümmern, ob ihre Klagen, Betheurungen und Schwüre den Gesinnungen ihres Herzens entsprachen — wird die Poesie in der neuen Periode im Gegentheil der naive, manchmal kräftige, oft allerdings auch rohe Ausdruck der eignen Empfindungen des Dichters.

Die beiden bemerkenswerthesten Repräsentanten dieser beiden Richtungen sind in Frankreich Charles d'Orléans, die letzte und zarteste Blüthe der ritterlichen Poesie und sein Zeitgenosse, François Villon, der erste volksmässige Dichter. Einige Studien über den Letzteren werden Gegenstand dieses Aufsatzes bilden: nachdem wir im Anfang einige biographische Notizen gegeben haben, werden wir von seinen Werken, sodann von seiner Prosodie und schliesslich seiner Sprache handeln.

Da uns die Zeitgenossen Villons über die persönlichen Verhältnisse desselben leider nichts berichtet haben, so sind wir mit Ausnahme einiger zweifelhafter Notizen bei Rabelais auf seine eignen

Schriften als die einzige Quelle in dieser Beziehung beschränkt. Nach den verdienstvollen Forschungen, die Dr. Nagel und theilweise auch andre Biographen* angestellt haben, wird es uns nicht möglich sein, wesentlich Neues aus dem Leben des Dichters vorzubringen, wir beschränken uns also darauf, die Ergebnisse jener Untersuchungen kurz anzugeben.

Der Dichter nennt sich selbst an verschiedenen Stellen seiner Werke François Villon, ebenso heisst er in den Schriften seiner Zeitgenossen, z. B. in den „Repues franches" und in allen ältesten Ausgaben seiner Poesien, so dass Villon allein für seinen Familiennamen galt. Aber seitdem Claude Fauchet in seiner Abhandlung „De l'origine des chevaliers, armoiries et héraux 1599" nach einem Manuscripte seiner Bibliothek eine Variante der berühmten Quatrains von Villon „Le huitain de Villon" veröffentlicht hat, haben sich die Meinungen der Gelehrten getheilt. Das Quatrain lautet nämlich:

Je suis Françoys, dont ce me poise
Né de Paris, emprès Ponthoise;
Qui d'une corde d'une toise
Scaura mon col, que mon cul poise.

Seine Variante, das Huitain:

Je suis François, dont ce me poise
Nommé Corbueil en mon surnom;
Natif d'Auvers emprès Ponthoise
Et du commun nommé Villon.
Or d'une corde d'une toise
Scaurait mon col que mon cul poise
Se ne fut un joly Appel
Le jeu ne me sembloit point bel.

---

* Von den hauptsächlichsten Autoren, die sich mit der Biographie Villons beschäftigt haben, nennen wir:

Etienne Pasquier, der ihm ein ganzes Capitel in seinen „Recherches de la France" gewidmet hat;

Guillaume Colletet „Vie de François Villon 1650" wieder abgedruckt in den „Oeuvres complètes de François Villon, éditées par L. P. Jacob, Bibliophile, Paris 1854;"

Prosper Marchand in seinem „Dictionnaire historique;"

J. H. R. Prompsault in der Einleitung zu seiner Ausgabe Paris 1832;

Dr. Nagel „François Villon, Versuch einer kritischen Darstellung seines Lebens," Mühlheim a. d. Ruhr 1856;

Campaux: „Vie et les oeuvres de Villon," Paris 1859;

Anatole de Montaiglon in „Les Poëtes Français, recueil publié sous la direction de M. Eugène Crépet," Paris 1861—62. Band I, p. 447—455;

P. Jannet: Oeuvres complètes de François Villon, éd. préparée par La Monnoye, mise au jour avec notes et glossaire par P. Jannet. Paris 1867;

Jacob le bibliophile: Les deux Testaments de Villon etc. précédés d'une notice critique. Paris 1867.

Dr. Nagel sucht mit grossem Scharfsinn aus andern Stellen von Villon's Werken nachzuweisen, dass „Villon" wirklich ein Beiname gewesen, den der Dichter freiwillig zu Ehren seines Lehrers und Gönners des „Maistre Guillaume Villon" angenommen und dass aus diesem Grunde gegen die Echtheit der Huitains nichts einzuwenden sei. Dieselbe muss aber aus einem äussern Grunde sehr in Zweifel gezogen werden. Wenn man nämlich bemerkt, dass so oft Villon die Form der Huitains anwendet, d. h. in dem „grossen und kleinen Testament" und in der Mehrzahl der Balladen, diese immer ababbcbc gereimt sind, ferner dass die Dizain's (ababbccdcd) und die Douzain's (ababbccddede) in Bezug auf den Reim einem durchaus analogen Gesetze folgen, so muss man es um so auffälliger finden, wenn wir hier anders gereimt finden, nämlich ababaacc.

Geboren wurde der Dichter 1431 in Auvers, einem Dorfe nahe bei Paris, doch wurde er wohl schon früh nach der Hauptstadt selbst gebracht. Seine Familie war arm und unbedeutend, seine Mutter, erzählt er uns selbst, konnte weder lesen noch schreiben, war aber sehr fromm, dabei ihrem Sohne von Herzen zugethan, so dass dessen dumme Streiche ihr tiefen Kummer bereiteten. Den Vater hatte er schon vor seinem dreissigsten Jahre verloren. Nachdem er sich die nöthigen Kenntnisse erworben, bezog er die Universität zu Paris. Das lockere Leben der damaligen Studenten war aber zu verführerisch, als dass es ihn bei seinem Hange zu sinnlichen Vergnügungen und seinem Mangel an Willenskraft nicht hätte anziehen und dann auf der abschüssigen Bahn immer weiter forttreiben sollen. Mit grosser Offenheit gesteht er uns selbst G. T. (grand testament) 26, 5

„je fuyoye l'escolle
Comme faict le mauvays enfant"

und, indem er die Worte des Weisen „Esjoys toy, mon fils, à ton adolescence" zu sehr zu seinen Gunsten auslegte, verband er sich mit einer lustigen Schaar

„de gratieux gallans
Si bien chantans, si bien parlans,
Si plaisans en faictz et dictz"

und „galler, friander, leschier" namentlich aber „aimer" wurde fortan seine wie seiner ganzen muntern Cumpane Hauptbeschäftigung. Da er uns nun aber G. T. 24, 1—4 versichert, dass er Nichts vom Seinigen ausgegeben oder verkauft habe, um so viel Leidenschaften zu

befriedigen, so weiss man nicht, woher er die Kosten seines lockern Lebens genommen. Jedenfalls werden die Mittel, durch welche er sich dieselben verschaffte, nicht allzu ehrenhaft gewesen sein: er „machte" Geld „à dextre et à senestre" indem er auch wohl gelegentlich zum Diebstahl und zur Beutelschneiderei seine Zuflucht nahm, wenigstens versichern die „Rèpeues franches," die von einem seiner Zeitgenossen, vielleicht seiner Cameraden, verfasst sind, dass Villon

„A tromper devant et derrière
Estoit un homme diligent."

Allerdings versucht er, sich wegen solcher „Missgriffe" zu entschuldigen, indem er sie durch seine Bedürfnisse motivirt (G. T. 2, 7 u. 8):

„Nécessité faict gens mesprendre
Et faim saillir le loup du bois."

Aber die Polizei scheint doch derartige Entschuldigungen nicht zugelassen zu haben, denn wenn man aus der Vertrautheit Villon's mit den Localitäten des „Chastellet," des Pariser Gefängnisses (P. T. 22), so wie aus seiner Bekanntschaft mit der Gefangenwärterin (P. T. 20) einen Schluss ziehen darf, so ist Villon offenbar häufig mit den Sicherheitsbehörden seiner Stadt in Conflict gerathen. Dadurch gab er seinen Freunden mancherlei Gelegenheit, ihm ihre Freundschaft durch Dienste zu bezeugen. Zu diesen gehört namentlich sein Lehrer und Gönner Guillaume Villon, der sich offenbar für seinen begabten und witzigen Schüler interessirte; denn, obgleich er dessen leichtsinnigen Lebenswandel durchaus nicht billigte (G. T. 77, 6, et de cestuy sc. boillon pas ne s'esjoye), so konnte er sich doch nicht entschliessen, ihn im Stiche zu lassen und hat ihn „mis hors de maint boillon" (G. T. 77, 5) während andrerseits auch sein Sachwalter Fournier „lui a saulvé maintes causes" (G. T. 90, 5 u. 6).

Trotz dieser Ausschweifungen scheint Villon doch Perioden gehabt zu haben, wo er sich, wer weiss aus welchen Gründen, ernsthafter mit seinen Studien beschäftigte, denn er erhielt einen academischen Grad „une nomination" (P. T. 17, 1) und gehörte selbst zu denen, die von der Universität Paris dem Collator der Stipendien vorgeschlagen wurden. Indessen wurde er, wohl wegen seines mangelhaften Testimonii morum, hierbei nicht berücksichtigt und ebenso wenig gelang es ihm je, den Grad eines „maitre en théologie," damals das Ziel der theologischen Studien, zu erlangen, wie aus seinen eignen Worten G. T. 37 und 72 deutlich hervorgeht.

Um das Maass seines Elends voll zu machen, verfolgte ihn das Unglück auch in der Liebe: Ein junges Mädchen (er nennt sie bald Denise, bald Rose, bald Katherina de Vauzelles), das er aufrichtig und treu liebte (G. T. 55, 1, 2), brach plötzlich mit ihm, nachdem sie ihn lange getäuscht hatte (G. T. 55, 5, 6) und zwar auf eine so gehässige und schmähliche Weise (XXI,* 2, 2 u. 3), dass er, ausserdem noch durch die Neckereien und Spöttereien seiner Bekannten, die ihn überall „l'amant remys et renyé“ nannten, aufgereizt, seine ungetreue Geliebte, wahrscheinlich durch ein Spottgedicht, verhöhnte und empfindlich beleidigte. Diese aber wurde klagbar, die geistliche Gerichtsbarkeit legte sich in's Mittel und Villon wurde verurtheilt, öffentlich gestäupt zu werden (G. T. 115, VI, 5, 1—5). Nachdem der Dichter diese entehrende Strafe erlitten, beschloss er, Paris zu verlassen; und da er der etwaigen Rückkehr keineswegs sicher war, so schrieb er um Weihnachten 1456 sein Vermächtniss nieder (ectablit son laiz P. T. 1, 1 u. 2, 2). Diese Abschiedswünsche für die Welt, die er verlässt, sein „Testament,“ das zugleich ein Andenken für seine Freunde sein sollte, erhielt den Namen „Petit Testament,“ erst später im Gegensatz zu dem „Grand Testament“ und zwar ohne seine Einwilligung, wie er uns selbst mittheilt (G. T. 65, 4).

Villon ist nie von den tödtlichen Wunden geheilt worden, die dieser Verrath ihm geschlagen: alle seine Werke athmen den tiefen Schmerz, den er während seines ganzen Lebens getragen hat.

---

* Die Zahlen I—XXXIX stellen Villon's kleinere Gedichte vor u. zwar in der Reihenfolge, in der sie sich in der Ausgabe Prompsault's, als der am häufigsten vorkommenden, finden. Um aber denen, welchen nur andre Ausgaben zugänglich sind, etwaiges Nachschlagen zu erleichtern, führen wir die Titel der Gedichte in jener Reihenfolge auf: 1) Ballade des Dames du temps jadis; 2) B. des Seigneurs du temps jadis; 3) B. en vieil françois; 4) les Regrets de la belle Heaulmière; 5) B. de la belle Heaulmière; 6) Double B. sur le même propos; 7) B. que Villon fait à la requeste de sa mère; 8) B. de Villon à s'amye; 9) Lay ou plustost Rondeau; 10) B. et oraison; 11) B. que Villon bailla à un gentilhomme; 12) B. recipé; 13) B. intitulée: les Contredictz de Franc-Gontier; 14) B. des femmes de Paris; 15) B. de Villon et de la Grosse Margot; 16) Belle leçon de V. aux enfans perduz; 17) B. de bonne doctrine etc.; 18) Lays; 19) Rondeau; 20) B. par laquelle V. crye mercy etc.; 21) B. pour servir de conclusion; 22) Leçons diverses; 23) Le quatrain; 24) Epitaphe; 25) en forme de Ballade; 26) B. de l'appel de V.; 27) La requeste de V. au Parlement; 28) Le débat du cueur etc.; 29) La requeste que V. ailla à Mgr. de Bourbon; 30) B. des proverbes; 31) B. des menus propos; 32) Epistre; 33) B. Villon; 34) B. des povres housseurs; 35) B. de l'honneur François; 36) B. de la Fortune; 37) Contre les taverniers; 38) Le dit de la naissance Marie; 39) Double ballade.

Sein Plan, nach Angers zu gehen (P. T. 6, 3), wurde indessen nicht ausgeführt; er scheint in der Nähe von Paris mit einigen Genossen (XXV) eine Gewaltthat begangen zu haben, die ihn wieder in die Gefängnisse von Paris brachte. Wir wissen nicht genau, was für ein Verbrechen er sich hat zu Schulden kommen lassen, noch auch den Ort, wo es begangen wurde, aber die zweite Ballade „du jargon“ und die „belle leçon de Villon aux enfans perdus“ (huit. 1) lassen annehmen, dass es sich um einen gewaltsamen Einbruch im Dorfe Ruel, nahe bei Paris, handelte.

Nachdem er gefoltert worden (XXVI, 2, 4) wurde er verurtheilt, in Montfaucon gehängt zu werden (XXVI, 3, 7 u. 4, 2) und er gesteht selbst offen ein (XXV, 2, 2), dass dieses Urtheil vollkommen gerecht war.

In dieser äussersten Noth scheint ihn der Humor, den er sich bis dahin in allem Elend seines Lebens erhalten hatte, auf einen Augenblick verlassen zu haben, denn der ernste Ton des Gedichtes, das er damals verfasste „L'épitaphe en forme de ballade“ unterscheidet sich merklich von seinen andern Schöpfungen: Er vergegenwärtigt sich im Geiste, wie sein verwester Körper, dem Spiel des Windes überlassen, eine Beute der Raben sein wird und bittet die Vorübergehenden, für ihn und seine Genossen zu beten. Aber diese Stimmung passt zu wenig zu seinem leichten und beweglichen Naturell, als dass sie lange anhalten könnte und in einer andern Grabschrift, die er bald darauf in Gestalt eines Quatrains (oder Huitain's) verfasste, hat er es nicht unterlassen können, einen rohen Scherz, in Gestalt eines Wortspiels, einzuflechten:

Or d'une corde d'une toise
Sçaura mon col que mon cul poise.

Indessen, da

„Toute beste garde sa pel
Qui la contraint, efforce ou lye
S'elle peult, elle se deslie,“

so appellirte er an das Parlament, ohne allerdings grosse Hoffnungen darauf zu bauen, wie er selbst versichert (XXVI, 3, 5). Aber ein unvorhergesehenes Ereigniss, die am 19. December 1457 erfolgte Geburt Marias, Tochter Charles d'Orléans und der Marie de Clèves, kam ihm zu Hülfe. Villon suchte aus diesem günstigen Umstande Vortheil zu ziehen und richtete an das Kind eine Ballade, in welcher er dasselbe „font de petié, source de grace“ nennt und versichert, sie sei

„ou hault ciel créée et pourtraicte pour esjouyr et donner paix.“ Dieses Gedicht erwirkte ihm in der That die Begnadigung des Parlaments, und in der „double ballade,“ die er kurze Zeit darauf an dieselbe Prinzessin richtete, gesteht er, dass er sein Leben nur ihr verdanke und verspricht, sie von nun an als seine einzige Beschützerin zu verehren. In einem andern Gedichte „La Requeste de Villon, adressée à la Cour de Parlement“ spricht er jenem Gerichtshofe seine Dankbarkeit aus und bittet, ihm einen Aufschub von drei Tagen zu gewähren, damit er seine Angelegenheiten ordnen und den Seinigen Lebewohl sagen könne — eine Bitte, welche beweist, dass man ihn nur unter der Bedingung, Paris sofort zu verlassen, begnadigt hat.

Er verliess also Paris, aber wir wissen nicht, wohin er seine Schritte wandte; eine Reihe von Orten, die er in dem G. T. nennt, lässt aber annehmen, dass er sie auf seiner vagabondirenden Reise berührt habe. Sein Elend scheint entsetzlich gewesen zu sein: er war immer: „sans croix ne pile“ und „n'eust été Dieu, qu'il craignait,“ so hätte er „faict un horrible faict,“ d. h. er hätte in dem Tode ein Mittel gegen seine Leiden gesucht. Aber diese religiösen Scrupel, die wohl stark genug waren, um ihn von einem Selbstmord abzuhalten, genügten nicht, um ihn zu hindern, in seine alten Verirrungen zurückzufallen. Im Sommer 1461 finden wir ihn wieder im Gefängnisse und zwar in Meun sur Loire (G. T. 11, 3), ohne indessen die Ursache zu kennen, da er selbst, obgleich sonst in dem Geständniss seiner Fehler sehr freimüthig, sich diesmal damit begnügt, seine Einkerkerung sehr unbestimmt seiner „folle plaisance“ zuzuschreiben, übrigens aber über die Sache ein tiefes Schweigen bewahrt. Auf jeden Fall muss das Verbrechen, das man ihm zur Last legte, nicht leicht zu beweisen gewesen sein, denn obgleich er den ganzen Sommer über (G. T. 2, 6) eingesperrt blieb, so hören wir doch nichts von einer zweiten Verurtheilung. Nichts destoweniger kostete ihn die Behandlung, die er von Seiten des Jacques Thibault D'Assigny, Bischofs von Orléans, unter dessen Gerichtsbarkeit er sich befand, erfuhr, beinahe das Leben (G. T. 11, 4; XVIII, 1, 1): er schmachtete in einer unterirdischen Grube, in die man ihn vermittelst eines Korbes hinabgelassen hatte, war rings von dicken Mauern umgeben, welche die Sonne und die frische Luft hinderten, in seinen schrecklichen Kerker einzudringen, seine ganze Nahrung bestand aus geringen Quantitäten von Wasser und Brod, die man ihm auch nur in langen Zwischenräumen

reichte. Fügt man noch hinzu, dass er, wie ein Hund gefesselt, auf dem nackten Boden schlafen musste und dass er zum Ueberfluss noch zu Zeiten gefoltert wurde, so hat man ein ziemlich treues Bild von der jammervollen Lage des armen François (G. T. 1—4; XX; XXVIII; XXXII; G. T. 11; 63).

In dieser schrecklichen Noth schrieb er an seine Freunde einen Brief in Form einer Ballade, in dem er sie gar rührend beschwört, ihn doch nicht ganz und gar zu verlassen. Indessen verdankte er seine Befreiung wieder einem unerwarteten Ereignisse, nämlich einem Thronwechsel. Ludwig XI., welcher auf Karl VII. am 22. Juli 1461 folgte, kam durch die Stadt Meun sur Loire, und da nach einem alten Herkommen den Gefangenen aller Städte, welche ein neuer König nach seiner Salbung passirte, ihre Strafe erlassen wurde, so erhielt Villon durch das blosse Factum der Anwesenheit Ludwig's XI. seine Freiheit wieder.

So war er denn noch einmal den drohenden Klauen des Todes entgangen! Aber in welchem Zustande befand er sich! Die Ausschweifungen seiner Jugend, die fortwährenden Entbehrungen, die Qualen einer hoffnungslosen Liebe, die Leiden eines fünfjährigen Exils, endlich die Martern des schrecklichen Gefängnisses, hatten ihn vor der Zeit altern lassen und an den Rand des Grabes gebracht (G. T. 22, 3 etc.; ib. 23; ib. 45). Aber obwohl er auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen hatte, so erklärt er dieselbe doch nicht verlassen zu wollen, ohne ihr unter der Form eines Testaments, da die Legate mehr nebensächlich sind, seine Klagen, seine Reue über sein verlorenes Leben zu hinterlassen, wahre Confessionen, die an seinem traurigen Beispiele der Nachwelt zeigen sollen, wohin eine solche Existenz, wie die seine, führt. Dieses Gedicht, welches er bei seiner Befreiung aus dem Gefängnisse verfasst oder wenigstens begonnen hat (G. T. 1, 1) und dem er den Namen „Testament" gab (G. T. 10, 6; 160, 5; XXI, 1, 1), empfing später und zwar zum ersten Male in der Ausgabe von 1489 den Namen „Grand Testament."

Aber was ist aus unserm Dichter nach seiner Freilassung geworden? Es ist schwer darauf zu antworten, da wir keine Schriften Villon's, die jünger als das grosse Testament wären, besitzen. Campaux aber hat versucht, aus dem G. T. selbst noch einige Notizen über ihn zu ziehen, indem er dies nämlich in drei Theile theilt (huit 1—79; 80—145; 146—zu Ende), die nach ihm in drei verschiedenen

Stimmungen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verfasst seien. Indem er sich nun auf eine Stelle des zweiten Theiles stützt,

Item j'ay sceu, a ce voyage,
Que mes trois povres orphelins,
Sont creus et deviennent en aage,

behauptet er, dass der Dichter von Meun aus zuerst nach Paris zurückgekehrt sei und dort den ersten Theil des G. T. verfasst habe, der noch die Bitterkeit und die tiefe Entmuthigung seiner Seele athme. Aber Paris, fährt Campaux fort, gefiel ihm nicht mehr: die Mehrzahl seiner alten Genossen war todt oder zerstreut, die Wenigen, die von den jüngern noch vorhanden waren, empfingen ihn vielleicht mit Gleichgültigkeit und selbst mit Kälte, das Alter ohne Reichthum ist nie willkommen; der Dichter beschwert sich darüber G. T. 45, 1—7

Car s'en jeunesse il fut plaisant
Ores plus rien ne dit qui plaise
Toujours vieil synge est desplaisant,
Moue ne faict, qui ne desplaise
S'il se taist affin qu'il complaise,
Il est tenu pour fol recreu
S'il parle, on lui dist qu'il se taise

und G. T. 23, 5, 6:

Des miens le moindre, je dy voir
De me desadvouer s'avance.

Dieser Empfang bestimmte ihn ohne Zweifel auf den Aufenthalt in Paris zu verzichten und den in einer Provinzialstadt zu wählen. Dies war anscheinend Saint-Julien de Voventes, denn Villon sagt uns G. T. 93, 94, dass wenn er „ung peu Poictevin" spräche, er es von zwei Damen jener Stadt gelernt hätte. Und wirklich liegt dieselbe in Poitou. Dort soll er auch den zweiten Theil des G. T. verfasst haben. Jedenfalls war er offenbar nicht in Paris, als er die oben schon angeführte Stelle G. T. 117, 1, 3 schrieb, denn die drei armen Waisen waren, wie aus andern Stellen hervorgeht, in Paris.

Eine Notiz des Rabelais Pant. IV, 60, nach welcher Villon, aus Frankreich vertrieben, ein ehrenvolles Asyl bei Eduard V. von England gefunden hätte, ist, wie Prompsault und Nagel zeigen, allem Anscheine nach falsch, weil sie nicht mit der Geschichte stimmt. Sie erscheint um so zweifelhafter, als sich sonst nirgends eine Andeutung davon findet. Was eine andre Nachricht desselben Schriftstellers (Pant. IV, 13) betrifft, dass nämlich unser Dichter auf seine alten

Tage sich nach Saint-Maixent in Poitou „soubz la faveur d'un homme de bien, abbé dudict lieu“ zurückgezogen und sich damit beschäftigt habe, die Passion in jenem Dialecte vorstellen zu lassen, so haben wir keine Veranlassung, sie zu bestreiten.

Indessen ist es anzunehmen, dass er daselbst nicht bis zu seinem Tode geblieben, sondern dass er gegen das Ende seiner Tage wieder in die Stadt, in der er seine Jugend verlebt, zurückgekehrt sei und dort den letzten Theil seines Testaments verfasst habe. „Tant va-il qu'après il revient“ sagt er in den „proverbes“ 4, 2. und in der That würden die Details seiner Bestimmungen in Bezug auf sein Begräbniss keine witzige Pointe, ja nicht einmal einen Sinn haben, wenn sie Fremden aufgetragen worden wären und der Dichter nicht in Paris selbst gewesen wäre. Wir haben ausserdem in dieser Beziehung das Zeugniss eines Zeitgenossen von Villon, des Eloy Damerval, welcher in seiner „Deablerie“ sagt:

Maistre Françoys Villon jadis
Fit à Paris son testament,

was er doch nicht hätte sagen können, wenn nicht wenigstens ein grosser Theil (der Anfang und das Ende) des G. T. in Paris niedergeschrieben wären.

Mag dieser Schluss nun richtig sein oder nicht, so glauben wir jedenfalls beweisen zu können, dass Villon den letzten Theil viel später verfasst hat, als das Uebrige oder mindestens als den ersten Theil. Er bestimmt nämlich G. T. 160, 2 Jean de Calais zu seinem Testamentvollstrecker, indem er hinzufügt:

„Il ne me veit, des ans a trente
Et ne sçait, comment je me nomme.“

Nun aber war Villon nach seinen eignen Worten, als er das erste Huitain des G. T. schrieb, erst 30 Jahre alt, so dass, wenn nicht eine längere Zeit zwischen der Entstehung des ersten und dritten Theils des Werkes läge, jener Mann ihn gar nicht gekannt hätte. Aber es ist wenig wahrscheinlich, dass der Dichter statt „gar nicht“ oder „nie“ gesagt hätte: „vor 30 Jahren,“ und selbst wenn dies der Fall wäre, so würde man dann die Worte „Et ne sçait comment je me nomme“ nicht begreifen können, die offenbar voraussetzen lassen, dass Jean de Calais ihn gekannt hat, aber vielleicht unter einem andern Namen (siehe oben p. 242).

Ueber sein Todesjahr sucht Nagel einen annähernden Punkt festzustellen: in der Ausgabe von 1532 erschienen zwei dramatische Stücke „Le Monologue du Franc Archier de Raignollet“ und „Le Dyalogue des Seigneurs de Mallepaye et de Raillevent“ zum ersten Male zusammen mit den Werken Villon's, was doch nicht geschehen sein würde, wenn die Tradition sie nicht aus der Zeit Villon's datirt hätte. Nun finden sich in diesen Stücken Anspielungen auf historische Ereignisse aus den Jahren 1477 und 1480, was beweist, dass nach der Tradition der Dichter zu jener Zeit noch lebte. Andrerseits lebte er nicht mehr 1489, wo die erste Ausgabe seiner Werke erschien, die Jean de Calais gesammelt hat. Wir können seinen Tod also zwischen die Jahre 1480 und 1490 setzen.

Gehen wir nun zu den Werken des Dichters über: ausser den beiden Testamenten kennen wir etwa 40 kleinere Stücke. Diese sind zum grossen Theil (I—XXI) in das grosse Testament eingeschaltet; unter den übrigen beziehen sich 9 (XXIII—XXVIII, XXXII, XXXVIII, XXXIX), die schon in der Biographie erwähnt sind, auf die Processe Villon's; ein andres (XXXIII), in welchem der Dichter in treffenden Antithesen die Wechselfälle und Contraste seines vielbewegten Lebens schildert, soll nach Campaux für ein von Charles d'Orléans veranstaltetes Dichterturnier verfasst sein. Ausserdem besitzen wir noch drei Balladen, die sich auch auf den Dichter selbst beziehen: „La requeste, que Villon bailla à Monseigneur de Bourbon“ (XXIX), in dem er jenen Prinzen um ein Darlehn bittet, „le Problème“ (XXXVI), in welchem er sich durch das Glück interpelliren lässt und „Les menus propos“ (XXXI), wo er gesteht, dass trotz aller Erfahrungen, die sein Wander-Leben ihm verschafft, es ihm noch nicht gelungen sei, sich selbst zu erkennen.

Es giebt nur eine kleine Zahl von Gedichten, die nicht einen den Verfasser direct betreffenden Gegenstand behandeln, nämlich XXXIV spricht von dem elenden Loose der housseurs (nach Campaux Name für Schüler, deren Bekleidung für Kopf und Schulter man „housse“ nannte), XXX enthält eine Zusammenstellung von 28 Sprichwörtern, die alle mit „tant“ beginnen; XXXV bestimmt die grausamsten Strafen für den „qui mal vould voit au royaume de France,“ und ein letztes Gedicht, das sich vollständig zum ersten Male bei Campaux findet, schleudert mit einem äusserst komischen Pathos die schrecklichsten Verwünschungen gegen die „taverniers, qui falsifient le vin.“

Der Eindruck, den die Schriften Villon's auf uns machen, ist ein eigenthümlicher: wir sehen ihn abwechselnd sich im Schmutze wälzen (G. T. 101; 106, 7, 8; 137, 7—8, XV) und zu den edelsten und reinsten Gesinnungen und Gefühlen sich erheben (G. T. 7, 1—7; ib. 13, 7, 8; 14; 29—30; I; II; III; VII; 149—150 etc.), bald durch seinen heitern Scherz entzücken (G. T. 16—20; 51—54; 93, 1—6; 115; X etc.), bald mit seinem beissenden Spott scharfe Hiebe austheilen (G. T. 34; 45; 80; 107—109 etc.); immer voller Geist und Humor, erzählt er uns alles, was er selbst fühlt und empfindet und was er an Andern beobachtet, wir erkennen deutlich seine Tugenden und guten Eigenschaften, seine Dankbarkeit gegen alle die, welche ihm Gutes thun (G. T. 8 u. 9; 11, 5—8; 77; 78; 90; XXVII; XXXVIII; XXXIX etc.), seine zärtliche Liebe zu seiner Mutter (G. T. 79 u. VII), sein für die Leiden Andrer wohl empfängliches Herz (P. T. 25; 27; G. T. 117; 121 etc.), endlich seine uneigennützige Vaterlandsliebe (I, 3, 5 u. 6; XXXV); wir fühlen mit ihm die Leiden, welche seine verrathene Liebe (P. T. 2, 8; 3, 5 und 6; 5, 2; 6, 6—8; G. T. 56—59; VIII; XXI, 6 etc.), sein Unglück (G. T. 1—4; 62 u. 63; XVIII, 1, 2; XXXII) und seine Gewissensbisse (G. T. 14, 1; 22, 1; 26, 1—4 etc.) ihm verursachen; aber zu gleicher Zeit enthüllt er uns mit einer Freimüthigkeit, die uns wohlthut, uns überrascht, ja manchmal entsetzt, alle seine Fehler, seine übeln Neigungen, seine Charakterschwäche, seinen Leichtsinn (G. T. 25, 2; 27, 1—4; XXVIII etc.), erzählt uns treuherzig alle seine schlechten Streiche: sein Versäumen der Schule, seine Ausschweifungen, seine Prellereien und selbst seine Verbrechen (G. T. 22, 2—3; 25, 1; 26, 5; XXV, 1, 6 etc.), kurz er zieht es vor, aufrichtig zu sein, als ehrenhaft zu scheinen. Aber dieser Freimuth, den er in Bezug auf sich zeigt, giebt ihm seiner Meinung nach auch das Recht, diesen ebenso Andern gegenüber anzuwenden. In der That war Niemand von den Personen, mit denen er in Berührung kam, vor seinen Angriffen sicher: seine Freunde und seine Feinde, Priester, Mönche, Nonnen (G. T. 106—109; 113; 115), die Polizei und die Gerichtsleute (G. T. 97; 112; 128 etc.), die Schüler (G. T. 119, 8) und die Schriftsteller (XIII), die Gastwirthe (cf. Campaux p. 64—65) und sogar die Bedienten und Kammermädchen. — Alle sehen sich den Angriffen seiner Kritik und seines Spottes ausgesetzt. Seine Satire schreckt vor Nichts zurück: er kann es nicht unterlassen,

Ludwig XI. einen ziemlich deutlichen Vorwurf zuzuschleudern, indem er G. T. 21, 1—4 bedauert, dass Gott ihn nicht „ung autre piteux Alexandre“ habe finden lassen, nachdem er einen Zug edler Grossmuth erzählt, den dieser Fürst gegen einen armen Teufel gezeigt, der sich ungefähr in derselben Lage, wie Villon, befunden hatte; er erlaubt es sich sogar, über die Religion zu scherzen (G. T. 71). Aber seine Gedichte athmen überall die Wahrheit und grade diese Wahrheit lässt uns mit dem Dichter sympathisiren, selbst wenn unsere moralischen Begriffe manchmal etwas verletzt werden.* Aus dieser Wahrhaftigkeit in allem, was er sagt, sowie aus den mannichfachen Beziehungen zwischen seinen Poesien und der Wirklichkeit, namentlich der des französischen und speciell des Pariser Lebens, folgt, dass wir in Villon's Werken ein genaues Bild seiner Zeit, wenigstens in Bezug auf die Kreise, in denen sich der Dichter bewegt hat, erblicken dürfen, ein Bild, das allerdings mit groben Zügen hingeworfen, darum aber doch nicht weniger treu und klar ist. Für uns verlieren allerdings die Bemerkungen Villon's vielfach ihre Pointe, weil wir die Personen und Localitäten, auf welche angespielt wird, nicht kennen. Marot beklagt übrigens schon diesen Uebelstand, indem er in seiner „épître aux lecteurs“ sagt: „Quant à l'industrie des lays, qu'il fait en ses Testaments, pour suffisamment la cognoistre et entendre, il fauldroit avoir esté de son temps à Paris et avoir cogneu les lieux et les hommes, dont il parle.“

Ein andres grosses Verdienst Villon's ist es, zuerst verstanden zu haben, wie Boileau (art poétique I v. 117 u. 118) sagt: „débrouiller l'art confus de nos vieux romanciers;** er war es, der damit angefangen, die Poesie von den abgenutzten Stoffen des Mittelalters, den wundersamen Abenteuern der chansons de geste und der Ritterromane, den metaphysischen Abstractionen einer confusen Gelehrsamkeit, endlich den faden Allegorien befreit hat, welche seit dem Roman de la Rose alle

* Der biedere Guillaume Colletet (s. Ausgabe von Jacob XX) ist allerdings weniger nachsichtig in seinem Urtheil, denn er sagt „ce que je trouve de pis en luy, c'est qu'au lieu que les autres ont accoustumé de cacher leurs crimes, celuy-cy en fit trophée de son temps; et non content d'en entretenir le monde de vive voix, il prit encore le soin de les publier par écrit.“

** Trotz der Richtigkeit dieses Urtheils ist es sehr wahrscheinlich, dass Boileau die Werke Villon's nie gelesen hat; es ist vielmehr anzunehmen, dass er sich dabei, wie in vielen Fällen, auf seinen Vorgänger Vauquelin de la Fresnaye stützt, der viel von dem „sçavoir de maistre Jean (!) Villon“ spricht, oder aber dass er damit La Fontaine's Urtheil wiedergiebt, welcher unsern Dichter auswendig kannte.

französischen Dichtungen anfüllten. Aber nicht damit zufrieden, sich von diesen Stoffen los zu machen, versteht er es vortrefflich, sie zu parodiren und dadurch lächerlich zu machen; in dem Petit Testament z. B. schildert er uns eine Träumerei, in die er verfallen, durch einige Huitains (26—28), welche eine vortreffliche Travestie des allegorischen Genre's, so wie der scholastisch-sophistischen Sprache seiner Zeit bilden.

Er bekämpft auch andre Verirrungen der Literatur: in dem grossen Testament vermacht er dem „maistre Andry Courault" (G. T. 132, 1) eine Ballade, betitelt „Les Contredicts de Franc-Gontier," die offenbar eine witzige Satire gegen die damals noch immer beliebte sentimentale Schäfer-Poesie ist. Im Gegensatz nämlich zu Franc-Gontier und Hélène, den bekanntesten Helden dieser Idyllen, die ihr Glück in dem Leben, der Arbeit, den Vergnügungen eines schwärmerischen Bauern oder Schäfers finden, besingt Villon die Reize und Vorzüge eines raffinirten Lebensgenusses.

In der That, obwohl die Form der Gedichte Villon's vollkommen die seiner Vorgänger ist, denen er vielleicht manchmal in der Glätte der Versification nachsteht, hat er dieses selbe Aeussere mit einem durchaus andern Inhalt zu füllen gewusst. Darin besteht eben sein reformatorisches Verdienst und Herr Champollion-Figeac scheint den von ihm herausgegebenen Dichter zu sehr auf Kosten des unsrigen, den er vielleicht nicht gründlich kannte, zu begünstigen, wenn er in der „Notice historique sur Charles d'Orléans" p. 18 (s. Ausgabe dieses Dichters Paris 1842) sagt: „Villon est bien au dessous du mérite, que lui accorde Boileau, d'avoir su le premier etc. . ., mérite qui appartient entièrement à Charles d'Orléans." Denn gerade im Gegensatz zu den zarten Allegorien und den schmerzlichen Klagen einer erheuchelten Liebe, womit die Dichtungen dieses Letzteren angefüllt sind, singt Villon als echter Lyriker nur was er selbst empfindet, seine Leiden, seine Schmerzen, seine Schwächen, seine Hoffnungen, d. h. mehr oder weniger die des ganzen Menschengeschlechts, daher wird man seine Dichtungen immer und immer wieder lesen trotz der Rohheiten, die sie an einigen Stellen enthalten. In Anbetracht also, dass Villon zwar kein Genie voller Gedanken von universellem Werthe, wohl aber ein Mann von ungewöhnlicher Begabung ist, werden wir ihm gern mit Marot den Namen des besten Pariser Dichters zugestehen (natürlich bis auf Marot's Zeit) und werden mit jenem selben Dichter sagen:

„Peu de Villons en bon sçavoir,“ obgleich wir auch die andre Hälfte seines Ausspruches: „Trop de Villons pour decevoir“ nicht bestreiten können.

Der Stil Villon's ist fast durchgängig klar und deutlich, sein Ausdruck oft anmuthig und zart, manchmal allerdings auch sehr derb und selbst obscön. Man erkennt überall den kräftigen, frischen Geist eines Mannes, der mit lebhafter Phantasie, mit grossem satirischen Talent, mit hoher poetischer Begeisterung begabt ist, aber man vermisst fast überall die Spuren der Renaissance, man vermisst jene Cultur und feine Bildung, die man nur im Umgang mit den höheren Classen erwirbt, die jedenfalls das Ungestüm seiner naturwüchsigen Muse gemässigt und ihr das Gepräge der Humanität aufgedrückt haben würde. Diesen Uebelstand hat schon Marot mit grossem Scharfsinn erkannt und hervorgehoben (s. Vorrede zu der Ausgabe Villon's) „sans doubte Villon eust emporté le chapeau du laurier devant tous les poètes de son temps, s'il eust été nourry en la Court des Roys et des Princes, là où les jugemens s'amendent et les langaiges se polissent.“ Dieses Urtheil scheint uns gerechter und angemessener, als das des Herrn Champollion-Figeac (s. das oben zitirte Werk p. 11), „les ouvrages et le style de Villon nous portent à croire, que la chasteté des expressions, la netteté des pensées, le bon esprit et le bon goût étaient encore en ce temps-là un des priviléges des grands seigneurs.“

Was der Sprache Villon's grosse Lebendigkeit verleiht, das sind die Wortspiele, die Sprichwörter und die Citate, die er mit vielem Geschick überall in seine Gedichte einflicht. In Bezug auf die ersteren, die fast immer eine obscöne Anspielung enthalten, begnügen wir uns, die Stellen zu zitiren: P. T. 4, 7 u. 8; G. T. 89, 4; ib. 100, 2; ib. 138, 5; XXIX, 3, 7—9; XXXIII, 1, 4.

Was die Sprichwörter betrifft, so finden wir ausser der Ballade XXX, welche eine ganze Sammlung derselben enthält und ausser mehreren sprichwörtlichen Ausdrücken, die über das ganze Werk zerstreut sind, die folgenden:

„en grand pauvreté
(Ce mot dit-on communément)
Ne gist pas trop grand loyaulté G. T. 19, 6—8
Car „de la panse vient la danse“ G. T. 25, 8
Laissons le monstier où il est G. T. 34, 1
Toujours „vieil synge est desplaisant“ G. T. 45, 3
Car „en son prunier n'a pas creu“ G. T. 45, 8
Selon le clerc est deu le maistre G. T. 47, 8

Que „six ouvriers font plus que troys“ G. T. 53, 6
Qui me feit „mascher ces groselles“ VI, 5, 4 (mich
diese Pille schlucken liess)
Vendre vessies pour lanternes G. T. 57, 8
Pourmener de l'uys au pesle G. T. 59, 2
Mettre le plumail au vent G. T. 61, 1
on dit communement,
Qu' „un chascun n'est maistre du sien“ G. T. 65, 8
„Toujours n'ont pas cleres le dessus“ G. T. 118, 8
„Ferrer oës et canettes“ G. T, 137, 4
„Ce qui fut aux truyes,“ jetiens,
Qu'il doit de droit estre aux pourceaulx G. T. 156, 7, 8
Cest à mau-chat mau-rat XV, 4, 3
Jamais mal acquest ne proffite XVI, 3, 8
De saige mère saige enfant XXXIX, II, 2, 8.

Wenn man endlich Villon nach seinen Citationen beurtheilen will, die er oft mit einer gewissen Ostentation anbringt, so müssen seine Kenntnisse ziemlich umfangreich gewesen sein, und man begriffe dann den Respect, den Vauquelin de la Fresnaye vor dem „sçavoir de maistre de Villon“ hat. Er kennt z. B. viele Stellen der Bibel, er weiss, dass Simson sein Augenlicht durch den Verrath der Delila, seiner Geliebten, verlor (VI, 1, 6),[1] er spricht von Noah, der den Weinstock pflanzte (X, 1, 4),[2] von Loth, der bei seinen Töchtern schlief (X, 1, 3)[3] und von dem Felsen, aus dem das Wasser hervorquoll, welches die Juden in der Wüste erquickte (XXVII, 2, 3). Seinem Könige Louis wünscht er das Glück des Jacob, die Ehre und den Ruhm des Salomo, endlich das Alter Methusalems (G. T. 8, 1—8), denen aber, die Frankreich übel wollen, das Schicksal des (angeblich) von Gott hart bestraften Sardanapal (XXXV, 3, 10). Nicht weniger vertraut ist er mit der Geschichte der Familie Davids: er wünscht König Louis, wie eben erwähnt, die Ehre Salomons (G. T. 8, 2) und spielt auf den jähen Tod Absalon's an (XXXV, 2, 8 u. XXXVI, 3, 11),[4] aber namentlich scheint er in der „chronique scandaleuse“ dieses Hauses gut bewandert zu sein: er erzählt das galante Abenteuer König David's mit Bethsabe, der Frau des Urias (VI, 1, 6),[5] die unzüchtige Liebe Amnons zu seiner Schwester Thamar (VI, 4, 1)[6] und spricht von den „folles amours,“ die den Salomo zum Götzendiener machten (VI, 1, 6).

Er kennt die Heimsuchungen, die Hiob zu ertragen hatte (XXXV, 1, 8) und wendet G. T. 28, 1—3 auf seine eigne jammer-

[1] Richter 16, 21. [2] Genesis 9, 20. [3] Genesis 19. [4] II. Buch Samuelis 18, 14. [5] II. Samuelis 11, 2 sq. [6] II. Samuelis 13.

volle Lage die Worte dieses schwer geprüften Dulders an (Buch Hiob 7, 6).

Er citirt mehrere Stellen der Psalmen, z. B. Ps. 108, 7 (G. T. 6, 8); Ps. 91, 5 „Delectasti me, Domine, in factura tua“ (XXXVIII, 6, 2 u. 3) und seine Lieblingssentenz, der Wahlspruch seines Lebens (G. T. 27, 1, 2) war ein Wort des Ecclesiasten Cap. 11, v. 9 u. 10 „Réjouis-toi durant le temps de ta jeunesse.“

Aus den Propheten hat er gelernt, dass Nebucadnezar auf sieben Jahre in ein wildes Thier verwandelt wurde (XXXV, 1, 4)[1] und dass der Prophet Jonas drei Tage in dem Bauche eines Wallfisches zubrachte (XXX, 3, 6).[2]

Auch die Apokryphen hat er, wie es scheint, nicht minder gelesen, denn er spricht XXXVI, 3, 3 von Arphaxad, dem Könige der Meder, der in der Schlacht von Holophernes besiegt und getödtet wurde;[3] er weiss, dass dieser Letztere seinerseits durch Judith ermordet wurde (XXXVI, 3, 8),[4] der „würdigen Judith,“ wie er sie XXXIX, II, 3, 6 nennt und er citirt sogar XXVIII, 4, 6 u. 7 eine Stelle aus der „Weisheit Salomonis“ 7, 19 „Homme sage a puissance sur les planètes et sur leur influence.“

Was das neue Testament betrifft, so scheint er sich mit diesem nicht so eingehend beschäftigt zu haben, als mit dem alten; wir finden nur Anspielungen auf die Thätigkeit Johannes des Täufers (XXXIX, 2, 1) und auf dessen Enthauptung durch Herodes (VI, 4, 5),[5] auf die Hochzeit zu Cana (X, 1, 5),[6] auf das Gleichniss vom Aussätzigen und dem Reichen (G. T. 72, 5),[7] auf den Tod des Verräthers Judas (XXXV, 2, 9),[8] auf die Bekehrung des Andreas (XXXIX, 2, 5) und endlich auf die Jünger von Emmaus (G. T. 13, 3).[9] Aber Villon scheint sich mit der Bibel nicht begnügt, sondern auch mit der Legende sich bekannt gemacht zu haben. So begegnen wir der Legende von Maria, der Aegypterin (VII, 2, 3), von dem Mönche Theophilus (VII, 2, 4), von der Maria Magdalena (XXXV, 2, 5), von dem Magier Simon (XXXV, 2, 10) und endlich der vom heiligen Victor (XXXV, 3, 4).

Wir finden auch Reminiscenzen aus der alten Mythologie: er malt uns die „caveaux Stygiens“ (contre les tavern. 1, 11), die er auch

[1] Daniel 4, 30. [2] Jonas 2, 1. [3] Buch Judith Cap. 1. [4] Buch Judith 13, 7—9. [5] St. Marcus 6, 27. [6] St. Johannes 2. [7] St. Lucas 16, 19—31. [8] St. Mathäus 27, 3—5. [9] St. Lucas 24.

„palluz infernaux“ nennt (XXXV, 1, 8) und die von dem „chien Cerberus à quatre testes“ bewacht werden (VI, 2, 4), dem schrecklichen Aufenthaltsorte des Tantalus (XXXV, 1, 7), und der Proserpina (XXXV, 1, 8), in welchen Orpheus „le doux menestrijer“ hinabstieg „jouant de flustes et musettes“ (VI, 2, 1), er erzählt uns von der „clarté“ des Phoebus (XXXV, 3, 7), von den Gütern der Juno und dem „soulas“ der Venus (ib. 3, 8), von Aeolus, von dem Gotte der Winde (XXXV, 4, 1), von dem Walde „où règne Glaucus“, d. h. von dem Meer (ib. 4, 2), von Narcissus, welcher sich in sein Bild, das er in einem Brunnen sich spiegeln sah, verliebte und sich ertränkte (XI, 2, 5 und XXXV, 2, 7), und von der „schönen Echo“ (XXXIX, II, 3, 5), einer in den schönen Narcissus verliebten Nymphe, die später in einen Felsen verwandelt wurde (I, 1, 5).

Das griechische und römische Alterthum liefert nicht weniger sein Contingent: der Dichter lässt den Jason (XXXV, 1, 2 und XXXVI, 2, 10) und Daedalus (XXXV, 1, 9), den Hector und Troïlus (G. T. 129, 8), den Paris und die Helena (G. T. 40, 1; XXXV, 1, 6), die „weise Cassandra“ (XXXIX, II, 3, 5) und den alten Priamus (XXXVI, 2, 3), die Archipidia, eine athenische Courtisane (I, 1, 3) und die Thaïs, eine Geliebte Alexanders (I, 1, 3), ja Alexander den Grossen selbst Revue passiren (XXXVI, 3, 1).

Die römische Geschichte liefert ihm: „noble Dido“ (XXXIX, II, 3, 6) „la royne de Cartage“ (XVI, 2, 5), „Scippion l'Affirquain“ (XXXVI, 2, 7) und dessen grossen Gegner Hannibal (XXXVI, 2, 5), Julius Cäsar (XXXVI, 2, 8) und seinen Nebenbuhler Pompejus, der in Aegypten umkam (ib. 2, 9), den Kaiser Octavian (XXXV, 3, 1) und endlich die Courtisane Flora (I, 1, 1) neben der „caste Lucresse“ (XXXIX, II, 3, 6).

Seine Kenntnisse auf dem Gebiete der frühesten Geschichte seines Landes scheinen, nach seinen Schriften, sich auf Chlodwig (XXXVIII, 3, 5) und Hugo Capet (XXVI, 2, 1) zu beschränken. Weiter spricht er von Abälard und Heloise (I, 2, 1—3), von Blanche von Castilien, Mutter Ludwigs des Heiligen (I, 3, 1), von Beatrice von der Provence (I, 3, 2); von Alice von der Champagne (I, 3, 2), von der Erembourges, Prinzessin von Maine (I, 3, 4) und spielt (I, 2, 5 bis 7) auf eine Tradition an, die in dem Compendium der Annalen Frankreichs von Gaguin ausführlicher behandelt wird, dass nämlich eine französische Königin in dem „Tour de Nesle“ an der Seine ihre

nächtlichen Orgien gefeiert, dazu Vorübergehende, namentlich Studenten, herbeigelockt, und, nachdem sie ihre Laune befriedigt, in die Seine habe werfen lassen, einem Schicksale, dem nur Buridan, späterer Professor in Paris und Schüler des Occam, entgangen sei. Namentlich aber zeigt sich der Dichter in den gleichzeitigen Ereignissen, nicht nur seines, sondern auch der übrigen Länder bewandert: er citirt „Jehanne la bonne Lorraine, Qu'Anglois bruslèrent à Rouen“ (I, 3, 5), Calixte III † 1458 (II, 1), Alphons V, König von Arragonien † 1458 (ib.), Johann I, Herzog von Burgund † 1453 (ib.), Artus III, Herzog von der Bretagne † 1458 (ib.), Karl VII, König von Frankreich † 1461 (ib.), Jacob II, König von Schottland † 1460 (II, 2), Johann II, König von Kastilien † 1454 (ib.) und endlich Ladislaus von Böhmen † 1444 (ib.)

Die von ihm citirten Bücher sind ziemlich zahlreich: ausser Aristoteles (P. T. 36, 8), zu dem er selbst den Commentar von Averroes kennt (G. T. 12, 8) und Homer, nennt er noch Virgil, aus dem er sogar den 7. Vers der 4. Ekloge „Nova progenies caelo jamjam demittitur alto“ wörtlich anführt (XXXIX, II, 3, 2—4), Macrobius (G. T. 135, 5), Valerius, genannt „le grand à Rome“ (G. T. 20, 8) und Vegecius „saige Romain, grand conseiller“ (P. T. 1, 6). Endlich erwähnt er noch eine ars memorativa „Art de mémoire“ (P. T. 15, 8) und die Bulle „Omnis utriusque sexus,“ welche auf dem vierten Lateranconcil i. J. 1215 gegeben worden ist.

Auch mit der Literatur der langne d'oïl scheint er wohl vertraut gewesen zu sein, er scheint die Romane von Ogier le Danois (G. T. 153, 8), von der Rose (G. T. 15, 1;[1] G. T. 108, 1), von „Berthe au grand pied“ (I, 3, 3) und die Werke Alain Chartier's (G. T. 155, 2), gelesen zu haben, während er von den Kirchenschriftstellern anscheinend nur Jean de Pontlieu, den Feind der Priester, kannte (G. T. 108, 5).

Gehen wir zu der Metrik François Villon's über. Ausser den beiden grossen Gedichten, dem grossen und dem kleinen Testament, finden wir drei verschiedene Arten von Gedichten: ballades, rondeaux, dits. Die Balladen bestehen aus drei Strophen (XXVIII hat vier, die „doubles ballades“ haben sechs, z. B. VI u. XXXIX), welche in den

[1] Indessen stammt die G. T. 15, 1 angezogene Stelle, wie Jacob Bibliophile (p. 47 Note 3) bemerkt, gar nicht aus dem „Romant de la Rose,“ sondern ist vielmehr der Anfang des „Codicille de Jean de Meung.“

entsprechenden Versen durch das ganze Gedicht denselben Reim zeigen, aus einem Envoi, welches wie die entsprechenden letzten Verse der übrigen Strophen reimen, und endlich einem Refrain, welcher immer als letzter Vers in jedem Couplet (auch dem Envoi) wiederkehrt. Es giebt einige Balladen ohne Envoi (VI, XXXIV), aber keine ohne Refrain. Zu bemerken ist die Double-Ballade XXXIX, in welcher, mit Ausnahme des Refrains und des darauf reimenden sechsten Verses, die Strophen 4—6 andre Reime zeigen, als 1—3; das Envoi richtet sich nach den unmittelbar vorhergehenden Couplets.

Die Rondeaux bestehen aus einer Strophe von sechs Versen und einer andern von vier Versen, deren Reime mit den vier ersten Versen der ersten Strophe correspondiren. Der Name „rondeaux" stammt daher, dass entweder das erste Wort des Gedichts jeder Strophe als eine Art Refrain angefügt wird (z. B. X, XVIII) oder, dass der erste Vers der ersten Strophe sich als fünfter an die zweite Strophe anfügt (XIX.)

Die Dits endlich sind Gedichte mit nicht beschränkter Strophenzahl, ohne Refrain, ohne Envoi und die auch in Bezug auf den Reim nicht so strengen Regeln unterworfen sind, als die beiden vorhergehenden Arten.

An Versen braucht Villon sowohl den achtsilbigen, z. B. in dem grossen und kleinen Testament, den Dits, Rondeaux und in einem Theile der Balladen, als auch den zehnsilbigen, wie in den übrigen Balladen. Die Verse gruppiren sich zu vieren, sechsen, achten, zehnen und zwölfen, woraus die Quatrains, Sixains, Huitains, Dizains und Douzains entstehen. Hieraus könnte man schliessen, dass es bei Villon 10 verschiedene Strophenarten gäbe, nämlich Douzains von Achtsilblern und Zehnsilblern, ebenso zwei Arten Dizains etc. Es giebt deren indessen nur sieben, da nur die Huitains und Dizains beide Versarten aufweisen können, während die Quatrains und Sixains nur achtsilbige, die Douzains nur zehnsilbige Verse zeigen.

Die Reihenfolge der Reime, die übrigens beliebig männlich oder weiblich sein können, ist in den verschiedenen Strophenarten, d. h. den Quatrains, Sixains etc. verschieden.

Das einzige selbstständige Quatrain, das sich im Villon findet (XXIII), hat nur einen Reim auf „oise," während in den vierzeiligen Envois und in den zweiten Strophen der Rondeaux der Reim sich nach dem der andern Strophen richtet (s. o.)

Die Sixains, die nur in den Rondeaux vorkommen (IX, XVIII, XIX), reimen alle abbaab.

Das Huitain, das aus achtsilbigen Versen besteht, wird bei Villon sehr häufig angewandt, nämlich in den beiden Testamenten und in den folgenden Gedichten: I, II, III, IV, V, VI, XIV, XVII, XX, XXI, XXIV, XXX, XXXI, XXXIX, wo es überall ababbcbc reimt; ausserdem einmal in der Variante des Quatrains (XXIV), deren wir oben Erwähnung gethan, wo es abababacc reimt.

Die Huitains mit Zehnsilblern, denen wir in den Gedichten begegnen (VIII; X; XI) folgen in Bezug auf den Reim durchaus der vorhergehenden Classe.

Die Dizains reimen immer ababbccdcd, mag nun der Vers achtsilbig sein (XXXIV) oder zehnsilbig (VII, XII, XIII, XV, XXV, XXVII, XXVIII, XXIX, XXXII, XXXIII, XXXV). Die Envois dieser Art Balladen verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Gewöhnlich zählt nämlich das Envoi nur halb so viel Verse, wie die andern Strophen; nun finden wir auch, im Anschluss an diese Regel, in den meisten Fällen 5 Verse, jedoch hat das Envoi von VII und von XXVIII deren sieben, welche noch obenein ccdccd reimen, während die Uebereinstimmung mit den sieben letzten Versen der andern Strophen wenigstens bbccdcd erwarten lässt; das von XXXII hat 6 Verse, die auch gegen die Regel cdcd reimen; XIII endlich hat ein Envoi von nur 4 Versen, die aber regelmässig reimen.

Was schliesslich das Douzain betrifft, so finden wir es in zwei Balladen verwendet (XXXVI und XXXVII), deren Reime die Formel ababbccddede darstellen; das Envoi des ersten Gedichts besteht aus fünf, das des zweiten aus vier Versen, beide mit normalem Reim.

In Bezug auf den Reim selbst stimmen die Regeln zwar im Allgemeinen mit denen des modernen Französisch überein, doch sind sie bei Weitem nicht so streng, wie diese. Wir führen einige Reime vor, die nach den Regeln der heutigen Prosodie nicht für correct gelten würden. Unerlaubt sind z. B. heute Reime, in denen zwar die Reimvocale gleich, aber die darauf folgenden stummen oder nasalirten Consonanten alle oder theilweise verschieden sind, wie blancs — complant P. T. 4, 5 und 7; certain — estaing ib. 8, 2 u. 4; donc — don G. T. 22, 6 u. 8; chassant — champ G. T. 100, 4 u. 5.

Verboten ist ferner, dass auf den Reimvocal im einen Falle ein stummer, im andern ein hörbarer Consonant folgt. Dahin gehören

die sogenannten „rimes normandes," d. h. Reime von er, das wie é mit er, das wie ère ausgesprochen wird, z. B. mer — nommer G. T. 18, 2 u. 4; cher — revencher ib. 24, 5 u. 7; mendier — hier ib. 44, 1 u. 3; cher — mascher VIII, 1, 1 u. 3; toucher — cher G. T. 114, 6 u. 8; mer — semer XXXII, 1, 6 u. 7. — Ebenso Reime wie six — rassis P. T. 1, 1 u. 3; Jacob — trop G. T. 8, 1 u. 3; dictz — filz ib. 27, 1 u. 3; sublitz — petiz IV, 6, 4 und 5; perilz — periz G. T. 88, 4 u. 5; perilz — Paris XIV, 1, 6 u. 8; quod — escrot G. T. 172, 2 u. 5; sourcilz — merciz ib. 173, 6 u. 8; sourcilz — rassis XXV, 3, 4 u. 5.

Noch weniger ist es heute erlaubt, dass die auf den Reimvocal folgenden Consonanten verschieden und beide hörbar sind, so in: tieulx — neufz P. T. 31, 5 u. 7; gelines — Signes ib. 32, 4 u. 5; masles Charles G. T. 9, 1 u. 3; fuste — fusse G. T. 18, 6 u. 7; ancestres — sceptres ib. 35, 6 u. 8; Auvergne — Charlemaigne I, 4, 2 u. 4; Grenobles — Dolles III, 3, 1 u. 3; adextre — prebstre V, 2, 2 u. 7; pleure — recoeuvre G. T. 49, 4 u. 5; enfle — Temple ib. 89, 6 u. 8; cornette — hohecte ib. 97, 2, 5 u. 7;. Merle — mesle ib. 116, 1 u. 3; rouges — Bourges ib. 114, 2 u. 7; 130, 6 u. 8; resigne — dessaisine ib. 121, 2 u. 4; bible — Evangile ib. 134, 1 u. 3; enseigne — tienne ib. 141, 5 u. 7; branle — tremble ib. 166, 1 u. 3; peuple — seule XXXIX, 3, 1 u. 3. In allen diesen Fällen scheint es, als hätte sich Villon mit der Gleichheit der hauptsächlichsten Consonanten begnügt, aber in zwei andern Beispielen findet sich gar keine Uebereinstimmung zwischen den Consonanten: prophètes — fesses G. T. 71, 6 u. 8; dame — asne ib. 137, 6 u. 8. Diese Erscheinung erinnert vollständig an die Assonanz in den alten volksthümlichen Gedichten Frankreichs.

Auch der Reim eines langen mit einem kurzen Vocal findet sich nicht selten, z, B. pasques — Jacques P. T. 16, 6 u. 8; mais — mectz G. T. 27, 4 u. 5; blasmes — femmes ib. 5, 2 u. 4; mectre — maistre ib. 72, 1 u. 3; aulmosne — ordonne G. T. 142, 5 u. 7; douzaine — Estienne ib. 167, 2 u. 4 etc.

Einige andere Unregelmässigkeiten erklären sich durch die verschiedene Aussprache jener Zeit oder durch Eigenheiten des Pariser Dialects. E z. B. und selbst eu hatte vor r den Laut a, denn Villon schreibt cherme VIII, 1, 5 und lerme G. T. 155, 3 (lerme auch afr. sehr häufig) und sprach unzweifelhaft charme und larme, so dass er

correct reimen konnte: haubert — pluspart — poupart — P. T. 16, 4 5 u. 7; Barre — feurre — terre ib. 23, 2, 4 u. 5; appert — part G. T. 52, 2 u. 4; Robert — Lombart ib. 64, 6 u. 8; terre — Barre — foerre ib. 67, 2, 4 u. 5; ardre — aherdre ib. 73, 1 u. 3; erre — Barre ib. 83, 2 u. 4; Garde — perde G. T. 127, 1 u. 2; Montmartre — tertre ib. 136, 1 u. 3; Galerne — Marne ib. 144, 2 u. 4.

Dass der Diphthong eu damals noch wie u ausgesprochen wurde, wird man um so weniger auffällig finden, als noch 1585 Beza berichtet, dass die Aussprache hûreux für heureux als die feinere gelte und selbst in La Fontaine der Reim emeute — dispute (Fabl. VII, 8) vorkommt. Bei unserm Dichter dienen folgende Reime als Belege jener Aussprache: demeure — meure (= mûre, schon einsilbig, das e nur noch graphisch) G. T. 23, 1 u. 3; jeu — geu (Part. Prät. von gésir) ib. 148, 1 u. 3.

Die Reime an — amen — ancien G. T. 127, 4, 5 u. 7; d'an — paroissien können wohl dadurch erklärt werden, dass das „en" auch nach i wie an ausgesprochen wurde, obgleich Villon ausser vor r keine besondere Vorliebe für den a-Laut zeigt; z. B. wurde offenbar das a in Bretagne wie e gesprochen, wie die Orthographie und der Reim Bretaigne — enseigne G. T. 141, 2 u. 4 zeigen. Ob der Reim dyadème — l'ame — femme G. T. 38, 2, 4 u. 5 auch als Beweis der Hinneigung der Aussprache der a nach e hierher zu ziehen oder nur als Unregelmässigkeit aufzufassen ist, wagen wir nicht zu entscheiden.

Dass ll und l nach einfachem i noch nicht den mouillirten Laut hatten, scheint uns aus den Reimen Cecille — Troïle G. T. 129, 6 u. 8; sourcil — cil XIX, 1, 5 u. 7 hervorzugehen. Dies wird auch durch die Reime: vermillon — coullon XXI, 1, 5 u. 7; soullon — Roussillon ib. 2, 2 u. 4; soullon — Villon XXXVI, 1, 10 u. 12; boullon — Villon ib. 2, 10 u. 12, eher bestätigt, als, wie Jannet (Remarques philologiques) behauptet, widerlegt. Dass dagegen ll nach einem Diphthong, dessen zweiter Bestandtheil i war, auch damals schon mouillirt wurde, beweisen Reime wie escollier — collier — conseiller P. T. 1, 2, 4 u. 5 etc.

Der Diphthong oi endlich wurde damals „oë" ausgesprochen; denn Villon schreibt sogar einige Male oë für oi, nämlich: mirouer P. T. 29, 7; coëffer ib. 14, 7; III, 1, 2; G. T. 153, 4, soëf G. T. 62, 1; maschouëre ib. 73, 4; oë (oie) ib. 157, 4. Daher waren folgende Reime möglich: Chollet — souloit P. T. 24, 1 u. 3; Anthoine —

Seine ib. 29, 2 u. 4; exploitz — laiz ib. 33, 6 u. 8; fenestres — cloistres — oystres (huitres) G. T. 30, 4, 5 u. 7; essoyne — royne — Seine I, 2, 4, 5 u. 7; cgnoistre — senestre V, 1, 4 u. 5; poise — aise XIII, 3, 8 u. 10; testes — boytes — coëttes G. T. 101, 2, 4 u. 5; estroicte — disette ib. 139, 2 u. 4; aber vor r hatte dieser Diphthong schon zu jener Zeit die jetzige Aussprache, wie die Reime: carre — poirre G. T. 98, 5 u. 7; voire — erre (sprich arre) ib. 166, 2 u. 4 zeigen.

Auch in Bezug auf den Reichthum des Reimes befolgt Villon schon ziemlich genau die heutigen Regeln, ja man kann bei ihm eine besondere Vorliebe für einen recht reichen Reim nicht verkennen, so in Esperit — perit P. T. 9, 2 u. 4; amant — dyamant ib. 12, 1 u. 3; Parlement — principalement ib. 14, 2 u. 4; honeste — admoneste ib. 15, 1 u. 3; Université — adversité ib. 27, 2 u. 4 u. s. w.

Wie nach heutigem Gebrauch verzichtet er bei mehrsilbigen Wörtern in der Regel nur dann auf den reichen Reim, wenn dieselben auf eine der seltener vorkommenden Endungen ausgehen und auch da lange nicht so häufig, wie wohl moderne Dichter. Er begnügt sich mit einfachem Reim und zwar an je einer Stelle, bei folgenden Endungen: it P. T. 9, 4 u. 5; is I, 2, 1 u. 3; aigne II, 2, 6 u. 8; ière IV, 1, 2 u. 4; asse ib. 4, 2, 4, 5 u. 7; eille ib. 6, 6 u. 8; ettes ib. 9, 4, 5 u. 7; ours G. T. 54, 6 u. 8; able ib. 78, 2 u. 4; er VIII, 2, 1 und 3; u G. T. 85, 1 u. 3; ou ib. 94, 2, 4, 5 u. 7; ant ib. 100, 2 u. 4; eux ib. 112, 1 u. 3; igne X, 1, 1 u. 3; ofle G. T. 128, 6 u. 8; oine XIII, 1, 1 u. 3; olle G. T. 141, 1 u. 3; onne ib. 142, 4 u. 5; ure ib. 159, 2 u. 4; oire ib. 164, 4 u. 7; aine ib. 167, 2, 4, 5, 7; oye ib. 169, 1 u. 3; el ib. 167, 2, 4, 5, 7; orte XXXIX, 5, 2, 4, 5 u. 7; oir XXXIII, 1, 7 u. 9.

Zwei bis drei Male fehlt der reiche Reim bei folgenden Endungen: ines, ie(y), ié(ez, ée), ique, ance (ence), eau (au), ère (aire), ise, a, at, otte (ote); ume, isse und nur bei der Endung esse ist der einfache Reim das gewöhnliche.

Die Regel, dass kein Wort mit sich selbst oder kein Simplex mit seinem Compositum reimen könne, kennt Villon nicht. Ja er beschränkt sich nicht darauf, Wörter, die zwar der Form nach gleich, der Bedeutung nach aber verschieden sind, zu reimen, wie date (Datum) — date (Dattel) P. T. 40, 1 u. 3; esté (Sommer) — esté (gewesen) G. T. 2, 6 u. 8; quoy (ruhig) — quoy (was) ib. 31, 4 u. 5; fière (stolz)

— fière (schlage) IV, 1, 5 u. 7; las (leider) — las (= laqs, Schlinge) G. T. 55, 6 u. 8; mot — m'ot ib. 58, 1 u. 3; chère (Mahl) — chère (theuer) ib. 73, 5 u. 7, sondern reimt auch unbedenklich jedes Wort mit sich selbst in ganz gleicher Bedeutung, so: dur P. T. 7, 1 u. 3; mestier ib. 23, 6 u. 8; finer ib. 39, 6 u. 8; cueur G. T. 5, 1 u. 3; bien ib. 14, 1 u, 3; mais ib. 27, 2 u. 7; (je) mande ib. 66, 2 u. 7; os ib. 143, 5 u. 7 oder ein Substantivum mit dem von ihm abgeleiteten Verbum so: conseiller P. T. 1, 5 u. 7; bruit ib. 9, 5 u. 7; plante ib. 20, 6 u. 8; establis ib. 22, 2 u. 4; sens G. T. 10, 1 u. 3; peine ib. 32, 6 u. 8; dit ib. 74, 1 u. 3; ayde ib. 90, 6 u. 8; endlich auch das Simplex mit seinem Compositum oder mehrere Composita desselben Simplex: racompte — mescompte P. T. 1, 6 u. 8; briser — desbriser ib. 2, 6 u. 8; façon — deffaçon ib. 3, 1 u. 3; prins — mesprins ib. 5, 1 u. 3; chassé — dechassé — enchassé — pourchassé ib. 10, 2, 4, 5, 7 und so in vielen Fällen.

Was den Hiatus betrifft, so bemerken wir bei Villon, im Gegensatz zu andern Dichtern jener Zeit, eine sehr ausgesprochene Neigung, ihn zu vermeiden oder durch die Elision zu entfernen, z. B.:

Mil quatre cent cinquante et six P. T. 1, 1,
Sans que pieça elle en eust mieulx ib. 3, 4,
Et se je pense à ma faveur ib. 4, 1 etc.

Unter den 3—4000 Versen Villon's haben wir nur 8 Stellen gefunden, die von den Regeln der modernen Prosodie abweichen:

Mais mon encre estoit gelé P. T. 39, 4,
Car vieilles n'ont ne cours ne estre V, 1, 7,
Pour ce aymez tant que vouldrez VI, 1, 1,
Ma vielle ay mis soubz le banc G. T. 60, 5,
Leur chambre auront lembroysée ib. 112, 2,
En l'abbaye où il n'entre homme ib. 136, 2,

(sonst wird immer vor stummem h elidirt,)

N'autre ennuy de quelque sorte XXXIX, 5, 5,
Some et benigne clémence XXXIX, 6, 3.

Andrerseits war man damals noch nicht so streng wie heute in Betreff des Werthes der Silben, namentlich auch der Diphthonge, die stumme Silbe konnte nach Belieben gerechnet werden oder nicht. Wir finden bei Villon viele Stellen, wo stummes e, obwohl ein Consonant folgt, nicht zählt, z. B. gelten: laisse P. T. 12, 8, brayes ib. 14, 6, soye, vraye G. T. 14, 5, hommes XXV, 2, 4, pluye XXV, 3, 1 nur eine Silbe: amye P. T. 14, 8, declaire G. T. 60, 8 nur zwei Silben. Dasselbe gilt auch in der Mitte der Wörter, z. B. zählt das e

nicht in; Jehan P. T. 11, 4; G. T. 85, 1; 108, 1; 125, 7; 127, 2; 160, 2; vrayement G. T. 51, 1; payera G. T. 91, 3; salueront ib. 125, 7; payeray ib. 193, 2. Diese letzte Erscheinung stimmt übrigens mit dem Neufranzösischen überein, wo diese im Inlaut nach Vocalen ebenfalls nicht zählt.

Der Werth der Diphthonge ist auch noch nicht genau fixirt: oi z. B. gilt gewöhnlich eine Silbe, aber averroy G. T. 12, 8 ist viersilbig, poille ib. 58, 1 dreisilbig.

uy und ui immer einsilbig, ion zweisilbig, ausgenommen in estions und avions IX, 2, 1, ebenso ieux, ausgenommen in cieulx G. T. 75, 6 und lieux ib. 76, 8.

Die Endungen ier, ié, iez, ien etc. zählen nur für eine Silbe, wenn sie vom lateinischen are, arius, atus, aties, anus etc. herkommen, oder wenn sie durch Diphthongisirung entstanden sind (viens, tiens, vieil etc.); sie sind dagegen zweisilbig, wenn das e wurzelhaft ist wie in obvier P. T. 6, 1; mandier ib. 32, 1; rassasier G. T. 25, 4; manier ib. 59, 6; officiel ib. 64, 3; espier ib. 69, 4; copier ib. 69, 7; ancien ib. 84, 6; lien XXXVIII, 4, 8.

Es giebt indessen auch Ausnahmen von dieser Regel: advient P. T. 37, 4; terrien VII, 1, 1; aidier G. T. 130, 3; gerrier XXXIV, 2, 7, zählen drei statt zwei Silben, barrière XXXVI, 1, 5 und estudier G. T. 119, 1 nur drei statt vier.

Die Sprache François Villon's[1] ist die von Paris, d. h. der Isle de France. Sie ist indessen nicht ganz rein, sondern mit Bestandtheilen aus allen Dialecten Frankreichs zersetzt und vermischt. Wir wollen versuchen, einige Punkte hervorzuheben.

Aus dem Burgundischen findet man:

ai für a: saige P. T. 1, 7; VI, 3, 5 etc., saigesse IV, 3, 2; gaige P. T. 11, 5; G. T. 158, 7; XXXIII, 4, 4; Bretaigne II, 1, 6; Charlemaigne ib. 1, 8; Espaigne ib. 2, 6; gaigner G. T. 105, 4; XVI, 2, 5; déclairer G. T. 60, 8; saichans ib. 117, 6; messaigier XIV, 1, 3; saichiez XXI, 4, 2; Cartaige XXXVI, 1, 6. Dies ai scheint jedoch, namentlich vor g, wie a gesprochen zu sein, da wie G. T. 158, 2, 5 u. 7 gaiges mit pages und aages reimt, doch sprechen

[1] Wir haben unserer Untersuchung den Text La Monnoye's zu Grunde gelegt, welcher nach Gaston Paris in der Rev. crit. No. 16 der beste ist, der bis jetzt noch publicirt worden; der kritische Scharfsinn La Monnoye's sei wahrhaft zu bewundern.

die Reime: Auvergne — Charlemaigne II, 4, 2 u. 4 und Bretaigne — enseigne G. T. 141, 2 u. 4 dagegen.

ei für e sehr oft: seiché, meiner, preigne, seicher, sereine (sirène) I, 3, 2 etc.

ie für e (zugleich picardisch) sehr häufig, wenn e den Ton hat, z. B. chief, bouchier, chassié, sachiez, péchié, traictié, dangier (berechtigt, da es von damniarium kommt) etc. Hierher gehört auch tieul P. T. 31, 5 (Reim), wo l erst aufgelöst und dann noch einmal gesetzt ist.

ou für eu und oeu: demourer G. T. 38, 8; 94, 2; 110, 2; vouilliés (impér.) VII, 2, 8; pou G. T. 138, 5; labour XVII, 3, 2; 3, 7 (sehr häufig auch altfr.); ouvrer XVII, 3, 7; doulour G. T. 54, 8.

o für ou: Loys G. T. 7, 8 esjoys-toy ib. 27, 3; molin ib. 58, 6; andoille ib. 101, 6; coille ib. 101, 8; pommon XXVII, 3, 6; povoir XXXIII, 3, 7.

oi für i: soyer (scier) XXXIV, 3, 1.

oi für e: poiser XXIII, 1, 1 u. 4; hoir XXVI, 21; XXXIII, 2, 9.

oi für ai: foible G. T. 10, 1; royne I, 2, 5; I, 3, 1; G. T. 42, 2; espoix XXXII, 2, 9.

In Bezug auf die Consonanten Spuren von Abneigung gegen die Auflösung des l z. B. solz P. T. 5, 6; G. T. 125, 3; col P. T. 13, 6; G. T. 41, 3; III, 1, 4; licol P. T. 13, 8; chastel P. T. 19, 4; G. T. 79, 5; fol P. T. 37, 7; G. T. 1, 3; 39, 2; 43, 7; 45, 6; folz XXVIII, 4, 4; coutel G. T. 43, 3; bel VI, 2, 5; mol G. T. 91, 5; XIII, 1, 1; absolz G. T. 152, 8; tumbel G. T. 163, 7; pel XXVI, 1, 3; drapel XXVI, 2, 3; capel XXVI, 3, 1.

Aus dem Picardischen bemerken wir ausser der mit dem Burgundischen gemeinsamen Diphthongisirung des e namentlich c als Stellvertreter von ch: casser G. T. 158, 7; caste VI, 3, 6 und XXXIX, II, 3, 6; de bonne carre G. T. 98, 5; capel XXVI, 3, 1.

Aus dem Normännischen endlich:

e für oi: detz, dez (doigt) G. T. 17, 4; XXV, 3, 4; telle (toile) VI, 5, 2; vecy G. T. 69, 8; ler G. T. 123, 3; penard (poignard) contre les tav. 1, 5.

ei für oi: meins P. T. 37, 8 (Reim).

u für o, ziemlich häufig; tumbeaulx P. T. 35, 6; 36, 8; unze

G. T. 7, 1; 142, 7; tumbel G. T. 16 3, 7; voluntaire XXVI, 1, 6; triumphant XXIX, 4, 4.

u für ou: desnuez P. T. 25, 6.

Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, dass manche von diesen Eigenthümlichkeiten schon in der eigentlich französischen Mundart, wie sie von Rustebues vertreten wird, vorkommen, da ja diese aus den umliegenden Dialecten, namentlich dem Burgundischen, Vieles entlehnten, so finden wir auch bei jenem Schriftsteller manchmal ei oder ie statt e, oi statt i u. s. w., doch wird man darum nicht weniger berechtigt sein, jene Erscheinungen als ursprünglich burgundisch hinzustellen.

Andre dagegen kann man als gemeinsam altfranzösische bezeichnen, da sie bei Schriftstellern aller Dialecte vorkommen. Dahin gehört die Beibehaltung des a statt ai vor der Tonsilbe, wie in agu (acutus) XXI, 3, 5; XXXII, 1, 8; aguillon XXXII, 1, 8 etc., ferner der Gebrauch von ou für nfr. au z. B. oft in pouvre, pouvreté; ou (Dat. des Art.) G. T. 26, 2; 131, 2; XXXVIII, 3, 7; ouquel XXXII, 1, 4,

von ou für o, der ziemlich oft vorkommt: reprouchier, labourer, accouter G. T. 56, 5, laboureux, gousier XXXII, 1, 9; voulonté, arrouser, reprouche, voulontiers, tastouner, doulouser, coulorer, proufit, toul für tol von tolre XXXIX, 5, 7; mirouer, souloit, maschouere G. T. 73, 4.

Andre Eigenthümlichkeiten sind mehr orthographischer, manchmal allerdings auch wohl willkürlicher Art.

aa oder ea für a: aage G. T. 117, 3; eage G. T. 1, 1 (wir müssen diese Formen bei Villon zu den orthographischen Eigenthümlichkeiten rechnen, da aa und ea nicht mehr, wie im Altfranzösischen, zweisilbig sind, obgleich die Etymologie von aetaticum es verlangt.

a für e: apprandre G. T. 5, 6; part (perd) ib. 52, 5; orfaverie (orfèvrerie) ib. 113, 4; ancre ib. 163, 6.

ai für e sehr häufig in maine I, 1, 4 und demaine G. T. 36, 4; I, 3, 3 etc.

aou für au: pauvre oft P. T. 7, 3; 14, 2 etc.; für eu: paour VII, 3, 6.

e für a: lenterne P. T. 22, 6; souef (souave) G. T. 41, 6; 151, 4; tenner III, 4, 3; dorenevant G. T. 61, 3; XI, 2, 3; reng (ranc) ib. 87, 5; louenge XXVII, 1, 8; perdent (Part. prés.) XXXIII, 2, 5; dedens XXXVI, 3, 10.

e für ai sehr oft: scet, gresse, engresser, frez (frais), escler (éclair), cler, lesser, esquisez (aiguisé), blereaux XII, 1, 9.

e für i: sentement G. T. 12, 5; sereine (sirène) I, 3, 2; se für si, ne für ni sehr häufig.

e für eu einmal im Reim: fouterre für fouteur G. T. 81, 6; ebenso im Reim einmal für o: voulenté G. T. 10, 7 und in jengleresse VII, 1, 9.

Stummes e fällt am Ende manchmal ab: onc (oncques) P. T. 7, 5; G. T. 20, 8; encor II, 3, 5, com (comme) XXI, 1, 5; XXXV, 2, 4.

eu für ou: Dieu me sequeure G. T. 49, 7; für u: beuvait X, 2, 2; für û: meurir, meure (eu, wie oben ea einsilbig und schon wie û gesprochen cf. die Reime).

eu, oeu und ueu kommen ohne Unterschied vor: beuf, cueur, deul, euvre, seur etc.

i für e: effimère (éphémère) G. T. 74, 5; für é: diffinir ib. 161, 2; für ei: pigne X, 2, 3 (Reim); für u: gippon (jupon) XXIX, 3, 5.

i fällt aus in: debteur G. T. 168, 4.

o für a; por G. T. 154, 6; für au oft in povre; für oi: s'eslongner G. T. 52, 7; XXX, 1, 6; j'enpongne (empoigne) XV, 2, 8.

oe für oi: coëffer P. T. 14, 7; III, 1, 2; G. T. 153, 4; soëf G. T. 62, 1; oë (oie) ib. 157, 4; dafür auch ouë z. B. mirouer P. T. 29, 7; maschouere G. T. 73, 4.

oe für eu: foerre (feurre) G. T. 67, 5.

oi für o: besoigne P. T. 7, 7 (Reim); Bouloigne ib. 7, 5; groisellez (groseille) VI, 5, 4; oignon XIII, 2, 3; für ui: oystres G. T. 30, 7 (Reim).

ou für u: fouir P. T. 5, 6 (Reim); souef (suave) G. T. 41, 6; 151, 4, XI, 2, 3; qu'on cloue G. T. 86, 5 (Reim).

u für e einmal: sumer XI, 3, 5 (Reim).

oue für o: cordouennier P. T. 21, 7.

uy für i: vuydez XVII, 1 5.

## Consonanten.

In der Orthographie bemerkt man noch vielfaches Schwanken. Dies zeigt sich vornehmlich in der Gemination der Consonanten; denn während wir auf der einen Seite manchmal einen einfachen Consonanten

finden, wo nfr. deren zwei sind, z. B. abatre, esbate, batu, estrene G. T. 42, 7; gloser ib. 161, 1 etc., bemerken wir andrerseits in weit höherem Grade die Neigung, die Consonanten, namentlich die Liquiden, zu verdoppeln. In einzelnen Fällen liesse sich dies durch die Etymologie erklären, z. B. in: éstoille, affinque (df), deffaçon (sf), jetté, parolle, palle, forclorre, celluy u. s. w., in andern durch das Vorhergehen eines kurzen Vocales wenigstens erklären: honnorer, escollier, cappitaine, valleur, chicanner, honnorable, deffault, coëffer, gellées, robbe, chappon, oppinative, pellerin, Romme, voller, abbus etc.; in wieder andern ist der vorhergehende Vocal zwar lang, steht aber nicht in der Tonsilbe, z. B. in: souppirant, fouller, laidder, souhaitter, chommer etc. Dagegen haben wir eine solche Verdoppelung nach betontem und (wenigstens im Neufranzösischen) langem Vocal nur bei folgendem l gefunden, z. B. reculle, mulle, intellectualles, articulle etc., während sonst, ganz abweichend von dem Gebrauch der Schriftsteller des XV. und auch des XIV. Jahrh.,[1] nach langen Vocalen mit grosser Consequenz der einfache Consonant steht. Die Form renffrongnée P. T. 30, 5, wo bei schon mehrfacher Consonanz doch die Verdoppelung eingetreten ist, steht bei uns einzeln da, während im XIV. Jahrh. eine solche Willkür in der Orthographie, selbst nach langen Vocalen, mehrfach vorkam (s. Knauer p. 27).

Das für das Altfranzösische nicht weniger als für das Provenzalische (auch Mittelhochdeutsche) geltende Gesetz, dass im Auslaut die media in die tenuis verwandelt wird, wird noch häufig beobachtet, z. B. grant, marchant, billart, poignart, canart, lart, ilprent, vieillart, raillart, paillart u. s. w., aber man findet auch sehr oft die neufranzösischen Formen: grand, gland u. s. w.

Dies ist ein Ausfluss der Neigung, etymologisch zu schreiben, eine Neigung, welche dem XV. und XIV. Jahrh. gemeinsam ist. Aus ihr erklären sich Schreibungen wie: dict P. T. 10, 1 etc; attainct ib. 21, 3; licts ib. 22, 7; j'adjoinctz ib. 29, 1; plaings G. T. 22, 1; mit b: soubz P. T. 29, 6; doibt G. T. 11, 8; prebstre V, 2, 7; mit p: racompte P. T. 1, 6; temps ib. 2, 1 (afr. tens); rachaptant ib. 11, 8; déscripvant ib. 35, 3; escript G. T. 6, 7; sepmaine I, 4, 1 etc.; mit n: prins P. T. 5, 1 etc.; din bled XXXIV, 1, 7 u. 3, 1.

---

[1] Cf. Dr. Otto Knauer: Beiträge zur Kenntniss der französischen Sprache des XIV. Jahrhunderts. Im Jahrbuch für romanische und englische Literatur VIII, p. 14 sq.

Oft ist, scheinbar etymologisch, ein solcher Buchstabe hinzugefügt worden, wo sich der ursprüngliche, wenngleich unter anderer Form, vollständig erhalten hatte, so in: dacepvante P. T. 4, 3; traictié ib. 25, 3; faicts G. T. 4, 8; nuyctée XIII, 1, 5; minuict G. T. 137, 4; huict ib. 137, 5; manchmal, wie in mectre P. T. 36, 5, nach falscher Analogie sogar ganz ohne Berechtigung hinzugefügt.

Nirgends aber zeigt sich das unrichtig aufgefasste Streben nach Herstellung der Etymologie deutlicher, als in dem graphischen Hinzufügen des l an bereits aufgelöstes l; dies ist durchaus das Gewöhnliche: yeulx, mieulx, daulphin, saulve, saulce, doulx, psaultier, gelegentlich auch falsch wie in peult. Dass diese l etc. aber nicht gesprochen wurden, zeigen Reime, wie aultre — feautre G. T. 57, 2 u. 4; escripre — pire G. T. 161, 5 u. 7; fenestre — prebstre V, 2, 5 u. 7.

Aus der Tendenz etymologisch zu verfahren, erklären sich endlich Schreibungen, wie: exception G. T. 39, 8; perdition ib. 71, 2; condition ib. 71, 4; oblation ib. 106, 6; contemplation ib. 106, 8; conception XXXVIII, 1, 1; während andre, wie condicion G. T. 39, 6; parcial XXXIII, 4, 3 dem Vorwalten des phonetischen Principes zuzuschreiben sind.

Dies letztere äussert sich ausserdem noch in einer Menge von Erscheinungen: dahin gehört das schon oben erwähnte Eintreten von e für ai, das Schwanken von a und e vor den Nasalen, der Ausfall von etymologisch berechtigtem anlautenden h, endlich in dem Schwanken in der Bezeichnung des sibilirenden Lautes. In Bezug auf den Abfall von anlautendem h haben wir folgende Beispiele gefunden: yver P. T. 24, 8; G. T. 25, 8; 133, 5; 144, 7; XVI, 3, 4; alaine G. T. 40, 3; XIII, 2, 3; oystre G. T. 30, 7; uys ib. 59, 2; yverner ib. 144, 5; im Inlaut cayer ib. 78, 5. Die Sibilanten wechseln in der Anwendung, so steht; sc für s in allen Formen von savoir, P. T. 23, 8; G. T. 3, 2; 5, 5; 14, 1 etc.

s für sibilirendes c in: garson IV, 3, 3; perser G. T. 112, 4; für sc in syon (scion) XXXVIII, 1, 3; ss für c: assier, assierin G. T. 8, 4; lysse IV, 7, 5; c für s: ceau P. T. 26, 4; responce G. T. 18, 3; échançon G. T. 32, 7; dancer V, 2, 2; dance VI, 4, 7; für ss in: faulce P. T. 36, 7; face VII, 2, 7; G. T. 126, 7; redrecier G. T. 85, 8; faciez XXIX, 1, 6; friconne XXXIII, 1, 4.

Das s in Inlaute vor Consonanten, das im Altfranzösischen wohl gesprochen wurde, im Neufranzösischen aber fast überall abgefallen ist,

wird bei unserm Dichter in den überwiegend meisten Fällen noch geschrieben, aber wohl unbedingt schon nicht mehr gesprochen, so: mescompter P. T. 1, 8; desbriser ib. 2, 8; trespercent ib. 4, 4; esloigne ib. 7, 2; estaing ib. 8, 4; escot ib. 11, 6; asne ib. 12, 4; esmoucher ib. 13, 3; la pluspart ib. 16, 4; estendre ib. 23, 5; mestier ib. 23, 8; escrivant ib. 35, 1; esveilla ib. 38, 1; esvertua 33, 2; trentiesme G. T. 1, 1; esté ib. 2, 6; blasme ib. 7, 5; nostre ib. 7, 7; oft auch ohne etymologische Berechtigung, wo es also reines graphisches Zeichen ist, so: esguisez G. T. 12, 6; Esmaus ib. 13, 3.

Endlich sind in Bezug auf den Consonantismus Villon's folgende Einzelheiten zu erwähnen:

Es steht l für r in aulmoire (armoire) P. T. 15, 5; 36, 5.

r unorganisch eingeschoben in sornettes G. T. 157, 5.

qu für c in sequeure G. T. 49, 7.

ch für c: achierin contre les tav. 1, 10; estomach G. T. 144, 6.

d für t in meurdriz P. T. 30, 8.

t unorganisch angetreten in Romant G. T. 15, 1; 128, 2; tyrant G. T. 132, 3 (auch englisch).

g für j in gippon (jupon) XXIX, 3, 5; gecter XXXV, 1, 1; abgefallen in estan I, 1, 6 (Reim); graphisch hinzugefügt in estaing P. T. 8, 4; loingtaing ib. 8, 7; ung ib. 11, 6; besoing G. T. 7, 2; desdaing XXV, 2, 2.

gt im Auslaut abgefallen in doy G. T. 73, 1 (diese Form findet sich noch bei Ronsard „Oeuvres choisies“ p. 24 im Reim mit pourquoy); ebenso ct in amy (amict) III, 1, 2; q in las G. T. 55, 8; f in massis XX, 4, 2; p in lou G. T. 102, 3.

Der mouillirte Laut wird nicht immer geschrieben, z. B. groiselle (groseille) VI, 5, 4; boullir VII, 3, 5; viellart X, 3, 1; coullon (couillon) XXI, 1, 7; soullon XXI, 2, 1; XXXVI, 1, 10; le deul XXXIX, 5, 4; penard (poignard) contre les tav. 1, 5.

Der umgekehrte Fall in regnard XII, 1, 9.

Eigenthümliche Veränderungen, theilweise Verstümmelungen bemerken wir in: esme für estime G. T. 6, 4; lubre (lugubre) G. T. 12, 5; courser für courroucer III, 4, 3; esclat (échalas) XV, 2, 8; crepelle für coupelle: argent de crepelle G. T. 59, 4; queloigne für quenouille P. T. 6, 4 (Reim).

## Formenlehre.

### Der bestimmte Artikel.

Seine Formen sind die des modernen Französisch, und nur in der Ballade „en vieil langage français" finden sich einige Spuren der alten Formen, nämlich ly für den N. und A. des Sing. und des Plur., während diese Form im guten Altfranzösisch nur für den N. des Sing. und Plur. gebraucht wird; eine eigenthümliche und sehr alte Form (cf. Burguy, gramm. I, 51), die wir auch schon oben erwähnt haben, ist ou für au: G. T. 26, 2; 131, 2; XXXVIII, 3, 7; ouquel G. T. 22, 2; XXXII, 1, 4. Aus der Zusammenziehung des Plurals des Artikels mit der Präposition en entsteht es: VII, 1, 9; G. T. 88, 7; 115, 7; XXVII, 3, 8; (über das Vorkommen dieser Form au neufrz. cf. Mätzner, französische Grammatik p. 156).

### Der unbestimmte Artikel

ung, un fem. une, Plur. unes.

Der bestimmte und der unbestimmte Artikel werden, wie im Altfranzösischen, häufig fortgelassen, z. B. de qui tiens corps et ame, G. T. 7, 4; et puis paradis à la fin G. T. 9, 8; et que vie me recouvra ib. 11, 4; rien ne hayt que perseverance ib. 13, 8 etc.

Der unbestimmte: plantes me fault autre complant P. T. 4, 7; c'est pour moi piteuse besoigne ib. 7, 7; enserrez soubz trappe volière ib. 29, 6; noire comme escouvillon ib. 40, 4 etc.

Dasselbe gilt endlich auch von dem Theilungsartikel: Je laisse bonnetz courtz, chausses semellées P. T. 21, 6; il n'y a relaiz ib. 8, 6; n'y voy secours ib. 5, 6; je laisse chappons, pigons, grasses gelines ib. 32, 4; qui ne mange figue ne date ib. 40, 3 etc.

Der Plural des unbestimmten Artikels wird wie im Altfranzösischen gebraucht, wenn man von Dingen spricht, die paarweise vorkommen, z. B. unes houses G. T. 125, 5 (Var. bottes) unes brayes XII, 4, 3.

## Das Substantivum.

Die Flexion ist modern. Von der Regel des s entdecken wir nur wenige Spuren, die noch dazu meistens von falscher Anwendung der

Regel zeugen. So namentlich in der Ballade „en vieil françois,“ z. B. sainctz apostoles N. Pl. 1, 1 (wir behandeln die Flexion der Adjectiva zugleich mit der der Substantiva); vestuz, coeffez N. Pl. ib. 1, 2; ceincts dass. ib. 1, 3. So immer im N. Pl. schon s ausser ly daulphin 3, 2; servans N. Sing. ib. 1, 6; de Constantinobles 2, 1; ly vens N. Sing. Refrain l'emperier N. 5. 2, 2; ly roy tresnobles N. 5. 2, 3; decorez dass. 2, 4; pour ly grand Dieux adorez 2, 5; honorez N. Sing. 2, 7; ly sires N. Pl. 3, 4; Sonst: en riens P. T. 5, 3; riens N. Sing. ib. 9, 4; riens A. Sing. G. T. 13, 8; quiconques N. Sing. G. T. 40, 2 etc. Man sieht, jedes Bewusstsein der altfranzösischen Regel ist geschwunden, da V. nicht einmal, wo er es besonders ankündigt, im Stande ist, dieselbe zu befolgen.

Bei der Bildung des Plural scheint es fast, als ob der Dichter im Gebrauch des s, x, z, keinen Unterschied machte. Bei genauerer Betrachtung kann man jedoch folgende Regeln aufstellen: die Bezeichnung des Plural geschieht gewöhnlich durch s: loups P. T. 2, 3; flancs ib. 4, 4; estans ib. 14, 6; clercs ib. 27, 5 u. s. w.

x wird nur gebraucht nach u, dem e, a oder o vorhergeht: yeulx P. T. 3, 2; cieulx ib. 3, 5; dieux ib. 3, 7; doulx ib. 4, 2; beaulx ib. 4, 2 etc. z folgt der Regel nach auf d, t, l, f, é, i und reines u (dem kein andrer Vocal vorhergeht): gandz P. T. 17, 2; bonnetz ib. 21, 6; piedz ib. 24, 8; petitz ib. 25, 2; nudz ib. 25, 2: solz ib. 11, 6; curez ib. 12, 8; fossez ib. 24, 4; nommez ib. 25, 3; impourveuz ib. 25, 4; ilz 26, 6; contenuz ib. 27, 6: meurdriz ib. 30, 8: habitz ib. 31, 5; neufz ib. 31, 7; griefz ib. 33, 6; exploitz ib. 33, 6; telz ib 34, 8; desqulz ib. 37, 4; roydiz G. T. 29, 5; laiz G. T. 39, 2 etc.

Dass aber andererseits die Zahl der Ausnahmen eine ziemlich bedeutende ist, wird Niemand bezweifeln; so finden wir: dents P. T. 1, 4; saints ib. 6, 8; courts ib. 21, 6; ceints III, 1, 3; clercz IV, 2, 3; loix G. T. 61, 8; palux VII, 1, 2 u. s. w.

Vor diesem s od. z des Plurals fallen einige Muten aus; so immer t, wenn demselben ein Consonant vorhergeht, natürlich folgt dann nicht z sondern s: enfans P. T. 25, 2; parens ib. 26, 3; parlans, chantans ib. 28, 3, 5; gemissemens G. T. 12, 2; plaisans ib. 29, 4 etc. d in demselben Falle: frians P. T. 32, 3; grans G. T. 30, 2, wohl auch ohne vorhergehenden Vocal piez P. T. 4, 5.

Andere Muten fallen sehr selten aus: frans P. T. 18, 4; las G. T. 55, 8 (lags).

Wie im Altfranzösischen wird das „de“ des Genitivs oft ausgelassen, namentlich wenn es sich um Personen handelt, z. B. sur la maison Guillot Gneuldrey P. T. 28, 7; filles Dieu ib. 32, 2; soubz la main Thibault d'Aussigny G. T. 1, 6; selon le decret leurs amis ib. 52, 1; aux hoirs Michaut ib. 81, 5; la mort Jesuchrist XV, 2, 7; les hoirs Hue Capet XXVI, 2, 3; la clarté Phoebus XXXV, 3, 7; les biens Juno et le soulas Vénus ib. 3, 8; ès désers Eolus ib. 4, 1; de par Dieu (eigentlich de part) P. T. 9, 1; de par moy ib. 33, 7. Diese letzte Ausdrucksweise ist auch in's moderne Französisch übergegangen.

Das „de“ wird auch durch à vertreten, z. B. pet-au-Diable G.T. 78, 2; fille au souverain Sire XXVII, 1, 9.

Die Wörter mit verschiebbarem Accent unterscheiden nicht mehr die beiden verschiedenen Formen und Bedeutungen. Wir finden z. B. sire N. Sing. G. T. 169, 4; seigneur dass. ib. 2, 1; sire A. Sing. G. T. 88, 1; 125, 2; 130, 1; sires N. Pl. III, 3, 4; emperier N. Sing. III, 2, 1 aber empereur dass. G. T. 18, 1; compaings III, 2, 1, N. Pl.; larron N. u. A. Sing. G. T. 17, 5; 18, 2 etc. Die Mehrzahl dieser Worte zeigt schon überall die Form des Accusativs: pecheur, serviteur, procureur, escumeur, executeur, debteur, venteur, directeur etc.

Das Femininum auf esse findet sich zweimal: pecheresse VII, 1, 7 und jengleresse ib. 1, 9; emperier bildet das Femininum emperière VII, 1, 3.

Unregelmässig ist „homme.“ Im N. Sing. hom P. T. 37, 5; G. T. 17, 2; 78, 4; daneben homme G. T. 20, 6 u. s. w. A. Sing. hom XXXVI, 1, 3; A. Pl. homs XXXVI, 1, 9.

Einige Wörter sind noch zu bemerken, die seitdem das Geschlecht geändert haben: encre ist masculinum P. T. 39, 4; amour immer femininum VIII, 1, 3 etc., ebenso gent und gens mit Ausnahme einer Stelle: gens mortz furent faictz G. T. 70, 8.

## Das Adjectivum.

In Bezug auf die Flexion richtet es sich nach dem Substantivum, mit dem wir es daher zusammen behandelt haben. Was die Bildung der Femininform betrifft, so beobachtet Villon im Allgemeinen die neu-

französische Methode; die Regel, die für das Altfranzösische galt, dass nämlich die Adjectiva, die im Lateinischen nur eine Form für das Masculinum und Femininum haben, auch im Romanischen diese beiden Geschlechter nicht unterscheiden, wird nur noch in einigen Fällen beobachtet: grant z. B. ist sowohl femininum als masculinum G. T. 32, 6; 35, 3; IV, 3, 2; G. T. 76, 5 etc.; tel douleur G. T. 36, 4; telz bestes dangereuses XII, 2, 8; tel douce vie XIII, 2, 2; tels ordures XVII, 3, 1; tels pelottes XX, 4, 3; oreilles pendans IV, 8, 6; langues flambans G. T. 130, 6; à fillettes monstrans tetin XX, 2, 1; court triumphant XXIX, 4, 4; meules flottans XXXV, 3, 3; naissance, en charité puissant et forte XXXIX, 4, 4 und selbst gegen die Regel: court souverain XXIX, 1, 5; benoist celle, qui etc. XXXIX, 3, 7.

Demi nahm schon damals, wenn es dem Subst. vorherging, kein e: demy face II, 2, 2; demy douzaine G. T. 105, 5; 167, 2.

Die Adjectiva auf f bilden das fem. auf fve, grief, griefve XXXV, 1, 5 und 9; XX, 2, 7 etc.

Zu bemerken: mal, mau (G. T. 102, 8; 146, 3; XV, 4, 4), male G. T. 72, 7; gens, gente IV, 7, 1; V, 2, 1; ort, orde G. T. 83, 8; publique m. G. T. 16, 1; souventes fois G. T. 36, 2; Allemanse XIV, 2, 4; Anglesche XIV, 3, 5.

Das Adverbium wird durch Anhängung der Endung ment gebildet: aucunement, vistement, mallement XXI, 3, 3 etc. oder es behält auch sehr oft die Form des Adjectivs bei: bon P. T. 29, 2, coy G.T. 31, 4 etc.

Der Comparativ und der Superlativ werden, wie im Alt- und Neufranzösischen, durch vorgesetztes plus und le plus gebildet, doch giebt es auch hier Ausnahmen: meilleur, pire, greigneur VIII, 4, 1; mineur VIII, 2, 5; ebenso von den Adverbien: moins, mieulx, pis, mais P. T. 15, 6; 40, 7; G. T. 27, 4.

Man verstärkt die Adjectiva und Adverbia durch: très, si très, bien, trop, moult, z. B. moult me fut chiche G. T. 2, 7; moult ancien ib. 136, 2, durch par: se par trop n'erre G. T. 76, 7 und durch combien in der Bedeutung von beaucoup z. B. combien Dieu lui pardonne doulcement G. T. 87, 4. Dies combien verstärkt auch den Comparativ z. B. combien plus fort sera que le devin G. T. 93, 4. Ausser beaucoup und combien gebraucht man zur Verstärkung des Comparativ auch trop in der Bedeutung „viel,“ z. B. Trop plus de biens que de

santé G. T. 10, 2; qui beauté eut trop plus qu'humaine I, 1, 7; Les biens de vous sont trop plus grans que etc. VIII, 1, 7 etc.

Die Negation wird durch ne — pas, point, mie G. T. 94, 7 ausgedrückt, sehr oft durch das blosse ne, manchmal durch non: non fais G. T. 3, 3; que non fera XV, 2, 8, ja sogar durch pas allein z. B. mourray-je pas G. T. 42, 6.

## Die Zahlwörter.

**Cardinalzahlen.** Wir haben deren gefunden: ung, deux, troys, quatre, six, sept, huict (huyt), neuf, unze, douze, quatorze, quinze, vingt, trente, quarante, cinquante, soixante, cent (quatre cents cinquante et six), 220: unze vingtz G. T. 97, 1; 142, 7; 300: quinze vingtz G. T. 147, 1, auch trois cens ib. 147, 2.

**Ordinalzahlen:** premier, tiers II, 1, 1. G. T. 25, 4; 171, 1; le quart (Steuer) XXXII, 3, 2; les fièvres quartes G. T. 98, 8; un quartier d'an ib. 136, 5. Die übrigen werden regelmässig durch Anhängung von iesme gebildet.

## Die Fürwörter.

Die persönlichen Fürwörter sind fast durchgängig den heutigen gleich, doch kommen übrigens dieselben Formen auch schon im XII. und XIII. Jahrhundert vor. Gemeinsam mit dem Altfranzösischen und abweichend von dem modernen Gebrauch ist die Erscheinung, dass die sogenannte verbundene und unverbundene Form promiscue angewandt wird. Das beweisen Stellen wie: Je, François P. T. 1, 2; ce suis je XXVIII, 1, 1; de moy retraire G. T. 55, 8; pour soy soustenir ib. 67, 8; pour soy desennuyer ib. 157, 6; pour moi pourvoir XXVII, 4, 2; laisse me XXVIII, 1, 8.

Das Reflexivpronomen vertritt manchmal das Pronomen der dritten Person, z. B. pour eux revencher G. T. 109, 8; der umgekehrte Fall findet Statt in: près s'accouter = accoter près elle G. T. 56, 5.

Wenn das Subject des Verbs schon aus der Form desselben erkannt wird, so wird es sehr häufig weggelassen, z. B. (elle) veult et ordonne P. T. 5, 4; si n'y voy ib. 6, 2; ce croy ib. 6, 6; par elle meurs ib. 8, 2; voire l'apprendre G. T. 5, 6; que prions ib. 4, 6;

tous sommes ib. 43, 3; son seigneur es XXVIII, 4, 4; pas ne devez XXV, 2, 1 etc.

El findet sich als Femininform für elle P. T. 6, 4; XV, 3, 7.

Das Pron. der 3. Pers. leur hat einmal ein s: De grasses souppes leurs fais oblation G. T. 106, 6, während einmal das possessivum leur im Plur. kein s hat: en leur vies G. T. 150, 2. Wohl nicht aus Bewusstsein der Etymologie illorum.

In dem Possessivpronomen unterscheidet V. nicht mehr, wie im XII. Jh. den Nominativ mes, tes, ses u. s. w. vom Accusativ mon, ton, son etc.; er braucht für alle Casus die Form des Accusativs. Wie dort, macht aber auch er keinen Unterschied zwischen dem substantivischen und adjectivischen Possessivpronomen z. B. le mien cueur XI, 4, 2, ebenso le mien seigneur, le sien corps u. s. w. vostre je suis XXXIX, 5, 6; und apostrophirt ebenfalls das a des Femininums ma, ta, sa vor folgendem Vocal, statt es wie heute in mon, ton, son zu verwandeln z. B. m'ame G. T. 8, 4; m'amye G. T. 14, 8 etc.; doch findet sich auch schon die moderne Form: mon entente G. T. 160, 1; mon ordonnance G. T. 162, 5; son ame ib. 162, 8; mon estature ib. 163, 5 etc. (diese Anwendung der masculina mon, ton, son statt der Feminina ma, ta, sa ist übrigens auch dem Altfranzösischen nicht fremd, cf. Diez Gr. II, 100).

Statt der besitzanzeigenden werden manchmal die Genitive der persönlichen Fürwörter genommen: les biens de vous VII, 1, 6; mères d'eux G. T. 124, 8; au son de luy ib. 166, 8.

Ausnahmsweise vo chapeau für votre chapeau XVI, 1, 2.

Die Demonstrativpronomina. Wir führen die substantivischen und adjectivischen zusammen auf, da ihr Gebrauch keineswegs schon streng gesondert ist.

Sing. masc. ce, cest, cil, celluy, icelluy, cestuy, cestuy-là.

fem. ceste, celle, cette.

neutr. ce, ilce G. T. 93, 8, ice; cecy G. T. 119, 1; qui les meut à ce G. T. 58, 1; ce obstant que = obwohl P. T. 15, 4; ce non obstant = trotzdem G. T. 82, 1; pour ce ib. 85, 5; avec ce ib. 89, 5 etc.

Plur. masc. ces, cez, ceulx; fem. cestes, icelles.

Das Relativpronomen: N. qui, das vor folgendem Vocal apostrophirt wird, qu'est = qui est G. T. 78, 4 etc.; lequel; G. dont; D. auquel, ouquel, à laquelle; A. que. Plur. qui; G. dont, desquelz, des-

quelles, D. auxquelz, elles, A. que. Qui und lequel werden ohne Unterschied gebraucht.

Das Interrogativpronomen ist gleich dem relativum.

Die unbestimmten Fürwörter: Für on findet man hom P. T. 37, 5; tout, toute; rien oder riens G. T. 13, 8; obl. riens oder rien; quelque; autre; tel (tieul P. T. 31, 5); maint, e; aucun, e = irgend ein: aucunes fois P. T. 37, 8; s'aucun me vouloit reprendre G. T. 3, 1, ebenso ib. 37, 3; 65, 4 etc. d'aucune chose ib. 16, 2; ebenso G. T. 160, 6; les aucuns — les autres G. T. 29, 5; 30, 1 etc.; nul, e = irgend ein; s'il y a nul bout qui saille G. T. 28, 5; substantivisch im Plur.: nuls me puissent reprouchier G. T. 24, 4; personne (statt ne — personne: ne — homme V, 1, 6, G. T. 59, 3, XXXIII, 2, 9); aultruy (einmal vor das Substantivum gestellt: en aultruy mains G. T. 42, 4).

## Das Verbum.

### Die Flexion der Personen.

Sing. Die erste Person ist der Regel nach flexionslos (die Ausnahmen bei den einzelnen Conjugationen); die zweite endigt auf s, das sich nach d, l, t, f, e, i, u in z verwandelt, vor dem jedoch statt dessen die Dentalen häufig ausfallen (wie beim s des Substantivums); die dritte hatte ursprünglich überall ein t; aber dieses t hat sich nicht überall erhalten; in der schwachen Conjugation fällt es im Ind. und Conj. Präs., im Ind. des Défini und des Futurums; bei der II. und III. schwachen und bei allen starken im Conjunctiv des Präs. und im Fut. ab. Plur. ons, ez, nt.

### Bildung der Zeiten.

Im Präsens verwandelt sich der Stammvocal, falls er einfach ist, in einen Diphthong, sobald der Ton darauf fällt. Diese Diphthongisirung geschieht in folgender Weise:

a wird ai: amer, amons, amé — aime; remanoir — je remains.
e „ oi: devoir — doibt; esperer — j'espoir. XXXIX, II, 4, 6.

e wird ie: ferir — fiert G. T. 122, 7; fière (subj.) IV, 1, 7; grever — griefve G. T. 91, 4; lever — lieve ib. 91, 8; querir — quiers VI, 5, 3 etc.

ou „ eu: trouver — treuve (subj.) II, 3, 4; couvrir — ceuvre G. T. 91, 5; mourir — meurs XVI, 24; doloir — je me deul P. T. 3, 4.

Aber sehr häufig bleibt der Diphthong in den nicht stammbetonten Formen, z. B. aimons etc., oder er ist gar nicht eingetreten: je trouve etc.

Das Imparfait endigt immer auf: oie, ois, oit, ions, iez, oient.

In Bezug auf das Défini cf. die einzelnen Conjugationen.

Das Fut. und Cond. werden vom Inf. abgeleitet durch Anhängung von ai, as, as etc. und oie, ois, oit etc.

## Die schwachen Conjugationen.

### I.

Die erste Person des Sing. des Präs. nimmt schon oft ein flexivisches e an, nicht nur, wie auch im Altfranzösischen, wenn der Stamm auf mehrere Consonanten ausgeht, sondern auch sonst; man findet indessen noch: je reny G. T. 1, 8; je pry G. T. 63, 6; j'appel XXVI, 3, 3.

Die 3. Pers. Präs. hat überall das auslautende t verloren; doch haben sich noch einige Spuren desselben im Subjonctif erhalten, z. B. von donne: doint G. T. 31, 1 und 6; 63, 7; XXVIII, 5, 2; XXXIII, 2, 6; XXXIX, II, 4, 2 (aber qu'il pardonne G. T. 87, 4) von aider: ainsi m'aid Dieux, G. T. 16, 4 und aist XXXIX, 5, 6. (Aus der starken Conj. puist P. T. 13, 7.)

Im Fut. wird das e des Infinitivs manchmal unterdrückt; donray G. T. 127, 3; demourra ib. 38, 8.

Unregelmässige Verba: aler: Präs. 1. voys, voy VII, 3, 3; 3. va; Pl. 2. allez; 3. vont; subj. aille G. T. 131, 3; voyse ib. 5, 6, pl. voysent, Imp. alloit, Fut. ira, Part. allant, allé.

laisser bildet einige Formen von laier z. B. Fut. 1. lairray G. T. 33, 8; 3. lairra ib. 100, 6.

## II.

Der Infinitiv endet auf re, das part. passé auf u, das Défini auf i, is, it u. s. w. Unter den Verben, die sich in Villon's Schriften finden, gehören folgende zu dieser Conjugation: batre, couldre, descendre, defendre, esmouldre, fendre, fondre, mordre, pendre, perdre, rendre, respondre, rompre, sivre, souldre, absouldre, tissre.

Anm. sivre bildet sein Part. passé nach der III. schwachen, d. h. auf i.

## III a. Reine Form.

Diese Conjugation unterscheidet sich von der vorigen nur durch den Infinitiv (ir) und die davon abgeleiteten Zeiten, sowie durch das part. passé, welches auf i endet. Es sind: boillir (bouillir), couvrir, cueillir, dormir, ferir, fouyr (fuyr), affuyr, deffuyr, mentir, offrir, ouvrir, partir, impartir, saillir, assaillir, sentir, consentir, servir, soufrir, vestir.

Einige dieser Verba gehören zu gleicher Zeit der zweiten schwachen an, indem sie das part. passé auf u bilden, z. B. feru, vestu, boullu VII, 3, 5 (Reim); andre neigen sich nach der starken, indem sie das Particip auf ert bilden, dies sind: ouvrir, couvrir, offrir, soufrir.

## III b. Gemischte Form.

Diese Conjugation stimmt mit der vorigen mit Ausnahme aller Formen des Präsens und des Indic. des Imparf., wo sie den Stamm durch die Inchoativendung iss (ursprünglich isc) verstärkt. Es gehören zu ihr folgende Verba: abolir, adoulcir, assouvir, bannir, bastir, convertir, endurcir, ensevelir, esbahir, esjouir, espanir, establir, estourdir, finir (Nebenform: finer), flestrir, fournir, fremir, marrir, mérir, meurdrir, menrir, mollir, noircir, nourrir, pallir, périr, polir, pourrir, punyr, ravir, refraichir, refroidir, remplir, roidir, rougir, saisir, tarir, transir.

Anm. Die Nebenform finer z. B. P. T. 39, 3 ib. 39, 8. abolir bildet das part. passé: abolu VII, 2, 2 (Reim).

Unregelmässige Verba: faillir. Präs. fault, Pl. faillent. Subj. faille. Imparf. falloit. Fut. fauldra. Part. failly.

haïr: Präs. 3. hayt, hait. Cond. herroit G. T. 84, 8.

oir: Präs. 1 oy IV, 1, 1; XXVIII, 1, 1; 3. ot G. T. 68, 3; oyt ib. 98, 7; 113, 2; Pl. 2. oyez X, 3, 7. Imperat. oyez XI, 4, 1. Défini ouyz P. T. 35, 4; Fut. Pl. 2 orrez X, 3, 7; XXI, 1, 4. Part. ouy XIII, 4, 3.

## Hülfsverba.

### avoir.

Präs. 1. ai, ay. 2. as. 3. a. Pl. 1. avons. 2. avez. 3. ont.
Subj. 1. aye. 3. ait. Pl. ayons. 3. ayent.
Imperf. 1. avoye. 3. avoit. Pl. 1. avions. Déf. 1. eu. 3. eut.
Subj. 1. eusse. 2. eusses. 3. eust. Pl. 3. eussent.
Fut. 1. auray. 3. aura. Pl. 3. auront. Cond. 3. auroit.
Imperat. ayez. Part. eu.

### estre.

Präs. 1. suys, suis. 2. es. 3. est. Pl. sommes. 2. estes. 3. sont.

Subj. soie, soye. 2. soyes. 3. soit, soy IV, 1, 3. Pl. 3. soient.

Imp. 3. estoit. Pl. 1. estions. 3. estoient.

Déf. 1. fuz, fus. 3. fut. Pl. 1. fusmes. 3. furent.

Subj. 1. fusse. 2. fusse XXVIII, 3, 2. 3. fust. Pl. 2. fussiez. 3. fussent.

Fut. 1. seray. 3. sera. Pl. 2. serez. 3. seront. Cond. 3. seroit.

Imperat. soyes, soyez. Part. estant, esté. Inf. estre.

## Starke Conjugationen.

Diese unterscheiden sich von den schwachen im Défini, Conjunct. des Imp. und im Part. passé. Im Uebrigen richten sie sich nach der zweiten schwachen. Nach dem Défini muss man drei Classen unterscheiden:

1) solche, die im Lateinischen i an den Stamm hingen.
2) „ „ „ „ s „ „ „ „
3) „ „ „ „ ui „ „ „ „

I.

faire. Präs. 1. faiz, fais. 2. faiz, fais. 3. faict, fait. Pl. 3. font. Subj. 3. face. Pl. 2. faciez.

Déf. 1. feiz, feis. 3. fist G. T. 129, 7, feit VII, 2, 4. Pl. 3. firent.

Subj. 1. feisse. Pl. 3. feissent.

Fut. 1. feray. Pl. 3. feront. Cond. feroye. 3. feroit.

Part. faisant, faict. Imperat. faiz, fais. Pl. faictes.

tenir: Präs. 1. tiens, tien G. T. 50, 7 (Reim) XXXIX, 3, 6 (Reim). 2. tiens. 3. tient. Pl. 1. tenons. 3. tiennent. Subj. tienne.

Fut. maintendray XXXVI, 3, 6. Pl. 3. tiendront.

Cond. tiendroit. Pl. 3. tiendroient. Part. tenant, tenu.

venir: Präs. 2. viens. 3. vient.

Subj. 1. vienne. 3. vienge G. T. 69, 4.

Déf. 3. vint.

Fut. viendra. Pl. 2. viendrez. 3. viendront.

Imperat. venez.

Part. venant, venu.

veoir: Präs. 1. voy. 3. voyt, voit. Pl. 3. voyent.

Subj. voye.

Déf. 1. vey. G. T. 124, 8; vy XIII, 1, 8. 3. veit; pourveut G. T. 13, 6.

Imperat. voy XXVIII, 3, 5; XXXVI, 1, 8.

Part. voyant, veu.

II.

ardoir: Präs. 3. ard. Subj. 3. arde. Déf. ardiz XXXVI, 2, 1. Part. ars. G. T. 21, 5. Inf. ardre.

ceindre: Präs. 1. ceings. 3. ceinct.

clore: Präs. 1. concludz G. T. 50, 3. clost XXI, 1, 1. Subj. 3. cloue G. T. 86, 5 (Reim). Fut. Pl. 3. conclurent. Part. enclos XXXVIII, 4, 7. Inf. clorre, forclorre.

creindre: Präs. 1. crains. 3. craint. Part. craint.

cuire: Part. cuysant, cuict.

destruire: Präs. 3. destruict.

dire: Präs. 1. dy G. T. 23, 5; dys, dis ib. 24, 6; 37, 1; 2. dis; 3. dit. Subj. 1. die. 3. die. Déf. 1. dis. 3. dit. Fut. diray. Pl. 3. diront. Condit. 3. diroit. Imperat. dys, dictes. Part. disant, dict.

duire: Präs. 3. duit.

escrire: Präs. 1. escrys. 3. escript. Imper. escrys, escry G. T. 168, 8. Part. escrivant; escript.

estaindre: Präs. 3. estainct.

estraindre: Präs. 3. estrainct.

feindre: Part. feignant, fainct.

fouyir (fodere): Imp. Subj. 1. fouysse XI, 3, 7. Inf. fouyr XXXVI, 1, 5.

freindre: Präs. 3. enfraint.

frire: Präs. 3. frit.

joindre: Präs. 1. joinctz. 3. joint. Part. joignant, joint.

manoir: Präs. 1. remains IV, 3, 2. Part. remenant.

mettre: Präs. 1. mectz, metz. Subj. mette. Déf. mys. 3. mist, mit, meist G. T. 87, 5. Imp. 3. mettoit. Fut. mettray. Cond. Pl. 3. mettroient. Imperat. metz, mects. Part. mys, mis.

occire: Déf. occist. Part. occis.

paindre: Präs. 3. painct.

plaindre: Präs. 1. plaings. 3. plaint.

poindre: Imp. 3. espoignoit.

prendre: Präs. 1. prens. 2. prens. 3. prend. Pl. 2. prenez. Subj. preigne G. T. 9, 6. Déf. 3. prit. Pl. 3. prindrent G. T. 51, 5. Fut. prendra. Imperat. prens. Part. prenant, prins.

querir: Präs. quiers. Déf. 3. conquist. Imperat. enquerez. Part. querant, requis; aquest XVI, 3, 8; XVII, 1, 7.

raire: Part. rez XIX, 1, 5.

rire: Präs. 1. riz. 3. rit. Subj. rie. Subj. des Imp. risse. Part. riant.

seoir: Präs. 3. assiet. Imperat. siez-toi G. T. 69, 3. Part. seant; assis.

teindre: Präs. 3. estainct, distainct.

traire: Part. con-, ex-, pour-, re-traict.

III.

aherdre: G. T. 73, 3.

boire: Präs. 3. boyt. Pl. 3. boivent. Imp. 3. beuvoit. Déf. 3.

but. Pl. 2. bustes. 3. beurent. Subj. 1. beusse. Imperat. beuvez.

braire: Präs. 3. brait.

chaloir: Präs. 3. chault. Subj. 3. chaille.

cheoir: Präs. 3. chet. Subj. 3. chée contre les Sav. 3, 7. Part. cheu IV, 8, 2.

cognoistre: Präs. 1. cognoys, cognois. Déf. 1. cogneuz XIII, 1, 9. Fut. 3. cognoistra.

courre: Präs. 3. court. Subj. coure. Des Imp. 3. courrust. Inf. courre, courir.

croire: Präs. 1. croy, croys G. T. 24, 6. 3. croit.

croistre: Part. creu, recreu.

de-, re-, aper-cevoir: Präs. 1. aperçoy. 3. reçoit. Pl. 2. recevez. Déf. receut. Part. re-, con-ceu.

devoir: Präs. 1. doy. 2. dois. 3. doibt, doit. Pl. 3. doivent. Subj. des Imp. 3. deust.

doloir: Präs. 1. Je me deul P. T. 3, 5.

geindre (gemere): Präs. 1 geins XV, 3, 8.

gesir: Präs. 1. gis, gyz. 3. gist, gyst. Part. gisant, geu.

lire: Präs. Subj. lise. Déf. leuz VII, 3, 2 (Reim). Fut. liray. Part. leu.

morir: Präs. 1. meurs. 3. meurt. Subj. meure. Déf. 3. mourut. Fut. 1. mourray. 3. mourra. Pl. 3. mourrez. Part. mourant, mort.

mouvoir: Präs. 3. meut. Part. meu XI, 1, 2.

nuire: Imp. nuysait. Déf. nuyst G. T. 137, 2.

paistre: Part. peu G. T. 2, 5. Inf. paistre V, 3, 4.

paroir: Präs. 3. appert G. T. 52, 2.

paroistre: Präs. 3. comparoist, apparoist.

plaire: Präs. 3. plaist G. T. 34, 4. Subj. plaise. Part. plaisant.

pouvoir: Präs. 1. puis G. T. 24, 7. 3. peult. Subj. 3. puist P. T. 13, 7. Déf. 1. peuz. Subj. 1. peusse. Fut. pourray. Part. peu.

ramentevoir: Präs. ramentoy G. T. 137, 8.

absoudre: Part. absol G. T. 152, 8.

savoir: Präs. 1. sçay. 3. sçait, scet. Déf. 3. sceut. Pl. 2. sceustes. Subj. 3. sçust. Pl. 3. sçussent. Fut. Pl. 3. sçauront. Imp. sçaches, sachez, sachiez. Part. saichant, sceu.

souloir: Imp. souloit. Pl. 2. souliez.

taire: Präsens 1. tayz. 3. taist.

tolre: Präsens 3. toul XXXIX, 6, 4. Particip (schwach) tollu IV, 2, 1.

valoir: Präs. 3. vault. Subj. vaille. Déf. 1. valuz. 3. valut. Subj. 3. vaulsist G. T. 16, 2, XVI, 1, 7. Fut. Pl. 2. vauldrez. Cond. 3. vauldroit. Part. vaillant, valu.

vouloir: Präs. 1. vueil G. T. 4, 3; 6, 1; veulx G. T. 85, 2; 2. veux. 3. veult, veut. Pl. 3. veulent. Subj. vueille. Imp. 3. vouloit. Subj. 1. voulsisse. 3. voulsist. Déf. voult VI, 3, 3; 4, 1; XXI, 1, 8. Pl. 3. voulurent, Fut. 3. vouldra Pl. 2. vouldrez. Cond. 1. vouldroye. 3. vouldroit. Pl. 3. vouldroient. Imperat. veuillez, vouilliés VII, 2, 8.

### Unregelmässige Verba.

benoistre: Part. benoist G. T. 7, 1 etc.

naistre: Déf. Pl. 3. nasquirent. Part. né.

vivre: Präs. 2. viz. 3. vit. Pl. 2. vivez. 3. vivent. Subj. 1. vive. 3. vive. Pl. vivent. Fut. vivra. Part. vivant.

## Die Syntax.

Die Syntax Villon's ist die des Altfranzösischen. Wir begnügen uns damit, einige hervortretende Punkte hervorzuheben, nachdem wir über den Gebrauch des Artikels, der Negation und der Pronomina schon in der Formenlehre die wesentlichsten Abweichungen erwähnt haben. Zur Negation möchten wir hinzufügen, dass der Dichter, wie im Altfranzösischen und wie heute, auf einen Comparativ que — ne folgen lässt: Pour moins, qu'ilz ne coutèrent neufz P. T. 31, 7. Trop plus que cy ne le racompte G. T. 4, 2 etc.; ne que braucht er in der Bedeutung von „nicht mehr als“ z. B. Je ne suis homme sans deffault Ne qu'autre d'assier ne d'estaing P. T. 8, 3 und 4, ferner im Refrain der 5. Ballade, z. B. Car vieilles n'ont ne cours ne estre Ne que monnoye qu'on descrie V, 1, 7 u. 8 oder Laide vieillesse amour n'impetre Ne que etc. V, 3, 7. u. 8. Dasselbe afr. z. B. Chev. au lion 1034: veoir ne le porra nus hom, ne que le fust, qui est coverz de l'escorce. Dass endlich ne noch, wie in der ältern Sprache in der Bedeutung von „und“ angewendet wird, kann durch viele Beispiele belegt werden:

Dictes-moi où n'en quel pays I, 1; Pourqnoi si tost nasquirent n'à quel droit G. T. 46, 6; Quelque doulx baiser n'accollée ib. 54, 5; Qui luy lairra escu netarge ib. 80, 8; Plus pesante Que duvet ne plume ne liége ib. 103, 1 u. 2: Tenir à vil ne sot XV, 1, 2. Qui les bat ne fiert G. T. 122, 7; Plus haultement qu'orge, trompe ne cloche XXVII, 3, 3. Pire qu'ours ne pourceau XXVII, 3, 8.

Das Relativum hat bei Villon noch eine freiere Anwendung und theilweise andere Bedeutung als heute. So steht qui für „wenn dieser" oder „wenn man" in: Se Dieu m'eust donné rencontrer Ung autre piteux Alexandre Et lors qui m'eust veu condescendre A mal, jugé me fusse etc. G. T. 21, 1 sq. Aehnlich in: Cecy plain est de desraison Qui vueille que du tout desvie XVIII, 2, 1 und 2; (Je) vueil, qu'autour de ma fosse ce que s'ensuyt, soit escript, Et qui n'auroit point déscriptoire, De charbon soit G. T. 164, 1 sq.; Toute beste garde sa pel, Qui la contrainct, efforce ou lye S'elle peut, elle etc. XXVI, 1, 3; Qui vous ayme, mademoiselle, Ja ne coure sur luy envie XXXIX, II, 4, 4.

Einen auffallenden Gebrauch des Relativums bemerken wir P. T. 9, 3 u. 4. Et de la gloriose mère Par qui grace riens ne périt (per cujus gratiam).

Das Zeichen des Dativs ist weggelassen in: Ma nomination . . . laisse paouvres clercs P. T. 27, 5. Dieser Gebrauch ist sehr alt, er findet sich schon in den strassburger Eiden: qui (plaid) cist meon fradre Karle in damno sit; que (sagrament) son fradre Karlo jurat. Ebenso später z. B. Chev. au lyon 286 „qui resanbloit mor;" ib. 895 „promesse, que (il) son cosin avoit promise" etc.

Gebrauch des Conjunctivs: In Wunschsätzen wird das que des Conjunctivs fast durchgängig fortgelassen, z. B. voise l'apprendre G. T. 5, 6; loué soit-il G. T. 7, 7; Respit ils ayent en paradis G. T. 29, 7; vaille que vaille = es gelte was es wolle ib. 47, 3; Si aille veoir ib. 131, 1; Vente, gresle, gelle XV, 4, 1. Der Conjunctiv vertritt ferner oft das Imperfectum Futuri und findet daher seine Hauptanwendung in hypothetischen Satzgefügen, deren Inhalt als nicht verwirklicht gedacht wird, und zwar tritt dieser Conjunctiv nicht nur in dem Hauptsatz, sondern ebenfalls abweichend von dem Neufranzösischen, auch in dem Bedingungssatz selbst auf: Se . . . le bien publique D'aucune chose vaulsist myeulx, . . . A mourir . . . Je me jugeasse G. T. 16, 1 sq.; Se comme toy me peusse armer, Comme toy empe-

reur je fusse ib. 18, 7 u. 8; Se Dieu m'eust donné rencontrer ..... Jugé ne fusse ib. 21, 1 sq.; Se j'eusse estudié .... J'eusse maison ib. 26, 1 sq.; Se fusse deshoirs Hue Capel ... On ne m'eust etc. XXVI, 2, 1; dasselbe auch mit Weglassung des si: Creature feusse morte, Ne feust vostre doulce naissance XXXIX, II, 4, 2 u. 3.

Auch im Uebrigen ist der Gebrauch des Indicativs und des Conjunctivs noch nicht so genau abgegrenzt, wie heut zu Tage. So finden wir: J'ordonne qu'ils seront P. T. 25, 7; Jusqu'il mourra G. T. 11, 7; mais que für das heutige pour vu que, combien que in der Bedeutung von quelque — que oder combien zwar meist mit dem Conjunctiv, z. B. Mais que j'aye faict mes estrenes, Honneste mort ne me deplaist G. T. 42, 7 und 8; Combien qu'il soit rudement faict ib. 78, 7; Combien qu'elle ait assez monnoye ib. 80, 4; Combien qu'il n'ayme bruyt ne noyse ib. 90, 7; combien que n'ayez pied ne langue XXIX, 5, 2. Aber wir finden auch den Indicativ: Combien que cueur n'est, qui G. T. 166, 3; Quoique fusmes occis XXV, 2, 2; Quoyqu'on tient XIV, 1, 1; Ains que (antequam) cessez XVII, 4, 3, wo wir unbedingt den Subj. erwarten würden.

Das mit avoir zusammengesetzte Part. passé richtet sich nicht immer, wie in der modernen Sprache, nach dem vorangehenden Objectsaccusativ, z. B. à celle que j'ai dict P. T. 10, 1; que (nämlich franchise) beauté m'avait ordonné IV, 2, 2; ma vielle ay mis G. T. 60, 5 etc.; andrerseits finden wir auch das Umgekehrte: Que toutes mes hontes j'eu beues G. T. 1, 2; „Pourquoi m'as tu abatu“ sagt die „belle Heaulmière“ IV, 1, 6. Qui m'as ma maitresse ravie XVIII, 1, 2. La chair que trop avons nourrie XXV, 1, 6; La pluye nous a debuez et lavez XXV, 3, 1. Ja sogar gegen die heutige Regel: Corbeaux nous ont arrachez la barbe et les sourcilz XXV, 3, 3.

I n f i n i t i v. Er findet sich manchmal allein, wo die neuere Sprache de oder à davor setzen würde: Se Dieu m'eust donné rencontrer G. T. 21, 1; Plaise au doulx Jesus les absouldre ib. 151, 8; wenn das substantivische Object zwischen de und den Infinitiv tritt, so kann, wie im Altfranzösischen, das de mit dem folgenden Artikel zusammengezogen werden: On parle des (de les) champs labourer XXXIV, 1, 1. Der Infinitiv wird auch declinirt: au tanser G. T. 46, 8. Zu bemerken: Par force de vin boire P. T. 36, 2 (heute à force de).

A d v e r b i a. tout „ganz“ richtet sich immer nach dem Adjectiv,

das es verstärkt: A troys petitz enfans tous nudz P. T. 25, 2. Tous deschaussez, tous despouveuz ib. 25, 4. Les autres mendient tous nudz G. T. 30, 3. Das Adverbium adjectivisch gebraucht in: Au temps jadis G. T. 29, 3; Assez monnoye G. T. 80, 4. Sonst zu bemerken: J'ay dit devant P. T. 2, 1; Saillez avant XXVII, 3, 2; Puis ça — puis là XXV, 3, 6 (tantôt — tantôt). Tant d'esperit que de nature XXXIX, II, 1, 4 (autant — que). Eine andere Eigenthümlichkeit endlich, welche an die Sprache des XII. u. XIII. Jahrhunderts erinnert, erscheint in gewissen adverbialen Ausdrücken, in welchen der ganze Inhalt eines Begriffes so bezeichnet wird, dass man gleichsam nur die beiden äussersten Grenzen angiebt, ein Gebrauch, der auch bei den mittelhochdeutschen Dichtern bekanntlich sehr beliebt ist, z. B. arm unde rich, junc unde alt etc., für „alle Welt, alle Menschen, Alle" u. s. w. Solcher Wendungen finden wir auch bei Villon in Menge: ne mont ne vallée P. T. 14, 3; qui ne mange figue ne date ib. 40, 3; il n'a tente ne pavillon ib. 40, 5; tant qu'il a de long et de lé G. T. 8, 6; sans croix ne pile ib. 13, 2; grief ne faiz à jeune ne vieulx G. T. 16, 5; Les montz ne bougent n'avant n'arriere ib. 16, 8; Engrilloné poulces et detz ib. 17, 4; aux aultres ne fault qui ne quoy ib. 31, 7; prenez à dextre et à senestre V, 1, 5; face argent à dextre, à senestre G. T. 126, 7; à Reimes et à Troyes (überall) ib. 53, 6; qui n'y laissast linge et drapelle ib. 59, 5; je la deffie à feu et à sang ib. 60, 2; qui boivent pourpoinct et chemise ib. 73, 6; il n'aura quid ne quod G. T. 172, 2; Des petits et grans XXXVIII, 4, 3.

Auch in Bezug auf die Präpositionen bemerken wir manche Abweichung von dem heutigen Sprachgebrauch; so finden wir dessus la terre P. T. 23, 5; Quant de prouesse, il en a trop G. T. 8, 3; Quant est des corps G. T. 151, 2; Quant de la chair XXV, 1, 6 etc.

Dass endlich die Wortstellung eine durchaus freie ist, ganz wie im Altfranzösischen, braucht wohl kaum durch Stellen belegt zu werden, es geht schon aus den bis jetzt gegebenen Beispielen deutlich hervor: Einige auffallende Stellungen verdienen vielleicht noch bemerkt zu werden, so: N'au bout d'icelluy doiz aherdre = ni toucher au bout du doigt de celui-ci G. T. 73, 3; Soy jeune fille souhaitter = souhaiter, qu'elle soit jeune fille IV, 1, 3. Fast durchgängig findet man, dass, wenn ein Verbum einen Infinitiv regiert, das zu diesem Infinitiv gehörige Subjects- oder Objectspronomen vor das Verbum statt zwischen das Verbum und den Infinitiv tritt, ein Gebrauch, der im Neufranzö-

sischen bekanntlich auf: faire, laisser, entendre und voir beschränkt ist. Dahin gehört: Se me peusse armer G. T. 18, 7; que l'on ne me viengne espier ib. 69, 3; quand il s'alloit coucher X, 3, 2 etc.

Fassen wir nun die Hauptpunkte, welche die Sprache Villon's von der des zwölften Jahrhunderts unterscheiden, zusammen:

1) Viele etymologische Buchstaben sind eingefügt worden, ohne dass sie indessen gesprochen würden (cf. die Reime).

2) E vor einem betonten Vocal verliert seinen Werth, wenngleich es noch geschrieben wird. So zählt es nicht mehr, wie im Altfranzösischen, für eine Silbe in: eage, eust, eu, eur (augurium), veoir, asseoir, meur u. s. w., so wie in der Endung eur (afr. eor), es fällt selbst für das Auge in den Endungen oir (afr. eoir), ure (afr. eure).

3) Die Regel des s ist fast immer vernachlässigt, wo sie noch angewendet erscheint, geschieht dies ohne klares Bewusstsein.

4) Die Auslassung der Präposition „de," um einen Besitz zu bezeichnen, sobald es sich um Personen handelt, findet nicht mehr so häufig Statt, wie früher.

5) Alle Adjectiva, selbst die, welche aus der lateinischen dritten Declination stammen, haben, bis auf wenige Ausnahmen, eine besondere Form für das Femininum.

6) Die Regel von der Diphthongisirung wird nicht mehr durchgängig beobachtet (cf. die Conjugationen).

7) Unorganische Buchstaben treten auf: z. B. e in dem Ind. des Präs. in der I. schwachen (das sich im Altfrz. nur nach mehrfacher Consonanz findet), s in derselben Form der II. und III. schwachen so wie in allen starken (j'entends G. T. 38, 5; je deffens ib. 119, 2; je fendz ib. 119, 5; je sens P. T. 11, 2; G. T. 69, 1; je mentz G. T. 127, 2; je sers XV, 1, 1; je tiens, viens, ceings, concludz, crains etc.; regelmässig sind dagegen noch: j'oy, jedi, croy, aperçoy, doy, ramentoy, sçay, vueil etc.). Das e der Endung der ersten Person des Imperf. und des Condit. „oie" ist noch nicht durch s verdrängt.

Wenn wir nun in wenigen Worten das Resultat unserer grammatischen Untersuchung zusammenfassen, so werden wir constatiren, dass, wie das ganze XV. Jahrhundert eine Uebergangsepoche ist, so auch die Sprache desselben, so weit sie durch Villon vertreten wird, sich in einem Uebergangsstadium des Alt- zum Neufranzösischen befindet, dass, wenngleich Villon noch in vielen Fällen die Schreibweise früherer Jahrhunderte befolgt, er es doch nur gleichsam aus Instinct und nicht mit Bewusstsein thut, endlich dass er in der Syntax sich dem Alten weit mehr nähert als in der Formenlehre und innerhalb der Formenlehre wieder mehr in der Conjugation als in der Declination.

# Rechtsalterthümer aus dem Rolandsliede.

Von
Dr. Bresslau in Frankfurt a. M.

---

Wiederholentlich ist in neuerer Zeit darauf hingewiesen worden, ein wie reicher Schatz von Quellenmaterial für die Geschichte des Mittelalters, seines Rechtslebens, seiner häuslichen und Familiensitten, seiner Cultur überhaupt in den mittelalterlichen Gedichten lyrischen oder mehr noch in denen epischen Inhalts verborgen liegt und nur des rüstigen Schatzgräbers harrt, um an's Tageslicht gezogen zu werden. Hier wie auf so vielen anderen Gebieten hat, für das deutsche Mittelalter wenigstens, Jacob Grimm Bahn gebrochen, und seine unübertroffenen deutschen Rechtsalterthümer haben gezeigt, wie sehr für die wissenschaftliche Erforschung jener Epoche aus einem genauen Studium ihrer literarischen Productionen Förderung und Weiterführung zu erwarten sei. Mit Beschränkung auf einzelne Gedichte ist sodann an seine Bestrebungen später wiederholt angeknüpft worden. So hat Prof. Gengler in Erlangen im 3. Jahrgange der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte eine übersichtliche Darstellung von Rechtsalterthümern der Nibelungenlieder gegeben, während Prof. Rich. Schöne in Bonn zunächst in Haupt's Zeitschr. f. deutsches Alterthum und sodann in der Zeitschr. f. Rechtsgeschichte ein Gleiches besonders mit Bezug auf die Werke Konrads von Würzburg versucht hat.

Die nordfranzösische Literatur ist, von einer Schrift abgesehen, meines Wissens bisher in dieser Beziehung noch nicht

ausgebeutet worden. Einzelnes zwar hat Imm. Bekker in den Monatsberichten der Berliner Akademie gegeben, aber doch vorzugsweise aus ganz anderen Gesichtspuncten, und nur um die Unterschiede und die Berührungspuncte der altfranzösischen und der Homerischen Epik nachzuweisen. Arbeiten dagegen in der Art derjenigen von Gengler und Schöne sind mir wenigstens nicht bekannt geworden. Entbehre ich so aller Vorarbeiten, wenn ich im Nachfolgenden versuchen werde, Einiges über Rechtsalterthümer im Rolandsliede zusammenzustellen, so wird das, hoffe ich, die Mängel meiner Darstellung zu entschuldigen geeignet sein.

An und für sich könnte freilich grade die Chanson de Roland für eine solche Untersuchung wenig geeignet erscheinen. Von geringem Umfange — sie umfasst bekanntlich nur c. 4000 Verse — bietet das Gedicht schon deswegen ein geringeres Material für unsern Zweck dar, als andere Lieder von doppelter und dreifacher Verszahl. Dazu kommt, dass der grössere Theil derselben aus Schilderungen von Schlacht- und Kriegsscenen besteht, aus denen grade für Rechtsverhältnisse wenig zu schöpfen ist. Wenn ich nichtsdestoweniger die Chanson de Roland gewählt habe, so ist der Hauptgrund dafür der, dass dies Lied vielleicht als das älteste afr. Epos angesehen werden darf, und dass, weil es bis in's 11. Jahrh. zurückreicht,* d. h. in eine sonst quellenarme und wenig bekannte Zeit, die hier ausgesprochenen Anschauungen, wenn auch spärlich, doch ein um so höheres Interesse in Anspruch nehmen.

Meine Citate beziehen sich auf die Ausgabe von Theodor Müller, Göttingen 1863. 8.

## I. Der König.

Ich beginne mit dem König.

An der Spitze des Reichs als Träger der Herrschaft steht der reis, der König, nostre emperere magne (1). Er ist es, welcher das ganze Frankenreich inne hat, li reis qui dulce France

* Einzelnes freilich wird noch aus viel früherer Zeit stammen: aber die Abfassung des Gedichtes wird man doch keinenfalls höher hinauf setzen können.

tient (115). Denn France gilt hier noch nicht im Sinne des späteren Frankreichs: Ost- und Westfranken sind noch nicht geschieden, Karl ist emperere des Frances (2658) ganz im Sinne der alten Frankenherrschaft. Daher sind denn auch Francs, la gent de France, les Franceis die üblichen Ausdrücke, wenn von dem ganzen Volke ohne Unterschied der einzelnen Stämme die Rede ist.* Und, was sehr zu beachten, Karl ist emperere des Francs: von einem römischen Kaiser weiss der Dichter überall nichts. Zwar gehört auch das Gebiet von Rom zum Reiche Karl's, dem Roland's Schwert Lumbardie e trestute Romaine (2326) unterworfen hat: aber von näheren Beziehungen zwischen Kaiser und Papst ist nirgends die Rede, wenn man nicht etwa die Stelle, wonach Karl den Kopfzoll (chevage) von England „ad ces seint Pere" erworben hat (373), darauf beziehen will.

Das Amt des Königs ist einmal im Frieden das plaider, placitare (v. 2666), das Richten, d. h. die Sicherung des Landfriedens. Davon spricht unser Gedicht aber seinem Stoffe nach begreiflich weniger. Dagegen wird in zahlreichen Stellen eine andere Aufgabe des Königs betont, die Ausbreitung des Christenthums über alle Lande, sei es in Güte, sei es durch die Gewalt der Waffe. Den Zweck seines Feldzuges in Spanien sieht Karl daher als erfüllt an und ist zum Abzuge erbötig, sobald der Sultan des Landes sich bereit erklärt, die Taufe anzunehmen (3595—99).

Das Symbol des Königthums ist die goldene Krone, la corone d'or (3134), Karl die Krone zu nehmen und ihn damit der Herrschaft zu entkleiden, ist die Absicht der heidnischen Fürsten (1490). Die Krone ist übrigens eine erbliche: als selbstverständlich betrachtet es der Kaiser, dass ihm nach seinem Tode sein Sohn Loewis folgen wird. Il est mes filz e si tendrad mes marches (3716). Dabei ist zu beachten, dass von einem Wahlrecht der Grossen, wie es in Deutschland später immer bestanden hat,** und wie es in gewisser Beschränkung

* So liegt z. B. Aachen en France (726). Vergl. Waitz, Verfassungsgeschichte. III, 298 ff.

** Auch bei den Karolingern ist wenigstens von einer Mitwirkung des Volkes bei der Succession zu sprechen; Waitz, Verfassungsgesch. III, 238.

auch spätere afr. Gedichte, z. B. die chanson de Huon de Bordeaux kennen, hier gar keine Andeutung sich findet. Ebensowenig weiss unser Sänger von einem zweiten Sohne Karl's, von jenem Charlot, der in fast allen späteren Gedichten auftritt und der als Repräsentant der späteren entarteten und schwachen Karolinger gelten kann — ein sicherer Beweis, dass seine ersten Ursprünge in sehr frühe Zeit hinaufreichen.

Der Hauptsitz des Königthums, seine eigentliche Residenz ist Aachen, Ais la meillor sied de France. Hier pflegt er seine Reichstage abzuhalten und zu Gerichte zu sitzen, là soelt il plaider (2687) — hier ist seine Herrenpfalz, paleis haltur (3698), paleis seignurill (155); seine Residenz, sun estage (188) und seine Kapelle (sa capele ad Ais 726), hier seine Bäder (voz bains que Deus pur vos i fist). Daneben scheint die burc de St. Denis als Hauptsitz der Kaiserherrschaft zu gelten, sie wird v. 972 als Ziel der feindlichen Angriffe bezeichnet:

Jusqu'a un an avrum France saisie
Gesir purrum al burc de St. Denis.

Sind nun des Kaisers Herrschaft auch alle Länder, die zu seinem Reiche (reialme 2914) gehören, gleichmässig unterworfen — und ihre Zahl ist gross, ausser Frankreich und Deutschland erwähnt der Dichter Palerne, Sezilie, Puillanie (Apulien), Romaine, Lumbardie, Noples (Constantinobles), Hungre, Flandres, Escoce, Guales, Irlande, Engleterre — so stehen doch einige Gebiete in näherer Beziehung zum Kaiserthume, sind gleichsam unmittelbare Besitzungen der Krone, gehören zur cambre, zur chambre des Herrschers. So nach v. 2332 merkwürdigerweise grade Engleterre, mit dem der historische Karl doch am wenigsten zu thun gehabt hat, so nach v. 2910 Loiin, worunter wohl das Gebiet von Laon zu verstehen ist.

Das Verhältniss des Kaisers zu seinen Unterthanen im allgemeinen wird dadurch ausgedrückt, dass er sie und das Land in seiner baillie hat (488). Die dem entsprechende Bezeichnung avoez (advocatus), Vogt, dem voget von dem Rhîne der Nibelungen analog, findet sich freilich für Karl nicht, wohl aber für den heidnischen König Marsilie (136. 154), auf den doch wohl nur ein für den fränkischen König üblicher Titel angewandt ist.

Die Prädicate, die dem Kaiser gegeben werden, sind theils solche, die seiner allgemeinen Herrscherstellung entsprechen — so li riches, li nobles, li ber, li magnes, li proz, li poestéifs u. dgl.,* theils solche, die aus einer Characteristik seiner Persönlichkeit hervorgehen, so li gentilz, li sages u. s. w. Vor allem aber häufig heisst er li veilz, li reiz al la barbe blanche, a la barbe canue, al chef flurit. Seine persönliche Erscheinung wird als Ehrfurcht und Scheu gebietend bezeichnet:

Blanche ad la barbe e tut flurit le chef
Gent ad le cors e le cuntenant fier:
S'est ki'l demandet, ne'l estoet enseigner (119).

So ist er denn auch bedachtsam in Handlungen wie in Worten:

De sa parole ne fut mie hastifs
Sa custume est qu'il parolet a leisir (170).

## II. Die Mannen.

An des Königs Seite stehen „seine Erscheinung verherrlichend und somit sein ideales Wesen gleichsam ergänzend," die Mannen, die humes** (20. 39). Sie stehen zu dem Kaiser in einem Treuverhältniss, indem sie sich ihm durch den feierlichen Act der Commendatio verpflichtet haben, seine comandet (696) werden. Ihre Hände in die seinen gelegt (jontes les mains 223. 696) leisten sie das Gelübde der Treue. Dadurch wird der König ihr seigneur liges, sie aber, seine fedeils (84), sind verpflichtet seinen Befehlen zu gehorchen und alle ihre Habe, ja nöthigenfalls ihr Leben seinem Dienste zu opfern, denn

Pur sun seignur deit hom suffrir destreiz
E endurer e granz chalz e granz freiz
Si'n deit hom perdre e del quir e del pel.
(1010 ff. 1117 fl.)

Dafür ist ihnen aber auch der König zu Schutz und Beistand verbunden, dafür giebt er ihnen nicht allein Ehren und

* Belege liefert jede Seite des Gedichts in genügender Zahl.

** Der Ausdruck vassals bezeichnet nicht Lehensmann, sondern heisst nur tapferer Held; vgl. v. 3343: Dient Franceis icist reis est vassals; 3579: Mult est vassal Carles de France dulce.

Lehen* (honurs fius), sondern er schuldet ihnen auch besondere Belohnungen; er anerkennt:

Ben le conuis que guered un vos en dis
E de mun cors, de teres e d'aveir (3410. 11).

Fallen sie in seinem Dienste, so muss er ihren Tod rächen (1199).

Die Pflicht der Vasallen gegen ihren Lehnsherrn äussert sich nun vornehmlich bei zwei Gelegenheiten, im Rath und im Kriege.

Ersterer kann wieder doppelter Natur sein. Zu allgemeinen Reichstagen, zu Maifeldern, dass wir so sagen, entbietet der Kaiser alle seine Unterthanen nach Aachen, seiner Residenz. Da gehen seine Boten (messages 3699) in alle Lande und entbieten (mandent 3699) Baiern und Sachsen, Lothringer und Friesen, Alemannen** und Burgunder, Poitevinen, Normannen und Bretonen, kurz die weisesten aller Franken.

de cels de France les plus saives qu'i sunt*** (3703).

Sie versammeln sich zu Aachen, um des Kaisers Willen zu vernehmen und ihn mit ihrem Rathe zu unterstützen.

Bisweilen versammelt der Kaiser auch nur die ersten, die vornehmsten seiner Mannen, zu einer Berathung, ses baruns mandet pur un cunseill finer (166. 169). Diese wird dann meist im Freien gehalten, unter einem Baume (desuz un pin 165, 168, vgl. 11. 406. 501) steht sein goldener Thronsessel, sein foldestoed d'or mer (115), um ihn herum lagern die Barone auf weissen Gewändern, sur palies blancs (272). Hier trägt der König die Angelegenheit vor. Hat er seine Rede beendet (sa raisun fenie 193), so ertheilen die Barone ihren Rath. Wer sprechen will, erhebt sich (en piez se drecet 195), tritt aus der Reihe (se levet del renc 264) und sagt frei seine Meinung. Ist ein kluger Rath gegeben, so stimmt wohl die Menge zu:

---

* Bei der Belehnung werden die beiden Acte des vestir und saisir unterschieden (3213). Auch ist wohl von einer Erneuerung des Lehens, recognitio feudi, die Rede (a moi venget pur reconoistre sun feu 2680).

** Verschieden von den Alemans, aber ebenfalls, wie es scheint, als besonderer Stamm werden die Tiedeis aufgezählt (3706).

*** Auf dem Reichstage erscheinen übrigens auch die Bischöfe (3976).

Dient li Franc ben ad parlet li dux (240) oder
Dient Franceis car il le poet ben estre (278).

Der so ausgesprochenen Willensmeinung seiner Grossen tritt dann meist auch der König bei; denn sein Grundsatz ist es, in allem den Wünschen der Franken zu folgen, par cels de France voelt il del tut errer (107). So geschieht es, dass trotz der bösen Vorahnung des Kaisers, trotz seiner geheimen Abneigung Roland zur Deckung der Nachhut bestimmt wird. Aber doch ist der gefasste Beschluss nicht etwa als Beschluss an sich giltig, sondern nur, wenn und insoweit ihn der König sich aneignet. Daher wird denn auch, wenn nachher von einem solchen Beschluss die Rede ist, derselbe immer nur als des Königs Befehl bezeichnet:

*Carles comandet* que face sun service (319).
Ademplir voeill *vostre comendement* (330).

Und andrerseits tritt der Kaiser auch gewissen Rathschlägen von vornherein entgegen, ehe es noch zu einer Willensäusserung der Grossen kommt. So als zur Uebernahme der Gesandtschaft nach Saragossa einer der zwölf pairs vorgeschlagen ist; da schwört Karl:

Par ceste barbe, que vuz blancheier.
Les duze per mar i serunt jugez (261. 62).

Und dann schweigt Alles ehrerbietig:

Francs se taisent as les vus aquisez (263).

Oder Karl verwirft sofort den Vorschlag eines Redners, indem er demselben Stillschweigen gebietet und ihn auffordert, sich wieder zu setzen:

Alez sedeir desur cel palis blanc
N'en parlez mais se jo ne'l vos cument (272. 73).

Auch dagegen wird kein Widerspruch laut, und des Kaisers Gebot findet unbedingten Gehorsam. So spielt also Karl in unserer Chanson noch keineswegs die schwächliche und lächerliche Rolle, welche spätere Gedichte dem Kaiser zuweisen: die erste Entstehung derselben muss in eine Zeit fallen, in der das grosse Bild des Heldenkaisers noch unverdunkelt im Herzen und im Munde des Volkes lebte.

Aber nicht nur daheim bei Rathsversammlungen und auf Reichstagen haben die Mannen des Dienstes des Herrn zu warten; vor allem ist es ihre Pflicht, ihm auf seinen Kriegs- und Heerfahrten mit gewaffneter Hand zu folgen. Zum Heerbanne, zur ost banie, wie unser Lied (211) in wörtlicher Uebertragung des deutschen Ausdrucks sagt, aufgeboten, folgen sie des Königs Ruf, jede Schaar geführt von den Grafen und Herzogen ihrer Provinz. An der Spitze aller steht, jedoch unter dem Kaiser, der Oberfeldherr (capitaneus cataignes* 2320. 2912), in unserem Liede natürlich Roland. Er ist es, der die Heere anführt und befehligt und als er gefallen, klagt Karl um ihn:

Ki guierat mes oz a tel poeste
Quant cil est morz qui tuz jurs nos cadelet (2026. 27).

Insofern freilich ist der Character des alten Heerbanns schon verwischt, als die einzelnen Krieger nicht mehr selbst für ihren Unterhalt und ihre Bewaffnung zu sorgen haben; sie sind schon soldarii, ** soldeiers und erhalten eine bestimmte Löhnung: König Marsilie verspricht dem Kaiser eine grosse Summe lauterer Byzantiner, de besans esmerés,

dunt ben purrez vos soldeiers luer (34. 133).

Zum grossen Theile werden gewiss diese Soldzahlungen aus den Contributionen bestritten, welche in den besetzten feindlichen Gebieten erhoben werden: erwähnt wenigstens wird in unserem Liede der Tribut von Spanien, li treud d'Espagne (666), den der Kaiser erwartet. Ausser ihrer Löhnung aber haben die Krieger auch Antheil an der Beute, dem eschech, die hauptsächlich in Gold, Silber und kostbaren Gewändern, or argent e guarnemenz chiers (100, vgl. 2478) besteht. Der Dienst geschieht, wie ja das nach den neueren Forschungen***

---

* Cataigne heisst aber an anderer Stelle auch bloss tapferer Führer: cent milie sunt de nos meillors cataignes 3085.

** Dass die Stelle bei Hugo Flavin. Pertz, Monum. Hist. rer. Germ. Script. VIII, 342, in welcher von „soldarii" zu Karl's d. Gr. Zeiten die Rede ist, einer historischen Begründung entbehrt, darüber vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte III, 16. N., 1, 20, 352. Wahrscheinlich ist diese Ueberlieferung eben aus Gedichten wie die unsrige in die Historiker übergegangen.

*** Waitz, Verfassungsgeschichte IV, 458 ff.

auch vom historischen Karl schon feststeht, meist zu Pferde; die Mannen heissen daher auch schlechtweg chevalers (3029. 3052 und öft.). Die Meisten sind schwer gerüstet. Als Schutzwaffen werden u. a. erwähnt Helme, helmes, Brünnen, bronies (bronies dubleines 3088), Halsberge, osberes (3079. 3080. 3088), Schilde, escuz (2210). Die Zahl der Wurfwaffen ist aber gross: darz, wigres, espiez, lances, museraz, empemeez werden aufgezählt (2155. 56). Der espiet und die hanste, erstere lang, letztere kurz (3080) sind aber wohl eher als Stosswaffen anzusehen. Endlich vollendet die espée, das Schwert, die Bewaffnung.

In Feindesland ist von dem Gros des Heeres, die ansguarde (enguardes 2975), die Vorhut und die Nachhut, die rereguarde gesondert (742. 748), letztere bestimmt den Rücken des Heeres zu decken und gegen feindliche Ueberfälle zu sichern. Zu ihr gehören, heisst auf einen besonders gefährlichen Posten gestellt sein, und nur ungern entschliesst sich Karl seinen Neffen Roland mit dem Befehl derselben zu betrauen. Roland aber als getreuer (leiale) Vasall hat auch hier dem Befehl seines Herrn ohne Murren Folge zu leisten.

Auch in der Schlacht — in der bataille justée 2761 — werden übrigens die einzelnen Heeresabtheilungen von ihren Territorialgrafen und Herzogen geführt, doch werden sie hier zu grösseren Divisionen (escheles, eschieles 3024 u. öfter) zusammengestellt, deren in der Hauptschlacht von Karl 10 formirt werden. Das Banner des ganzen Heeres ist in unserem Liede die orie flambe, getragen vom Grafen Gefreid d'Anjou, dem Bannerträger (gunfanunere 106) des Königs; das Feldgeschrei, das enseigne Carle, der alte Ruf Munjoie (3092. 1179. 1350). Endlich ist an diesem Orte der eigenthümlichen Stellung zu gedenken, welche in unserem Liede zwei Helden einnehmen, der Herzog Naimes de Baiwère und der Graf Jozerans de Provence. Es mag befremdend klingen, wenn ich ihre Functionen mit denen unseres Generalstabes vergleiche: doch haben sie wenigstens einiges mit diesem gemein. Vor der Schlacht beräth der Kaiser mit ihnen und Antelme de Muience (v. 3007 ff.), sodann sind sie es, welche die einzelnen escheles formiren (ajuster, etablir, faire sind die Ausdrücke des Liedes, 3024.

3045. 3061. 3068 u. s. w.); sie endlich erscheinen nach geschehener Aufstellung des Heeres unmittelbar im Gefolge des Kaisers, dem sie die Steigbügel halten (3114) und in dessen Nähe sie während der ganzen Dauer des Gefechts verweilen.

Neben den erwähnten Pflichten der Mannen wird in unserem Liede endlich noch eine dritte betont: die Uebernahme von Botschaften und Gesandtschaften.* So sehen wir gleich im Eingang unserer chanson Ganelon, trotzdem er ahnt, dass es sein Tod sein wird, nichts destoweniger unweigerlich dem Befehle des Königs gehorchen, eine Botschaft an König Marsilie zu übernehmen. Was übrigens die völkerrechtliche Stellung der Gesandten angeht — um das bei dieser Gelegenheit zu erwähnen — so sind dieselben in Person und Gut unverletzlich. Es gilt deshalb als Verrath, dass Marsilie einst zwei Gesandten Karl's Boson und Basilie enthauptet hat (201 ff.). Als Zeichen des Friedens tragen die Gesandten Olivenzweige in ihren Händen (73. 93. 203), zur Beglaubigung dient ihnen ein mit dem Wachssiegel des Herrn verschlossenes Schreiben (bref 485. 86). Sie werden von dem, an den ihre Botschaft geht, wohl verpflegt und beherbergt (160. 161).

Was die Rang- und Standesverhältnisse angeht, so ragen aus der Masse der Freien, der Franceis schlechthin, hervor die Edlen, die seignur barun. Sie sind es, die des Königs Rath am nächsten stehen, aus ihnen wählt er seine Gesandten, die Anführer seiner Truppen, seine Richter und Urtheiler. Die Prädicate, die ihnen beigelegt werden, sind fast dieselben, die wir als Epitheta des Königs kennen; wie er sind die Barone noble, riche, gentil, proz, curteis, sage, vaillant u. s. w. Ihrer Abstufung und dem Reichsamte nach, das sie verwalten, zerfallen sie in Herzoge (dux), Grafen (cunte), Vicegrafen (vezcuntes) und Barone (barun) schlechthin. Eine etwas unbestimmte Stellung zwischen dem Herzog und dem Grafen nimmt der Markgraf, der marchis, ein. Dies ist der eigentliche Titel Rolands, wie ja auch der historische Hruotlandus der annales Einhardi marchio des britannischen limes war. Aber wie in deutschen Urkunden und Schriftstellern der Zeit der marchio

* Vgl. Waitz, Verfassungsgesch. III, 22. 33. 170.

meist zu den comites gerechnet wird, so ist auch in unserem Liede Rolands gewöhnlicher Titel einfach quens, nur an wenigen Stellen heisst er marchis (z. B. v. 630. 2031).

Von den fünf gewöhnlichen Hofämtern der Könige des Mittelalters: Marschall, Truchsess, Kämmerer, Schenk und Küchenmeister wird in unserem Liede nur der letztere, der maistre des cous (1817), aber hier in etwas untergeordneter Stellung erwähnt. Ausserdem kommt der Schatzmeister, tresorer (642), vor, der dem in deutschen Urkunden bisweilen erwähnten triscamerarius entspricht.

Unter den Baronen ragen aber noch besonders die zwölf per, die zwölf cumpain hervor. Nicht dass sie etwa im Besitz besonderer Befugnisse im Rath und Gericht erschienen, wie die späteren Pairs de France beanspruchten, im Gegentheil, Herzog Naims von Bauren, der als der einflussreichste der Grossen im Süden erscheint, gehört nicht zu ihnen: aber sie zeichnen sich durch Tapferkeit und Muth vor allen aus und nehmen eine besondere Ehrenstellung ein. Aufgezählt werden sie eigentlich nur an einer Stelle, v. 2402 ff.: es sind Erzbischof Turpin, Graf Oliver, Gerins, Gerers, Otes, Graf Berengers, Ive, Ivorie, Legeler von Gascogne, Herzog Sansun, Anséis und Gerard de Russillun. Roland, der dort ebenfalls zuerst genannt wird, scheint zu den Pairs selbst nicht zu gehören, da wir ja sonst auf die Zahl dreizehn kämen.*

Unter den Freien, als Ministerialen, als Dienende stehen, wie schon ihr Name anzeigt, die servienten (serjanz 161. serf 3737). Zu ihnen gehören die 100 Küchendiener, cous oder cumpaignun de quisine, welche v. 1817 ff. erwähnt werden. Zwölf von ihnen haben v. 161 ff. die Pflicht, fremde Gesandte zu empfangen und für ihre Bequemlichkeit zu sorgen, während gegen Ende des Liedes Andere, an deren Spitze ein viaire (vicarius) steht, die Hinrichtung Ganelons und seiner Verwandten vollziehen.

---

* In den anderen Handschriften werden übrigens zum Theil andere Namen genannt, als in der Oxforder. Vers 877 wird mit der Oxforder, gegen die Versailler und Venezianer Handschrift, XII, zu lesen sein: der Neffe des Marsilie braucht 12 Genossen, um gegen Roland und die 12 pairs zu kämpfen.

Weiter besteht schon in unserem Liede der Unterschied zwischen Rittern (chevalers) und Knappen (esquier. garçun 2437). Die Letzteren sind wohl auch zu verstehen, wenn v. 3020. 3197 von den bachelers, que Carles cleimet enfanz die Rede ist. Was endlich den Bürgerstand betrifft, so findet sich wenigstens der Name burgeis auch in unserem Gedichte (2691).

Schliesslich ist hier zu erwähnen, dass sich der Mannenverband nicht nur auf das Verhältniss des Königs zu seinen Unterthanen beschränkt. Auch die grossen Barone haben ihre Mannen: so Roland (801) den Grafen Walter, der ihm auf die Nachhut folgt.

## III. Die Sippe.

Neben dem Bande, das Vasallen und Unterthanen an ihren Lehensherrn und König knüpft, lernen wir aus unserer chanson noch eine Verbindung kennen, welche gleichfalls wesentlich auf der Pflicht der Treue beruht. Es ist das Band der Blutsverwandtschaft, das die Sippe bildet. Die Blutsverwandten (die humes de sun liga, deren Roland im Tode gedenkt, 2379) werden wohl zusammengefasst als seine parented (3907), maisnée (3389). Die Pflicht der parens ist, einander treu zur Seite zu stehen: „nostre parent devum estre a securs“ (2562) heisst es im Liede, und an einer anderen Stelle „sustenir voeill trestut mun parented“ (3907). Daher ist es nicht bloss eine Ehre, sondern zugleich von wesentlich praktischem Vortheil von einer grossen und angesehenen Familie zu stammen, estre d'un grant parented (356). Diese Pflicht zu gegenseitigem Beistande hat besonders dann Gelegenheit sich zu äussern, wenn einer des Geschlechts unter einer peinlichen Anklage stehend, in Gefahr ist, Leben und Ehre zu verlieren. Denn die Sippen haben eine gemeinsame Stammesehre und die Schande des Einen fällt auf die anderen, auf seine parenz, zurück (1063. 1076). Darum findet selbst der Verräther Ganelon dreissig seiner Verwandten, welche für ihn Bürgschaft leisten, obwohl ihnen allen ein schmählicher Tod droht, wenn es gelingt, ihren Verwandten zu überführen. Und so gross ist der Einfluss dieser mächtigen Sippe, dass sich unter allen Vasallen Karl's nur ein einziger

findet, der es wagt, Ganelon offen des Verrathes anzuklagen. Nachdem dies aber geschehen ist, nimmt der mächtigste aus Ganelon's Geschlecht, Pinabel von Sorrance, den Kampf gegen ihn auf und erleidet im Gottesurteil den Tod. Soweit geht die Pflicht der Verwandten zu gegenseitigem Beistande, soweit aber auch ihre Verantwortlichkeit für einander. Denn nun wird die Drohung ausgeführt, die vor dem Beginn des Kampfes vom Kaiser ausgesprochen war und die dreissig Bürgen Ganelon's sterben den schimpflichsten Tod am Galgen (v. 3841 bis 3960 f.).

Im einzelnen Hause ist natürlich der Mann der Herr, aber die Gattin, die gentil oineur (821), steht ihm zur Seite nicht als eine Untergebene, sondern als sa per, als seinesgleichen, indem sie an allen seinen Ehren und Rechten vollen Antheil nimmt. Der Trauung geht übrigens ein Verlöbniss voran, das durch feierlichen Eidesschwur bekräftigt wird: so hat Roland der schönen Alde, der Schwester seines Gefährten Ollivier versprochen, sie „come sa per" zu nehmen (370). Und nach diesem Treugelöbniss ist das Band unauflöslich: mag auch Karl der unglücklichen Braut die Hand seines Sohnes und Erben Ludwig anbieten, mit Entrüstung weist sie das Anerbieten zurück:

> Cest mot mei est est range, ruft sie aus,
> Ne place Dieu ne ses sainz ne ses angles,
> Après Rollant que je vive remaigne (3717—19).

Und entseelt sinkt die holde Maid vor dem Kaiser zur Erde nieder.

Unverheiratheten Schwestern gegenüber scheinen dieselben Rechte dem Bruder zuzustehen, die der Vater über die Tochter ausübt; so übt wenigstens Ollivier ein völlig freies Verfügungsrecht über die Hand seiner Schwester aus, die er geben oder versagen kann, wie es ihm gefällt (v. 1720. 21). Ebenso steht der unmündige Sohn, der seinen Vater verloren hat, unter Schutz und Vormundschaft der Gesippen und Mannen: diesen empfiehlt Ganelon seinen jungen Sohn Balduin, ehe er die Gesandtschaftsreise nach Saragossa antritt, von der er nicht wieder zurückzukehren fürchtet (363. 364), während die Obervormundschaft über ihn dem Kaiser zusteht (v. 298).

Was das Erbrecht betrifft, so ist davon nur an einer Stelle die Rede: eben als Ganelon fortzieht, spricht er es als selbstverständlich aus, dass ihm nach seinem Tode sein Sohn in Ehren und Lehen folge (297, vgl. 364). Stirbt dagegen der Lehensmann ohne Erben, so fällt das Lehen dem Kaiser heim (2745).

Ein der Sippe ähnliches Verhältniss kann — um auch das schliesslich noch zu erwähnen — durch förmliches Uebereinkommen zwischen nicht Blutsverwandten gebildet werden. So in unserm Liede zwischen Roland und Olivier. „Or vos receif jo frere“ ruft Roland während der Schlacht seinem treuen Waffengefährten zu (1376). Seitdem nennt er ihn frere und treu erfüllt er ihm die Bruderpflichten bis zum letzten Augenblicke, drückt dem Sterbenden die Augen zu und preist nach alter Heroenart des Gefallenen Thaten.

## VI. Strafrecht.

Komme ich schliesslich zum letzten Punkt meiner Darstellung, zum Strafrecht, so habe ich hier freilich nur über geringes Material zu gebieten. Nur der eine Process gegen Ganelon wird uns geschildert, aber dieser auch mit peinlicher Ausführlichkeit. Das Verbrechen, dessen Ganelon beschuldigt wird, ist der Verrath (traisun 3760, 1820), begangen an seinem Waffengefährten und zugleich an einem Blutsverwandten des Kaisers. Schon auf dem Feldzuge, gleich nachdem die Beschuldigung zuerst vom Kaiser ausgesprochen ist, wird eine Art Untersuchungshaft an Ganelon vollstreckt; Karl überliefert ihn den Köchen und dem Küchenmeister und macht sie für seine sorgfältige Verwahrung verantwortlich (1819, 20). Die Behandlung, die der Gefangene hier erfährt, ist nun freilich schlecht genug; er wird von allen Seiten körperlich misshandelt, dann mit eisernen Ketten gefesselt und auf einem schlechten Saumthier (sumer), nicht auf einem edlen Rosse (palefroi, destrier) im Gefolge des Heeres mitgeführt.

Das eigentliche Verfahren gegen ihn beginnt aber erst in Aachen. Hier wird der plait, das placitum eröffnet, während dessen geräuschvolles Lärmen nicht gestattet ist (3842). Ga-

nelon steht vor dem Kaiser (3762), und dieser selbst übernimmt die Rolle des Anklägers und erzählt den Thatbestand und das Verbrechen, dessen er ihn beschuldigt. Er fordert seine Barone auf darüber zu richten (juger le dreit 3750, die Anklagerede 3750 — 3756). Darauf erhält der Angeklagte das Wort. Seine Vertheidigung ist kurz und einfach. Kein Verrath liegt vor, behauptet er, denn ich habe Roland und die zwölf Pairs offen herausgefordert und ihnen aufgesagt:

Je desfini Rollant le poigneor
E Ollivier e tuz lur cumpaignuns (3775—76).

Nachdem seine Vertheidigung angehört ist, gehen die Franken zu Rathe (a conseill 3779). Als sie zurückkehren, nachdem sie miteinander berathen haben, beantragen sie beim Kaiser Ganelon freizusprechen (clamer quite 3809). Der Kaiser wird darüber höchlichst erzürnt, aber ehe er noch seine Willensmeinung kund gethan, erhebt sich Tierry d'Anjou, um als Urtheiler zu fungiren:

Jo le juz a pendre e a murir
E sun corps metre el champ pur les mastins
Si cume fel ki felonie fist* (3831 ff.).

Mit dem Schwert ist er bereit sein Urtheil aufrecht zu erhalten. Sogleich erhebt sich einer der Verwandten Ganelon's, eben jener Pinabel von Sorrence, um das Urtheil zu „schelten:“ Io si li fals, od lui m'en cumbatrai (3879). Ein Zweikampf zwischen Beiden muss entscheiden, vorher aber muss Pinabel dreissig Bürgen stellen, während der Kaiser Thierry diese Bürgschaftsleistung erlässt. Der Zweikampf findet Statt, nachdem beide Kämpfer das Abendmahl genommen, dann Beichte abgelegt haben und absolvirt sind und nachdem sie den Kirchen und Klöstern reiche Spenden gewidmet haben. Der Kampfplatz ist ein freier Platz ausserhalb der Stadt (3873). Der Zweikampf endet mit einer vollständigen Niederlage Pisabel's und diese gilt als unmittelbare Entscheidung Gottes: Deus i ad fait vertut (3931). Nun ist das Urtheil entschieden und alle Franken stimmen darin überein, dass Ganelon wie seine

* Der Ausdruck faire felonie scheint überhaupt für Verbrecher dieser Art der übliche zu sein: 2600 wird er auf die Götter übertragen, die Marsilie in der Schlacht verliessen (en bataille faillirent).

Verwandten, ki plaiderunt pur lui 3933, dem Tode verfallen seien. Letztere erleiden den Tod am Galgen und von der gleichen Strafe ist bisher immer auch für Ganelon die Rede gewesen (1409. 3831. 3931). Es ist auch gar kein anderes Urtheil über ihn abgegeben worden; nun aber wird noch einmal berathen (3960—63), und da wird beschlossen, dass Gunelon der Grösse seines Verbrechens gemäss auch eine ausserordentliche Strafe erleide:

Que Guenes moerget par merveillus ahen (3963).

Er stirbt, von vier Pferden zerrissen, cum fel recreant (3973).

Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, wie treu dies ganze Strafverfahren die wirklichen Institutionen, die in den Karolingerzeiten in Kraft waren, wiederspiegelt. Bekannt genug ist ja der Kampf, den, der Untreue gegen den König beschuldigt, Graf Bera von Barcellona in voller Rüstung vor Ludwig dem Frommen zu Ross, wie in unserem Liede, auf einem Platz in der Nähe der Aachener Pfalz besteht.* Und auch, dass aus Furcht vor jenem Zweikampf der Verbrecher der Strafe entgeht — wie in unserem Liede Ganelon, wenn das muthige Auftreten Thierry's nicht gewesen wäre, entspricht ja genau Vorgängen historischer Zeit.** Nur die Strafe, die vollzogen wird, ist unter den Karolingern nicht mehr üblich gewesen.***

* Waitz, Verfassungsgesch. IV, 360.
** Waitz, a. a. O. IV, 361, Nr. 1.
*** Waitz, a. a. O. IV, 430.

Ein Wort
# zur Verständigung über den Accent tonique im Französischen.

Von
**Brunnemann in Elbing.**

---

Lesaint behandelt in der zweiten in diesem Jahre erschienenen vollständig neuen Auflage seines traité complet de la prononciation française, der wol das Vollständigste und Erschöpfendste sein möchte, was es zur Zeit auf diesem Gebiete giebt, die in Frankreich erschienenen Werke über die Aussprache des Französischen nicht ausgeschlossen, auf Seite 404 und ff. auch den Accent, den er richtig definirt als l'élévation ou l'abaissement de la voix sur certaines syllabes und in accent grammatical ou prosodique, celui dont la grammaire fixe les règles; accent logique ou rationnel, celui qui indique le rapport, la connexion plus ou moins grande que les propositions et les idées ont entre elles; und accent pathétique ou oratoire, celui qui convient à l'orateur pour exprimer ou exciter les passions unterscheidet. Um hier den accent logique und accent pathétique zu übergehen, so fährt er in Bezug auf den accent grammatical weiter fort: „Lorsqu'il s'agit seulement de l'élévation de la voix sur une des syllabes d'un mot, on le nomme accent tonique. L'accent tonique existe dans toutes les langues; chaque mot a le sien, et n'en a qu'un. On dit d'une langue qu'elle est fort accentuée, lorsque l'accent tonique y est très-sensible et très-varié. La langue française est une de cel-

les qui le sont le moins; c'est-à-dire que les syllabes, en français, sont toutes accentuées d'une manière presque uniforme: l'accent tonique porte constamment sur la dernière syllabe des mots à terminaison masculine, et sur la pénultième des mots à terminaison féminine. Encore ces syllabes, élevées dans une phrase, peuvent-elles être baissées dans une autre."

Zunächst ist hier der nichts weniger als präcise Ausdruck: les syllabes, en français, sont toujours accentuées d'une manière presque uniforme: l'accent tonique porte constamment sur la dernière syllabe des mots à terminaison masculine et sur la pénultième des mots à terminaison féminine dazu geeignet, das Missverständniss hervorzurufen, als befände sich Lesaint mit sich selber im Widerspruch, indem er einmal behauptet, alle Sylben eines und desselben Wortes würden im Französischen gleichmässig accentuirt und das andere Mal die Wörter mit männlicher Endung würden auf der letzten, die mit weiblicher Endung auf der vorletzten Sylbe, also alle Sylben eines und desselben Wortes nicht gleichmässig accentuirt. Aber auch zugegeben, er wolle den zweiten Theil der Periode: „l'accent tonique porte constamment sur la dernière syllabe des mots à terminaison masculine et sur la pénultième des mots à terminaison féminine" nur als blosse Erläuterung des ersten: „les syllabes sont toujours accentuées d'une manière presque uniforme" aufgefasst wissen und meine in Wirklichkeit nur, die Uebereinstimmung in der Accentuation der einzelnen Wörter im Französisehen bestände darin, dass alle Wörter mit männlicher Endung stets auf der letzten, und alle Wörter mit weiblicher Endung stets auf der vorletzten Sylbe betont werden, so hebt er doch durch den Nachsatz: „Encore ces syllabes, élevées dans une phrase, peuvent-elles être baissées dans une autre" das soeben Gesagte wieder vollständig auf und nimmt mit der andern Hand wieder, was er mit der einen gegeben hat. Wie ist aus diesem Dilemma herauszukommen? Werden die Wörter mit männlicher Endung nun wirklich auf der letzten und die mit weiblicher Endung auf der vorletzten Sylbe accentuirt oder werden sie es nicht?

Während meines letztjährigen Aufenthaltes in Paris hatte ich Gelegenheit, in der Sorbonne einer Disputation behufs Er-

langung des Doctorat ès lettres beizuwohnen, bei der auch die Frage der Betonung ventilirt wurde und der Doctorandus Ersteres (Betonung der letzten, resp. vorletzten Sylbe), einer der Examinatoren jedoch das Letztere (Nichtbetonung der letzten, resp. vorletzten Sylbe) behauptete, beide Herren accentuirten aber in ihren Ausführungen so vollständig übereinstimmend, dass man, wenn man die Augen schloss, aus der Art der Betonung nie wissen konnte, wer gerade das Wort hatte, ob Derjejenige, der die Betonung der letzten, resp. vorletzten Sylbe verfocht, oder aber sein Antagonist, der von einer hervorstechenden Betonung einer Sylbe vor der andern nichts wissen wollte. Es ist dies auch in der That ein rein theoretischer Streit ohne einen praktischen Nutzen und die Sache liegt einfach so.

Der Franzose hat die ganz entschiedene Neigung, in der Aussprache immer der letzten Sylbe (wir betrachten hierbei in den Wörtern mit weiblicher Endung das nur in der Schrift erscheinende e muet als nicht vorhanden) zuzueilen, um auf ihr die Stimme ruhen zu lassen, um nun aber für die Betonung der letzten Sylbe das erforderliche Quantum Athem bereit zu haben, macht er hinter der vorletzten Sylbe einen Halt, den mir ein Franzose sehr hübsch als un appui bezeichnete, so dass schliesslich beide Sylben, die vorletzte gerade so wie die letzte, ganz mit gleicher Stärke betont werden.

So ist es auch allein zu erklären, dass in der französischen Poesie jede beliebige Sylbe sowohl in der Hebung wie in der Senkung stehen kann, ohne dass dadurch das Ohr des Franzosen auch nur im Allermindesten beleidigt wird, während z. B. im Deutschen, wo die Sylben ihren festen Ton haben, der jambische Gebrauch des Imperativs gebét statt gébet oder umgekehrt der trochäische des Substantivs Gébet statt Gebét für jedes, auch das ungebildetste Ohr, unerträglich sein würde. Ich habe deshalb in der letzten Zeit gelegentlich der Lectüre darauf geachtet und die Stellen notirt, wo ich ein und dasselbe Wort in demselben Verse mit verschiedener Betonung angetroffen habe; aus denen ich mir erlauben will, einige der prägnantesten hier anzuführen und zwar finden wir es bei Dichtern aller Zeiten, bei den Klassikern nicht minder, als in der Poesie der Republik, des Kaiserthums und der Neuzeit:

Ah! *rén*dez-moi, ren*déz*-moi mon village
Et la houlette et le pain bis. *Béranger.*

Pi*ó*chons, pio*chóns*
Et fabriquons du salpètre. *Ch. L. Tissot, les salpétriers republicains.*

Li*bér*té, liber*té*, des doux plaisirs source profonde.
*Hymne pour l'inauguration du théâtre des arts.*

Mes *á*mis, mes a*mís*, point de plaisanterie.
*Le cousin Jacques (Beffroy de Reigny.)*

Un seul! Et les Ro*máins* tremblent devant un homme,
Les *Ró*mains! où sont-ils? Dans les tombeaux de Rome.
*Chénier, Tibère.*

Quand je reçus l'hon*néur* de la chevalerie,
Le roi me dit: — — — — —
Si ma vie est à lui, mon *hón*neur est à moi.
*Raynouard, les Etats de Blois.*

Ce fait honore également
Et fera vivre d'âge en âge
Le *hé*ros qui reçoit l'hommage
Et le hé*rós* qui le lui rend.
*Barré, Radet et Desfontaines, les Embellissements de Paris.*

Pour la chérir
En ces lieux cha*cún* respire,
A *chá*cun de nous elle inspire
Le respect — *Ibidem.*

Sau*lé*, cher à l'amour et cher à la sagesse,
Dans ce même vallon, doux *saú*le, j'étais mire.
*Mme Babois, élégies maternelles.*

Il aperçoit de loin le jeune Téli*gný*,
Te*líg*ny, dont l'amour a mérité sa fille.
*Voltaire, Henriade.*

Voyant qu'il faut pé*rír* et *pé*rir sans vengeance. *Ibidem.*

Le *hé*ros malheureux sans armes, sans défense —
Aux pieds de ce hé*rós* il les voit trembler tous.
*Ibidem.*

Et l'on porta sa tête aux pieds de Medi*cís*,
Me*dí*cis la reçut avec indifférence. *Ibidem.*

Et le bandeau des rois sur le front du sol*dát*?
Un *sól*dat tel que moi peut justement prétendre —
*Voltaire, Mérope.*

Quand la règ*lé* conduit Thérris, Phébus et Mars,
La *règ*le austère et sûre, est le fil de Thésée.
*Voltaire, Ode.*

Un *pár*ti! vous, barbare, au mépris de nos lois;
Est-il d'autre par*tí* que celui de vos rois? *Ibidem.*

Revóyez-moi, madame, arrêtant leur furie,
Vo*yéz* ces murs enfin, par mon bras délivrés. *Ibidem.*

Il compi*láit*, com*pí*lait, compi*láit*. *Voltaire, epigramme.*

Utile à nos cités le *pláisir* les amène,
Sans le plai*sír* enfin, père de mouvement,
L'esprit est sans ressort. *Helvétius, le luxe.*

Ils nous ont déro*bés*, dé*ró*bons nos neveux.
*Piron, métromanie.*

Votre *ámi*? Mon a*mí*, barbare, à toi ce nom?
*Saurin, Beverley.*

Le coura*gé* plus grand que son cou*rá*ge extrême.
*De Behois, le siége de Calais.*

Et *dí*tes-lui que tout soupire,
Di*tés*-lui que de la prairie
Son absence a séché les fleurs! *Marmontel, Idylle.*

Tout soupire
Dans les val*lóns*, qu'elle a quittés.
Quel heureux *vál*on, ma bergère. *Ibidem.*

L'hom*mé* se doit à *l'hóm*me en tout rang, à tout âge.
*Thomas, sur les devoirs de la société.*

Voltaire seul em*bél*lit tout,
Et toi seule embel*lís* Voltaire. *Dorut, madrigal.*

Mais *Pér*rault, plus profond, Diderot nous l'apprit,
Per*ráult*, tout plat qu'il est, pétille de génie.
*Gilbert, le XVIII*[e] *siècle.*

Heu*réux* père, *héu*reux frère, et moins époux qu'amant.
*Ibidem.*

C'était l'ouvrage de la vie,
Et les desseins di*vérs* de *dí*vers souverains.
*Gresset, à Frédéric le Grand.*

Il fallait consulter l'honneur et la rai*són*.
La *rái*son, dites-vous, elle n'est alléguée
Qu'à propos de laideur. *Desmahis, L'impertinent.*

Si *vó*tre coeur se rend, le premier de nos soins
Est d'aller publier vo*tré* prompte défaite. *Ibidem.*

Ai*méz* ou n'*ái*mez pas, soyez prude ou coquette.
*Ibidem.*

L'a*mí*tié vient du ciel demeurer ici-bas. —
Oui, l'ami*tié* sans doute est le suprême bonheur.
*Desmahis, l'honnête homme.*

La tombe —
N'est point, assurément la tombe d'un ber*gér* —
Un *bér*ger, dis un monstre; il dévasta nos plaines.
*Leonard, les tombeaux.*

De *cás*cade en cas*cá*de en loin retentissants.
*Bertin, Gavorine.*

Vous me faites frém*ír*! —
Ah! *fré*mir: devinez.
*Fabre d'Eglantine, le Philinte de Molière.*

Il s'arrange en to*tál*, en *tó*tal tout est bien. *Ibidem.*

L'hom*mé* sent qu'il est *hóm*me. *Ibidem.*

Jeu*nés* gens, *jéu*nes gens, ne vous a-t-on pas dit?
*Florian.*

Quand on veut tout sa*voír*, que peut-on *sá*voir bien?
*Picard.*

Sous un ciel de décembre ils disaient: Empor*téz*
Em*pór*tez-nous au loin, sur des bords écartés.
*Le Morvonnais, Château de Cambourg.*

N'ambitionnez point le *trí*omphe imprudent
C'est un art de savoir tri*óm*pher en cédant. *E. Lebrun.*

Non, la Harpe au ser*pent* n'a jamais ressemblé,
Le *sér*pent siffle et la Harpe est sifflé. *Ibidem.*

Pour les pau*vrés* la comédie
Donne une *páu*vre tragédie. *Ibidem.*

Ber*gér*, bergère, au*teur*, tout bête,
Puis *bér*ger, *áu*teur, lecteur, chien.
S'endorment. *Ibidem.*

Ta *mè*re! Qui l'eût dit? Oui, ta mèr*é* perfide.
*Ducis, Hamlet.*

Me voilà donc, sau*lé*, cher au malheur,
Chantez le *sáu*le et sa douce verdure! *Ducis, Othello.*

Ruis*séau* peu connu dont l'eau roule —
Mon humble *rúis*seau par la fuite. *Ducis.*

Les *váin*queurs, les vain*cús* deviendront mes victimes.
*La Harpe, Vasco de Gama.*

Ainsi qu'adroits chasseurs, architec*tés* savants —
En archi*téc*te adroit mais en père timide.
*Delille, les trois règnes de la nature.*

Cet *ói*seau leur construit une humble pyramide,
L'oi*seáu* monte et descend dans une autre cellule.
*Ibidem.*

Où *l'á*mant fuit l'a*mán*te, où *l'á*mi fuit l'a*mí*. *Chamfort.*

Con*dór*cet, Condor*cét*, tremble à l'Académie. *Rivarol.*

Nous *sóuf*frons en naissant, pendant la vie entière,
Et nous souf*fróns* surtout à notre heure dernière.
*Collin d'Harleville, l'optimiste.*

Il *sóu*rit, son neveu sou*rít* de son côté.
*Collin d'Harleville, les chateaux en Espagne.*

Un commis est ministre, un jeune abbé pré*lát*,
Le *pré*lat — Il n'est pas jusqu'au simple soldat. *Ibidem.*

Quand je songe je suis le plus heu*réux* des hommes,
Et dèsque nous croyons être *héu*reux, nous le sommes.
*Ibidem.*

L'a*mí*tié mêne, oui, l'ami*tié* volage. *Parny, Elégies.*

Quel*qués* mois, *qué*lques jours encore. *Ibidem.*

L'*é*ternel mouvement et l'éter*nél* repos. *Fontanes.*

Vous me quittez pour *á*ller à la gloire,
Al*léz*, volez au temple de mémoire. *L. P. de Ségur, Romance.*

Une ro*sé* croissoit à l'ombre d'un buisson,
Et cette *ró*se un peu coquette. *Le Bailly.*

Cer*táin* rat de campagne en son modeste gîte,
De *cér*tain rat de ville eut un jour la visite.
*Andrieux, les deux rats.*

Sur le coeur *ás*sez faux, as*séz* vil, *ás*sez traître.
*Parceval-Grandmaison, Philippe Auguste.*

De *bás*sins en bas*síns* ces ondes amassées.
*André Chénier, Hymne à la France.*

Dieu jeune, viens aider sa jeunesse. Assou*pís*,
As*sóu*pis dans son sein cette fièvre brûlante.
*Idem, le jeune malade.*

Ah, mon fils, c'est l'a*móur*, c'est *l'á*mour insensé. *Ibidem.*

Haletante de loin: „Mon cher fils, tu vi*vrás*,
Tu *ví*vras!“ Elle vient s'asseoir près de la couche. *Ibidem.*

El*lé* tombe *él*le crie, elle est au sein des flots.
*Idem, la jeune Tarentine.*

Là je reviens tou*jóurs* et *tóu*jours les mains plaines.
*Idem, la vie du poète.*

Son coeur est averti par nos pre*miè*res larmes,
Nos premiè*rés* douleurs éveillent ses alarmes.
*Logouvé, mérite des femmes.*

Du bonheur d'exister sentir les *pré*miers charmes,
Elle aide en nos pre*miérs* essais
Notre raison — *Ibidem.*

Le lendemain s'accrut par *dé*grés la souffrance,
Et par de*grés* aussi mourut mon espérance.
*De Loncival, à l'ombre de Caroline.*

Chacun l'ap*púi* de tous, tous *l'áp*pui de chacun.
*Loya, épitre à un jeune cultivateur.*

De *clí*mats en cli*máts* tu seras transplanté.
*Bois jolin, l'arbre dela liberté.*

Je suis père, dis-tu? non, je suis dicta*téur*.
Dic*tá*teur! Quoi! Toujours marcher de crime en crime.
*Jony, Sylla.*

Revenez demain: nous ver*róns*!
Nous *vé*rrons est un mot magique. *Châteaubriand.*

Le villa*gé* n'a qu'à brûler
Et moi-même avec le vil*lá*ge. *H. de Maistre.*

Seu*lés* nous nous restons, toi-*seu*le es ma famille. *Campenon.*

Moins malheur*éux* que moi mal*héu*reux fils d'Alinde. *Nodier.*

— si son ombre —
Courait avec amour la pente d'un ruis*séau*,
D'un *rúis*seau qui bondit sans souci de son eau.
*Nodier, le buisson.*

Veil*lé*, ma lampe, *véil*le encore. *Béranger.*

Cé*lí*bat! céli*bát*! le lien conjugal,
A ton indépendance offre-t-il rien d'égal?
*Delavigne, école des vieillards.*

Tu te bat*trás*!
Du tout!
Tu te bat*trás*!
Eh non,
Je ne me *bát*trai pas. *Ibidem.*

Un *dú*el pour cela ne m'irait nullement.
J'y cours! Parte! Un du*él*! je suis ton serviteur. *Ibidem.*

Miséra*blé* par lui, je te fais misé*rá*ble. *Delavigne, Louis XI.*

Lui qui, sûr de vaincre, a volé
Vingt ans de *bá*taille en ba*táil*le. *Béranger.*

Est un en*fánt* qui vole un *én*fant qui survit.
*Sormet, divine épopée.*

Il devance l'aurore et d'*óm*brage en om*brá*ge.
*Denne-Baron, Zéphyre.*

Par les prés sautil*lé*, sau*tí*lle. *Doval, Bergeronnette.*

Vainqueur, mais tout meur*tri*, tout *méur*tri mais vainqueur.
*A. Monod, le bonheur du chrétien.*

Il joue, il croit gagner — souvent jou*ér* compense,
Mais *jóu*er, quand on perd, c'est doubler la dépense.
*Adolphe Dumas, cercle des familles.*

Chaque *í*dée à son fil attache une autre i*dée*.
*Bignan, l'imprimerie.*

Qu'il est doux, qu'il est doux d'écouter des *históires*,
Des *histoirés* du temps passé. *De Vigny, la neige.*

Et puis?
On *ávance*, on *avánce*.
*Porchat, fables et parables.*

Fille d'une *sangsúe* et *sángsue* elle même.
*De Rességuier, épigramme.*

La *fémme* vraiment belle est la *femmé* sincère.
*Roche, sonnets.*

Nous *állons*, nous *allóns* de *rívage*, en *riváge*.
*Claudia Rochi, symphonie d'octobre.*

*Craignéz*-la, *cráignez*-la, la femme est toujours Eve.
*Guttinguer, les saintes amitiés.*

*Tristé* sort, *tríste* monde, où tout nous est à craindre. *Ibidem.*

Qui *d'éspace* en *espáce* éperdûment lancée. *Ponsard, Galilée.*

*L'échó* redit plus faible à *l'écho* qui le suit.
*Barthélemy et Méry, Napoléon en Egypte.*

*Ouvréz*-vous, *oúvrez*-vous! c'est moi. *Lamartine, préludes.*

A gravir dans les airs de *rámeaux* en *raméaux*. *Ibidem.*

Aus demselben Grunde wird es auch erklärlich, wie in der französischen Poesie ein und dasselbe einsilbige Wort ganz beliebig in der Hebung, wie in der Senkung stehen kann.

Pars, *vóle*, active Renommée,
*Vŏle* aux deux bouts de l'univers! *Rouget, de Lisle.*

La paix *noŭs* est-elle permise?
Vengeance, *noús* ferons justice,
A la patrie, à l'univers. *Idem.*

Amis c'est *lé crĭ* du dieu Mars,
*Lĕ crí* précurseur de la guerre. *Idem.*

*Toŭt* dort. L'instant qu'elle signale
Peut *toút* changer, *toŭt* arrêter. *Idem.*

Sortons — mais *tói*, soldat, *toĭ* dont l'âme plus fière
N'est point soumise. — *Idem.*

Le sang coule, *ŏn* s'étonne, *ŏn* s'avance, *ón* s'écrie.
*Voltaire, Henriade.*

*Sŏnge áu* moins, *sónge aŭ* sang qui coule dans tes veines.
*Voltaire, Zaïre.*

*Voĭs* ces murs, *vóis* ce temple envahi par les maîtres.
*Ibidem.*

Tout vouloir *ést* d'un fou, l'excès *ĕst* son partage.
*Voltaire, discours sur la modération.*

Il sait régler *sĕs* goûts, *sĕs* travaux, *sés* plaisirs. *Ibidem.*

Il ne faut pas *toŭt* voir, *toŭt* sentir, *toút* entendre. *Ibidem.*

C'est *ún diĕu* qui lui parle ŭn *diéu* qui vit en elle.
*Voltaire, l'immortalité de l'âme.*

Je n'aperçois plus *rién*, *riĕn* qu'un affreux désert.
*Mme. Babois, élégies maternelles.*

*Diĕu* puissant, *Diéu* cruel, tu combles ma misère. *Ibidem.*

Saule *chĕr* à l'amour et *chér* à la sagesse. *Ibidem.*

---

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

## L. Geiger, Der Ursprung der Sprache. Stuttgart, bei Cotta. 1869.

Der Verfasser stellt sich in diesem Werke der Sprachphilosophie gegenüber. Er will auf dem Wege empirischer Sprachforschung die Frage nach dem Ursprunge der Sprache zu beantworten versuchen. Die Gedanken, welche hinsichtlich des Entstehens aller Sprache sich ihm durch langjährige Sprachbeobachtung aufgenöthigt haben, sind im Allgemeinen ebenso neu, als sie von den gegenwärtig geltenden und durch die Sprachphilosophie verbreiteten Ideen abweichen. In Nachfolgendem sollen daher die Betrachtungen, die im obigen Werke niedergelegt sind, und ihre Resultate in kurzen Umrissen vorgeführt werden.

Wir stehen, was das Problem der Entstehung der Sprache anlangt, augenblicklich auf dem Standpunkte der Skepsis. Die Theorie der Schallnachahmung, welche in den Perioden der bereits entwickelten Sprache scheinbar manchen Anhalt findet, ist gänzlich unhaltbar gegenüber den ältesten historisch nachweisbaren Bestandtheilen der Sprache, gegenüber den Wurzeln. Es ist nicht zu erweisen, dass in den historischen Wurzeln Laut und Begriff sich decken oder auch nur irgend ein naturnothwendiger Zusammenhang zwischen beiden stattfindet. Max Müller's Ansicht — ein verloren gegangenes instinctives Vermögen der ersten Menschen zur Sprachbildung — ist mystisch und entbehrt jeder vernunftgemässen Begründung. Bopp, Lepsius, Pott und Schleicher gestehen ihr Nichtwissen bezüglich der geheimnissvollen Entstehung der Wurzeln offen ein. Der Verfasser will den Weg zeigen, auf dem wir aus diesem Zustande der Skepsis herausgelangen können.

Um die leitenden Ideen für die weitere Betrachtung der Sprachwurzeln zu gewinnen, sucht er zunächst sich einen klaren Einblick zu verschaffen in das Verhältniss der Lautentwicklung gegenüber der Begriffsentwicklung innerhalb der Sprachperiode, die wir bereits überschauen können. In der Fortbildung und immer weiteren Verzweigung der historischen Wurzeln offenbart sich stets ein und dasselbe Gesetz, mögen diese nun selbständige Stämme geblieben oder zu an sich bedeutungslosen Suffixen herabgesunken sein. Der Sprachgebrauch legte zunächst ganz unmerklich in ein Wort lautliche Differenzen hinein; ebenso unmerklich trat für die verschiedenen differenzierten Laute ein numerisches Uebergewicht der Anwendung für diese

oder jene speciellere Begriffssphäre ein, und zwar so, dass die Wahl der einzelnen Laute nicht naturgemäss aus ihrem Wesen selbst erfolgte, sondern aus zufälligen Ursachen. Das Object des Wortes verändert sich den Sprechenden ganz unversehens unter der Hand. Da dieser Process ein ununterbrochen fortschreitender ist, so ergiebt sich als Gesetz für die Bedeutungen, die wir successive mit einem Worte verbunden sehen: Die Bedeutungen der Wörter entwickeln sich in einer Reihe, deren letztes Glied sich mit dem ersten in keinem klaren Zusammenhange mehr befindet. — An einer Reihe von Beispielen wird dies Gesetz in anschaulicher Weise nachgewiesen.

Der historische Verfolg der Bedeutungen eines Wortes ergiebt, dass ein Wort mit abstractem Begriffe früher stets etwas Concreteres bedeutet hat; dass ferner die Wörter für Gattungsbegriffe vorher stets eine umfangreichere Bedeutung gehabt haben, zum Theil so umfangreich, dass wir dieselbe nicht mehr unter einer Idee zusammenfassen können.

Aber auch diese Bedeutung ist für die betreffenden Wurzeln nie ursprünglich; sie haben vorher einen allgemeinen Verbalbegriff bezeichnet.

Ein Umfang von Thätigkeitsbegriffen ist es daher, den wir auf den historischen Wurzeln vereinigt finden. Die historischen Wurzeln stehen nachweislich in lautlichem Zusammenhange, wir müssen sie daher nothwendig als lautliche Abzweigungen von Urwurzeln ansehen. Für den Process der Bedeutungsentwicklung innerhalb der Sprachperiode vor den historischen Wurzeln müssen wir das Gesetz aller Bedeutungsentwicklung gelten lassen. Die Urwurzeln müssen ganz allgemeine Thätigkeitsäusserung bezeichnet haben. Die Einzelbedeutungen, welche wir mit einer historischen Wurzel verbunden finden, können nur als Entwicklungen aus solcher betrachtet werden.

Da nun aber der allmälige Bedeutungswechsel eines Wortes kein gesetzmässiger, sondern ein zufälliger ist, so würde der Sprachforschung für jede weitere Untersuchung jenseits der historischen Wurzeln der Boden fehlen, wenn nicht von einer anderen Seite her Licht auf diese dunkle Periode der grauen Urzeit fiele: Die Sprache ist werdende Vernunft. Es ist in jeder Sprachperiode nur das bezeichnet worden, was gedacht worden ist; ein Begriff war nicht eher für das Denken vorhanden, bis er in der Sprache Bezeichnung fand. Das Organ, mittels dessen der Mensch vorzugsweise die Welt auffasst, ist der Gesichtssinn. Die ersten in der Sprache bezeichneten Ideen müssen daher Eindrücke sein, die unter diesen Sinn fallen. — (Die Wörter, welche Wahrnehmungen anderer Vermögen bezeichnen, sind sämmtlich ursprünglich für Wahrnehmungen des Gesichtssinnes angewandt worden.) — Zuerst ist nur das Allgemeinste an den Dingen ausgeschieden und sprachlich bezeichnet worden; der Sinn selbst ist durch die Beobachtung ausgebildet und geschärft worden und hat mehr und mehr an den Dingen unterschieden. Den Nachweis für diese seine Ansicht liefert der Verfasser dadurch, dass er an einer Reihe von Beispielen zeigt, dass das, was zuerst Bezeichnung fand in der Sprache, also der frühere Begriff eines Wortes, auch das war, was naturgemäss zuerst bemerkt und ausgeschieden wurde. Das in Verbindung mit anderem Vorhandene wird erst in dem Augenblicke benannt, wo es gesondert in die Erscheinung tritt. Diese Ansicht wird nicht nur durch die historischen Thatsachen der Begriffsentstehung belegt, sie findet auch in der kaum zu bezweifelnden Wahrheit ihre Begründung, dass ein ausgebildetes Denken ohne alle Sprache unmöglich war. Die Sprachmittel und die für den sprachlichen Ausdruck vorhandenen Begriffe haben sich nachweislich vermehrt; nicht auch der Umfang des Denkens in gleichem Maasse? zumal die successive Entstehung der Begriffe in der Sprache eben den Gesetzen folgt, nach welchen die sich an

der Natur entwickelnde Vernunft die Begriffe für das Denken bilden musste. Der Ursprung und Anfang der Sprache ist demgemäss auch Ursprung und Anfang der Vernunft. Welches ist dieser Anfang?

Die Namen für die Farben, für hell und dunkel, für die Thiere, für Erde und Meer, die Verwandtschaftsnamen sind ohne Ausnahme nicht ursprünglich bezeichnet worden, sondern von Verbalstämmen mit der Bedeutung zerreiben, bestreichen, verbinden abgeleitet. Diese Thätigkeiten sind daher früher ein Sprachobject gewesen, als jene allem Anscheine nach der Bezeichnung so früh bedürfenden Gegenstände; letztere hatten in sich offenbar nicht das Vermögen, den sprachlichen Ausdruck anzuregen. Das Gemeinschaftliche in den erwähnten drei Verbalbegriffen ist die thierische Bewegung. An die hier in Betracht kommenden Wurzeln, so wie an andere historische Wurzeln mit ähnlichen Bedeutungen schliesst sich eine wahrhaft unerschöpfliche Fülle von Begriffen. — Ein verwandtes letztes Object — thierische Bewegung — findet sich aber nicht nur bei diesen Wurzeln, sondern lässt sich für alle übrigen Wurzeln nachweisen oder mit grösserer oder geringerer Sicherheit erschliessen. So sind also ein äusserst beschränkter Kreis menschlicher Bewegungen die vorhistorischen Sprachobjecte.

Aber auch das Wenige, was auf diese Weise von Begriffen und Wurzelformen übrig bleibt, lasst die Verengung noch zu. Die thierische Bewegung, die die Sprache in ihrem Urzustande ausdrückt, ist nicht nach den Organen, mit denen sie ausgeführt wird, unterschieden worden. Mordeo heisst im Lateinischen beissen, im Sanskrit heisst die Wurzel mrid mit den Händen reiben, streichen, zerbrockeln. Lassen wir daher bei der durch eine Urwurzel ausgedrückten Thätigkeit das Organ dieser Thätigkeit ausser Acht, so bleibt stets ein Scharren, Reiben, Beissen als ihre Grundbedeutung zurück, eine zu gleicher Zeit gesehene und gehörte Thätigkeit des menschlichen Mundes. Die Urformen der Wurzeln — sie müssen naturgemäss möglichst einfache Laute gewesen sein, die sich wenigstens ihrem Grundtypus nach sehr wohl erschliessen lassen — unterstützen diese Idee, indem sie zu gleicher Zeit das Verhältniss zwischen Urlaut und Urbegriff erklären: Der erste Sprachlaut ist die Nachahmung der gesehenen und zugleich gehörten Bewegung des menschlichen Mundes beim Reiben, Beissen u. s. w., ihr Object ist diese Bewegung selbst. „Da in diesem Anfange die Sprache mit ihrem Objecte zusammenfiel, so wurde sie verstanden, oder vielmehr, sie wirkte so, wie das Dargestellte; denn die Absicht, etwas mitzutheilen, hatte der Mensch noch nicht. Aber schon mit diesem ersten Augenblicke trat Differenziirung, Sprachgebrauch und Begriffsentwicklung mit ganz ähnlichen Folgen in das Leben, wie sie in der Sprache aller Zeiten zum Vorschein kommen. Der Laut erfolgte bei Gelegenheit einer etwas anderen Geberde, für deren Verschiedenheit noch kein Sinn vorhanden war. Auch der Laut selbst veränderte und vervielfältigte sich, jedoch ohne von Anfang an auf verschiedene Objecte vertheilt zu sein. Diese Vertheilung erfolgte erst, wenn bei hinlänglicher Unterscheidbarkeit der Objecte sich ein numerisches Uebergewicht für einen der Laute zufällig hergestellt hatte. Da alle diese Vorgänge gemeinsam waren, so wurde das Verständniss nie unterbrochen. Der Sprachlaut erinnert in Folge der Bedeutungsvertheilung nun Alle an etwas Verschiedenes, wie es vorher nur an Eines erinnert hatte." Aus diesem ersten Begriffe der Vernunft haben sich nun alle übrigen entwickelt. Diese Entwickelung ist die der Vernunft selbst, daher ist sie ebenso gesetzlich, wie diese.

Das wichtigste und im Wesentlichen neue Ergebniss der Untersuchung ist daher, kurz gefasst, folgendes: Die Sprache ist auf Beobachtung mittelst des Gesichtssinnes und wachsendes Unterscheidungsvermögen zurückzuführen; durch die Sprache und in Gemeinschaft mit derselben hat sich das

Denken entwickelt. Ein Denkorgan giebt es nicht; was wir Begriff nennen, ist die Summe von Empfindungen, die sich im Laufe von Jahrtausenden an einen Laut angeschlossen hat. Aus diesem Resultate deducirt der Verfasser für die Wissenschaft der Zukunft eine dreifache Aufgabe:

1) Eine kritische Untersuchung der Vernunft, aber nicht der Vernunft als eines fertigen, sondern als eines gewordenen Vermögens, das aus einem wesentlich anderen Zustande hervorgegangen ist. Ausgangspunkt dieser Untersuchung muss die Sinnlichkeit sein; die Vernunft enthält nichts Transcendentales.

2) Die Vernunft ist erwachsen aus dem Vermögen, die sichtbaren Gestalten in ihrem Unterschiede aufzufassen und aus der Mitempfindung. Der Physiologie bleibt die Aufgabe, ein tieferes Wissen über den Unterschied dieser Vermögen beim Menschen und beim Thiere zu schaffen. Der Verfasser giebt uns bei dieser Gelegenheit seine Auffassung von der Intelligenz der Thiere.

3) Schliesslich und vor allen Dingen schreiben die Ideen des Verfassers der Sprachwissenschaft eine neue Methode vor, wie sie dieselbe auch auf neue Ziele hinweisen: Die Geschichte der menschlichen Sprache und der menschlichen Vernunft, die Geschichte des Menschen zu entwickeln soll ihre Aufgabe sein.

Dies der Ideengang einer verdienstvollen Arbeit unseres bewährten Sprachforschers.

An einigen Stellen, besonders in Theil III und IV, hätte die Rücksicht, nach welcher der Verfasser die sich gewaltig häufende Menge von Sprachstoff betrachtet wissen will, rechtzeitig und mit grösserer Bestimmtheit angegeben werden können. — Endlich muss noch darauf hingewiesen werden, dass der Standpunkt, welchen derselbe hinsichtlich der Frage nach der Entstehung der Sprache einnimmt, denn doch nicht ohne jede Beziehung zu dem der Sprachphilosophie ist. Nicht der bewusste Wille war der Erzeuger des ersten Sprachlautes; Mitempfindung ist eine der Sprachquellen. Ist aber denn der erste Sprachlaut auf etwas Anderes als auf Reflexbewegung — die Fundamentaltheorie der Philosophie der Sprache — zurückzuführen? d. h. auf die unbewusste und ungewollte Fortpflanzung einer Bewegung sensibler Nerven auf motorische Nerven, in unserem Falle also auf die Beweger der Sprachorgane? Im Uebrigen steht der Verfasser allerdings durchaus nicht auf dem allzu theoretischen Boden dieser Richtung der Sprachforschung.

Prenzlau.

Dr. K. Böddeker.

---

Les femmes savantes, comédie de Molière. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. C. Th. Lion. gr. 8. Leipzig, B. G. Teubner. 1871.

Wir begrüssen diese Ausgabe als einen Versuch (wohl den ersten, der in dieser Richtung gemacht worden ist), auf die Erklärung der französischen Classiker diejenige Methode anzuwenden, deren man sich bei Erklärung der griechischen und römischen Schriftsteller schon längst bedient hat. Der Verfasser dieser zunächst für den Schulgebrauch bearbeiteten Ausgabe sucht

allen Anforderungen, die man an eine allseitige Interpretation stellen kann, gerecht zu werden. Die ästhetische Seite der Erklärung findet ebenso Berücksichtigung, wie die sachliche und sprachliche. Während man in den vorhandenen Ausgaben einzelner Stücke des Molière in der Regel wenig mehr, als eine ziemlich magere Didaskalie als Einleitung antrifft, giebt uns der Erklärer der Femmes Savantes auf den ersten 20 Seiten seines Buches Erläuterungen, die zur vollständigen Orientirung über die Grundidee des Stückes, über sein Verhältniss zu den Précieuses Ridicules, über die Geschmacksrichtung und geistige Atmosphäre, in der das Sujet wurzelt, und über die Charakterzeichnung der dargestellten Personen dienen. Auf die Arbeiten französischer und deutscher Literarhistoriker ist dabei überall Rücksicht genommen worden. Der Gang der Handlung wird ferner durch fortlaufende den einzelnen Scenen vorausgeschickte Inhaltsangaben entwickelt. Jedoch sind letztere, wie Ref. scheint, theilweise zu lang ausgefallen, so dass sie oft mehr einer Paraphrase, als einem Argumente gleichen und durch ihren Umfang der eigentlichen Erklärung ungebührlich viel Raum entziehen. Auch erschwert die bis in's einzelne Detail ausgeführte Analyse einzelner Scenen die Uebersicht über den Zusammenhang des ganzen Lustspieles. Wo im Laufe des Stückes der Gedankengang weniger klar und durchsichtig erscheint, kommen überall erläuternde Anmerkungen dem Verständnisse zu Hülfe, und bei den mehrfachen Anspielungen auf literarische und philosophische Richtungen wird der Leser, auch der nicht classisch gebildete, stets genügende Aufklärung unter dem Texte finden.

Was die sprachliche Erklärung eines modernen Schriftstellers anlangt, so fehlt es, wie Niemand leugnen wird, bis jetzt durchaus an einer auch nur einigermaassen sicheren Norm für das Maass und den Umfang des zu Leistenden. Die durch lange Praxis ausgebildete, allgemein anerkannte und bewährte Methode, die den Erklärer altclassischer Schriften leitet, hat kein Pendant auf dem Gebiete der modernen Philologie. Hier ist alles in das subjective Belieben des Commentators gestellt. Man braucht nur die Erklärungsweise verschiedener Ausgaben ein- und desselben Werkes vergleichend neben einander zu stellen, und man hat den Eindruck der buntscheckigsten Musterkarte von der Welt. Einen gemeinsamen Zug wird man hingegen bei den meisten derselben vorfinden, nämlich das fortwährende Uebergreifen der Erklärung in das Gebiet der Grammatik und des Lexikons, und zwar häufig in die elementarsten Partien der ersteren und die trivialsten des letzteren. Während die erklärenden Ausgaben der altclassischen Autoren (auch die für den Schulgebrauch bestimmten) die hauptsächlichsten Quellen bilden, aus denen die Grammatik und das Lexikon der alten Sprachen immer neue Elemente der Entwickelung und des Wachsthums schöpfen, sehen sehr viele Erklärer moderner Schriftsteller in Grammatik und Lexikon die Sonne und den Mond, aus denen das über den erklärungsbedürftigen Text zu verbreitende Licht vorzugsweise hergeleitet werden muss. Welche Fülle von Studien, welche umfangreichen Vorarbeiten muss Jemand machen, der einen griechischen oder römischen Schriftsteller mit nur einigem Erfolge erklären will. Wie leicht ist es dagegen bei der gegenwärtigen Lage der Dinge einen modernen Schriftsteller mit erklärenden Anmerkungen herauszugeben, ohne gerade von der Kritik allzuviel befürchten zu müssen. Dabei sprechen wir noch gar nicht von der so weit verbreiteten und beliebten Species der editiones notulis aspersis curatae, die den Markt täglich enger machen und deren Werth sich in den meisten Fällen auf den des gebotenen Textes reducirt. Sie erscheinen überhaupt wohl besser anonym: es ist wirklich gar zu bequem und unritterlich auf diese Weise Schriftsteller zu werden.

Nach den obigen Andeutungen über den Mangel einer allgemeingültigen Interpretationsmethode für neusprachliche Schriftsteller kann es nicht anders sein, als dass wir uns in verschiedenen Punkten mit dem Herrn Verfasser

der zur Besprechung vorliegenden Ausgabe nicht einverstanden erklären können. Wo die Tradition keinen objectiven Maassstab der Beurtheilung an die Hand giebt, ist eben Jeder berechtigt vom Standpunkte seiner subjectiven Ansichten und Wünsche aus Kritik zu üben. — Wie der Verf. schon in der Vorrede andeutet, hat er allerdings das Grammatische in geringerem Maasse, als es wohl bis jetzt bei einer Erklärung von solchem Umfange geschehen ist, herangezogen. Nichtsdestoweniger läuft noch manches mit unter, was man lieber vermissen würde. Auch bei Aufnahme von Lexikalischem ist nach Ansicht des Ref. nicht überall die wünschenswerthe Zurückhaltung beobachtet worden. So hätten wegfallen können die Bemerkungen zu 285 se mêler de qc, 314 s'aviser de qc, 341 ici hierher, 357 abuser qq. und abuser de, 584 trousseau, 603 du moins und au moins, 627 humeur, cadette, 689 nigaud, 734 se piquer de, 845 rien etwas (im negat. Satze), expérience (= Experiment), 930 approfondir, 1057 réclamer, 1063 renvoyer à qc., 1354 repartie, 1369 chaque jour, 1480 contrecarrer qc., 1495 pour (was betrifft) und anderes mehr. Bisweilen würde es sich empfohlen haben, den Schüler durch kurze Fragen zur Selbstauffindung der im Texte zur Anwendung gekommenen grammatischen Regeln hinzuleiten. Soviel Ref. sich erinnert, hat Verf. sich nirgends dieses pädagogischen Kunstgriffes bedient. Regeln wie die, dass nach jamais der Artikel wegfällt (v. 354) sollte man füglich bei dem, der Molière liest, als bekannt voraussetzen.

In der Vorrede hebt der Verf. hervor, dass er „bei keiner wirklichen Schwierigkeit vorübergegangen" sei. Ref. möchte hinzufügen „absichtlich," denn er ist selbst bei der Lectüre auf verschiedene Schwierigkeiten gestossen, nach deren Lösung er sich in den Anmerkungen vergebens umgesehen hat. Belege für diese Behauptung wird man weiter unten in genügender Anzahl finden.

Auf den dem Dichter eigenthümlichen Sprachgebrauch ist hinlängliche Rücksicht genommen worden, jedoch hätten die vom heutigen Sprachgebrauch abweichenden Eigenthümlichkeiten oft schärfer marquirt und in grösserer Vollständigkeit angeführt werden können, obgleich nicht geleugnet werden kann, dass es in vielen Fällen schwierig ist, eine sichere Grenzscheide zwischen poetischer Diction und veralteter Ausdrucksweise zu ziehen.

Die nachfolgenden Bemerkungen, die sich den in der Ausgabe der Femmes Savantes gegebenen Erklärungen anschliessen, wollen sich zu diesen theils berichtigend, theils ergänzend und näher ausführend verhalten. Ref. verwahrt sich ausdrücklich dagegen, als wenn er alles, was er vorbringt, zur Aufnahme in eine Schulausgabe für geeignet angesehen wissen wolle: literae non habent fines, schola habet.

v. 30. une idole d'époux und marmots d'enfants sind anders zu beurtheilen als nom de fille. Es sind Beispiele des appositionellen Genitivs, une id. d'ép. ist gleich un époux qui est comme une idole (Abgott von einem Gatten, engl. idol of a husband). Schon die lat. Volkssprache kennt diese Art des Genitivs: monstrum mulieris (monstre de femme), scelus viri, frustum pueri. 36. se donner tout entier = lat. totum se dare. 37. vous avez *en* exemple. Heutzutage wird avoir mit pour construirt. Es ist überhaupt die Freiheit zu beachten, die sich der Molière'sche Sprachgebrauch in der Anwendung von en, pour, comme gestattet. (vgl. 1138 considérer *en* homme st. consid. comme l'homme. A vos yeux = devant (sous) vos yeux. 45. aux lois, wovon abhängig? 42. épanche ist später noch einmal erklärt. 65. esprit mit pron. poss. häufig für das Personalpronomen (wie lat. animus) vgl. 85. 190. 1276. — 95. Mol. lässt häufig den Theilungsartikel fort, wo ihn die gute Prosa nicht entbehren könnte, besonders häufig nach ce sont und vor choses, so dass dieses Wort fast in der Weise eines unbestimmten Pronomens angewendet erscheint, vgl. 388. ce sont emportements. 714. ce sont charmes. 716. ce sont repas friands. 843. ce sont petits chemins. 1315. ce sont choses qui. 113. „croi für crois;" überhaupt

wird bei Dichtern oft das parasitische s der 1. pers. sing. praes. in der 2., 3. und 4. Conjugation nach dem Vorgange des Altfranzösischen weggelassen, vgl. 185 je croi. 347. je fai. 1623. je voi. Es geschieht dieses in Folge des von den Dichtern des 16. Jahrhunderts aufgestellten Grundsatzes, dass ein guter Reim nicht nur dem Ohre, sondern auch dem Auge annehmbar sein müsse. vgl. croi — foi, croi — moi, hai — fai. 336. les choses de la sorte; de la sorte ist hier adverbiell und nicht mit les choses zu verbinden, während es 504 finissez un discours de la sorte (= höre endlich mit derartigen Reden auf) von discours abhängt. De la sorte ist einer der wenigen Ausdrücke, in denen der Artikel den ursprünglichen demonstrativen Sinn bewahrt hat, de la s. = isto modo. 147. d'un regard pitoyable, das letzte Wort hier in der weniger gebräuchlichen Bedeutung „erbarmungsvoll." 149. bontés „Gütebezeugungen" zu steif, besser: Freundlichkeiten. 170. les choses du devoir = was zur Pflicht gehört. 174. ceux dont j'ai reçu le jour, lässt sich dont st. de qui nach dem heutigen Sprachgebrauch rechtfertigen? 183. prendre *dans* qc. hätte eine Bemerkung verdient. 193. *sur* moi . . . ramasser wie v. 1057. que réclament *sur* toi und sonst conquérir *sur* qq. prendre *sur* qc. 195. descendre = condescendre. 218. clartés de tout — Einsicht in Alles. 223. enfin (= kurz) wird erst später v. 1788 erklärt. 229. se rendre l'écho = se faire l'écho wie umgekehrt v. 1526 se faire maître statt des jetzt üblichen se rendre maître. 248. priser ist hier nicht „hochschätzen," sondern „lobpreisen." 251. fatras ist weiterhin ein zweites Mal erklärt. 256. zu soi-même = lui-même hätte mit Verweisung auf v. 1554 gleich darauf aufmerksam gemacht werden können, dass Molière umgekehrt auch lui (lui-même) gebraucht, wo sich der heutige Sprachgebrauch für soi (soi-même) entschieden hat. 268. „gageure sprich gajure nach dem dict. de l'Acad." e ist in diesem Worte jetzt ebensogut Lesezeichen wie z. B. in mangeons. Ein Suffix eure kennt das Franz. nicht; gageure ist von gager ebenso gebildet wie armure von armer. Dass indessen das e ursprünglich etymologisch berechtigt war, zeigen die altfranz. Formen armeüre (it. armatura), ambleüre, troveüre u. s. w. 285. si la bouche vient à s'en vouloir mêler. „vient à so weit geht." Die von vient à gegebene Uebersetzung scheint nach dem Zusammenhange nicht recht passend, da Bélise andeuten will, dass bei der ihr geweihten Liebe der Mund überhaupt nicht mit in Action zu treten habe. Auch würde „so weit geht" franz. besser mit va jusqu'à, en vient jusqu'à, en arrive à gegeben werden; si la b. vient ist wohl für das gebräuchlichere si la b. venait zu nehmen, und die Stelle zu übersetzen: wenn der Mund (wie ich nicht erwarte) sich darein mischen sollte. Engl. würde man ähnlich if your mouth came to meddle with it sagen können. Ausserdem enthält der Vers eine kleine Doppelsinnigkeit, die dem Erklärer entgangen zu sein scheint und die wohl auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben mag. 327 commettre qq. à qc. = charger qq. de qc. 330. Ist zu j'appuirai, presserai, ferai in grammatischer Beziehung nichts zu bemerken? 333. Dieu vous gard'. gard' (auch ohne Apostroph geschrieben) findet sich so auch bei anderen Dichtern (La Font., Voltaire), besonders in der Phrase Dieu vous gard. 340. Die eigenthümliche Bedeutung von mérite hätte wenigstens einmal angegeben werden sollen. 340. en mon voyage = dans mon voy. 365. encor = encore. galamment (on ne peut tromper plus galamment) übersetzt der Erklärer mit „geschickt;" es hindert indessen durchaus nichts, es hier in seiner gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen. 385. „céans: ecce intus: ici dedans," „*ceans* ist vielmehr gleich dem lat. *ecce hac intus*, wie sein Correlativ *léans* = *illac intus*; Génin ist in Sachen der Etymologie durchaus keine Autorität, er spielt im Gegentheil auf diesem Gebiete nur die Rolle eines abenteuernden Laien. 390. *par un* désespoir = in Folge der Verzweiflung. 402. son alliance = die Familienverbindung mit ihm. 403. zu de bien il n'a pas l'abondance vergl. deutsch er hat Geld die Fülle

414. de ce pas (wird erst weiter unten erklärt) entspricht dem Deutschen „stehenden Fusses." 417. je vais à ma femme en parler sans délai. Wovon hängt à ma femme ab? 420. héritage = glückliches Loos (wie lat. sine sacris hereditas). 435. je ne fais seulement que demander son crime, „im 17. Jahrh. fügte man wohl noch seulement dem ne — que hinzu;" es geschieht noch heute im volksthümlichen Stile. 437. je ne dis pas cela (ça) ist die gewöhnliche Formel, die derjenige braucht, der sich gegen eine aus einer Aeusserung von ihm gezogene Consequenz verwahren will. 459. insolence à nulle autre pareille = ins. sans pareille, vgl. v. 715. douceur à nulle autre pareille. 479. ne voilà pas = ne voilà-t-il pas. 522. met Vaugelas en pièces = macht V. zu Schanden. 530. que de brûler ma viande, ou saler trop mon pot, mit dichterischer Freiheit ist de vor saler ausgelassen. 548. (notre plus grand soin . . .) doit être *à* le nourrir = doit être *de* le nourrir. 553. Zu il (das Wort Sollicitude) pue étrangement *son* ancienneté wie zu v. 1044 elle (la ballade) sent *son* vieux temps beachte man den eigenthümlichen Gebrauch des pron. poss. statt des bestimmten Artikels. Das Dict. de l'Acad. kennt diese Anwendung des pron. poss. nur bei sentir, auch weisen die Beispiele, die sie dazu anführt, nur persönliche Objecte auf: Dans le discours familier, son, sa, joint au verbe Sentir, équivaut à l'article: „Il sent son homme de qualité, il sent son hypocrite, son tartufe." vgl. auch unter Sentir. 555. Wie ist voulez-vous que je dise am besten zu übersetzen? 559. en parlant bezieht sich hier nicht auf das Subject. 568. aller chercher (= rechercher) hat an dieser Stelle nicht seine gewöhnliche Bedeutung (holen). 571. il n'est pas bien honnête, *et* pour beaucoup de causes, et explicativ „und zwar," ebenso in v. 1292. 598. Wie ist das Wortspiel raisonnement — raison deutsch wiederzugeben? 620 de confusion = par confusion. 659. Die über avec (n'avez-vous point de honte, avec votre mollesse?) gegebene Bemerkung möchte Ref. etwas bestimmter formulirt haben: „avec streift bisweilen, besonders in Sätzen, die eine Verwünschung, einen Tadel oder eine Missbilligung enthalten, hart an die Bedeutung des causalen pour, à cause de. vgl. 325. diantre soit de la folle avec ses visions. v. 666. ma femme est terrible avecque son humeur." Grammatik und Lexikon haben diesem Gebrauche bis jetzt noch wenig Beachtung geschenkt. Schon das ältere Latein hatte cum in analoger Weise gebraucht, z. B. di te deaeque omnes faxint *cum* istoc omine (Plautus) (= va-t-en au diable *avec* ta mauvaise prophétie, it. vattene in malora *con* quella cattiva proferia) *cum* istoc animo es vituperandus (Terenz) (= tu es à blâmer *avec* ta manière de voir). 672. on en a pour huit jours d'effroyable tempête, en = de l'opposition qu'on lui fait (à Philaminte), d'effr. temp. ist nicht abhängig von pour huit jours, sondern de steht im partitiven Sinne wie z. B. in avoir *de* l'orage (= e i n Gewitter haben, bekommen). 676. ma mie ursprünglich ma amie und elidirt m'amie, dann orthographisch falsch abgetheilt ma mie; ein Ausdruck wie sa douce mie würde also, streng genommen, als fehlerhaft gelten müssen. 684. mit vouloir être *un* homme vergleiche man v. 710. je m'en vais être homme. 710. „aller, lié à un autre verbe à l'infinitif: Molière en fait *toujours* un verbe réfléchi avec en. (Génin p. 14.)" Das ist ganz einfach eine übertriebene und unrichtige Behauptung. 731. il n'importe (vgl. 1580 il n'importe comment), jetzt würde man il weglassen. 737. vite de quoi s'assoir bedarf durchaus einer genaueren Erklärung (vgl. it. dar da sedere = dare una sedia). 771. ces deux adverbes joints *font* admirablement = diese beiden Ad. m a c h e n s i c h wunderschön zusammen. 780. In Faites-la sortir, quoi qu'on die, — de votre riche appartement verdankt der Ausdruck *quoi qu'on die* lediglich der Reim- und Versnoth sein Dasein. Er ist in diesem Zusammenhange durchaus müssig und nichtssagend, da es abgeschmackt ist, zu vermuthen, dass Jemand die Partei des Fiebers ergreifen werde, wie Philaminte v. 88 in den Worten thut: que de la fièvre on prenne ici les intérêts. Die Allgemeinheit und Beziehungslosigkeit dieser Phrase

ist es eben, die den Anlass zu dem komischen Bestreben giebt, in ihr eine Fülle poetischer Schönheiten finden zu wollen. Während der Dichter andere Wendungen aus dem poetischen Machwerke des Trissotin nur ein- oder zweimal von den gelehrten Damen bewundern lässt, lässt er sie immer wieder zu den enthusiastischen Ausrufen über die Vorzüglichkeit von quoi qu'on die zurückkehren. 801. caquets = Klatsch. 809. Zu avez-vous compris toute *son* énergie (l'énergie de „quoi qu'on die" sowie zu 1495 vous pouvez vous assurer *de lui* (de mon coeur) und zu 1496 quand j'aurai *son* appui (l'appui de votre coeur) konnte angegeben werden, inwiefern dieser Gebrauch der Pronomina von dem gewöhnlichen prosaischen Sprachgebrauch abweicht. 816. tiercets (tercets) geschrieben wie tiers (tertius), an das es sich orthographisch anzulehnen scheint. 835. *vous vous* sentez saisir = man fühlt sich ergriffen. 844. nouveau, hier gleich „originell." 849. et bel esprit, il ne l'est pas qui veut, qui auf il zu beziehen. 856. vendre, acheter, chèrement (st. cher) findet sich besonders häufig bei figürlichem Sinne der Rede wie in vendre chèrement sa vie, sa liberté, sodann wenn das Adverb in einer zusammengesetzten Zeit dem Particip vorangeht, z. B. il a chèrement acheté la victoire. 877. sur votre sujet = sur votre compte. 898. il faut se relever de ce honteux partage. „Unter partage wird hier der Antheil verstanden, der bei der Arbeitstheilung den Frauen zugefallen ist." Part. hat hier wohl wie in den Ausdrücken avoir, donner, tomber, échoir en partage die allgemeine Bedeutung „Loos." Die Verbindung mit relever würde sich sonst kaum rechtfertigen lassen. 899. hautement hier am besten mit „offen und kühn" zu übersetzen. 901. brillants de leurs yeux. „*brillants*; qualités brillantes." Das Wort wird man an dieser Stelle am besten im eigentlichen Sinne verstehen, wie der Gegensatz von les lumières de leur esprit zeigt. 942. de mortelles sentences = des sentences de mort. 947 und 948. „noble et dont . . ., plein de gloire et qui . . .," ein Relativsatz steht hier zweimal gleich einem adjectivischen Attribut." Diese dem franz. eigenthümliche Anknüpfung eines Relativsatzes mit et zeigt an, dass sich das Relativ auf das Nomen allein, nicht auf das attributiv bestimmte Nomen bezieht. 977. la main . . . dit = die Hand zeigt an. 979, 980, 982. savoir du grec = savoir le grec (it. saper di greco st. sapere il greco). 994. „cours Promenade." warum nicht, da es doch einmal ohne Fremdwort nicht abgeht, gleich Corso? 1005. de petits vers . . . sur *quoi*, quoi (ebenso wie qui) mit Präpositionen wird bei den Dichtern des 17. Jahrh. auf Sachen bezogen. 1026. la *fièvre qui tient* la princesse wie lat. febris quae tenet aliquem. 1047. Wie ist reste zu übersetzen? 1086. parlons d'autre affaire wie 623. discourons d'autre affaire ist Formel, um ein Gespräch, das eine unangenehme Wendung nimmt, abzubrechen. 1098. j'*y* suis blessé = j'*en* suis blessé. Bei einigen Verben erlauben sich die Dichter bisweilen die locale Beziehung statt der causalen auszudrücken, z. B. être étonné à (st. de) trembler à (st. de), so hier être blessé à qc. vgl. 1155. mon coeur s'émeut *à* toutes ces tendresses. 1101. *un* éclat d'*un* moment ist statt l'éclat d'un moment mit Rücksicht auf un frêle ornement und une fleur passagère gesetzt, um die Gleichmässigkeit der Structur nicht zu unterbrechen. Ein Subst. mit unbestimmtem Artikel, von dem ein anderes Subst.. ebenfalls mit unbestimmtem Artikel, im Genitiv abhängt, ist im Franz. eine ausserordentliche Seltenheit. Man kann dicke Bücher durchlesen, ohne auf ein Beispiel dieser Art zu stossen. 1150. échauffer les oreilles, wie heisst der entsprechende deutsche Ausdruck? 1171. il n'en est pas encore où son coeur peut prétendre, „en weist auf das Schwiegersohnwerden zurück:" das Pronominaladverb dient zur allgemeinen Ortsbezeichnung ohne specielle Beziehung auf das Vorhergehende, wie so häufig bei figürlicher Rede, z. B. il n'en est pas encore là (anderen Sinn hat il n'est pas encore là), l'état où en sont les choses, les choses n'en sont pas encore à ce point u. s. w. 1191. Zu toujours à vous louer il a paru de glace wäre eine Bemerkung sehr am Platze

gewesen. 1242 und 1564. laisser là = laisser à part (v. 1252). 1281 bei fiertés hätte auf v. 40 verwiesen werden können. Abstracta können, wie im Lat., in den Plural gesetzt werden, wenn ihr Begriff seinem ganzen Umfange oder seinen concreten Aeusserungen nach aufgefasst werden soll. 1293. on le prise en tous lieux ce qu'il vaut; die weniger bekannte Regel über die Construction der Verba des Abschätzens u. s. w. hätte Erwähnung verdient. 1315. Ce sont choses, de soi, qui sont belles et bonnes. de soi steht mit dichterischer Freiheit vor dem Relativsatze, dessen adverbiale Bestimmung es bildet, und ist daher bei der Uebersetzung in denselben zu ziehen. 1324. si les raisons manquaient, je *suis* sûr qu'en tous cas etc., je suis sûr gehört zum ganzen Satze (sonst müsste es heissen je serais sûr). Es ist zu construiren: je suis sûr que, si les raisons manquaient, en tous cas etc. Deutsch wird man je suis sûr am besten durch ein Adverb wiedergeben. 1333. *sot plus* qu'un sot ignorant, nachdrucksvolle Umstellung statt *plus sot* wie in un Romain *lâche assez* pour servir sous un roi (Corneille.) 1343, vous prenez *tant* les armes; tant gleich avec tant de zèle. 1364. c'est tout *dit* = c'est tout *dire*, part. passé statt infinit. présent wie bei La Font. Fabl. 2, 19: oui, reprit le lion, c'est bravement *crié*. 1381. chez elle = y, der Hof wird persönlich gedacht, daher chez. Diese Personification ist vorbereitet durch die Ausdrücke elle (la cour) n'est pas si bête und elle a du sens commun; 1398. beaucoup nécessaire veraltet statt très-nécessaire. 1407. „épancher (lat. expandere),“ eigentlich aus der Weiterbildung expandicare. 1416. „pour statt“ ist nicht ganz zutreffend. Der Sinn des Satzes ist tout leur mérite consiste à être riches en babil importun. 1453. „envoyer à qu. wie wir sagen: zu jem. schicken.“ besser: n a c h jem. schicken. 1472. madame votre femme würde jetzt recht spiessbürgerlich klingen. 1496. je ne puis qu'être heureux quand j'aurai son appui; es wäre zu bedenken, ob dieser Vers nicht eine Inversion von que enthielte und dem Sinne nach gleich je ne puis être heureux que quand j'aurai son appui wäre. So sagt Corneille mit invertirtem que: tu n'as fait le devoir que d'un homme de bien. 1508. faire écouter la raison = faire entendre raison. 1532. (vgl. v. 619) vouloir mal steht dem lat. male velle näher als das gewöhnlichere vouloir du mal (vgl. vouloir bien = vouloir du bien). 1584. „en dépit qu'elle en ait im Verdruss, den sie auch davon haben mag,“ bei dieser Uebersetzung wäre die Auslassung des Artikels vor dépit nicht zu rechtfertigen. Der Ausdruck, der übrigens noch nicht veraltet ist, scheint seine Entstehung der Verschmelzung zweier Constructionen zu verdanken, malgré (le dépit), qu'elle en ait und en dépit d'elle. 1647 je serais *un* sot; der unbestimmte Artikel zur Hervorhebung des Begriffes. 1703. ne voulant savoir le grais ni le latin, vor le grais ist in volksthümlicher Weise ni ausgefallen, vgl. 1713. qui ne sache A ne B. 1716. elle a dit vérité = elle a dit la vérité. 1747. „Die Verdoppelung faites, faites, um der Aufforderung den rechten Nachdruck zu geben.“ Diese Bemerkung passt auch zu 1669: 1673. 1674. 1785. je baise les mains = ich empfehle mich. 1787. que peu philosophe est ce qu'il vient de faire, auffällig und ungewöhnlich ist hier der adjectivische Gebrauch von philosophe st. philosophique. Ausdrücke wie roi philosophe, femme ph., siècle ph., tête ph., esprit ph. sind hiermit nicht zu vergleichen, da in ihnen philosophe a p p o s i t i v steht; auch würde man schwerlich conduite philosophe, tranquillité philosophe und ähnliches sagen. 1820. c'est un stratagème, *un surprenant secours*, die letzten Worte sind gleich le secours d'une surprise, surprise in der militärischen Bedeutung von Ueberfall genommen; das mit stratagème begonnene dem Kriegswesen entlehnte Bild wird in surprenant secours fortgesetzt.

Was Druck und äussere Ausstattung des Werkchens anlangt, so schliesst es sich würdig den bekannten Ausgaben der im Teubner'schen Verlag erschienenen antiken Schriftsteller an. Jedoch sind einige Druckfehler anzumerken: 138. desirs st. désirs. 357. Fehlt ein Komma zwischen comment und

ma soeur. Z. 518. parties *de* discours st. p. *du* discours. 706. raissonnable st. raisonnable. Z. 890. tous st. toutes, commes st. sommes. 947 und 48 st. 947 und 948. 1125. prenez vous ohne tiret. 1644. sous st. vous. 1653. *des* calendes st. *de* calendes. z. 1682. pron. inter. st. pron. rel. 1663. serai st. sera. z. 1766. Rehrseite st. Kehrseite.

Indem wir schliesslich die Ausgabe, die in Anlage und Ausführung alle bisher erschienenen Erklärungen einzelner Molière'scher Stücke übertrifft, allen, die sich für den französischen Lustspieldichter interessiren, auf das beste empfehlen, machen wir noch darauf aufmerksam, dass der Verfasser, wie er in der Vorrede andeutet, zunächst den Tartufe, dann den Misanthrope in gleicher Weise zu bearbeiten gedenkt. Möge das Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang nehmen.

Langensalza. Th. Ameis.

---

Sicilianische Märchen. Aus dem Volksmund gesammelt von Laura Gonzenbach. Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung. Herausgegeben von Otto Hartwig. Theil I: LIII u. 368 S., Th. II: IV u. 263 S. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1870.

Während das sicilianische Volkslied der Beachtung gelehrter Sammler und Forscher schon seit einer Reihe von Jahren sich erfreut, war der reiche Schatz volksthümlicher Prosadichtung, den die durch Naturschönheit und Geschichte in gleichem Maasse anziehende Insel birgt, bis zum Erscheinen des vorliegenden Buchs noch fast ganz ungehoben geblieben. Es war daher ein glücklicher Gedanke, der Otto Hartwig veranlasste, Fräulein Laura Gonzenbach in Messina — seitdem mit dem italienischen Oberst Herrn La Racine vermählt — zur Aufzeichnung einiger sicilianischer Märchen anzuregen. Fräulein Gonzenbach war dieser Aufgabe, welche mit nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten verknüpft ist, gewachsen wie wenige. Eine geborne Sicilianerin und „des Dialektes von Messina vollkommen mächtig,“ dazu mit einem feinen Sinn für die zarte, so leicht zu verwischende Eigenthümlichkeit der Märchenpoesie begabt, entbehrte sie keiner der Eigenschaften, welche in diesem Fall von der Sammlerin gefordert wurden. Ihr treffliches Talent zu erzählen, verbunden mit völliger Beherrschung der deutschen Sprache, befähigte sie in hohem Grade dazu, das Gesammelte vor einem deutschen Leserkreis würdig darzustellen. Die Grundsätze, von welchen Frl. G. bei der Darstellung sich leiten liess, giebt sie in einem Briefe an den Herausgeber (Vorwort S. IX) folgendermaassen zu erkennen:

„Nun möchte ich Ihnen auch noch sagen, dass ich mein Möglichstes gethan habe, um die Märchen recht getreu so wieder zu geben, wie sie mir erzählt wurden. Den ganz eigenthümlichen Reiz aber, der in der Art und Weise des Erzählens der Sicilianerinnen selbst liegt, habe ich nicht wiedergeben können. Die Meisten erzählen mit unendlicher Lebhaftigkeit, indem sie dabei die ganze Handlung mitagiren, mit den Händen sehr ausdrucksvolle Geberden machen, und wenn es gerade passt, in der Stube herumgehen. Auch wenden sie niemals ein „Er sagt“ an, da sie den Wechsel der Personen stets durch die Intonation angeben. Das schliesst aber nicht aus, dass sie dafur das Wort: dici (sagt) bis zum Uebermaass brauchen, z. B. „O figghiu, dici, come va, dici, pi stiparti, dici, sulu, sulu dici, u. s. w.“

Wie bei einer mit Liebe ergriffenen Arbeit jede überwundene Schwierigkeit die Lust zur Sache steigert, so geschah es auch hier: Frl. G.'s

Sammlung wuchs in verhältnissmässig kurzer Zeit zu einem stattlichen Umfang an und aus dem, was ursprünglich dazu bestimmt war, zu Dr. O. Hartwig's Werk „Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder, 2 Bde., Cassel 1867—69" einen Anhang zu bilden, wurde das vorliegende Buch, welches nicht weniger als 92 Märchen enthält. Eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, Reinhold Köhler, dem der Herausgeber das Manuscript vor der Drucklegung zur Einsicht zugeschickt hatte (vgl. S. X), hat die gegenwärtige Sammlung als eine „wahrhafte Bereicherung der Märchenliteratur" bezeichnet. Und in der That hat sowohl der Laie, der bloss zu seiner geistigen Erfrischung gern in die anspruchslose Tiefe der Volksdichtung sich versenkt, als der Fachmann, der sie zum Gegenstand gelehrter Forschung macht, alle Ursache, der Sammlerin und dem Herausgeber für diese werthvolle Gabe dankbar zu sein; denn nur wenige Sammlungen dieser Art dürfte es geben, welche beiden Lesergattungen mehr zu bieten hätten.

Um den Fachmann hat auch Reinhold Köhler durch seinen Antheil an dem vorliegenden Buch sich besonders verdient gemacht. Von ihm rührt laut der Vorrede (S. X) „im Wesentlichen die Anordnung der Märchen her, wie sie hier vorliegt," und wir können es nur billigen, dass er zur Erleichterung des wissenschaftlichen Studiums die verwandten Erzählungen, welche häufig nur wenig abweichende Variationen desselben Themas bilden, zusammengestellt hat. Namentlich aber verdanken wir Köhler die das Buch schliessenden Anmerkungen, in denen er aus dem reichen Schatz seines Wissens in mögsichst knapper Form einen höchst werthvollen Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde giebt.

Die Einleitung zur Sammlung rührt von dem als tüchtiger Kenner Siciliens und seiner Geschichte bekannten Herausgeber her. Sie handelt ihrem Hauptinhalte nach zwar nicht von den Märchen; sie beschäftigt sich aber mit einer Frage, deren Lösung jeder „Untersuchung über Entstehung, Verbreitung und nationalen Gehalt der in Sicilien verbreiteten Märchen" nothwendig vorhergehen muss, mit der Frage nämlich, nach „der Entstehung und Zusammensetzung der jetzt in Sicilien herrschenden Nationalität." Nach einigen Andeutungen über die insulare Lage Siciliens und über die zweiseitige Wirkung derselben, über den Gegensatz zwischen Küste und Binnenland, so wie zwischen verschiedenen Theilen der Küste selbst, über das hohe Alter einiger sicilianischer Gebräuche und einiger in den Volksliedern sich erhaltender, wenn auch vom Volke nicht mehr verstandener, historischer Erinnerungen beginnt der Verfasser seine Untersuchung damit, dass er aus der Hauptmasse der sicilianischen Bevölkerung „zwei durch ihre Sprache leicht von ihr abzulösende kleine Bestandtheile" ausscheidet. Es sind dies — mit Uebergehung der Spanier, welche gar nicht in Betracht kommen können — die Albanesen, welche sich im 15. Jahrhundert auf der Insel ansiedelten, und die sogen. Lombarden, d. h. Oberitaliener aus dem Montferratinischen, die schon seit dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts nach Unteritalien und Sicilien gekommen waren. Auch diese letzteren können trotz der frühen Zeit ihrer Einwanderung und ihrer verhältnissmässig grossen Zahl keinen bedeutenden Einfluss auf die Ausbildung des nationalen Typus der Sicilianer ausgeübt haben, wie schon aus der scharfen Absonderung ihres in einigen ihrer Colonien noch jetzt fortlebenden oberitalienischen Dialects hervorgeht.

Nachdem der Verfasser durch diese Ausscheidung nicht wesentlicher Elemente sich seine Aufgabe vereinfacht, giebt er in gedrängter Darstellung einen Ueberblick über den Wechsel der Nationalitäten und Sprachen auf Sicilien und ihres Verhältnisses zu einander. Die Punkte, auf die es hier namentlich ankommt, mögen hier kurz hervorgehoben werden. „Nach Vertreibung der Punier von der Insel" war „die griechische Sprache die fast allein herrschende auf ihr" (S. XXXI). Mit der römischen Eroberung kam dann die lateinische hierher, der es jedoch nicht gelang, die griechische

ganz zu verdrängen, die vielmehr noch im 6. Jahrhundert unsrer Aera sich mit jener zu ziemlich gleichen Hälften in die Bevölkerung der Insel theilen musste, — und zwar dies ungeachtet des Umstandes, dass „aller Wahrscheinlichkeit nach das Christenthum von Rom aus nach Sicilien gekommen,“ „die älteste christliche Kirchensprache in Sicilien die lateinische gewesen ist.“ Einige Thatsachen lassen „auf ein ziemlich gespanntes Verhältniss der beiden Nationalitäten auf der Insel gegen Ende des 6. Jahrhunderts schliessen“ (S. XXXIII, wo der Druckfehler 7 statt 6 zu berichtigen ist), eine Spannung, welche, obgleich Hartwig dies nicht ausdrücklich bemerkt, doch ohne Zweifel auch seiner Ansicht nach von der im Laufe jenes Jahrhunderts erfolgten Eroberung Siciliens seitens der Byzantiner herrührt. Die Losreissung der sicilianischen Kirche von Rom und ihre Verbindung mit Constantinopel im Anfang des 8. Jahrhunderts musste dann, zusammen mit der politischen Herrschaft der Byzantiner, natürlich ein Zurücktreten der lateinischen Sprache und der sie redenden Nationalität auf Sicilien herbeiführen.“ Geistliche Reden, die in Syrakus, Catania und Terracina gehalten worden und auf uns gekommen sind. sind in griechischer Sprache abgefasst. Ebenso sind die Homilien des Theophanes Kerameus, die Geschichte der Manichäer von Petrus Siculus und die Werke anderer Sicilianer des 9. Jahrhunderts ausschliesslich in griechischer Sprache geschrieben (S. XXXIII).“ Die Eroberung Siciliens durch die Araber und deren Herrschaft auf der Insel, welche beide christliche Bekenntnisse, beide abendländische Nationalitäten in gleicher Weise drückte, wenn sie auch bei den Griechen auf ungleich zäheren Widerstand stiess als bei den Lateinern, trug selbstverständlich nicht dazu bei, die lateinische Sprache neu zu beleben, und so ist aus dieser Zeit kein einziges sicilisches Denkmal in derselben auf uns gekommen.. Diese Thatsachen berechtigten den Verfasser dazu, S. XXXV den Satz auszusprechen, in dessen Aufstellung und Begründung eins der wesentlichsten Verdienste der Abhandlung beruht, den Satz nämlich: „dass sich die lateinische Sprache im 10. und 11. Jahrhundert“ auf Sicilien „nur in den untersten Volksclassen behauptet hat.“

Nun folgte in der zweiten Hälfte des letztgenannten Jahrhunderts die Eroberung durch die Normannen. Dieses Volk, welches schon längst die französische Sprache angenommen hatte, war anfänglich eifrigst bemüht, dieselbe auch in Unteritalien zu verbreiten. Die Normannen aber wurden von nicht unbeträchtlichen Schaaren von Oberitalienern, den schon erwähnten „Lombarden,“ als Bundesgenossen begleitet. Wie erklärt es sich unter diesen Umständen nun, dass die sicilianische Bevölkerung aus der normannischen Eroberung als eine im Grossen und Ganzen einheitliche, einen süditalienischen Dialekt redende Nationalität hervorging, eine Nationalität, deren Bildungsprocess schon unter dem Hohenstaufen Friedrich II. der Hauptsache nach vollzogen erscheint?

Wir fragen hier nicht nach den besonderen Bedingungen, unter welchen ein so rascher Aufschwung des sicilianischen Nationalgefühls, eine so frühzeitige Blüthe der italienischen Literatur auf der Insel möglich wurde. Die Andeutungen, welche Hartwig in dieser Beziehung giebt (S. XLV—L), wollen wir dem Leser selbst nachzulesen überlassen. Wir fragen hier nur nach dem ethnologischen Element, welches innerhalb so kurzer, noch nicht 150 Jahre umfassender Frist der vielgemischten Bevölkerung Siciliens sein Gepräge für die Dauer aufgedrückt hat. Dieses Element erkennt der Verfasser in Uebereinstimmung mit Amari, ohne jedoch durch Letztern auf diese Ansicht geführt zu sein, in zahlreichen Schaaren von Unteritalienern, welche im Gefolge der Normannen nach Sicilien eingewandert seien; eine Annahme, welche theils durch Zeugnisse arabischer Schriftsteller, theils durch eine ganze Anzahl sicilischer Städtenamen, namentlich aber durch die Einheit der Sprache Siciliens und Unteritaliens gestützt wird. Diese Einwanderer seien dann mit den Ueberresten der lateinischen Race auf der

Insel, deren Dialekt wahrscheinlich dem ihrigen verwandt gewesen, rasch zu einem Volke zusammengewachsen.

Im Ganzen müssen wir uns mit den Ausführungen des Verfassers durchaus einverstanden erklären. Nur will es uns zuweilen scheinen, als ob er jene „Ueberreste der lateinischen Race" doch gar zu gering anschlug, als ob er die Folgen der Jahrhunderte lang andauernden römischen Herrschaft auf der Insel in ihrer Nachhaltigkeit unterschätzt und dafür den unteritalienischen Einwanderungen seit der normannischen Eroberung eine Intensivität der Wirkung beilegt, welche über das Maass der Wahrscheinlichkeit hinausreicht. Dass der lateinisch redende Theil der Bevölkerung im 11. Jahrhundert nur in den untersten Volksclassen zu suchen gewesen sei, haben wir ihm bereitwillig eingeräumt. Wenn er aber (S. XXXVIII f.) sagt: „Es lässt sich keine Stelle aus einem Chronisten jener Zeit oder aus einer bisher bekannten Urkunde beibringen, die uns zu der an sich unwahrscheinlichen Annahme nöthigte, es hätten in Sicilien zur Zeit der Eroberung der Insel durch die Araber und während der Herrschaft dieses Volkes grössere Gemeinden mit einer Vulgärlatein redenden Bevölkerung* bestanden," so erinnern wir ihn daran, dass andrerseits nach seinem eigenen Geständniss (S. XLIV) die normannischen Chronisten von Einwanderung zahlreicher Schaaren von Unteritalienern nach Sicilien ebenso nichts berichten, während wir in Bezug auf die doch ohne Zweifel viel weniger zahlreichen „Lombarden" hinlänglich unterrichtet sind.

Im Zusammenhang mit dieser Hauptfrage scheinen uns noch ein paar von dem Verfasser beregte Punkte der Aufhellung zu bedürfen. S. XXVIII sagt H. mit Rücksicht auf die Einwanderung der soeben genannten „Lombarden:" „Wäre nicht schon in jener Zeit (al. um den Ausgang des 11. Jahrhunderts) der unteritalienische Dialect, von dem der sicilische ein Zweig ist, auf der Insel herrschend gewesen, so würde er gewiss mit dem lombardischen zusammengeflossen sein." Wie stimmt dies zu der Ansicht, dass der Stamm, dem Sicilien seine Sprache vorzugsweise verdankt, erst etwa gleichzeitig mit jenen Lombarden dahin eingewandert sei? Weiter, was haben wir uns unter den lateinischen (latini) Bewohnern von Patti zu denken, für welche 1133 eine Urkunde aus dem Latein in die Vulgärsprache (d. h. nach dem Verfasser: in den sicilianischen Dialekt) übersetzt werden musste, um ihnen verständlich zu sein? Und was unter den homines latinae linguae, welche eine noch ältere, auf das Jahr 1080 zurückgehende Urkunde erwähnt (vgl. a. a. O. Anm. VX)? Endlich möchten wir noch fragen, wie verhält es sich mit den von Vigo und anderen patriotischen Sicilianern herausgegebenen sicilianischen Volksliedern? Sind sie alle ohne Ausnahme echt, d. h. wirkliche Volkslieder? Ist z. B. die Strophe echt, welche H. S. XXI (nach Vigo S. 282) mittheilt, und die sich auf die Wiederherstellung der Bilderverehrung und das „Fest der Orthodoxie" beziehen muss? In dem Fall bliebe uns nur folgende Alternative: entweder wir hätten ein „Volkslied" vor uns, welches aus dem ursprünglich Griechischen später in das Sicilianische übertragen wurde, oder ein sicilianisches Volkslied, welches in seiner romanischen, wenn auch vielfach veränderten Form bis ins 9. Jahrhundert zurückreichte. Die erstere Annahme wäre an und für sich höchst bedenklich; die letztere würde eine grössere Tenacität des lateinischen Elements auf Sicilien beweisen, als man nach H.'s Darstellung anzunehmen geneigt sein möchte.

Gegen den Schluss der Einleitung wendet der Herausgeber sich zu den Märchen, welche den Inhalt des Buchs bilden, um die Frage zu beantworten, in wiefern die von ihnen dargebotenen historischen Anhaltspunkte zu der vorgetragenen Theorie von der Entstehung der gegenwärtig in Sicilien

* Von uns unterstrichen.

herrschenden Nationalität stimmen. Es zeigt sich, dass sie derselben wenigstens nicht widersprechen, wenn auch aus ihnen sich keine eigentlich neue Argumente für die aufgestellte Hypothese ergeben. Diesem Theile der Abhandlung hätten wir eine etwas grössere, mehr auf das Einzelne eingehende Ausführlichkeit gewünscht. Jedoch würde Dr. H. in dem Fall etwas Anderes geliefert haben, als er zu liefern beabsichtigte, und wir haben alle Ursache, mit dem, was uns geboten wird, recht zufriedem zu sein.

B. t. B.

---

Dr. Hermann Franz: The English Spelling Book and First Reader. Intended as an Introduction to the Reading of the English Language. Fourth Edition. Revised and considerably enlarged. Berlin, W. Weber.

Spelling-book heisst Buchstabirbuch, Fibel, Lesebuch, und die Begriffe, welche mit allen drei Wörtern zu verknüpfen sind, finden sich in dem Buche des Professor Franz verwirklicht. Sehen wir, *was* das Buch enthält und *wie* es sich mit dem Inhalt verhält!

Es zerfällt in zwei Theile. Der erstere geht in der neuen, der vierten Auflage bis Seite 67, der zweite von 67—156. In jenem ist eine Anleitung geboten, sich mit dem Lesen englischer Wörter zu befreunden; dieser, auf welchen sich der Zusatztitel First Reader mitbeziehen soll, liefert Stoff zur Lectüre, oder, um in der Titelwahl Plate's zu verweilen, Springflowers from the English Literature. Ein Lesebuch für Unterclassen. Dabei auf etwa sieben Seiten Gedichte, an der Spitze den Blind Boy, für welchen Franz und Schmitz dieselben liebevollen Gefühle hegen, da sie ihn beide an den Anfang ihrer kleinen Gedichtauslese gestellt haben. Dann ausser dem Blind auch noch den Wandering Boy; ferner Southey's ausgezeichnet feines Gedicht The Battle of Blenheim, von dessen tieferem Sinn die leichtlebige Jugend, welche es lernt und declamirt, so wenig Notiz nimmt; sodann das gemüthliche We are seven und Casabianca von F. Hemans, die Verherrlichung jugendlichen Muthes eines 13jährigen Knaben, so dass das Gedicht sehr gut als drittes im Bunde die Ueberschrift The Heroical Boy führen könnte. Was, nebenbei gesagt, den Ausdruck First Reader in seiner Zusammenstellung mit Spelling-Book betrifft, so ist die Bedeutung zwar leicht aus den so betitelten Büchern selber zu entnehmen; aber wenn man wissen will, welches die congruente deutsche Uebersetzung davon ist, so sucht man in unsern Wörterbüchern vergebens danach. Weder Flügel, noch Lucas, noch Hoppe haben diese Verbindung.

Gehen wir weiter auf den Inhalt, zunächst den der ersten Abtheilung, ein! Begonnen ist mit dem Alphabet, welchem unnöthig die French Sounds beigedruckt sind; dahinter steht Walker's Table of the Simple and Diphthongal Vowels, ungeeignet zur Benutzung beim Unterricht, der zunächst höchstens die Key-words davon heranziehen kann; darauf S. 4 die Diphthongs, eine dem Inhalte nach falsche Benennung; es hätte Digraphs darüber stehen müssen; denn ai in captain und ea in bread repräsentiren phonetisch nur einfache Laute. Hierauf Seite 5 eine Uebersicht über den Lautwerth der Consonanten, welche an dieser Stelle gleichfalls für den Unterricht nicht verwerthbar ist, und sodann von S. 7—28 die Einübung der Vocale, von S. 28—40 diejenige der Consonanten in der Art, dass jede Schattirung des Lautes durch eine Reihe von Wörtern zur Einübung dargestellt ist. Jede Seite ist in drei Columnen gespalten, auf welchen die einzelnen Wörter unter einander stehend gruppirt sind. Von Seite 42—67 hat der Verfasser lange Listen von Wörtern mit Bezug auf

die Zahl ihrer Silben und die Stelle des Accents aufgeführt. Er beginnt Seite 42 mit „Words of two syllables accented on the first," und schliesst mit „Words of seven and eight syllables, marked with the proper accent" auf Seite 67. Dazwischen stehen auf Seite 40—42 „Lessons, consisting of words of one syllable," eine Sammlung einzelner Sätze und zwei Fibelgeschichten.

Wie ist Franz auf die Idee dieser Arrangirung des ersten Theils, des eigentlichen Spelling-Book, gekommen?

Woher hat er den Stoff?

Wie verhält es sich mit der Verwerthung des Gegebenen?

Prof. Franz hat längere Zeit in England gelebt, auch, so viel ich weiss, in dem Hause d'Israëlis. Ich erinnere mich von ihm gehört zu haben, wie dieser Staatsmann ihn auf die Natur des englischen Diphthongen i in I find und dergleichen aufmerksam gemacht habe. Sicher ist, dass Franz vortrefflich englisch sprach und aussprach, was nicht allen Deutschen eigenthümlich ist, die sich in England aufgehalten haben. Es ist natürlich, dass Prof. Franz dort englische Spelling-books zu Gesicht bekam und es ist daher leicht zu erklären, dass er auf den Gedanken kam, die Einrichtung dieser auf die englische Jugend berechneter Bücher für den Unterricht deutscher Schüler zu benutzen.

Woher er den Inhalt des ersten Abschnittes seines Buches entnommen, hat mich eine Vergleichung mit Mavor's English Spelling-Book, accompanied by a Progressive Series of Easy and Familiar Lessons, intended as an Introduction to the Reading and Spelling of the English Language, London, W. Tegg (A. New Edition, 1861) gelehrt. Idee und Inhalt des Buches von Franz ist grossentheils Idee und Inhalt des Buches von Mavor, welches halb Fibel, halb Lesebuch, ausserdem aber noch mit hübschen Bildern geziert ist, von denen ich Kunstfreunden besonders das Titelbild, eine Darstellung, wie Schulmeister, Schulmeisterin und ein head-boy im Lehren begriffen sind, zum Besehen empfehle. Doch ist bei Franz in der Anordnung der Wörter für die Aussprache der Vocale eine bequemere und mehr unseren Bedürfnissen entsprechende Gruppirung, wie denn überhaupt dabei dem Verfasser nur der Vorrath an Wörtern zu Statten gekommen zu sein scheint, die Zusammenreihung derselben ist seine eigene Arbeit und sein eigenes Verdienst. Mit gleicher oder noch grösserer Selbständigkeit ist Franz mit dem Vorführen der Consonanten verfahren, für deren Anordnung er bei Mavor für seine Zwecke keinen Anhalt, sondern nur das Wörter-Material fand. Mavor und Franz gemeinsam ist die singuläre Verwendung des Zeichens ″, z. B. co″-py. Damit markirt man sonst den Hauptaccent, z. B. as″-senta′-tor. Franz benutzt die beiden Striche nach folgender Anmerkung auf Seite 10: „The double accent means that the following consonant is to be pronounced in both syllables, as co″-py = coppy." Mavor sagt desgleichen (Seite 31): „The double accent (″), when it unavoidably occurs, shows that the following consonant is to be pronounced in both syllables, as co″-py, pronounced coppy."

Schon von Schmitz ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass es mit Doppelconsonanten eine eigene Bewandtniss habe. Sie sind eher für das Auge als für die Sprachwerkzeuge da. Spreche ich im Französischen allumer aus, so lautet es a-lu-mer, d. h. nur ein l wird gesprochen, und wenn die französischen Orthoöpisten meinen, man spreche unter anderen in allégorie zwei l aus, so kann höchstens eine solche Aussprache damit verstanden sein, dass der Laut des l sich zwischen beiden Sylben vertheilt. Denn um wirklich doppeltes l oder doppeltes p zu sprechen, müsste man zweimal ansetzen. Beobachtet man aber die Bewegung der Lippen bei dem Aussprechen z. B. von copy, so sieht man, dass bei der ersten Silbe die Lippen sich schliessen, bei der zweiten sich öffnen, und den Laut

des p nicht zum zweiten Mal von Neuem produciren, sondern den in der ersten Sylbe angefangenen nur weiter und austönen lassen. Und so ist es durchweg auch in unserer Sprache, wenn wir Halle, Kappe, spannen und dergl. sagen. Der eigentliche Sinn jener Bemerkung und Bezeichnung bei Mavor und bei Franz liegt darin, dass man den vorangehenden kurzen Vocallaut und den folgenden Consonanten scharf intoniren soll.

Zu verwundern ist, dass Franz Seite 7 und 8 blosse Silben als Leseübung gegeben hat:

bla ble bli blo blu bly
bra bre bri bro bru bry u. s. w.

Nur an Wörtern haben wir Deutsche die fremde Aussprache zu üben. Es ist dies derselbe Missgriff wie bei Ploetz an der schönen Stelle des Syllabaire, Lection 16:

cla clé cli clo clu cra cré cro cri cru

oder Lection 38:

qua que qué quî qui quoi quar quer quir quor

oder Lection 3:

bou dou fou lou mou nou pou rou tou vou.

In Betreff des Französischen erklären sich solche Fibelsachen aus der verkehrten Gewohnheit, unsere Kinder französisch bereits in einem Alter lernen zu lassen, wo sie oft noch nicht ordentlich deutsch lesen können. Da hängt es mit der Bonnenwirthschaft zusammen. Was aber das Englische angeht, so ist zu bedenken, dass durchschnittlich und namentlich auf Anstalten, welche Herr Franz im Auge haben konnte, das Englische erst als Lehrgegenstand auftritt, wenn Schüler und Schülerinnen die deutsche Fibel bereits eine Reihe von Jahren hinter sich haben. Bei Mavor ist es etwas Anderes. Sein Buch ist für den ersten Unterricht überhaupt und für Kinder als Fibel geschrieben.

Von Seite 49 an, wo die Listen mehrsilbiger Wörter mit Bezug auf die verschiedenen Stellen des Accents beginnen, ist die Uebereinstimmung von Franz und Mavor am meisten in die Augen fallend, nur dass der deutsche Verarbeiter hin und wieder einzelne Wörter weggelassen oder auch hinzugefügt hat. Fortgelassen hat er auch die bei Mavor zwischen den einzelnen Listen eingeschobenen Entertaining and instructive Lessons, z. B. Seite 46. zur Probe des entertaining:

The dog barks. The lion roars.
The calf bleats. Sheep also bleat.

Ich komme nun zu der dritten Frage: Wie verhält es sich mit der Verwerthung des Gegebenen?

Ich stimme mit dem Verfasser vollkommen darin überein, dass das Lesen des Englischen *methodisch* zu lernen sei. Ich halte die beliebte Art, den Schülern die englischen Wörter bloss vorzusprechen, nachdem ihnen das Wichtigste über die englischen Laute erklärt ist, und sie im Verlauf der Lehrstunden bloss auf gelegentliches Verbessern von Seiten des Lehrers anzuweisen, für ganz verfehlt, weil mich tägliche Erfahrung lehrt, dass bei einem solchen Verfahren nichts herauskommt. Ich gebe auch zu, dass ein Durcharbeiten der ersten Abtheilung des Buches von Franz den Schüler gut in die englischen Lautverhältnisse einführt und ihn die richtige Aussprache einer grossen Menge von Wörtern kennen lehrt. Aber der Kern der Sache ist dem Prof. Franz entgangen, ebenso wie, im Vorbeigehen gesagt, Hrn. Dr. Rudolph Degenhardt, der zwar Recht hat, wenn er sich darüber wundert, auf der letzten Seite eines Elementarwerks der englischen Sprache noch Wörter wie Fame, hag, harmless, deep mit Bezifferung der Aussprache zu finden, von der Nothwendigkeit aber ebenso wenig wie von der richtigen Verwerthung einer Aussprachebezeichnung zum Erlernen des Englischen eine richtige Vorstellung hat. Angenommen, ein Schüler habe die erste Abtheilung des Franz'schen Lehrbuches durchgemacht.

Er treibt Lectüre; er präparirt sich auf einen Abschnitt. Selbstverständlich weiss er, ungeachtet der Vorübung in dem Leitfaden von Franz, viele Wörter nicht auszusprechen. Soll er dafür nur auf die Belehrung seines Lehrers in der Stunde angewiesen sein?

Nein, er muss durch methodischen Unterricht in der Aussprache schon vom ersten Monat an befähigt worden sein, sich mit Hülfe des Wörterbuchs über die Aussprache jedes Wortes zu vergewissern. Und dazu braucht er von vornherein eine Anleitung und Unterweisung, welche darauf begründet ist, ihn mit Hülfe irgend welcher Aussprachebezeichnung, die aber mit der in einem verbreiteten Wörterbuche angewandten übereinstimmen muss, selbständig zu machen, so dass er unabhängig von Lehrern oder Engländern sich später selber jedes Wort herausfinden und richtig sprechen kann. Ich will hier nicht weiter auf diesen Punkt eingehen, wer sich dafür interessirt, findet Ausführliches in der Vorrede zu meinem Buche über die englische Aussprache. *

Auch einen theoretischen Irrthum des Herrn Franz habe ich noch zu erwähnen. In der Vorrede sagt er mit Bezug auf ein Excerpt aus Walker: „If this is the way to proceed for the English themselves, why should not we proceed in the same manner?“ Gerade im Gegentheil, der Eingeborene bedarf zur Erlernung seiner Sprache ganz anderer Hülfsmittel als der Fremde, der sich jene Sprache aneignen will. Es involvirt dies denselben Fehlgriff, den man gemacht hat oder noch macht — denn das Falsche ist zähe — indem man für den französischen Unterricht von Franzosen in ihrer Muttersprache geschriebene Grammatiken, z. B. die Grammaire von Noël und Chapsal, die Aubertin für seine eigenen Landsleute unbrauchbar findet, benutzte oder noch benutzt. Ich glaube mich über diesen Punkt nicht weiter auslassen zu brauchen, da die Ansichten darüber jetzt wohl ziemlich geklärt sind.

Die Wörter in dem Spelling-book von Franz sind alle ohne die deutsche Bedeutung. Das ist ein Mangel. Ich hatte Gelegenheit, vor mehreren Jahren dem verstorbenen Verfasser mein Befremden darüber zu äussern. Er gab mir in der Sache Recht und erklärte das Fehlen der deutschen Wörter andeutend dadurch, dass der Umfang des Buches gegen Wunsch und Absicht grösser geworden sein würde. Es schien mir, als ob Rücksicht auf den Verleger obwaltete, wie es ja so häufig der Fall ist, dass der Verfasser nicht nach vollem Wunsche sein Werk ausführen kann.

Indem ich hier die Besprechung der ersten Abtheilung schliesse, füge ich nur noch hinzu, dass die Benutzung solcher englischen Spelling-books für Jemand, der in der Aussprache schon Bescheid weiss, manches Interessante und Instructive bietet. Von weit grösserem Werthe als Mavor ist in dieser Hinsicht das 1866 zu Boston erschienene Pronouncing Spelling-Book for Beginners and Advanced Classes, containing a new and improved System of Notation by Epes Sargent. (Preis $22^1/_2$ Sgr.)

Ueber die zweite Abtheilung, das Lesebuch, habe ich nur wenig zu sagen. In den früheren Auflagen hatte Herr Franz aus Mavor das Lesestück „Industry and Indolence. A Tale by Dr. Percival.“ Diese Geschichte findet sich nicht mehr in der vierten Auflage. Ebenso ist fortgelassen The Provençal Tale und Columbus before the Council at Salamanca. Hinzugefügt ist dagegen „A Voyage among the Tree-tops. — The Mundurucu discourses of Monkeys. — Alice Dacre. — The Pass of Thermopylae. — The

* Alb. Benecke: English Vocabulary and English Pronunciation. Deutsch-englisches Vocabular und methodische Anleitung zum Erlernen der englischen Aussprache. Mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Preis 18 Sgr. Verlag der Riegel'schen Buchhandlung zu Potsdam.

Petitioners for Pardon. — Butter. — The longest night in a Life." Auch mit der Wahl der Gedichte ist eine Aenderung vorgenommen.

Ein Inhaltsverzeichniss fehlt.

Den Schluss des Buches macht der Abschnitt „Abbreviations etc.," circa eine Seite.

Die Hinzufügung des zweiten Theils, der Lesestücke, beweist, dass der Verfasser das Publikum kannte. Hätte er nur die Aussprache-Abtheilung drucken lassen, so würden sich weniger Freunde seiner Arbeit gefunden haben. Denn man trifft im Allgemeinen auf eine energische Apathie in Betreff methodischer, d. h. sorgfaltiger und correcter Aneignung der Aussprache.

Druck, Format und sonstige Ausstattung dieser vierten Auflage, welche im Verlage von W. Weber in Berlin erschienen ist, während die vorangehenden Auflagen im Verlage von F. Schneider herausgegeben worden waren, stechen vortheilhaft gegen die früheren Ausgaben ab.

Mein Urtheil aber über das Buch im Grossen und Ganzen kann ich dahin aussprechen, dass es sich sowohl in seinem ersten als auch in seinem zweiten Theile für die Schule und für Privatunterricht gut verwerthen lässt.

Berlin. Alb. Benecke.

---

## E. Marggraff: Précis de l'Histoire d'Allemagne. Berlin, bei F. A. Herbig.

Wir führen unseren Lesern hier die beiden Geschichtsbücher des Professor Marggraff vor, von denen der erste Theil die deutsche Geschichte bis zum westphälischen Frieden, der zweite, mit dem Specialtitel „Histoire de Brandebourg et de Prusse," die Geschichte unseres engeren Vaterlandes bis zum Jahre 1867 enthält.

Wir haben diese beiden Schriften nicht als Geschichtswerke an sich, sondern als Geschichtsbücher, die in französischer Sprache für Deutsche, speciell für die Schule, verfasst sind, zu betrachten. Die Stellung des Verfassers als Professor am Collége Royal Français zu Berlin erklärt das Erscheinen dieser Bücher.

Bei der bekannten Art und Weise, wie ein grosser Theil der Franzosen geschichtliche Thatsachen in glatten Sätzen und staunenswerther Unbekümmertheit um den eigentlichen Sachverhalt darzustellen pflegt, ist es selbstverständlich, dass, wenn einmal auf einer so wie das französische Gymnasium zu Berlin organisirten Lehranstalt ein in französischer Sprache geschriebenes Geschichtsbuch zu Grunde zu legen ist, ein solches Buch aus deutschem Geiste, deutscher Auffassung und Gründlichkeit heraus geschrieben sein muss. Es liegt in der Natur der Verhaltnisse, dass ein Franzose nicht für die Aufgabe geeignet ist, eine deutsche, noch weniger eine brandenburgisch-preussische Geschichte für die Schule zu verfassen.

Unter diesen Umständen ist es eine verdienstliche Arbeit des Professor Marggraff, das was uns und unserer Jugend in Betreff geschichtlicher Kenntniss am nächsten liegt, die Kunde unseres deutschen Landes und unseres Heimathreiches, wenn es doch einmal aus Gründen, mit denen wir hier nicht zu rechten haben, in fremdem Idiom geschehen soll, so vorzuführen, wie sie uns in seinen beiden Büchern vorliegt.

Die Brauchbarkeit dieser beiden Geschichtsbücher erstreckt sich aber auch über die Verwendung auf dem Collége français hinaus. Ich stimme dem Verfasser bei, wenn er in der Vorrede (Seconde Partie, page III) sagt, dass sie sowohl zur Lectüre in den französischen Lehrstunden, wie auch als

Stoff zu Sprechübungen dienen können, „exercices qui, à ce qu'il semble, ne pourraient pas avoir de sujet plus intéressant et plus convenable que l'histoire nationale."

Einzelne Abschnitte eignen sich sehr gut zu Vorträgen in den oberen Classen, namentlich auch auf Realschulen für die sogenannten Relationen, und da, wo Privatlectüre verlangt wird, kann der Lehrer mit gutem Recht die beiden Marggraff'schen Bücher empfehlen.

Von deutschen Quellen hat Professor Marggraff unter anderen David Müller, Geschichte des deutschen Volks, und F. Voigt, Geschichte des brandenburgisch-preussischen Volkes, benutzt. Speciell für die Zeit der Erhebung Preussens 1813 und für den Krieg von 1815 hat er mehrere Partien den beiden bedeutenden Werken von Charras, Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne und Histoire de la campagne de 1815 entlehnen können. Wir unterschreiben gern das Lob, welches der Verfasser diesem fremden Historiker spendet, von welchem er sagt, dass er zuerst unter den Franzosen, seiner Ansicht nach, sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, bei der Darstellung jener Kriege den Deutschen gerecht zu werden.

Eine sehr angenehme Zugabe zu beiden Büchern sind zwei entsprechende Geschichtstabellen, die eine „Tableau chronologique de l'Histoire d'Allemagne" dreizehn, die andere „Tableau chronologique de l'Histoire de Brandebourg et de Prusse" circa acht Seiten umfassend.

Berlin. Alb. Benecke.

---

## Traité de Versification française par Gustave Weigand, docteur en philosophie, professeur au collége moderne de Bromberg, membre correspondant de la Société de l'étude des langues modernes à Berlin. Nouv. édition revue et augmentée. Bromberg, 1871.

Jusqu'à ces derniers temps, c'était une opinion universellement admise que la langue française est dépourvue d'accent tonique, ou que du moins cet accent y est si faible que la poésie n'en tient aucun compte. Dès lors la mesure du vers français ne consisterait que dans le nombre des syllabes, sans distinction de longues ni de brèves, non plus que de syllabes accentuées ou inaccentuées.

Les travaux des philologues modernes sur le procédé d'après lequel les langues romanes et en particulier le français se sont formés du latin, ont fait attacher plus d'importance à l'accent tonique, qui a été reconnu être la clef de tout le système.

En même temps, les savants qui se sont occupés de la versification française ont aperçu le rôle que ce même accent est en droit d'y revendiquer. Cette découverte, dont l'Italien Scoppa et M. Quicherat peuvent se partager l'honneur, a été surtout complétée par Paul Ackermann.

Améliorer le traité de versification française de Quicherat, „le meilleur livre et le plus détaillé sur cette matière," en l'enrichissant du résultat des études nouvelles de Paul Ackermann, tel a été le but principal que s'est proposé M. Gustave Weigand dans un nouveau traité de versification française publié en 1861, et dont une nouvelle édition vient de paraître.

Tout en rendant pleinement hommage aux qualités qui distinguent ce nouveau traité, surtout à l'ordre et à la clarté qui y règnent, et qui sont encore une des améliorations que M. Weigand s'est efforcé d'apporter au livre de Quicherat, j'oserai me permettre de proposer modestement à l'auteur quelques doutes au sujet de l'importance qu'il attribue au rôle de l'accent

tonique et surtout au sujet de l'utilité pratique des règles qu'il fonde sur cet accent. La réaction contre l'ancien système ne l'aurait-elle pas entraîné dans quelque exagération?

Que les observations modernes sur les effets de l'accent tonique plus ou moins multiplié, plus ou moins bien distribué dans le vers, soient l'explication scientifique des causes qui contribuent à l'harmonie de la poésie française, je l'admets bien volontiers. Mais n'y a-t-il pas de l'exagération à fonder là-dessus des règles absolues, que l'on mette sur une même ligne avec celles qui concernent le mètre du vers, la rime, la césure etc.? N'y en a-t-il pas surtout à leur donner la première place dans un traité pratique de versification?

La seule considération que tous les poëtes français depuis Malherbe jusqu'à Voltaire ont ignoré ces règles et n'ont pas laissé de faire d'admirbles vers, tandis qu'ils n'auraient pu en faire un seul s'ils n'eussent été parfaitement instruits de tout ce qui concerne le mètre, la rime, la césure etc., prouve qu'il y a entre ces deux classes de règles une différence essentielle, que les secondes sont des lois rigoureuses, tandis que les premières sont de simples conseils, subordonnés à la décision suprême du goût et de l'oreille.

L'auteur lui-même accorde, §. 37, que les règles qu'il pose peuvent être violées en vue d'un effet déterminé à produire. Cela seul prouve qu'elles ne sont pas comparables aux autres, dont aucun effet à produire n'autorisera jamais la violation.

L'auteur admet aussi, §. 31, que l'accent oratoire peut ne pas coïncider avec l'accent tonique. Je crois qu'il faut aller plus loin et dire que la diction oratoire annule très-souvent l'accent tonique pour faire ressortir des syllabes non accentuées d'après les règles de la grammaire. Rien ne serait insupportable comme une récitation dans laquelle on ne tiendrait compte que de l'accent tonique. Je n'en veux pour exemple que trois ou quatre vers de Racine cités au §. 32 et dans lesquels l'auteur a signalé par des italiques les syllabes accentuées.

Que les *temps* sont chan*gés!* Sitôt que de ce *jour* . . . . . .
Que sur *vous* son cour*roux* ne soit *près* d'écla*ter*.
Ou *même* s'empres*sant* aux au*tels* de Ba*al* . . . . .
Hé*las!* l'état hor*rible* où le *ciel* me l'of*frit* . . . .

Ces vers récités sur la scène avec l'accent oratoire deviendront:

Que les *temps* sont *chan*gés! Si*tôt* que de ce jour . . . . . .
Que sur vous son *cour*roux ne soit *près* d'éclater.
Ou *même* s'em*pres*sant aux *au*tels de Baal . . . . .
*Hé*las! l'état *hor*rible où le ciel me l'offrit . . . . . .

Mais dès lors, n'est-on pas dans la nécessité de conclure que la place assignée dans le vers à l'accent tonique n'a rien d'absolu et que le déplacement de l'accent ne détruit nullement l'harmonie du vers? — Que l'accent soit tonique ou oratoire, fondé sur la constitution du mot ou sur l'expression de la passion, qu'importe? Au fond, dans l'un comme dans l'autre cas, il consiste dans une élévation de la voix accompagnée souvent du prolongement de la syllabe. La facilité, ou même la nécessité de déplacer l'accent tonique en lui substituant l'accent oratoire, peut donc faire que des vers qui ne seraient point conformes aux types posés §. 37—40 et §. 118—167 ne soient point pour cela dépourvus d'harmonie. C'est ce que l'auteur semble avoir senti lui-même: car, tout en blâmant, §. 123, la distribution des accents dans ces vers de Racine

Je *crains Dieu*, *cher* Ab*ner*, et n'ai point d'autre crainte.
Hé*las! Dieu voit* mon *cœur*: plût à ce Dieu puissant . . . . . .

il indique entre parenthèses la récitation „Je crains *Dieu*," et „Dieu *voit* mon *cœur*," où les accents d'un effet désagréable sont supprimés.

N'eût-il pas été mieux dès lors, dans un traité pratique de versification française, de ne pas donner la première place, ni peut-être tant de développement, à des règles plus théoriques que pratiques qu'un poëte ne saurait, lorsqu'il compose, avoir présentes à l'esprit de la même manière qu'il doit y avoir présentes les lois concernant le mètre, la césure et la rime. Il me semble qu'après comme avant les nouveaux traités de versification, les poëtes continueront à procéder comme faisaient Racine et Boileau, sans se préoccuper directement de l'accent, et sans consulter à cet égard d'autre guide que l'oreille et le goût.

M. Weigand avoue modestement dans sa préface qu'il a pris Quicherat pour guide et qu'il lui a même emprunté des définitions, des règles et des notices historiques qui lui ont paru justes et exactes. Toutefois la comparaison des deux ouvrages m'a démontré que l'imitation diffère assez du modèle pour pouvoir être regardée comme une œuvre originale. Elle est surtout beaucoup plus riche en citations et en exemples. Mais je me suis demandé à quoi attribuer l'omission complète du chapitre de l'Harmonie imitative, si intéressant dans Quicherat. Il est vrai que cette matière est accidentellement, je ne dirai pas traitée, mais effleurée dans le livre de M. Weigand, à occasion de l'accent § 37, et de la cacophonie, §. 320.

Quelques observations de détail pour terminer.

Aux exemples de licences grammaticales citées page 243 note 2, l'auteur aurait pu ajouter le vers de Reboul dans la délicieuse pièce intitulée *L'Ange et l'Enfant*:

Charmant enfant qui me *ressemble*,
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Viens, nous serons heureux ensemble.

C'est une preuve de plus de la justesse de la critique dont le système français de la rime est l'objet §. 67. L'orthographe *ressembles* satisferait aux exigences de la grammaire sans aucun préjudice pour l'oreille. *Ressemble* n'est donc requis que pour les yeux. Il est très-fâcheux que dans ce conflit entre la grammaire et une superfluité telle que la rime pour l'oeil, ce soit la grammaire que l'usage ait sacrifiée.

L'incorrection signalée page 257 dans ce vers de Lamartine

Ton travail en ce monde et le pain dont *tu vive* . . . .

a disparu dans mon édition (1862).

Ton travail ici bas, de quel pain ton corps vive.

Les fautes contre l'accord du participe passé reprochées au même poëte page 259:

Ah! combien de baisers d'une bouche secrète
Sur la page sacrée a *reçu* le poëte!
Car Dieu vous a *créés* par couple un sort commun,

me paraissent être de pures erreurs typographiques dont le poëte n'est point responsable. En effet, dans les deux cas, le pluriel comme le singulier, *reçu, reçus, créé, créés*, répondent à toutes les exigences de la versification.

P. de Rivière.

---

Alb. Benecke, Die französische Aussprache in methodischer Darstellung und schulmässiger Fassung. Für Schul- und Privatunterricht. Zugleich als Handbuch für Lehrer der französischen Sprache und zum Selbstunterricht. (Preis 12½ Sgr.) Potsdam, 1871. Verlag von August Stein.

Das vorliegende Buch haben wir seinem Inhalte und seiner Bestimmung nach zu betrachten, und zu beurtheilen, welcher Werth dieser neuen

Arbeit des Verfassers in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht beizumessen ist, eines Mannes, der bekanntlich seit Jahren in der erfolgreichsten Weise der Aussprache des Englischen und Französischen ein besonderes Studium widmet.

Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste, von Seite 1—73, enthält die verschiedenen phonetischen Erscheinungen, Lautgesetze, Aussprachregeln, mit denen der Lernende bekannt werden muss, um Französisch correct zu lesen, in einer Darstellung, welche den theoretischen und praktischen Anforderungen gleichmässig gerecht zu werden sucht. Es wird nicht nur die Lautregel aufgestellt, die Natur des betreffenden Lautes so fassbar als möglich mit Vergleichung des deutschen Lautes klar gemacht, und eine hinreichende Anzahl einzelner Beispiele, welchen durch das ganze Buch hindurch die deutsche Bedeutung beigedruckt ist, hinzugefügt, sondern auch von vorn herein das Auftreten des französischen Wortes im Satze mit in Betracht gezogen. Denn von dem Gedanken ausgehend, dass nicht das Aussprechen des einzelnen Wortes, sondern das Sprechen und Lesen des Satzes Lehrziel sein müsse, sind den Ausspracheregeln bereits von der vierten Seite an Sammlungen von Sätzen beigegeben, in welchen die in den Regeln gelehrten Einzelheiten in ihrer Function innerhalb des Satzes von neuem auftreten.

Ehe wir jedoch auf diese Eigenthümlichkeit des Buches näher eingehen, ist es nöthig, die Anordnung und Reihenfolge der Paragraphen über die Aussprache selber kennen zu lernen. Der wichtigste Punkt, auf den wir hierbei aufmerksam zu machen haben, ist, dass es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt hat, ein Wort erst dann vorzuführen, wenn die darin enthaltenen Lautelemente im Vorangehenden erklärt sind. Dabei handelte es sich nun in Betreff des Anfangsparagraphen um denjenigen Vocal, von welchem aus die Reihe der Laute allmählich zu entwickeln war. Alle Gründe sprachen für das *e*, als denjenigen Vocal, welcher im Französischen unter allen Lauten am häufigsten erscheint. Nachdem daher im § 1 das Alphabet gegeben war, beginnt § 2 mit dem *e ohne Accent*; es folgt § 3 *e fermé*, § 5—7 *e ouvert* und dann in den zunächst folgenden Abschnitten die Aussprache des a, des o (nebst au und eau), des i und y, des u, des ou u. s. w. Im Anschluss an diese Vocale folgen § 18 die *nasalen Vocale*, § 20 u. 21 die Laute, welche durch eu, oeu und oi dargestellt werden; § 22 der *Son mouillé*, worauf dann in § 23 die Aussprache der Consonanten mit s und z beginnt, zu c und g, zu q, j und ch weitergeht, und demnächst die übrigen Consonanten sich anreihen.

Die ersten Paragraphen mussten für den Verfasser die schwierigsten sein, da die Wahl der Beispiele dadurch sehr eingeengt war, dass ausser dem zu lehrenden *e*, zunächst e sourd (muet), kein Buchstabe in den zu besprechenden Wörtern vorkommen durfte, welcher eine Lautdifferenz vom Deutschen aufwies. Freilich minderte sich diese Schwierigkeit mit jedem neuen Paragraphen, doch sind wir überzeugt, dass die ersten 14 Seiten etwa dem Verfasser grosse Mühe des Suchens und Wählens gemacht haben müssen. Es ist vielleicht zum ersten Male in diesem Buche eine solche Anordnung des Ausssprachestoffes gegeben worden, dass irgend ein Wort erst dann auftreten darf, wenn, ausser dem eben zu erklärenden Laute, alle anderen Lautelemente desselben in vorangehenden Paragraphen gelehrt sind. Der Verfasser lässt sich darüber auf Seite VII der Vorrede folgendermaassen aus:

„Es war das Bestreben des Unterzeichneten, gewissermaassen in mathematischer Weise der Aufeinanderfolge einen Gegenstand des Unterrichts von einer Gleichgültigkeit und Willkür der Behandlung loszulösen, welche seiner Ansicht nach die Quelle der dürftigen Aussprache des Französischen unter uns sind. Man sehe in die französischen Lehrbücher hinein und überzeuge sich, wie gegen das von

dem Verfasser durchgeführte Princip der systematischen Reihenfolge die Wörter so beliebig gewählt sind, dass ein Laut gelehrt wird, zwei oder drei aber vorausgesetzt, übergangen oder dem Vorsprechen überlassen werden. Ich wähle eine neuere Grammatik und finde in Lection I, Seite 1:

Aussprache der Vocale.
*a, i, o lauten wie im Deutschen.*

Unter den Beispielen figuriren sable, table mit den schwersten aller Endungen (ble, bre, tre u. dergl.), dann mit s, ferner flamme, ohne Angabe, dass a in sable und flamme gedehnt, in table kurz oder mindestens douteux ist. In einer anderen kürzlich erschienenen Grammatik stehen schon auf der ersten Seite: père, cheval, soeur, table, fils, fille, tante, crayon, robe, cahier, plume, livre, poire, fleur, homme, oncle, encre, habit, enfant, hôtel, image, honneur, d. h. so ziemlich die meisten Laute.

Und so ist es durchweg."

Jedoch hat sich der Verfasser gehütet, in dieser Consequenz doctrinär zu werden. Wo er gemeint hat, dass an irgend einer Stelle dieses oder jenes Wort mit einem noch nicht erklärten Laute der Classification wegen guten Platz hätte, hat er entweder kleinen Druck, oder die eckige Klammer, oder sonstige Beihülfen gegeben, um einen solchen Fall als einen aus der Consequenz der Reihenfolge heraustretenden zu markiren. So z. B. in § 10 die ganze Nummer 3.

Wir kehren jetzt zu den Sätzen zurück, in welchen der Verfasser die in den bezüglichen Regeln vorkommenden Wörter verwerthet hat. Wir werden ihm beistimmen müssen, dass eine solche Zugabe von Uebungssätzen in einem methodischen Lehrbuch der französischen Aussprache am Platze ist. Wenn er aber nicht bloss französische, sondern auch deutsche Uebungssätze hinzugefügt hat, so ist dies sowohl aus dem Grunde geschehen, den Uebungen die grösstmögliche Mannigfaltigkeit und Verwendbarkeit zu verleihen, als auch mit Hinsicht auf eine neben der Aussprache liegende Verwerthung des Stoffes, wovon wir noch sprechen werden.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Regeln über die Vertheilung der Silben bei der Aussprache und über den Accent (Seite 2), desgleichen die Behandlung der Bindung (liaison) S. 13 und S. 55—61, sowie das Kapitel vom h, worin der Verfasser in einer Anmerkung die Bezeichnung h muette und h aspirée heftig angreift.

Die in den französischen Uebungsstücken vorkommenden Wörter sind ausserdem in einem alphabetischen Verzeichniss von Seite 61—73 zusammengestellt.

Die zweite Abtheilung

des Buches von Seite 77—141 enthält unter dem Titel „Uebersichtliche Zusammenstellung der Regeln der französischen Aussprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Einzelheiten und Ausnahmen" ausser dem in der ersten Section behandelten Ausprachestoff vielfache Erweiterungen, aber keine Uebungsaufgaben. War in der ersten Abtheilung vorwiegend auf das unumgänglich Nothwendige Rücksicht genommen, so sind in diesem zweiten Theile daneben die Einzelfälle sorgfältig beachtet, hauptsächlich die Eigennamen, unter denen auch so manche von Personen, welche die neueste Zeit interessant gemacht, ihre Stelle gefunden haben. Die Lehre von der Vertheilung der Consonanten auf die einzelnen Silben, und die Accentregeln treten darin vollständiger auf; den Bemerkungen zum Son nasal ist ein Abschnitt über die Entstehung und das Hervorbringen dieses Lautes beigefügt; die Aussprache des s, des

c und g, des ch, des m und des p und dergl. ist hier weit detaillirter bearbeitet. Von anderen bemerkenswerthen Capiteln heben wir noch folgende hervor:

Weiche Consonanten als Endlaute (S. 122).
Die Endungen *le* und *re* (S. 124).
Die Aussprache der Zahlen (S. 125).
Die Aussprache von f, bes. von cerf, nerf, oeuf, boeuf, clef (S. 129).
Die Aussprache von gens, sens, moeurs, lis, plus, tous (S. 131).
Alphabetisches Verzeichniss von Wörtern mit gewissen Eigenthümlichkeiten und Unregelmässigkeiten der Aussprache (S. 135—141).

In Abschnitten, welche durch kleineren Druck speciell für den Lehrer und Fachmann kenntlich gemacht sind, stellt der Verfasser ausserdem die Angaben der Autoritäten, auf welche er sich bezieht, mit Beifügung der eigenen Worte der betreffenden Orthoëpisten (Dubroca, Malvin-Cazal, Lesaint, Littré, Feline, Maigne) zusammen, so dass sich der Lesende ein genaues Urtheil bilden kann, wie es sich mit der heutigen Aussprache dieses oder jenes Wortes verhält, und welchen Gebrauch er zu adoptiren hat.

Ueber die Bestimmung und die Verwerthung des Buches bietet zunächst der Titel den nöthigen Anhalt für das, was der Verfasser damit bezweckt. Er hat sich ausserdem in der Vorrede näher darüber geäussert, indem er erklärt, dass sein Hülfsbuch in folgender Weise verwerthet werden könne:

„Erstens, von den Lehrern der französischen Sprache, welche darin nicht nur eine bequeme, praktische Anleitung finden, wie sie die Aussprache mit Schülern zu behandeln haben, sondern auch einen Nachweis über die Natur der Laute und Auskunft über alle wichtigeren Einzelfälle, welche zum Nachschlagen oder Nachfragen veranlassen.

Zweitens, zum Selbstunterricht. Wer Französisch treibt, hat ein Interesse daran, sich eine gute Aussprache anzueignen. Dieses Aussprachebuch ist so abgefasst, dass jemand auch bei ganz geringen Vorkenntnissen sich selbständig den Inhalt zum Eigenthum machen kann. Selbst für jemand, der erst Französisch zu lernen anfängt, genügt es, sich von einem Franzosen oder sonst der Sprache Kundigen die französischen Vocallaute einüben zu lassen, um dann im Stande zu sein, ganz allein, ohne fremde Hülfe, das Buch Seite für Seite durchzuarbeiten.

Drittens, zum Schulunterricht. Auf höheren Lehranstalten wie Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen, wird ein Buch der Art in der Hand der Schüler und Schülerinnen den Lehrer in den Stand setzen, seinen Zöglingen zu einer Reinheit und Eleganz der Aussprache zu verhelfen, die mit den bisherigen Mitteln nicht möglich gewesen ist, weil die theoretische Einsicht in die Natur der Laute und in die Art der Hervorbringung derselben fehlte. Die Darstellung ist so einfach gehalten, dass ohne zeitraubende Besprechung von Seiten der Lehrer die einzelnen Abschnitte wie *Leçons* eines Vocabulars verwerthet werden können. Aber der Gewinn ist ein doppelter: einmal das Erlernen des Wortes und dann das genaue Erkennen und Wissen seiner Aussprache. In der Hand gewandter Lehrer und Sachkenner wird die Benutzung dieses Aussprachebuches dem Unterricht überhaupt eine ganz andere Färbung und höheres Interesse verleihen.

Viertens, zum Privatunterricht. Die Menge derer, welche in Privatstunden französische Sprache und Feinheit der Aussprache zu erlernen streben, werden an diesem Buche ein Hülfsmittel besitzen, welches ihnen und denen, die sie unterrichten, die Mühe des Lernens und Lehrens wesentlich erleichtern kann. Sowohl die Lehrer deut-

scher Nationalität, als auch die geborenen Franzosen und Französinnen, welche Unterricht an Deutsche ertheilen, können überzeugt sein, dass sie mit Benutzung des Buches auffallend bessere Resultate als durch blosses Vorsprechen und gelegentliches Verbessern erzielen werden. Es genügt nicht, den Laut bloss vorgesprochen zu hören, man muss auch wissen, wie er hervorgebracht wird. Und das lehrt eben das Buch in einfachster und ausreichendster Weise.

Die Lehrer, welche sich bisher für ihre Zwecke der zerstreuten und zusammenhanglosen Bemerkungen einer Anweisung für Syllabaires u. dgl. bedient haben, finden in dem vorliegenden Aussprachebuche den Gegenstand in planmässiger, übersichtlicher und schulmässiger Ordnung und Darstellung."

Weil der Verfasser mit Vorliebe die Idee verfolgt hat, dass die erste Abtheilung seines Buches zugleich eine allgemein sprachliche Grundlage für das Erlernen des Französischen, abgesehen von dem Aneignen der Aussprache, bieten könnte, hat er daneben die Formenlehre soweit berücksichtigt, dass die Schüler von der Grammatik soviel, als zum Uebersetzen der Uebungsstücke erforderlich ist, mitbekommt. Doch ist darauf aufmerksam zu machen, dass dieser Gesichtspunkt nur als ein zweiter, neben- und untergeordneter erscheint. Wird ein solches Buch dem Anfangsunterrichte zu Grunde gelegt, so gewährt es für den darauf folgenden stricten grammatischen Unterricht eine willkommene Basis; wird es in einer Classe benutzt, in welcher die Schüler bereits die Formenlehre hinreichend kennen, so bietet es unter Umständen dem Lehrer gelegentliches Material auch zu Exercitien und Extemporalien. Jedenfalls ist es als eine Zugabe anzusehen, welche dem Lehrer vollkommen freie Hand lässt. Wem es geeignet scheint, der mag davon Gebrauch machen; wer es allein auf die Aussprache absieht, kann die Sätze, namentlich die deutschen, bei Seite lassen. Die Eintheilung des Buches in zwei für sich bestehende Partien, sowie die Anordnung und Vertheilung des Aussprachestoffes ist eine derartige, dass verschiedene Interessen und divergirende Ansichten dabei ihre Rechnung finden können. Auf allgemeine und allseitige Zustimmung bei methodisch angelegten Büchern zu rechnen, wäre ein Verkennen des Publicums.

Wir haben im Vorstehenden den Inhalt der beiden Abtheilungen des französischen Aussprachebuches von Benecke angegeben. Fassen wir das, was der Verfasser giebt, und wie er es giebt, bei unserer Beurtheilung zusammen in's Auge, so haben wir uns dahin zu äussern, dass Stoff und Behandlung des Gegenstandes die Aufmerksamkeit des Fachmannes in hohem Grade verdienen. Einer grossen Zahl von Lesern, welche der phonetischen Seite der Sprache gerade kein specielles Studium widmen, wird es bequem sein, in jenem Buche sichere Auskunft über die Natur der französischen Laute, viele Andeutungen der Art und Weise, wie man die Aussprache beim Unterrichte zu behandeln und worauf man sein Augenmerk zu richten hat, und eine so eingehende Berücksichtigung der Einzelheiten zu finden, dass sie bei der Lectüre nicht leicht auf Wörter stossen werden, deren Aussprache sie nicht aus dem Aussprachwerk von Benecke entnehmen könnten. — Ein genaues Inhaltsverzeichniss und eine kurze Angabe des Inhalts oben auf der Seite erleichtert das Auffinden. Wir können daher den Lehrern der französischen Sprache empfehlen, von dem Buche Kenntniss zu nehmen, und sich durch eigenen Einblick von der Zweckmässigkeit desselben für Lehrerzwecke sowie für Unterrichtsziele im Allgemeinen beim Betreiben der französischen Sprache zu überzeugen. Abgesehen aber von der Bequemlichkeit, welche das Buch dem Lehrer, der im Französischen zu unterrichten hat, für eigene Zwecke gewährt, ist es für den Schüler, und namentlich für den der oberen Klassen, zur Aneignung correcter Aussprache

ein Hülfsbuch, welches ihm auch noch nach der Schulzeit ein zuverlässiger Rathgeber sein wird.

Man giebt soviel auf die Aussprache; die Aussprache allein erweckt schon ein günstiges oder nachtheiliges Urtheil über jemandes Kenntniss einer modernen Sprache, und doch geschieht im Ganzen wenig, um Correctheit darin zu schaffen. Mögen die Lehrer nun die einzelnen Abschnitte des trefflichen Buches von Benecke wie Leçons eines Vocabulars behandeln, oder mögen sie bei der Lectüre und bei Sprechübungen die Veranlassung, welche falsch ausgesprochene Wörter geben, dazu benutzen, den bezüglichen Paragraphen des Buches aufschlagen zu lassen: die Anwendung eines gedruckten Aussprachematerials wird eine weit grössere Sicherheit des Aussprechens erzielen lassen, als gelegentliche, einmalige Bemerkungen.

Wir sind der Ansicht, dass es sich wohl lohnt, die Arbeit des Herrn Benecke für die Zwecke, welche der Titel angiebt, zu berücksichtigen. Der praktische Gesichtspunkt tritt überall hervor, dabei aber nicht minder das Bestreben des Verfassers, die lautliche Erscheinung in ihrem Entstehen zu erklären und zu begründen, so dass der wissenschaftlichen Seite Rechnung getragen wird, ohne das leichte Verständniss und das, was der Verfasser das „Schulmässige" nennt, zu benachtheiligen. Wir verweisen Beispiels halber auf § 17 der 2. Abtheilung.

Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung sehr gut und der Tüchtigkeit des Werkes ganz entsprechend, welches Referent schliesslich den Berufsgenossen recht warm empfiehlt.

H.

---

# Programmenschau.

## Analyse der französischen Verbalformen für den Zweck des Unterrichts. Von Dr. Lücking, Oberlehrer. Programm der Louisenstädtischen Gewerbeschule zu Berlin, Ostern 1871.

Die Arbeit von Dr. Lücking zerfällt in 4 Theile: 1. eine Einleitung, in der die bisjetzt herrschenden Methoden, das Verb zu lehren, durchgenommen werden; 2. eine Untersuchung der Verbalformen in Bezug auf den Lautwandel und dazu die Neubildungen; 3. eine Untersuchung der Verbalformen in Bezug auf den Bedeutungswandel der Suffixe; 4. eine Analyse für den Schulunterricht, der ein Nachwort zugefügt ist.

### I. Die jetzt herrschenden Methoden.

Zunächst spricht Herr Lücking von der gewöhnlichen Lehrart, bei der die sogenannten Ableitungsregeln angewandt werden; hierbei nimmt er an, dass die meisten Lehrer beim regelmässigen Verb Stamm und Endung unterscheiden, und erst beim unregelmässigen Verb jenen „Plunder von Ableitungsregeln" in Anwendung bringen. Diese Annahme halte ich für falsch. Gerade für das regelmässige Verb lassen sich die Ableitungsregeln verwerthen, und alle Grammatiken, ohne Ausnahme, wollen sie dort schon verwerthet wissen. Aber die Ableitungsregeln sind verschieden, besonders in einem Hauptpunkte; nur wenige Grammatiken nämlich lehren, dass der Subj. du Présent von der 3. Pers. Plur. Ind. du Présent herzuleiten sei, sondern bilden ihn aus dem Participe présent und treffen damit zufällig das Richtige; denn gerade in dieser Form ist der Stamm des Verbs unversehrt, wie er im Subj. du Prés. gebraucht wird, erhalten. So lehren u. a. Borrel, Stiffelius, Toussaint-Langenscheidt, Girault-Duvivier, Noël und Chapsal, während sich jene unglückliche Ableitungsregel von der 3. Pers. Plur. Ind. du Présent ausser bei Plötz, bei Knebel und bei Gruner findet. Andere heben, ohne sich auf die historische Grammatik zu stützen, die Endungen richtig vom Stamm ab und geben sie für die einzelnen Conjugationen an. Recht verständig geht dabei Meidinger zu Werke; besonders zu beachten ist die auch sonst recht empfehlenswerthe Grammatik von D'Hargues. Diese Unterschiede in der gewöhnlichen Methode hätte Hr. Lücking anführen müssen, statt nur die allerschlechteste herauszusuchen und zu bekämpfen.

Ausser dieser gewöhnlichen Methode führt Hr. Lücking zweitens die Methode an, welche ich in der kleinen Schrift: „Das französische Verbum für die Schule bearbeitet," befolge, bei der ich mich besonders mit Anwendung der trivialsten Lautveränderungsgesetze der historischen Grammatik möglichst zu nähern gesucht habe; ob ihm zugleich die von Dr. Bratuscheck für die Friedr. Werd. Gewerbeschule gedruckten „Conjugationsgesetze" vorgelegen haben, lässt sich nicht ersehen. Hr. L. nimmt besonders an diesen Lautgesetzen Anstoss. Er greift eins heraus, in welchem es heisst: „ss vor t fällt fort," dass also il palit dadurch gebildet worden sei, dass t an den Stamm paliss getreten ist und dieser nun sein ss verloren und dafür einen Circonflex auf dem i erhalten habe. Ein paliss-t, sagt er, hat es nie gegeben, sondern, indem die Form palit aus palisset entstand, ist erst das e und mit ihm ein s, viel später das andere s geschwunden. Gewiss richtig; aber ist desshalb nicht *ss* schliesslich in summa ausgefallen? Allerdings ausserdem noch e; ist das wirklich ein so grosser Verstoss. wenn wir von dem e schweigen? Wie lehrt denn Hr. Lücking selbst? Er sagt wörtlich Seite 45 in seiner Schulanalyse: Die Stämme auf ss haben vor dem Personenzeichen *t* kein ss. Ist dieses „Nicht haben" eine besondere Eigenschaft jener Stämme auf ss oder eine Folge des Herantretens des t? Doch wohl letzteres; also lehrt Hr. Lücking genau dasselbe. Hr. L. hat nur den Versuch gemacht, die Unrichtigkeit eines der von mir aufgestellten Lautgesetze nachzuweisen; ich gebe im Ganzen 20 solche Gesetze, alle nicht erwähnten wendet Hr. Lücking — wie sogar auch das eine, welches er angreift — selbst an, und doch gelangt er zu dem harten Urtheil, dass mit „dergleichen Pseudolautgesetzen" grosses Unheil angerichtet wird und dass unsere Methode also jedenfalls zu verwerfen (Seite 9, oben).

## II.

Die Schwierigkeit der Analyse der Verbalformen, sagt Hr. L. richtig, liegt besonders darin, dass mit dem Lautwandel ein Bedeutungswandel vor sich gegangen ist, der oft zu einem Widerspruch zwischen der ursprünglichen Bedeutung und der modernen Bedeutung alter Formen oder der Reste derselben in dem jetzigen Worte führt. Während in nous aim*ons* das o ursprünglich Präsensstammverstärkung war, ns ein Rest von „ma und si," „ich und du," wird jetzt der ganze Complex ons als Personalendung empfunden. Was jetzt als Modus- und Tempuscharakter oder als Personalendung empfunden wird, ist schwer zu sagen; denn die, welche Französisch als Muttersprache sprechen, lernen es, ohne über dergleichen nachzudenken oder belehrt zu werden; wir aber, die wir es systematisch lernen und lehren, sind ja mit H. Lücking eben dabei, eine Lehrart zu machen. Jedenfalls jedoch hat Herr L. Recht, seine Untersuchung auf diesen wichtigen Punkt, den Bedeutungswandel, mit auszudehnen.

### Der Lautwandel, Neu- und Umbildungen.

Zum Nachweis des Lautwandels geht Hr. L. an der Hand von Schleicher's Compendium der vergleichenden Grammatik mit Benutzung von Curtius und Corssen die einzelnen Kategorien durch. Von der Erklärung der Wurzel geht er zum Wortstamm, von dem zum Verbalstamm, von dem zu den Tempusstämmen, von den Tempusstämmen zu den neugebildeten Temporibus, von denen zu den Moduselementen, dann zu den Personalendungen und endlich zu den Verbalnominibus. Ueberall führt er Beispiele aus dem Lateinischen an und giebt die entsprechenden französischen Formen. Das ganze ist eine ausführliche, fleissige Zusammenstellung, die denen besonders

willkommen sein wird, welche nicht Gelegenheit haben, selber eingehend jene grösseren Werke zu studieren. Bei der Durchnahme der Präsensstämme stellt Hr. L. in vollständigster Weise alle französischen unregelmässigen Verben den einzelnen Gattungen, zu denen sie gehören, nach. Nach Absolvirung der Präsensstämme hält er inne, um eine Uebersicht der eingetretenen Veränderungen zu geben. Er bespricht dabei zunächst die Veränderungen, welche der Endvocal (ein solcher stand früher überall mit Ausnahme der Wurzel es) erlitten; der Vocal ist theils geschwunden, theils abgeschwächt, Reste sind noch: o, e, e im Pluriel; e muet im Singulier. Der Endconsonant oder die Endconsonanten unterliegen ebenfalls bedeutenden Aenderungen. Diese Aenderungen entsprechen natürlich den allgemeinen Veränderungen, die die lateinischen Consonanten in jeder Wortart erlitten haben; ich hätte es daher für praktisch gehalten, wenn Hr. L. die Uebersicht jener Veränderungen nach den Buchstaben, die am Stammende standen, gegeben hätte, wenn er also z. B. erst besprochen hätte, was aus den Liquiden, dann was aus den Muten, was ferner aus zwei Consonanten geworden wäre, und zwar a. vor den consonantischen, b. vor den vocalischen Endungen; α. vor den hörbaren, β. vor den stummen Endungen. Dann wäre er freilich genöthigt gewesen, jene verpönten Lautgesetze auszusprechen: so geräth er in eine aufzählende Breite und besonders in Wiederholung; wenn er später zum Part. passé kommt, so muss er vor der Endung t dieselben Veränderungen wie vor dem t der 3. Person angeben.

Bei der Durchnahme der Perfectstämme ergiebt sich folgendes Resultat: Fast durchgehends zeigen sich im Französischen Neubildungen von dem Präsensstamme; erhalten hat sich: a. einfacher Perfectstamm in je fis, je vis, je vins, je tins, je fus, also in 5 Passés définis. Dieser einfache Perfectstamm, welcher im Lateinischen durch Reduplication entstanden ist, die ihrerseits wieder durch Contraction geschwunden ist, unterscheidet sich nach dem Uebergange in's Altfranzösische sehr wenig, ja gar nicht, vom Verbalstamme; ebenso nähert sich der Präsensstamm, soweit er durch Verbal-Suffixe gebildet ist, dem Verbalstamme, so dass Perfect- und Präsensstamm schon im Altfranzösischen kaum auseinandergehalten sind. Während z. B. von dem Verbalstamme fac, jene Tempusstämme facj. und fēc lauten, lassen die Formen des Altfranzösischen: nous fesum (fesom), vous festes; je fesoie; tu fesis, vous fesistes; que je fesisse etc. erkennen, dass die Lautabschwächung des a und ē zu e den meisten Formen von faire das Gepräge giebt, als seien sie von einem Stamme (fes) gebildet, der dem Verbalstamme gleich ist. Es schwindet für die Conjugation jener Unterschied von besonderen Tempusstämmen und ersetzt sich, als man wieder genauer auf die Formen zu achten anfing, durch einen Unterschied allein in den Endungen der Tempora. Während also im Lateinischen Präsens und Perfect von facere sich scharf kennzeichneten, jenes durch das Suffix ja, dieses durch die Länge des e erstens und durch das Suffix i zweitens, besitzt später das Präsens gar kein Kennzeichen mehr, das Perfect nur noch eins, hier i, welches Hr. L. mit uns zur Endung des Passé déf. jetzt rechnet. Aus je fesi, tu fesis, il fesit etc. mit dem Ton auf der letzten Silbe, ward nun gerade, weil jetzt das i so nachdrücklich betont werden musste, je fei = je fi, tu fis, il fit. In nous fesons u. ähnl. Formen hielt sich das s, weil ons lange nicht so nothwendig war zur Charakteristik der Form, „nous“ allein hätte schon genügt; später stellt sich sogar durchgehends da, wo die Verkürzung noch nicht eingetreten ist, das ai wieder ein; dadurch sind wir nun genöthigt und berechtigt zu supponiren, dass, wenn die Ausstossung des s nicht so früh eingetreten wäre, die Formen des Perfects zunächst je faisi, tu faisis etc. gewesen wäre, und wir handeln nicht unfranzösisch, wenn wir lehren: faire hat den allen Formen gemeinschaftlichen Stamm fais, aus je faisis ward je fis. Wenn Hr. L. also lehrt, in je fis—' hat sich der einfache Perfectstamm erhalten, so müs-

sen wir dies hiernach für falsch halten. Aus den Tempusstämmen von videre: vīde u. vīdi wird altfranzösisch ve u. veī d. h. das Perfect hat wiederum i als Kennzeichen, welches dem für alle Formen gemeinschaftlichen Stamme ve zutritt; wiederum absorbirte das i das schwache e, so ward aus: je veī, tu veīs etc., je vis, tu vis. Im Présent lautet das e in oi um, wie je reçois statt je reces, und dieses oi erhält sich auch vor den betonten Endungen, so dass schliesslich die Conjugation einen Stamm voi, der allen Formen gemeinschaftlich ist, voraussetzen lässt; das oi lautet zurück in e im Futur und Passé défini und im letzteren tritt dann Verkürzung ein. Die höchst merkwürdigen Formen je vins und je tins haben nicht das i als Kennzeichen behalten, obschon altfranzösisch der Subj. de l'Imparfait je tenisse, je venisse hiess und tu tenis, nous tenimes, vous tenistes gebräuchlich sind; nach Wegfall des i — der erst eintrat, nachdem längst das e in tu venis kurz geworden und somit wieder für venir und tenir ein allen Formen gemeinschaftlicher Stamm ven und ten sich gestaltet hatte — müssten wir je viens und je tiens für das Passé défini erwarten; so hiess aber schon das Présent; möglicher Weise ist deshalb nicht die Umlautung des e in ie, sondern die in i (vergl. venin, venēnum) eingetreten und je vins und je tins daraus geworden; dann hätten wir hier also ein nach Art der deutschen starken Conjugation mit Umlaut gebildetes Perfect.* Keinenfalls kann von einer Erhaltung des lateinischen Perfectstammes die Rede sein. Da für fus kein Présent vorhanden ist, so ist diese Form für die Lehrart gleichgültig. Herr Lücking sagt ferner: es hat sich von früher zusammengesetzten Perfecten der Perfectstamm erhalten in: je dis, je mis, je ris, je conclus, j'exclus, j'assis, j'acquis, je pris. Bei je conclus und j'exclus ist keine Nöthigung vorhanden, den alten Perfectstamm anzunehmen, da der Präsensstamm (nous conclu-ons) mit ihm gleichlautend geworden ist, ebensowenig bei je ris, in dem einfach 2 i zusammengeschmolzen sind, wie in je fui-is = je fuis. Es blieben also die 5 Formen je dis, je mis, j'assis, j'acquis, je pris. Bei dire ist der allen Formen gemeinschaftliche Stamm im Altfr. dis im Passé déf. erhalten in ils distrent, sonst abgeschwächt zu des, tu desis, nous desmes, que je desisse, hieraus wie bei faire tu dis, nous dîmes, que je disse, also wiederum hier kein Grund zur Annahme eines erhaltenen Perfectstammes. Ebenso sprechen die altfranzösischen Formen von mettre gegen die Behauptung von H. Lücking, dass man in je mis das is als von denselben lateinischen Buchstaben in *misi* hergekommen betrachten müsse. misi ward ganz naturgemäss meī, hieraus mi, später mis, ebenso tu mesis, nous meismes, vous meistes, woraus tu mis, nous mîmes, vous mîtes ward: nur in il mist, ils mistrent ist das Perfect-i gewichen, und das Stamm-i ist in il mit, ils mirent daher anzuerkennen. Genau wäre also zu lehren: je m-is, tu m-is, il mi-t, nous m-îmes, vous m-îtes, ils mi-rent. Wir richten uns nach der Mehrzahl der Formen und betrachten daher das i durchweg als Perfectzeichen. Eins ist aber zuzugeben: die im Altfranzösischen auftretende Neigung, allen Formen einen gleichen Stamm unterzulegen, hat bei mettre nicht die Kraft gehabt, die schon im Lateinischen durch Ausfall des t im Perfect eingetretene Verkümmerung des Stammes zu heben. Bei asseoir ist der allen Formen gemeinschaftliche Stamm asse, hieraus, wie bei voir, j'assis, das Präsens mit Umlautung in ie: j'assieds. Bei dem Passé déf. von acquérir haben wir es nicht mit einem besonderen Perfectstamme (ausser dem zur Endung sich schlagenden i) zu thun, da schon im Lateinischen der Perfectstamm gleich dem Präsensstamme plus ivi = i war, sondern mit einer dem Französischen ganz fremd gewordenen Vertauschung des r mit s; allen Formen gemeinschaftlich ist im Altfr. der Stamm acquér, vor vollem i (nicht i in ions, iez) verwandelt sich r in s;

* Vergl. Vorrede zur 3. Aufl. meines französischen Verbums.

j'acquésis verkürzt sich zu j'acquis. Endlich je pris: Bei prendre herrscht die Neigung im Altfr. vor, den Stamm pren, also einen allen Formen gemeinschaftlichen Stamm, auch dem Passé déf. unterzulegen; gerade wie bei venir und tenir hielt sich auch hier (nach n?) das i nicht, es entstand je prins, daraus ward, da n vor s oft ausfällt, je pris; hiernach hätten wir je pris wie je vins und je tins als ein durch Umlaut direct vom Stamme gebildetes Passé déf. anzusehen; wir haben also wiederum keinen alten Perfectstamm.

So glauben wir denn nachgewiesen zu haben, dass sich nur bei je mis von dem Auftreten eines besonderen Perfectstammes sprechen liesse. Wir legen auf die vorstehende Auseinandersetzung besonderes Gewicht, weil Herr Lücking seine Schulanalyse in einem Hauptpunkte nach dieser fehlerhaften Anschauung der genannten Passés définis zustutzt.

Bei den neugebildeten Temporibus sagt Hr. Lücking, dass die verkürzten Formen von avoir schon vor der Zusammenrückung bestanden haben; so lange er keine Belegstellen aus dem frühesten Altfranzösisch dafür beibringen kann, so lange wird diese Behauptung eine gewagte bleiben. In il saillera und je cueillerai, meint Herr Lücking, sei das gekürzte i zu e abgestumpft worden; ich halte den Hergang für einen anderen: in saillir wurde gerade wie in venir, tenir, mourir, courir, acquérir das i und zwar zwischen zwei Liquiden ausgestossen (vergl. je donrai, je demeurrai im Altfranzösischen), so entstand sailra = saldra = saudra, alle diese Formen sind im Altfranz. vorhanden. Der Gegensatz von saudra zu saillir war für das Sprachgefühl schliesslich zu gross geworden und man schob nachträglich zwischen l und r wieder ein e ein, um das l vor der Verwandlung in u zu schützen. Ebenso wird cueudrai wieder durch cueillerai ersetzt. Ein gleicher Grund liess statt il sault, il cueult (auch ohne l geschrieben) die Formen il saille, cueille eintreten; so entstand bei saillir tressaillir, assaillir und cueillir das Prés. Sing. auf e, es, e. Solche Erscheinungen, wo das Sprachgefühl sich stemmte gegen zu grosse Veränderungen, durch die ausserdem eine schon vorhandene Form herausgekommen wäre, glaube ich bei 4 anderen Formen annehmen zu dürfen. Sonderbarer Weise nämlich werden ohne Stammverkürzung vor u gebildet issu, cousu, vêtu und ganz anomal ist gebildet vécu. Hätte man issu verkürzt, so entstand einfach u eine Form von zu geringem Umfange, die ausserdem mit eu gleichgelautet hätte; aus vêtu wäre vu geworden; statt vécu erwarten wir vivu, daraus hätte wieder vu werden müssen.

Bei den Bemerkungen über die Personalendungen ist mir aufgefallen, dass Hr. L. gar nicht erwähnt — worauf z. B. Diez Gewicht legt — dass für das Antreten des s in der 1. Pers. Sing. das Nominativ-s mit von Einfluss gewesen ist; diese Ansicht hat um so mehr Wahrscheinlichkeit, als zu derselben Zeit sich vielfach Formen der 1. Pers. Plur. ohne s finden. Ich vermisse wiederum bei den Personalendungen Lautgesetze.

Das Part. perf., zeigt Hr. L. bei den Verbalnominibus, ist, nachdem der eigene Stamm, den es durch Anhängung von tu an den Verbalstamm erhalten hatte, sich wieder abgeschliffen hat, ebenfalls jetzt als von einem gleichmässig durchgehenden Verbalstamm, der dem Präsensstamm gleich ist, gebildet zu betrachten. Auf einen besondern lateinischen Stamm für das Part. perf. müsse man jedoch zurückgehen bei mis, sis, acquis, pris, circoncis, clos. Lässt man s als Endung des Part. passé im Französischen überhaupt zu, so sind circoncis und clos ganz regelmässig von den allen Formen gemeinschaftlichen Stamm circoncis, clos gebildet, über die Bildung von pris gilt dasselbe, wie über die von je pris; acquis gesteigert aus acques, dem durchgehenden Stamme, an den kein neues s herantritt. Ob wir bei sis eine Umlautung aus ses annehmen dürfen, die etwa eintrat, um den Gleichklang mit den vielen ähnlichen Formen desselben Verbs zu vermeiden, ist wohl fraglich. Für mis müssen wir die directe Einwirkung des alten

Part. Perf.-Stamm zugeben, blieben also höchstens 2 Participes übrig, für die ein alter Part. Perf.-Stamm anzunehmen wäre. Wir kommen hierauf zurück.

Bei den vielen Neubildungen auf u erwähnt Hr. L. schliesslich ein Lautgesetz über Stammverkürzung vor der Endung u resp. us. Er sagt wörtlich: „Vor dem betonten u beharren mp, nc, nd, rd, tt, ferner ss aus x (issu) und s, vor welchem n gestanden (cousu), ausserdem die Liquiden l, r und der Nasal n (m kommt nicht vor), dagegen schwinden die Explosivlaute p, b, d, c, g, sowie der Spirant v und ein aus sc entstandenes ss oder s.“ Hierbei vergisst Hr. L. vêtu; ferner können wir direct nicht zugeben, dass p, b, d, c, g schwinden, sie schwinden allerdings öfters in allen Formen eines Verbs, also auch vor u (vergl. lire, legere — lu; croire, credere — cru etc.), aber H. Lücking wird keinen Fall anführen können, wo jene Consonanten allein vor u gewichen sind, während sie vor o, a stehen blieben; dies ist nur der Fall bei Stämmen auf v, s, ss. Später in der Analyse für die Schule sagt Hr. L. beim Passé déf.: „Geht die erste Form des Stammes (Präsensstamm) nicht auf l, ll, r aus, so erscheint die zweite Form in der Art kürzer, dass von der letzten Silbe der ersteren nur die Anfangsconsonanten vorhanden sind;“ beim Part. passé heisst es: die 3. Form des Stammes (Part. passé-Stamm) erscheint kürzer, wenn nicht die erste Form auf l, ll, r, n, t (vêtu) ausgeht. Hierbei vergisst Hr. L. alle Part. passés der sogenannten 4. Conjugation vendu, rendu etc. Ich glaube annehmen zu dürfen, dass ich das in Rede stehende Gesetz zuerst allgemein ausgesprochen habe, worauf ich auch ausdrücklich in der Vorrede der 3. Auflage meines „Französ. Verbums“ hingewiesen habe. Die Sache ist sehr einfach; man braucht sich nur mechanisch alle Passés définis und alle Participes passés auf us resp. u hinzuschreiben, so findet sich die Regel von selbst: Sieht man nämlich ab von den oben besprochenen Formen vêtu, issu, cousu vécu, vécus, so findet man sofort, alle nicht verkürzenden Formen haben am Stammende l, n, r oder 2 Consonanten, alle verkürzenden Formen dagegen haben ein s, ss, v mit vorhergehendem Vocal oder einen blossen Vocal. Indem ich nun nicht zu entscheiden wagte, ob einige der nicht vorkommenden Consonanten, wie z. B. f oder p hätten ausfallen oder stehen bleiben müssen, habe ich das Gesetz gefasst: „Endet der Stamm auf einen Vocal oder s, ss, v mit vorhergehendem Vocal, so fällt der Vocal oder s, ss, v mit vorhergehendem Vocal aus, wenn u als Bindevocal oder Endbuchstabe antritt.“ Zu diesem Gesetz habe ich in einer Anmerkung dann die Fälle aufgezählt, in denen keine Verkürzung eintritt. Hr. Lücking hat den Inhalt dieser Anmerkung zur Regel gemacht, also gelehrt, wann der Stamm nicht verkürzt wird, hat aber, da er die Part. passés der 4. Conjugation vergessen und ausserdem vêtu, cousu, issu hinzugezogen hat, sehr eigenthümliche Regeln herausgebracht. Hr. L. recapitulirt diesen Abschnitt über den Lautwandel schliesslich dahin, dass durchgängig eine Lautschwächung zu constatiren sei, nebenbei ein Auftreten von bedeutungslosen Lauten (Hülfslauten). „Aber neben den aus physiologischen Bedingungen der Lauterzeugung als unbewusste Lautschwächungen verständlichen Umwandlungen des Lautkörpers sind an demselben gewisse andere Veränderungen zu constatiren, welche ohne die Annahme eines mitwirkenden Gedankens nicht begriffen werden können: es sind nämlich ziemlich häufig Formen nach dem Muster anderer umgebildet oder auch durch Formen, welche nach dem Muster anderer neu gebildet wurden, ersetzt worden.“

### III. Bedeutungswandel.

Die Untersuchung der Verbalformen in Bezug auf den Bedeutungswandel ist schon desshalb als werthvoll zu betrachten, weil hier wohl das erste

Mal der Versuch gemacht worden ist, diese Seite gründlich zu beleuchten. Was Hr. L. hier sagt, ist durchgängig klar, und, wenn ich mit den gezogenen Folgerungen auch nicht überall einverstanden bin, so kann ich doch diesen Abschnitt Jedem auf das Wärmste empfehlen. Hr. L. weist zunächst darauf hin, wie die Suffixe in den ältesten Sprachen selbstständige Wurzeln gewesen, die ihrerseits Träger gewisser Bedeutungen waren. „Wenn aber auch der ursprüngliche Sinn der Suffixe noch nicht allgemein festgestellt und die Entwickelung desselben noch nicht als eine gesetzmässige erwiesen ist: so lässt sich doch soviel mit Sicherheit behaupten, dass dieselben auf einem bestimmten Sprachgebiete in einer bestimmten Epoche der Sprachgeschichte für das Sprachgefühl des Volkes bestimmte Bedeutungen besessen haben, und dass diese geistigen Werthe der phonetischen Ueberreste der Suffixe innerhalb der lateinischen Sprachentwickelung in einer Epoche, welche vor die Blüthezeit der römischen Literatur fällt, sich im Wesentlichen mit den Werthen der verbalen Kategorien der Person und des Numerus, des Tempus und des Genus gedeckt haben. — Noch immer haften diese Unterschiede der Bedeutung für das Sprachgefuhl am Unterschiede der Form. Aber dieselben haften an den Elementen der Formen in g a n z a n d e r e r W e i s e, als dies ehedem der Fall gewesen ist; die phonetischen Ueberreste der Suffixe haben nämlich zum Theil eine von ihrer ursprünglichen durchaus verschiedene Function übernommen, eine Function, die früher einem benachbarten Suffixe eigen war, welches entweder geschwunden oder selbst Träger einer anderen Beziehung des Wurzelbegriffs geworden ist.“ Indem nun Hr. L, um Verwechslungen vorzubeugen, für Personalendungen hier beim Neufranzösischen Personalzeichen und entsprechend Moduszeichen, Tempuszeichen sagt, nimmt er diese einzelnen Kategorien durch, und indem er dabei stets danach fragt, was jetzt als das betreffende Zeichen empfunden werde, kommt er zu Schlüssen, in denen ihm im Allgemeinen beigestimmt werden muss, z. B. sagt er, gewiss mit Recht, in ons, ez, ent des Prés. de l'Ind. sind jetzt reine Personenzeichen zu erblicken, es sind also die Vocale o, e, e aus einer Stammverstärkung zu einer Personenzeichenverstärkung geworden. Gegen e i n e n Schluss muss ich jedoch mich aussprechen. Weil, sagt Hr. L., an je croi, ich glaube, ein s nach Analogie von je crois, ich wachse, angesetzt worden ist, so folgt, dass man in je crois, ich wachse, das s nicht mehr als Stammausgang, sondern als Personenzeichen fasste. Das war so lange nicht möglich, als es hiess je crois, tu crois, il crois*t*, denn so lange wies das s in il crois*t* auf den Ursprung des s in je crois und tu crois hin. Als aber das s gefallen war, rückte t in gleiche Linie mit dem s der beiden ersten Personen, wodurch nun dieses s anfing als Endbuchstabe empfunden zu werden. Ganz consequent fährt Hr. L. fort, das s in tu es erlitt diese Umwandlung nicht, weil il est noch das s des Stammes behalten hat. So plausibel uns Hr. L. auch diese Anschauung macht, ich muss doch sagen, ich finde sie zu gekünstelt. Zunächst liegt gar keine Nöthigung dazu vor. Mit dem Vortreten der Pronomina je, tu, il etc. hätten die Personenzeichen ganz aufhören können; denn die Person war durch das Pronomen gekennzeichnet; ich wüsste nicht, dass im Englischen Schwierigkeiten für das Verständniss daraus erwüchsen, dass die Verbalform in: I love, we love, you love, they love vollkommen gleich ist. Wenn nun an je croi ich glaube ein s herantritt, so geschieht dies keineswegs aus Bedürfniss nach einem Personenzeichen, noch auch, weil man in je crois, je fais, je connais etc. das s als solches anzusehen angefangen hatte und nun je croi nicht ohne dasselbe lassen wollte; denn als Personenzeichen hat es schon deshalb keinen grossen Zweck, weil schon die 2. Person das s für sich in Beschlag genommen hatte, sondern der Zusatz tritt aus rein ä u s s e r l i c h e n Gründen, behaupte ich, ein, nämlich um dem O h r e, welches in so sehr vielen Fällen die Bindung mit dem s empfand und den Hiatus nicht gern hörte, zu willfahren,

und um dem Auge, welches in noch mehr Fällen das s in ersten Personen und Nominativen des Singulars geschrieben resp. später gedruckt sah, gerecht zu werden. Wird also das s zu je croi nicht als Personenzeichen zugesetzt, so braucht auch das s in je crois, ich wachse, wegen jenes zugetretenen s nicht als Personenzeichen empfunden zu werden. Und wenn Hr. L. das s in il croist als classischen Zeugen für die Herkunft des s in den beiden ersten Personen zulässt, warum gelten ihm dann die beiden s in nous croissons, que je croisse, die jetzt noch da sind, nichts zum Beweise seiner Abstammung; noch auffälliger ist die Schiefe der Auffassung bei Verben wie produire; hier steht fast in allen einfachen Formen noch das stammhafte s (nous produisons; je produisais; je produisis; que je produise; que je produisisse, produisant) und trotzdem soll es in je produis, tu produis nicht mehr als stammhaft angesehen werden. Warum soll man es denn nicht als stammhaft anerkennen, da doch ein so deutlich fühlbares und oft angewendetes Gesetz: s tritt nicht mehr an den Stamm, wenn derselbe schon auf s endigt, weil eben nie ein Doppelconsonant am Ende eines französischen Wortes steht das Nichtantreten des Personenzeichens s erklärt? Ganz ebenso müsste man in les palais das s für ein Pluralzeichen ausgeben und lehren: Von le palais heisst der Stamm im Plural palai.

In der 3. Pers. Plur. lässt Hr. L. die jetzt empfundenen Personenzeichen ent sein, in dem Subjonctif aber blos nt, da dort das e als Moduszeichen gefühlt wird. Dieser Unterschied erschwert nachher die Lehrart und ist unwesentlich: will man das e als Moduszeichen hier nicht fallen lassen, so kann man ja einfach lehren: das Moduszeichen e verschmilzt mit dem e der Endung zu einem (vergl. I like, I liked).

Bei den Tempuszeichen sagt Hr. L., dass die ehemaligen Suffixe a, i nicht mehr als solche zu betrachten, sondern als Perfectzeichen anzusehen seien; er erwähnt nicht, dass das Passé déf. die reinen Endungen mes, tes und nicht ons, ez hat. Den Versuch einer Erklärung, warum das Sprachgefühl nicht die Gewalt hatte, nach Analogie der anderen Tempora auch hier ons, ez zu setzen, hätten wir gern gesehen. Indem der bei Weitem grösste Theil aller Verben einen consonantischen Auslaut in dem allen Formen gemeinschaftlichen Stamm hatte, wie er sich im Altfranzösischen herausbildete, das Passé déf. aber fast überall einen Vocal, vor dem es mes resp. tes behielt, ward jener Vocal zunächst natürlich als Kennzeichen des Passé déf., zugleich aber als Bindevocal empfunden, der also damit auf gleicher Stufe mit dem o resp. e des ons und ez steht. Hätte man nun aber entweder im Présent parlames (parlomes) beibehalten oder im Passé déf. nous parlans, vous parlaz (woraus parlez werden musste) gesetzt, so wäre wiederum eine zu grosse Gleichheit des Présent und Passé déf. herausgekommen: hierin liegt wohl der Grund für die Beibehaltung des mes und tes; ja man schob sogar ein unetymologisches s in die Endungen ames, imes, umes vor m ein, das nun mit dem etymologischen s in astes, istes, ustes zugleich als Tempuszeichen empfunden wurde und der Abschwächung des mas und tes zu ns, z mit widerstehen half. Demnach sind also diese Buchstaben mit Träger der Kennzeichnung des Tempus geworden. In dem rent der 3. Pers. Plur. war das r von Anfang an zu starr zur Veränderung; es musste bleiben und es blieb, wie auch Hr. L. in der Schulanalyse angiebt, als Kennzeichen des Passé défini.

Die Verbalnomina hat Hr. L. in diesem Abschnitte ganz vergessen; es wäre doch wichtig gewesen über das Part. passé Einiges zu sagen, dass z. B. das é in aimé früher Stammverstärkung war, jetzt aber als Endung empfunden wird.

Bei Behandlung der Stammarten endlich, d. i. der verschiedenen Formen des Verbalstamms mit den Verstärkungen in den einzelnen Temporibus erhält Hr. L. das Resultat, dass als Stamm des Verbs für alle Formen,

bei den mit a, e, i abgeleiteten Stämmen für das moderne Sprachgefühl nur die Wurzelsilbe übrig bleibt; ausgenommen sind die mit i verstärkten Stämme, die später inchoativ wurden, bei denen iss als Stammverstärkung noch deutlich empfunden wird; nur im Sing. Prés., setzt Hr. L. hinzu, tritt das i als Stammverstärkung für sich allein deutlich in's Auge: hier haben wir also dieselbe künstliche Anschauung des s in je punis, tu punis, wie die des s in je produis, tu produis. Bei je punis ist diese Anschauung historisch um so ungerechtfertigter, als grade von diesen Prés. Sing.-Formen der inchoative Zusatz begann, und man lange Zeit im Altfranzösischen die Formen der 1. und 2. Person Plur. und andere Formen, deren Endungen mit hörbarem Vocal beginnen, noch ohne iss schrieb, während der Sing. jenen Zusatz schon hatte (vergleiche das heutige Italienisch: finisco, finisci, finisce; finiamo, finite, finiscono). Wozu sich solche unnöthigen Ausnahmen schaffen? Für die anderen mit na, ma, ja, ska im Präsens verstärkten Stämme ergiebt sich, dass die Reste dieser Suffixe jetzt als Wurzeltheile empfunden werden und diese so verstärkte Wurzel liegt auch allen anderen Formen fast aller so entstandenen Verben im Neufranzösischen zu Grunde, ausgenommen in jenen oben besprochenen Passés définis (je pris, je fis, je vis, je vins, je tins, je mis, je circoncis, j'assis, j'acquis) und Participes passés (mis, sis, pris, acquis, circoncis, clos). Wir haben das Falsche dieser Ausnahmen bei den meisten dieser Passés définis und participes passés oben nachzuweisen gesucht. „Ein Unterschied," sagt am Schluss dieses Abschnittes Hr. L., „hat sich innerhalb des Stammes dadurch gebildet, dass im Passé déf. sowie im Part. passé vor einem betonten u das oben beschriebene Schwinden von Consonanten und unbetonten Vocalen des Stammes eingetreten." Ich halte den Ausdruck „Unterschied innerhalb des Stammes" nicht für zutreffend; man könnte nach diesem Ausdrucke das, was einfach Wirkung eines Lautgesetzes für den Uebergang aus dem Lateinischen in's Französische ist, für eine ich möchte sagen spontane Aeusserung des Sprachgefühls in Bezug auf die Conjugation halten. Wie kann man die Schüler damit verwirren wollen, dass man lehrt: von paraître heisst der Stamm im Prés. Sing. parai, im Prés. Plur. paraiss, im Passé déf. par—, im Infinitif gar paraî—? Warum soll er nicht einfach lernen: der Stamm ist durchweg paraiss, und wo er anders erscheint, da ist die Aenderung beim Zusammentritt von paraiss mit den verschiedenen Arten von Endungen vor sich gegangen? Freilich muss man dann für diesen Zusammentritt ganz allgemeine Lautgesetze aufstellen, die unabhängig von numerus, tempus und modus sind, ja wo möglich für das ganze Gebiet der französischen Sprache gelten.

## IV. Analyse für den Schulunterricht.

Hr. L. sagt im Nachwort, dass diese Analyse keineswegs dem Unterrichte unmittelbar zu Grunde gelegt werden, sondern nur die Auffassung normiren soll, mit deren Hülfe dem Schüler die Beherrschung der Verbalformen zu ermöglichen ist. Dieser nachträglichen Bemerkung gegenüber schwebt die Kritik einigermaassen in der Luft, da gerade die Schwierigkeit da anfängt, wo Hr. L. aufhört, nämlich bei der genauen systematischen Verarbeitung der gewonnenen Resultate für den Schulunterricht. Mit einem „ich denke mir die Sache ungefähr so," „ich würde es etwa so machen" ist bei uns nichts gethan. Die Druckseiten, die für diesen letzten Abschnitt verwendet worden sind, hätten hingereicht, statt des Unfertigen etwas Fertiges zu geben. Aber hätte Hr. L. sich der Mühe unterzogen, das „wie er lehren wolle" genau klar zu legen, so wäre er, denke ich, von selbst darauf gekommen, das „was er lehren will" wesentlich zu modificiren. Einen, allerdings sehr wichtigen, Fingerzeig über das „wie" giebt

Hr. L. durch die Empfehlung des Werkes von Wolfart, die Formen des französischen Zeitworts. 2. Aufl. Magdeburg, 1845. Wir kommen am Schluss darauf zu sprechen; betrachten wir zunächst das, was Hr. L. auf Grund der vorhergehenden Abschnitte dem Schüler vortragen will!

§ 1. Namen der Kategorien des Verbs.

§ 2. Personenzeichen: s, s, t; ons, ez, ent; im Pass. déf.: mes, tes, ent; bei vielen Verben steht e vor s, s, t. — Dazu Anmerkungen: 1. Wann hat die 1. Person Sing. kein s; wann tritt x statt s ein (hier sagt Hr. L. x steht statt s nach au und eu ausser in je meus, das ist genau eins meiner „Pseudolautgesetze;“* ich werde die Stellen, wo die anderen auftreten, nicht weiter hervorheben; es findet sie Jeder beim Vergleich unserer Arbeiten auf den ersten Blick heraus). 2. Wann hat die 2. Person kein s; wann tritt x statt s ein (Wiederholung desselben Lautgesetzes). 3. Wann hat die 3. Person kein t. Hierbei lehrt Hr. L.: es tritt kein t ein nach t, d, c, das letzte halte ich für ein „Pseudolautgesetz,“ das nur für die einzige Form il vainc zurechtgemacht ist; in anderen Fällen (l'aspect, le respect) ist es falsch. 4., 5., 6. Die Unregelmässigkeiten bei den Personen des Pluriel (hier kommt der besprochene Punkt, nt oder ent im Subjonctif, zur Geltung);

§ 3. Moduszeichen: e, e, e; i, i, e; Unregelmässigkeiten: il aimât etc.; il ait; nous ayons; je soi-s.

§. 4. I. Tempora des Activs. Présent kein Tempuszeichen; Imparfait ai, ai, ai; i, i, ai. Passé déf. a, i, u oder nichts; in der 1. und 2. Person Pluriel â, î, û oder ^; in der 3. Pers. Pluriel: èr, ir, ur, —r. Subj. de l'Imp. ass, iss, uss oder ss; in der 3. Pers. Sing. â, î, û oder ^.

Die Frage, in welchem Verhältnisse stehen die im Passé déf. auftretenden Verschiedenheiten zu der Infinitif-Endung, beantwortet Hr. L. durch einfache Aufzählung: die Verben auf er haben a; die Verben auf ir haben i, ausgenommen die und die; die Verben auf oir haben u ausgenommen die und die; keinen Vocal haben die und die Verben. Im Ganzen hat der Schüler nach dieser Aufstellung 34 Passé définis, die aus dem Zusammenhange ihrer Verben gerissen sind, als Vocabeln zu lernen.

II. Tempora, die durch Zusammensetzung entstehen oder durch Umschreibung gebildet werden.

§ 5. Tempora des Passifs.

§. 6. Die Verbalnomina: Infinitif er, ir, oir oder re. (Soll die wichtigste aller Fragen gar nicht beantwortet werden, wie findet man aus dem Infinitif den Stamm resp. welche Unregelmässigkeiten sind dabei zu merken?) Gérondif ant; Part. prés. ant; Part. passé é, i, u, s oder t; wie diese Zeichen mit der Infinitifendung zusammenhängen, beantwortet Hr. L. ebenfalls durch Aufzählung; hier giebt es im Ganzen 47 Participes einzeln zu lernen.

§ 7. Die Stämme: Der Stamm ist nicht in allen Verben unveränderlich; bei sehr vielen Verben treten in verschiedenen Formen Verschiedenheiten auf; erstens solche, die auf allgemein gültigen, orthographischen Regeln (das nenne ich Lautgesetze) beruhen; zweitens andere (diese anderen Verschiedenheiten sind nun — so lehre ich — ebenfalls, bis auf ganz wenige, vereinzelte Ausnahmen, Folgen von Lautgesetzen, welche für das Zusammentreten von Stamm und Endungen aussprechen: 1. wie ändern sich die Endungen, 2. wie ändert sich der Stamm, 3. wann treten Buchstaben zwischen Stamm und Endung). Hr. L. hat die Abweichungen in den Endbuchstaben schon in § 2 durchgenommen; hier bei der Verschiedenheit des Stammes innerhalb desselben Verbs betrachtet Hr. L. den Stamm in 3 verschiedenen Situationen: 1. gegenüber den Endungen des Présent, Imparfait, Subj. du Présent, Impératif, Part. présent,

* Vergl. mein Franz. Verbum. 3. Aufl., Seite 10.

Gérondif, Infinitif; 2. gegenüber den Endungen des Passé défini und Subj. de l'Imparfait; 3. gegenüber der Endung des Participe passé. Er nennt den Stamm in diesen 3 verschiedenen Situationen: 1., 2., 3. Form des Stammes. (Hier müssen wir fragen, warum betrachtet denn Hr. L. nicht auch den Stamm gegenüber dem Imparfait besonders? Einfach desswegen, lautet die Antwort, weil, wenn wir den Tempuscharacter ai (i) mit zur Endung rechnen, der Stamm genau derselbe ist, wie beim Présent. Nun denn, der Stamm im Part. passé ist bei etwa 6000 Verben in 5997 genau derselbe, wie im Présent und nur in 2 Formen (mögen es auch 9 sein, wie Hr. L. annimmt) von dem Présent-Stamm verschieden, und wir sollen wegen dieser ganz vereinzelten Formen einen besonderen Part. passé-Stamm annehmen? Wir sollen die didactisch so unendlich vortheilhafte Anschauung „Der Stamm ist in allen Formen derselbe" aufgeben, weil in ein einziges Passé déf. (je mis) aus dem Lateinischen herübergekommen ist, das dieser Auffassung sich nicht schickt. Wenn alle nach der deutschen starken Conjugation gebildeten Imperfecte (ich frug) mit der Zeit in Imperfecte nach der schwachen Conjugation (ich fragte) übergegangen wären bis auf eins, sagen wir auch bis auf neun, würde Hr. L. von vorn herein eine schwache und eine starke Conjugation dem Ausländer lehren wollen? Gewiss nicht. Und wie werden andere zusammengehörige Erscheinungen durch diese Eintheilung zerrissen! Sind nicht il joint und joint; nous joignons und je joignis; il conduit, conduit und conduire ihren Eigenthümlichkeiten nach zusammengehörige Formen?)

Die erste Form des Stammes betrachtet Hr. L. zunächst genauer 1. nach der Betonung; hierbei kommt der Wechsel von e muet in è; von é in è, die Umlautung (je meurs — nous mourons) zur Sprache. 2. Abweichungen der ersten Form des Stammes vor der Infinitif-Endung. 3. Vor den Endungen des Sing. du Présent. 4. Vor denen des Plur. présent. 5. Vor denen des Subj. du présent. 6. Vor denen des Part. présent. (Diese ganz äusserliche Eintheilung bringt natürlich die ermüdendsten Wiederholungen mit sich.)

Die zweite Form des Stammes steht entweder vor betonten (ai, is, us, asse, isse, usse) oder unbetonten Endungen (s; sse); — besser wäre wohl gewesen „vor vocalischen oder consonantischen Endungen," diese Theilung kennt Hr. L. aber gar nicht zum grossen Schaden der Uebersichtlichkeit; unter den betonten tritt hier us auf und findet daher das Stammverkürzungsgesetz statt. Ohne Endungsvocal, also mit unbetonten Endungen, werden die schon öfters besprochenen 9 Passés définis gebildet (wir erkennen nur je vins, je tins, je pris [für je prins] an).

Die dritte Form des Stammes stimmt mit der ersten Form des Stammes vor é, i; vor u tritt Stammverkürzung ein; vor t „lautet sie, ausser in fri-t und trai-t, stets anders als in der unbetonten ersten Form (natürlich, und wenn es nicht so wäre, müsste man sich sehr wundern, denn t ist eine consonantische Endung, die Endungen aber, vor denen die erste Form des Stammes unbetont ist, sind (ausg. bei ouvrir, couvrir, offrir, souffrir) vocalische; da nun alle Verben auf t im Part. passé, mit Ausnahme der obigen 4 und faire und taire, einen Stamm haben, dessen Endbuchstaben sich verschieden vor consonantischen und vocalischen Endungen verhalten, so muss das Resultat allerdings das von H. L. angegebene sein; aber entschieden einfacher hätte es sich dargestellt, wenn Hr. L. gesagt hätte: die 3. Eorm des Stammes lautet stets ebenso als die *betonte* erste Form, hierzu einige wenige Ausnahmen, wo das t nachträglich weggefallen (nui etc.) und ausserdem ouvert, couvert, offert, souffert. — Von den wenigen Part. passés auf s bleiben einige übrig, über die wir schon gesprochen, die eine Art besonderen Stamm vom Lateinischen her behalten haben (vielleicht nur mis); ihretwegen aber eine besondere Form des Stam-

mes für das Participe passé im Neufranzösischen anzunehmen, erscheint uns vollkommen unnöthig.)

Schliesslich werden aller und être besonders behandelt, weil sie von verschiedenen Grundformen gebildet werden.

Soweit das, was Hr. L. lehren will. Das Buch von Wolfart nun, auf das uns Hr. L. hinweist, damit wir darnach den Stoff gruppiren, ist ein höchst originelles Werk. Es erschien 1833 zuerst, und ist für diese Zeit, ja noch für die heutige, eine gründlich wissenschaftliche, inhaltreiche Arbeit zu nennen, aber als Lehrbuch für Schüler ist es ein wahres pädagogisches Monstrum. Jede Regel ist so unpraktisch und schwer als nur möglich gefasst, kein Paradigma findet sich in dem Buche durchconjugiert, auf den schlimmsten Fehler aber weisen wir mit seinen eigenen Worten (Vorrede, S. VIII) hin: „Nach meiner Ansicht ist mit den beiden Futuris zu beginnen und hat man dann zum Präsens Indicativi und so allmälig von einer Tempus- und Modusform zur anderen überzugehen, und dürfen in den in's Deutsche zu übersetzenden Aufgaben nur solche Verbalformen vorkommen, welche schon ihre Erklärung gefunden haben.“ Wohlverstanden! Wolfart redet hier von der Gesammt-Conjugation, von allen Verben sollen wir erst das Futur und Conditionnel, dann von allen Verben das Présent, dann von allen Verben das Imparfait u. s. f. lernen: ich scherze nicht, Jeder kann sich davon durch einen Blick in das Wolfart'sche Buch überzeugen, der Schüler lernt wirklich bei ihm neben je parlerai, je punirai etc. einzeln als Ausnahme je *viendrai*; nach 2—3 Wochen lernt er neben je parle, je punis, je *viens* als Ausnahme kennen; endlich nach weiteren 4 Wochen neben je parlai, je punis, je *vins*! Und diese Gruppirung empfiehlt Herr Lücking! Dem habe ich nichts hinzuzufügen.

Ich schliesse damit, dass ich die Lücking'sche Arbeit wegen des Gegenstandes und weil der 2. und 3. Abschnitt entschiedene Anerkennung verdienen, nochmals empfehle, zugleich aber mein Bedauern ausspreche, dass Hr. Lücking in der Einleitung, der Schulanalyse und dem Nachwort etwas weniger gut Ueberlegtes, als man nach der Gründlichkeit der wissenschaftlichen Analyse erwarten konnte, uns bietet.

Berlin. Dr. Q. Steinbart.

---

## Dr. Bärwald. Zur Erinnerung an Lazarus Geiger. Programm der israelitischen Real- und Volksschule zu Frankfurt a. M. Ostern 1871.

## 2. Eugène Peschier, Lazarus Geiger. Sein Leben und Denken. Frankfurt a. M. 1871.

Die vorliegenden Schriften sind dem Andenken eines Mannes gewidmet, der in dem Augenblicke der Wissenschaft entrissen worden ist, da man seine Bedeutung zu ahnen und theilweise zu würdigen begann. Lazarus Geiger wurde im Jahre 1829 zu Frankfurt a. M. von jüdischen Eltern geboren. Gegen seinen Willen anfangs zur buchhändlerischen Laufbahn bestimmt, aber nach kurzem entscheidenden Kampfe der Wissenschaft geschenkt, zu der ihn ein unwiderstehlicher Trieb hinzog, liess er sich nach dreijährigen Studien in Frankfurt a. M. nieder. Hier verfloss sein äusseres Leben ruhig und ohne Störungen. Er ertheilte anfangs wenigen Auserwählten Unterricht und ward im Jahre 1861 als Lehrer für die israelitische

Realschule gewonnen, an der er bis zu seinem Tode — 29. Aug. 1870 — gewirkt hat. Erst zwei Jahre vor seinem Hinscheiden veröffentlichte er den ersten Band seines Hauptwerkes „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft," (Stuttgart bei Cotta), dem schon im folgenden Jahre ein in sich abgeschlossenes, die Aufgabe und Endziele seines Strebens entwickelndes Buch unter dem Titel „Ursprung der Sprache" folgte. — Werke, betreffs deren ein in diesem Falle gewiss competenter Forscher, H. Steinthal, äussert, dass ihr Verfasser ihm als der gelehrteste Sprachforscher neuerer Zeit, als der gewaltigste und selbstständigste Dialektiker seit Wilhelm von Humboldt erscheine.

Dieses Urtheil zu begründen und zugleich in die Geistesarbeit des tiefen Denkers einzuführen, hat der Verfasser der zweitgenannten der obigen Schriften unternommen. Er zeigt uns, worin das Bahnbrechende und Schöpferische Geigers liegt. Geiger hat sich die bisher von den bedeutendsten Sprachforschern als für jetzt unlösbar betrachtete Aufgabe gestellt: „die, eine Geschichte der Begriffe, der Bedeutungen zu schreiben und damit zugleich eine Lehre von der Entwicklung der Bedeutungen, die Lehre von dem in der Sprache, welche ausserdem nur Laut ist, auftretenden Denken und Empfinden" zu geben. Peschier zeigt uns nun zunächst, warum Geiger hoffen konnte, diese Arbeit zu lösen und warum er sie gelöst hat, so weit es ihm sein kurzes Leben erlaubte. An einem passend gewählten und anschaulich dargelegten Beispiel macht er sodann klar, wie Geiger diese Gesetze entdeckte und der Anwendung derselben eine lebensvolle Fülle zu geben wusste, zugleich weiht er uns in die in diesen Forschungen hervortretenden Hauptideen ein, unter welchen die Ableitung der Vernunft aus der Sprache, das völlige Auseinanderhalten von Laut und Begriff, die Einführung des Zufalls (allerdings in tieferer, metaphysischer Begründung) vielleicht die originellsten sein dürfen. Die kleine mit Liebe und Verständniss geschriebene Brochüre, an der auch eine klare und edle Form zu rühmen ist, wird ihren Zweck gewiss erfüllen.

Während uns Peschier aus dem Leben Geigers nur einige für die Selbstständigkeit des Denkers und die Liebenswürdigkeit des Menschen charakteristische Züge mitgetheilt, giebt uns die erstgenannte Schrift ein sehr eingehendes und mit ebenso viel Wärme entworfenes Lebensbild. Dem Director der Schule, an welcher Geiger wirkte, lag es natürlich besonders nahe, ihn als lernend und lehrend darzustellen. Die Schrift ist reich an Aufschlüssen über dies merkwürdige Geistesringen. Nicht ohne Wehmuth wird man von dem liebenswerthen Bilde scheiden, das sie uns entwirft.

---

A. Zauritz. Ueber Voltaires Charles XII. Programm der königl. Realschule, Vorschule und Elisabethschule zu Berlin. Berlin 1870.

Dr. Ludwig Bossler, Voltaires Glaubwürdigkeit in seiner Histoire de Charles XII. Programm des fürstlichen Gymnasiums zu Gera. Gera 1870.

Verschiedentlich ist schon seit langer Zeit der Wunsch geäussert worden, es möchten einmal die historischen Schriften Voltaires und insbesondere die

bedeutendste unter denselben, die Histoire de Charles XII. einer eingehenden Untersuchung in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit unterzogen werden. Denn kaum sind über ein historisches Werk der modernen Literatur so verschiedenartige, ja diametral entgegengesetzte Urtheile ausgesprochen worden, wie über dieses, und wenn Voltaires Buch von einigen Literaturhistorikern als ein Muster historischer Darstellung gerühmt wird, so nennt ihn der Schwede Nordberg, der nach ihm die Geschichte Karls XII. bearbeitet hat, gradezu einen Erzlügner und bezeichnet seine Schrift als „un ouvrage bien mal dirigé et bien mal écrit."

Es ist unter diesen Umständen an sich gewiss dankenswerth, wenn die Verfasser der beiden obengenannten Programme sich der Aufgabe unterzogen haben, Voltaires Biographie einmal genau zu prüfen. Obgleich beide ganz unabhängig von einander gearbeitet haben, gehen sie doch genau denselben Weg: sowohl Zauritz wie Bossler beschränken sich auf eine Vergleichung der Voltairischen Darstellung mit denen zweier neueren schwedischen Historiker, der des schwedischen Majors Knut Lundblad und der des Andreas Frynell. Diese schwedischen Schriftsteller haben beide archivalische Quellen vor Augen gehabt, ein Urtheil über die Art und Weise, wie sie diese Quellen benutzt haben, können aber Zauritz und Bossler um so weniger gehabt haben, als beide Werke von ihnen nur in deutscher Uebersetzung benutzt sind. Schon danach wird es wohl bezweifelt werden können, ob eine Vergleichung Voltaires mit ihnen ein sicheres Urtheil über die Glaubwürdigkeit des Franzosen ermöglichen kann. Auch Voltaire hat unleugbar handschriftliche Quellen verschiedenster Art benutzt; dazu beruft er sich auf die Zeugnisse bedeutender und glaubwürdiger Männer, welche Zeitgenossen Karls XII. waren und zum Theil in den intimsten persönlichen Beziehungen zu ihm oder seinen Gegnern standen. Wenn also die Erzählung Voltaires in einzelnen Punkten von denen der schwedischen Biographen abweicht, ist man — wenigstens nicht ohne weiteres — berechtigt (wozu Hr. Bossler meist geneigt ist), letzteren den Vorzug zu geben. Wir werden demgemäss beide Programme wohl als immerhin schätzbare Vorarbeiten für eine Kritik der Voltaireschen Schrift betrachten können: definitiv erledigt wird die Frage aber doch nur dann werden können, wenn einmal eine unmittelbare Vergleichung der Angaben Voltaires mit den archivalischen Quellen nicht bloss schwedischen, sondern auch polnischen und russischen Ursprunges wird vorgenommen werden.

Den beiden vorliegenden Untersuchungen im Einzelnen zu folgen, würde den Raum dieser Blätter all zu sehr in Anspruch nehmen, auch unter den obwaltenden Verhältnissen kaum erspriesslich sein. Begnügen wir uns damit, das Resultat ihrer Vergleichung anzugeben. Zauritz sagt (S. 51): eine genaue Vergleichung Voltaire's, Lundblad's und Frynell's ergiebt, dass in den Ereignissen von 1700—1709 keine einzige Thatsache von Bedeutung von Voltaire ausgelassen oder falsch dargestellt worden ist; alle Abweichungen beschränken sich auf „Daten, Zahlen von Truppen und dergl." Den letzteren Abweichungen scheint Hr. Zauritz dabei eine geringere Bedeutung zuzuschreiben, als sie doch in der That in historischen Werken beanspruchen können, und jedenfalls würde Referent vorläufig noch anstehen, Voltaire's Werk mit Hrn. Zauritz als „in allen diesen erzählenden Partien unübertrefflich" zu bezeichnen.

Bei Bossler vermissen wir leider ein zusammenfassendes Resumé über die Resultate seiner Vergleichung ganz: er beschränkt sich darauf, die einzelnen Discrepanzen zwischen dem französischen und den schwedischen Biographen lose aneinanderzureihen, woran er zum Schluss eine Untersuchung über den mysteriösen Tod des Schwedenkönigs knüpft. Dass er bei diesen Discrepanzen gewöhnlich Voltaire's Angaben dann für irrig hält, wenn sie von denen Frynell's abweichen, ist schon erwähnt worden. Eine

Zusammenfassung seiner Resultate werden wir wohl in der ausführlichen Behandlung desselben Gegenstandes zu gewärtigen haben, welche er S. 7 in Aussicht stellt.

Frankfurt a. M. Harry Bresslau.

---

Carl Christian Redlich, Dr., ord. Lehrer an der Realschule des Hamburgischen Johanneum: Die poetischen Beiträge zum „Wandsbecker Bothen" gesammelt und ihren Verfassern zugewiesen. Programm der Hamburger Realschule. 1871.

Man findet noch heutzutage häufig selbst bei literarisch nicht ganz ungebildeten Leuten die Meinung, der „Wandsbecker Bote" sei eigentlich nichts anderes, als der bekannte Privatgelehrte Matthias Claudius, der, weil er mit kurzer Unterbrechung von 1770—1815 in Wandsbeck gelebt, sich diesen Schriftstellernamen beigelegt habe. So ist's aber nun keineswegs der Fall. Der „Wandsbecker Bothe" war ursprünglich eine vollständige Staats- und gelehrte Zeitung, welche in den Jahren 1771—1775 wöchentlich einmal in Wandsbeck erschien, und gleich wie der Hamb. Correspondent und andere Zeitungen der Art in ihrem ersten Theil die politischen Tagesbegebenheiten berichtete und besprach, in dem literarischen Theil Gedichte, Berichte und Recensionen brachte. Aber es hatte mit dieser Zeitung doch eine ganz besondere Bewandtniss. Sie sollte als sittlich ernstes und gediegenes Blatt an die Stelle von scandalsüchtigen Schmutzblättern treten, die ein in Wandsbeck stattfindendes altes Privilegium benutzten, um „aus Lappadria" d. h. aus Hamburg über Hamburgische Verhältnisse und Personen allerlei Klatsch an den Mann zu bringen. Der bekannte Literat Bode hatte endlich vom Grafen Schimmelmann dies Privilegium erworben und die Redaction der neu zu gründenden Zeitung an Claudius übertragen. Die Geschichte, die Bedeutung, die Entwickelung dieser durch ihren eigenthümlichen Inhalt höchst merkwürdigen Zeitung, die es auf 5 Jahrgänge gebracht, von der aber kaum mehr als ein vollständiges Exemplar sich erhalten hat, ist der eigentliche Gegenstand der Programmenschrift des Herrn Dr. Redlich, welcher uns in derselben ein höchst interessantes Singulum aus der Journalistik der siebziger Jahre geschildert hat. Er hat aber hier zunächst unsere Aufmerksamkeit auf die poetischen Beiträge gerichtet; es finden sich deren von Lessing, Klopstock, Stolberg, Goethe, Voss etc., mit denen Claudius in freundschaftlicher Beziehung stand; aber auch von einer grossen Menge unbekannter, ungenannter, häufig unter absichtlich irre führenden Chiffern versteckter Verfasser. Dr. Redlich hat nun sämmtliche in dem „Wandsbecker Bothen" sich findenden Gedichte, so weit sie nicht in den bekannten Sammlungen der Werke ihrer Verfasser späterhin wieder mitgetheilt und somit leicht zu finden sind, hier von neuem abdrucken lassen. Von jedem dieser Gedichte wird der Verfasser nachgewiesen, und dieser Nachweis durch literarische Notizen und Citate belegt, in welchen der Verfasser eine ausgebreitete Kenntniss der literarischen Verhältnisse jener Zeit und ungemeinen Scharfsinn bethätigt. In gedruckten und ungedruckten Quellen aus den 70ger—80ger Jahren zeigt er sich wie wohl selten einer bewandert. Natürlich giebt es auch hier einige Gedichte, bei denen er sich hinsichtlich des Verfassers mit einem non liquet oder einem Fragezeichen begnügt. Irrige Angaben anderer Literaturhistoriker hat er nochmals nachweislich berichtigt. Allerdings sind die wenigsten der hier wiederabgedruckten Gedichte um ihres poetischen Werthes willen dieser Ehre würdig zu erklären; aber als literarhistorische Documente sind

sie zum Theil höchst interessant, und manches Blümlein darunter bringt auch jetzt noch mit Recht dem von Redlich aufgespürten Namen ihres vergessenen Verfassers die verdiente Ehre. Lessing nannte einmal in einem Briefe an Ebert vom 12. Jan. 1773 bei der Zusendung des ersten Heftes seiner Beiträge aus der Wolfenbüttler Bibliothek, diese seine Schrift, die ja ein ähnliches literarisches Unternehmen war, einen Mistwagen voll Moos und Schwämmen; Ebert aber tröstet ihn darüber wegen der Wichtigkeit dieser Schwämme, die ja doch nicht giftig wären, für die Beurtheilung des Bodens, auf dem die Eiche gewachsen, von der sie gesammelt sind, und wegen der interessanten Vorrede, mit welcher Lessing seine Beiträge eingeleitet. Beiderseitige Rechtfertigung Ebert's möge auch Herrn Dr. Redlich zu gute kommen, dem wir allernächstens eine correcte kritische und durch eine Nachlese zahlreicher neuaufgefundener Paralipomena vermehrte Ausgabe des alten Claudius werden zu verdanken haben.

R.

---

# Miscellen.

## Ueber die neue Behandlungsweise des französischen Verbums und die sich ihr entgegenstellenden Schwierigkeiten, von Dr. Q. Steinbart in Berlin.

In einer zu Ostern als Programm von Dr. Beck veröffentlichten Abhandlung: „Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben" heisst es bei Besprechung neuer Unterrichtsmethoden: „Eine neue Betrachtungs- und Behandlungsweise dringt auf dem Gebiete der Sprache in Folge der Sprachvergleichung durch. Im Griechischen wird sie bald die herrschende sein; mehr Kampf und Mühe wird sie im Lateinischen und Französischen kosten. Mag man sich heute noch gegen solche Neuerungen sträuben, sie verwegen und der Schule verderblich nennen, das wird nur so lange dauern, bis ein Lehrergeschlecht auf den Universitäten herangebildet ist, dem diese neue Weise der Sprachbehandlung auf den Universitäten geläufig geworden ist und das nun auch neue und fassliche Regeln für die Jugend findet, die neuen Sprachgesetze mundrecht macht." Dieser Ausspruch von Dr. Beck, den ich als vollkommen richtig anerkenne, soll den Ausgangspunkt für die vorliegende Besprechung bilden. So weit mir bekannt, ist erst für einen kleinen Theil der französischen Grammatik der Versuch gemacht worden, die Resultate der historischen Grammatik für die Schulgrammatik zu verwerthen, nämlich für die Lehre vom Verbum; hier lag auch der Versuch am nächsten. Noch kostet es Kampf und Mühe, um mit der neuen Behandlungsweise durchzudringen, die Schwierigkeiten liegen zum Theil ausserhalb des Gegenstandes, zum Theil in ihm selbst. Ich werde mich bemühen, jene ausserhalb des Gegenstandes liegenden Schwierigkeiten als solche zu erweisen, die wir in nicht zu langer Zeit hoffen können, für immer zu überwinden, jene im Gegenstand selbst liegenden Schwierigkeiten aber auf ihr richtiges Maass zu beschränken, wodurch sie dann, denke ich, als relativ gering sich herausstellen werden.

Die neue Behandlungsweise charakterisirt sich dadurch, dass sie im Gegensatz zu den bestehenden Lehrarten, sich der historischen Grammatik möglichst nahe anschliessen will; „möglichst nahe," d. h. so nahe, als nicht didactische Rücksichten es verbieten. Ueber den Grad der Annäherung herrscht unter den Anhängern der neuen Lehrart noch Meinungsverschiedenheit, die jedoch — wie wir weiter sehen werden — nicht so bedeutend ist, dass eine Vereinigung unmöglich erschiene. An und für sich kann dem Gegenstande eine zu grosse Wichtigkeit nicht beigelegt werden. Das Ver-

bum ist schliesslich auch auf die alte Weise ganz gut zu erlernen; gewissenhafte Treue des Lehrers bleibt immerhin die Hauptsache. Aber Jeder wird mir zugeben, dass von zwei Methoden, die gleich schnell und sicher zum Ziele führen, die die bessere ist, bei der 1., der Schüler geistig mehr geübt und 2., denselben später gut zu verwendende Nebenkenntnisse mitgegeben werden. Wenn ich, um nur ein Beispiel anzuführen, die Regeln über den Subjonctif durchzunehmen habe, so kann ich dabei Plötz folgen, indem ich ganz mechanisch auswendiglernen lasse: nach den Conjunctionen quoique, bienque etc., nach den Verben des Wollens und Wünschens u. s. f. steht der Subjonctif; hierzu zahlreiche passende Beispiele, so wird der Schüler im Allgemeinen über die Anwendung des Subjonctif Bescheid wissen. Oder ich verwende zunächst 2—3 Stunden darauf, um mit ihm noch einmal die Lehre vom zusammengesetzten Satz durchzunehmen, nachher behandle ich den Subjonctif nach seinem Eintreten im Hauptsatze und in den verschiedenen Arten von Nebensätzen. Dieselben Beispiele zur Uebung genügen: so hat der Schüler, falls er nach derselben Zeit und in gleicher Weise über den Subjonctif Bescheid weiss, was ich nach meiner Erfahrung annehme, nach der zweiten Methode 1. sich geistig mehr geübt und 2. eine genauere Kenntniss vom zusammengesetzten Satz gewonnen, als er früher haben konnte. Während aber in diesem Falle die Probe, ob der Schüler nun wirklich ebenso gut nach der einen Lehrart, als nach der anderen die Lehre vom Subjonctif sich angeeignet habe, nicht ganz leicht ist, ist sie ohne jede Schwierigkeit beim Verbum: Hier kann mit der grössten Einfachheit sich Jeder überzeugen, wo bessere Resultate erzielt worden sind. Für den Lehrer, welcher — wie hier in Berlin — Gelegenheit hat, bei solchen, die nach unserer Art unterrichten, zu hospitiren, ist die Sache ausserordentlich bequem: Wir sagen ihm, bitte, komm und überzeuge Dich, prüfe selbst! Jene, die nicht solche Gelegenheit haben, müssen es entweder schon selbst mit der neuen Lehrart versuchen oder sich auf unser Wort verlassen, dass wir damit zu ebenso günstigen Resultaten, wenn nicht besseren, als bei der alten, gelangen.

Die Besprechung der Schwierigkeiten nun, welche ausserhalb des Gegenstandes liegen, ist keine angenehme. Wie jede Neuerung, hat auch unsere Lehrart mit dem trivialen Einwande zu kämpfen: Es ist ja bisher ganz gut mit der alten gegangen, meine Schüler haben das Verbum immer gut gewusst, wozu brauche ich also eine andere Lehrart. Andere wieder sind leider zu bequem, sich aus ihrem alten Gleise bringen zu lassen, nicht selten fehlen solchen auch wohl die Vorkenntnisse zum Verständniss der neuen Lehrart, denn wer nie den Diez oder auch nur den Mätzner in der Hand gehabt, kann freilich nur mit grosser Schwierigkeit nach ihr unterrichten. Diese beiden Kategorien von Gegnern dürfen wir nicht hoffen zu überzeugen, sie müssen schliesslich mit dem Strome mitgerissen werden. Nicht wenige würden mit uns gehen, wenn sich die neue Lehrart vom Verbum ihnen als ein Theil einer vollständigen neuen Grammatik anböte; es sei misslich, meinen sie, neben einer eingeführten Grammatik, die das Varbum anders lehre, wie wir zu lehren. Das ist ein einigermaassen stichhaltiger Einwand. Wir antworten auf ihn: Das Verbum kann ganz gut neben einer anderen gewöhnlichen Grammatik durchgenommen werden, wir lehren es neben der Plötz'schen und benutzen nach vollendeter Durchnahme die Plötz'schen Sätze zur Uebung. Die Ueberzeugung für die Brauchbarkeit dieses Verfahrens muss durch den Versuch gewonnen werden, was nützt hier vieles Reden! Unsere Hauptgegner sind aber die, welche behaupten, der Schüler werde durch uns von der einfachen, nüchternen Gedächtnissübung fortgezogen zu Verstandesoperationen, die über seinen Standpunkt hinausgingen. Bei Begegnung dieses Vorwurfes kommt es allerdings auf den Grad der Annäherung an die historische Grammatik an. Dr. Bratuscheck in seinen Conjugationsgesetzen (Programm der Friedrich-Werder-

schen Gewerbeschule Ostern 1870) will ganz engen Anschluss; er mag für Schulen, in denen dem Französischen 8 Stunden wöchentlich zugewiesen sind und wo dem Französischen eine viel grössere Aufgabe in Bezug auf die formale Ausbildung des Schülers obliegt, Recht haben. Dr. Lücking (Programm der Louisenstädtischen Gewerberbeschule Ostern 1871) macht nach der einen Seite dem Standpunkte des Schülers grosse Concessionen, nach der anderen Seite hin, bei Erklärung einzelner unregelmässiger Perfectformen, geht er noch weiter als Dr. Bratuscheck und bringt in die Schulanalyse den Ballast von besonderen Perfectstämmen aus dem Lateinischen mit. Ich für meine Person, bleibe dabei, dass eine so genaue Analyse, wie Dr. Bratuscheck sie giebt, erst später zur Repetition durchgenommen werden kann, und begnüge mich damit, derselben dadurch vorzuarbeiten, dass ich hervorhebe, was allen Verben in ihrer Conjugationsart mit einigen bestimmten Differenzen gleichmässig eigen ist, sodann diese bestimmten Differenzen als Grundlage der Conjugationsunterschiede annehme und durch Einführung einiger Lautveränderungsgesetze die Zahl der sogenannten unregelmässigen Verben möglichst beschränke. Dass dieser empirische Weg mit den wissenschaftlichen Resultaten übereinstimmt, habe ich im §. 18 meines „französ. Verbum“ (dritte Auflage, Berlin 1869, bei Löwenstein) nachgewiesen. Die Verstandesoperationen, die ich dem Schüler zumuthe, sind wahrlich nicht zu schwierig; am meisten hat man wohl Anstoss genommen an dem Lautgesetz: d tritt zwischen n und r und l und r; das Eintreten des d zwischen n und r ist zur Erklärung der Conjugation von craindre und der vielen anderen Verben, die ebenso conjugirt werden, unerlässlich; das Eintreten des d zwischen l und r kommt ausser im Infinitif moudre nur bei drei Formen (je voudrai, je vaudrai, il faudra) zur Geltung; wem dieses Gesetz zu schwer erscheint, der möge es streichen und die drei Formen extra lernen lassen; hierüber zu streiten, wäre nicht der Mühe werth. Einige Schwierigkeiten wird man immerhin mit in den Kauf nehmen müssen; dass sie nicht zu gross sind, dafür kann natürlich erst der praktische Versuch den Beweis geben; ich kann versichern, dass ich — wenn irgend Jemand — es mit unbegabten Schülern zu thun gehabt habe und noch habe, und dass ich nicht gefunden habe, dass wegen der Lautgesetze auch nur einer zurückgeblieben wäre. Gedächtnissübung hätten wir, dächte ich, nebenher auf der Realschule noch genug, so dass es eine sehr dankenswerthe Aufgabe ist, in dem einen Hauptgegenstande möglichst oft an den Verstand des Schülers zu appelliren. Es laufen so viele gleich wichtige Gegenstände neben einander her, alle mit so knapper Stundenzahl bemessen, dass wenig anderes übrig bleibt, als möglichst viel auswendig lernen zu lassen, um das grosse Pensum zu leisten. — Alle die bis jetzt aufgezählten Schwierigkeiten, hoffe ich, werden wir in nicht zu kurzer Zeit schwinden sehen, da der Widerstand solcher, die nach der neuen Lehrart nicht unterrichten können, mit ihnen selbst bald aufhören wird zu wirken, und da wir den Widerstand derer, die sie nur nicht benutzen wollen, dadurch zu bewältigen suchen werden, dass wir immer und immer wieder mit der Bitte anklopfen werden: „Versucht es doch einmal gründlich!“ Die unserem Stande eigene Gewissenhaftigkeit wird dann schon der liebgewonnenen Gewohnheit einen Stoss versetzen, und ist erst der Versuch gemacht, so ist mir um den Erfolg nicht bange.

Die innerhalb des Gegenstandes liegenden Schwierigkeiten stellen sich in der Abweichung der Meinungen, was nun als Resultat der historischen Grammatik dem Schüler vorzutragen ist, dar. Ich habe fast alle in meiner Recension des Lücking'schen Programms, welche sich ebenfalls in diesem Hefte des Archivs befindet, hervorgehoben. Ueber die Erklärung der Entstehung der jetzigen französischen Verbalformen aus den entsprechenden lateinischen Formen oder durch Neubildung herrscht nur eine ganz geringfügige Meinungsverschiedenheit, wohl aber eine grössere in der Auffassung

der Reste der Suffixe in ihrer jetzigen Bedeutung. Besondere Schwierigkeit bietet vor Allem das Passé défini dar. Hier lehrt Dr. Bratuscheck: „Der Tempuscharakter ist i“ und fasst die Vocale a, i, u als „Stammverstärkungen“ auf (was sie ja ursprünglich waren), mit denen dann das i zu a (ai und é), i, u verschmilzt. Dr. Lücking lehrt, gestützt auf das, was er über den Bedeutungswandel der Suffixe sagt: „Das Historicum hat als Tempuszeichen a, i, u oder nichts (resp. â, î, û, nichts; èr, ir, ur, r). Das moderne Sprachgefühl, führt er aus, empfindet jene Vocale nicht mehr als Stammverstärkungen, und darin hat er wohl Recht; während er aber hier eine Abstumpfung des Gefühls annimmt, setzt er bei je produis und ähnlichen Formen eine eigenthümliche, feine Schärfe des Sprachgefühls voraus, wenn er will, dass der Stamm dieser Form als ein anderer empfunden werden soll, als in: nous produisons, je produisis (nämlich dort produi —, hier produis). Wer über diese und ähnliche Verschiedenheiten einen Ueberblick gewinnen will, der lese nur genau die Abschnitte der Lücking'schen Arbeit über Lautwandel und Bedeutungswandel durch. Vorausgesetzt, dass wir alle uns bemühen, nichts Falsches zu lehren, denn das muss unter allen Umständen — liesse sich auch eine noch so schöne Regel dadurch herstellen — verpönt sein, glaube ich, könnten zwei sich ergänzende Grundsätze als Norm zur Abgrenzung des Stoffes dienen: Ja, „man lehre nichts aus reiner Wissenschaftlichkeit, was absolut unnöthig ist;“ — hierbin rechne ich z. B., wenn Dr. Bratuscheck als Normalendbuchstaben für die 1. Person Sing. m angiebt und zusetzt: das m der 1. Person ist überall abgefallen, und, wo kein Bindevocal davor stand, durch s ersetzt worden; — 2) „man lehre umgekehrt nichts unwissenschaftlich, was wissenschaftlich sich für den Schüler erklären lässt;“ — hierhin rechne ich z. B. die besprochene Anschauung des s in je produis von Dr. Lücking. Mir wird man gewiss auch Ueberschreitungen dieser beiden Grundsätze in meiner Arbeit nachweisen. Ich bin gern bereit, auch Modificationen an derselben vorzunehmen, wenn ich dadurch den Gewinn für die neue Methode erwachsen sehe, dass wir alle dasselbe lehren. Es scheint mir, dass die Einigkeit derer, die die neue Lehrart eingeführt sehen wünschen, höher steht, als das Interesse des Einzelnen, seine Meinung als allein richtige durchzufechten. Sehr lieb wäre es mir, wenn dieser kleine Aufsatz nach dieser Richtung wirkte, und besonders, wenn unbetheiligte, sachkundige Stimmen sich hören liessen. Ist eine gründliche Besprechung erst in den Fluss gebracht, so werden, denke ich, auch die in dem Gegenstand liegenden Schwierigkeiten überwunden werden, und die französische Schulgrammatik wird künftig nur noch die eine Lehrart kennen.

---

## Plattdeutsche (münsterländische) Sprichwörter.

1. Vaile Fiärken makt en dünnen Drank.
   Viele Ferken machen den Trank dünn, d. h. viele Kinder machen den Pfannkuchen (die Mitgift) klein.

2. Wenn et Brie reignet, is sine Napp umstülvet.
   Wenn es Brei regnet, ist seine Schüssel umgestülpt, d. h. er ist unachtsam.

3. Wann die arme Biädler den andern wat giev, freue sik de Engel in de Himmel.
   Wenn ein Bettler dem andern gibt, darüber freuen sich die Engel im Himmel. — Also willst du Freude im Himmel bereiten, so sei wohlthätig, wenn du auch wenig hast.

4. Wagens, de der kraket, driäget lange.
Wagen, die da stöhnen (krachen), halten oft am längsten.

5. Wenn de Katt up't Speck bunnen ist, fraitt se et nich.
Wenn die Katze auf den Speck gebunden wird, frisst sie ihn nicht, d. h. ohne Mühe schmeckt nichts.

6. Man kann den Oss wull by't Küwen leiden, män nich twingen, dat he süpp.
Man kann den Ochsen wohl zum Futtertroge hinführen, aber nicht zum Fressen zwingen.

7. Met de Spöäne, well du Sunndags schnittst, stoakt de Düwel de Hölle.
Die Späne, welche bei der Arbeit an Sonntagen abfallen, gebraucht der Teufel für das höllische Feuer.

8. Sachte von den Stall, föhrt den ganzen Dag wall.
Langsam vom Stalle (vom Hause) abgefahren, lässt die Reise gut vollenden.

9. Im Dunkeln is gud munkeln, man nich gut Müggen täumen.
Im Dunkeln ist gut munkeln, jedoch keine Mücke zu zäumen.

10. Wat de Gewuenheit nich döht (sagg de Schnieder), do stoal he en Lappen von siene eig'ne Bukse.

11. Morgenraud giff Gauskenflaut.

12. Wenn man von den Düwel spräck, sitt he up't Heck.

13. Man kick der Mensk wull för den Kopp, man nich der in.

14. Well sick länger strecket, ess siene Diäke, den wärt de Theene koald.

15. Et gaihtem es de Katt, de mäck nich gärn' de Poten natt.

16. Is de Fusel in den Mann, sitt de Verstand in de Kann.

17. Wenn man dat Unnerste ut den Kroos hävven will, föllt en'n de Deckel up de Niäse.

18. Wat man spoart för den Mund,
Frätt de Katte, off de Hund.

19. Düngen un Biäden is kien Bieglaube.

20. De oäver den andern sien Leed sick fröüen kann,
Hävv sien egen Leed an't blaihen an.

21. Wat helft mi ne Koh, den Kaizen full Mialke giff un smitt et dann wier mett de Föte üm.

22. Nordwind — Moodwind,
Ostwind — Hostwind,
Westwind — Bestwind,
Südwind — Wüthwind.

---

## Spreuken en Spreukwooden.

1. Niemand komen de gebrade Duyven in den mond gevlogen.

2. Een peert, Een Sweert, Een schoone Vrouw, leent niemeend uit, als met berouw.

3. Jonck Rijs is te bujgen, maar gen ouwde Boomen.

4. Een ouwdt Voerman, hoort gaeren het geklap van de Sweep. (Lupus pilum mutat, non mentem.)

5. Als Elck voor zijn hujs veegd, zo worden alle Straaten schoon.
Ein Jeder kehr' vor seiner Thür, so werden alle Wege rein.

6. Dertig dagen heeft November,
Junij, April en September,
Acht en twintig een alleen,
Al de reste dertig en Een.

7. Melk op Wijn, dat is venijn, maar Wijn op Melck, is goed voor Elck.
Wein auf Bier, das rath' ich dir, doch Bier auf Wein, das lass' nur sein.

8. Een geleert Man, die niet en werkt, is als een Wolke zonder regen.

9. Een rijk Man zonder mildadigheid is als een Boom zonder vruchten. (Dives sine liberalitate est ut arbor sine fructu.)

10. Geen beter gemack
Als eijgen Dack!
oder: Noord, Ost, Sud, West, t'hujs best.

11. Verre van zijn goud, na bij zijn Schade.

12. Groen hout, heet Brood, en nieuwe wijn
Kan voor t'hujs niet dienlijk zijn.

13. Een Wijf draagt meer uit met een Leepel,
Als een Man inbrengt met een Schepel.

14. Stille wateren sijn diep.

---

## Deutsche Schreibeigenthümlichkeiten.

„Dr. Julius Steiner trat dem Naturalien-Kabinet 10 charakteristische Stücke Petrefacte vom Wiener Becken ab, was ihm hiermit öffentlich verdankt wird." Programm des Gymn. zu Meran. 1870. p. 23. „Abermals raffte der Tod, diesmal, mit schnellem Griffe, einen Schüler der Lehranstalt dahin; beim Grabe wurde vom Sängerchor ein theilnahmsvolles Lied trefflich gesungen." Programm des Gymn. zu Innsbruck. 1870. p. 18. „Das Ministerium für Cultus und Unterricht hat verfügt, dass an den Staatsgymnasien, an denen von den öffentlichen Schülern die Maturitätsprüfungstaxe von 6 Gulden erhoben wird, von den Privatisten eine Taxe von 18 Gulden zu entrichten kommt." Programm des Gymn. zu Pilsen. 1870. p. 34. „Da in Zukunft jeder Zwang zur Erlernung der zweiten Landessprache zu entfallen hat." Das. S. 38.

„Es regte sich in Kärnten, so wie in kärntischen Kreisen ausser Landes der pietätvolle Wunsch, den Leichnam des Bildhauers Hans Gasser in die Heimat zu überführen und dem Künstler dort ein Denkmal zu errichten. Villach's Bemühungen gelang es ihn für sich zu erobern." Programm des Gymnasiums zu Villach. 1870. p. 44.

---

## Absonderlichkeiten im Gebrauch der Muttersprache.

Der hochwürdige Herr Parzer hat als Ausschussmitglied das Entstehen so wie das bisherige Gebahren des noch so jungen Unterstützungsvereins diesem Jahresberichte angeschlossen. Programm Gymn. Linz 1869. S. 51.

Die Vorstehung der hiesigen Schwimmanstalt. Das. S. 51.

Den 7. April starb in wenigen Stunden Herr Professor Hötzl am Schlagflusse. Das. S. 51.

Die Leistungen der glücklicher Talentirten weisen manchen schönen Erfolg auf. Das. S. 40.

Die Lehrmittel sind sämmtlich von dem Unterzeichneten beigestellt Das. S. 40.

Auch wurden die Fortschritte der Schüler im Gesange und Turnen zur beifälligen Kenntniss genommen. Progr. Realschule zu Oberhollabrunn 1869. S. 38.

H. H.

---

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

A Table of the Aryan (Indo-European) Languages, showing their classification and affinities by Prof. Attwell. (London, Williams & Norgate.) $7^1/_2$ Sh.

## Grammatik.

K. A. Hahn's mittelhochdeutsche Grammatik. Neu ausgearbeitet von Fr. Pfeiffer. 2. Ausg. (Frankf. a. M., Winter.) 24 Sgr.

Bayldon's Icelandic Grammar: an Elementary Grammar of the old Norse or Icelandic language. (London, Williams & Norgate.) $7^1/_2$ Sh.

G. L. Staedler, Lehrbuch der italienischen Sprache. Neu herausgegeben von Dr. Karl Staedler. 3. Aufl. (Berlin, Haude & Spener.) 1 Thlr. 6 Sgr.

## Lexicographie.

Dictionnaire Franco-Normand ou recueil de mots particuliers au dialecte de Guernsey p. G. Metivier. (London, Williams & Norgate.) 12 Sh.

N. Leustroem, Russisch-Deutsches Wörterbuch. (Mitau, Behre.) $1^1/_2$ Thlr.

## Literatur.

K. Goedeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter. (Bd. II: niederdeutsche Dichtung v. Herm. Osterley.) Sachregister. (Dresden, Ehlermann.) $4^1/_2$ Thlr.

Viga-Glum's Saga. Translated from the Icelandic with notes and an introduction by Sir Edm. Head. (London. Williams & Norgate.) 5 Sh.

Dis, li, dou vrai amiel. Die Parabel von dem ächten Ringe. Französische Dichtung des 13. Jahrh. herausgeg. von A. Tobler. (Leipzig, Hirzel.) 15 Sgr.

Shakespeare's König Richard III., übers. von E. Tiesson. (Stettin, Nahmer.) 15 Sgr.

Petöfi. Auswahl aus seiner Lyrik. Verdeutscht von H. v. Meltzl. (Leipzig, Kollmann.) 18 Sgr.

## Hilfsbücher.

H. Kluge, Geschichte der deutschen National-Literatur. 3. verb. Auflage. (Altenburg, Bonde.) 15 Sgr.
K. Keller, Elementarmethode des französischen Sprachunterrichts. 2. Curs. (Zürich, Orell.) 4 Thle. 2 Thlr.
G. Ebert, Der Begleiter zum Unterricht im Französischen. 1. und 2. Abthlg. (Aarau, Sauerländer.) 18 Sgr.
J. Schaefer, Gereimte Grundregeln der franz. Sprache. 2. Aufl. (Breslau, Kern.) 4 Sgr.
L. Schmidt, Manuel de Conversation française. (Leipzig, Arnold.) 10 Sgr.
Voelkel, Vocabulaire systématique. (Braunschweig, Vieweg.) 16 Sgr.
B. v. d. Lage, Franz. Conversat.-Grammatik. Mittelstufe. (Berlin, Guttentag.) 11 Sgr.
J. Maximu, Prakt. Grammatik der romanischen Sprache nach Ahn-Ollendorf's Methode. (Hermannstadt, Filtsch.) 25 Sgr.
G. v. d. Berg, Prakt. Lehrgang zur Erlernung der englischen Sprache. I. 18. Aufl. (Berlin, Simion.) 9 Sgr.
Eshusius, Poésies françaises choisies et arrangées. (Leipzig, Teubner.) 12 Sgr.
Montesquieu, Considérations sur les causes de la grand. des R. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Wendler. (Leipzig, Teubner.) 15 Sgr.
R. R. Fröhlich, Kurzgefasste Anleitung zur Erlernung der 4 slavischen Hauptsprachen. Neu bearbeitet von Stacovsky. (Wien, Wenedikt.) 1 Thlr. 21 Sgr

---

## Bemerkung.

Der Verfasser der im 4. Hefte des XLVII. Bandes abgedruckten Abhandlung: „Die französische und die grammatische Inversion überhaupt.“ ist Dr. Bischof in Breslau.

I.

# Die römische Novelle.

Die echte römische Novelle unterscheidet sich wesentlich von der griechischen. Während es dieser letzteren an wahrer Lebensschilderung fehlte, sehen wir bei dem römischen Novellenschreiber das Zeitbild des gesellschaftlichen Lebens in bestimmten Kreisen auf's deutlichste vor Augen; hier konnte ein chronologischer und örtlicher Hintergrund aus der Erzählung selbst nicht recht erkannt werden, dort tritt derselbe ganz offen hervor; hier ist meist Nachbildung und Compilation aus anderen Schriftstellern wahrzunehmen, dort frische Originalität; hier rhetorische Ueberladung, dort einfache, natürliche Sprache, fern von allem falschen Pathos und Flitter. Dies können wir aus dem einen Werke, das die Missgunst der Zeiten uns leider nur in Bruchstücken überliefert hat, deutlich erkennen. Es sind die Satiren des Cajus Petronius Arbiter, der unter dem Kaiser Nero lebte und auf Befehl desselben Wüterichs seinen Tod fand. Der Titel „satura," den er seiner Novelle verliehen hat, bezeichnet eine den Römern eigentümliche und den Griechen durchaus nicht entlehnte Dichtungsart, die übrigens mit den bockfüssigen Satyrn gar nichts zu tun hat; derselbe bedeutet ein Gemisch, ein Allerlei. In diesem Sinne wurde das Wort von Gedichten gebraucht und zwar sowol wegen der Mannichfaltigkeit des Inhalts, als der darin angewandten Versarten. Bei den Römern haben sich zwei Arten

dieser satura entwickelt: die ältere, durch Ennius und den berühmten Terentius Varro, den Oberbibliothekar des Kaisers Augustus, ausgebildet, bot blos eine eigentümliche Mischung von Versen und Prosa; die jüngere, mit dem Kennzeichen des beissenden Spottes, durch Lucilius, Horaz, Persius und Juvenal kultivirt, gibt in einem und demselben Versmaasse (bei den drei letzten im epischen Hexameter) Betrachtungen über Leben, Geist und Sitten des damaligen Roms; es sind humoristische Zeit- und Sittengemälde. An die erstere dieser Arten dachte jedenfalls Petron, als er seinem Werke den Titel saturae gab. Er spottet nicht eigentlich über die Torheiten und Laster seiner Zeit, sondern bietet in einer aus Prosa und verschiedenen Versarten gemischten Form Reiseabenteuer allerlei Art, Ansichten über Kunstwerke, Poeten u. s. w. Ursprünglich war das Werk auf etwa 20 Bücher angelegt; doch nur aus 2 Büchern sind Trümmer erhalten. Das wichtigste Bruchstück ist die „Mahlzeit des Trimalchio,“ die Beschreibung eines Gelages, welches von einem reichen ungebildeten Emporkömmling gegeben wird. „Obwol tief in Schmutz getaucht, ist der Roman nicht nur hochwichtig für die Geschichte der Sitten und der Sprache, namentlich für die Kenntnis der Volkssprache, sondern auch in seiner Art ein Kunstwerk, voll von Geist, feinster Menschenkenntnis, überlegenem Witz und heiterem Humor.“ Der Freigelassene Enkolpius tritt darin auf, ein seltsamer Abenteurer und Verbrecher, der sich unter der gemeinsten Gesellschaft herumgetrieben hat, jung und schön, von seinen Liebeshändeln lebend, fein gebildet und von ästhetischem Geschmack, ein Repräsentant seiner verworfenen Zeit. Dieser Mann beschreibt die Abenteuer, die ihm auf einer Reise widerfahren sind. Diese macht er mit einem anderen Freigelassenen Askyltus und dem beiden gemeinsamen Knaben Giton. Die Handlung spielt in Unteritalien: das meiste in einer Colonie, wahrscheinlich Neapel, der durch griechisches Wesen und grosse Ueppigkeit ausgezeichneten Stadt; ein anderer Teil der Handlung auf dem Meere; der letzte in Croton. Die Zeit der Novelle wird unter Tiberius gesetzt; Anspielungen auf Persönlichkeiten aus der Zeit der Kaiser Caligula und Nero sind eingeflochten. Die Beschreibungen der Feste und Vergnügungen stimmen völlig

mit den Orgien dieser Kaiser überein, wie sie uns von Sueton geschildert werden. „Meisterhaft ist die Zeichnung der Charaktere, meist durch deren Selbstdarstellung; die Personen sind lebendig gemalt und schön dargestellt. Dazu stimmt die Sprechweise; bei Enkolpius selbst ist sie die der Gebildeten aus der besten Zeit der Literatur, nur mit der Zwanglosigkeit des Conversationstones und mit einer Anzahl Wendungen und Constructionen des ersten christlichen Jahrhunderts; bei den meisten gelegentlichen Sprechern aber ist sie volkstümlich, voll sprüchwörtlicher Wendungen.“ Letzterer habe ich gegen 50 gefunden, die meisten derselben in den während der Mahlzeit gehaltenen Gesprächen. Die Stücke in gebundener Form sind meist dem eiteln und geschmacklosen Dichter Eumolpus in den Mund gelegt: so die „Einnahme Trojas,“ mit Anspielung auf ein gleichartiges Gedicht des Kaisers Nero, der ja gern als der beste Dichter und Künstler galt, und der „Bürgerkrieg,“ durch welchen er auf den damals lebenden Dichter Lucan, der ein Epos „Pharsalia“ in 10 Büchern schrieb, sich bezieht. Bevor wir nun zu der Inhaltsangabe übergehen, citiren wir noch aus Tacitus Annalen das Ende dieses Mannes: „Er pflegte den Tag über zu schlafen, die Nacht den Vergnügungen zu widmen; während andere durch ihren Fleiss berühmt geworden sind, ist er es durch seine Faulheit geworden. Er galt für einen feingebildeten Schlemmer und Verschwender. Doch als Proconsul Bithyniens und hernach als Consul zeigte er sich tüchtig und den Geschäften gewachsen. Später wurde er wegen seines Genies in Erfindung neüer Laster unter Nero's Vertraute aufgenommen als elegantiae arbiter, Tonangeber des feinen Geschmacks oder Vergnügungsdirector, und wusste sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen und unentbehrlich zu machen. Als er trotzdem später zum Tode bestimmt wurde, liess er sich nichts von den Aussprüchen der Weisen und von der Unsterblichkeit der Seele vorlesen, sondern nur leichtfertige Gedichte. Damals war es Sitte, dass ein Verurteilter sich selbst tödten durfte, und da es Mode war, sich die Adern aufzuschneiden, so tat er dies. Tigellinus, ein anderer Schlemmer und Günstling, hatte ihn aus Neid verläumdet.“ Nun eine kurze Skizze seines Werkes.

Der Anfang handelt von der verdorbenen Beredtsamkeit

der damaligen Zeit und von den Ursachen dieser Erscheinung. Ueber den Knaben Giton gerathen Enkolpius und Askyltus in Streit und beschliessen, sich zu trennen; doch wird dies einstweilen noch aufgeschoben. Mit einem Bauer, dem sie ein Kleid gegen einen Mantel vertauscht, gerathen sie in Zwist, weil sie hinterher in einer Naht desselben Goldstücke vermuten; es entsteht ein Auflauf auf der Gasse, Advocaten drängen sich herbei und wollen das Streitobject, um das es sich handelt, bei sich aufgehoben wissen, um es bei dieser Gelegenheit natürlich für immer verschwinden zu lassen; da wirft der Bauer, um der Sache ein Ende zu machen, ihnen das Kleid zu und nimmt seinen Mantel wieder. — Eben haben sie sich in ihre Behausung begeben, da klopft es an die Türe. Eine Magd der Quartilla, die in jenem Stadtviertel wohnte, trat ein und sagte: ihr habt die Feier meiner Herrin durch euern Lärm gestört. In diesem Moment trat die Herrin selbst ein, von einem andern Mädchen begleitet und verlangte Genugtuung für diesen Frevel; die Freunde erklärten sich dazu bereit und gingen mit ins Quartier derselben. Dort wurde eine grosse Gasterei abgehalten, bei der sich unsere Freunde so erheiterten, dass sie nebst den übrigen Gästen und Dienern in einen tiefen Schlummer verfielen. Da bewirkt ein komischer Zwischenfall das Erwachen. Zwei Syrer, d. i. Sclaven, schleichen herein, um die Rester in die gierige Kehle zu schütten, dabei zerbrechen sie aber eine Flasche und werfen einen Tisch um; sofort entsteht Lärm, und man erhebt sich, die zwei Spitzbuben aber legen sich unter den Tisch und tun, als ob sie schon Stunden lang schliefen. Neues Oel wird auf die schon flackernden Lampen gegossen, und das Gelage beginnt von neuem, und toller wie vorher. Was der Cinäde getan und wie die Vermählung zwischen dem jungen Giton und der 7jährigen Pannychis gefeiert worden, können wir übergehen. — Es erfolgt die Gasterei des Trimalchio, zu welcher die zwei Freigelassenen geladen sind. Nachdem sie ein Bad genommen, gehen sie zum Palast desselben. Ueber dem Eingang stand die Inschrift: jeder Sclave, der ohne Befehl seines Herrn das Haus verlässt, wird 100 Hiebe erhalten. Im Eingang selbst stand der Türhüter, in lauchgrünem Gewande, in kirschfarbenem Gürtel, und war eben damit beschäf-

tigt, in silberner Schüssel Erbsen zu reinigen. Ueber der Schwelle aber hing ein goldener Käfig, in welchem eine bunte Elster sass, die jeden Eintretenden begrüsste. Uebrigens, so erzählt Enkolpius, während ich dies alles anstaune, hätte ich beinahe rücklings ein Bein gebrochen. Denn zur linken lag an der Kette ein gewaltiger Hund (freilich blos gemalt, wie ich hinterher sah) und darüber stand mit grossen Lettern: cave canem! Meine Mitgäste lachten, ich aber hörte, selbst als ich mich vom Schreck erholt hatte, nicht auf, mich an der Wand hinzudrücken. Auf derselben war gemalt ein Sclavenmarkt; Trimalchio selbst hielt den Heroldsstab und zog an Minerva's Seite in Rom ein. Dann hatte der sorgsame Maler mit Inschriften dargestellt, wie er rechnen gelernt, wie er kaiserlicher Schatzmeister geworden. Am Ende der Säulenhalle aber sah man, wie ihn Mercur am Kinne fasste und hoch auf's Tribunal hob. Neben ihm stand Fortuna mit dem Füllhorn; daneben spannen die Parzen goldene Fäden. Ausserdem sah ich einen grossen Schrank in der Ecke, in deren Nische silberne Laren aufgestellt waren und eine Marmorstatue der Venus und ein goldenes Büchschen.

Sehen wir in diesem Abschnitt die Einrichtung eines Entrée's und der daran sich schliessenden Halle, so wie den auf eiteln Prunk und stolze Selbstüberhebung gegründeten Geschmack des Besitzers, so lernen wir im folgenden nun das Gastmahl selbst kennen, das, anschaulich und bis ins kleinste Detail beschrieben, ein klares Bild des damaligen Lebens bietet. Es erinnert sehr an die Horazische coena Nasidieni, der, gleichfalls ein reicher Emporkömmling, den Mäcenas bei sich bewirtete.

Unter Gesang wird Waschwasser herumgereicht; dann erscheint Trimalchio selbst und gibt das Zeichen zum Anfang. Unter dem Klange der Musik wird ein Präsentirteller aufgetragen mit einem Korbe, in welchem eine Henne aus Holz ihre Flügel ausbreitet, wie sie beim Brüten zu tun pflegt. Sofort treten zwei Sclaven ein, untersuchen die Streu, holen Pfaueneier daraus hervor und verteilen sie unter die Gäste. Dann wird Wein aufgetragen, ächter hundertjähriger Falerner aus dem Jahre des Opomius, wie auf der Signatur der Flasche zu

lesen ist. Trimalchio lobt, wie beim Horaz Nasidienus, seine Speisen und Getränke selbst und preist sie den Gästen mit Witzworten und Sentenzen an; so sagt er z. B. beim Wein: „gestern habe ich keinen so guten gegeben, und doch waren weit vornehmere Leute bei mir zu Tische.“ Dann folgen die einzelnen Gerichte, die mehr durch die Neuheit ihrer Zusammenstellung und durch den für neue Arten der Gruppirung erfinderischen Geist des Besitzers, als durch ihre Güte das Interesse der Gäste in Anspruch nehmen. Plötzlich sieht man ein Weib im Saale hin und her gehen. Enkolpius fragt seinen Tischnachbar, wer dieselbe sei, und erhält zur Antwort: „Fortunata, Trimalchio's Frau, die das Geld nach Scheffeln misst. Früher hättest Du kein Stück Brot aus ihrer Hand genommen, jetzt aber ist sie ihres Mannes Factotum; sagt sie am Mittag, es sei Nacht, so glaubt er es. Er ist steinreich und weiss gar nicht, wie viel er besitzt; aber sie ist eine Wölfin, die überall ihre Augen hat.“ Nach Herumreichung von Trauben steht Trimalchio auf, um draussen etwas abzumachen; in Folge dessen führen nun die Gäste freiere Reden; da sprechen: Dama, Seleucus, Phileros, Ganymedes und Echion der Flickschneider. Plötzlich tritt der Hausherr wieder ein, entschuldigt sein Fortgehen mit einem Leibesübel und stellt den Gästen frei, hinsichtlich etwaiger Leibesbeklemmungen sich durchaus keinen Zwang anzutun. Diese danken für seine liberale Gesinnung und suchen ihr Lachen hinter scharfem Trinken zu verstecken. Von neuem beginnt das Essen: drei lebendige Schweine werden hereingetrieben und das grösste zum Schlachten bestimmt; die Gäste sollen sehen, wie rasch seine Köche dasselbe zu bereiten verstehen. Während dessen unterhält er die Gäste mit seinen Prahlereien. So fragt er einen seiner Sclaven mit wahrer Stentorstimme: aus welcher Decurie bist Du? „Aus der vierzigsten.“ Gekauft oder im Hause geboren? „Keins von beiden, Herr, sondern durch das Testament Pansa's Dir hinterlassen.“ Dann stellt er den Gästen anheim, neue Weinsorten zu wählen. Darauf wendet er sich an den Rhetor Agamemnon mit der Frage: Worüber hast du heute gesprochen? Wenn ich auch kein Sachwalter bin, so habe ich doch so viel gelernt, als man für's Haus braucht; ich interessire mich für die Wis-

senschaften, zwei Bibliotheken sind mein, eine griechische und eine lateinische.“ Während dann der Gastgeber bei Besprechung der aufgestellten Controverse seinen vermeintlichen Scharfsinn zeigt, der natürlich unisono beklatscht wird, fragt er: Kennst du etwa die 12 Arbeiten des Hercules oder die Geschichte des Ulixes, wie ihm der Cyklope den Daumen ausgerenkt? Ich habe das als Knabe im Homer gelesen. Um von anderem zu schweigen, die Sibylla habe ich mit meinen Augen zu Cumä gesehen in einer Flasche hängen, und wenn die Kinder ihr zuriefen: Sibylla, was willst du? so antwortete sie: ich will sterben.“ Ein allgemeines Gelächter, das bei diesen von krasser Ignoranz zeugenden Worten herauszuplatzen drohte, wurde zum Glück dadurch verhindert, dass eben das Schwein aufgetragen wurde. Allgemeine Verwunderung über die Schnelligkeit der Zubereitung; wie staunten aber die Gäste, als sie sahen, das Schwein sei noch einmal so gross als das vorhin gezeigte. Dasselbe wird zerlegt, darin stecken Brat- und andere Würste. — Schon ist Trimalchio ziemlich benebelt, da fragt er: „Und keiner von euch fordert mein Weib zum Tanzen auf? glaubt mir, keine tanzt den Cancan besser.“ Ascyltus und Giton müssen laut auflachen, ein Schmarotzer des Hausherrn weist sie mit ergötzlichen Schimpfwörtern zurecht. — Dann wird ein homerisches Stück, der reinste Blödsinn, aufgeführt. Demnächst erzählt Nikeros eine Spukgeschichte; man sieht daraus, dass damals der Glaube an Wehrwölfe stark im Schwunge war. Nach einigen komischen Intermezzos ein neuer Gang: Geflügel. — Fortunata gibt sich viel mit Habinnas ab, einem neu angekommenen Gaste. Dann Nachtisch; Vortrag von Versen aus Virgil's Aeneis; dann Aepfel und Austern, Bekränzung und Salbung der Gäste. Schon war die Heiterkeit allgemein; die Sclaven hatten sich auch auf Triclinien postirt, — da kommt Trimalchio auf den Gedanken, sein Testament vorzulesen und Inschrift nebst Denksäule zu bestimmen. Grosse Rührung allerseits. Während des allgemeinen Aufbruchs zum Bade suchen unsere Freunde sich aus dem Staube machen; da dies aber mislingt, weil der Ausgang verschlossen war, so machen sie gute Miene zum bösen Spiele und baden gleichfalls. — Darauf werden die Gäste in die prachtvollen Zimmer

der Fortunata geführt, der krähende Hahn büsst seine Unvorsichtigkeit mit dem Tode, bis zum Tagesanbruch soll fortgetrunken werden. Die alten Sclaven treten ab, neue dafür ein. Einen schönen Jungen unter ihnen küsst Trimalchio, dies setzt Streit mit Fortunata, die ihn „Hund" nennt; zur Erwiderung wirft er ihr den Becher an den Kopf; sie weint. Trimalchio erzählt darauf einiges aus seiner Jugend, wie er reich geworden sei. — Schon lange war die Sache unseren Freunden zum Ekel, da liess der Gastgeber, um dem Ganzen einen würdigen Abschluss zu geben, auch noch Hornbläser eintreten und befahl ihnen, einen Leichenmarsch zu blasen; dabei stellte er sich todt. Der Ton dieser Hörner wird jedoch ein so schriller und schreckenerregender, dass die Nachtwächter in der Meinung, es brenne im Hause, mit Wasser und Aexten hereinstürzten, um zu löschen. Diesen Tumult benutzen unsere Freigelassenen, um dem Hause zu entrinnen. So weit reicht die Gasterei.

Nach mehreren Streitigkeiten, die sich zwischen Enkolpius und Askyltus über den Besitz des jungen Giton erheben; nachdem wir noch eine Liebesgeschichte, die zu Pergamus in Kleinasien sich zutrug, angehört haben; nach einer Klage, die ein Dichter über Verschlechterung der Zeiten ausstösst, — finden wir den Enkolpius nebst Giton und einem gewissen Eumolpus auf einem Schiffe wieder, das nach Tarent fährt. Während der Nacht merken sie, dass Lichas der Besitzer des Schiffes ist und Tryphäna mitfährt, 2 Personen, zu denen sie früher in irgend welcher Beziehung gestanden haben, denen sie aber entlaufen sind. In der Angst wollen sie am Schiffe sich herablassen, doch wohin? Sie beschliessen also, sich zu scheeren und durch Tättowiren unkenntlich zu machen. Dies merkt ein Matrose und macht Lärm, die Schiffsleute springen auf und die beiden werden von ihren früheren Herren erkannt und wieder in Besitz genommen. Bei der Schmauserei, die nun abgehalten wird, erzählt Eumolpus eine Geschichte, die sich mit einer Witwe zu Ephesus zutrug, als Beweis dafür, dass die Frau den todten Mann leicht vergisst und ihre Liebe ohne Bedenken einem neuen zuwendet. Unterdessen erhebt sich ein schwarzer Sturm, das Schiff zerbricht und geht mit seinen Insassen unter, nur unsere drei Bekannte retten sich schwimmend ans Land

und kommen nach Croton, einer altberühmten Stadt. Hier geben sie sich für Afrikaner aus, die eine reiche Erbschaft ebendaher erwarteten, und finden in Folge dessen eine treffliche Aufnahme; jeder bestrebt sich, ihnen das Leben angenehm zu machen, in der Hoffnung, sie zu beerben. Circe, eine junge schöne Frau, ladet den Enkolpius zu sich ein, im Platanenwäldchen findet das Rendez-vous statt. Die Schönheit dieser Dame wird eingehend beschrieben; „die kunstvoll geflochtenen Haare ergossen sich ganz über die Schultern, von der schmalen Stirne waren die Haarwurzeln nach hinten gekämmt, die Augenbrauen reichten bis zur Grenzlinie der Wangen hin und stiessen über den Augen fast zusammen; die Augen waren funkelnder als die Sterne, die Nase ein wenig gebogen und ein Mündchen, wie es Praxiteles der Diana gegeben hat. Ferner das Kinn, der Nacken, die Hand, die von goldener Spange umwundenen Füsschen! gegen sie wäre der Parische Marmor nichts gewesen.“ Wiederholt ladet sie ihn zu sich ein, blos um als Erbin eingesetzt zu werden. Ein anderes vornehmes Weib, die nicht mehr schön genug war, um selbst Erbschleicherei zu treiben, übergab ihre beiden schönen Kinder dem Eumolpus, damit er sie erzöge resp. in sein Testament aufnähme. Wie es zum Schluss den Abenteurern ergangen, da die Reichtümer aus Afrika doch nicht ankommen konnten, erfahren wir nicht, die Erzählung bricht ab.

Wir sehen aus dieser Skizze, dass die Oertlichkeit, die Zeit, die Personen und die Verhältnisse wahr geschildert sind. Da ist keine verschwommene und fingirte Ortsangabe, sondern bestimmt erkennbare Lokalität; da sind keine für jede beliebige Zeit passenden Zustände, sondern solche, die für eine ganz bestimmte Zeit und nur für diese charakteristisch sind; keine rein aus der Luft gegriffenen Persönlichkeiten, Schatten ohne reale Unterlage, sondern auch aus anderen Autoren uns hinlänglich bekannte Stände: liederliche aber angesehene Freigelassene, dünkelhafte und reiche Emporkömmlinge, eingebildete Dichter, verdorbene Kinder und Matronen; die Verhältnisse sind nicht willkürlich gemalt, sondern es herrscht darin frisches und natürliches, wenn auch unsittliches Leben. Das Tun und Treiben, wie es eben einmal unter jenen Kaisern war, wird mit frischen

Farben aufgetragen, klar und unverholen werden die Laster geschildert und gehandhabt; oberflächliche Halbbildung ist an die Stelle der tiefen Gelehrsamkeit getreten; reich will jeder werden ohne eigene Anstrengung; derbe Witzesworte würzen die Unterhaltung. So bietet Petron's Schrift ein vielseitiges Zeit- und Sittengemälde, und dieselbe würde die Bezeichnung „Roman" verdienen, wenn grossartige, aus sittlichen Gegensätzen entspringende Collisionen darin enthalten wären. Vergleichungspunkte mit anderen Autoren, die kurz vorher oder nachher lebten, springen bei der Lektüre leicht ins Auge: so erinnert der Schluss an das schon von Horaz scharf gegeisselte Laster der Erbschleicherei und die Beschreibung der Vergnügungen mahnt an die Bacchanalien, wie sie nach Livius ums Jahr 186 v. Chr. G. in Italien stattgefunden haben.

Ganz verschieden von diesem Petron ist der um 100 Jahre später lebende Lucius Appulejus. Gebürtig aus Madaura in Afrika, Platoniker und Rhetor, lebte er im zweiten Drittel des 2. Jahrhunderts. Wie wir aus seinen Schriften ersehen, genoss er seine Jugendbildung zu Carthago und Athen und unternahm dann längere Reisen, auf denen er hauptsächlich Mysterien kennen zu lernen begehrte. In diese Mysterien zog sich damals das sinkende Heidentum zurück, um einen Schutz gegen das eindringende Christentum zu gewinnen. Die damals wieder erwachte Philosophie eines Pythagoras und Plato vereinigte sich mit der Naturforschung, um mystische Interessen zu verfolgen. Solche Geheimkulte (der Novize hatte vor der Aufnahme eine Prüfung zu bestehen) waren der des Dionysos, der magna mater und des Mithras, welcher letztere seit dem Piratenkriege sich ausgebreitet und einen grossen Spielraum im römischen Heere gewonnen hatte. Man suchte nach geheimen, magischen Kräften; namentlich im Orient traten Betrüger oder Betrogene auf und verübten Wunder, so Apollonius von Tyana, der unter Nero und Domitian die ganze civilisirte Welt durchzog und nach seinem Tode vergöttert wurde. Man suchte eben einen inneren Halt gegen die zerfahrene Zeit. Ein solcher Sucher war auch Appulejus; er genoss den Ruf eines Zauberers. Von seinem sonstigen Leben wissen wir noch, dass er in Rom und später in Afrika als Redner und Advocat auftrat.

Phantastische Wundersucht und Ungeschmack kennzeichnen seine Darstellung, die aus allen Zeiten und Stilarten zusammengetragen ist und Vorliebe für archaistische Formen bekundet; dabei ist er lebendig, originell und leicht schaffend. Kein Hauptwort wird ohne Beiwort gesetzt, das stärkste ist ihm das bezeichnendste und richtigste, alles Einzelne ist stark gehäuft; denn das damalige Publikum liebte eine scharf gewürzte Lectüre. Im Vergleich zu Petron sieht man hierin einen grossen Unterschied; wenn wir nach ähnlichen Erscheinungen in der neueren Zeit suchten, so würden die Dichter der zweiten schlesischen Schule in erster Reihe zu nennen sein. Sein Werk metamorphoses, Verwandlungen, wurde auch asinus aureus = goldener Esel genannt (das Beiwort „golden“ will blos sagen, dass das Buch sehr beliebt war) oder auch Milesiae d. i. Roman, Novelle. Es ist eine phantastisch-satirische Sittennovelle, verfasst unter der Regierung des Kaisers Marc Aurel und dem Lukios des Lucian nachgebildet, wenn nicht beide eine ältere Quelle benutzt haben. Den Inhalt bilden die Erlebnisse eines Menschen, der aus Versehen durch Zauberei in einen Esel verwandelt wurde; der Stoff ist ganz wie bei Lucian und unterscheidet sich von jenem nur darin, dass die Namen verändert werden, die Darstellung sich erweitert, die Motive ausführlicher behandelt und kleine Abenteuer: Spuk-, Räuber- und Schmutzgeschichten meist nicht ungeschickt eingeflochten werden, die sicherlich dem Boccaccio vorgelegen haben, so das schöne Geschichtchen von Amor und Psyche, dessen Kern wol in den Orient zurückreicht und jedenfalls einen tieferen philosophischen Sinn birgt. Einige sind auch ernsten Charakters, so die Erzählung vom Tode der Braut, welche aus der Räuberhöhle gerettet wird. Es ist ähnlich wie beim indischen Epos Mahabharata, in welches die liebliche Erzählung Nala und Damaianti so wie andere eingewebt sind; neuerdings hat auch Göthe in seinen Romanen es nachgeahmt. Für uns ist Appulejus dadurch das Vorbild der Novellenliteratur geworden (cf. O. Jahn, populäre Aufsätze aus der Altertumswissenschaft, Bonn 1868). Alle diese Erzählungen sind wichtig wegen ihres kulturhistorischen Interesses. Geändert ist namentlich der Schluss; bei Lucian heiter, hier ernsthaft-phantastisch, Der Esel-Mensch wendet

sich an die Isis, deren Cultus aus Egypten schon längst nach Rom und dem Occident verpflanzt war, mit einem Gebet um Befreiung von der Tiergestalt. Dabei erfolgt eine genaue Schilderung der Isisprocession, welche so ziemlich dem rheinischen Carneval in ihrem Aeusseren zu entsprechen scheint; der Verwandelte wird ins Heiligtum aufgenommen, geprüft und eingeweiht. Dieser gewissermaassen geistige Abschluss ist charakteristisch für Appulejus und seine Zeit; dies ist sein eigener Zusatz, aus persönlicher Anschauung geschöpft. — Die Verwandlung von Menschen in Tiere mit Beibehaltung des menschlichen Bewusstseins, aber ohne menschliche Sprache finden wir schon in Homer's Odyssee, wo Circe die Gefährten des Odysseus verwandelt:

> gleich waren sie Schweinen an Haupt, an Stimm' und an Bildung,
> borstenvoll, nur der Geist war unzerrüttet, wie vormals!

Indem wir es unterlassen, den Gang des ganzen Romans zu entrollen, halten wir uns hier blos an die liebliche Episode: Amor und Psyche. Der Inhalt derselben ist kurz folgender.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die drei sehr schöne Töchter hatten; doch bei den zwei älteren schien es, als ob das menschliche Lob noch für sie genüge, der jüngsten Schönheit aber überstieg alle menschlichen Begriffe. Von weit her kamen die Menschen, durch den Ruf ihrer göttlichen Schönheit gelockt, und verehrten sie geradezu als eine zweite Venus; ihr als einer menschlichen Person zu nahen wagte Niemand. Kein Mensch ging noch nach Paphus oder Knidus oder Cythera, um Aphrodite anzubeten; ihre Opfer werden vernachlässigt, ihre Tempel verfallen, ihre Bildsäulen bleiben unbekränzt, die verlassenen Altäre werden entstellt durch kalte Asche. Darüber erzürnt spricht Venus bei sich: „Ich, die alte Mutter der Natur, die Schöpferin alles Seienden, muss mich mit einem irdischen Mädchen in die Verehrung teilen! ich soll mich begnügen mit dem ungewissen Anteil einer stellvertretenden Anbetung! Vergebens soll mich jener Hirte, dessen Entscheidung selbst Juppiter gebilligt hat, wegen meiner unübertrefflichen Schönheit so hochgestellten Göttinnen vorgezogen haben! Nein, nicht sich zur Freude soll diese, wer sie auch ist, die mir ge-

bührenden Ehren sich angemasst haben; ihr soll diese Schönheit noch leid tun." Sogleich ruft sie ihren Sohn Amor und befiehlt ihm, das Herz der Psyche für einen ganz gemeinen Menschen zu entflammen. — Psyche findet indessen keinen Gatten; man staunt sie an als ein göttliches Wesen; aber keiner wirbt um sie. Schon längst hatten sich ihre älteren Schwestern benachbarten Königen vermählt, Psyche sitzt ungeliebt daheim und verwünscht ihre Schönheit. Dem fragenden Vater verkündet das Orakel des Milesischen Apoll: „Stelle die Jungfrau als Braut geschmückt auf einen hohen Felsen und hoffe auf keinen irdischen Schwiegersohn, sondern denke auf ein wildes und grausames Ungeheuer, das mit Schwingen die Luft durchschneidend alles beherrscht und mit Feuer und Schwert jedes einzelne Wesen entkräftet; vor ihm bebt Juppiter und der ganze Olymp, das Wasser und die Unterwelt." Unter allgemeinem Jammer wird Psyche auf den Fels gestellt, von dort trägt sie ein leiser Zephyrhauch in ein paradiesisches Tal mit prächtigem Palast. Denn der Schalk Amor, statt das Herz Psyche's nach dem Gebote seiner Mutter zu verwunden, wird selbst entzündet und beschliesst, sie in dieser Einsamkeit zu seinem Weibe zu machen. Ohne Jemanden zu sehen, wird Psyche bedient; sie geniesst die köstlichsten Speisen und Getränke, den herrlichsten Gesang und die trefflichste Musik, nachts hat sie den liebenden Gatten neben sich im Lager, der freilich am Morgen ungesehen verschwindet. So verstreicht ihr Tag um Tag, und die Gewohnheit macht ihr solch ein Leben angenehm. In einer Nacht warnt sie der Gatte plötzlich vor ihren Schwestern, die bald erscheinen und oben auf dem Berge um sie wehklagen würden. Durch Weinen und Jammern bewirkt sie, dass der Gatte ihr erlaubt, dieselben zu sehen und zu sprechen, auch ihnen alles Mögliche zu schenken; nur über seine Gestalt solle sie nichts fragen, noch sagen. Der Zephyr trägt die Schwestern zu ihr herab, die ihnen in ihrer Freude alle Kostbarkeiten zeigt und sie reich beschenkt entlässt. Unterwegs klagen die neidischen Schwestern über ihre hässlichen Männer und das Glück der Psyche; sie bereden sich, dasselbe zu vernichten. Wiederholt warnt Amor sein junges Weib vor den Plänen der ränkevollen Schwestern; sie besteht darauf, die-

selben wiederzusehen. Dieselben liebkosen sie und gratuliren ihr zur Schwangerschaft; dann fragen sie nach ihrem Gatten. Während nun Psyche beim ersten Besuche gesagt hatte, es sei ein schöner flaumbärtiger Jüngling, der meist im Wald und Feld lebe, so sagte sie diesmal in ihrer arglosen Einfalt, weil sie sich jener Worte nicht mehr erinnerte, er sei ein Kaufmann aus fernem Lande, der in mittleren Jahren stehe. Diesen Widerspruch merken die Schwestern recht gut und machen ihr Angst, indem sie sagen, ihr Gatte sei ein Ungeheuer und sie werde ein schreckliches Untier gebären. Da gesteht Psyche, sie habe allerdings ihren Gatten noch nie gesehen, sie möchten ihr doch helfen und sie vor dem Schrecklichen schützen. Die Argen raten ihr, sie solle ein Lämpchen verstecken, nachts aufstehen und bei Licht das Haupt des schlafenden Drachen abhauen. Dann eilen sie davon, Psyche aber trifft ihre Maassregeln für die Nacht. Statt des Ungeheuers jedoch sieht sie den herrlichen Kupido in voller Schönheit daliegen; vor dem Bette lagen Bogen, Köcher und Pfeile. Während Psyche in freudigem Schreck alles betastet, verwundet sie sich mit einer Pfeilspitze, so dass sie heftige Liebe zu Amor in ihr Herz schliesst. In heisser Leidenschaft beugt sie sich auf ihn und küsst ihn zärtlich; dabei fällt ein Tropfen heissen Oeles auf die rechte Schulter des Gottes. Er erwacht und erzürnt über das Gebahren seines Weibes fliegt er davon; von der nächsten Cypresse aus ruft er ihr noch zu: „Ich weiss, du hast blos aus Leichtsinn gefehlt, deine Schwestern sind die Schuldigen, die ich bestrafen werde; dich strafe ich dadurch, dass du mich nicht mehr siehst.“ Verzweifelnd stürzt sie sich in den nahen Strom, aber dieser trägt sie in eine liebliche Aue. Dort ruft Pan sie zu sich und rät ihr, sie solle den Kupido durch Bitten und Gehorsam begütigen.

Auf ihrer Wanderung kommt sie zu einer der Schwestern, erzählt, wie es ihr ergangen sei, und sagt, der Gott habe erklärt, er werde nun sie d. i. die Schwester heiraten. Diese eilt sofort zum Felsen hin, stürzt sich hinab und kommt zerschmettert unten an; dies war die Rache Amor's. Dasselbe Schicksal erlitt bald darauf die andere Schwester. Der im Meere badenden Venus verrät indessen die weisse Möve, was ihrem

Sohne passirt sei. Wütend eilt die Göttin ins Gemach des Sohnes, schilt ihn aufs heftigste und droht, die Sobrietas d. i. Nüchternheit zu rufen, damit ihm diese die Waffen, Haare und Schwingen nehme. Vor der Türe begegnen ihr Ceres und Juno und fragen erstaunt, was ihr widerfahren sei. Sie verlangt, jene sollen ihr Psyche suchen helfen, dann stürzt sie hinaus. Psyche ist unterdessen in einen Tempel der Ceres getreten; dort begegnet ihr die Göttin und teilt ihr mit, dass Venus sie suche. Sie bittet, einige Tage im Tempel bleiben zu dürfen, Ceres schlägt es ab mit Rücksicht auf ihre Freundschaft zu Venus. Ebenso geht es ihr bei Juno. Da beschliesst Psyche in der Verzweiflung, geradenwegs zu ihrer Feindin hinzugehen und sich ihr zu stellen; dabei hegt sie die geheime Hoffnung, ihren Kupido zu sehen. Venus hat indessen den ganzen Himmel zur Hülfe aufgeboten, und Mercur muss überall auf der Erde ausschnarren: „Wer die entlaufene Psyche herbeibringt oder ihr Versteck anzeigt, erhält von der Venus sieben süsse Küsse und dann noch einen, der durch die Berührung der Zunge honigsüss wird!“ Dies veranlasst Psyche zur Beschleunigung ihres Vorhabens. Vor dem Eingang tritt ihr Consuetudo, eine Dienerin der Venus, entgegen und schleppt sie an den Haaren hinein. Venus ruft sogleich Sollicitudo und Tristitia; diese geisseln die Gefangene und schleppen sie dann wieder vor die Herrin. Diese stürzt auf sie zu, zerreist die Kleider, rauft die Haare, schlägt ihr Haupt und peinigt sie auf martervolle Weise. Dann stellt sie ihr folgende Aufgaben: 1) muss sie einen Haufen bunt vermengter Körner sondern; statt ihrer besorgen die Ameisen die Arbeit; 2) soll sie aus dem nahen Haine die Flocke eines goldgelben Schafes bringen; das grüne Schilf gibt ihr an, wie sie das Wagnis ausführen kann; 3) soll sie von der Quelle eines nahen Felsen Styxwasser holen; der Adler Juppiters füllt ihr das Gefäss. Da wird Venus wütend darüber, dass Psyche alle Aufgaben so rasch und leicht löse, und giebt ihr noch die allerschwerste: sie soll 4) zur Proserpina hinabsteigen und sie bitten, sie möge der Venus ein wenig von ihrer Schönheit zuschicken, auch wenn es nur für einen kurzen Tag genüge. Psyche will sich aus Verzweiflung vom Turme stürzen, dieser aber spricht zu ihr: „Warum willst

du dich tödten? Höre auf mich! Gehe nach Tänarum bei Lakedämon und steige hinab in den Schlund, doch nicht mit leeren Händen, sondern Klöschen von Gerstengraupen, mit Honig versetzt, trage in den Händen und zwei Goldstücke im Munde, letztere für den Hin- und Rückweg, erstere für den Cerberus als Ein- und Ausgangszoll; ausserdem darfst du nichts anrühren, noch essen ausser einfachem Brote; das Büchschen aber, das dir Proserpina geben wird, öffne ja nicht!" Oben wieder angelangt, kann Psyche der Neugierde nicht widerstehen, erblickt aber in dem geöffneten Büchschen nichts von Schönheit, sondern blos stygischen Schlaf, der sie sogleich befällt. Unterdessen ist Cupido seinem Gefängnisse entschlüpft und gelangt zufällig dahin, wo Psyche schläft; er weckt sie, steckt den Schlaf wieder in's Büchschen und trägt ihr auf, dasselbe der Venus hinzutragen.

Amor selbst eilt schnurstracks zu Juppiter und trägt ihm seine Sache vor; dieser verspricht ihm beizustehen unter der Bedingung, dass, wenn jetzt ein schönes Mädchen wieder auf Erden sei, dieses ihm zufalle. Sofort lässt derselbe durch Mercur eine Götterversammlung ansagen und gebietet jedem zu erscheinen, bei 10,000 Sesterzen Strafe. In derselben tut er seinen Willen kund: Amor solle die Psyche ehelichen und Venus solle zustimmen, zumal er Psyche zur Göttin machen werde; dies geschieht sofort dadurch, dass sie Ambrosia geniesst. Die Hochzeit wurde sogleich gefeiert; Vulkan kochte, die Horen streuten Rosen, die Grazien Balsam, die Musen sangen, Apoll spielte die Cithara, Venus tanzte. So kam Psyche in gesetzlicher Weise in Amor's Besitz und gebiert diesem eine Tochter, die wir Voluptas nennen.

Der Bischof Fulgentius, der ums Jahr 500 in Afrika lebte, erklärt in seinem Mythologikon den allegorischen Sinn der Erzählung also: In der Welt ist Gott und die Materie; ihre drei Kinder sind: Fleisch, freier Wille und Seele. Auf diese letztere ist Venus, d. i. böse Lust, neidisch und schickt Cupido, sie zu verderben. Aber weil es eine Begierde des Guten und des Bösen gibt, so gewinnt die Begierde die Seele lieb und mischt sich gleichsam mit ihr, ermahnt sie jedoch, nicht ihr Antlitz zu schauen d. i. nicht ihre Ergötzungen

zu lernen (wie ja auch Adam, obwol sehend, seine Nacktheit nicht sieht, bis er vom Baum der Lust isst); sie möge ja nicht gleich ihren Schwestern, Fleisch und Freiheit, ihre Gestalt zu erkennen trachten. Aber von jenen verlockt, deckt sie die in der Brust verborgene Flamme der Sehnsucht auf und gewinnt die so gesehene lieb. Diese aber soll sie durchs Austropfen der Lampe entzündet haben, weil jede Begierde so erglüht, wie sie geliebt wird, und den sündigen Flecken ihrem Fleische anheftet. Nach Enthüllung der Begierde wird sie ihres Glücks beraubt, in Gefahren gestürzt und aus dem Palast getrieben. Das Uebrige, meint Fulgentius, kann sich jeder Leser aus der Erzählung selbst zusammenreimen.

Aehnliche Märchen mit denselben Zügen finden sich in der ganzen indogermanischen Welt. Wenn Appulejus vier Prüfungen der Psyche ansetzt, so ist dies eine ganz willkürliche Steigerung, denn das gewöhnliche ist die Dreizahl der Prüfungen; doch ist dies dadurch ausgeglichen, dass die zwei letzten Prüfungen zusammenfallen. „Wasser aus der Styxquelle holen“ hat ebendieselbe Bedeutung wie das Hinabsteigen in den Hades selbst am Tänaron. Im Hades darf sie nichts tun, weil sie sonst diesem verfällt; ferner muss sie dem Cerberus einen Honigkuchen reichen, und stillschweigen, dreimal wird sie versucht. Ferner darf sie nichts essen; Appulejus hat diesen Zug so modificirt, dass sie vom lockeren Mahle nur ein Stück Schwarzbrot essen darf, ein Zug, wie er im Märchen vorkommt und ganz für dasselbe passt. Zweimal wird sie von Neugierde verleitet; doch versöhnt sie sich das letzte Mal sofort mit Eros, ohne dass dies im mindesten motivirt wird. Der Zug, dass Tiere, sogar leblose Gegenstände der Psyche helfen, findet sich im Märchen „von der weissen Schlange“ bei Grimm wieder. — Die Liebe ist in dieser Erzählung auf ihre Prinzipien zurückgeführt; Psyche ist die Liebe empfindende Seele, Eros die liebende Kraft. Venus hat zu Dienerinnen die consuetudo d. h. den sinnlichen Umgang, ferner die Trauer und die Wehmut; es sind dies die beiden Seiten der Liebe: Freude und Schmerz. Auffallend bleibt der Schluss; sie zeugen eine Tochter Voluptas, während man doch nach der früheren Verheissung Cupido's (infantem divinum) einen Sohn erwarten sollte. Was die Dar-

stellung anlangt, so ziehen einfache menschliche Empfindungen durchs ganze Stück; die Götter des Olymps werden alle gewissermaassen burlesk behandelt. Venus ist nach menschlicher Weise eitel und stolz, Ceres und Juno wissen den ganzen Liebeshandel zu entschuldigen, Merkur tritt als gemeiner Ausrufer auf, Juppiter will mit Amor halbpart machen. Es erinnert dies an die schon bei Homer vorkommende Episode von Ares und Aphrodite, an den Hymnus auf Hermes und an die Behandlung der Götter durch die Komödie.

Allgemeine Züge des Eros und der Psyche, Darstellung auf Gemälden. Schon bei den ältesten griechischen Dichtern wird Eros personifizirt als allgemeiner Schöpfungstrieb, und dieser Zug ist für alle Zeiten geblieben; alle feineren geistigen Beziehungen knüpfen sich an ihn, nicht an Aphrodite. Plato fasst ihn als Vermittler zwischen Menschen und Göttern, als Sohn des Ueberflusses und der Armut; dieser Eros facht nicht blos die Leidenschaft der Liebe an, sondern unterhält und weckt alles, was der Mensch geistig producirt. Daher verbindet sich Eros mit Psyche, einer ähnlichen Personification der menschlichen Natur. Die älteste Vorstellung vom Geiste des Menschen als einer Potenz, die sich ablösen kann, findet sich bei Homer; der Atem, der den menschlichen Körper belebt, verlässt den Menschen durch den Mund oder die Wunde und lebt in der Unterwelt ein Scheinleben weiter als Nachtbild, Schatten; um menschliches Tun daselbst zu vollbringen, muss die Psyche Blut trinken. cf. Hom. Od. 11, 152:

> Aber ich harrete dort standhaft, bis die Mutter herankam;
> und wie des schwärzlichen Blutes sie trank, so erkannte sie plötzlich,
> und mit jammerndem Laut die geflügelten Worte begann sie u. s. w.

Die Alten nannten auch den Schmetterling „Psyche," mit Bezug auf die eigentümliche Entstehung desselben aus der Puppe oder Raupe. Der Schmetterling gleitet wie die Seele leicht und unbemerkt durch die Luft hin, daher wird derselbe auf Bildwerken geradezu als Symbol der Seele aufgefasst. Dass überhaupt das Märchen einen oft gesuchten und reichlich lohnenden Vorwurf für den Künstler abgab, ist leicht erklärlich; gehört doch diese Dichtung zu den gehaltvollsten, zugleich einfachsten und kindlichsten, die das Altertum je geschaffen hat.

„Der Gedanke, dass Psyche, die Seele, durch ein Vergehen ihres ursprünglichen, unschuldigen Glückes beraubt, nach mannichfaltigen Leiden und Prüfungen ihr höheres, bewussteres, vergeistigtes Glück am Herzen der ewigen Liebe wieder findet, ist so tiefsinnig und doch so allgemein verständlich, dass sich kein reicherer Stoff für den Dichter wie für den Bildner erträumen lässt. So wohnt diesem Märchen eine süsse, mystische Poesie inne, an deren berauschendem Kelche wir uns nicht satt schlürfen können.“ Unter den neueren Künstlern sind zu nennen: Rafael, der die Erzählung in zwölf reizenden Compositionen der Decke an der Villa Farnesina in Rom behandelte, und der jüngst verstorbene Moritz von Schwindt, der gleichfalls den Stoff des Märchens zu Gruppen für die Ausschmückung einer Villa benutzt hat. Die Darstellungen der älteren Künstler fassen hauptsächlich drei Gesichtspunkte ins Auge; entweder Eros quält die Psyche, oder Psyche quält den Eros, oder beide sind glücklich vereinigt.

Eros quält die Psyche. Eros nimmt von der Seele Besitz; dies zeigt sich in Qualen, die er ihr zufügt, gewöhnlich brennt er den Schmetterling oder das junge Mädchen mit Schmetterlingsflügeln durch die Fackel. Die Verbrennung hat man aufgefasst als ein Symbol der Läuterung durchs Feuer. Die Gruppe ist nach einer Gemme des Florentiner Museums (cf. O. Jahn in seiner Ausgabe von Psyche und Cupido) folgende: Der zürnende Eros hält mit der Linken die mit ausgestreckten Beinen halb knieende Psyche an den Kopfhaaren fest, den linken Fuss auf Psyche's Schenkel stemmend, in der rechten Hand mit der Fackel ausholend; Psyche hebt beide Arme angstvoll flehend zu ihm empor und sieht auf, als wolle sie um Schonung bitten; Eros ist geflügelt, nackt, Psyche halbbekleidet, mit Schmetterlingsflügeln. Auf diese Situation beziehen sich folgende Epigramme, deren Verfasser Meleager ist:

1) Brennest du noch so sehr die im Feuer befindliche Psyche,
dennoch flieht sie davon; hat sie doch Flügel, du Tor!

2) Sage mir, weinende Psyche, warum die geheilete Wunde,
die der Cupido dir schlug, wieder im Herzen entbrennt?
Sei doch nicht, beim Zeus, so mit Willen töricht und rühre
Feuer von neuem hervor, während die Asche noch glimmt.
Wenn du vergissest die Leiden und flüchtig du wieder gefasst wirst,
wird er dich, glaube das mir! ärger noch kränken fürwahr.

3) Rief ich es nicht dir zu, bei der Kypris, du werdest gefangen
hängen am klebenden Leim, weil du zu nah dich gewagt?
Rief ich es nicht? Nun fing dich die Schlinge. Du zappelst vergeblich,
dass du den Fesseln enteilst; ist doch der Flug dir gelähmt!
Hart an's Feuer gestellt und mit Salben besprengt in der Ohnmacht
bist du, während den Durst Nass aus den Augen dir stillt.
O schwerleidende Psyche, die bald von dem Feuer verbrannt wird,
bald sich wieder erholt, wenn auch nur wenig erquickt.
Aber die Schuld trifft dich. Als den harten Cupido du aufzogst,
dachtest du nicht, dass nur gegen dich jener erwuchs?
Also das ahntest du nicht? Nun trage die schöne Vergeltung,
dass das Feuer, zugleich eisiger Schnee dich verletzt.
Selbst so gewollt hast du; nun trage die Qual, da du leidest
würdige Strafe dafür, arg von dem Wachse verbrannt.

Psyche quält den Eros. O. Jahn in seiner Miniaturausgabe „Psyche und Cupido“ gibt uns zwei Gebilde dafür. Auf dem einen steht Amor nackt, geflügelt, mit weinerlichem Gesicht, auf runder Basis; die Hände sind ihm auf den Rücken gebunden. Das andere ist eine grössere Gruppe: Amor steht steif, regungslos, betrübt auf runder Basis; Psyche hält ihm die gebundenen Hände auf dem Rücken fest. Eine andere Psyche, nur um die Hüften abwärts ein Gewand tragend, steht sich beugend vor ihm und hält in der Rechten eine Fackel, um die ihm abgenommenen Waffen: Köcher mit Pfeilen und den Bogen, die sie in der Rechten hält, zu verbrennen; ihr zur Rechten steht ein bekleideter Eros, ratlos dareinschauend, das Gesicht auf den erhobenen rechten Arm stützend. Auf diese Lage beziehen sich die folgenden von Jahn angeführten Epigramme:

4) Ja bei der Kypris, Eros, ich werde die Waffen im Feuer
tilgen: den Bogen sowol, wie auch den spitzigen Pfeil.
Lache nur nicht und verspotte mich nicht mit Hohn in dem Antlitz!
Lache nur nicht; du wirst gleich nun die Miene verzieh'n.
Denn dir gedenk' ich zu stutzen die Flügel, die Boten der Liebe,
und mit erzenem Band werd' ich belegen den Fuss.
Freilich es ist kadmeischer Sieg nur, den ich gewinne,
wenn mit der Psyche verknüpft, Wolf in den Schafen du bist.
Doch wolan, der du schwierig besiegt wirst, hebe die Sohlen,
breite die Schwingen doch aus, nur nicht, das bitt' ich, auf mich!

5) Wer hat dich, den beschwingten, in Banden gekettet, und wer nur
wagt es, den feurigen Brand, der aus dem Köcher entspringt,
greifend zu fassen und dir die zum Schusse gerüsteten Hände
einzuspannen in's Joch, fest an die Säule gedrückt?
Immerhin ist es ein Trost für die Menschheit, wenn auch ein kleiner,
Sage mir: den du da quälst, hat er nicht selber gequält?

6) Wer hat ohne Befugnis in Ketten dich also geworfen,
dass dich jedermann sieht? Sage mir: wer hat gewagt,

dich so in Ketten zu legen? Der garstige Anblick! Abscheulich!
Wo ist das rasche Geschoss? Wo ist der bittere Pfeil?
Wahrlich, nicht recht ist's, dass dich der Steinmetz also gemeisselt,
der du die Götter bezwingst, der du mit Liebe sie zwingst.

7) Wer ist's, der dir die Hände mit unentrinnbaren Banden
hier an die Säule anband? Zwang er doch Feuer und Licht!
Trockne doch nur, ich bitte dich, Tor, die Tränen im Antlitz,
denn dich freuet ja nur, machst du den Menschen recht Pein.

8) Weine nur, fest an den Händen gebunden, willkürlicher Dämon,
weine nur immerhin mehr, locke die Thränen hervor,
welche das Mitleid wecken, du sinnbetörender Frevler!
fliegendes Feuer der Seel', heimliche Wunden du schlägst.
Dass du gefesselt hier stehst, ist den Menschen ein Ende des Leides;
bitte und flehe du nur! stumm ist der Wind und die Luft.
Hast du auch früher die Glut in dem menschlichen Herzen entzündet:
sieh! jetzt ist sie gelöscht, ist von dir selber gelöscht.

9) Ja weine nur und suche du die Hand heraus
zu ziehen, Schalk! Denn solches ziemet dir zu tun.
Hier löst dich niemand, siehst du auch recht kläglich drein.
Du selbst hast andern Augen Thränen viel' entpresst
und bittre Pfeile hast du tief in's Herz gesenkt
und hast das Gift der Sehnsucht vielfach ausgesprengt,
Eros! denn dir macht Freude nur der Menschen Qual.
Gerecht ist deine Straf'; du leidest, was du tatst.

Das vierte dieser kleinen Gedichte wird dem Meleager zugeschrieben, das fünfte dem Satyros, das nächste dem Alkäos, das folgende dem Antipater, das achte dem Mäkios, das neunte dem Krinagoras.

Glückliche Vereinigung von Eros und Psyche. Appulejus sagt zum Schlusse: „Auf dem obersten Platze lag der Gatte bei Tische, die Gattin im Schoosse umfasst haltend.“ Diesen Worten entsprechend sehen wir auf einem Marmorsarkophage des britischen Museums, wie Eros auf dem Triclinium liegt, seine Psyche im Schoosse haltend, die Rechte um ihren Nacken schlingend, während sie ihre Rechte auf seine Schulter legt; sein Gewand hat sich vom Oberkörper zurückgeschoben, während das ihrige noch oben über die Brust reicht. Sie naht mit geöffneten Lippen denen des Eros, die sich in ähnlicher Bewegung befinden. Es kann kein Zweifel obwalten, dass der Künstler den Moment gewählt hat, wo der Kuss unmittelbar erfolgen soll. Das Jugendliche und Kindliche ist beibehalten, um das Sinnliche zu vermeiden, es ist eine geschlechtslose Zuneigung im Augenblick des innigsten Gefühls. Kein Kunstwerk ist späterhin öfter benutzt worden, um die glückliche Vereinigung auszudrücken.

Das andere Bild ist folgendes: Stehend auf runder Basis halten sich beide so umschlungen, dass Eros ganz nackt seinen Unterkörper dem Beschauer zukehrt, den Oberkörper nach links biegend; seinen Mund drückt er auf den der Psyche, so dass wir das Profil seines Gesichts sehen; mit dem im rechten Winkel gebogenen rechten Arm stützt er ihr Kinn. Psyche ist von den Hüften abwärts mit faltenreichem Gewand umkleidet; ihr Oberleib ist nackt, ihre Brust verdeckt, teils durch die Biegung auf Eros zu, teils durch dessen Arm und weil sie ihren linken mitten um den Leib ihres Geliebten schlingt, während sie mit dem rechten den Kopf des Eros an sich drückt; ihr Antlitz verschwindet hinter dem des Eros so, dass blos das linke Auge sichtbar ist. Die Gruppe befindet sich im Capitolinischen Museum. — Endlich ist auf einer Gemme im Berliner Museum die unübertreffliche göttliche Schönheit der Psyche dargestellt, wie sie von Appulejus gleich zu Anfang der Novelle beschrieben wird.

---

## II.

# Die deutsche Novelle und der deutsche Roman.

---

Die Eigentümlichkeit des Appulejus, dass in die längere Erzählung kürzere, mit jener gar nicht zusammenhängende, episodisch eingeflochten werden, finden wir bei Göthe namentlich in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ häufig wieder. Solche Episoden sind: die Flucht nach Egypten und Sct. Joseph, Die pilgernde Törin, Wer ist der Verräter? Das nussbraune Mädchen, Der Mann von fünfzig Jahren, Die neue Melusine, Die gefährliche Wette, Nicht zu weit. Daran schliessen sich noch zwei, die wahrscheinlich an irgend einer Stelle eingeschoben werden sollten: die Reise der Söhne Megaprazon's und die Novelle vom Kind und Löwen, deren letztere wir zum Gegenstand unserer Betrachtung machen wollen.

Zu Anfang führt uns Göthe auf den in Nebel gehüllten Schlosshof, in dessen Räumen Menschen und Tiere, zur Jagd sich vorbereitend, auf das Erscheinen des Fürsten warten. Kein Name wird genannt, während andere Schriftsteller, der natürlichen Neugierde der Menschen Rechnung tragend, solche Namen fingirt oder war, ganz ausgeschrieben oder blos mit Anfangsbuchstaben anführen. Wenn Göthe dies vermeidet, so will er der Phantasie des Lesers freien Spielraum geben, sich den Ort der Handlung beliebig auszumalen. Der Fürst ist erst vor kurzem getraut und lebt in glücklicher Ehe; der Vater hat ihn zu einem rechten Fürsten ausgebildet, der für's Wol der Untertanen sorgt, besonders für Handel und Wandel, wie aus der

eben in der Stadt abgehaltenen Messe hervorleuchtet. Nach angestrengter Arbeit findet der Fürst an diesem schönen Herbsttag Zeit zur Jagd, von welcher die Fürstin ungern zurückbleibt; indessen die Entfernung ist für sie zu gross. Zum Ersatz dafür schlägt er ihr einen Spazierritt vor, auf dem der fürstliche Oheim Friedrich und der Hofjunker Honorio sie begleiten sollen. — So kennen wir nach wenigen Worten schon die Hauptpersonen der Handlung und die Hauptmotive für den Fortschritt derselben; letztere sind die Jagd und der Markt. Wir sehen den Fürsten wolmeinend, arbeitsam, zärtlich; die Fürstin gütig, liebevoll, ritterlich, doch zugleich nachgiebig; den Pagen jung und wolgebildet. — Das Schloss liegt auf einer Erhöhung, mit Aussicht auf das Gebirge, das Ziel der Jagd. Dadurch kann die Handlung im wesentlichen eine einheitliche bleiben, wenn auch nicht dem Orte nach, so doch dadurch, dass beide Punkte durch die Gedanken und Sinne der Hauptpersonen auf einander bezogen werden. Die Fürstin blickt durchs Teleskop dem Zuge nach und sieht ihn noch einmal am Fusse der alten Stammburg vorüberziehen, die von Gebüsch umwachsen schon längst in Trümmern liegt. Kaum ist dies geschehen, so verlieren wir den Zug aus den Augen, erhalten aber durch Hinweisung auf die Stammburg das Ziel der nächsten Handlung schon vorgezeichnet. Dies geschieht noch mehr durch den Eintritt des Oheims; derselbe überbringt Zeichnungen jener Burg und erläutert sie der Fürstin in so anziehender Weise, dass diese dorthin den Spazierritt zu richten beschliesst. Nach Vorlegung zweier Blätter, die den Schauplatz des folgenden anschaulich beschreiben und die Liebe des Oheims für die wilde ungebeugte Natur kennzeichnen, tritt Honorio ein und meldet, die Rosse seien vorgeführt. Die Fürstin verlangt, über den Markt geführt zu werden und begründet dies mit Worten, welche ihrem Verstand und ihrem Interesse für die Volkswolfart alle Ehre machen. Der Oheim gibt ihr Recht, weigert sich aber, über den Markt zu reiten, da er ein grässliches Unglück, den Brand eines solchen Budenmeeres, noch vor Augen habe, welches . . . Seine weiteren Ergüsse schneidet die lebhafte Frau, welche dieselben schon öfter gehört hat, dadurch ab, dass sie auf's Pferd steigt; so bleibt ihren Begleitern nichts

übrig, als ihr zu folgen. — Sehen wir hier die Kunst des Autors! Nicht gleich von Anfang an gibt er uns eine Charakterzeichnung der auftretenden Personen, sondern fügt wie unabsichtlich Zug um Zug hinzu; wir brauchen blos dieselben zusammenzustellen, um ein volles abgerundetes Bild von jeder Persönlichkeit zu gewinnen. Zeigt sich hier auf der einen Seite die rasche Entschlossenheit und Furchtlosigkeit der Fürstin, so tritt auf der anderen Seite die gutmütige Plauderei und Aengstlichkeit des würdigen Oheims hervor; ferner hören wir, dass Honorio gerne von der Jagd zurückgeblieben, ein Wink für's Folgende: Schon können wir ahnen, dass er sich zu der schönen Gebieterin hingezogen fühlt.

Langsam reiten sie über den Markt, wegen des Gedränges; freundlich wird die Fürstin von allen Umstehenden gegrüsst. Dabei macht sie scharfe Beobachtungen über die Tracht der Marktleute, welche dieselbe als sparsame Frau kennzeichnen. Beim Eintritt in die Vorstadt erblicken sie am Ende derselben die Menagerie, die zum Markte gekommen ist; furchtbares Gebrülle empfängt die Vorüberreitenden, vor welchem die Pferde sich entsetzen. Die bunten Bilder mit dem Tiger und dem Löwen fallen ihnen in die Augen; auf dem Rückwege, sagt die Fürstin, wollen wir einmal eintreten. Haben wir den Oheim vorhin als Liebhaber der Zeichenkunst, als Freund der Natur, als wolwollenden Beurteiler kennen gelernt, so finden wir jetzt, dass er während seines Lebens auch Erfahrungen gesammelt hat, die er gern in Sentenzen verwertet. So sagt er hier, der Mensch wolle immer durch Schreckliches aufgeregt sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön es sei, frei Atem zu holen. In dem bangen Abmahnen des Oheims, in der Erinnerung an jenen schrecklichen Brand, in dem Bilde der Bude liegen schon genug Hindeutungen auf das Folgende: für den Augenblick wenig beachtet, gewinnt das in die Zukunft vorgreifende Motiv dadurch, wenn es später nun wirklich eintritt und als Folge auf jene Ahnung bezogen wird.

Gut, dass der Leichtsinn des Menschen Gefärte ist! Kaum ist das Tor den Reitern im Rücken, so verscheucht der liebliche Anblick der Natur die sorgenvollen Gedanken; die Menagerie ist vergessen. Unter heiteren Gesprächen, aufgeräumt

durch die ihrem Inneren entsprechende Natur, reiten sie am Laufe des Flusses hinan. Auch sein Name wird nicht genannt; es heisst blos, dass er nach und nach als grösster Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben solle. Auf einem freieren Standpunkte angelangt, ebenda wo kurz vorher der Fürst, wie seine Frau zu erkennen glaubte, noch einmal sich nach ihr umgeschaut hatte, machen sie Halt und geniessen gleichfalls das schöne Schauspiel der Fernsicht. Erst jetzt hören wir näheres über die Lage der Stadt und über den zurückgelegten Weg: die Stadt lag teils hoch, teils tief, leichte Rauchwolken erhoben sich über ihr, das Schloss war glänzend von der Morgensonne beschienen, die den Herbstnebel indes überwältigt hatte; Mühlen schaute man, die am Ufer des Flusses entlang lagen. So überblicken wir die Oertlichkeit erst allmählich, und zwar immer aus der Entfernung: während vorhin vom Schlosse aus das Gebirge bis zum Stammschlosse überschaut wurde, wird jetzt der umgekehrte Blick gewonnen. — Sie reiten weiter hinan und kommen an den Fuss der grünumkränzten Felsenburg, und zwar an die steilste Seite derselben. Gerade dies reizt den kecken Mut der Fürstin; hier soll auf einen Felsenvorsprung geklettert werden, während die Pferde unter den Bäumen halten sollen. Die Sonne steht gerade am höchsten und verleiht die klarste Beleuchtung; das Schloss, die obere und untere Stadt, die Buden, die Gegend diesseit und jenseit der Stadt sind durchs Fernrohr deutlich zu erkennen. Heitere Mittagsstille ruht über dem Ganzen. — Warum machen sie aber gerade hier Halt? Erstens ist die Burgruine durch die Vorlegeblätter und die daran geknüpfte Interpretation hinlänglich beschrieben, so dass ein Durchgehen der einzelnen Räume unnütz wäre; ferner will ja überhaupt der Oheim ihr dieselben nicht eher zeigen, bevor alle Reparaturen beendet sind. Nun lässt sich nicht annehmen, dass die lebhafte Frau ihren vorhin so energisch geäusserten Wunsch ohne alle Ursache aufgegeben habe. Sie hat also das Endziel noch vor sich, Göthe lässt sie aber hier halten, angeblich der Aussicht halber, in der Tat, damit des Oheims Verbot gewahrt bleibe; das nächstfolgende Ereignis hindert dann die Erfüllung des Vorhabens. Bis jetzt traten der Oheim und die Fürstin in den Vordergrund,

Honorio war Nebenperson; jetzt tritt, damit das Interesse gleichmässig verteilt werde, dieser Page in den Vordergrund. — Eben macht die Fürstin die Bemerkung, „das friedliche Leben der Natur mache den Eindruck, als ob gar nichts widerwärtiges in der Welt sein könne," da ruft Honorio, der durchs Fernrohr nach der Stadt sieht: „Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen." Man sah, wie der leichte Rauch plötzlich in dicken Dampf sich verwandelte, und rote Flammen hervorbrachen. Aus dem Herabsteigen der drei Personen sehen wir, dass sie, was vorhin nicht erwänt war, auf jenen Vorsprung geklettert sind. Der Oheim soll mit dem Reitknecht rasch voraneilen, die Fürstin will mit Honorio langsamer folgen. Dieser, indes ruhiger geworden, warnt die Fürstin vor allzu raschem Reiten; doch diese, jetzt nur allzusehr die oft gehörte Erzählung vor Augen habend, eilt schnell über den steinigen Abhang. — Waren wir durch die obige Andeutung schon gespannt, den Hergang jenes Brandes genau zu erfahren, so erfolgt jetzt als rückgreifendes Motiv die ebenso fesselnde als frische Beschreibung desselben, die den Leser einerseits auf das folgende Schrecknis vorbereitet, andererseits einige Zeit lässt für die Annäherung desselben. Herrlich ist am Schlusse des Abschnitts der Contrast: die eben noch heitere Natur erscheint umnebelt und verdüstert; das anmutige Wiesental, der freundliche Wald haben einen wunderbaren bänglichen Anschein.

Eben sind sie an der oben schon genannten Quelle vorübergeeilt, als von unten herauf der Tiger heranspringt, den die Fürstin bei ihrer Rückkehr im Käfig hat schauen wollen. Herrlich ist die Form der folgenden Schilderung, wie die Fürstin denselben Weg zurücksprengt, Honorio mit dem ersten Schusse fehlt, dann nachsprengt und mit der Pistole das Tier durch den Kopf schiesst, wie es eben die vom Pferde gestürzte, aber schon wieder stehende Frau erreicht. An dieser Stelle lernen wir passend den Jüngling näher kennen, indem hier die Schilderung an die eben bewiesene Geschicklichkeit anknüpft. Im folgenden tritt er etwas keck und leichtsinnig auf, so dass die fromme Fürstin ihm dies verweist. Der Page benutzt sein Knieen, um sich eine Gnade zu erbitten; er will Urlaub zu einer grösseren Reise haben, um die Welt kennen zu lernen.

Ist wirklich dies die Veranlassung seiner Bitte oder ist es das Bestreben, die in ihm aufkeimende Liebe zur Fürstin durch andere Eindrücke zu ersticken? Ich glaube das letztere. Die Fürstin sagt ihm die Erfüllung seiner Bitte zu, und zwar baldigst. Warum zieht in diesem Augenblick Trauer über das Antlitz des Jünglings? Bewirkt dies die Sehnsucht in die Ferne, gemischt mit der Liebe zur Heimat und seiner nächsten Umgebung? Einer weiteren Gefühlsäusserung überhebt ihn der Schriftsteller, indem plötzlich die Wärterin des Tieres und ihr Knabe, welcher die Flöte hält, heranlaufen und weinend über den Leichnam herstürzen. Man möchte hier die Frage einwerfen: woher kommt es, dass der Oheim und der Reitknecht dem Tiere nicht begegnet sind, da sie doch jedenfalls denselben Weg einschlugen? Doch lässt sich darauf erwidern, dass der Autor nicht über jede Möglichkeit uns Auskunft zu erteilen braucht.

Es folgt das Klagelied der Wärterin, das in seiner rührenden Einfachheit und in seinen Gegensätzen an alttestamentliche Sprache erinnert. Jetzt sprengt der Jagdzug heran, der gleichfalls das Feuer gemerkt hat und dem Rauche zugeeilt ist. Erst sprachloses Entsetzen, dann kurze Erzählung des Geschehenen. Da tritt der Wärter des Tieres heran und bittet um Schonung für den Löwen, der ebenfalls im Gebirge schweife. Nachdem die nötigen Anordnungen vom Fürsten getroffen sind, dessen militärische Erfahrungen und Kaltblütigkeit in Gefahren gepriesen werden, erzählt der Wärter, naturgemäss in kurzen drängenden Sätzen, warum sie, erschreckt durch das Auffliegen eines Pulverschlags, die Tiere losgelassen. In diesem Moment erscheint der Wächter der Ruine und meldet, der Löwe habe sich am Gemäuer gelagert. Die Frau und das Kind erbieten sich, denselben zu zähmen, bis der Kasten für ihn herangeholt sei; Honorio erhält den Auftrag, den einzigen Hohlweg zu besetzen, der zur Burg hinanführe. Nun tritt der Wärter nebst Frau und Kind in den Vordergrund der Handlung. Der Knabe, die Flöte in rührend einfacher Weise spielend, rückt den Berg hinan. Unterdessen hält der Wärter „mit anständigem Enthusiasmus“ eine lange Rede über die Pracht der Schöpfung und die Werke des Herrn, in bilderreicher Sprache;

eine genaue Anschauung der Natur prägt sich darin aus. Der Schluss sagt, dass der Mensch auch den Löwen zu zähmen verstehe; dabei wird auf Daniel in der Löwengrube hingedeutet. Was soll diese Rede? Die Kraft des Menschen verherrlichen? Mir scheint sie für den Stand eines Wärters zu hoch gehalten. Nachdem zwei Strophen vom Knaben allein, die dritte von allen dreien gesungen sind, herrscht allgemeine Rührung. Der Fürst hält seine Gattin, die sich fest an ihn lehnt und mit einem Tüchlein ihre Tränen verbirgt; sie fühlt die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet haben. Nachdem die Wärterin nochmals versichert hat, sie werde den Löwen beruhigen, reitet der Fürst mit Frau und Gefolge nach der Stadt zurück.

Mutter und Kind fliegen, vom Wärtel geleitet, den Berg hinan. Die Frau bittet den tief in Gedanken versunkenen Honorio, das Feuer im Hohlweg nicht anzünden zu lassen: er hört nicht. Unverwandt schaut er nach Abend, wo eben die Sonne sich zu neigen beginnt. Da ruft sie ihm zu: Eile nur hin, du wirst überwinden; aber zuerst überwinde dich „selbst!" — Ist sie eine Zigeunerin, dass sie zu merken vorgibt, was im Herzen des jungen Mannes vorgeht, und ihn tröstend zu ermutigen sucht? Ihre äussere Erscheinung wenigstens und die Kenntnis der Eigenschaften der Tiere lassen sie als ein aussergewöhnliches Weib erscheinen. Zu beachten ist ferner die Harmonie, welche zwischen der Stimmung der Handlung und zwischen der Tageszeit stattfindet. Die nach dem Nebel sich öffnende Aussicht auf einen heiteren und schönen Tag entspricht der hoffnungsvollen und freudig erregten Stimmung am Morgen; die drückende Mittagshitze und die verdüsterte Luft stehen parallel dem Brande in der Stadt und dem Kampfe vor der Burg; die in goldigem Rot untergehende Sonne deutet auf die Beruhigung und stille Verklärung nach dem Sturme. — Wärtel und Mutter warten oben, während der Knabe hinter der Mauer verschwindet; das Flötenspiel verstummt. Nach einer für den Wärtel peinlichen Pause tritt er wieder hervor, der Löwe langsam und müde hinter ihm her. Bei einer Lücke in den Ruinen setzt er sich und beginnt das beschwichtigende Lied von neuem. Der Löwe reicht dem Kind seine Tatze; dieses sieht darin einen

scharfen Dorn, zieht ihn heraus und verbindet die Wunde. Der Löwe erscheint dankbar, freundlich, beruhigt. Das Kind flötet und singt die Schlussstrophe:

Und so geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rat,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne Tat.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Hiermit schliesst die Novelle, ohne dass wir erfahren, wie das Tier wieder eingefangen, wie es Honorio weiter ergangen sei, ob er seinen Urlaub erhalten, wie es in der Stadt ausgesehen habe. Doch ist der Abschluss in anderer Weise erreicht. Erstens tritt der Fürst mit der Fürstin ab, die im Innern beruhigt und still gerührt ist; der über ihr Bündnis ausgegossene Friede bleibt ungetrübt. Dann verlassen wir den schwermütig lächelnden Honorio in einer warhaft maleriscen Beleuchtung: „eine rötliche Sonne überschien sein Gesicht; sie glaubte nie einen schöneren Jüngling gesehen zu haben.“ „Wir sind sicher, dass auch er überwinden und ein neues Leben beginnen werde, wir verlassen ferner das Kind und den Löwen, wie sie friedlich-idyllisch neben einander ruhen; keine Gefahr ist mehr vorhanden. Fragen wir nach ähnlichen Zügen, die Göthe als Vorbild könnten gedient haben, so fällt uns sogleich die Geschichte von Androclus und dem Löwen ein, welche Gellius überliefert hat. Die stumme Beziehung zwischen Junker und Fürstin erinnert an die in mittelalterlichen Ritterzeiten häufig vorkommende Sage (nur dass sie darin bestimmter ausgeprägt zu einem tragischen Ende führt), welche am deutlichsten sich um die Burg Kynast im Hirschberger Tale rankt: vom Edelknaben und der schönen Herzogin von Liegnitz. Jener, in diese verliebt, leert auf der Turmzinne einen Becher auf das Wol seiner Herzenskönigin und besiegelt dann, ihren Namen nennend, seine Liebesglut durch den grausigen Sprung in die Tiefe.

Ueberblicken wir noch einmal die Novelle! Da ist keine verwickelte Knotenschürzung, — einfach und ohne Hindernis wickeln sich die Ereignisse ab; keine Masse auftretender Per-

sonen, — sondern wenige, doch scharf gezeichnete; keine grossartige Handlung mit grossen Zwecken, — die Heldentat eines einfachen Junkers, durch den Zufall hervorgerufen; kein Verlieren und Finden, kein Hoffen und Lieben, — einfach verständiges Gefühl, liebende Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Kind und Tier. Auch finden wir nichts Unerwartetes in der Entwickelung, was etliche fälschlich als Charakteristicum der Novelle annehmen, sondern der Verlauf ist ein ganz natürlicher, schon im voraus angedeuteter. Die Zeit beansprucht als Rahmen der Handlung einen Tag vom Nebelgrauen des Morgens bis zum Untergang der Sonne; ebenso ist der Schauplatz ein einheitlicher, leicht zu überschauender, da wir vom Schlosse aus die Stammburg, von dieser aus das Schloss im Gesicht behalten, und wenn der Fürst auch weit hinten in den Wäldern schweift, so wird uns dies doch blos erzählt. Mit diesen Punkten sind überhaupt die Merkmale der Novelle gegeben.

## Die Wahlverwandtschaften.

Der berühmteste Roman Göthe's, der die vielseitigsten Beurteilungen erfahren hat, sind die Wahlverwandtschaften, welche in zwei Teilen à 18 Capitel erschienen sind. Die zwei ersten Capitel bilden die Grundlage des Ganzen, die Exposition, auf welcher die übrige Erzählung fusst. Wir lernen einen reichen Baron in besten Mannesjahren und seine ebenso alte Frau kennen, Eduard und Charlotte, die, nachdem ihre Jugendliebe gelöst war und sie andere Ehe eingegangen hatten, durch Zufall beide wieder frei wurden und nun, frei von stürmischer Jugendliebe, verständig neben einander das Leben geniessen. Dass sie erst seit kurzem verheiratet, zeigen Charlotten's Worte: „ich habe mir aus allem diesem den ersten warhaft fröhlichen Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu geniessen gedachte.“ Von dem früheren Leben der beiden erfahren wir durch nachträgliche Notizen das nötige. So erzählt uns Ch. selbst ihre frühere Heirat, ihre nachmalige Verbindung, die Entfernung ihrer Tochter Luciane und ihrer Nichte Ottilie in eine Pension, die Teilung der häuslichen Arbeit. Ferner lernen

wir aus Ch. Munde das Wesen der beiden Pensionärinnen genau kennen: Luciane ist die gewandte Salondame, für Sprechen und Musik sehr begabt, gewandt im Umgang, die erste in ihrem Kreise; wenn auch Ottilien's Natur noch nicht geschildert wird, so können wir doch so viel schliessen, dass alles eben Genannte ihr fehlt. Ferner hören wir etwas von Eduard's fürsorgender, ängstlicher Mutter. E. wird geschildert als edel und gut, als lebhaft und vieles wollend; Ch. als ruhig, verständig, klug überschauend, sie kennt den Charakter ihres Gatten und weiss sich in ihn zu finden; gesellschaftsliebend, so viel eben nötig ist, weiss sie das gemütliche Stillleben recht wol zu schätzen. Hiermit haben wir vier Hauptpersonen kennen gelernt, doch nicht alle; denn noch treten auf als abwesend der Hauptmann, als anwesend der sogenannte Mittler. Von beiden werden wir gleich hören.

Der Anfang ist rein idyllisch. E., im Park spazierengehend, findet Ch. in der Mooshütte, von welcher aus ihre unten angelegten Schöpfungen leicht zu übersehen sind. Der Mann gesteht ihr, er habe schon lange einen Wunsch auf dem Herzen: er wolle den Hauptmann, seinen alten Freund, der unverschuldet in drückende Verhältnisse gekommen sei, zu sich nehmen. Ch. rät ab, weil ein dritter zwischen zweien leicht Unfrieden stifte und weil ihr nichts gutes ahne. E. setzt auseinander, wie viel jener ihm nützen könne; sie schildert die friedliche Einsamkeit, in welcher sie jetzt lebten, die aber dann würde gestört werden. Verdriesslich will E. abschreiben, da bringt am nächsten Tage die Frau das Gespräch von neuem auf den Gegenstand und äussert den Wunsch, Ottilien ihrer peinlichen Lage in der Pension zu entreissen und zu sich zu nehmen. In diesem Augenblick wird Mittler angemeldet, der seltsamste aller Menschen. Früher Geistlicher, dann Gutsbesitzer, fühlt er den Beruf, überall vermittelnd und friedenstiftend aufzutreten; deshalb verweilt er auch blos da, wo es Uneinigkeit gibt. Wie ihm die Ehegatten die Sache, um die es sich handelt, vortrugen, ging er ärgerlich weg, stellte aber seine Dienste für später etwa vorkommende Fälle bereitwillig in Aussicht. Also der Hauptmann, den Ch. schon von früher her kennt, wird eingeladen, und das musikalische Duett, welches

Abends stattfindet, bringt die Gemüter vollends ins richtige Gleichgewicht.

So haben wir in dem harmonisch sich abrundenden Abschnitt die Grundlage des Ganzen. Gab uns derselbe einerseits einen Einblick in das frühere Leben der Hauptpersonen und in die Gegenwart, so öffnete es auch schon den Ausblick in zukünftige, bereits geahnte Verwickelungen; unser Interesse für den dritten, der in den Bund soll aufgenommen werden, ist lebhaft erwacht. Die Zeit der Handlung ist, wie gleich zu Anfang steht, der Aprilmonat, der Schauplatz Eduards Gut. Er weiss es nicht, wol aber der Hauptmann, dass Ch. einst wünschte, jenem Ottilie zuzuführen; nur die heissen Wünsche des lebhaften Anbeters hatten sie dazu bestimmt, ihm selbst die Hand zu reichen.

So stehen die Dinge, als der Hauptmann kömmt; er zeigt sich welterfahren, gewandt und dabei bescheiden, so dass Ch. völlig beruhigt ist. Abends führt man den Gast in den neuen Schöpfungen umher und geniesst von der Höhe die Aussicht bis zu der im Grund versteckten Mühle, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erscheint. (Diese Stelle ist zu beachten; denn nichts ist unbedeutend bei unserem Schriftsteller, eine nebensächliche Bestimmung wie hier hat Bezug auf Späteres.) Die beiden Freunde machen sich ans Vermessen des Gutes, wobei Charlottens Einrichtungen vom Hauptmann kritisirt werden; Eduard teilt dieselben später seiner Frau mit. Scherzend widerspricht sie erst, verspricht aber dann, die Sache zu bedenken. Da die Freunde meist im Freien sich bewegen, so sehnt sich Ch. nach Ottilien und unterhält mit ihr und der Pension einen lebhaften Briefwechsel. Die Vorsteherin hat nur zu tadeln, dagegen ein männlicher Gehülfe am Institut urteilt richtiger über sie: „Sie trägt verschlossene Früchte, die sich erst später entwickeln und reifen werden, sie schreitet langsam und sicher vorwärts. Sie lernt nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin, wenn sie auch augenblicklich hinter ihren Mitschülerinnen zurückbleibt.“ Ch. merkte recht gut, dass unter diesem wahren und offenen Urteile eine mehr als gewöhnliche Teilname zu finden sei; denn sie verstand sich auf die Menschen. —

Einen eigentlichen Fortschritt sehen wir in diesem Kapite nicht: nur lernen wir das Wesen Ottiliens und den Gehülfen, eine ganz neue Person, kennen.

Die Arbeiten gehen zur Freude aller rüstig fort, und namentlich Ch. freut sich nicht wenig, dass ihr jetzt durch das Geschick des Freundes mehr als früher Gelegenheit gegeben wird, tätig und hülfreich zu sein. Aus solcher Freude entsteht oft Hinneigung zu der Person, die uns dieselbe verschafft. Abends las E. gewöhnlich vor; dabei hatte er die Manie, sich nicht ins Buch sehen zu lassen. Wie er dies einst seiner Frau in ärgerlichem Ton verweist, erkennen wir einen neuen Charakterzug derselben; sie weiss in den Cirkeln jede heftige Aeusserung zu beseitigen, jede Unterredung aufs richtige Maass zurückzuführen. Wichtig ist die daran sich knüpfende Besprechung des Begriffes „Wahlverwandtschaften" in der Natur; denn dieselbe weist uns sowol auf die Veranlassung zur Benennung des Romans, als auch werden wir dadurch vorbereitet auf die diesem Naturgesetz entsprechende menschliche Erscheinung, die sich bald unter unseren drei Personen vorbereiten wird, dass nämlich von zwei Stoffen, die bisher in innigster Verbindung waren, wenn ein dritter hinzutritt, der eine verwandte sich diesem zugesellt und die alte Verbindung aufgibt. Charlotten gefällt es nicht, dass man eine menschliche Ausdrucksweise auf Naturstoffe angewandt habe und spricht dieselbe Befürchtung aus wie oben, dass ein drittes Element den Bund zweier leicht störe. Im Scherz wird ihr geantwortet, dann müsse ein viertes eintreten und sich mit dem nun alleinstehenden vereinigen. Dies deutet E. auf Ottilien, die nun wirklich gerufen werden soll. Dies ist der einzige Fortschritt der Handlung, zugleich haben wir eine wichtige Andeutung für die Zukunft erhalten.

Das nächste Kapitel enthält einen Brief der Vorsteherin über Luciane und einen des Gehülfen über Ottilie, der den eben im Scherz gefassten Entschluss, dieselbe aus der Pension zu nehmen, zur Reife und sofortiger Ausführung bringt. Der Gehülfe schreibt in warmen, ehrlichen Worten von den Demütigungen, die das Mädchen ohne ihr Verschulden beim öffentlichen Examen erlitten habe, und bezeugt sein Interesse dadurch, dass er auf zwei Eigenheiten desselben aufmerksam

macht: „erstens werde bei jeder unangenehmen Erregung ihre rechte Wange bleich und die linke für einen Augenblick rot; zweitens wenn sie etwas ablehne, mache sie eine unwiderstehliche Geberde, indem sie die flachen Hände zusammen hebe und dann gegen die Brust drücke, mit einem bittenden Blick." Wir werden im folgenden beide Aeusserungen kennen lernen; sie sind mit Absicht hier einstweilen angedeutet.

Ein wesentlich neues Moment tritt in die Handlung durch das Erscheinen Ottiliens; bescheiden und emsig, wie sie ist, wirkt sie sofort ein auf die Lebensverhältnisse der drei und erweckt für sich das günstigste Vorurteil. E. findet etwas an ihr, was sie noch gar nicht bewiesen hat, nämlich Gabe der Unterhaltung, abends kommen er und der Hauptmann jetzt pünktlicher und bleiben länger. Ch. sucht dies zu erklären, vermag aber keinen tieferen Grund zu entdecken. Die Arbeiten der beiden Männer gehen rüstig fort; neue Projecte zur Verschönerung werden gefasst; Ch., praktisch wie immer, verlangt Veranschlagung derselben. Da sie hierbei viel mit dem Hauptmann zu arbeiten hat, so trifft ein, was bei gleichgesinnten Personen häufig vorkommt: sie werden einander unentbehrlich, und Ch. will dem Hauptmann wirklich wol; während sie früher sich heftig darüber ärgerte, darf er jetzt eine ihrer Anlagen zerstören, ohne dass sie die mindeste unangenehme Empfindung dabei fühlt. So hat sich denn schon, wenn auch nicht offen, die Trennung des Ungleichartigen und das Suchen des Gleichartigen vollzogen.

Zu Anfang des nächsten Abschnittes tritt ein rein äusserlicher Gegensatz zwischen Mann und Frau hervor; jener kann die Zugluft nicht leiden, diese liebt sie. Da O. sie möglichst abzuhalten sucht und in allem dienstfertig gegen ihn ist, so fühlt er sich zu ihr hingezogen; sie erzählen sich gern von ihrer Jugend. Beiden Männern will das Arbeiten nicht recht mehr gelingen, beim Spazirengehen finden sich die Paare unwillkürlich zusammen. So eilen E. und O. einst zu jener versteckten Mühle voraus, das andere Paar folgt langsamer. E. bittet O. um Entfernung des Miniaturbildes ihres Vaters von der Brust; es ist ihm, als ob durch die sofortige Erfüllung dieser Bitte die Scheidewand zwischen ihnen gefallen sei. Zu

Hause wieder angelangt, freuen sich alle über den angenehmen Spazirgang, nur soll der Weg gerader und kürzer gemacht werden. Beim Besprechen des Plans verrät sich Eduards Leidenschaft: er findet Ottiliens Plan wunderschön und durchstreicht die saubere Zeichnung mit derbem Strich, was dem Hauptmann sehr misfällt. — Der erste Schritt zum Conflict der Leidenschaften ist getan: Eduard und Ottilie haben ein Geheimnis mit einander.

Eduard's Schritt für Schritt wachsende Neigung bekundet sich durch neue Aufmerksamkeiten; er kürzt abends die Spazirgänge ab und liest dann solche Lieder vor, in denen sich eine leidenschaftliche Liebe ausspricht. Ferner rückt er jetzt zu ihr hin, weil sie gern ins Buch sieht. Wie ganz anders früher! Ch. und der Hauptmann sehen es und lächeln einander zu; also haben auch sie ein stilles Geheimnis. Eines Abends begleitet O. das Flötenspiel Eduard's am Clavier und versteht ihm dabei besser zu folgen als Charlotte; so gut hat sie sich eingeübt. Wir sehen darin die still aufkeimende Neigung Ottiliens, wie auch gleichzeitig die stetig wachsende des anderen Paares; denn der Hauptmann sucht Ch. schon auszuweichen, ein Zeichen, dass er etwas für sie fühlt.

An Ch. Geburtstag, für welchen der Hauptmann vielfache Vorbereitungen getroffen hat, findet die Legung des Grundsteins zu einem neuen Hause Statt; unsere vier Personen wohnen der Feierlichkeit bei. Dabei wirft O. ihre goldene Kette, an welcher das Medaillon gehangen hat, zu E. Freude mit in das Loch, das für die Aufnahme solcher Raritäten bestimmt ist. Ein Fortschritt der Handlung wird in Aussicht gestellt durch die Ankündigung des für morgen kommenden Besuches, des Grafen und der Baronesse, deren Leben beschrieben wird. O. erbietet sich, die Abschrift über den Vorwerksverkauf anzufertigen. Am nächsten Morgen erscheint ungerufen Mittler; sowie er aber hört, was für Besuch eintreffen werde, eilt er entrüstet fort, nachdem er offen seinen Abscheu vor den beiden und seine düsteren Ahnungen ausgesprochen hat. So sehen wir mit Interesse, doch auch mit banger Ahnung dem Erscheinen der Gäste entgegen. Warum, so könnte man fragen, führt Göthe dieselben überhaupt ein? Sie sollen meines Erachtens eine Parallele

für das noch im Entstehen begriffene Verhältnis zwischen E. und O. geben; hier wie dort ist der Mann gebunden, das Weib frei. Ferner soll ihr Erscheinen den Anstoss dazu geben, dass sich die Einzelnen über ihr Verhältnis völlig klar werden; denn bis jetzt leben sie noch in schuldiger Unschuld dahin.

Die Gäste zeigen sich in jeder Hinsicht als gewandte Weltmenschen, durchweg fein und interessant. Seltsam fühlt sich Ch. berührt, als sie bei der Frage nach einer gemeinsamen Jugendfreundin erfährt, dieselbe solle ehestens geschieden werden. Darin liegt wieder ein hindeutendes, vorbereitendes Motiv. Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf: warum benutzt Göthe in seinen Prosaerzählungen meist aristokratische Gestalten? Ich glaube, nicht blos deshalb, weil er selbst in solchem Sinne dachte und lebte, sondern die menschlichen Verhältnisse sind einmal so beschaffen, dass das gemeine Volk zu solchen wie zu höheren hinaufsieht, dieselben also ein allgemeineres Interesse beanspruchen können. Ist doch seit den ältesten Zeiten der griechischen Poesie in Epos und Drama vorherrschend von fürstlichen Personen die Rede; denn sie sind es, die vermöge ihres Einflusses die Geschichte machen und die Augen der Menschen auf sich kehren. — Das Gespräch geht jetzt über aufs Gebiet der Ehe, wobei der Graf, erbittert darüber, dass die Gerichte seine Ehe nicht trennen, die freisten Ansichten über dies Institut äussert; Ch. sucht das Gespräch um Ottiliens willen abzulenken, doch vergebens. Der Graf macht den Vorschlag, eine Ehe solle blos dann unauflöslich sein, wenn jemand sie zum dritten Male eingehe; diesen Fall wendet die Baronesse scherzhaft auf unser Ehepaar an. Dann geht das Gespräch zu Ch. Freude darauf über, wie E. und Ch. früher das schönste Paar am Hofe gewesen seien; die Gäste führen dabei fast ausschliesslich die Unterhaltung. Zuletzt versteigt sich dabei der Graf zu einer argen Blasphemie der Heiraten überhaupt; dann erst gelingt es Charlotten, die Unterredung auf andere Gegenstände zu lenken. Sie zeigt durch dies wiederholte Bestreben, dass sie einen tief innerlichen, moralischen Kern besitze. Um einen guten Schritt rückt die Handlung am Schlusse des Kapitels vorwärts, insofern als das eine Verhältnis zwischen E. und O. der Baronesse durch Gefühlsäusserungen jener klar vor

Augen tritt, so dass diese aus Neid und Aerger über das männerbezaubernde Jüngferchen beschliesst, für die Entfernung Ottiliens zu sorgen; doch lässt sie von diesem Plane nichts merken. So wissen also schon dritte Personen von dem Verhältnis: es ist ein offenkundiges geworden. Auch bei Ch. kommt die bisher still genährte Leidenschaft zum offenen Durchbruch, wie ihr der Graf vorschlägt, den Hauptmann zu einem seiner Bekannten in eine sehr günstige Stellung zu bringen. Unfähig, sich länger zu beherrschen, stürzt sie fort in die Mooshütte, Tränen machen ihrem gepressten Herzen Luft. Von diesem Verhältnis merkt am Abend selbst die Baronesse nichts, nur trennt man sich ziemlich verstimmt. So haben also die beiden Gäste Veranlassung gegeben zu einer freien, nicht mehr zurückhaltenden Aeusserung der Gefühle; nur ist dieselbe hier schmerzlicher Art, dort freudig angetan.

Das nächste Kapitel ist eins der wichtigsten im ganzen Roman. War vorher die Trennung noch möglich, weil kein Kind als Pfand der Treue vorhanden war, so nimmt die folgende Nacht durch die während derselben gepflanzte Frucht auch diese Möglichkeit weg. Allerdings ist der Hergang ein merkwürdiger. Der Graf, von E. aufs Zimmer geleitet, kömmt mit diesem auf Charlottens frühere Schönheit und einen gemeinsam ausgeübten Jugendstreich zu sprechen; dann schleicht er um Mitternacht zur Baronesse. E., der ihn begleitet, sieht sich vor Ch. Türe; eine sonderbare Verwechselung geht in seiner Seele vor; er klopft. Sie, die eben geweint und nur an Otto, so heisst der Hauptmann mit Vornamen, gedacht hat, wünscht einerseits und fürchtet andererseits, diesen eintreten zu sehen. Beide wissen sich jedoch rasch zu sammeln und in Scherz überzugehen; er glaubt Ottilie, sie glaubt Otto im Arme zu haben. cetera quis nescit? Am Morgen schleicht er wie ein Missetäter davon, er glaubt ein Verbrechen begangen zu haben. So hat denn dieses Kapitel völlig neue Momente in die Handlung hineingebracht; eine ernste Verwickelung ist vorhanden, ein schwer zu lösender Knoten geknüpft. Sonderbar ist mir bei der Unterredung der Wechsel der Anrede vorgekommen: erst sagt der Graf „Du,“ E. consequent „Sie,“ dann tut letzteres auch der Graf.

Sehen wir, wie sich am folgenden Morgen die Personen gegenübertreten! Heiter und unbefangen vermögen dies die Gäste zu tun; denn sie haben ihrer Ueberzeugung nach etwas ganz natürliches verübt, sich von neuem ihrer Liebe versichert. Anders ist es mit E. und Ch.; da jedes von ihnen an seiner Liebe gesündigt zu haben glaubt, so ist ihr Entgegentreten ein beschämtes und verlegenes. Was bisher noch still im Herzen geschlummert und höchstens dritten Personen sich verraten hatte, das tritt nun zu voller Klarheit durch die offene Kundgebung der Liebenden. O. bringt E., der allein im Saale verweilt, die Abschrift, an der sie indessen Tag und Nacht gearbeitet hat, und o Wunder! wie E. dieselbe durchblättert, sieht er, dass auf den letzten Seiten seine Handschrift ganz täuschend nachgeahmt ist. Da kann er sich nicht länger halten: beide liegen sich in den Armen und halten einander liebend umschlungen. Jetzt ruft er, das gewohnte „Sie“ verändernd: „Du liebst mich! Ottilie! Du liebst mich!“ Hiermit ist die Schuld begangen; sie sündigt einfach, er doppelt. Die anderen beiden kommen zu früh, obwol es schon spät Abend ist. Den Abend über zeigt sich E. äusserst nachsichtig in seinem Urteil über die weggefahrenen Gäste und überhaupt heiter angeregt. Doch, fragen wir, wie ist es indessen dem Hauptmann und Ch. ergangen? Um nicht unsere Aufmerksamkeit von dem ersten Paar abziehen zu müssen, gebraucht Göthe den geschickten Kunstgriff, dass er Ch. ihr Zimmer aufsuchen und das vorgefallene überdenken lässt. So erhält er Gelegenheit, episodisch dasselbe nachzuholen. Auch sie haben sich gefunden und gesprochen. Wie sie auf dem Teiche fahren, läuft der Kahn auf; der Hauptmann muss aussteigen und sie ans Land tragen. Wie sie an seinem Halse hangen bleibt, küsst er sie, ruft aber auch sofort auf die Kniee fallend: „Charlotte, vergeben Sie mir?“ Also kein süsses „Du,“ keine Liebesversicherungen, kein zärtliches Denken in die Zukunft, — nein, Zurückhaltung selbst in dieser Aufwallung der Leidenschaft; kurzes Vergessen ihrer selbst, dafür aber auch sofortiges dauerndes Erstarken der Willenskraft und das feste gegenseitige Versprechen, sich zu trennen und zu beherrschen. Wir erkennen die strenge Selbstbeherrschung und eine ernste Auffassung des Lebens. So ist also der Con-

flict in der ernstesten Weise da, aber auch die Lösung desselben scheinbar angebahnt und leicht. Sie haben sich ausgesprochen und wollen entsagen. Welcher Contrast mit gestern! Während gestern die beiden Gatten, einander in den Armen liegend, der ehelichen Zärtlichkeit sich erfreuten, finden sich einen Tag darauf schon beide in den Armen anderer wieder, freilich in den Armen derer, die sie gestern zu umfassen glaubten.

Während Ch., da ihr Gewissen nach dem gefassten Entschlusse beruhigt ist, unter heiteren Ahnungen einschlummert, treibt sich E., den die kochende Leidenschaft nicht schlafen lässt, ruhelos in Feld und Wald umher. Unruhig wie er ist, findet er am frühen Morgen alle Arbeiter zu langsam, keine Verschönerung geht ihm rasch genug von Statten, alles soll rasch fertig werden, ohne Rücksicht auf die Kosten — nur für Ottilie! Wie ganz anders verhält sich die ruhige Charlotte? Weit entfernt über diese Leidenschaft, die doch im Grunde genommen ihrem Bedürfnisse blos entgegenkommt, sich zu freuen, hofft sie vielmehr auf Dämpfung derselben und wendet Mittel an. Doch E. merkt die Absicht und wird verstimmt; die Folge ist, dass auch O. mehr zu ihm hält und unbedachtsam ihm das harte Urteil des Hauptmanns über seine Flötendudelei mitteilt. E. fühlt sich furchtbar verletzt; denn alles andere lässt sich noch verzeihen, nur nicht der Hohn über eine Lieblingsneigung. Da es mündlich nicht mehr angeht, so wird ein geheimer Briefwechsel zwischen E. und O. eingeführt. Im folgenden beachte man die Vorliebe Göthe's für Zufall und Aberglauben! Der Kammerdiener versengt den ersten Brief, E. fühlt Gewissensbisse; er steckt die Antwort Ottiliens in die Tasche, Ch. gibt ihm die verlorene ungelesen wieder. Eine doppelte Warnung, doch E. beachtet sie nicht. Immer mehr verschliesst er sich gegen Frau und Freund; auch zeigt sich E. unedel in seiner Aeusserung gegen Ottilie, Ch. wünsche selbst eine Scheidung, und er suche dieselbe nur auf anständige Weise zu bewirken. Dabei geht das Leben in der alten Weise fort. So sehen wir, dass der erste Versuch zur Lösung des Conflicts gescheitert ist.

Der Hauptmann, der unterdessen durch Vermittlung des Grafen eine Stelle erhalten, beschleunigt die Vorbereitungen

und Arbeiten, die nach E. Wunsche zur Verherrlichung des Geburtstages von O. dienen sollen. Ein junger verständiger Architekt tritt dem Hauptmann hülfreich zur Seite. Reiche Geschenke, ein grossartiges Feuerwerk, Säuberung des Platzes unter den Platanen werden ins Auge gefasst: O. soll glänzend gefeiert werden. Wieder zeigt sich hier die Vorliebe Göthe's fürs Zufällige, die hier allerdings ihren tieferen Sinn hat, darin, dass E. in den alten Akten findet: der Tag, das Jahr jener Platanenpflanzung sei zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Die Richtung des Hauses, zu dem man früher den Grundstein gelegt, erfolgt an ihrem Geburtstag; hinterher ist ein Tanz, bei welchem E. flott mit O. tanzt; abends soll das Feuerwerk bei den Platanen abgebrannt werden. Bei dem Gedränge bricht der Damm ein, und mehrere Personen stürzen ins Wasser; der Hauptmann rettet einen Knaben, der als todt ins Haus getragen wird. Hat E. anfangs dem Hauptmann, der das Feuerwerk allein besorgen wollte, scharf erwidert, so tut er es jetzt in demselben Tone gegenüber Charlotten, die das Fest wegen des Zwischenfalls eingestellt wissen und O. mit ins Haus ziehen will. Also die erste offene Differenz zwischen den Gatten, die zeigt, welche Wand sich zwischen beider Herzen gelegt hat. E. ist so liebetoll, dass er weder auf die Ermahnung seiner Frau, noch auf das Fortlaufen der sonst schaulustigen Menge, noch aufs Anstandsgefühl achtet; das Feuerwerk wird abgebrannt, während er mit O. unter den Platanen sitzend zuschaut. Durch einen einfachen Zug deutet hier Göthe den Sinneswechsel Eduard's an, ebenso wie vorher bei Charlotten. Er, der noch kurz zuvor so arg über die Bettelei schalt, gibt jetzt in seinem Liebesglück demselben ihn ansprechenden Bettler — ein Goldstück. Am Abend teilt der Hauptmann seinen Entschluss zur baldigen Abreise den Freunden mit; ruhig und gefasst, im Gegensatz zur früheren Erregtheit, hört Ch. es an, erfreut E., der nun hofft, der Hauptmann werde bald Ch. heiraten können und er selbst dann am Ziel seiner Wünsche stehen. Ueberrascht ist Ottilie, wie sie in ihrem Schlafzimmer einen Koffer, mit Geschenken gefüllt, vorfindet. — Auch äusserlich vor den Leuten ist das Band zwischen E. und Ch. nun-

mehr zerrissen, weil jener heute offenkundig überall O. bevorzugt hat; Ch. auf der anderen Seite hofft eine bedeutende und nicht unglückliche Zukunft, zumal der Hauptmann nun bald scheidet.

In der Nacht verschwindet derselbe mit Hinterlassung einiger Dankeszeilen; fein gedacht ist es, wenn Göthe auf solche Weise den peinlichen Abschied uns erspart. Ch. benutzt dies Ereignis, da sie ihrer Liebe entsagt hat und völlig rein ihrem Gatten entgegentreten kann, um sich mit E. ehrlich auszusprechen. Da E. in seinem Schuldbewusstsein der aufrichtigen und entschlossenen Sprache seiner Gattin, die O. Entfernung verlangt, nicht ebenso entgegentreten kann, so macht er unhaltbare Ausflüchte und gibt zuletzt scheinbar nach, um indes auf Gegenmittel zu sinnen. Ch. steht jetzt bedeutend höher in unseren Augen, ihre Willenskraft und klare Auffassung der Dinge flössen uns Bewunderung für sie ein. So ist der Conflict zu einer offenen Besprechung zwischen den Hauptbeteiligten vorgerückt, ohne aber damit seiner Lösung irgend wie näher gekommen zu sein; im Gegenteil die Verwickelung wird schlimmer, indem E. seiner Frau schriftlich den Entschluss mitteilt, selbst das Haus auf unbestimmte Zeit meiden zu wollen, nur damit O. bleiben könne. Am Schlusse sehen wir den Bettler zum letzten Male auftreten; E. erblickt ihn, wie er in der Laube des Wirtshauses vom gestrigen Almosen ein reichliches Mittagsmahl zu sich nimmt; er vergleicht sich mit ihm und muss ihn beneiden.

Am Mittag fehlt E., den O. hat wegreiten sehen, zur Bestürzung derselben, auch die folgenden Tage; der Kammerdiener sucht vergebens sie zu sprechen und aufzuklären. Erst allmählich wird sie ruhiger, aber nicht ergeben in ihr Schicksal. Ch. sucht sie zu beschäftigen und spricht von der nahe bevorstehenden Heirat des Hauptmanns, scheinbar ohne Absicht; O. wird aufmerksam auf diese Aeusserungen, scharfsinnig, argwöhnisch, sie entfernt sich innerlich von Ch., weil sie ihr nicht traut. Wie der Architekt eine Knabenschule zur Reinigung des Parks, so richtet O. (blos in dem Wunsche, den zurückkehrenden E. damit zu erfreuen, auf den heimlich ihr ganzes Sinnen gerichtet ist) eine Mädchenschule ein; dabei gewinnt sie

ein junges Mädchen, Nanny, besonders lieb. Ch. hält O. für beruhigt; doch diese hat nicht im mindesten entsagt, sondern hofft stets auf E. Rückkehr. Nachts nimmt sie — und darin spricht sich eine recht kindliche Naivetät aus — die Geburtstagsgeschenke heraus und mustert sie, das macht ihr Freude. Einen Fortschritt bringt dieses Capitel nicht, blos die Aussicht, dass an eine Lösung des Conflicts vorerst gar nicht zu denken ist; E. Entfernung macht das Uebel nur schlimmer. Uebrigens entspricht die beim nahenden Herbst absterbende Natur der Stimmung der Personen.

Zum dritten Male in diesem Teile erscheint Mittler. Kaum hat er vom Schicksal der Freunde Kunde erhalten, so sucht er E. auf und findet ihn auf einem abgelegenen Vorwerk in lieblicher Gegend. Allmählich macht ihn E. zum Vertrauten und schildert ihm in leidenschaftlichen Ergüssen seine Träumereien an O., seine Sehnsucht, seine Hoffnungen. Mittler macht ihm Vorwürfe und hält moralische Predigten des Inhalts, er solle sich ermannen. E. wird bitter und glaubt sich verkannt; zuletzt verlangt er, Mittler solle zu Ch. hingehen und eine Scheidung erwirken. Jenes Glas, mit den Anfangsbuchstaben E. und O. geziert, das beim Richtfeste in die Höhe geworfen und aufgefangen worden war, hat E. gekauft und schöpft aus diesem zufälligen Umstande Hoffnung. Diesen Aberglauben verweist ihm Mittler mit scharfen Worten und eilt zu Charlotten. Ruhig empfängt ihn diese, teilt ihm das Vorgefallene mit und hofft für sich das beste, da sie guter Hoffnung sei. Dies Argument ist für ihn so einleuchtend, dass er freudig ruft, nun sei alles gut, hier sei für ihn nichts mehr zu tun. Ch. schreibt ihre Hoffnung an E.; dieser, bestürzt und verzweifelt, macht sein Testament und geht in den Krieg. Ottilie, die nunmehr Charlottens Geheimnis auch erfährt, wird noch mehr betroffen als E. und zieht sich ganz in sich zurück; Hoffen und Wünschen sind vorbei. — So ist der Conflict unlösbar geworden; düster erscheinen die Aussichten für die Zukunft, und eine gewaltsame Zerhauung des Knotens scheint sich vorzubereiten. Warum schliesst Göthe nicht hier ab? Er konnte ja, sollte man meinen, Ch. in die Scheidung willigen lassen, und dann war alles gut. Nur dem gemeinen Menschenverstand kann dies so er-

scheinen, aber es würde durchaus der poetischen Gerechtigkeit widersprechen; schlösse die Erzählung hiermit, so müsste man dem Urteil derer beipflichten, welche den Roman für verwerflich und unsittlich erklären.

Der zweite Teil beginnt mit einer Einleitung, gewissermaassen Entschuldigung des Autors. Auf ein Grundprincip des Epos sich berufend, lässt er jetzt die Hauptpersonen ein wenig ruhen und Nebenpersonen in den Vordergrund treten. Ist es doch auch für den Leser angenehm, dass jene nach den Stürmen, die sie erschüttert haben, auf einige Zeit verschwinden und neue Kräfte sammeln! Der Architekt, der jetzt hervortritt, weiss sich durch seine bescheidene Tätigkeit so unentbehrlich zu machen, dass ihm die Ehre der Repräsentation des Hauses bei eintretendem Besuche zu Teil wird. Ein Rechtsgelehrter kömmt als Vertreter einer benachbarten Familie und beschwert sich, dass der Kirchhof auf Ch. Geheiss völlig geebnet und mit Klee bepflanzt sei; in folge dessen will er eine Stiftung zurückziehen. Es folgt dann eine längere Discussion zwischen den beiden Frauen, dem Architekten und dem Rechtsgelehrten über Wert oder Unwert, Stellung und Form von Grabdenkmälern. Sie schliesst, ohne dass wir den Erfolg derselben hören; auch der Rechtsgelehrte verschwindet ohne Abschied. Das Kapitel bezweckt, den Architekten mit seinen gesunden Ansichten und Kenntnissen in ein helles Licht zu stellen; die Discussion ist der Ersatz für mangelnde Handlung.

Der Architekt übernimmt die Verschönerung der Kirche, entdeckt bei dieser Gelegenheit eine Seitenkapelle mit altmodischen Zieraten und beschliesst dieselbe heimlich auszuschmücken. Auch als Sammler alter Waffen, Münzen, Kupfer, Holzschnitte u. s. w. zeigt er sich und erfreut abends oft die Damen durch Vorzeigen derselben. Zuletzt denkt er mit Wehmut an das baldige Scheiden; ein Zeichen, dass er eine stille Neigung gefasst hat. Nun beginnen und kehren oft wieder Aufzeichnungen aus O. Tagebuche. Wir wissen aus „Wilhelm Meister,“ dass Göthe solche Ergüsse einer edeln Seele, die uns tiefe Einblicke ins Innere derselben tun lassen, mit Vorliebe wiedergibt; dabei huldigt er der Neigung seiner Zeit, die (anders wie unsere schnell lebenden Generationen) alles ihr begegnende zusammen-

stellte und sichtete, gewissermaassen sich selbst betrachtete. Solche Tagebücher findet man noch in vielen Familien von Gross- und Urgrosseltern her. Göthe hat hier noch einen anderen Zweck: da O. sich mit Niemanden über E. unterhalten kann, auch nicht brieflich mit ihm, so werden diese Zeilen ein Ersatz für das Fehlende und lassen uns erkennen das geistig zwischen den beiden Herzen fortdauernde Band. Auch würde ohne diese Hindeutungen die Hauptperson zu lange verschwinden. Die erste Sentenz, die O. niederschreibt, „es sei schön, dereinst neben dem Geliebten im Grabe zu ruhen," ist prophetisch für die Zukunft. Fast in jeder Zeile lesen wir die traurige Sehnsucht des Mädchens, die stillen Gedanken des Todes, des ewigen Friedens.

Das dritte Kapitel beginnt mit einer allgemeinen Sentenz, die Göthe überhaupt in diesem Teile als Einleitung vorauszuschicken liebt. O. hilft dem Architekten in der Kapelle malen, Ch. wandelt einsam und hängt ihren Betrachtungen nach. Woher diese Sorgen Charlottens? Sie hat in den Zeitungen gelesen, E. habe sich bei einer Kriegsaffaire ausgezeichnet; sie sieht, er ist zum Aeussersten entschlossen. Die Engelsköpfe, die der Architekt an der Decke der Kapelle malt, beginnen immer mehr Ottilien zu gleichen, der letzte wird ihr ganz ähnlich. Acht Tage lang reinigt der Architekt allein; dann ersucht er eines Abends beide Damen, einzutreten; er bleibt zurück. Mit Rücksicht auf ihren Zustand bleibt Ch. zurück; O. tritt ein, freut sich, setzt sich nieder und träumt: es ist der Vorabend von E. Geburtstage. Sie erinnert sich dabei ihres Geburtstages und fühlt sich einsam und verlassen. Die Kapelle als eine für zwei Personen passende Grabstätte hat eine tiefe Bedeutung. Die Sprüche des Tagebuchs zeugen vom Verkehr mit dem Künstler, bringen auch geschichtliche Rückblicke auf Begräbnisarten der Alten. Wichtig ist der letzte Abschnitt; denn das Blasen des Windes über die Stoppeln und der Taktschlag des Dreschers deuten auf den nahenden Winter.

Das folgende Kapitel bringt einen merkwürdigen Contrast zum vorhergehenden; dort traurige Stille, hier lärmende Lustigkeit. Musste uns der Autor schon so wie so mit Luciane, der Tochter Charlottens, näher bekannt machen, so tut er es mit

gesundem Takte gerade jetzt, um uns vom Ernste der Situation abzuziehen und dieselbe mit äusserer Heiterkeit zu übertünchen; wir vergessen förmlich, wie ernst eben das Leben gewesen sei. Diese Dame, von der schon oben geredet wurde, kommt von der Tante, bei der sie die letzte Zeit zugebracht hat, und bringt einen reichen Bräutigam und einen ganzen Wust von Sachen mit, so dass O. vollauf zu tun hat. Ist sie schon an sich lebhaft, so wird sie es noch mehr durch die Besuche, die sie sofort in der Umgegend macht. Nun wird Leben im Schlosse, Herren und Damen erscheinen in Menge, Spiele, Bälle und lebende Bilder kommen auf, Luciane weiss jeden zu beschäftigen, jeden sich zu verbinden; nur mit dem stillen und ruhigen Architekten will es ihr nicht gelingen. Sie will gefallen, ist flatterhaft, für äusseren Tand empfänglich, launisch, ohne tiefes Gefühl. In Ottilien's Tagebuche, das ein Reflex der jedesmaligen Stimmung und Lebensweise ist, drücken die ersten und letzten Sätze Gefühle aus, die sich aufs Verhältnis zu E. beziehen; sie handeln von Wünschen der Zukunft und von der schwierigen Besiegung der Leidenschaften. Die übrigen Sentenzen beziehen sich aufs gesellschaftliche Leben, stehen also in Zusammenhang mit dem Ganzen.

Auch gute Seiten lernen wir an Luciane kennen bei allen ihren Tollheiten und Wunderlichkeiten: sie verschenkt gern an Arme, ist hülfreich gegen Unglückliche und Aengstliche. Boshaft ist sie eigentlich nicht, aber jeden sucht sie zu necken und lächerlich zu machen; nur gegen O. ist sie bitter. Die Blumen derselben werden leichtsinnig verschwendet, alle Bälle muss sie trotz ihres Widerstrebens mitmachen. Dabei zieht O. weit mehr die Männer an als Luciane, sogar deren Bräutigam; mit diesem spricht sie namentlich über den Architekten, den jener bei sich zu beschäftigen wünscht. Auch finden wir hier wieder einen Hinweis auf E.; Ottilien's Herz ist ganz vom Gedanken an ihn erfüllt, an den von den übrigen Niemand zu denken scheint. So weiss Göthe durch einen kurzen Fingerzeig zu bewirken, dass wir die Hauptperson nicht aus den Augen verlieren. Da erscheinen der Graf und die Baronesse wieder; des ersteren Frau ist endlich gestorben, und die Verbindung soll nächstens erfolgen. O. empfindet Trauer, wenn sie ihr eigenes Geschick

damit vergleicht. Musiken und Concerte folgen; ein Dichter soll Luciane verherrlichen, feiert aber lieber Ottilien. Auf Veranlassung des Grafen werden lebende Bilder aufgeführt, der Architekt muss das Theater dazu erbauen. Allmählich verreisen einige Gäste, so der Graf und die Baronesse, die nach stattgefundener Verbindung wiederzukehren versprechen. Die übrigen werfen sich nun auf benachbarte Schlösser und ziehen von einem zum andern, immer toller in Saus und Braus lebend. — Das Tagebuch enthält Bemerkungen über Besuch, welche mit früheren Aeusserungen Eduard's übereinstimmen.

Damit ist nun die Ruhe bei unseren Lieben wieder eingekehrt, doch nicht völlig; denn der Besuch hat eine Nachwirkung hinterlassen. Diese kommt daher, dass Luciane überall einwirken, namentlich Kranke und Verstimmte wieder in die Gesellschaft ziehen wollte. Die Geschichte ist kurz folgende: „Ein Mädchen, das am Tode eines der jüngeren Geschwister schuld war, härmte sich seitdem einsam ab. Luciane führt dasselbe in eine glänzende Soirée, das Mädchen stürzt schreiend hinaus und wird so krank, dass sie in eine Anstalt gebracht werden muss.“ Auch dieser Vorgang ist ein Hinweis auf die Zukunft. Vor seinem bald bevorstehenden Weggang will der Architekt noch eine Weihnachtsvorstellung veranlassen, bei der O. die Mutter Gottes vorstellen soll. Dieselbe gelingt vortrefflich, da O. in die Stimmung der bescheidenen Ehre und des unverdienten Glücks sich zu versetzen versteht. Während der Vorstellung sieht sie, wie neben Ch. der im vorigen Teil schon zweimal erwähnte Gehülfe aus der Anstalt sitzt. Wir können ahnen, dass damit ein neuer Versuch angebahnt wird, den Conflict zu lösen. Der Architekt hat eine innige Neigung zu O. gefasst, aber er kommt gar nicht einmal dazu, sich zu äussern. Jetzt, wo derselbe bald scheiden muss, tritt in die Lücke der Gehülfe, der O. Eigenheiten früher so trefflich erkannt hat. Er hat O. noch nicht vergessen und kommt, um frühere Verbindungen wieder anzuknüpfen oder vielmehr noch fester zu knüpfen.

Weder die Belustigungen, noch die Beschäftigung, welche der Verkehr mit dem Architekten O. bot, haben vermocht, die Aufmerksamkeit derselben von E. abzulenken; nun versucht es

der Schriftsteller mit den pädagogischen Bestrebungen des Gehülfen. O hat, wie derselbe meint, Geschick und Interesse für's Unterrichten; bei den pädagogischen Discussionen spricht er seine Zufriedenheit mit O. Verfahren gegenüber ihren Schülerinnen aus und verfehlt dabei nicht die Bemerkung, wie es ihm in seiner Pension an einer gleichgesinnten treuen Gehülfin fehle. Wir erfahren nun, wie derselbe überhaupt auf die Idee gekommen ist; es ist eine neue Verwickelung, von der Baronesse eingefädelt und von Ch. stillschweigend gebilligt. Der Graf und die Baronesse sind ins Institut gegangen, haben dasselbe in Begleitung des Gehülfen gemustert und diesem zugeredet, hinzufahren und um O. Hand anzuhalten. Doch so oft er auf das Thema kommen will, hält ihn eine gewisse Scheu zurück. Endlich bringt Ch. absichtlich das Gespräch darauf, dass O. in die Pension zurückgehen solle, um in ihre Kenntnisse mehr Zusammenhang zu bringen; doch einstweilen soll sie noch bleiben. Schaudernd denkt O. daran, mit Hinblick auf die Trennung von E., den sie über alles liebt. Wir sehen, auch dieser Angriff von aussen wird fehlschlagen. — Das Tagebuch hat Bezug auf Jüngsterlebtes, auf die Scene zwischen Luciane und den Affenporträts, sowie auf die Ansichten des Gehülfen über die Natur.

Nach einer einleitenden Sentenz folgen Gespräche wissenschaftlicher Art über Menschen- und Zeiterscheinungen; Göthe tadelt dabei, dass man das Alte vernachlässige und dem Neuen sich zuwende. Bei einer solchen Unterredung spricht der Gehülfe von Charlottens einstigem Sohne und diese fasst es als eine angenehme Prophezeiung auf. Da erst nach der Niederkunft über das Weitere entschieden werden soll, so kehrt er in seine Pension zurück. O. tut indessen ihre Pflicht und findet darin ihren einzigen Trost; was sonst werden soll, weiss sie nicht. Das Kind kommt zur Welt, O. findet es dem Vater unähnlich. Mittler erscheint und besorgt alles auf die Taufe Bezügliche; nach seiner Ansicht ist nun alles gut und in Ordnung. Während das Kind über das Taufbecken gehalten wird, erkennt O. in den Augen desselben ihre eigenen, Mittler in seinen Gesichtszügen die des Hauptmanns. Waren wir durch den obigen Wink schon gespannt, so sind wir jetzt überrascht; die

Erklärung der Tatsache liegt in den Ereignissen jener Nacht. Während der langen Rede, die Mittler hält, sinkt der Geistliche um; das lange Stehen, die Anstrengung, die neutestamentliche Anspielung auf Simeon und den Heiland hielt der hochbetagte Mann nicht aus; er lag todt im Sessel. Wie bedeutungsvoll ist es, dass er, der eben das Kind getauft hat, nun schon entschlummert ist, dass O. ihn um dieses Loos beneidet! — So ist das Kind, an dessen Erscheinen Ch. und Mittler so grosse Hoffnungen geknüpft haben, da; aber nichts ändert sich dadurch. Die Handlung hat zwar nach dem Stillstand, der zu Anfang des zweiten Teils eingetreten war, einige Fortschritte gemacht, aber ein Resultat oder auch nur eine Annäherung an dasselbe wurde nicht erzielt; wichtiger ist dafür das folgende.

Das neue Capitel handelt zunächst von O. Fürsorge für den Garten; alles ist auf Eduard's Erheiterung berechnet. Die Pflege für das Kind, welche sie übernommen hat, bringt ihr viel Freude, und indem sie an dessen Zukunft denkt, sieht sie allmählich ein, dass eine Aenderung eintreten müsse: sie will ihrer Liebe entsagen. Was kein Impuls von aussen, was keine Tätigkeit noch Zerstreuung zu bewerkstelligen im Stande war, das vermochte ihre eigene gesunde Seele, ihr eigenes richtiges Gefühl. Edle Naturen finden von selbst das Rechte. Wie schön sind die Hoffnungen, welche O. auf das Kind setzt! Wie sollten sie getäuscht werden! Ein wesentlicher Fortschritt ist es, dass die Gefühle bei der einen hauptbeteiligten Person sich geklärt haben, dass das Gute zum Durchbruch gekommen ist; es kommt blos darauf an, wie sich die zweite Person zu dieser Lösung verhält. — Von den Gedanken des Tagebuchs steht blos der letzte: „ein Leben ohne Liebe sei nichts,“ in Bezug auf Eduard.

Wie der Gute überall das Beste denkt, so auch Charlotte; bei ihr unterliegt es gar keinem Zweifel, dass die Aussöhnung erfolgen werde. Schon plant sie, wie sie in der Mooshütte sitzt, ein Verhältniss zwischen O. und dem Hauptmann an. Beide Frauen wohnen jetzt in dem neugebauten Hause, das oben auf dem Berge liegt. O. macht mit dem Kinde oft Spaziergänge zu den Platanen, wohin sie am liebsten geht; nur aufs Wasser soll sie dasselbe nicht mitnehmen. Da kommt

wieder Besuch: ein englischer Lord, Freund Eduard's, mit seinem Begleiter; grosses Interesse für neue Anlagen bewegt ihn zum Kommen. Der wolwollende Engländer verletzt, ohne es zu wollen, in seinen Plaudereien Ottilie durch die Bemerkung, dass meist der Schöpfer neuer Anlagen am wenigsten Genuss davon habe; denn sie muss an E. denken, der dürftig, freudlos, heimatlos umherirre, und beschliesst, sich zu entfernen, damit er heimkehren könne. Hat sie vorher ihrer Liebe entsagt, so will sie nun auch seinem Anblick entsagen. Der Begleiter, der den Misgriff merkt, macht den Lord darauf aufmerksam; dafür soll der Begleiter abends eine Geschichte zum besten geben, welche den übeln Eindruck wieder verwische. Doch auch hiermit soll es den Freunden nicht glücken, da ein noch weit grösserer Fehlgriff begangen wird durch die Novelle: „die wunderlichen Nachbarskinder.“ Der Gang derselben ist kurz folgender:

„Zwei Nachbarskinder sind seit früher Jugend für einander bestimmt; mit den Jahren zeigt sich aber eine wachsende Feindschaft, so dass die Eltern den Plan aufgeben. Die Jungfrau verlobt sich einem anderen Manne. Später kommt ihr früherer Verlobter, der indes zum herrlichen Jüngling herangewachsen ist, wieder vor ihre Augen; sie sieht ihn, vergisst alles und gewinnt ihn leidenschaftlich lieb, er aber bleibt kalt. Da beschliesst sie zu sterben. Einst macht eine Gesellschaft, zu der auch diese drei Personen gehören, eine Fahrt auf dem grossen Strome; der Jüngling steuert. An einer gefährlichen Stelle springt sie ins Wasser, der Steuermann sofort ihr nach. Nach langer Zeit erreicht er sie und schwimmt ans Ufer. In einer nahen Hütte kommt sie wieder zum Leben und fällt ihm um den Hals. Beide schwören sich Liebe, eilen umgekleidet an den Strand, treffen das eben vorüberfahrende Schiff und erbitten den elterlichen Segen, der nicht ausbleibt.“ Dies ist der Inhalt. Da ist zwar ein Conflict der Liebe, aber er wird einfach und sofort gelöst; die Entwickelung ist eine unerwartete; grossartige Seelenkämpfe finden nicht Statt. Die Verhältnisse sind klar und einfach, ebenso Ort und Zeit; daher kann auch der Umfang der Erzählung nicht gross sein. Charaktere werden nicht geschildert; die leidenschaftliche Braut, der gesetzte

Bräutigam, der erst ruhige, dann in heisser Liebe entbrannte Liebhaber sind blos in einzelnen Zügen gemalt.

Sehen wir uns wieder um nach unseren Lieben! Ch. verlässt bewegt das Zimmer, O. eilt ihr nach. Die zwei Freunde sehen, dass sie wieder gefehlt haben; denn die Geschichte hat zwischen dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich stattgefunden. Danach ist also jener, wovon wir früher nie gehört haben, ein Witwer; denn zum Heiraten muss es doch gekommen sein. Oder war der Schluss noch nicht da und hätte sich ein Hindernis eingestellt, das der Engländer nun nicht mehr erzählen konnte? — Die Fremden empfehlen sich. Beide Frauen finden ihr Glück in dem heranwachsenden Knaben, dem O. eine zweite Mutter geworden ist. Mit diesem idyllischen Bilde schliesst das Capitel; Beruhigung der Leidenschaften ist eingetreten und stille Zufriedenheit eingekehrt. Der Hauptzweck der ganzen Episode ist, uns nachholend noch einiges über das frühere Leben der Hauptpersonen zu berichten.

Wie, so fragen wir, kann der Autor, nachdem völliger Stillstand in der Handlung eingetreten ist, einen Fortschritt derselben herbeiführen? Nur, indem Eduard wieder auftritt. Deshalb führt er uns nach der langen Abschweifung, die durch volle elf Capitel des zweiten Teiles sich hingezogen hat, wieder zu dem aus dem Feldzug heimgekehrten, der sich von neuem auf dem Gütchen aufhält. Derselbe will nun entscheidende Schritte tun zur Lösung der Ehe, selbst der Krieg hat ihm diesen Gedanken nicht nehmen können. Wir sehen den oben erwähnten Charakterzug völlig bestätigt: er kann den einmal gefassten Wunsch nicht aufgeben. In dieser Entschlossenheit beruft er den inzwischen zum Major avancirten Hauptmann; er will sich aussprechen, die Scheidung veranlassen und ihm, dessen Liebe zu Ch. er kennt, diese als Gattin zuführen. Dieser, eine ernste und gesittete Natur, macht ihm eindringliche Vorstellungen; erst als er ihm alle Pflichten gegen Charlotte, gegen das Kind, gegen die Meinung der Welt vergebens aufgeführt hat und ihn beharrlich bleiben sieht, sowie entschlossen, seinen Willen durchzusetzen, es koste was es wolle, willigt er ein, die Sache in Erwägung zu ziehen. — Schon zu Ende des ersten Buches war dieses Mittel gewählt worden; allein Mittler

war bei Nennung der Vaterfreuden gar nicht erst auf die Sache zu sprechen gekommen; diesmal wird nun ein gefährlicher Unterhändler, der stillgeliebte Freund, vorgeschoben. Jetzt rückt die Handlung wieder vor, nun aber auch Schlag um Schlag, immer neue Momente bringend, zum Zerhauen des Knotens hindrängend.

Vollends sicher und freudig erregt in der Hoffnung des baldigen Gelingens wird Eduard, wie er vom Major hört, dass Ch. selbst einmal ihm O. zugedacht habe. Wie passend, dass er dies erst jetzt, unter solchen Verhältnissen erfährt! Sogar das Kind will E. dem Major abtreten, auch Güter und Geld, soviel er haben will. Otto muss sich gleich auf den Weg machen; E. hält sich in der Nähe verborgen, um sofort den Erfolg zu vernehmen. Doch Ch. ist in die Nachbarschaft gefahren, so dass der Major sie nicht gleich sprechen kann, O. sitzt lesend am Teiche. Lange vermag E. seine Ungeduld nicht zu zügeln; er schleicht auf geheimen Wegen in den Park, sieht O. und eilt auf sie zu. O. zaudert, ihn warm zu empfangen, sie deutet auf das Kind als Hindernis. Jetzt erst erblickt E. dasselbe und staunt über die Aehnlichkeit, die dasselbe mit dem Major hat; O. weist ihn jedoch auch auf die mit ihr stattfindende hin. E. entschuldigt sich wegen jener Nacht und sieht gerade darin nur ein schwerwiegendes Motiv zur Trennung der Ehe. Hier zeigt sich O. wieder als die energischere; sie verlangt, E. solle sich entfernen. In leidenschaftlicher Freude trennen sie sich; nach E. Mitteilungen scheint ihnen alles geebnet. Zum zweiten Male ist es hier dem Autor vergönnt, die Sache einem glücklichen Ende zuzuführen; wieder bedarf es blos des Jaworts von Charlotte, um alle des Glückes teilhaftig zu machen. Wir haben oben schon bemerkt, dass dann die poetische Gerechtigkeit würde vermisst werden, die jede Schuld verfolgt und bestraft. Dem höchsten Glück folgt, wie so oft im Leben, der herbste Schmerz. Ein vorhin nicht geahntes Ereignis tritt ein, welches die eben noch so klare Sachlage völlig umändert und neue Verwickelungen, aber die letzten, schafft. — Nie ist O. mit dem Kinde, da Ch. dies ausdrücklich verboten hat, über das Wasser gefahren; diesmal wagt sie es, durch E. so lange aufgehalten, um rasch oben im Hause zu

sein. Sie fährt ab mit einem heftigen Stosse, das Kind fällt ins Wasser, von O. herausgezogen ist dasselbe todt. Der Kahn bleibt, da ihr das Ruder entfallen ist, regungslos in der Mitte des Sees stehen; sie sucht in ihrer Herzensangst das Kind wieder zu beleben, doch umsonst. Nirgends erscheint Hülfe; da wendet sie sich zum ersten Male an den, der allein helfen kann. Ihr Gebet wird erhört; denn ein sanfter Wind treibt den Kahn ans andere Ufer. Freilich hätte dies auch auf andere Weise bewerkstelligt werden können; wenn nun Göthe hier das Wunderbare vorzieht, so will er auf die entschiedene Sinneswandelung hindeuten, die nunmehr bei O. erfolgt. Vorher fest entschlossen zu entsagen, hat sie jetzt, wo es zur Prüfung gekommen ist, sich in selbstischem Interesse dem Geliebten zwar zögernd, aber doch wieder hingegeben, ohne zu bedenken, dass sie Gottes Strafgericht herausfordere. Rasch hat sich dieses erfüllt; indem sie das erkennt und bereut, ist sie auch für E. verloren.

Nach fruchtlosen Bemühungen des Chirurgen sinkt O. ohnmächtig hin. Ch. kommt und erfährt alles; anfangs will sie es nicht glauben, das Grässliche; dann setzt sie sich gefasst aufs Sopha, das Antlitz Ottiliens, die stumm und unbeweglich verharrt, auf ihre Kniee hebend. Auf die Kunde von dem grässlichen Unglück eilt der Major herbei, sieht mit geheimem Grausen sein Ebenbild und setzt sich schweigend ihr gegenüber. Der grösste Schmerz macht stumm, das sehen wir an diesen beiden. Die ganze Nacht hindurch sitzen sie sich so gegenüber; erst am Morgen fragt Ch. den Major, was die Ursache seines Kommens sei. Ch. willigt gefasst in die Scheidung, nachdem sie seine Rede gehört, und macht sich noch Vorwürfe, dass sie so lange mit dieser Entscheidung gezögert habe. Verständig ist ihr ganzes Raisonnement; nur indem sie von Eigensinn spricht, scheint eine kleine Bitterkeit gegen E. erkennbar zu sein. Der Major geht, aus Ch. letzten Worten das beste für sich erhoffend. Das Ende des Kindes vermag er nicht zu bedauern, im Gegenteil scheint ihm gerade dadurch ein Hindernis aus dem Wege geräumt und E. stimmt ihm hierin völlig bei. Nicht so Ottilie, deren sittliche Natur sich Bahn gebrochen hat. Aus dem Starrkrampf erwacht, in welchem sie alles Verhandelte mit

angehört hat, weist sie zuerst auf einen ähnlichen Fall hin, der in ihrer Jugend ihr zugestossen sei und mit dem jetzigen viele Aehnlichkeit biete; dann erklärt sie bestimmt, sie werde nie Eduard's Weib werden, und droht, wenn Ch. sich würde scheiden lassen, im See ihr Verbrechen büssen zu wollen. Bei diesem bedeutenden Ereignis hat das conventionelle „Sie“ dem traulichen „Du“ Platz gemacht. So erheben sich von einer Seite, von welcher aus dasselbe früher am wenigsten erwartet wurde, Einwendungen, welche die Aussicht auf eine friedliche Lösung trüben.

Das Kind wird in der Kapelle beigesetzt als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses. Beide Frauen leben ruhig neben einander fort; Ch., die das Abenteuer mit E. erfahren hat, schont O. möglichst, in der Hoffnung, ihr Sinn werde sich doch noch ändern. O. dagegen sucht Charlotten möglichst zu unterhalten und zu zerstreuen. Dabei ist das Verhältnis immerhin ein peinliches, weil sie nie vom Vergangenen sprechen mögen; auch der Ort gefällt ihnen nicht mehr. O. ist sich ganz klar über ihren Zustand, ihre Pflicht; in die Welt hinaus mag sie nicht gehen, in der Pension wünscht sie jetzt zu verweilen und tätig zu sein. Der Einwand, den Ch. hinsichtlich des Gehülfen macht, ist für O. nicht stichhaltig; von E. will sie nichts mehr wissen. Mittler soll erforschen, wie E. jetzt gesinnt sei, ob auch er entsagen wolle; er rät, das Mädchen sofort in die Pension zu schicken. O. reist ab, ohne den von E. geschenkten Koffer mitzunehmen. So scheint noch einmal durch diesen freiwilligen Schritt des Mädchens die Sache ins Gleichgewicht kommen zu wollen; hofft doch selbst Ch. jetzt noch einmal auf Wiederherstellung des früheren Verhältnisses! Doch die Katastrophe naht.

Mittler sucht E. auf, teilt ihm die Abreise mit und findet ihn resignirt und gleichgültig. Kaum aber ist derselbe weggegangen, so ergreift ihn die Sehnsucht nach O. unwiderstehlich. Er eilt in dasselbe Wirtshaus, wo sie übernachten wird. Brieflich will er sie vorbereiten; in der Kammer, die sie betreten wird, legt er den Brief auf den Tisch; da rasselt schon der Wagen, er kann nicht mehr aus dem Zimmer eilen: sie sehen sich. Doch welcher Contrast mit der letzten Begegnung!

Stumm steht sie ihm gegenüber und weicht vor seiner Annäherung zurück. Auf seine Bitte liest sie den Brief, und wie sie ihn gelesen hat, macht sie jene oben vom Gehülfen bezeichnete Bewegung, vor deren unwiderstehlichem Zauber E. hinausflüchtet. So sehen wir, wie nichts beim Autor ohne Absicht steht; die obige Bemerkung des Gehülfen findet hier ihre Bestätigung, und zwar, wie beim Epiker, in denselben Worten, die der Gehülfe gebraucht. Am nächsten Morgen tritt E. noch einmal vor sie hin; nach längerem Schweigen antwortet sie seinem Drängen mit einem sanften, aber festen Nein. Willenlos lässt sie sich bewegen, zu Ch. zurückzufahren.

E. sprengt hinter dem Wagen her ins Schloss; O. drückt die Hände beider Gatten zusammen und stürzt in ihr Zimmer. Erst durch den Major, der sofort gerufen wird und von E. das Vorgefallene vernimmt, erfährt Ch. dasselbe vollständig. E. ist krank, unmutig, hastig; Ch. muss dem Major ihre Hand versprechen, die Männer wollen sich durch eine Reise zerstreuen. O. dagegen schweigt beharrlich, isst und trinkt nicht; schon soll der Gehülfe geholt werden, um auf sie einzuwirken, da schreibt sie an die Freunde und bittet, man möge sie ruhig leben lassen und nicht in sie dringen, die Zeit bringe manches ins Gleichgewicht. E. fasst sogleich vermöge seiner natürlichen Anlage die besten Hoffnungen und bleibt, O. verkehrt ruhig und heiter mit den Freunden. Stets sitzen E. und O. neben einander, aber ohne Wort, ohne Geberde von ihrer Seite. Alles scheint wieder in dem alten Geleise zu gehen, wie es zu Anfang des ersten Buchs gewesen war. — Herrlich ist dieser Parallelismus des wirklichen und des Scheinzustandes, sowie der Contrast der durch den Zeitraum eines Jahres getrennten Situationen. E. liest abends wieder vor, O. sieht ihm ins Buch wie sonst; Violine und Clavierspiel, Flöte und Saiten erklingen wie früher; man lebt, als sei nichts vorgefallen. So rückt E. Geburtstag heran, den man im vorigen Jahre nicht hatte feiern können; diesmal soll er still begangen werden. Je näher der Tag kommt, desto feierlicher wird Ottiliens Stimmung. Schon einmal hat sie sich auf diesen Tag gefreut, in der Hoffnung, selbstgezogene Blumen an diesem E. darbringen zu können; jetzt hat sie E. bei sich, und die Blumen prangen in derselben

Weise. Die Empfindungen, von denen O. damals in der Kapelle bewegt wurde, die herbstlichen Tage, die das Absterben der Natur anzeigten, — sind sie nicht die leisen Vormahnungen dessen, was jetzt werden sollte? Es ist, als ob damals die Natur und die ganze feierliche Umgebung hätte sagen wollen:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Und jetzt ist es, als ob das leise Gebet zum Himmel stiege:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süsser Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Damals konnte O. noch reiche Hoffnungen hegen, jetzt ist stilles Entsagen ihr Teil.

Es begegnet häufig im menschlichen Leben, wenn Jemand an seiner althergebrachten Gewohnheit, seiner Lebens- und Denkweise etwas ändert, dass wir dann sagen, mit dem betreffenden müsse es bald zu Ende gehen; denn wir nehmen an, dass blos das nahende Verhängnis eine solche Wirkung ausüben könne. Etwas ähnliches sehen wir zu Anfang dieses letzten Capitels. Während O. bisher den Koffer nebst Inhalt gar nicht beachtet, ja sogar verabscheut hat, öffnet sie jetzt denselben und fertigt sich ein vollständiges Gewand. Ihre Freudigkeit wächst immer mehr auf Eduard's Geburtstag hin; niemand aber merkt, dass sie zu Zeiten Anfälle von Schwachheit hat. Mittler, der viel im Hause verkehrt, ist sehr schonend in seinem Auftreten; nur wenn er auf ein moralisches Thema zu sprechen kommt, bricht er rücksichtslos die Zurückhaltung.

Während er zu Ende des vorigen Teiles vergeblich den Mittler spielte, ist er jetzt dazu ausersehen, die Veranlassung zur Lösung des Knotens zu geben, freilich in ganz anderer Weise, als er zufolge seiner praktischen Klugheit es erwartet. Er ist eben im besten Raisonniren über das Unzweckmässige einzelner Gebote und besonders des sechsten; ohne Ottiliens Eintreten zu bemerken, fährt er lebhaft fort, seine Ansicht darüber zu entwickeln, — da geht diese plötzlich, äusserlich ganz verwandelt, wieder aus dem Zimmer. In ihrem Gemach angelangt, fällt sie in Ohnmacht, sei es nun, dass ihre körperliche Schwäche daran schuld war, oder dass es den kräftigen Ausdrücken Mittler's zuzuschreiben ist. Nanny gesteht auf Drängen des Arztes, O. habe heute, sie habe seit vielen Tagen so viel wie nichts genossen. Was sollen wir urteilen? Entweder es war eine bewusste Absicht in diesem Fasten, das an dem folgenden Tage einen tragischen Abschluss finden sollte, oder es war ein unbewusstes, apathisches Hinleben, dem der Zufall ein Ende gemacht hat; dass sie wirklich wieder die Absicht gehegt habe, E. zu heiraten, daran können wir nach ihren Aeusserungen und Handlungen nicht glauben. — Wie O. daliegt, kommt E. und stürzt in leidenschaftlicher Aufregung vor ihr nieder; bald darauf verscheidet sie. Anfangs will E. verzweifeln, dann willigt er ein, dass O., im Glassarge liegend, in der Kapelle beigesetzt werde. So ist sie denn todt, die herrliche Blume, geknickt in der Blüte der Jugend! Kaum ins Leben eingetreten, verlässt sie dasselbe, geliebt und betrauert. Auf Erden war ihr nicht verstattet, dem Geliebten anzugehören; dies brach ihr das Herz. Der Tod war das einzige Mittel zur Lösung der Verwickelung; sie büsst dadurch ihre Schuld. Die Uebertretung des Moralgesetzes, die sie sich zu Schulden hat kommen lassen, ist gesühnt. Am folgenden Morgen wird ihre Leiche hinübergetragen, von der eben aufgehenden Sonne bestrahlt. Eine zartsinnige Hindeutung auf die Auferstehung des Geistes! Nanny, die seitdem, beinahe irrsinnig, hinter Schloss und Riegel gehalten wird, springt in den vorübergehenden Leichenzug vom Oberboden hinab, sie scheint todt. Plötzlich springt sie auf, Ottiliens sanfte Gesichtszüge scheinen ihr zu vergeben. Die Leiche wird in der reich geschmückten Kapelle beigesetzt, und Nanny, die wunderbar

unbeschädigte, bleibt neben der Lampe als Wächterin. Abends tritt der Architekt ein und naht stumm der Leiche; er muss weinen, wie er die Inniggeliebte sieht. Seine Stellung gleicht derjenigen, in welcher derselbe schon einmal vor Belisar bei Gelegenheit des lebenden Bildes aufgetreten ist, das auf Lucianens Geheiss aufgeführt wurde. Nanny's wolwollende Reden trösten ihn. War Nanny bei dem Sturze so merkwürdig unverletzt geblieben, so schrieb dies das Volk einer wundertätigen Kraft der Verstorbenen zu; von weither wallfahrtete man, um geheilt zu werden. Dies ist das zweite Beispiel eines Wunderglaubens. Kehren wir zurück zu Eduard! Nie tritt er in die Kapelle, trostlos und apathisch irrt er umher, wenig essend und trinkend, wenig gesprächig. Auch hier flicht sich wieder die Liebe zum Wunderbaren ein. Eines Tages erscheint ihm das mit E. und O. gezeichnete Glas, das er stets bei sich führte, nicht mehr dasselbe. Er fragt den Kammerdiener und hört, das alte sei zerbrochen und ein ähnliches untergeschoben; er scheint darin sein Schicksal zu lesen. Er ist unmutig darüber, dass er langsam abstirbt; endlich wird er todt aufgefunden. Dass er sich nicht selbst getödtet habe, sondern vom Tode überrascht worden sei, darauf schien der Umstand zu deuten, dass Locken, Blumen, Blättchen, Erinnerungen an Ottilie, ausgebreitet vor ihm lagen, auch das Papier, welches ihm einst Ch. so zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Seine Leiche wird neben O. in der Kapelle beigesetzt. — So ruhen die Liebenden neben einander; was ihnen das Leben versagte, das schenkte der Tod. Dies war der einzige Abschluss, den Göthe dem Roman geben konnte. Beide haben eine Schuld begangen, beide haben die sittliche Weltordnung nicht anerkennen wollen; beide konnten nicht ohne ein Verbrechen sich hier in diesem Leben angehören, ebenso wenig aber vermochten sie einander zu entsagen; — der Tod löste den Conflict und rächte die Verletzung des sittlichen Institutes der Ehe. Die tragische Katharsis ist erreicht.

---

Zum Schlusse kommt es noch darauf an, folgende Punkte näher zu beleuchten: die scharfe Charakterzeichnung, die feine

und sichere Durchführung der Gegensätze, die künstlerische Einheit des Ganzen, sowie die harmonische Verknüpfung und Gruppirung des Einzelnen, das Seelen- und Gemütsleben, die Vorliebe für Ahnungen und Wunderglauben, den Stil und die Darstellung, die Bezeichnung des Romans und die Beziehung auf ähnliche Werke.

Die Charaktere sind durchgehends scharf entwickelt und rein gezeichnet; wie Bilder und Statuen glauben wir die Personen vor uns zu sehen: in so scharfen Umrissen treten sie vor unser geistiges Auge. Wir sehen Eduard rasch in seinen Entschliessungen, keinen Widerspruch duldend, etwas einmal beschlossenes bis zur äussersten Consequenz durchführend; lebhaft vom Temperament, leicht aufwallend, ohne rechte Aufmerksamkeit auf sich selbst, daher sich leicht verratend, argwöhnisch gegen andere, sich selbst widersprechend in seinen Handlungen; heftig und leidenschaftlich in der Liebe, tapfer bis zur Verzweiflung im Kampfe, freigebig bis zur Verschwendung, edel von Gesinnung; ahnungsvoll, auf Zufälle und unbedeutende Ereignisse viel gebend; keine Moral anerkennend, sondern blos das Bedürfnis des Herzens, dabei kindliches Wesen behaltend bis ins Mannesalter. Seine Gattin Charlotte ist kühl und verständig, selbst im Moment der Leidenschaft zurückhaltend und sich beherrschend; dasselbe fordert sie von anderen. Sie zeigt sich liebevoll und teilnehmend gegen ihre Mitmenschen, selbst gegen ihre Nebenbuhlerin. Die Kraft des moralischen Gesetzes überschätzt sie so, dass sie immer wieder auf Besserung hofft. Sie ist aufopfernd und entsagend, ohne egoistisches Interesse; sparsam und einfach, anregend und schaffend, tätig im Hauswesen; das zukünftige leicht erratend mit praktischem Verstande; geistreich in der Unterhaltung, über philosophische Materien mit Geschick sich verbreitend, dabei feingebildet und gewandt im Umgang. Der Hauptmann erscheint praktisch, verständig, vielseitig gebildet, im Leben schon vielfach erprobt; leicht in seine Lage sich findend, kühn und mutig in Gefahren, zartfühlend und gern tätig für seine Freunde; entsagend durch männlichen Entschluss, weniger durch moralische Erkenntnis, daher auch leicht wieder für sein Glück hoffend und von selbstischem Begehren. Ottilie ist jugendlich-

schüchtern, bescheiden in ihrem Auftreten, ungern glänzend und beachtet; kindlich giebt sie sich hin in ihrer Liebe, ohne Ahnung der darin liegenden Schuld; wenig mitteilsam, zieht sie sich mehr in ihr Inneres zurück, daher tritt sie auch hinter anderen Mitschülerinnen zurück; dabei ist sie dienend und gefällig, tätig und arbeitsam, einfach und sparsam, zartfühlend und zartbesaitet, die geringste Kränkung leicht spürend und tief empfindend; ausharrend in der Liebe, erst leidenschaftlich sich hingebend, dann nach Erkenntnis ihrer Schuld standhaft im Entsagen trotz aller Versuche des Geliebten und der Freunde, zuletzt den Tod für ihre Liebe erleidend. Eine merkwürdige Person ist Mittler, sonderbar in seinem ganzen Auftreten, ein närrischer Kauz, aber gern gesehen. Er tritt jedesmal auf kurz vor einem wichtigen Ereignis, so vor der Berufung des Hauptmanns, vor dem Besuch des Grafen und der Baronesse, vor dem Tode des Geistlichen und Eduard's Zuge in den Krieg, vor dem Tode der beiden Liebenden. Streng moralisch, achtet er bei seinen Forderungen auf nichts anderes; Menschen, die gegen das Moralgesetz verstossen, meidet und hasst er; wenn auch wolmeinend und für das Beste der Menschen besorgt, geht er doch blind drauf los und verletzt, ohne es zu wollen; sanguinisch in seinen Hoffnungen, weil das seinen Wünschen entspricht, wird er leicht und bitter getäuscht. Luciane ist eine lebhafte Weltdame, ohne Sinn für Häuslichkeit und Sparsamkeit, kokett und luxuriös, nur bei geräuschvollen Festen sich wolfülend. Leicht auffassend, glänzt sie äusserlich durch ihre Kenntnisse und blendet durch ihre Eigenschaften. Sie ist lustig bis zur Ausgelassenheit, zumutend bis zur Frivolität, aufdringlich bis zur Belästigung und Beschädigung anderer, überall glänzen und alles an sich fesseln wollend, keinen Widerspruch duldend; dabei zeigt sie sich jedoch auch manchmal woltätig und mitleidig. Der Gehülfe ist ein praktisch und theoretisch erfahrener Pädagoge, vom Ernste des Lebens und seines Berufes durchdrungen, tiefer Menschenkenner, gebildet und welterfahren, angenehm in der Unterhaltung. Durch das Aeussere lässt er sich nicht bestechen, er sieht auf den inneren Wert. An jedem Menschen weiss er, wolwollend in seiner Beurteilung, das Gute hervorzuheben, selbst gegenüber dem oft taktlosen

Benehmen der gutmeinenden Vorsteherin; offen begründet und ruhig verteidigt er seine entgegengesetzte Meinung vor seinen Vorgesetzten. In seiner Liebe ist er verständig und gelassen; das nil admirari des Horaz scheint ihm in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. Die Natur des Architekten ist eine ähnliche wie die des Gehülfen; er erscheint gebildet, tätig, erfahren. Doch besticht er mehr durch seine künstlerischen Bestrebungen, als jener durch seine Erziehungsmaximen. Beide ergänzen sich gegenseitig: der praktische, belehrende Verstand und die erheiternde Kunst. Dasselbe zeigt sich in der Liebe zu Ottilien; jener sieht in ihr die treue Gehülfin bei seinem schwierigen Werke; dieser schätzt ihr jungfräulich-zurückhaltendes, kindliches Betragen, ihre Liebe zur Malerei, seine Liebe hat einen poetischen Anhauch, welcher bei dem Gehülfen fehlt. Dabei ist er ohne Neidgefühl gegen den Nebenbuhler, durch den er sich völlig ersetzt sieht; zurückhaltend in seinem Gefühl, äussert er erst in der Scene am Grabe Ottiliens eine tiefe Leidenschaft. — Ebenso wie die Charaktere scharf gezeichnet sind, ist auch die Darstellung der Situationen, in denen sich die einzelnen Personen befinden, eine sehr anschauliche und bietet dem Maler vielfache Motive; daher kann es auch nicht fehlen, dass der Pinsel der bedeutendsten Künstler der Gegenwart sich dieses Stoffes bemächtigt hat. Wie wunderbar plastisch steigt die Scene in unserer Phantasie empor, wo Ottilie in ratlosem Jammer das Kind in ihren Armen hält, „da der Kahn ohne Bewegung auf der Wasserfläche steht!" Kaulbach hat diese Scene malerisch gestaltet mit schöpferischer Kraft.

Ferner zeichnet sich der Roman aus durch feinste und sicherste Durchführung der Gegensätze. — Ist der Kontrast überhaupt ein Mittel von hoher Bedeutung für die Zwecke des Dichters, — denn er allein ermöglicht durch die herbeigeführten Verwickelungen den Fortgang der Handlung, spannt das Interesse und bewirkt eine klare Uebersicht der Personen, — so hat er namentlich in unserem Roman vielfache Verwendung gefunden. Da stehen sich gegenüber: der lebhafte Eduard — der ruhige Hauptmann; die sittliche Charlotte — die leichtlebige Baronesse; die gesetzte Ottilie — die flatterhafte Luciane; der egoistische Eduard — die entsagende Ottilie; die ewig sich

gleich bleibende Natur und das friedliche Schaffen derselben — das aufgeregte und unruhige Treiben der in derselben sich bewegenden Menschen, die des inneren Friedens ermangeln; die Krankheit — die oft, aber vergebens versuchte Heilung.

Nicht minder ist hervorzuheben die künstlerische Einheit des Romans, sowie die harmonische Verknüpfung und Gruppirung des Einzelnen. Alles, was im Roman vorkommt, hat Bezug auf den Conflict der Liebe und dessen Lösung; die Nebenpersonen treten blos in so weit hervor, als sie die Hauptpersonen in helleres Licht stellen sollen. Dabei zeigt sich eine harmonische Verknüpfung im Auftreten einzelner Personen; wie deutlich zu erkennen ist, sind oft zwei ähnliche Erscheinungen auf einander bezogen; etwas lange vorher angedeutetes geht später in Erfüllung, z. B. der Rückfall des kranken Mädchens, welches am Tode eines seiner Geschwister schuldig war, steht parallel dem Wiedererwachen der Liebe in Ottiliens Herzen, die gleich darauf den Tod des Kindes verursacht; der Liebesbrief, den Charlotte einst ihrem Manne so zufällig ahnungsreich übergeben hat, kommt wieder zum Vorschein nach Eduard's Tode, auf dem Tische liegend. Nicht minder ist zu loben die Gruppirung der Personen, die einander suchen oder ergänzen; solche sind: Eduard und Ottilie, der Hauptmann und Charlotte, der Graf und die Baronesse, der Architekt und der Gehülfe.

Das Seelen- und Gemütsleben der Einzelnen zeigt die Kunst des Schriftstellers in ihrem geheimsten und innersten Wesen; wie geöffnet liegt dasselbe vor uns, bald in klarer Freude, bald in trüber Stimmung. Gross sind die Leidenschaften, welche die Herzen der Hauptpersonen aufregen, und würdig der Darstellung; dieselben werden in rein objectiver Weise geschildert. Wir tun einen Einblick in das Räderwerk des menschlichen Herzens mit seinen Fluten und Wallungen, in die Liebe mit ihren Stufen und Gegensätzen von der höchsten Lust bis zum herbsten Schmerz. Wie vielfach tritt dieselbe auf! bald ist sie zärtlich und leidenschaftlich, bald ernst und entsagend. Von Stufe zu Stufe sehen wir dieselbe aufkeimen in

Ottiliens Herzen: anfangs still sich äussernd in einzelnen kaum zu bemerkenden Erscheinungen, dann plötzlich sich enthüllend, unzerreissbar, stark, wieder enttäuscht und still entsagend, dann frische Hoffnung schöpfend, durch das plötzliche Unglück von neuem unmöglich gemacht und zum Tode gebrochen.

Gradezu auffallend ist die Vorliebe für Ahnungen und für das Spiel des Zufalls. So steigt in Charlotten eine schlimme Ahnung auf, wie ihr Eduard sein Vorhaben in Betreff des Hauptmanns mitteilt. Mittler stellt seine Vermittelung in Aussicht, wenn man deren bedürfen solle. Ferner wird das zufällige Auffangen des Glases als ein glückliches Zeichen angesehen, und wir finden im folgenden, dass dasselbe öfter zu Eduard in Beziehung steht. Mittler befürchtet schlimmes für die Freunde, wie ihm die bevorstehende Ankunft des Grafen und der Baronesse mitgeteilt wird. Die Erzählung der Baronesse über die Freundin, die demnächst von ihrem Manne werde geschieden werden, dient dazu, das kommende vorzubereiten; ebenso die Aeusserung derselben Dame über die dritte Stufe, welche Charlotte und Eduard im ehelichen Leben noch zu erreichen hätten. Seltsam ist die Ahnung, von welcher Ch. nach der Scene mit dem Hauptmann ergriffen wird. Zufällige Ereignisse mahnen E. wiederholt ab, sich in einen Briefwechsel mit Ottilie einzulassen. Zu beachten ist, dass die Zeit der Baumpflanzung am See und der Geburt Ottiliens auf Tag und Jahr übereinstimmt. Ahnungsreich ist ferner der Gedanke, dass die Seitenkapelle zur Grabstätte für zwei Personen wie geeignet schien. Von Bedeutung ist auch, dass der Gehülfe Charlotten einen Sohn prophezeit, sowie dass der Geistliche bei der Taufe stirbt. Das Kind wird in der Kapelle beigesetzt als das erste Opfer eines ahnungsreichen Verhängnisses. Auf das Wunderbare ist früher schon hingedeutet worden.

Der Stil ist glatt und graciös, die Sprache künstlerisch vollendet. Unebenheiten und Absonderlichkeiten des Ausdrucks kommen nur höchst vereinzelt vor, öfter noch in der zuerst behandelten Novelle als im Roman. Häufig sind Sentenzen in das Werk eingestreut, teils in Gesprächen, teils als Einleitun-

gen der Capitel, teils als Aufzeichnungen im Tagebuche; hierher gehören auch die ethisch-philosophischen Betrachtungen, namentlich über die Ehe. Begründet sind dieselben dadurch, dass das Alter seine Erfahrungen anbringen will; eine parallele Erscheinung findet sich im Wilhelm Meister. Ebenso bemerken wir eine Vorliebe für die Natur und technische Fertigkeiten. Davon zeugen die chemischen Beispiele von Verwandtschaften, die Sprüche des Maurers bei der Richtung des Hauses, die Erklärung der Benennung der rote Faden, die Discussion des Architekten über die Baukunst, die Bemerkungen Ottiliens über die Natur, zu denen sie durch die Affenporträts veranlasst wird, die Unterhaltung über die Gärtnerei, die Versuche mit dem Pendel, die Darstellung lebender Bilder nach Kupferstichen, die Bemerkung über Declamation, dass beim epischen und lyrischen Vortrag Gesten möglichst zu vermeiden seien. Ein ferneres Merkmal ist die Vorliebe für Pädagogik, welche gerade so hervortritt wie im Wilhelm Meister. Dies beweist zunächst die ganze Erscheinung des Gehülfen; seine zwei Beilagen an Charlotte, die über Ottilie handeln, enthalten viele feine und schätzbare pädagogische Kunstmittel und eröffnen einen weiten Blick ins Getriebe dieser Kunst. Später wie der Gehülfe die beiden Frauen besucht, teilt er denselben ganz eingehend seine Erziehungsgrundsätze mit, durch Ottiliens Mädchenschule dazu angeregt. Dahin gehört auch die Auslegung des fünften und sechsten Gebotes durch Mittler, deren Fassung im Katechismus derselbe hart tadelt.

Vielfachen Tadel hat hervorgerufen die Benennung des Romans, sowie die sittliche Anschauung, die das Werk durchzieht. Indessen aus der Benennung folgt noch lange nicht die von Vilmar aufgestellte Behauptung, dass Göthe dadurch die Sittlichkeit einem Naturgesetz unterordnen wolle; dass er dies nicht hat sagen wollen, erhellt hinlänglich aus der Unterredung, die zwischen Eduard, dem Hauptmann und Charlotte über den Begriff: „Wahlverwandtschaften“ stattfindet. Wenn aber Vilmar auch vom sittlichen Standpunkt aus das Werk verurteilt, so lässt sich erwidern: die Sünde wird nirgends gelobt, sondern in ihrem Wesen dargestellt; auch zeigt der Schluss, indem die rächende Nemesis die Schuldigen ereilt, dass keine

Apotheose derselben bezweckt wird. Jedenfalls ist es gut, wenn die Wahrheit offen enthüllt wird; denn nur dadurch kommt der Mensch in die Lage, Klarheit zu gewinnen und das Böse zu fliehen. Wenn Vilmar zuletzt sogar aus künstlerischen Gründen den Schluss verurtheilt, so hätte er seine Gründe dafür anführen sollen. Ihm wäre wol die liebste Lösung gewesen, wenn Eduard seine Schuld erkannt, sich gebessert hätte und zu Ch. zurückgekehrt wäre; für die Moral war dies freilich das natürlichste, nicht so für den Aesthetiker. Denn wer möchte annehmen, dass das Zusammenleben beider ganz das frühere geworden wäre? Wo solche Störungen der Ehe stattgefunden haben, da ist eine völlige Versöhnung unmöglich; es wäre ein rein äusseres, gezwungenes Zusammenleben, das den Leser nicht befriedigen würde. Dass aber Vilmar einen solchen Schluss gewünscht habe, zeigt die Aeusserung, Mittler gefalle ihm am besten.

Eine Krankheit der Zeit, welche durch künstliche Mittel der Menschen nicht geheilt zu werden vermag, sondern einer gewaltsamen Lösung durch den Tod bedarf, hat Göthe schon einmal, volle 36 Jahre früher, in einem Jugendproduct geschildert, in den Leiden des jungen Werther. Doch ist die Entwickelung jener alten Erzählung eine ganz andere; nur der Ausgang und die Grundanschauung sind dieselben. Hier wie dort hat Göthe, wie ja so oft in seinen Werken, eigene Erlebnisse und Erfahrungen zu Grunde gelegt; es kam ihm, wie bekannt, selbst darauf an, eine derartige in ihm aufkeimende Neigung zu heilen. So hat man denn auch in manchen Personen Aehnlichkeiten mit gleichzeitig Lebenden gefunden, worüber näheres bei „Stahr, Göthe's Frauengestalten" im Anhang sich findet. — Die Umgangssprache ist bei der Unterredung des Lords mit den beiden Frauen die französische; Lokal, Umstände und Zeit deuten auf eine Gegend Mitteldeutschlands, in der Nähe eines kleinen Hofes und auf das Ende des vorigen Jahrhunderts.

Bei seinem Erscheinen erregte der Roman eine grosse Sensation, wie bei der Berühmtheit des Autors und bei den darin enthaltenen Anspielungen nicht anders zu erwarten war;

aber auch wir lesen ihn stets noch mit Vergnügen, nicht weil wir vom Namen des Dichters bestochen sind, sondern weil derselbe Roman in jeder Hinsicht den ersten Rang dieser Gattung einnimmt und weil derselbe Quelle und Vorbild einer Hauptgattung der heutigen Roman- und Novellendichtung geworden ist.

Sprottau.

Dr. Hartung.

---

Die
# sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache.

Von
**Carl Schulze.**

---

## I.

„Die sprichwörter," sagt Gervinus in seiner literaturgeschichte, „sind das volksmässigste, was es überhaupt nächst der Sprache nur immer geben kann." Die von mir beim schürfen nach altdeutschen sprichwörtern gesammelten und hier mitgetheilten sprachformeln möchte ich als eine übergangsstufe vom einfachen wort zur sprichwörtlichen redensart und zum sprichwort, also als den der sprache am nächsten stehenden volksmässigen ausdruck bezeichnen. Die sprachformeln sind synonyma der sprichwörter, denn beiden haftet der charakter des oft gesprochenen wortes an. Dergleichen formeln finden sich ohne zweifel in allen alten und neuen sprachen, in keiner auf der ganzen erde aber wol zahlreicher, als in unserer lieben muttersprache, namentlich auf dem gebiete der rechtspflege, wo ja überhaupt gesetz und feste form herrschen, wie J. Grimm in seinen rechtsalterthümern ausführlich nachgewiesen hat. Freilich sind die formeln aus der heutigen Sprache der gebildeten zum grossen theile gewichen. Mehr dem concreten zugewendet, haben sie sich vor unserer immer mehr abstracter werdenden ausdrucksweise zurückgezogen und leben nur noch im volksmunde, im munde der bürger und bauern.

Schon im j. 1812 (ausgabe des Hildebrandliedes) sprachen die altmeister gebr. Grimm die absicht aus, eine sammlung deutscher sprachformeln zu veranstalten, wendeten auch in der folge dem gegenstande dauerndes interesse zu (vgl. rechtsalt. II. A. Götting. 1854. 8.

s. 6—27, und altd. wälder III, 108 ff.), sind aber durch grössere arbeiten an der ausführung ihres vorhabens verhindert worden. Daher unternahm Eiselein 1841 „mit minderem geschick," wie er selbst gesteht, eine derartige sammlung herauszugeben; dieselbe führt den titel: „Die reimhaften, anklingenden und ablautenden formeln der hochdeutschen sprache in alter und neuer zeit, gesammelt und erläutert von professor Eiselein. Constanz und Leipzig. (Fleischer.) 1841. 8. (VIII u. 68 ss.)." Dieser versuch enthält indessen, ebenso wie das sprichwörterwerk des herausgebers (Freiburg 1840), nur ein leichthin zusammengerafftes, unzuverlässiges, schlecht geordnetes, durchaus nicht aus den quellen geschöpftes und die mundarten ganz vernachlässigendes material. Statt der auf dem titel versprochenen formeln findet man in dem sehr unvollständigen werke bei weitem mehr sprichwörter und onomatopoetische ausdrücke; das ganze ist also nur eine unreife frucht zu nennen. Eine recht lesenswerthe, eingehende betrachtung der sprachformeln gibt Tobler im schweiz. museum (IV, 185—207) bei erklärung des ausdrucks „wunn und weide."

Was sind nun sprachformeln? Sprichwörter und sprichwörtliche redensarten sind zwar im grunde auch formeln der sprache, im besonderen aber bezeichnet man mit diesem worte diejenigen sprichwörtlich gewordenen ausdrücke, welche aus zwei durch verbindende oder trennende conjunctionen mit einander verknüpften wörtern bestehen und dazu dienen, der rede mehr nachdruck und schmuck zu geben. Zu bemerken ist hierbei, dass immer nur wörter eines und desselben redetheils sich zu einer formel vereinigen, und zwar nur substantiva, adjectiva, verba, pronomina, adverbia, in einigen fällen auch präpositionen und interjectionen. Zuweilen kehrt eine formel durch ableitung in mehreren redetheilen wieder, z. b. schade und schande = schädlich u. schändlich = geschändet und schadhaft = schaden und schänden; die substantivformeln haus und hof, schlag und stoss, scherz und schimpf, lehre und rath, lob und preis, ehre und preis, ebenso die adjectivformeln böse und besser, kalt und kühl werden auch verbal, und die formeln laster und schande, sünde und schande, triwe und staete finden sich auch adjectivisch gebraucht.

Die sprichwörtliche zusammengehörigkeit solcher wörter wird sehr oft durch ein voraufgehendes „beide" (beidiu, bede) angedeutet, z. B. beidiu berc und tal, beide geberde und bete, beide mit gisel und mit gebe, beide an gude und Gottes éren, beide lîp und lant etc., ja sogar

bei mehreren wörtern: beide schild, speer unde swert (livl. reimkr. 9886). Ihre zusammengehörigkeit deutet die sprache aber auch noch ausserdem dadurch an, dass sie declination oder conjugation auf die formeln in anwendung bringt. Man sagt z. B. êren und guotes, stöcke und steine, in worten und werken; ja, es finden sich auch beispiele, in denen die formel geradezu als compositum erscheint, wie bei Rachel (satir. ged. 6, 533): „dass dieses haut und bein der langen jamerszeit nicht solte müde sein.“ Zuweilen nimmt eines der wörter adjectsform an, z. b. statt jâmer und nôt = jaemerliche nôt; maidliche muoter; gewalteskraft. Manche formeln waren in bestimmten zeitabschnitten vorwiegend im gebrauch, manche werden von einzelnen dichtern mit vorliebe angewendet. Jede grössere dichtung weist hierin eigentümlichkeiten auf; so bietet z. b. das Nibelungenlied nicht viel solcher formeln, aber die vorkommenden kehren oft wieder: lîp und guot, êre und lîp je 5 mal, lieb und leit 6 mal, liute und lant 11 mal, mage und man sogar 22 mal. Als formelreiche dichter sind Hartmann, Rudolf von Ems, der Stricker, der dichter des alten passionale und Konr. v. Würzburg anzuführen; bei Hugo v. Trimberg zeigt sich zum ersten male ein merklicheres hervortreten gereimter formeln.

Meist sind diese wortverbindungen zweigliedrig; doch sind auch drillingsformeln in allen 3 klassen nicht selten, z. b. A. wort, wille, werk, — wort, werk, wete — krig, kumber, kost — kerken, klusen, kloster — wald, wasser, weide — sagen, singen, saitenspil — liute, lant, lip — sünde schande, schaden — B. über brock, block und stock — ez ist malz, salz und schmalz verloren — lehr-, wehr- und nähr-stand — C. wille, macht u. kunst — gedanken, werk u. wort — saelde, heil und êre — frunde, mage, man — angst, not, arbeit —. Selbst viergliedrige finden sich; lant, leute, bauer, burger — in klostern und klusen, in hoven u. in husen — froude u. êre, gemach u. werdekeit — über herz u. ü. muot, ü. lip u. ü. guot — liebes u. guotes, êren u. muotes. Mehrgliedrige formeln ohne reim u. alliteration weist besonders die altdeutsche rechtssprache auf, wofür J. Grimm (RA. s. 15—19) zahlreiche beläge beibringt. Ja, es finden sich stellen, in denen sich formel an formel schliesst, wie in den Dreysser weisthümern v. jahre 1588: „weisen dem gotteshaus zu Echternach mann u. bann, wild u. zahm, zins u. zehend, haupt u. haltung, den vogel in der luft, den fisch im wasser, fond u. bront, fleck u. zeck, gebot u. verbot, so weit u. breit des guten herren s. Willibrots gotteshaus gehet.“ In einer

appenzeller urkunde (Zellweg) heisst es: „ich vergich, dass ich ze koffent geben an haus u. heim, an wisen u. wasen, mit studen, stock u. stein, heg, weg u. steg, an wygern u. wassern, wunn u. weid, trieb u. tratt, grunt u. grat, mietzins u. zehent, handel u. wandel, mit hub u. hab, ze nutz u. niess, nach pfandrecht u. landrecht, uf zît u. zil, u. hab es ihm ze handen bracht verricht u. verschlicht, ohne bene u. pene, sunder rathen u. gethaten, ledig, los, ganz u. gar."

Die bildung aller sprachformeln beruht einzig und allein auf den begriffen der gleichheit und der gegensätzlichkeit, und zwar macht sich das simile und contrarium nicht allein in logischer, sondern auch in sprachlicher beziehung, also sowol dem inhalte, als auch der form nach geltend; oft findet sich sogar gleichartigkeit oder auch gegensätzlichkeit des gedankens und des lautes verbunden.

Zwei sprachgesetze sind es, deren walten innerhalb unserer sprachformeln zu tage tritt, nämlich: der gleichklang und die ablautung.

Der gleichklang kann dreifacher art sein; er kann in den anfangsbuchstaben zweier oder mehrerer wörter stattfinden und heisst dann anreim, stabreim, alliteration; er kann sich am ende der wörter in mehreren lauten zeigen und wird dann vorzugsweise reim oder endreim genannt; oder es ist consonantischer oder vocaler gleichklang innerhalb zweier wörter, und er wäre dann etwa binnenreim zu nennen.

Die älteste form des gleichklangs ist die alliteration. Sie wurzelt in dem wolgefallen des menschlichen geistes an harmonie und in seiner neigung mit der sprache zu spielen. Ausgedehnte verwendung fand der stabreim namentlich in den althochdeutschen und angelsächsischen, zum theil auch noch in mittelhochdeutschen dichtungen. Die alliteration ist eine einfache, wenn nur der erste laut in den zur formel verbundenen wörtern gleich ist (gold und gimme), oder eine erweiterte, wenn die ersten zwei (brot und brunnen, blatt und blüte), oder drei (graben und graft), oder wenn noch mehr laute beiden wörtern gemeinsam sind (friede und freude, fremde und freunde, wisen und wasen u.s.w.).

Dass der stabreim auch den Lateinern und Griechen nicht unbekannt war, ist früher vielfach bezweifelt worden; selbst Lachmann wollte nichts davon wissen (s. hallische encyclopäd.). Naeke (rhein. museum 1829: de alliter. sermonis latini), noch eindringlicher aber Maehly (schweizer mus. 1864, s. 207—259) haben indessen gezeigt, dass dem klassischen altertum gefühl für sprachlichen gleichklang nicht fehlte. Nicht nur in zusammenstellungen von personennamen wie in

den germanischen sprachen (Hengist und Horsa — Solarr und Snevarr — Hildebrant und Hadubrant — Hettel und Helke — Gunther und Gernot — Letten und Liven — Reussen und Rassen) findet sich dort die alliteration (Romulus u. Remus, Semo Sancus etc.), sondern auch bei der sogenannten reduplication πεπαίδευκα, fefelli) und gerade in ähnlichen formeln wie bei uns, namentlich aber in feierlichen formeln des religiösen cultus und der rechtspflege, in sprichwörtlichen redensarten wie in ausdrücken des bürgerlichen Lebens, wofür folgende beispiele vollkommenes zeugniss ablegen werden.

Zuerst die substantivischen formeln: aves atque altiles, a capite ad calcem, cor et cerebrum (herz und hirn), domi duellique, facinus et flagitium, fama atque fortuna (Cic. Sallust.), ferrum et flamma (Erasm. 503), foedus fidesque, forma factisque, fruges frumentaque, locum et lautia (praebere, Livius. Gellius), luctu atque lamentis, lucus locusve, in manu mancipioque, inter manum et mentum (auf einer Altdorfer Schulprämie vom jahre 1593 bei Imhof II, 245 finden sich die worte mente manuque), maria montesque polliceri (Erasm. 472, Sallust.), nomen numenque, noxa et nexu solutus (Erasm. 453), oleum et operam (perdere) in ore atque oculis, inter os et offam (Cato), panem et pugnum dare (Erasm. 379. 772), pastores pascuaque (Cato), verba sine penu et pecunia (Erasm. 65), pestis perniciesque, populo plebeique, praedam et praemium (Erasm. 697), prora et puppis (Erasm. 9), inter sacrum et saxum stare (sprichwörtlich bei Plautus, Capt.), semen et stirps, solemne sacrum (Sueton.), tabulis et testibus (probare, Gellius 14, 2), templa tesquaque, tot tantaque, venae et viscera, vineta virgetaque (virgultaque), vinum et veritas (Erasm. 450); dann die adjectivischen: clarus canorusque, dulce et decorum, felix faustumque sit (so auch auf einer Medaille auf die vermählung kurfürst Johann Georg I. v. Sachsen v. 1718, Erasm. 555), fluxus et fragilis, lacerum laesumque (membrum, Gellius), magnum et memorabile, purus piusque, rebus prolixis atque prosperis (Cato), sacrosanctus, sanus salvusque, serius atque severus, vivatus et vividus (Festus); ferner die adverbialen: bene beateque, blande et benivole, longe lateque (auch z. b. im kreuzzug Friedrichs I., Stuttg. vereinsbibl. bd. IX), palam et passim (ebend.), sane sarteque, satis superque, und in den verbalen: fundere et fugare, injudicatus incondemnatus, inscripta insculptaque, pudet pigetque, ut sciam, sentiam intelligamque, vive valeque oder bei Erasmus 618 vivite valete, namentlich aber in den juridischen ausdrücken: cogito coerceto, in der

schlussformel der strafgesetze: dare domino damnas esto, oder in der formel des praetors: „do, dico, addico," ferner distribuatur dividatur, si furtum faxit noxiamque nocuit, reddatis restituatis, reddatur reficiatur, pecunia capta conciliata etc.

Ebenso in dem vulgären praeter propter (Gellius, 19, 10, 1), und dis dia pason. Es wären hierbei auch noch vielfach aus den dichtern ähnliche stellen anzuziehen, wie: molem et montes insuper altos imposuit Virg. Aen. I, 61.

Auch in den ausgebildeteren lateinischen sprachformeln, also in sprichwörtlichen redensarten und in wirklichen sprichwörtern, halte ich das sehr häufige vorkommen alliterirender wörter durchaus nicht für bloss zufällig, wie denn überhaupt die wiederholung desselben wortes in sehr vielen sprichwörtern, wie: a bonis bona disce (Erasm. 517), abyssus abyssum invocat (481), aequalis aequalem delectat (641), cum care carizas (643), faber fabro invidet (423), homo homini Deus (590), manus manum lavat (568), malus malum reperit, par pari referre etc. auf wolgefallen der alten an gleichklang unwiderleglich schliessen lässt. Als einen neuen beweis dafür will ich von den zahlreichen lateinischen sprichwörtern mit alliteration nur einige anführen: comatis et calvis pilos velli molestum (383), dicendo dicere discunt (75), faber cadit cum ferias fullonem (7), facile fustem invenerit, qui cupit caedere canem (388), ferire frontem, ferire femur, ferre fraenum, flamma fumo est proxima (206), fortes fortuna adjuvat (89), inter crura caudam subjicit (695), lacerat lacertam Largi mordax Memmius (736), manum peteris et pedem porrigis (21), mense Majo nubunt malae (418), messem miseram metere (727), non novit natos (289), paxillum paxillo pellere (646), senex secunda saltat (590), vicinus vocandus ad convicium (44), vestis virum facit (215), ad restim res redit etc.

Die mönchischen deutschen dichter des 11. und 12. jahrhunderts bedienten sich ebenfalls in ihren lateinischen erzeugnissen zuweilen der stabreimformeln. Wir finden da z. B. nec in bello, nec in bulla, carm. buran. 93; statt haus und hof = in curte vel in casa, Hattem. I, 352. Haupt z. I, 290; statt. fell und fleisch = corium et carnem, Reinardus II, 296. immundus corde et cute (= herz und haut) carm. bur. 64. longe lateque, palam et passim, kreuzz. Friedr. I. (Stuttgart, ver. bibl. IX); modicum — magnum, ecbas. 1204. vestes et victum (= kleider u. kost) Roswith p. 133; victum vel vestem Ruodl. fragm. III, 277; cur voce et vultu minaris, Roswith. p. 22. Andere For-

meln wie: nutibus et verbis (Ruodl. 6, 4) (= mit winken und worten), damnum et maledictum (schaden und spott), viduas — orbos (wittwen u. waisen), dictis et actis (= in worten und werken, Ruodl. 1, 68, Walthar. 92. 135, vitam et artus (lîp u. lider, Walthar. 603) sind bündige beweise dafür, dass die verfasser genannter dichtungen aus Deutschland stammten. Stabreime in romanischen sprachformeln nachzuweisen, wird nicht schwer halten, in germanischen finden sie sich unendlich zahlreich; hier sind sie die einfachsten dichterischen gestaltungen und stehen noch heute da als vertrocknete blüten aus der urzeit deutscher poesie, namentlich bilden viele einen theil der vom altmeister Grimm so vortrefflich nachgewiesenen poesie im deutschen recht.

Ueberraschend ist es, mit welcher leichtigkeit man vor alters bei verknüpfung gegensätzlicher begriffe die alliteration in anwendung zu bringen verstand, wofür unter anderen der Heljand mannigfache beispiele bietet. Kunst u. natur heisst da — giuuarahtes endi giuuahsanes, theorie u. praxis = giuuisda endi giuuarahta, licht u. finsterniss = fuir enti finstri, anfang u. ende = fone êrist unz in ende, lebendes und todtes = lîgentez u. lebentez, berg u. thal = grat u. grund, vom scheitel bis zur sohle = v. der swarte biz an daz swil, gold u. edelstein = gimme u. gold, wasser u. brot = brot u. brunnen, weiss u. schwarz = harm u. harz u. s. w.

Es ist sehr bemerkenswerth, wie auf allen lebensgebieten deutsche anschauungsweise in alliterirenden formeln ausdruck gefunden hat. Da ist in der kirchlichen gemeinschaft die rede von kirche und klerus, klöstern u. klausen, kirchen u. kapellen, kelch u. kirchenschatz, fasten u. feiern, mette u. messe, gebet u. gesang, beichte u. busse, busse u. besserung, worten u. werken, wittwen u. waisen, himmel u. hölle, tod u. teufel, mutter u. magt, propheten u. patriarchen, pfarren u. pfründen; da scheiden sich die stände in bürger u. bauer, fürsten u. freie, kaiser u. könig; der ritter spricht von land u. leuten, mage u. mann, ross u. reiter, ritter u. reisige, schild u. schirm, stab u. stange u. swert, speer u. spiess, stiefel u. sporn, streit u. sturm, bliden, bogen, büchsen u. bolzen, helm u. haube, halsperc u. helm, halsperc u. hose, helm u. hut, harnisch, hemde, gebe u. gisel, boten u. briefe; der hausvater sorgt für haus u. hof, haus u. heerd, geld u. gut, gäste u. gesinde, hält thür u. thor, schloss u. schlüssel in ordnung, lebt von butter u. brot, von fisch u. fleisch, krume u. kruste, brot u. brunnen, trinkt wasser u. wein, muss gift u. gabe, zins u. zoll geben; die hausfrau sorgt

für kind u. kücken, füllt kisten u. kasten, keller u. kemenaten, schafft für küche u. keller, hat in der küche putt u. pann, töpfe u. tiegel, kannen, krüge u. köpfe, kelle u. krenel, aber auch rauch u. russ; der richter richtet zu haut u. baar, hals, haupt u. hand, ertheilt rath u. recht, verhandelt über eigen u. erbe, lässt feierlich entsagen durch hand u. halm, gibt den schuldner zu hand u. halfter; der handelsstand umfasst kaufmann u. krämer; der bauer hat schiff u. schirr, korn u. kraut, wein u. weizen, haide u. holz, wald u. wiese, wald u. weide u. wasser, wunn u. weide, hirt u. heerde, halm u. hau, saat u. snit, trib u. trât, auf seinem hofe sind rind u. ross, kuh u. kalb, hahn u. huhn, er füttert haber u. heu; der schiffer hat schiff u. schalte, kocken u. kiele, an denen segel u. seile sind, er unterscheidet sand u. see; der jäger beizt u. birzt, fängt u. fällt, jagt hase, hirsch u. hund u. huhn, streift durch hau u. holz, über bühel u. berg, stock u. stein, durch distel u. dorn, führt horn u. hund, sagt schrank u. schritt; der dichter sagt u. singt, dichtet lied u. leich, singt von liebe u. leid, minnen u. meinen, merken u. melden.

Ebenso werden vorgänge in der natur in alliterirende formeln gebracht: hagel u. heer, nacht u. nebel, tag u. thau, wind u. wetter, wolke u. wind, wind u. welle, dampf u. dunst.

Endlich treten auch die namen einzelner theile des menschlichen körpers in formelhafte verbindungen, namentlich in der rechtssprache in den gesetzen für körperliche strafen. Man unterscheidet leib u. leben, leib u. lider, fell u. fleisch, haut u. haar, haut u. hand, haut u. hals, das wort „haupt“ wird verknüpft mit haar, hals, hand, hirn, herz; herz u. hirn, herz u. hand, kopf u. kragen, lunge u. leber, kinn u. kehle, rippen u. rücken, bein u. blut.

Ein vergleich der alliterirenden formeln meiner sammlung ergibt, dass ein vocaler anreim nur selten vorkommt, dass dagegen ein consonantischer sich am meisten bei dem lauten s (sch) findet, dann in fallendem zahlenverhältniss bei den gutturalen g — k — h und den labialen b — f — w, weniger oft bei den liquiden l — m — r, noch seltener bei d — t — z — n.

Für die klasse der formeln, welche mit endreim gebildet sind, ergiebt sich aus den alt- und mittel-hochdeutschen sprachquellen nur geringe ausbeute. Stärkeres hervortreten dieser art von formeln finde ich zuerst bei Hugo von Trimberg. Die meisten der hierher gehörigen beispiele sind als erzeugnisse der neuhochdeutschen sprache zu bezeich-

nen, da der sogenannte reim theils ein jüngeres, theils ein kunstvolleres mittel dichterischer darstellung ist, als die alliteration. In vereinzelten beispielen ist er auch von lateinisch dichtenden geistlichen angewendet, z. b. nomen et omen, victu et amictu (Ruodl. 19, 8. stauferlied 6, 20), welches letztere ganz unserem hülle und fülle oder noch besser „an spise u. an gewande“ entspricht.

Am wenigsten vertreten ist der reim in den rechtsformeln und aus seiner seltenheit schliesst Grimm daher mit vollem rechte, dass sich die gerichtliche sprache unabhängig von anderen einflüssen in ihrer wesentlichen natur behauptet hat und dass die menge ihrer festen alliterationsformen sehr altertümlich erscheinen muss, älter als man denken sollte.

Hin und wieder verfährt der reim in den formeln etwas tyrannisch und erlaubt sich vocalen und consonantischen umtausch, z. b. winde (= winne) u. weide, hind u. kind, gesaden u. gebraden, kribbeln u. wibbeln, zibbern u. bibbern, plaschen u. waschen, sich bögen u. rögen, flittern u. kittern, schwellen u. källen, jäke u. stäke u. s. w.

Eine dritte art von reim, welche ich oben binnenreim nannte, entsteht durch den gleichen stimmlaut in der stammsilbe der beiden wörter einer formel und zeigt sich bei einer grossen anzahl von formeln der klassen A. und C.

a. anger u. wald, schwarte u. haar, âs u. trank, schaden u. ungemach, acht u. mass, wag u. zahl, macht u. zahl, acht u. bann, ambos u. hammer, amt u. gewalt, bart u. haar, ablass u. gnade, laster u. arbeit, dank u. gnade, farbe u. kraft, gewalt u. kraft, haar u. gewand, jahr u. tag, jammer u. klage, kraft u. macht, kraft u. mannheit, land u. mage, -stadt, -wasser, laster u. ând, laster u. schaden, — u. schande, mass u. zahl, tag u. nacht, jamer u. karmen, krank u. schwach, schach u. matt, baar u. nackt, hart u. schwarz, alt u. krank, — u. schwach, angst u. bange, mari endi mahtig, blank u. schwarz, fangen u. schlagen (vahen u. slahen), halten u. lassen, trank u. ass, gaben u. nahmen.

Auch mit alliteration: brak u. bafel, gang u. gebaren, gnade u. gemach, — u. gewalt, hand u. halfter, — u. halm, karn u. klage, graben u. graft, mâl u. makel, harm u. harz, schaden u. scham, schade u. schande, schande u. schmach, wald u. wasser, mage u. mann, baar u. blank, ganz u. gar, haben u. halten.

e. eber u. snê, erde u. meer, ehre u. selde, ehre u. seele, eigen u. leben, bet u. flehen, heller u. pfennig, lehre u. predigt, pech u.

schwefel, rede u. werk, bette end flezzi, hefel u. legel, herz u. seele, hél u. hréni, sengen u. brennen, drehen u. wenden, sterben u. genesen, heben u. legen, kehren u. wenden, reden u. sprechen, geben u. nehmen, rennen u. sprengen, wesen u. leben. Mit alliteration: recht u. reden, recht u. redlich, brechen u. brennen.

i. brief u. siegel, hieb u. stich, wîle u. zît, spîse u. wîn, wîp u. kint, strît u. kîf, wîse u. zît, friden u. schirmen, sîn u. lîden, liden u. schicken, milt u. linde, tief u. wît. Mit alliteration: zît u. zîl, schild u. schirm, sinn u. sitte, wissen u. willen, schiff u. schirr, friden u. fristen, fliegen u. fliessen, schiessen u. schirmen.

o. schrot u. korn, ton u. wort, nôt u. sorge, kost u. lohn, spott u. hohn; mit alliteration: bogen u. bolzen, gelobt u. gelogen.

u. hunger u. durst, h. u. kummer, musse u. ruhe, kurz u. gut, gut u. nuzze, frut u. gut, lûtern u. sûvern. Mit alliteration: geburt u. gut, mund u. muot, krume u. kruste.

ei. bein u. fleisch, zeit u. weile, kleid u. kleinod, zeichen u. zeiten, fleisch u. geist, weise u. rein, sein u. bleiben, scheiden und vereinen.

eu. freude u. freundschaft.

au. braun u. blau.

ü. süss u. kühl.

Neben dem gleichklange erscheint in den formeln, namentlich in denen mit einsilbigen wörtern (getrübt bei wörtern mit mehreren silben und mit doppelvocalen) als zweites sprachgesetz die ablautung, welche am deutlichsten in den formen der stammzeiten der starken conjugation erkennbar ist. Bestimmend sind hierbei die beiden vocale a und i, als die mit weitester und engster mundstellung gesprochenen stimmlaute. Mit beiden treten die übrigen vocale e, o, u in gegensatz, auch in der umkehrung, ausserdem finden sich aber auch noch einige formeln mit e u. o, u u. o. Unter allen diesen combinationen fallen auf die ablautung i — a die meisten beläge, zahlreiche auch auf a — i.

i — a. dienst u. rat, lip u. wat, gisel u. pfant, gedinge noch wân, lip u. hâr, zit u. fahrt, fride u. gemach, fr. u. gnade, lip u. habe, — u. gebare, — u. gewant, — u. hant, zît u. tag, — u. jár, — u. stat, spîse u. trank, — u. gewant, — u. wât, — u. lîpnar, gewin u. schade, list u. gewalt, — u. macht, — u. rât, strît u. haz, nît u. haz, gir u. trakheit, site u. gebaren, — u. manheit, wille u. gewalt, — u. macht, — u. rât, sinn u. gedank, — u. macht, — u. wân, — u.

manheit, schimpf u. togalt, gericht u. wahrheit, schîn u. glast, rich u. lant, wîp u. man, witze u. manheit, — u. getwange, triwe u. wârheit, wîsheit u. macht, pîn u. klage, misse u. salmen, prîs u. manheit, wile u. tac, spil u. tanz, wîstuom u. rât, lite u. tâl, lîp u. gelâz, spîsen u. warnen, binden u. fangen, liden u. tragen, siden u. braten, riden u. gân, grifen u. tasten, springen u. tanzen, wil u. mak, stricken u. fangen, berichten u. bewaren, ringen u. fahren, fliehen u. jagen, swigen u. gedagen, mîden u. lân, licht u. klar, michel u. stark, wild u. zam, grien u. anger, wîz u. swarz, schier u. drât, hie u. dâ. Mit alliteration: bischof u. bader, begin u. bejag, gesin u. gedank, gift u. gabe, giks noch gaks, gift u. galle, gedinge u. gnade, gelig u. geschlap, giuuisda u. giuuarahta, grind u. gnaz, kipp u. kant, kisten u. kasten, kind u. knabe, klick u. klack, klinke u. klanke, spil u. sang, schimpf u. schande, schippen u. spaten, stich u. slac, u. swank, stil u, stal, sticht u. stadt, stiege u. strasse, strimen u. strasse, trib u. trat, wig u. wan, winke u. wanke, blitzblank, grim u. gradag, klipp u. klar, michel u. manikfalt, niet u. nagelfest, singen u. sagen, dichten u. trachten, gigen u. garren, getiselt u. getaselt, grisgramen, kippeln u. klagen, klingen u. klappen, knistern u. knastern, triben u. tragen, trippeln u. trappeln, winken u. wanken, schinden u. schaben, zittern u. zagen, winnen u. warren, wie u. wâ, — u. wann, — u. waz, dies u. das.

a — i. acht u. wîde, antlitz u. lîp, art u. schick, dank u. wille, kraft u. lîp, — u. list, — u. sin, — u. wille, — u. wîsheit, — u. witze, jâr u. frist, stat u. frist, kampf u. strît, schaz u. gedinge, — u. gewin, wasser u. gries, sand u. wind, gnade u. prîs, hals u. wîde, haz u. nît, man u. wîp, mass u. gewicht, — u. ziel, wald u. gefilde, qual u. pîn, rang u. titel, rât u. sin, plan u. gefilde, gewalt u. wiz, — u list, — u. wisheit, — u. wille, — u. rîcheit, marter u. pîn, vahen u. binden, braten u. sieden, tragen u. dinsen, gân noch kriechen, hazzen u. nîden. arm u. rîch, malât u. siech, alt u. firn, alt u. wise, zart u. fîn, balt u. schier. Mit alliteration: gast u. gesinde, lage u. list, lant u. liute, manheit u. milde, schade u. schimpf, schaf wie schinder, schall schirm, schrank u. schritt, swarte u. swil, wag u. wind, wân u. wille, wasser u. wîn, — u. wind, spannen u. schiessen, wânen u. wizzen, bald u. blîde, manag e. mislik.

a — e. altar u. heerd, amt u. êre, gnade u. recht, — u. reste, hand u. leben, land u. meer, rât u. lêre, ach u. wê, angst u. leid, mark u. bein, arm u. b., schande u. leid, schaden u. leid, lang u. breit.

e — a. gelfe u. gamen, weinen u. klagen, berg u. tâl, — u. hac, ellen u. kraft, — u. macht, erbe u. habe, helfe u. rât, feld u. graben, — u. lant, — u. wald, hêl u. salida, kêr u. wandel, kessel u. pfanne, êre u. gemach, — u. gewalt.

a — o. A u. O. angst u. not, marter u. not, ban u. bodskepi, gewand u. gold, schade u. spott, schande u. spott, schmach u. spott, laster u. spott, zagel u. zopf, jâmer u. nôt, schlag u. stoss, abend u. morgen, amt u. brot, wasser u. brot, schaden u. fromen, hals u. kopf, klage u. nôt, marter u. nôt.

o — a. sorge u. angst, nôt u. arbeit, berof u. berade, gebot u. gewalt, — u. gnade, — u. rât, hopfen u. malz, kopf u. kragen, schloss u. band, bomben u. granaten, lob u. dank, dorn u. hagen, dôs u. schall, form u. gestalt, lob u. gesang, trost noch gnade, ross u. mann, fromen u. schaden, fordern u. mahnen, blôz u. nacket.

a — u: gemach u. gut, gewalt u. gut, gnade u. gunst, grat u. grund, tratz u. trutz, hahn u. huhn, kalb u. kuh, hass u. huld, kraft u. kunst, last u. lust, macht u. muth, magenkraft u. m., manheit u. m., rast u. ruh, saca u. sunda, schade u. schuld, schatzung u. sch., statt u. stunde, acker u. pflug, graben u. bruch, hand u. mund, — u. fuss, katze u. hund, tragen u. dulden, alt u. jung.

u — a. burg u. land, — u. stadt, dunst u. dampf, gelust u. gelange, futter u. nagel, — u. mahl, gut u. habe, — u. land, — u. rât, ruhe u. gemach, huld u. gnade, schaden u. zuht, loub noch gras, gunst u. macht, mutter u. magd, jubel u. schall, tun u. lân, lûter u. klar, krumm u. lahm, kurz u. lang, fruo u. spat, kuon u. stark.

i — e. tisch u. bett, wind u. regen, bild u. lêre, himmel u. erde, prîs u. êre, wille u. ger, grimm u. sêre, ritter u. knecht, zins u. pflege, wille u. recht, bitten u. flehen, bitten u. geren, venien u. beten, fliessen u. schweben, irren u. engen, strîchen u. kêren, kiesen u. sehen, billig u. recht, dick u. fett, lieb u. werth, frî u. ledig.

e — i. neffe u. niftel, selde u. sin, u. sigenunft u. sieg, welt u. wîle, wetter u. wind, gebe u. gisel, lebendez u. ligendez, êre u. lîp, — u. triwe, — u. dienst, senfte u. stille, saete u. snit, scherz u. schimpf, schwert u. schild, leben u. lîder, — u. prîs, spêr u. schild, herz u. lîp, — u. sin, — u. wille, ernst u. schimpf, — u. spil, mete u. win, êren u. zieren, essen u. trinken, fechten u. ringen, setzen u. gebieten, wênen u. gillen, edel u. frî.

i — o. bier u. brot, distel u. dorn, rind u. ross, kiele u. kocken,

liebe u. lob, schimpf u. spott, spiel u. spott, wille u. gebot, — u. wort, wîsdom u. w., wîse u. w., zins u. zoll, site u. gewonheit, bild u. wort, silber u. gold, gimme u. gold, gewinnen u. erkobern, michel u. grôz, dicke u. oft, lieb u. holt, — u. hoch, frisch u. froh, frî u. frô, fier u. frô, billig u. wol, blide u. frô, getriuwe u. holt, willig u. h., stille u. offenbar.

o — i. donner u. blitz, lôp u. prîs, toll u. blind, grôz u. wît, hoch u. nider.

i — u. wîle u. stunde, zît u. st., girde u. gut, liebe u. lust, minne u. mut, schirm u. schutz, strît u. sturm, wille u. wunsch, — u. mut, milch u. blut, fride u. suon, lîp u. guot, — u. gesunt, liute u. guot, Hinz u. Kunz, sinn u. mut, lîp u. mut, prîs u. ruom, pflicht u. schuldigkeit, pîn u. schuld, glimpf u. fug, stille u. überlût, frisch u. gesund, risch u. gesund, sinnic u. g., lieb u. gut.

u — i. kunst u. list, — u. sinn, — u. spil, — u. witz, muot u. sinn, stumpf u. stiel, gelust u. girde, hut u. schirm, nutzen u. dienst, futter u. spîse.

e — o. leben u. tod, — u. lob, geld u. gold, êre u. fromen, — u. lôp, bete u. gebot, — u. drô, helfe u. trost, rede u. wort, ernst u. spott, feld u. holz, — u. môs, helfen u. fromen, setzen u. ordnen.

o — e. ort u. ende, drohen n. flehen, — u. schelten, fordern u. setzen.

u — o. grund u. boden, nutz u. frommen, hunger u. nôt, kummer u. nôt.

o — u. gold u. gut, Gott u. gut, lob u. ruhm.

Ausser der lautlichen gleichheit u. verschiedenheit in den sprachformeln ist nun aber auch ein rhytmisches gesetz erkennbar. Es verbinden sich nämlich fast immer nur einsilbige wörter mit einsilbigen (mann u. maus), zweisilbige mit zweisilbigen (mutter u. maget), dreisilbige mit dreisilbigen (weder gestochen noch gehauen), oder das kürzere wort geht dem längeren vorauf (heil u. saelde, bomben u. granaten). In den wenigsten fällen folgt auf ein zweisilbiges ein einsilbiges wort, und findet sich dann gewöhnlich die umkehrung der formel eben so oft. Eine grosse anzahl dieser wortverbindungen bildet daher für die mittelhochdeutschen dichter häufig ein willkommenes material zur ausfüllung ihrer reimzeilen, besonders bei kurzen strophen und in heldengedichten.

Die formeln der klasse C. sind unter allen am häufigsten, vornehmlich in der rechtssprache, wo sogar drei- und mehr-gliedrige form den ausdruck belebt und den rechtsbegriff tautologisch verstärkt und verdeutlicht. Alle diejenigen formeln unter C, welche weder durch assonanz noch durch ablaut an einander gebunden sind, bilden unter sich oft die mannigfaltigsten verkettungen und verschränkungen, zu denen sinnverwandtschaft leicht veranlassung geben konnte. Es sind vorzugsweise folgende begriffsgruppen: êre, guot, lîp, leben: — lob, êre, preis, ruhm; — heil, saelde, glück; — angst, nôt, jâmer, klage, leid, sorge, sêre; — herz, muot, gedanke, sinn, witz, wille; — laster, schande, sünde, schaden, scham, ungemach.

Wenden wir uns nun zur betrachtung des logischen verhältnisses, in welchem die einzelnen wörter einer formel zu einander stehen, so treten uns hier folgende verschiedenheiten entgegen:

1) Beide wörter enthalten parallele begriffe, die sich entweder vollständig oder fast ganz decken, also eine sogenannte tautologie bilden, welche den einem einzelnen worte innewohnenden begriff noch verstärken, eindringlicher, in die augen springender machen sollen. Solche tautologien finden sich auch schon in manchen compositis. Zu dem von J. Grimm (gr. II, 442) angeführten gothischen marisáivs (λίμνη), dem angelsächsischen aha — strôm (flumen), dem althochdeutschen ôt — wala (divitiae) bei Notker (136, 3 u. Boeth. 120), welches Grimm zu dem angelsächsischen eád — vila (beides = spes, felicitas) stellt, will ich aus dem mittelhochdeutschen noch folgende beibringen: Karlmann (Hattemer III, 267. karle = ehemann), sprichwort (in den anmerkungen zur windberger psalmenübersetzung ps. 113, 20: benedico daz ist ein zesamene gesacztes wort von zwein sprichen, „wole“ unde „ich spriche;“ in den nordischen umgekehrt: ordsprog), nôtdurft (Muspilli s. 19 bietet „durft“ allein), magenchraft (zuerst bei Hattemer III, 233), tagaltspil (= scherz u. spiel, troj. 266), spelmaere (beides = fabel, sage, lüge, altd. w. II, 89), diebstâl (= diuba u. stala = furtum, MS I, 136[a]), schirmschilt (Lanzel. 4039), niessbrauch, schalksknecht (Luther, Matth. 18), diekdamm (niedersächs. = deich u. damm, hochdeutsch bei Schleicher 81: deichsdamm); der Ortsname Zehlendorf bei Berlin (= cedel, slavisch = dorf), maria, gertrute = gerte u. rute (Ebner, brief 4).

Zum beweise dafür, in welchem nahen verhältniss diese tautologischen composita zu den formeln stehen, lassen sich beispiele anführen,

in denen zwei wörter auf beide art verbunden erscheinen, z. b. nôtdurft (Alexdr. 2193 u. in einem bruchstücke des 14. j., Haupt z. 5, 7: daz im durft u. nôt was); — schalksknecht (Gregor 1185: sîn schalk u. s. knecht); — schirmschilt (Parciv. 371, 2: schirm u. schilt), muotwille (Karl 79ª m. u. w.), gutwillig (w. u. g. Fribg. Trist. 1470), hörensagen (Horneck 20ᵇ horen u. sagen).

Die einfachste art und weise tautologischer verstärkung in sprachformeln ist die der blossen wiederholung eines und desselben wortes, wie es z. b. oft im alten passionale begegnet: dicke u. dicke (I, 263, 7 und noch 16 mal), beite u. beite 360, 32, lange u. lanc 137, 45. III, 386, 97, vil u. vil I, 359, 25, er stunt u. stunt III, 397, 1, pfenniges wert u. pfenninc, 367, 34; ein u. ein, Engelh. 463; gar u. gar, Berthold 39 u. ö. Titur. 6150, mûs wie maus, oder in dem sprichwort: ein wort ein wort, ein mann ein mann, auch in wendungen wie: er heisst so u. so, wohnt da u. da u. s. w.

Eine zweite bei weitem gewöhnlichere art tautologischer formeln enthält zwei ganz verschiedene wörter, welche aber vollständig in einer und derselben bedeutung im gebrauch waren, z. b. bruch u. môs, môs u. môr, ellen u. kraft, falsch u. mein, form u. gestalt, gift u. gabe, graben u. graft, gurre wie gaul, hôr u. môr, maerte wie mûs, mâl u. makel, rast u. ruh, raub u. rappuse, schutz u. schirm, blôz u. bâr, frank u. frei, ganz u. gar, ledig u. los, starr u. steif, sus u. sô, beiten u. harren u. s. w.

2) Beide wörter enthalten oft convergirende begriffe, d. h. begriffe, welche sich einander nähern, und zwar können dieselben in einem verhältniss zu einander stehen: a) als theile eines ganzen: dach u. fach, krume u. kruste, kopf u. kragen. b) als theil u. ganzes (allgemeines u. besonderes): jahr u. tag, zeit u. stunde, haus u. heerd, lîp u. lider, haupt u. hirn. c) als arten Einer gattung (synonyma): brunnen u. bach, kloster u. klause, steg u. strasse, hehler u. stehler, lug u. trug, rand u. band, grund u. boden, klage u. kummer, geld u. gut, gnade u. güte, liebe u. lust. d) als ursach u. wirkung: knall u. fall, schande u. spott, nacht u. nebel, tag u. thau, wind u. welle, wille u. werk. e) Häufig ist eines der beiden wörter der bedeutung nach schwächer als das andere und dient dann nur zur verstärkung, erweiterung, verdeutlichung, oft nur zur poetischen ausschmückung des andern; es entsteht dadurch also ein pleonasmus, den auch die alten sprachen kennen (casu et fortuito, forte fortuna etc.). Wenn aber

Tobler (a. a. o.) behauptet, es sei dies meist das vordere wort der sprichwörtlichen formel und dieses sei nur des zweiten wegen da, so kann ich diesem urtheile nicht beistimmen; dergleichen fälle kommen im vergleich zur gesamtzahl nur selten vor, mit alliteration am seltensten.

3) Häufig drückt die formel wirkliche gegensätze aus, die begriffe divergiren also, z. B. berg u. thal, freud u. leid, lieb u. leid, feind u. freund, grat u. grund, hass u. huld, sand u. see, wol u. weh, binnen u. butten, auf u. ab, hoch u. nieder, alt u. jung, arm u. reich, gross u. klein.

---

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber Wolfram's von Eschenbach Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältniss zu den altfranzösischen Dichtungen gleiches Inhalts. Quedlinburg und Leipzig. Von San Marte. Druck und Verlag von Gottfried Basse. 1871. 8. 165 S.

Diese Schrift bildet in der „Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit" den 5. Band der 2. Abtheilung.

Der Herr Geh. Reg.-Rath im Provinzialschulcollegio zu Magdeburg A. Schulz, der unter dem Namen San Marte schon so viele Studien über Wolfram von Eschenbach veröffentlicht hat, spricht sich in dem uns vorliegenden Werke über Wolfram's zweites grosses Ritterepos „Wilhelm von Orange" aus. Lachmann erwarb sich bleibende Verdienste um Herstellung des gereinigten Textes. Gervinus bemerkte, dass die Charaktere mit Wenigem trefflich geschildert seien. Ettmüller erkannte den Wilhelm von Orange als Wolfram's feinstes Werk an. Lachmann, Gervinus, Rosenkranz, Koberstein, Simrock, Gräfe, Vilmar, Eichendorf, Holland u. A. gingen jedoch auf eine ästhetische Würdigung des Gedichtes nicht ein, weil sie das Gedicht für unvollendet hielten. 1841 trat A. Schulz dieser Ansicht zuerst entgegen.

Ueber seine nordfranzösisch geschriebene Quelle zum Wilhelm von Orange sagt Wolfram:

Lantgrâf von Dürkgen Herman
tet mir diz maer von im bekant.
er ist en franzoys genant
kuns Gwillâms de Orangis.

Seit 1854 ist die Sage vom heiligen Wilhelm und der Inhalt der davon übrig gebliebenen französischen Dichtungen durch folgende zwei Werke behandelt: 1) Jonckbloet, Guillaume d'Orange, Chansons de geste des XIe et XIIe siècles, publiée pour la première fois. La Haye, Martinius Nyhoff,

1854. 2) Ludwig Clarus: Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein Grosser der Welt, ein Heiliger der Kirche und ein Held der Sage und Dichtung. Münster, Theissing. 1865. Durch Jonckbloet und Clarus, einen Convertiten, ist das Material auf lange Zeit erschöpfend gesammelt.

A. Schulz stellt sich nun nur noch die Aufgabe, Wolfram's Verhältniss zu den gleichartigen altfranzösischen Gedichten näher zu untersuchen und festzustellen, um erkennen zu können, in welcher Weise er den überlieferten Stoff behandelt hat und welches Verdienst ihm bei dieser Bearbeitung desselben etwa zuzusprechen ist.

A. Schulz kommt in seinem Buche zu folgenden Resultaten: Wolfram erhielt vom Landgrafen Hermann ein französisches Buch über die Thaten des H. Wilhelm von Orange. Er liess sich dasselbe vorlesen und reproducirte den Inhalt in deutschen Versen. Er band sich jedoch nicht so streng daran, dass seine Worte für eine treue Uebersetzung hätten gelten können, sondern modelte ihn frei nach seinem eigenen Geschmacke und seiner künstlerischen Einsicht durch Ausscheidung des ihm Unpassenden und Hinzufügung des seiner Idee Entsprechenden. Sein Werk schliesst sich im Allgemeinen und im Einzelnen, besonders in der ersten Hälfte, so eng und in langen Stellen oft wörtlich der Chanson Bataille d'Aleschans an, dass bis zum stricten Beweise des Gegentheils anzunehmen ist, sie liege seinem Gedichte zu Grunde. Es sind ihm aber auch noch andere Dichtungen bekannt gewesen, aus denen er Anspielungen und einzelne Züge entnahm, die er seiner Erzählung einwob.

Nach der Ansicht von A. Schulz verstand Wolfram die nordfranzösische Sprache, in welcher die Chansons vom H. Wilhelm geschrieben sind, wie sie in der Champagne gesprochen ward. Dass Wolfram von Eschenbach lesen und schreiben konnte, wird von A. Schulz im Widerspruche mit der Erklärung der bekannten Stelle im Parcival durch Lachmann und Holland in Abrede gestellt.

In seinen eingehenden Untersuchungen citirt A. Schulz auch Bechstein. Hier wäre der, soviel wir bemerkt haben, fehlende Vorname erwünscht gewesen, da wir zwei Germanisten Bechstein haben, Vater und Sohn.

Heinrich Pröhle.

---

## E. Böhmer, Romanische Studien. Heft I. Halle, Verlag des Waisenhauses, 1871.

Jede Epoche hat ihre eigenen wissenschaftlichen Bestrebungen. Die letzten Jahrzehnte haben das Studium der historischen Grammatik und Sprachvergleichung, das der altgermanischen Dialekte und endlich — wir müssen es als einen Sieg über erhärtete Vorurtheile und als einen Fortschritt der gesammten Philologie anerkennen — endlich auch das der altromanischen Sprachen und Literaturen aufblühen lassen. Zu den Bemühungen auf letzterem Gebiete gesellt sich in den „Romanischen Studien" ein neues Unternehmen: In zwanglosen Heften sollen unter diesem Titel Arbeiten aus dem Gesammtgebiete romanischer Sprachwissenschaft und Literatur erscheinen.

Heft I. der „Romanischen Studien," welches uns bis jetzt vorliegt, enthält Beiträge zur italienischen Literatur. Eine werthvolle Arbeit von Karl Witte — Ueber Michelagnolo Buonarroti's Gedichte — führt uns in den Kreis der Männer ein, mit welchen der berühmte Maler und Dichter verkehrte, einen Kreis, welcher für die literarischen Bestrebungen der damaligen Zeit eine hervorragende Bedeutung hat; der Verfasser zeigt uns den

Dichter in seinem Verhältnisse zu den einzelnen Personen desselben und lässt uns zu gleicher Zeit einen Blick in die poetische Werkstatt des Meisters thun. Die nun folgende Inhaltsangabe der vaticanischen Liederhandschrift 3793, eines der wichtigsten Codices für die Erforschung altitalienischer Sprache und Literatur, ist wohl geeignet, unser Augenmerk auf die Fülle des noch unbenutzten und unedirten, für die Wissenschaft und Geschichte der Sprache und Literatur gleich wesentlichen Materials zu richten.

Im Uebrigen scheint uns das erste Heft darauf hinzuweisen, dass in den „Romanischen Studien" vorwiegend die literarhistorische Richtung, weniger die sprachhistorische berücksichtigt werden soll. Beiden sollte in einem philologischen Unternehmen gleiche Berechtigung zuerkannt werden. Wir werden uns freuen, wenn unsre Vermuthung uns täuscht, und die Folge lehrt, dass den Ansprüchen beider in gleicher Weise genügt wird. Wir geben uns dieser Hoffnung um so leichter hin, als wir schon im 2. Hefte eine sprachhistorische Arbeit zu erwarten haben: De lingua Hispano-Romanica ex glossario Arabico et Latino saeculi VIII vel IX illustranda scripsit Eduardus Boehmer. — Die Namen Boehmer, Sachs, Mussafia, Stengel etc. bürgen dafür, dass die „Romanischen Studien" unter den wissenschaftlichen Erzeugnissen unsrer Zeit einen ehrenvollen und hervorragenden Platz einnehmen werden.

Eines Gedankens konnten wir uns beim Durchlesen des Prospects zu diesem neuen Unternehmen nicht enthalten; eines Gedankens, der uns gar zu oft schon entgegengetreten ist. „Letztere — die Romanischen Studien — werden auch auf das Gebiet der englischen Sprache nur soweit hinübergreifen, als die betr. Arbeiten zur Aufhellung romanischer Erscheinungen dienen." Also auch diese Blätter wollen dem Altenglischen ihre Spalten nicht öffnen. — Wir beabsichtigen keineswegs, dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern einen Vorwurf mit dieser Erwähnung zu machen; wir vermuthen nur, dass ihnen für die Erforschung altenglischer Dialekte und ihrer Literaturen keine Kräfte zu Gebote gestanden haben. Auf allen Gebieten der Wissenschaft hat sich das Deutschland unseres Jahrhunderts hervorgethan, auf den meisten ist es maassgebend. Und hier? — Wir wollen Arbeiten wie die von Sachs, Koch und Mätzner nicht unterschätzen, aber dennoch können wir uns nicht verhehlen, dass auf einem Felde, auf dem noch so unendlich viel zu arbeiten ist, erst sehr wenig geleistet worden ist. Dass zunächst im Einzelnen noch viel geforscht werden muss, ehe sich für das Problem der Entwicklung der englischen Sprache bis zum 16. Jahrhundert hin neue grosse Wahrheiten ergeben, ist selbstverständlich. Hoffen wir, dass auch auf diesem Gebiete der Geist deutscher Forschung bald mehr und mehr erkennbar wird.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

---

## Codicem Manu Scriptum Digby 86 in Bibliotheca Bodleiana asservatum descripsit, excerpsit, illustravit Dr. E. Stengel. Halle, Verlag des Waisenhauses, 1871.

Wir haben in diesem Werke eine werthvolle Arbeit vor uns. Ein grösserer Codex aus einer oxforder Bibliothek, abgefasst in der wichtigsten Epoche der mittelalterlichen französischen Literatur, die zugleich eine nicht unwichtige Periode für englische Sprachbildung ist, wird uns derart zugänglich gemacht, dass die einzelnen Abschnitte desselben in der Reihenfolge, die der Codex selbst zeigt, ihrem Titel nach angeführt, beschrieben und, wofern sie nicht schon anderen Ortes edirt sind, theilweise oder ganz ab-

gedruckt werden. Wir finden auf diese Weise anglo-normannische, altenglische und lateinische Sprachdenkmäler des XIII. Jahrhunderts neben einander.

Das Buch bietet uns Prosaisches und Poetisches. Abhandlungen über Glaubenssätze, Gebete und Legenden treffen wir an neben Satyren und weltlichen Erzählungen, sogar an obscönen Gedichten fehlt es nicht. Es sind mithin alle Gattungen der damaligen Literatur mit Ausnahme der Geschichtschreibung vertreten. Einzelnes gehört seiner Form nach zu den hervorragenden Erzeugnissen mittelalterlicher Dichtkunst. Abgesehen von dem grossen Werthe, den eine derartige Ausgabe für das Sprachstudium hat, giebt sie auch demjenigen, welcher selbst sprachliche und literarische Quellenstudien zu machen nicht im Stande ist, Gelegenheit, einen Einblick in einen wichtigen Codex zu thun, in die Art und Weise seiner Abfassung und in den Umfang der poetischen Ideen und Stoffe der betr. Literaturepoche.

Leider sind die altenglischen Denkmäler mit geringerer Sorgfalt behandelt als die altfranzösischen; auch ist nur von einer geringen Anzahl derselben der Text beigefügt. Der Herausgeber giebt zu diesem Umstande selbst die Erklärung in einer Anmerkung zu Seite IX der Einleitung: Majorem francogallicorum vel anglonormannicorum numerum attuli propterea, quod *anglica carmina, quae si linguam respicimus, plurimi facienda sunt,* propediem me editurum esse spero. Hoffen wir, dass er uns auf diese sehnlichst wünschenswerthe Ausgabe nicht zu lange warten lässt. — Nur auf eine Einzelheit in einer der altenglischen Partien möchten wir noch aufmerksam machen. In dem Gedichte: Les XV singnes de domesday (p. 53) ist uns die 4. Zeile: „After þe wordes of geromie“ aufgefallen. Bekanntlich giebt Jeremias keine Beschreibung des jüngsten Gerichtes. Nun belehrt uns Mätzner in seinen „Altenglischen Sprachproben,“ welche p. 121 ein Gedicht über denselben Gegenstand enthalten, wie folgt: „Die fünfzehn Vorzeichen werden auf den heiligen Hieronymus zurückgeführt, welcher als Gewährsmann im Anticrist, in den Metr. Homilies p. 25, von Hampole v. 4738, 4745, im MS. Harl. 2255. in den Chester Plays II, 147, von Lindsay u. a. ausdrücklich genannt, und als dessen Quelle Bücher oder ein Buch der Hebräer bezeichnet wird (Anticr. 456, Hampole v. 4750, 4753, Chester Plays II, 147). In den Werken des Hieronymus ist kein Vorbild für die späteren Darstellungen aufzufinden. Nach Anderen sollen die fünfzehn Zeichen von des Pomerius oder Julianus, Erzbischofs von Toledo 680—690 Prognosticorum futuri seculi Libb. III. (ed. Lips. 1535) herrühren.“ — Nirgends ist hier von Jeremias die Rede.

Da beide Redactionen, die von Mätzner und die von Stengel, offenbar von verschiedenen Verfassern herstammend, hinsichtlich ihres Inhaltes genau übereinstimmen, — selbst directe Rede an entsprechenden Stellen und gleiche Gedanken in derselben, auch einzelne Sätze in entsprechender Verbindung stimmen wörtlich überein — so ist es uns sehr wahrscheinlich, dass beiden ein gemeinschaftliches prosaisches Original zu Grunde lag, dessen Gedanken der Dichter des Stengel'schen Textes ausführlicher darstellte, als der des Mätzner'schen, letzterer ausserdem in vierzeiligen Strophen, ersterer als fortlaufende Dichtung ohne Strophenabtheilung. — Nun heisst es im Mätzner'schen Text v. 149:

þus us telliþ Seint Jeronime.

Es ist daher kaum daran zu zweifeln, dass der Dichter aus Willkür oder Irrthum Jeromie für Jeronime schrieb. Den Abschreiber kann der Vorwurf nicht wohl treffen wegen des Reimwortes prophicie. Pomerie wäre eine andere, aber weniger gegründete Conjectur.

Der beschreibende und erläuternde Text des Herausgebers ist lateinisch abgefasst. Quum externo impulsu tum difficultates quasdam, quae Anglis

Francogallisque in libris germanice scriptis videntur inesse, minuendi studio adductus sum, ut contra ipsam animi sententiam interpretationes latine scriberem, — sagt er zu seiner Rechtfertigung in dieser Beziehung. Da sich für ein Buch, das auf einen so beschränkten Leserkreis angewiesen ist wie das vorliegende, schwerlich eine specielle englische und französische Ausgabe lohnen möchte, da ferner keiner derer, welche Interesse an demselben haben. des Lateinischen unkundig sein dürfte, so müssen wir den angeführten Gründen beipflichten.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

---

A. Tobler, Li dis dou vrai aniel. Die Parabel von dem ächten Ringe, französische Dichtung des 13. Jahrhunderts, aus einer Pariser Handschrift zum ersten Male herausgegeben. Leipzig, bei Hirzel, 1871.

Herr Tobler hat dieser Dichtung, die von einem verhältnismässig geringen Umfange ist — sie besteht aus nur 432 Versen — eine sehr umfassende und gründliche Behandlung angedeihen lassen. In der Vorrede zu derselben giebt er uns eine Uebersicht über den Inhalt des Codex, nach welchem er die Parabel edirt hat — Nr. 25,566 der nationalen Bibliothek zu Paris. Er führt die Titel aller der Texte dieser Handschrift auf, welche bereits Herausgeber gefunden haben, mit Angabe wo? und von wem? sie edirt sind, und fügt bei Bezeichnung eines jeden Textes die anderweitig noch existirenden Handschriften desselben bei, soweit sie zu seiner Kenntniss gelangt sind. Es folgt eine Zusammenstellung der in der Handschrift vertretenen Autoren, welche darauf schliessen lässt, dass der Codex wohl eine Sammlung nordfranzösischer, oder specieller: artesischer Werke hat sein sollen. Offenbar ist ferner, dass die einzelnen Theile desselben geschrieben sind von verschiedenen Händen und zu verschiedenen Zeiten, gegen Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts. — Hieran knüpft sich eine mit Umsicht und Urtheil geführte Untersuchung über die Entstehungszeit der in dem Werkchen veröffentlichten Dichtung, welche ein bestimmtes Jahr freilich nur mit annähernder Sicherheit als das der Abfassung nachweisen kann. — Auch hat der Herausgeber die Dichtung als einen Beitrag zur Kenntniss der picardischen Mundart, zur Kenntniss ihres lautlichen und graphischen Verhaltens ausgebeutet. Die Resultate seiner Untersuchung bilden einen in sich abgeschlossenen Theil der Vorrede, welcher zwei Zwecken zu gleicher Zeit dienen soll und dient. Einerseits bietet derselbe eine übersichtliche Zusammenstellung der Eigenthümlichkeiten des picardischen Dialectes, andererseits dient er als kritischer Maassstab der von T. angewandten Orthographie und seiner Textverbesserung. Wo letztere für nöthig gehalten ist, finden wir die Lesart der Handschrift unter dem Texte. — Ueber den Werth seines Verfahrens bei der Textkritik spricht sich der Herausgeber in seiner bekannten Bescheidenheit folgendermaassen aus: „Dass ich nun bei der Umsetzung meiner Vorlage aus ungleichmässiger, schwankender Sprache in das, was ich für alte picardische, oder unter dem Einflusse ausserpicardischer Literatur in einigen Punkten (che für ke, g für w) modificirte Mundart halte, durchweg das Richtige, namentlich das richtige Maass getroffen habe, dafür kann mir mein guter Wille allein keine hinlängliche Bürgschaft geben. Mir selbst sind Zweifel genug geblieben . . . Den Versuch wollte ich um der Möglichkeit des Fehlens willen nicht unterlassen; die genaue Wiedergabe des Ueberlieferten, wie sie bei einem ersten Abdrucke unerlässlich war, setzt jeden

in den Stand, aus dem Materiale, das mir vorlag, herzustellen, was ihm besser dünkt." Wir können die angewandte Methode nur billigen, und ihre Würdigung von Seiten des Herausgebers ist so frei von jedem Vorurtheile zu seinen Gunsten, dass wir kein Wort hinzuzufügen haben.

Schliesslich giebt T. am Ende seines Werkchens in einer Reihe von „Anmerkungen" Beiträge zur Etymologie und Bedeutungslehre altfranzösischer Wörter. Jedes neu edirte sprachliche Material wird, gehörig durchforscht, neue Beiträge dieser Art gewähren können. Es ist sehr anzuerkennen, wenn der Herausgeber die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Wortkenntniss, zu welchen ihn der betr. Text geführt hat, auch dann seinen Lesern mittheilt, wenn sie nicht zum Verständnisse desselben nothwendigerweise mitgetheilt werden müssen. Als Ergänzungen zur Kenntniss des Sprachschatzes werden sie, wie es denn auch von T. geschehen ist, am vortheilhaftesten in einem besonderen Anhange zusammengefasst.

Wir brauchen nicht mehr zu erwähnen, dass ein näheres Einsehen dieses Werkchens von uns einem jeden Freunde der altfranzösischen Sprache und Literatur sehr empfohlen wird.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

---

## W. Shakespeare's dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Öchelhäuser, Mitglied des Vorstandes der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Berlin. A. Asher. 8. 1870.

Shakespeare ist und bleibt noch immer das unerreichte Vorbild unseres Dramas, und seine Werke werden so lange, bis die Deutschen eine wirklich originelle Kunst entwickeln, den Grundstock unseres Repertoires bilden. So sehr ich anerkenne, dass Shakespeare unter den Dichtern der neuen Zeit den ersten Platz einnimmt, so kann ich mich doch nicht denjenigen seiner Bewunderer anschliessen, welche hierin ein Glück sehen und meinen, die Zeit würde beklagenswerth sein, wo die Erzeugnisse der Gegenwart alleinige Herrschaft auf den weltbedeutenden Brettern ausübten. Meines Erachtens ist das der einzige Zustand, den eine wirkliche Kunst verträgt; das Lebendige will und mag keine Concurrenz mit den Schatten der Vergangenheit eingehen. Wenn das Interesse an der Lectüre des britischen Dichters auch von Tage zu Tage zunimmt, muss trotzdem jeder unbefangene Beobachter schon jetzt gestehen, dass er von der Bühne herab nicht mehr dieselbe Bedeutung beanspruchen kann, wie früher. Der Pulsschlag unserer Zeit ist viel zu energisch, und die aus ihr resultirende Weltanschauung, wenn auch in noch so abgeschwächter Form, so sehr Gemeingut eines Jeden, dass er im Theater, wo der Lebendige den Lebendigen gegenübertritt, Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein sucht und die ästhetischen Doctrinen wie alles Andere vergessen will. So befriedigt unser Publicum seine idealen Bedürfnisse in der Oper, wo ihm die Zauberkraft der Musik mühelos den Weg in eine andere Welt erschliesst, im recitirenden Drama aber feiert nur noch der ungenirte Realismus seine Triumphe, mag er die langweilige Kleinbürgerlichkeit, wie im sog. deutschen Lustspiel, abconterfeien, oder in der Posse durch Obscönität zu kitzeln suchen, oder endlich im Sensationsschauspiel, wie es die Franzosen ausgebildet haben, und ihnen die Engländer in der diesem Volke eigenthümlichen brutalen Manier nachahmen, Nervenaufregungen erzeugen, wie sie eben so gut durch Stierkämpfe oder öffentliche Hinrichtungen zu Wege gebracht werden könnten.

Es gilt indessen dem idealen recitirenden Drama den Platz offen zu

halten. Und da leider! der Vorrath einheimischer Producte nicht ausreicht, auch viele der Schiller'schen Tragödien trotz alles patriotischen Vorurtheils nach Erreichung einer gewissen Altersstufe auf die Dauer ungeniessbar werden, so müssen wir beim Auslande um Borg gehen. Natürlich werden wir dort am liebsten zugreifen, wo dasjenige zu finden, was unserer Art am Verwandtesten ist. Dass die machtvolle Gestalt des grössten Dramatikers aber vor Allem berufen ist, von Zeit zu Zeit auf der Bühne als zürnender Herakles zu erscheinen und der Tagesliteratur ihre Unwürdigkeit zu Gemüthe zu führen, wird der begeistertste Verfechter des „Modernen" nicht ableugnen können, zumal seine Werke bis jetzt auch der Kunst des Schauspielers die höchsten und schönsten Aufgaben bieten und so den entsetzlichen Verfall derselben immerhin etwas aufhalten mögen. Ich bin zwar weit davon entfernt, mit Eduard Devrient die Shakespeare'schen Gestalten als das Einzige, Mustergültige hinzustellen. Die Schauspielkunst verhält sich zur äusserlichen Bühne wie die Plastik zum Gebäude; die classischen Figuren der griechischen Tempel passen nicht in eine christliche Kirche, und die Detailzeichnung der Shakespeare'schen Charakteristik würde in einem antiken Theater absolut unverständlich bleiben. Unser Theater ähnelt aber weder dem griechischen, noch dem englischen, soll desshalb ein ihm dargestelltes Drama ein wahrhaftes Kunstwerk sein, so muss es seinen Gesetzen in der ganzen Composition angepasst sein. Die Composition der Shakespeare'schen Dramen erscheint mir vom Standpunkte des englischen Theaters aus so vollendet wie möglich — einzelne Fehler haften natürlich allem Menschlichen an. In unsere Theater werden aber Shakespeare's Werke nie vollkommen hineinpassen, man mag sie drehen und wenden, zuschneiden und ausflicken wie man will. Wenn man auch der Venus — um das obige Beispiel noch einmal zu gebrauchen — einen sittsamen Rock anzieht, desshalb ist sie doch noch lange keine Madonna. —

Soll indessen Shakespeare gegeben werden, so muss er jedenfalls in der möglichst besten Weise den modernen Verhältnissen accommodirt werden. Ueber diejenigen Scholastiker, welche ihn gern mit Haut und Haaren vor's Lampenlicht schleppten, verlohnt es kaum noch ein Wort zu verlieren. Die Hauptaufgabe aber ist, der augenblicklich auf den deutschen Bühnen herrschenden Barbarei und Zerfahrenheit ein Ende zu machen. Herr Oechelhäuser entwirft in seiner Einleitung („Grundsätze für die Bühnenbearbeitung") ein Bild dieser Zustände, das man spasshaft nennen könnte, wenn sich nicht alle unsere Nationaluntugenden darin spiegelten. Nicht einmal die Schlegel'sche Uebersetzung geniesst unbedingtes Ansehn; müssen wir uns doch z. B. den Othello hier in Berlin in einer aus der berüchtigten Voss'schen Fabrik stammenden Verdeutschung gefallen lassen. Ferner hat fast jedes Theater eine andere Bühnenbearbeitung, von irgend einem Aestheticus loci, Director oder Regisseur herrührend. Letzteres Ungemach hat übrigens bekanntlich Shakespeare nicht allein zu erdulden, sondern auch z. B. Mozart, dessen Don Juan an jedem Theater anders gegeben wird und dann von den abhängigen Blättern als in dieser Form allein maassgebend gepriesen wird.

Die Grundsätze seiner Bearbeitung setzt Herr Oechelhäuser höchst anziehend auseinander und können wir ihnen ohne jeden Vorbehalt zustimmen. Zu loben ist auch sein Protest gegen die allzu unbesonnene Verkürzung. Das Streichen ist die ganze Wissenschaft der ungebildeten Leute vom Metier, während der Gebildete sich zehnmal bedenkt, ehe er sein eigenes Urtheil über das des Dichters selbst stellt. Man kann nach meiner Ansicht dem Publicum dreist etwas mehr zumuthen als eine dreistündige Dauer der Vorstellung. Es ist absolut nicht zu begreifen, weshalb Nerven, welche die fünfstündige Dauer einer Meyerbeer'schen Oper ertragen können, nicht auch dieselbe Zeit es bei einem Shakespeare'schen Drama aushalten sollten. Man wird zwar, wenn man den Zuschauer länger in Anspruch nehmen will, sein Augenmerk energisch auf die Beseitigung der Verwandlungen richten

müssen, denn nichts ermüdet mehr, als ein fortwährendes An- und Absetzen der Aufmerksamkeit. Dieser unmotivirte Veitstanz der Coulissen bringt das Auge zuletzt förmlich zur Verzweiflung: die Personen kommen und gehen wie auf einer Eisenbahnstation, so dass man endlich froh ist, wenn man aus diesem Wechsel erlöst und wieder zwischen die stabile Decoration seiner vier Wände gesetzt wird. Ich glaube, man wird in dieser Hinsicht viel weiter gehen können, als bisher. Unsere Bühne ahmt zwar die Natur nach, trotzdem ist aber der Schauplatz, auf welchem sich das Drama begiebt, ein idealer, und nur zu vermeiden, dass sich Alles vor derselben Coulisse in einer geradezu unglaublichen Weise trifft, wie meinetwegen auf Kaulbach's Reformationsbilde. Durch geschickte Uebergänge wird die Phantasie leicht in Stand gesetzt, von den rohen Anforderungen der Wirklichkeit zu abstrahiren.

Herr Oechelhäuser bietet den Bühnen eine Bearbeitung von Richard III. Hamlet, Heinrich IV. und „Wie es euch gefällt!“

Was Richard III. betrifft, so unterscheidet sich die vorliegende Bearbeitung von allen früheren Versuchen besonders durch das nochmalige Auftreten der Anna im vierten Acte und die Beibehaltung von Richard's Werbung um die Elisabeth. Ueber letzteren Punkt hat sich Herr Oechelhäuser selbst im dritten Bande des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft vernehmen lassen. Seine Anschauungen scheinen unwiderleglich zu sein; dass ein so gewandter Künstler wie Shakespeare ohne irgend einen Grund dasselbe Motiv in einem Drama zweimal benutzen sollte, ist nicht anzunehmen. Die berühmten Geistererscheinungen des Schlusses hat der Bearbeiter ihrer Worte beraubt. Auch hier giebt man ihm vollkommen Recht, denn diese redenden Gespenster sind für unseren Geschmack unerträglich. Auch ist der Rathschlag vortrefflich, sie mit einem Gewitter zu accompagniren, wohingegen eine Musikbegleitung keinen günstigen Effect zu versprechen scheint. Ueberhaupt ist es bei Inscenirung eines recitirenden Dramas durchaus rathsam, nun und nimmer die Musik als i d e a l e n Factor zu verwenden, wie es hier geschähe. Die Welt der Musik ist eine ganz andere als die des Schauspiels, und so entsteht für feinfühlende Gemüther ein unangenehmer Contrast. Es ist etwas anderes, wenn die Musik rein realistisch wirkt, d. h. auf der B ü h n e s e l b s t vor unsern Augen ein Marsch geblasen oder zum Tanze aufgespielt wird. Alle melodramatischen Effecte sind unkünstlerisch. Es versteht sich von selbst, dass man bei dieser Scene die von Dingelstedt getroffene Anordnung befolgen muss und nicht ein Arrangement, wie es z. B. auf der Berliner Bühne im Gebrauch ist, wonach die Heerlager Richard's und Richmond's durch ein bis zu den Lampen vorgeschobenes gebirgsartiges Versatzstück getrennt sind, in dessen transparentem Gipfel die Geister sich sehen lassen. — Eine vollendete harmonische Bühnenwirkung ist übrigens mit diesem fünften Acte nicht zu erzielen; das Publicum wird sich stets einzig und allein an Richard's glanzvolle Einzelheiten halten und dagegen die Gesammtwirkung, der an und für sich so überaus schön gedachte Schluss zu Kurze kommen. Die beiden Scenen Richmond's erfordern jedesmal eine Verwandlung, ohne jedoch ein abgeschlossenes Gemälde darzubieten. Die Handlung ging auf Shakespeare's Bühne in einem Flusse fort, auf der unsern aber ist sie in vier Stücke zerrissen. —

Am „Hamlet“ ist die Streichung der ganzen Eingangsscene auffallend. Wenn auch der Bearbeiter dies vortrefflich zu motiviren weiss, so wird er dennoch schwerlich jemals mit seinem Vorschlage durchdringen. Er bringt deshalb auch selbst schon die gestrichene Scene in einem Nachtrage. So sehr ich principiell Herrn Oechelhäuser Recht gebe, so möchte ich doch um keinen Preis diese wundersame Ouverture missen. Grabbe in seinem vortrefflichen und leider viel zu wenig bekannten Aufsatze „über die Shakespearomanie“ meint zwar, auf derartige brillante Introductionen sei nicht viel zu geben, da das Publicum nur ganz allmälig in Stimmung komme und sie

deshalb nothwendig verloren gehen müssten. Ich glaube indessen, dass gerade am Anfang ein kräftiger Ton geboten ist, der die Aufmerksamkeit reizt: Shakespeare hat diesen Grundsatz fast immer befolgt. — Die Fortinbrasscenen sind ganz fortgefallen; ich meine, die Reise nach England unterdrückte man ebenfalls am besten; sie ist ein gar zu novellistisches Element, ein unangenehmer Zwischenact in der Handlung selbst. Auch der Vers „der Eine weint, der Andere lacht" fehlt; der Bearbeiter meint, er überstiege die Kräfte des Schauspielers. Das ist wohl ein Irrthum; wer Dessoir z. B. als Hamlet gesehen, muss zugeben, dass dies der Höhepunkt seiner Leistung ist. Das Fehlen dieses Verses bricht der ganzen Scene die Spitze ab. Vortrefflich sind die Bemerkungen über die einzelnen Stellen des Stückes. Hier verfahren unsere Bühnen oft mit einer unverzeihlichen Nachlässigkeit. Die ganze Einleitung zum Hamlet sagt uns überhaupt sehr zu. Herr Oechelhäuser hält sich nur an seine Sache und vermeidet in Folge dessen das widerliche Geschwätz, was meist über dies tiefsinnige Drama feilgeboten wird. Hier zeigt sich in der That, dass es nichts Neues unter der Sonne giebt. Denn wenn man untersucht, „zu welcher Zeit Hamlet sein Verhältniss mit Ophelia angeknüpft und welchen Grad physischer Vertraulichkeit es erreicht habe, — ob Polonius Mitwisser des königlichen Ehebruchs gewesen und nebenbei auf Hamlet als Schwiegersohn speculirt habe, oder nicht, — was sich Hamlet bei dem Briefe an den König (Act IV) gedacht habe" — ist man da nicht auf der Fährte des Kaisers Tiberius, von welchem es im Sueton heisst: Grammaticos ejusmodi fere quaestionibus experiebatur, quae mater Hecubae, quod Achilli nomen inter virgines fuisset, quid sirenes cantare sint solitae.

„Wie es euch gefällt," bisher nur vereinzelt dargestellt, wird gewiss in Herrn Oechelhäuser's Bearbeitung festen Fuss auf unserer Bühne fassen. Die Episode des Sylvius und der Phöbe ist ganz fortgefallen, was durchaus zu billigen. Ebenso ist die Härte im Charakter des Oliver beseitigt und zu diesem Zwecke die Eingangsscene unterdrückt.

Das letzte der vorliegenden Bändchen endlich enthält den kühnen Versuch, aus den drei Theilen Heinrich's VI. ein einziges Drama herzustellen. Ob die deutsche Bühne viel durch die Darstellung der gesammten Shakespeare'schen Historien gewinnen wird, ist etwas sehr zweifelhaft; und ihr Gewinn soll doch am Ende der einzige Leitstern sein. Dingelstedt hat den ganzen Cyclus nach seiner Bearbeitung aufgeführt und beabsichtigt, wie es heisst, eine Wiederholung dieses Experimentes. Ich glaube, das eigentliche grosse Publicum wird schwerlich jemals derartige Unternehmungen patronisiren. Wenn irgend etwas undramatisch ist, so sind es die Kämpfe der rothen und weissen Rose. Der Shakespeare-Oechelhäuser'sche Heinrich VI. umfasst einen Zeitraum von über 26 Jahren. Allerdings fragt man im Theater nicht nach der Zeit; aber diese Frage lässt sich nur unterdrücken, wenn das Werk so dramatisch ist, dass es so zu sagen die Zeit als ein Ideales behandelt. Bei einer durchaus epischen Behandlung drängt sich der Zeitbegriff unabweislich und störend auf. Es wird kaum gelingen, Richard II. bei uns einzubürgern. König Johann hat sich nirgends auf dem Repertoire gehalten. An Heinrich IV. interessirt ganz allein Fallstaff und sein Kreis. Nur Richard III. ist wirklich in unsern Besitz übergegangen, aber diese ungeheure Tragödie kann man nicht zu den Historien rechnen. Es heisst zwar, sie sei nur als Schlussact des ganzen Cyclus verständlich, das ungelehrte Publicum indessen urtheilt anders; es giebt sich dem Drama ohne jeden Hintergedanken an seine Vorgänger hin. Shakespeare's Historien haben in Deutschland eigentlich nur Unheil gestiftet. Eine Unsumme poetischer Kraft ist verpufft, um die heimische Geschichte analog zu behandeln: ein unmögliches Unterfangen. Dazu haben sie durch ihre lose, sich direct an die Chronik anschliessende Form viel mitgewirkt, einen ganz falschen Begriff des historischen Dramas zu erzeugen, als welches nicht die Geschichte selber, sondern

die in ihr waltenden Gedanken und Ideen darzustellen hat, nicht eine dramatische Geschichte, sondern ein geschichtliches Drama sein soll! Herr Oechelhäuser hat seine Bearbeitung derart angelegt, dass der erste Theil vollständig weggelassen ist, Act 1 und 2 des zweiten den ersten Act, Act 3 den zweiten, Act 4 den dritten bildet, Act 5 aber und der ganze dritte Theil sich an die beiden letzten Acte vertheilen.

Wir wünschen Herrn Oechelhäuser's Unternehmen den besten Fortgang und hoffen, dass die Bühnenvorstände von ihm Notiz nehmen werden.

Hans Herrig.

---

## Les Femmes Savantes, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. C. Th. Lion, Rector der höheren Bürgerschule in Langensalza. Leipzig bei Teubner. 1871.

Der Verfasser setzt sich in dieser Ausgabe den Zweck, seine Leser einen klaren Blick thun zu lassen in die Verhältnisse der Zeit, in welche die Ereignisse des Stückes hineinfallen. wie besonders in das Wesen und die Bedeutung des Cirkels, welcher in demselben näher beleuchtet wird. Er will eine in allen Punkten verständliche Schullection besonders der Art bieten, dass das ästhetische Urtheil sich in derselben ausbildet. In der Einleitung giebt er daher eine ästhetische Würdigung des Stückes, welche kaum kritisch-wissenschaftlicher und eingehender hätte sein können. Er legt die Hauptidee des Stückes, die Entwicklung der Handlung und die Zeichnung der Charaktere mit richtigem Verständnisse der Absichten des Dichters und mit klarem Einblick in die Zeitideen dar. Sein Urtheil ist kein subjectiv-willkürliches, sondern ein aus dem Studium der Zeit heraus gewonnenes; überall belegt er dasselbe durch Citate zeitgenössischer Schriftsteller, durch Aussprüche von Freunden und Feinden des Dichters, in deren richtige Würdigung er ebenfalls einzuführen versteht. Er will zeigen, was das Stück an sich ist, und was es für seine Zeit war. Seine Aufgabe ist, „den Sinn und die Absichten des Schriftstellers dem Verständnisse möglichst nahe zu legen.“ Auch für die Personalnotizen, welche mit Hinzufügung fleissig gesammelter Belege angeführt werden, müssen wir ihm dankbar sein. Die lebendige Zeichnung des so bedeutungsvollen historischen Hintergrundes und die beständige Hinweisung auf die einzelnen Figuren auf demselben erhöht überhaupt das Interesse an dem Stücke nicht unerheblich.

Die Inhaltsangaben zu Anfang jeder einzelnen Scene müssen wir aber um so mehr für unnöthig halten, als sie das selbständige Sichhineindenken in die Situation gänzlich verhindern, und dadurch eine nützliche ästhetische und intellectuelle Uebung aufheben. Ein Maasstab für die Richtigkeit und hinreichende Feinheit der jedesmaligen Auffassung war ja an anderen Orten gegeben.

Das Sprachliche und Grammatische ist dem Herausgeber im Ganzen Nebensache gewesen. Die Noten, welche er in dieser Beziehung giebt, dienen im Wesentlichen seinem Hauptzwecke: richtige Auffassung des Dichters. Eine Menge von Anmerkungen weist daher auf den Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts oder speciell auf den Molière's hin. Doch geht Herausgeber auch hier oft zu weit, indem er zu vielen Versen nichts weiter als eine gute Uebersetzung hinzufügt. Dies dürfen wir ihm da gestatten, wo nach dem heutigen Sprachgebrauche der Sinn oder die genaue Würdigung eines Verses unklar oder unbestimmt sein könnte, wo auf eine versteckte Ironie oder dergl. aufmerksam zu machen wäre, die herauszufinden oder

herauszufühlen vielleicht schwer fallen möchte. Aber da, wo der Sinn eines Verses unzweifelhaft ist und offen daliegt, hätte er es dem Leser überlassen sollen, die richtige Uebersetzung aufzusuchen. Es ist dies eine nützliche und bildende Uebung, die vor Allem dem Schüler nicht erspart werden darf.

Schliesslich wollen wir uns hinsichtlich der grammatischen Notizen noch eine Bemerkung erlauben, die wir aber nicht als maassgebend hinstellen, sondern dem eigenen Urtheile des Lesers anheimgeben wollen: Sollte es nicht wünschenswerth sein, dass eine Ausgabe, die in Anbetracht der ästhetischen und literar-historischen Würdigung mit so grossem Fleisse und so treuem Quellenstudium — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — angefertigt ist, auch ein wissenschaftlicheres Gepräge in Hinsicht seiner sprachlich-grammatischen Behandlung trage? Die Erklärungen grammatischer Erscheinungen sind oberflächlich, selten oder nie ist ihnen eine tiefere Begründung beigefügt. Einige Beispiele mögen zeigen, wie wir in einer Ausgabe, die auf wissenschaftliche Tiefe Anspruch macht, die grammatischen Anmerkungen wünschen, — falls sie überhaupt in dieselbe aufgenommen werden sollen. Zu folgenden Versen giebt der Herausgeber beistehende Bemerkungen:

545: en croire qn. = s'en rapporter à qn., Glauben schenken.

858: en findet sich gerade häufig bei dem unpersönlichen il coûte, z. B. il vous en coûtera la vie.

885: faire un traité de qc., eine Abhandlung über etwas anfertigen.

891: je veux nous venger *de* cette indigne classe où nous rangent les hommes, de bedeutet hier w e g e n.

917: s'accomoder de qc., sich etwas gefallen lassen.

1194: en être aux prises = combattre.

1368: en vouloir beaucoup à = böse sein.

1532: vouloir mal à qn. de qc. = böse sein.

Nirgends ist hier der Gebrauch von de erklärt, und doch genügt es dem denkenden Menschen nicht, das Wie? zu wissen, er will vor Allem das Weshalb? erkennen. Es ist dies in diesem Falle ebenso leicht als vortheilhaft. De = 1) lat. de, von—herab; in Betreff, über, wegen, = 2) lat. a, ab, von — her. Früher bezeichnete de alle diese Beziehungen mit voller Energie; wo irgend eine derselben auszudrücken war, wurde dies Wort mit dem vollen Bewusstsein seiner Bedeutung in freier Weise als Ausdrucksmittel gewählt. Daneben stets en = inde, mit Beziehung auf etwas Vorgenanntes. Vouloir à qn. de qc. = Jemandem w e g e n einer Sache zürnen; en vouloir à qn. = Jemandem d e s w e g e n zürnen. — Später verlor sich die Energie dieser Präposition mehr und mehr; sie wurde allmälig blosses Formwort ohne verstandene oder bestimmt gefühlte präpositionale Beziehung, — nur in der Bedeutung von — her wohnt ihr heute noch einige präpositionale Energie bei. In der Bedeutung „in Betreff," „wegen," hielt sie sich in einzelnen Redensarten, aber ohne begriffliche Bedeutung für das Bewusstsein des Sprechenden. In anderen erhielt sie selbst sich nicht, wohl aber das ihr entsprechende en als unverstandenen und in der That begrifflich leeren Rest. — In dieser leicht zu durchschauenden Darlegung haben wir den gemeinschaftlichen Erklärungsgrund für alle jene de und en, wie für alle de und en überhaupt. Einmal verstanden, leitet sie an, jedes de und jedes en richtig zu würdigen, wo das eine oder andere uns auch begegnen mag. Diese Art der Erklärung ist also der Art, dass Praxis und Wissenschaft gleiches Interesse daran haben.

Zu Vers 637 giebt der Herausgeber ferner folgende Note: Ne dire mot = ne point parler. Hierdurch ist für den Denkenden Nichts erklärt. Warum nicht erinnern an: ne = nicht, ne — mot = nicht ein Wort, (wie deutsch nicht ein Haar, nicht ein Buchstabe u. s. w.) ebenso ne-pas = nicht ein Schritt, ne-point = nicht ein Punkt. Letztere verloren im Gebrauche ihre gesonderten Bedeutungen und wurden zu blossen Negations-

formen geschwächt, während sie früher die Negationspartikel ne verstärkt und hervorgehoben hatten. Ne-mot erhielt sich auch formelhaft als Negirungsmittel, naturgemäss aber nur bei den Verben des Sprechens.

Ferner bemerkt derselbe zu Vers 676: Mie ein in der älteren Sprache ganz gebräuchliches Wort für amie: Liebchen. Diese Erklärung ist sehr ungenau, die richtige Erklärung sehr einfach und leicht verständlich: Früher m'amie wie l'amie: später mon amie; m'amie für „mein Liebchen" hatte sich durch den häufigen Gebrauch im Volksmunde festgesetzt, man verstand es neben mon amie nicht mehr und schrieb es ma mie, daraus dann la mie. (Uebrigens selten anders als in der Verbindung ma mie gebraucht.)

Zu Vers 845 finden wir die Anmerkung: Rien = etwas (im negativen Satze). — Weshalb nicht lieber eine solche Erklärung aus einer guten Ausgabe überhaupt weglassen; wenigstens sollte man eine verständliche Begründung bieten, etwa: Rien (rem) = eine Sache, etwas; ne-rien = nicht etwas, nichts. Ist die Negation nicht durch ne ausgedrückt, sondern durch ein Wort, welches mit dem Begriffe etwas nicht zu einem neuen negirten Begriffe zusammenfliessen kann, so hat man natürlich beide getrennt zu übersetzen, und zwar rien durch etwas. Uebrigens rien nur für das negirte etwas.

Die Bemerkung zu Vers 1336: Le prendre aux usages des mots = s'en rapporter à, muss geradezu als unnütz bezeichnet werden. Weshalb nicht à = gemäss (vielleicht mit Hinweisung auf den früheren Umfang dieser energischen Bedeutung von à), Gedanke und Ausdruck sind klar und verständlich.

Zu Vers 113 lesen wir: croi für crois; zu Vers 1632: voi für vois. Der Leser erfährt hierdurch, dass der Dichter sich die seltsame Freiheit genommen hat, das Schluss-s obiger Formen wegzulassen. Erklärt ist für sein Verständniss hierdurch nichts. Einige Worte können ihm die Erscheinung klar machen: Video und credo, überhaupt die 1. Pers. Sing. im Latein kein s, daher auch ursprünglich im Französischen nicht. Das s ist daher ein späterer, unorganischer Zusatz; Formen ohne dasselbe kommen bei den Zeitgenossen Molière's noch vor. Sie sind nicht als unregelmässige, sondern als regelmässige, aber archaïstische Formen anzusehen. — Auf diese Darstellung hin behält der Leser die Erscheinung besser, denn er kennt ihren Grund; er kennt sie ausserdem in ihrem ganzen möglichen Umfange, nach Obigem nur an zwei Beispielen; vor Allem aber ist ihm nicht Gelegenheit gegeben, sich etwas irrthümlicher Weise als unbegründetes und unverständliches curiosum einzuprägen, wofür er den Grund einsehen, was er durchaus und leicht verstehen kann.

Aber trotz dieses Mangels in Hinsicht der grammatischen Erklärungen bleibt die Lion'sche Ausgabe eine empfehlenswerthe. Man bedenke nur, dass die meisten Ausgaben französischer Autoren in dieser Beziehung nichts Besseres und in anderen Beziehungen bei Weitem Geringeres bieten.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

---

## Egmont, a tragedy by Goethe, ed. by C. A. Buchheim. Oxford u. London, Macmillan.

Der Verf., Professor am King's College zu London, hat es übernommen, Werke unserer Classiker Lessing, Goethe und Schiller mit Anmerkungen herauszugeben. Der erste, 1869 in der Clarendon Press zu Oxford erschienene Band dieser Sammlung bringt uns Egmont, a Tragedy by Goethe, und enthält eine Vorrede, ein Life of Goethe, Historical Introduction, Critical Analysis, den Text, dann die Anmerkungen dazu und endlich ein Ver-

zeichniss der besten englischen Uebersetzungen Goethescher Werke, so dass, wie man schon an den Titeln dieser einzelnen Capitel sieht, einem Engländer, der unsere grossen Dichter nicht kennt, nicht nur eine Erläuterung des Egmont speciell, sondern eine Einleitung zu Goethe's Dichtung im Allgemeinen durch Herrn Buchheim's Werk geboten wird.

In der übrigens einfach gehaltenen Vorrede nennt uns der Verfasser die Quellen, aus denen er geschöpft: es sind immer die besten, die er brauchen konnte, auch muss anerkannt werden, dass sie fleissig und gut verwerthet worden sind, so dass wir ihm gern glauben, wenn er sagt, dass er Jahre lang an seinem Egmont gearbeitet habe.

Auf die Preface folgt eine verhältnissmässig ausführliche Biographie Goethe's, die nicht nur die Schicksale des Dichters und seine Werke aufzählt, sondern auch berühmte Streitpunkte behandelt, wie z. B. den Patriotismus Goethe's, einen Vergleich Schiller's mit Goethe u. s. w. Auch enthält es, was für den englischen Leser, der sich mit Goethe's Leben und Charakter eingehend beschäftigen will, besonders wichtig ist, einen Nachweis über die besten Werke, die ihm hierüber befriedigenden Aufschluss geben können.

Nach dem Life of Goethe kommen wir zu der Critical Analysis. Dieselbe geht, um den Egmont gegen die Schiller'sche Kritik zu vertheidigen, auf die Aeusserungen zurück, die Goethe selbst über „seinen" Egmont gethan hat. Aber eine Entkräftung der leider so gut begründeten Einwände Schiller's gelingt ihr damit doch nicht, hätte auch gar nicht versucht werden sollen, wenn sie nicht eingehender und gründlicher ausfallen sollte als Herrn Buchheim's Critical Analysis.

Die Anmerkungen sind nicht unter, sondern hinter den Text gesetzt. Dies ist nun zwar nicht bequem für den Schüler, aber in anderer Hinsicht desto besser für ihn. Ausgaben mit Anmerkungen führen gar zu leicht zu Unselbständigkeit. Ist eine Stelle auch nur einigermassen schwierig, ist sie es namentlich in sprachlicher Hinsicht, so wird jeder Schüler, der nicht einen besonderen Grad von Eifer und Selbstüberwindung hat, die Augen nach unten wenden, um sich bei einer Anmerkung Rath zu holen, statt gewissenhaft nachzudenken und die Schwierigkeit selbst zu lösen. Durch die von Herrn Buchheim getroffene Anordnung dagegen wird der Schüler mehr zur Selbstthätigkeit angehalten und diejenigen Anmerkungen, die für ihn entbehrlich sind, dienen ihm zur Bestätigung des selbständig Gefundenen. Ein noch grösserer Vortheil aber ist vielleicht der, dass man den Inhalt der Anmerkungen besser behält, wenn man weiss, dass man sie erst eigens aufsuchen muss, sobald man sie vergessen sollte.

Die Notes zu Egmont sind theils sprachliche, theils historische, theils kritische. Am besten gefallen uns die der ersten Classe. Die schwierigeren Wendungen und Idiotismen, deren es in dem Egmont so viele giebt, sind durchweg gut erklärt und mit Benutzung der besten Uebersetzungen in gutem Englisch wiedergegeben; längere und besonders schwierige Stellen sind gleichfalls vollständig übersetzt. Ausserdem finden wir viele grammatikalische und etymologische Anmerkungen (nach Grimm und Becker) und endlich noch Wörter und Wendungen, die nach ihrer Stilfarbe (familiar, popular, rare, antiquated u. s. w.) beurtheilt sind. Und alles ist gut und erschöpfend behandelt bis auf einige Kleinigkeiten. So können wir z. B. den Glauben des Verfassers an expletives nicht theilen und glauben vielmehr, dass die von ihm als solche angeführten Wörter der Stelle, an der sie sich befinden, eine besondere stilistische Färbung geben oder auch ihre Bedeutung geradezu ändern.

Die ebenfalls zahlreichen und guten historischen Anmerkungen sind aus Schiller, Prescott, Motley und Strada geschöpft und enthalten Citate aus diesen Historikern, namentlich aus Strada, dessen lateinischer Text auch noch ins Englische übersetzt ist. Leider weisen diese Anmerkungen nicht

consequent und systematisch auf die Abweichungen des Dichters von der Geschichte, noch geben sie eine kritische Würdigung derselben. Einzelnes finden wir freilich, aber es genügt bei weitem nicht. Alles zur Kritik des Dramas Gehörige hätte auch wohl besser in die Critical Analysis gehört, so dass man in den Anmerkungen blos darauf hätte verweisen brauchen; jedenfalls aber ist leider die Kritik die schwache Seite des sonst so trefflichen Buches.

G. A. Volchert.

---

E. Burtin. Reçueil de Mots Français pour les Exercices de Langage d'après les Tableaux de M. Strübing, 2me édition, revue et augmentée. Berlin, H. Sauvage, 1872. 142 S. 8⁰.

Diese Vocabelsammlung, welcher Ref. im 43. Bande des Archivs ein günstiges Prognostikon stellen zu können glaubte, erscheint jetzt in zweiter Auflage. Was den Zweck des Buches betrifft, so möge auf den Bericht über die erste Auflage verwiesen sein; in Bezug auf die Einrichtung aber ist eine so wesentliche Neuerung hinzugekommen, dass hier näher darauf eingegangen werden muss.

Der Verf. hat bei Anwendung seiner Sammlung die Erfahrung gemacht, dass die Schüler und Schülerinnen sich an dem im Anschluss an die Strübing'schen Anschauungstafeln gegebenen Wörtern oft nicht genügen lassen, dass sie in ihrem Lerneifer noch oft vom Lehrer zu erfahren verlangen, wie diese oder jene Dinge heissen, an die sie durch das, was ihnen vorgeführt wird, erinnert werden. Ferner hat sich der Verf. auch überzeugt, dass Bemerkungen über Grammatik, Aussprache, Orthographie, über Homonymen, leichtere Synonymen u. dgl. im Anschluss an Sprechübungen besser haften, als wenn sie dem Schüler bei anderen Gelegenheiten gegeben werden. Um nun dem Lehrer seine Aufgabe zu erleichtern, sind alle derartigen Wörter und Bemerkungen in einer neu hinzugekommenen dritten Spalte mit kleinerem Druck kurz angedeutet, meist ohne Angabe des Deutschen, so dass es der Auswahl des Lehrers überlassen bleibt, was er davon dem Schüler durch Erklärung verständlich machen will; doch gewährt bei einer Wiederholung diese dritte Spalte auch dem Gedächtniss des Schülers einen Anhalt. Hier finden wir z. B. louer miethen und loben; médecin mit durch den Druck hervorgehobenem e statt des deutschen i und daneben, zur Vervollständigung der mit dem Arzt verknüpften Vorstellungen, client, clientèle, cure; le linge neben la ligne, Feder, plume und ressort, ferner Hinweisungen auf Unregelmässigkeiten in der Flexion, auf syntaktische Schwierigkeiten, ja selbst auf bekanntere Gedichte von Béranger, Lamartine etc. Diese kurzen Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, auf wie reichen und mannigfaltigen Stoff in dieser dritten Spalte hingewiesen wird, vielleicht nach Manches Geschmack auf zu reichen Stoff, da derselbe den Schülern zu mehr Fragen Anlass geben kann, als dem Lehrer lieb ist. Doch diesem bleibt es ja unbenommen, nur das zu behandeln, was ihm passend scheint. In solchen Dingen eine Allen genügende Auswahl zu treffen ist nicht wohl möglich; vor allem aber soll der Lehrer sich nicht durch das Buch beherrschen lassen, sondern umgekehrt das Buch beherrschen. Dass dies auch des Verf. An- und Absicht ist, gibt er deutlich genug zu verstehen, und ertheilt ausserdem den gewiss beherzigenswerthen Rath „de ne se servir des tableaux que lorsque l'instruction directe est impossible."

Der Verf. weist auch kurz darauf hin, dass sich nicht alle Bücher, die

ähnliche Zwecke wie das seine verfolgen, rein von unfranzösischen Wendungen und von Germanismen zu halten verstanden haben. Es sind eben noch gar viel Lehrer fremder Sprachen nicht zu der Erkenntniss gekommen, dass es ein gar heikles Ding ist, in einer fremden Sprache zu schreiben. Da der Verf. Zartgefühl genug besitzt, die Schriften, die er im Auge hat, nicht zu nennen, so mögen sie auch hier ungenannt bleiben. Doch sollen einige Stellen aus denselben angeführt werden, um zu zeigen, dass jene Hindeutung ihre volle Berechtigung hat. In einer dieser Schriften lesen wir: chauffer une chambre *moyennant* un poêle und andere derartige Wendungen mit moyennant; — *à la fin* de trois semaines on les met (sc. les tiges de lin) dans un four bien chauffé et *ils* (zwei Zeilen vorher findet sich derselbe Druckfehler) sont bri*sés* etc.; — afin que les oiseaux ne mangent les semailles et que les grains ne périssent en hivre (zweimalige, doch mindestens höchst ungewöhnliche Auslassung von pas); — dès qu'il fait doux . . . *alors* il se fond; — la figure (soll heissen die Figur!) d'une personne; — le chien même *n'est pas sûr d'*être leur dupe (sc. des corneilles), d. h. ist nicht sicher davor etc.; — la robe de chambre *n'est portée* que quand on est chez soi, und mehrmals ein derartiger Gebrauch des Passivs; — im Questionnaire: Que vient le chien de faire? — In einem anderen Buche lesen wir: (il) préféra ses croissants accoutumés à toutes ces friandes, d. h. doch: seine an Leckereien gewöhnte Hörnchen! statt: seine gewohnten Hörnchen: — notre patrie septentrionale; Verf. besitzt offenbar noch immer mehrere deutsche Vaterländer, wie zur Zeit des seligen Bundestages; — arranger les cheveux à l'aide *des* épingles à cheveux; ils sont *de* bons piétons (marcheurs wäre hier wol auch der gewöhnlichere Ausdruck); und gleich in der Vorrede: Par conséqu*ence* ils ne sont pas à même de s'entretenir avec facilité des objets de la vie ordinaire. *Or*, l'auteur espère remédier par ce petit livre à *ce* défaut *ci-dessus* mentionné. Auch Verstösse gegen den Gebrauch der Zeiten finden sich verschiedentlich in diesem Buch, doch ergeben sich dieselben ja nur aus dem Zusammenhang und können deswegen hier nicht gut aufgeführt werden. F. S.

---

## Die Menaechmen oder Zwillingsbrüder des T. Maccius Plautus. Für deutsche Leser bearbeitet von Dr. Carl Chr. Conr. Völker, Oberlehrer am Gymnasium zu Elberfeld.

Werke des klassischen Alterthums so übersetzen, dass sie dem heutigen, modernen Geschmack zusagen, bleibt stets eine schwierige Aufgabe. Wer sich derselben unterzieht, hat doppelten Verpflichtungen nachzukommen: er muss dem ursprünglichen Text möglichst wenig Gewalt anthun, und auf der anderen Seite ist er doch auch gezwungen, in vielen Punkten den Ton des Alterthums zu ändern, zu modernisiren. Dass Beides in angemessener Weise zu vereinigen nicht leicht ist, liegt auf der Hand; um so freudiger werden wir einen jeden Versuch nach dieser Richtung hin als etwas Löbliches und Anerkennenswerthes begrüssen.

Eine solche Arbeit liegt uns vor unter dem obigen Titel. Der Verfasser, von Freunden des klassischen Alterthums längst wegen verschiedener, tüchtiger Arbeiten geschätzt, hat sich auch hier wieder als einen gründlichen Kenner der lateinischen Sprache bewährt. Die Uebertragung giebt den Sinn des Originals scharf und getreu, soweit nicht die versuchte Modernisirung in Form und Inhalt Aenderungen nothwendig erscheinen liess. Dass der Verfasser die oft recht complicirten und kühn gehandhabten Versmaasse des Originals nicht wiederzugeben versucht hat, ist entschiedeu als ein glücklicher Griff zu bezeichnen; wir stimmen in diesem Punkte vollstän-

dig mit dem in der Vorrede (pag. 5, f.) Gesagten überein. In der Modernisirung hätte der Herr Verfasser wohl etwas weiter gehen können: der antike Ton ist nirgends verfehlt, im Gegentheil, er ist oft zu getreu, d. h. auf Kosten des modernen Gesprächstones wiedergegeben. Manche Ausdrücke in der Uebersetzung erinnern einen Jeden, der mit den antiken Sprachen bekannt ist, sofort an die betreffende lateinische Wendung, und dem Leser, der jene Kenntniss nicht besitzt, werden sie fremdartig vorkommen. Nach unserer Ansicht hätte der Verfasser bei der Modernisirung sich enger an die Manier einzelner Vorgänger, namentlich Droysen's (in der Uebersetzung des Aristophanes), anschliessen sollen. Dann würden ähnliche Arbeiten noch mehr auch bei den nicht streng klassisch Gebildeten den Beifall finden, den ihnen Männer von Fach längst nicht versagt haben. — Der Uebersetzung geht eine recht hübsche Einleitung voraus, welche den Leser, auch wenn er ganz ohne Vorkenntnisse an die Lectüre des Buches herangeht, in practischer, passender Weise einführt. — Auf jeden Fall verdient die Schrift eine weitere Verbreitung, wozu auch ganz besonders noch eine durchweg klare, allgemein verständliche Sprache berechtigt. H.

---

# Miscellen.

## Göthe's Euphrosyne.

Göthe's sinnige Elegie „Euphrosyne" ist bekanntlich dem Andenken der Schauspielerin Christine Amalie Louise Becker, geb. Neumann, geweiht, welche von dem Augenblicke an, da sie (i. J. 1791), ein zwölfjähriges Kind,* den Altmeister um künstlerische Ausbildung angefleht und dieser in ihr „das liebenswürdigste, natürlichste Talent" kennen gelernt hatte, bis zu ihrem leider schon 1797 erfolgenden Tode immer höher in seiner Gunst gestiegen. „Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb," schrieb der Dichter am 25. Octob. 1797 an Böttiger.** „Wenn sich manchmal in mir die gestorbene Lust, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiss vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann grössere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres." So entstand denn die tief und poetisch empfundene Elegie, „eins der naturseligsten und zartesten Werke," wie sich Knebel ausdrückt, „die je von eines Dichters Seele durch die Feder geflossen, einzig, eigen und schön, die Verse frei wie die Natur." „Unbezwingliche Trauer," — um mit Göthe's eigenen Worten zu reden — tritt uns hier in edel antiker Einkleidung entgegen. Von weit geringerem Werthe, als diese Elegie, sind drei andere Dichtungen, welche Göthe schon früher für seinen Liebling geschrieben: Der Epilog zum Jahresschlusse 1792 und die Prologe zu Goldoni's „Krieg" und zu Iffland's „Alte und neue Zeit." Ob die Aehnlichkeit einiger Züge in den Charakteren einer Marianne, Melina, Aurelie und Philene in „Wilh. Meister's Lehrjahren" mit solchen in dem Bilde der Christine Becker eine mehr als zufällige sei, wie es Wilh. Hosäus in seinem verdienstlichen, die Euphrosyne-Literatur zu einem völlig befriedigenden Abschlusse bringenden Werkchen „Euphrosyne"*** anzunehmen scheint, lassen wir dahingestellt sein, aber um so entschiedener theilen auch wir die Ansicht, dass Mignon in mehrfacher Hinsicht eine auffallende Portraitähnlichkeit mit der Becker-Neumann aufzuweisen hat. Namentlich erinnert die

* Am 15. December 1778 geboren, zählte sie damals noch nicht, wie Göthe in seinen „Jahres- und Tagesheften" (Werke in 40 Bdn., 1869, XXXIX. Bd., 7. S.) schreibt, 14 Jahre.

** „Reise in die Schweiz," XXVIII, 99.

*** Dessau, E. Barth. 1871.

Scene am Ende des zweiten Buches, in welcher Wilhelm Meister Mignon in seinen Armen hält, deutlich an einen Vorfall, der sich bei einer Probe zu „König Johann" zwischen Göthe und seinem Günstlinge ereignete.*

Wegen der keineswegs unbedeutenden Rolle, welche somit „Euphrosyne" in Göthe's Dichtungen zugefallen, ist es von allgemeinem Interesse, dass es nach langem vergeblichen Suchen endlich gelungen ist, das Portrait Christinens aufzufinden, welches nach zwei Angaben ihres Biographen Arnold** in ihrem zehnten Lebensjahre von der Herzogin-Mutter Amalie in Oel gemalt worden sein soll. Dasselbe befindet sich nämlich, wie Herr Hofrath Dr. Wilhelm Hosäus in Dessau glücklich ermittelt hat, in der herzoglichen Gallerie des Georgiums bei — nicht aber, wie man, irregeleitet durch Musculus, bisher geglaubt hat, des Schlosses zu — Dessau und hat wahrscheinlich im Wesentlichen den in Göthe's Werken oft genannten Hofmaler G. M. Kraus zum Urheber.*** Das Bild, wovon Hosäus eine photographische Nachbildung seiner Schrift beigegeben hat, stellt einen lieblichen Mädchenkopf mit grossen sinnenden Augen, einem neckischen Stumpfnäschen, schwellenden Lippen und kurzem dichten Haar, in welchem ein bunt zusammengestellter Blumenstrauss prangt, dar. Die Zweifel, welche gegen die Aechtheit des Portraits etwa erhoben werden könnten, erweisen sich bei vorurtheilsfreier Prüfung als hinfällig, und so darf denn abermals ein Problem der Göthe-Forschung als gelöst betrachtet werden.

Julius Reuper.

---

## Analecta von E. Krüger.

### 1. Habere. Mittellateinisch.

Habet facere = Er hat zu thun ist eine nicht ungewöhnliche Redeweise auch im Altlateinischen; so Cicero: Habeo dicere, scribere u. s. w. Ein Beispiel des passiven Infinitivs ist im Altlateinischen nicht bekannt, dagegen im Mittellatein ziemlich häufig, daher auffallend, dass du Cange s. v. Habeo es nicht erwähnt. Wir lesen

Quomodo regula habet intelligi Coussemaker. Scriptores de musica med. aevi 3, 246 a.

Habet nominari, denominari ib. 3, 194. 226. 235.

Habet fieri ib. 3, 249.

Compositiones ... habent cognosci his [ligaturis] et per modum in quo sunt ib. 2, 243.

Danach ist zu corrigiren das seltsam verwirrte in Forkel's Gesch. der Musik 2, 473 aus der Schrift des Prosdocimus de Beldomandis, de Contrapunctu (1412)

> Contrapunctus proprie s. stricte sumptus est unius solius notae contra aliquam aliam unicam solam notam contrapositio, cum hic vere contrapunctus nominari habeatque contrapositio vere est interpretatio istius termini contrapunctus,

was uns nur verständlich schien als verschriebenes nominari habeat, quae contrap. ... Die neueste Ausgabe des genannten Schriftstückes in demselben Couss. Scr. 3, 194 bestätigte unsere Vermuthung.

Im Italienischen kann man sagen: Tu ai ad essere lodato, nominato.

---

* Vergl. Eduard Genast: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers." Leipzig, 1862. I, 82.

** Im Gotha'schen Theateralmanach von 1800.

*** Vergl. darüber Hosäus a. a. O. S. 67 ff.

Ob Aehnliches im älteren Italienisch gebräuchlich, habe ich nicht gefunden dagegen der active Infinitiv kommt vor: Tu hai da sapere bei Antonio de Leno (1400). ebenfalls bei Couss. l. c. 3, 307.

Im Englischen sagt man: It is to be done; — it has to be done scheint nicht üblich.

Merkenswerth ist das Oesterreichische: Es hat zu geschehen = habet fieri; auch: Die Schrift hat alsbald gefertigt zu werden u. s. w. Goethe in seltener Naivetät verbindet sogar:

Romantische Gespenster kennt ihr nur allein,
Ein ächt Gespenst auch classisch hats zu sein.

G. W. 41, 109 (Faust II. Act 2 Homunculus.)

Also habet audire und habet audiri sind beide mittellatein. Während nun jene active Form Neuromanisch als angewachsenes Hülfswort dem activen Futur dient servire servira = servir avra = habebit habuerit (erit) servire, so ist die passive Wendung, wie es scheint, verschwunden. Man sagt: il vient d'être puni, aber nicht: il a à être puni.

2. a) Bejabendes verneinend gebraucht

ist in mehreren Sprachen nicht selten, doch, wie es scheint, häufiger in den Perioden abgebrauchter Cultur als in einfältiger Grundsprache, z. B.:

γυιόω Glieder lähmen, nicht: gliedern, Homer. Hippocr. — ἐνεχυράζω pfänden, Pfand nehmen, nicht: geben, Dem. — κεφαλαιόω Kopf verwunden, NT. —

Molior Damm machen, Damm zerbrechen, — obices, portas moliri Liv. — pilare, Haare rauben.

Aedern Adern ausreissen, schlesisch. — Grasen Gras fressen. — Häuten Schlange legt Haut ab (empfängt neue?). — Köpfen Kopf nehmen, abschlagen. — Krönen die Brustwehr, Krone der Festung, zerschiessen. — Lausen Läuse wegnehmen. — Pellen Kartoffeln die Schale abziehen: pelle = pellis, Hambg. — Pfänden = ἐνεχυράζω. — Reuten Roden Grütli (Gerodet) Wurzel ausreissen (root = radix). — Schälen vgl. pellen. — Schuppen den Fischen die Schuppen abstreifen, Ostfr. Hambg.

b) Verneinendes (scheinbar) bejahend.

Untiefe bald für geringe Tiefe, bald unergründlich tief. — Unmasse, Unzahl, Unsumme scheint einerlei oder sinnverwandt mit unzählig. — Unthier soll ein Thier κατ' ἐξοχήν bedeuten, nicht ein Nicht-Thier, sondern überthierischer Mensch, vgl. noch Unkosten, Unkraut u. a.

c) Verneinende Wortform mit Un- (in . . ἀ . . ἀν)

gehört vernünftigerweise nur Dingwörtern an, weil nur an Dingen das Sein und Nichts, Dasein und Wegnehmen, Nicht und Nichts darstellbar ist, während die bewegliche Gedankenfigur des Verbs jene Form ursprünglich verschmäht. Die Zeitbeweglichkeit, aus welcher unsre Väter das Zeitwort benannten, lässt inhaftende Negation nicht zu: sei auch die Bewegung in mathematischer Fiction positiv oder negativ, logisch bleibt sie immer positiv als Beweglichkeit. Wir können denken und sagen: Mensch, Unmensch, nicht: Unthun — Sehen, nicht: Unsehen, unlieben, untreffen. — γράφω, nicht: ἀγράφω — deleo, nicht: indeleo.

Dass im Mittellatein gesagt wird imperficio für unvollkommen machen (Scr. de musica: nota perfecta imperficitur = die dreizeitige oder perfecte Note wird zweizeitig, imperfect, gemacht) — diese abnorme Bildung möchte

wohl die einzige Ausnahme von jenem Grundgesetz sein.* — Die neudeutschen Bildungen verunreinigen, verunzieren, verunehren sind nicht un + Verb, sondern denominativa, so auch das mhd. unêret mich, von: unrein, Unzier, Unehre; ingleichen invideo v. invidus, ἀσχημονέω von ἀσχήμων.

Dagegen das Englische ist auch in diesem Gebiete fessellos: unbind entbinden, Bande lösen — undo ungeschehen machen, vernichten — unkiss, unkinged king, unhorse in Shakesp. Rich. III. — unlock, unknow, unloose u. a. Der Grund, dass solches im Englischen möglich, scheint darin zu liegen, dass jedes Wort stammähnlich gedacht, keinem sicheren Redetheil angehört, daher bei Wortangaben nie das nackte Wort erscheint, sondern immer gestützt mit the, a, to: the preach, to preach. Nicht wie im Deutschen heisst es dort Berliner Zeitung, oder Zeitung für Jedermann, sondern The Times, The Saturday Review, The London News, The medical journal; — nicht: Englisch Wörterbuch, sondern: The english dictionary; — ebenso nicht: thun, lieben, sondern: to do, to love u. s. w. Nackte Wörter werden nur adjectiv oder adverbiel gesagt und verstanden: good, gloomy, thereby — oder als Nomina propria.

d) die Betonung der Un-Formen

schwankt im Deutschen auffallend, und ist nicht immer, wie C. F. Becker (ausf. Gr. I, § 75 S. 157) annahm, aus dem Sinne zu erklären, was folgende Vergleichtafel beweist:

| Betontes Un: | Nichtbetontes Un: |
| --- | --- |
| unabsichtlich, auch ⏑⏑–́⏑ | unausstehlich, |
| unartig, –́–⏑ | unbegreiflich, |
| unanständig, | unendlich, |
| unerzogen, | unerträglich, |
| ungeachtet, | unheilbar, |
| ungereimt, | unhörbar, |
| ungezogen, | unnachsichtlich, auch –́⏑–⏑ |
| unhöflich, | unnahbar, |
| unmittelbar, auch —⏑–́ | unnennbar, |
| (Unmittelbárkeit Hegel mündlich) | unsäglich, unsagbar, |
| unnütz, | untrennbar, |
| unordentlich, | unzertrennlich. |
| unschädlich, | |
| unthunlich, | |
| unverbrennlich –́⏑–⏑ und ⏑⏑–́⏑ | |
| unvernünftig, | |
| unvorbereitet, | |
| unvorhergesehen, auch –⏑–́⏑–⏑ | |
| unvorsichtig, | |
| unwiderstehlich. | |

Weder der Unterschied in Conträre und Absolute (logische) Negation, noch etwa die euphonische Tonstellung, noch die Ableitungsform in Adjectiven oder Participien lässt sich durchführen. Dass eine feste Regel vielleicht unfindbar bleiben wird, mag man schon aus der provinciell schwankenden Betonung einiger Beispiele abnehmen. Poetische Wortstellung erlaubt sich in diesem Falle häufiger als in anderen eine gewisse Lässlichkeit; — ähnliches Schwanken der Willkür bei schwerwiegenden Worten, wie: Freiheit, Wahrheit, ist bekannt genug. Schiller betont: Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde, –́– und ––́ im selben Verse.

* Auch das ältere Kirchenlatein hat Aehnliches, doch substantivisch: Ep. Jacobi 1, 13 Vulgata: Deus enim intentator malorum est = Θεὸς ἀπείραστος κακῶν.

3. Constante Betonung

überhaupt wird angenommen als Vorzug, als Eigenthum der germanischen, insonderheit deutschen Sprache, dergestalt, dass der einmal gültige grammatische Stammton durch keine Ableitung verändert wird, wie etwa in dem wunderlichen französischen puissé-je aus je puisse. Doch finden sich hier Ausnahmen, theils aus Willkür lebendiger oder poetischer Rede,* theils aus provinciellem Eigensinn, zuweilen auch von grammatischer Doctrin eingeschwärzte.

Vielleicht rhythmisch euphonisch wird gewandelt:

Augenblick: augenblicklich ⏑⏑– | –⏑⏑ | ebenso: Augenschein.
Nachsicht: unnachsichtlich ⏑ | –⏑⏑
Unterricht: unterrichten ⏑⏑– | ⏑⏑⏑

Provinciell abweichend sind:

Andacht: andächtig – | –⏑ ostfriesisch ⏑⏑
Vorsicht: vorsichtig ebenso „ ⏑⏑

wogegen ostfriesisch und schwäbisch ganz stammgemäss gesprochen wird lebendig ⏑⏑ | wo das Nhd. schief sagt ⏑⏑.

Die feinsinnige nhd. Unterscheidung von übersetzen, unterhalten u. ä., welche sich auch in der Flexion kundgibt: übersetzt – übergesetzt u. s. w. geht durch alle nhd. Mundarten, während das Holländische allerdings nur das Eine zulässt: overgezet, — das Englische überhaupt diese Art Flexion nicht kennt. Bei diesen Wörtern ist offenbar der Sinn an die Grundbedeutung geknüpft, indem übersetzen ⏑⏑⏑ die körperliche Bewegung aus der Präposition abnimmt, dagegen übersetzen –⏑⏑ durch das Vorwalten des Verbs die geistige Uebertragung abbildet.

Ungleichheit oder Unregelmässigkeit der Betonung kommt noch auf andre Weise vor, und zwar insonderheit bei mehrsilbigen Zusammensetzungen, worüber nach C. F. Becker auch Andre behaupten, es gehe der Wortaccent (προσῳδία) nicht hinter die erste Zusammensetzung zurück. Dies scheint fast dem Griechischen entlehnt, wo jedoch der Fall nicht über das Dreisilbige hinausgehen kann, also drei einzelne (trennbare) Wörter in sich fasst. Solches ist daher ausnehmend selten; sind ausser συμπρόες und διέκπρο noch welche bekannt? Im Deutschen ist's entweder allgemein ungültig oder nur zuweilen provinciell. Gewöhnlicher Ton ist:

Hofmeister Haushofmeister
–⏑ ⏑⏑–⏑

Lehrer Schullehrer Landschullehrer Landschullehrerseminar
⏑ –⏑ ''–⏑ ''–⏑ ⏑⏑–

Baumeister Landbaumeister
–⏑ ''–⏑

Meister Schneidermeister Hofschneidermeister
⏑ ⏑⏑ ''⏑⏑

Hauptmann Feldhauptmann
⏑ ''⏑ nach B. –⏑

Generalfeldzeugmeister mag auf der 4. Silbe betont sein, der vox hybrida schadet's nichts.

Andre mögen zweifelhaft sein, gehen auch als seltnere oder gelehrt-wissenschaftliche der Volkssprache wenig an, z. B.:

Schwefelwasserstoffgas –⏑''⏑–

---

* Von poetischer und mündlicher Rede wäre eines der seltenen Beispiele die Verschiedenheit in:

Wenn der Mond aufgeht –⏑–⏑–
Wird der Mond nicht aufgehn –⏑–⏑⏑

Auffallend sind im Ostfriesischen, vielleicht als Attributivform zu verstehen, folgende Betonungen:

kerkhofsdöre kellerdör (Kirchhofs-, Kellerthür) – –̋ ⏑ | – ⏑ –̋
karmelkerbree (Buttermilchbrei) ⏑ –́ ⏑ –̋
speckpankok (Speckpfannkuchen) ⏑ –̋ –́

und ähnliche.

---

## Les Matinées Royales.

Dies berüchtigte Machwerk aus der Zeit Friedrichs des Grossen ist neuerdings wieder zu einer Mystification verbraucht worden, worüber die Correspondance de Berlin untenstehenden Bericht giebt; derselbe erweckt ein um so grösseres allgemeines Interesse, da er über das sonderbare Buch in grosser Selbständigkeit alles Geschichtliche beibringt:

*Le Figaro* a commencé (le 18 septembre) dans son feuilleton la publication du „Testament de Frédéric II *dit* le Grand.“ — „Ce testament est écrit“ — c'est *le Figaro* qui parle — „sous forme de conseils à son neveu.“ „Nous avons acheté le droit de reproduire ce manuscrit extrêmement curieux et dont la lecture est on ne peut plus attrayante. Son histoire nous est racontée. Il est resté dans la famille de l'un des secrétaires de Frédéric et il a été vendu à Londres dans une vente d'autographes. . . . Ces pages, on les croirait écrites hier par le prince de Bismarck . . .“

Il est difficile de mystifier plus grossièrement le lecteur, — à moins que *le Figaro* n'ait été le jouet lui-même de quelque mystificateur qui aura spéculé hardiment sur la candeur de ce journal en matière de bibliographie.

Le Testament ou l'*art de gouverner dévoilé* n'est autre chose que ces fameuses *Matinées royales* ou l'*Art de régner*, insigne libelle du dernier siècle, que la presse parisienne semble devoir exhumer de temps à autre comme une précieuse découverte offerte en prime à l'abonné.

Voici l'histoire de cet opuscule, — un peu plus authentique que celle du manuscrit acheté par *le Figaro.*

Les *Matinées royales* furent imprimées pour la première fois en 1766 à Paris (naturellement sur la couverture on avait indiqué *Berlin* comme lieu d'impression); elles eurent, cette même année, deux éditions que le baron de Grimm envoya au Roi, de Paris à Potsdam. Le lieutenent-colonel Quintus Icilius écrivit à ce sujet, le 4 mars 1766, la lettre suivante au ministre-résident de Prusse à Hambourg, M. de Hecht:

> „Le Roi m'ayant ordonné de faire insérer dans les gazettes d'Altona et de Hambourg l'article cijoint contre l'*infame auteur* des Matinées du Roi de Prusse, j'oserai, cher ami, m'adresser à vous dans la conviction que vous me prêterez volontiers votre aide et que vous ferez tout ce qu'il dépendra de vous pour flétrir publiquement cet *exécrable écrit.*“

L'article dont il est question dans cette lettre fut publié, le 12 mars 1766, par le *Correspondant impartial*, journal de Hambourg; il dénonçait au mépris des honnêtes gens, dans les termes les plus énergiques, cet opuscule scandaleux, „œuvre de quelque gredin aux gages d'un libraire“ (c'est ainsi que Voltaire qualifiait les libelles semblables qui foisonnèrent de son temps).

Plus tard, les *Matinées royales* furent maintes fois réimprimées, notamment à Paris en 1801. Une traduction allemande en avait été publiée à Boston en 1782; une traduction espagnole du même pamphlet parut en 1788. — Il y a vingt-cinq ans (1845), le *Constitutionnel* de Paris donna —

plus ou moins sincèrement — dans le même piége où le *Figaro* paraît tomber à son tour; il publia la „*Copie d'un manuscrit de Frédéric-le-Grand trouvé dans la bibliothèque de Sans-Souci dans l'année* 1806.“ Malheureusement le journal officiel de Berlin, *Staatszeitung*, dévoila la supercherie (No. du 26 juin 1845); et *le Constitutionnel*, ainsi convaincu de duper ses lecteurs ou d'être dupe lui-même, garda un silence prudent, comme sans doute *le Figaro* se taira demain. — On pouvait croire le pamphlet de 1766 décidément enterré, lorsqu'il reparut encore une fois. M. Nadaud de Buffon publia „les Matinées royales“ dans la *Correspondance inédite de Buffon*; le nouvel éditeur, ayant trouvé le manuscrit dans les papiers de Buffon, imaginait que Frédéric II lui-même en avait fait présent au célèbre savant vers 1782. Un journal allemand, le *Magasin de littérature étrangère* (numéro du 10 avril 1861) éclaira sur la valeur de sa prétendue découverte M. Nadaud de Buffon, lequel reconnut honorablement son erreur et écrivit de Châlons-sur-Saône (25 avril 1861) à la rédaction du *Magasin*: „J'en avais trouvé le manuscrit parmi mes papiers de famille, écrit en entier *de la main du secrétaire de Buffon* . . . Bientôt, je pense je publierai une édition nouvelle de la correspondance de Buffon et je m'empresserai de répandre au dehors les lumières que vous aurez bien voulu me donner.“

Deux ans plus tard *ecce iterùm* . . .; c'est en Angleterre que renaissent les *Matinées*. — Sir John Acton en publia „le vrai texte sur un manuscrit — disait-il, — trouvé à Sans-Souci, en 1806, par le baron de Menneval, secrétaire du portefeuille de l'empereur, — à l'époque où Napoléon 1er occupait l'ancienne résidence de Frédéric II.“ Cette fois encore s'élevèrent des voix allemandes contre une mystification déjà éventée, mais qui se renouvelait sans cesse et toujours avec ce genre de succès sur lequel on peut compter en s'adressant à l'ignorance et à la malignité publique. L'illustre historien *Ranke* écrivit au correspondant berlinois du *Times* une lettre où il démontrait sans peine la fausseté et l'indignité de ce factum attribué au grand Frédéric. — Un peu plus tard, dans la Revue de Leipzig: *Die Grenzboten*, Charles Samwer (*Ueber Unechtheit und Ursprung der* Matinées royales) termina la controverse de manière à couvrir de confusion les faussaires et les dupes que ce libelle centenaire continuait de produire.

Ce qui n'empêcha pas, au mois d'août 1870, M. J. Janin de tirer des *Matinées royales* (pour les besoins sans doute de la cause française) 50 pages méchantes ou 50 méchantes pages sous ce titre nouveau: „Le bréviaire du Roi de Prusse.“ Avec le vieux pamphlet de 1766 M. Janin composait un *pasquin* de circonstance, dans lequel, disait-il, „Frédéric-le-Grand se montre en son plein jour.“ — Cette facétie, assez indigne, paraît avoir eu quelques succès à Paris, dans l'intervalle de Wœrth à Sedan.

Voilà l'histoire, un peu longue, du *manuscrit inédit* acheté par *le Figaro*, au poids de l'or, nous aimons à le croire. Maintenant que ce journal est édifié sur la primeur de son acquisition, s'il désire en connaître exactement aussi la valeur, nous lui indiquerons, comme un assez bon expert et comme un juge qu'il ne récusera pas, l'éminent historien anglais Thomas Carlyle. Dans son histoire de Frédéric II (tome premier) Carlyle qualifie les prétendues „Matinées royales“ d'*impudent libelle*, où l'on fait confesser au grand roi que le machiavélisme, qu'il a combattu lui-même avec une si sincère éloquence dans son Anti-Machiavel, est le génie de sa maison et celui de la Prusse! Carlyle ajoute — dans la note qu'il consacre à l'opuscule en question:

„Telle est la doctrine de ce pamphlet éhonté, dont le *manuscrit original* rouve encore des gens assez . . . *simples* pour l'acheter comme une curiosité inestimable!“

## Tübingen's Lob.*

„Dann durch Gottes miltreiche Gnad vnnd Barmhertzigkeit, dise Statt auch gesegnet, mit seinem heilsamen vnnd allein Seeligmachendem Reinem Wort, sie ist gesegnet mit den lieblichen Brünnlin der freyen Künsten, sie ist gesegnet mit den edlen Cedern Bäumen der Studierenden Jugendt, sie ist gesegnet mit Milch und Honig der lieben Frücht- und dess Wein Wachses, sie ist gesegnet mit den starken Mauren des Guldenen Friedens, sie ist gesegnet mit der kostbaren Kron der Gerechtigkeit, welche allhie als vom Thron Salomonis bey Statt- und Hofgericht meniglichen ertheilet würdt, welche der himmlische König aller König auch fürohin durch sein starken Arm mit den Flügeln seiner Cherubim vnd Seraphim gnädiglich beschirmen vnd erhalten wölle." S. 6. 7.

---

## Eberhard III., ein Constanzer Bischof, der nicht Deutsch versteht.

Onangesehen aber er ein fast gelehrter Herr gewesen, doch weil er der teutschen Sprach nicht erfahren, auch jhme die Geschäft oder Sitten der Teutschen gar nicht bekannt, so kundte er sich desto minder in ein ordentliches Regiment schicken. Dessenthalben under jhme das Bisthumb sich nicht sonders in den zeitlichen sachen gebessert.

198. Merk, Costanz. Chr.

---

## Eine zeitgemässe schwäbische Dedication.

Es wöllen derowegen E. F. Gn. dise mein Chronik gnädigst auff- und annemmen und ob gleich wol dieselbig von mir kein Glanz und schein hat, so ist es doch genug, wenn sie von den Fürstlichen Augen einen Blick erlangt.

Merk, Constanz. Chr. 1627. Ep. dedicatoria.

---

## Ehrenerschleichung.

Solche die erlangte Würden durch allerlei Laster missbrauchen, kann gesagt werden, „dass sie vom underen Gemach in das mitle per cochleam durch einen Schnecken oder Wendelstein hinauffsteigen, das ist, nicht grad und rechtmässig, sondern krumb, steigen ihre Viel zu Geistlicher Würde gleich wie man durch die Schnecken krumb umhergeht."

G. Wittemweiler, Ps. III. Cant. 203.

---

Jacobus Furnius ein Genueser hat in lateinischer und griechischer Sprache Carminæ nach Davids Weiss disen Psalmen eben also beschriben dass alle Octonarii und versicul mit dem Buchstaben des Griechischen und Lateinischen Alphabets anfangen.

Wittweiler, Psalter III, 201. Constanz 1619. 4.

---

* Samuel Hafenreffer, Unda Bethhestae Repullulani. Tüb. b. Dietrich Wedlin 1629. (Bläsibad b. Tüb.)

Ihr seydt zufriden mit eweren newerdichten mehrthails Schmachliedern vor und nach der Predig; Kinder in Wiegen singen ewere Mette, wann sie nach ewers Breviers Milch schreien. S. 261 ff.

---

## Räthsel, sicilianisch.

Ich bin nichts und bin die Tochter jedes Wesens,
Su seegnu nenti e su frigghia d'ogni enti,
Von Natur flüchtig und unbeständig.
Di natura volubile e inconstanti.
Wer will hat im Augenblick mich gegenwärtig.
Cu voli 'ntra un momente m'ha presenti.
Und im Augenblick entfernt er mich.
E'ntra un momente mi leva d'avanti.
Ich gehe aber empfinde nicht.
Camminu ma non haju sintimenti.
Bin taub, blind, stumm und bin unwissend,
Su surda, orva, muta e su gnuranti,
Bin lang und breit, aber wiege nichts,
Su lunga e larga ma non pisu nenti,
Bin zwerghaft, rechter Grösse und bin riesig,
Su nana, su giustera o su giganti.

---

Wenn die zweite über die vierte läuft und fällt in die dritte, so wird sie die erste. Das ganze ist ein untergegangenes deutsches Fürstenhaus.

A. Birlinger.

---

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

Dr. L. Wiese, Deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart. (Berlin, Weigandt & Grieben.) 8 Sgr.

H. Thilo, Der Sprachunterricht auf der Mittelstufe in der Volksschule (Osterburg, Doeger.) 4 Sgr.

K. Bartsch, Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der g rmanischen Philologie. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.

H. Deinhardt, Lehrerbildung und Lehrerbildungs-Anstalten. (Wien, Pichler.) 20 Sgr.

L'interprête universel ou langue pour toutes les nations de l'univers. Ouvrage pasigraphique à 2000 mots radicaux et 200 syllabes de formation. (Graz, Leykam.) 12 Sgr.

Archiv für Literaturgeschichte. Hrsg. von Rich. Gosche. 2 Bd. 4 Hefte. (Leipzig, Teubner.) 4 Thlr.

H. Neubauer, Gymnasium u. Realschule. Wider Herrn Director Jäger. (Langensalza, Verlags-Comptoir.) 5 Sgr.

G. Süssmann, Die sechsklassige Bürgerschule. Stellung, Aufgabe und Organisation. (Hannover, Brandes.) 1 Thlr.

## Lexicographie.

C. Sachs, Encyclopädisch französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. 10. u. 11. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) à 9 Sgr.

J. J. Lyragé, Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. (Reutlingen, Fleischhauer.) 18 Sgr.

J. & W. Grimm, deutsches Wörterbuch, fortges. v. R. Hildebrand & K. Weigand. 4. Bd. 2 Abth. 4. Lfrg. Bearb. v. Mor. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

D. Sanders, Wörterbuch deutscher Synonymen. (Hamburg, Hoffmann & Campe.) 1. Lfrg. 20 Sgr.

J. C. A. Heyse's Fremdwörterbuch. Neu bearb. u. erweitert von Prof. Dr. Carl Böttger. 1. Lfrg. (Leipzig, Fues.) 5 Sgr.

C. Cubasch, Neues Fremdwörterbuch. 16. u. 17. Lfrg. (Hamburg, Richter.) à 5 Sgr.

M. A. Thibaut, Vollst. Wörterbuch der französ. u. deutschen Sprache. Vollständig umgearbeitet. (Braunschweig, Westermann.) 2 Thlr.

S. H. Helms, Vollst. schwedisch-deutsches und deutsch-schwedisches Wörterbuch. 2 Bde. (Leipzig, Holtze.) 3 Thlr.

Fr. Booch & A. Frey, Hand-Wörterbuch der russischen und deutschen Sprache. 1. Lfrg. (Leipzig, Haessel.) 10 Sgr.

## Grammatik.

K. Müllenhoff, Paradigmata zur deutschen Grammatik. 3. Aufl. Nebst Lachmann's Abriss der mittelhochdeutschen Metrik. (Berlin, Hertz.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Erörterungen über deutsche Orthographie zur Begründung und Erläuterung der Schrift: Regeln und Wörterverzeichniss hrsg. von dem Verein Berliner Gymnasiallehrer. (Berlin, Weidmann.) 5 Sgr.

G. Michaelis, Ueber die Berliner Gymnasial-Orthographie. (Berlin, Ebeling.) $2\frac{1}{2}$ Sgr.

A. Mussafia, Darstellung der romagnolischen Mundart. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.

L. Wimmer, Altnordische Grammatik. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers. (Halle, Buchh. d. Waisenh.) 20 Sgr.

A. F. C. Vilmar, Anfangsgründe der deutschen Grammatik. III. Wortbildungslehre. (Marburg, Elwert.) 6 Sgr.

M. Trautmann, Bildung u. gebrauch der tempora u. modi in der Chanson de Roland. 1. Heft. (Halle, Lippert.) 10 Sgr.

Oesterlen & Wiedmayer, Schulgrammatik der franz. Sprache. II. Kurs. (Stuttgart, Metzler.) 21 Sgr.

J. G. Deutsch, Internationale Grammatik f. d. Italienische, Deutsche u. Französische. (Zürich, Schabelitz.) 20 Sgr.

Th. Möbius, Dänische Formenlehre. (Kiel, Schwers.) 24 Sgr.

A. Benecke, Die französische Aussprache in methodischer Darstellung. (Potsdam, Stein.) 15 Sgr.

Grammaire du pensionnat en 5 cours. (München, Leutner.) 1 Thlr. 2 Sgr.

## Literatur.

C. Lemcke, Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit. 1. Bd. (Leipzig, Seemann.) $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Sakantola oder der entscheidende Demantring. Metrisch übersetzt von A. Arthur. (Dresden, Schöpff.) 6 Sgr.

Hildebold v. Schwangau, Minnelieder, übers. v. Jos. Schrott. (Augsburg, Kollmann.) 25 Sgr.

P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. 34. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

O. Jänicke, E. Steinmeyer & W. Willmanns, Altdeutsche Studien. Der Ritte von Staufenberg. Das jüngere Gedicht vom Riesen Sigenot. Zur Geschichte des Eckenliedes. (Berlin, Weidmann.) 1 Thlr.

W. Wackernagel, Gothische u. altsächsische Lesestücke nebst Wörterbuch. (Basel, Schweighauser.) 20 Sgr.

H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. 4. Bd. von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit. 15. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 7½ Sgr.

R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrh. 3 Bde. 3. Aufl. (Breslau, Korn.) 1. Lfrg. 12 Sgr.

R. Gosche, Gervinus. 2. verb. u. verm. Abdruck. (Leipzig, Teubner.) 10 Sgr.

J. Müller, Remarques sur la langue des classiques franç. au 17. siècle. (Leipzig, Dürr.) 18 Sgr.

Fr. Kreyssig, Shakespeare-Fragen. Kurze Einführung in das Studium d. Dichters. 6 Vorträge. (Leipzig, Luckhardt.) 1⅓ Thlr.

Otto Ludwig, Shakespeare-Studien., hrsg. v. M. Heydrich. Leipzig. Cnobloch.) 2¼ Thlr,

W. Scott, The lady of the lake. A poem in six cantos. With a glossary (Stuttgart, Metzler.) 12 Sgr.

W. Scott, Die Dame vom See, übers. von L. Freytag. (Bremen, Kühtmann.) 20 Sgr.

W. Scott, Die Jungfrau vom See, übers. v. K. Overbeck. (Oldenburg, Stalling.) 18 Sgr.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen v. Philalethes. 2. Ausg. 3 Thle. (Leipzig, Teubner.) 3 Thlr.

Romancero del Cid. Nueva ed. p. Carolina Michaelis. (Leipzig, Brockhaus.) 1⅓ Thlr.

## Hilfsbücher.

H. Th. Traut, Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte. (Halle, Schwetschke.) 28 Sgr.

J. Agrent und Kukula, Deutsches Lesebuch für untere Klassen. (Wien, Braumüller.) 20 Sgr.

O. Lange, Deutscher Lesestoff f. Schulen. (Berlin, Gärtner.) 12 Sgr.

Dielitz u. Heinrichs, Deutsches Lesebuch f. d. unteren Classen. (Berlin, Reimer.) 3. Aufl. 20 Sgr.

Seffer und Dieckmann, Anleitung zur Deutschen Rechtschreibung. 3. Aufl. (Hannover, Rümpler.) 3 Sgr.

J. Riedel, Lehr- und Lesebuch der franz. Sprache. (Mannheim, Bensheimer.) 28 Sgr.

Molière, Les femmes savantes. Mit Anmerkungen herausgegeben von C. T. Lion. (Leipzig, Teubner.) 13½ Sgr.

F. Fäsch, Ausgeführte Stilarbeiten zum 2. Hefte des deutschen Uebungsbuches. (St. Gallen, Huber.) 7 Sgr.

F. A. Stützer, Regeln f. d. Unterricht in der Orthographie. (Eilenburg, Offenhauer.) 5 Sgr.

R. Benedix, Der mündliche Vortrag. 3. Aufl. (Leipzig, Weber.) 7½ Sgr.

C. Chambeau, Handbuch z. Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Berlin, Guttentag.) 15 Sgr.

E. Burtin, Exercices de gymnastique intellectuelle ou énigmes, charades, logogriphes et jeux pour le jeune âge recueillis. (Berlin, Plahn.) 7½ Sgr.

Bozzi's Conversations-Taschenbuch der französischen und deutschen Sprache. Ein Mittel durch praktische Anleitung Anfängern in beiden Sprachen das Sprechen zu erleichtern. Nach J. Perrin, Mad. de Genlis und Duvez. Durchgesehen und mit Anmerkungen und Gesprächen etc. erweitert vom Lehrer J. Grüner. 27. Aufl. 12. (XVI, 436 S.) (Wien, Lechner.) cart. ¾ Thlr.

S. With, Comédies et proverbes destinés aux jeunes filles. (Berlin, Henschel.) 18 Sgr.

G. Wolpert, Militia, Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Berlin, Nicolai.) 10 Sgr.

J. Sandeau, Madeleine. Mit Anmerkungen u. Wörterbuch v. Ed. Hoche. (Leipzig, Fleischer.) 12½ Sgr.

Th. Poetschke, Choix de la lyrique française du XIX. siècle. (Altenburg, Pierer.) 15 Sgr.

F. H. Ahn, Manuel théorique et pratique de compositions françaises. (Mainz, Kupferberg.) 22½ Sgr.

W. Gesenius, Lehrbuch der engl. Sprache. 2 Thle. (Bremen, Gesenius.) 17½ Sgr.

J. Lehmann, Lehr- und Lesebuch der engl. Sprache. (Mannheim, Bensheimer.) 10 Sgr.

W. Ulrich, Der englische Examinator oder Repetition der engl. Gramm. in Frage u. Antwort. (Leipzig, Luckhardt.) 12 Sgr.

Appleton, John L., Neue praktische Methode, die englische Sprache in kurzer Zeit lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Mit Angabe der englischen Aussprache und Betonung. — A new and practical method of learning the english language. 16. Aufl. 8. (558 Seiten mit einer Steintafel.) Philadelphia, Schäfer & Konradi. geb. 1½ Thlr.

Boltz, Prof. Dr. Aug., Neuer Lehrgang der englischen Sprache nach einer praktischen, analytischen, theoretischen, synthetischen Methode von T. Robertson. Für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht, unter Benutzung der neuesten englischen Sprachwerke, und mit beständiger sehr vollständiger Angabe der germanischen und französischen Analogien, nach der 6. Original-Auflage zum Gebrauch für Deutsche vollständig neu bearbeitet. 1. Thl. 6. Aufl. gr. 8. (VI, 172 S.) (Berlin, Gærtner.) n. ½ Thlr.

C. von Reinhardstoettner, Holländische Conversations-Grammatik. 2. Aufl. (Heidelberg, Groos.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Bozzi's Conversations-Taschenbuch der italienischen und deutschen Sprache. Vom Schulrath Prof. Dr. Alois Cäsar Pavissich. 16. durchgesehene und verbesserte Auflage. 12. (X, 364 S.) Ebd. cart. ¾ Thlr.

Collot, Prof. A. G., A new and improved standard french and english and english and french dictionary. Revised ed. gr. 8. (1324 S.) (Philadelphia, Schäfer & Koradi.) geb. 4 Thlr.

Cornet, Jules, Manuel de la conversation Russe & Française. 4. Éd. gr. 16. IX, 425 S. (Leipzig, Holtze.) $^3/_4$ Thlr.

Fuchs, Prof. Paul, Russische Conversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht. gr. 8. (VII, 365 S.) (Heidelberg. J. Groos.) n. $1^1/_3$ Thlr. (2 fl. 20 Kr. rh.)
Schlüssel (143 S.) geb. n. 16 Sgr. (54 Kr. rh.)

F. Henschel, A collection of anglicisms, germanisms and phrases of the germ. and engl. languages. (Berlin, Henschel.) 20 Sgr.

Easy English readings. I. Niebuhr's tales of greek heroes. Aus dem Deutschen übers. (Gotha, Schloessmann.) $7^1/_2$ Sgr.

F. H. Ahn, Theory and practice of english composition. (Mainz, Kupferberg.) 18 Sgr.

Macaulay's Essays. With explanatory notes by J. Morris. (Leipzig, Friese.) 12 Sgr.

L. Noiré, Italienische Grammatik für obere Klassen. (Mainz, Zabern.) $7^1/_2$ Sgr.

James Worman, A first course in the german language. (Berlin, Cohn. $1^1/_2$ Thlr.)

---

# ARCHIV

FÜR DAS

# STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

# UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXVII. JAHRGANG, 49. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1872.

# Inhalts-Verzeichniss des XLIX. Bandes.

## Abhandlungen.



## Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

## Miscellen.



## Bibliographischer Anzeiger.

# Neue Beiträge zur englischen Lexikographie.

Von
Dr. A. Hoppe in Berlin.

Bei Sammlung und Erklärung der hier folgenden Wörter sind dieselben Grundsätze befolgt worden wie bei den früher in dieser Zeitschrift veröffentlichten „Beiträgen zur englischen Lexikographie“ (Artikel I, Bd. 28, p. 385—416; Art. VIII, Bd. 36, p. 353—372); d. h. sie sind bestimmt, das Englisch-Deutsche Lexikon zu vervollständigen und zu verbessern; dabei ist durchweg das Lexikon von Newton Ivory Lucas (Bremen, 1856, Schünemann's Verlag) zu Grunde gelegt, und Alles als neu angenommen worden, was in diesem Buche nicht steht. — Die Wörter sind fast ausnahmslos aus der Lectüre genommen; die Erklärungen aus Webster's Dictionary by Chauncey A. Goodrich and Noah Porter (die Vorrede datirt New Haven, July 1864) — hier mit Wb. bezeichnet — Jamieson's Dict. of the Scottish Language, New Edition by John Longmuir; Edinb. 1867 — hier J. — und P. L. Simmonds' Commercial Dictionary, London 1867 — hier S. — andere auch aus den Schriftstellern selbst oder aus mündlicher Belehrung. Wo nach Seiten citirt ist, ist überall die Tauchnitz'sche Ausgabe gemeint, ausser bei W. Scott, wo die in Klammer stehende Zahl auf die Schlesinger'sche, und bei Jeaffreson, Live it down, wo sie auf die Ausgabe von 1863 (London, Hurst and Blackett) weist. — Mit S. L. wird Bezug genommen auf das Anfangs dieses Jahres erschienene Englisch-Deutsche-Supplement-Lexikon von Dr. A. Hoppe (Berlin, G. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung), um das dort Gegebene zu vervollständigen oder durch

Beweise zu belegen. — Was die schottischen Wörter betrifft, so lässt sich weder bei Lucas noch bei Webster oder Worcester ein Princip erkennen, nach dem die Auswahl getroffen wäre. Da nun das dringendste Bedürfniss das ist, wenigstens W. Scott mit Hilfe unseres Lexikons lesen zu können, so ist mit der Durcharbeitung einiger Romane dieses Schriftstellers hier der Anfang gemacht worden.

A . . . Präfix (verstümmelte Präposition), zur Bildung von Adverbien und prädicativen Adjectiven:

AFOAM, schäumend. Wb.: in a foaming state; as, the sea is all afoam. — *C. Bell, Shirley,* II. p. 305: Mac Turk, being summoned, came with steed afoam. (So können diese Wörter, der Form nach nicht prädicativ, hinter das Substantiv treten; the black porter, like the rest of the world, astir at an early hour; *Bulwer.* — a man a little agoggled in his eyes; *Leighton.* — behold the hill-tops all aglow with silver and with amethyst; *Longfellow.* — the muscles all a-ripple on his back; *Farrar.* Vgl. S. L. unter diesen Wörtern).

AGLOW. *C. Bell, Shirley,* I, p. 192: But if Briar-chapel seemed alive, so also did Briarmains: though certainly the mansion appeared to enjoy a quieter phase of existence than the temple; some of its windows too were a-glow. Vgl. S. L.

AGRIN, lachend, ASHINE, glänzend. *C. Bell, Shirley,* I, p. 45: his hard features were revealed all agrin and ashine with glee. Vgl. S. L.

A-HORSE, zu Pferde. *W. Russell, My Diary in India,* II, p. 120: ladies and gentlemen who were flirting and philandering, a-horse and a-foot, on the road below me.

A-HORSEBACK, zu Pferde. *Thackeray, the Virginians,* II. p. 241: he loved any game that was a-foot or a-horseback; scherzhaft wie: „Das im Gange oder im Ritte war.“

A-HUNGERED, hungernd. *C. Bell, Shirley* I, p. 235: To this extenuated spectre, perhaps, a crumb is not thrown once a year; but when a-hungered and athirst to famine . . . Divine Mercy remembers the mourner etc. — ib. II, p. 277: I saw many originally low, and to whom lack of education left scarcely anything but animal wants, disappointed in those wants; ahungered, athirst, and desperate as famished animals.

A-LOW, in Flamme, brennend. *W. Scott, Heart of M. L.,* c. 45 (III, p. 175): The Captain's a queer hand, and to speak to him about

that or ony thing else that crosses the maggot, wad be to set the kiln a-low.

A-PURPOSE, absichtlich. *D. Jerrold, St. Giles etc.* I, p. 21: „Pooh! women can love no end o' babies," said Jem. „They 're made a purpose for it."

ABERDAVAT, s. *W. Russell, My Diary in India*, II, p. 102: These (trees) are full of birds. The little aberdavats flit about like bees from branch to branch. Wol derselbe Vogel wie aberdevine bei L. u. Wb.

ABORIGEN, s. irrthümlich gebildeter Singular zu aborigines. *W. Russell, My Diary etc.* II, p. 174: And thus, with an able-bodied aborigen holding on by my tunic-tails behind . . . I parachuted down — down etc.

ABOUT, 1. *praep.* a man about town, ein Lebemann. *W. Scott, St. Ronan's W.*, c. 33 (III, p. 11): a buck of the old school, one of Congreve's men of wit and pleasure about town . . . 2. *adv.* turn about oder turn and turn about, abwechselnd, einer um den andern. *W. Scott, Kenilworth*, c. 15: and despite all thy boasted art and ambition, Devonshire will see thee shine a true younger brother, fit to sit low at the board, carve turn about with the chaplain, look that the hounds be fed etc. — week about, nach Wochen abwechselnd. *W. Scott, the Pirate*, c. 34 (III, p. 100, Schl.): it will never do to have two captains in the same day. I think week about might suit better — and let Cleveland take the first turn. *id. Heart of Mid. L.* c. 16 (I, p. 259): time about 's fair play. Zu Beiden vgl. S. L.

ABSOLVITOR. s. *W. Scott, St. Ronan's W.* c. 8. (I, p. 110): and unless ye get your thumb-nail on them in the very nick o' time, ye may dine on a dish of prescription, and sup upon an absolvitor. — J.: A forensic term, used in two different ways: — 1. *Absolvitur ab instantia.* "One is said to be absolved from the instance, when there is some defect or informality in the proceedings; for thereby that *instance* is ended until new citation." *Spottiswoode's Law Dict. M. S.* — 2. *Absolvitur from claim.* "When a person is freed by sentence of a judge from any debt or demand, he is said to have obtained *absolvitur from the* pursuer's *claim.*" — *Ibid.*

ABUNE, prp. schottisch = aboon, above. *W. Scott, the Antiquary*, c. 7 (I, p. 80, Schl.): See, yonder's the Ratton's Skerry — he aye held his neb abune the water in my day — but he 's aneath it now. — *id. Heart of Mid.-L.* c. 12 (I, 188): as long as our heads are

abune the grund. — *ib.* c. 26 (II, p. 134): see abune a' that there's a gude fire.

ACCEPT, v. the accepted, der Verlobte, wie es scheint Amerikanismus. *R. B. Kimball, Was He successful?* p. 209: To cut the story short, the whole matter was pleasantly settled, and Hiram established as the accepted of Miss Tenant. — ib. p. 259: Emma, alas! was away, far away, else he would go and appeal to her — not to reinstate him as her accepted, but — to aid him to get right with Dr. Chellis.

ACCOMODATION, s. Unterkommen, Quartier für die Nacht. *W. Collins, After Dark*, p. 208: What is the name of the nearest town where you could get good accommodation for the night?

ACOLYTE, s. L. giebt nur die kirchliche Bedeutung („Akoluth"). Doch oft allgemeiner: ein Begleiter, Helfer, Neuling u. dgl. *W. Scott, Kenilworth*, c. 32: In the course of the passage from the hall of the reception to the banqueting-room, and especially in the courtyard, the new-made knights were assailed by the heralds, pursuivants, minstrels &c., with the usual cry of *Largesse, largesse, chevaliers très hardis!* an ancient invocation, intended to awaken the bounty of the acolytes of chivalry towards those whose business it was to register their armorial bearings etc. — *Ant. Trollope, Barchester Towers*, c. 11: This was said exactly in the tone that a young Admiralty clerk might use in asking the same question of a brother acolyte at the Treasury.

ACROSS, 1. *adv.* breit, bei Dimensionsangaben. *W. Russell, My Diary* etc. II, p. 347: The stream of the Gogra is 350 yards across or more, and the current runs swiftly. The breadth of the bed is 1500 or 1600 yards, and in the height of its overflow it is three miles across. 2. *prp.* across country, stehende Phrase vom Reiten bei der Hetzjagd. *Jeaffreson, Live it down*, II, p. 99: I always respect a man who, besides going across country with pluck, rides with judgement. — ib. p. 244: So the young Squire rode his ill-favoured hackney across country, in the highest possible humour with her bad qualities etc. — Vgl. S. L.

ACUTE as a needle, mit der bei stehenden Phrasen häufigen Verwechslung der eigentlichen und figürlichen Bedeutung (to sleep like a top; close as wax; plain as Salisbury u. dgl.). *W. Scott, St. Ron. W.* c. 25 (II, p. 170): simple as a child in all that concerned the world and its ways, acute as a needle in every point of knowledge etc.

ADAMANT, s. Nach Vorgang des Griechischen und Lateinischen:

auch: härtester Stahl. *Ant. Trollope, the Warden*, c. 10: He was as a man bound with iron, fettered with adamant: he was in no respect a free agent. Vgl. S. L. unter diamond.

ADJOURNAL, v. In Schottland die amtliche Einregistrirung eines Erkenntnisses. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 1 (I, p. 27): I read (novels) from habit and indolence, not from real interest . . . But not so in the real records of human vagaries — not so in the State Trials, or in the Books of Adjournal. — ib. c. 23 (II, p. 81): The declaration of Effie Deans was altered on other principles, and the following is a sketch of its contents, given in the judicial form, in which they may still be found in the Books of Adjournal. — J.: The designation given to the record of a sentence passed in a criminal cause, and kept in what are called the *Books of Adjournal.*

ADMINICLE, s. L.: „Hülfe, Unterstützung.“ In der schottischen Gerichtssprache „ein Nebenbeweis, den Beweis unterstützender Umstand.“ *W. Scott, Heart of M. L.* c. 23 (II, p. 80): It is true that these declarations are not produced as being in themselves evidence properly so called, but only as adminicles of testimony, tending to corroborate what is considered as legal and proper evidence. — J.: Collateral proof. — Dazu:

ADMINICULATE, v. ein Zeugniss unterstützen. *W. Scott, ib.* (II, p. 97): It (extrajudicial confession) was totally inept, and void of all strength and effect from the beginning; incapable, therefore, of being bolstered up or supported, or, according to the lawphrase, adminiculated, by other presumptive circumstances. — Fehlt auch bei J.

ADMINISTRATOR, s. *Jeaffreson, Live it down*, III, p. 71: the sum of twelve thousand pounds of lawful British money, to be paid to the said B., or to his certain attorney, *executors, administrators, or assigns* etc. Letztere drei Worte stehen zur Bezeichnung derjenigen, die einen Rechtsanspruch auf Eigenthum durch einen andern haben. Vgl. S. L.

ADVOWSON, s. Der Inhabar eines solchen kann, so lange der die Pfründe bekleidende Geistliche lebt, sein Recht der Besetzung nach dem Tode desselben verkaufen. *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 16 (II, p. 42): His lordship had privately purchased from the Mowbray family the patronage or advowson of the living of St. Ronan's, then held by a very old incumbent, who died shortly afterwards. Vgl. S. L. unter presentation.

AETAT. = at the age of . . ., eigentlich in Kirchenbüchern. *Jeaffreson, Live it down*, I, p. 6: Such . . . was John B., merchant and ex-attorney-at-law, ætat. 60 (or thereabouts) . . . — ib. p. 256: a fearfully designing and worldly-minded fellow was Mr. T.; ætat. 22. — ib. II, p. 135: Miss T. conferred flattering attentions on the children — asking Teddy (ætat. seven) when he would be old enough to ferry folks across the water? — telling little Bessie (ætat. eight) that she had heard etc. Vgl. S. L.

AFRITE, s. *W. Scott, Kenilworth*, c. 26: Not at the command of the lord of some Eastern talisman did ever Afrite change his horrid frown into a look of smooth submission, more suddenly than etc. — *W. Scott, Guy Mann.*, c. 19 (I, p. 154): he rubbed his huge hands together, and burst into a portentous sort of chuckle, like that of the Afrite in the tale of Caliph Vatheck. — Wb.: An evil genius in the Mahommedan mythology.

AFTER-NAME, s. Vatersnamen. *W. Scott, Guy Mannering*, c. 26 (II, p. 36): "And what's his name, pray?" "Gabriel." "But Gabriel what?" "Oh, Lord kens that; we dinna mind folks' afternames muckle here, they run sae much into clans."

AGAIN, *adv.* Dient bloss die Intensität zu bezeichnen; s. S. L. *W. Scott, Rob Roy*, c. 31 (III, p. 64): she set up a shriek that made the rocks ring again. — ib. c. 34 (III, p. 110): The intelligence excited such shouts of jubilation that the very hills rung again.

AGAINST als Conjunction. *W. Scott, Kenilworth*, c. 20: and take off two gowns of that russet cloth for Dorcas and Alison, Janet, to keep the old wretches warm against winter comes. — ib. c. 23: and against we meet again, reform me, Janet, that precise ruff of thine for an open rabatine etc. — id. *Heart of M. L.*, c. 33 (II, p. 244): I will . . . make you a cup of tea . . . against you come down. (Vgl. S. L.)

AGE, s. the age of the moon, die Phase des Mondes, die Angabe, wie weit der Mondwechsel vorgeschritten ist. *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 8 (I, p. 120): "What are you consulting your *souvenir* for with such attention, my dear Lady Binks?" "Only for the age of the moon," said her ladyship, putting the . . . calendar into her reticule.

AGENT, v. Sachwalter sein, eine Sache führen; wohl nur schottisch. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 18 (I, p. 210): I'll employ my ain man of business, Michel Novit . . . to agent Effie's plea.

AHINT, prp. *W. Scott, the Antiquary*, c. 26 (II, p. 143): and

sits doun wi' his pipe and his gill-stoup ahint the ingle. — J.: behind, in respect of place. (L. hat es nur als *adv.*)

AIBLINS, andre Schreibart für ablins, oft bei *Scott*, z. B. *Antiquary* c. 21 (II, p. 73): ane o' them turned saint (or aiblins wad hae had folk think sae). — ib. (p. 74): it's fitting that thae wha hae led a light and evil life, and abused charity when they were young, suld aiblins come to lack it when they are auld — und oft sonst.

AID AND ABET, häufige Alliteration, vgl. S. L. *W. Scott*, *Waverley*, c. 51 (II, p. 148): I knew nothing, you must recollect, of the charge brought against you of aiding and abetting high treason. — *id. Rob Roy*, c. 18 (II, p. 55): were the whole host that fell with Lucifer to return to aid and abet them. — *Jeaffreson*, *Live it down*, II, p. 52: of course he strenuously aided and abetted Dr. and Mrs. M. in their endeavours to fill the theatre.

AIR, s. *W. Scott*, *the Pirate*, c. 19 (II, p. 93):

The power thou dost covet
O'er tempest and wave,
Shall be thine, thou proud maiden,
By beach and by cave, —
By stack and by skerry, by noup, and by voe,
By air and by wick, and by helyer and gio.

Anm. zu air: an open sea beach. — J.: A sand-bank. Orkney. Shetland.

AIR, adv. (schottisch) frühe. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 27 (II, p. 152): what brings you out to Libberton sae air in the morning? — J.: 1. before, formerly. 2. early.

AIRIFIED, a. grossthuerisch, affectirt (vgl. dandified, countrified, frenchified). *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 114: "Don't look at me, child, for encouragement in your airified goings on," responded that aged woman, shaking her cap with severity.

AIRT, v. leiten, anhalten zu (schottisch). *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 19 (II, p. 40): our vile affections . . . cling too heavily to me in this hour of trying sorrow to permit me to keep sight of my ain duty, or to airt you to yours. — J.: to direct, to mark out a certain course; used with respect to the wind, as blowing from a particular quarter.

AIT, s. schottisch für oat, oaten (J.). Häufig bei *W. Scott*, z. B. *Antiquary*, c. 21 (II, p. 72): I wad trail mysel here wi' a pickle aitmeal. (vergl. baittle.)

ALCINA, n. *W. Scott, Waverley*, c. 9 (I, p. 68): The scene, though pleasing, was not quite equal to the gardens of Alcina; yet it wanted not the "due donzelette garrule" of that enchanted paradise. — Wb.: A fairy in Bojardo's "Orlando Innamorato", where she is represented as carrying off Astolfo. She re-appears in great splendor in Ariosto's "Orlando Furioso."

ALFRED'S, n. Ein Club älteren Styls in London, s. Boodle's.

ALL BUT; fast ganz, vgl. S. L. *Ant. Trollope, Barchester Towers*, c. 24: Mr. Harding has all but a positive right to the place.

ALOES, ist Plural in der medic. Bd. „Aloesaft," theilt aber die Eigenheit von odds, news, means (Maetzner, I, p. 231), insofern sich der unbestimmte Artikel damit verbindet. *W. Scott, Guy Mann.*, c. 12 (I, p. 100): Yet all this availeth me nothing — I told you I had that upon my mind which I should carry to my grave with me, a perpetual aloes in the draught of existence.

AMERICA, n. *Thackeray, the Virginians*, I, p. 169: his Majesty would send a great force from home to recover the tarnished glory of the British arms, and to drive the French out of the Americas. Wol veraltete Bezeichnung der amerikanischen Besitzungen.

AMORET, n. *W. Scott, Kenilworth*, c. 14: What has become of the lovely Indamira that was to match my Amoret for truth and beauty. — Wb.: The name of a lady married to Sir Scudamore, in Spenser's "Faëry Queen." She expresses the affectionate devotedness of a loving and tender wife.

AND, conj. there are women and women, zwischen Frau und Frau ist ein Unterschied. (S. L.) Vgl. *Jeaffreson, Live et down*, III, p. 296: for even among the luckless dwellers in Blackmore and its vicinity, there were grades and grades; an aristocracy . . . ., and a commonalty.

ANDAMAN, n. the Andaman Islands, die Andamanen. *W. Russel, My Diary etc.*, I, p. 133: He has just returned from an interesting excursion on the Andaman Islands.

ANES (anis, anys, ains), *adv.* = once (Ausspr. wie ainze). J. — *W. Scott, the Antiquary*, c. 12 (I, p. 134): I downa take mickle siller at anes, it's against our rule. — ib. c. 21 (II, p. 74): it's not the same to him as to the like o' us that can sleep ony gate an anes our wames are fu'. — ib. (p. 76): This secret passage anes gaed round great part o' the bigging.

ANNEXATIONIST, s. jemand, der das Princip hat (Land) zu annectiren. *W. Russell, My Diary etc.*, II, p. 251: Seeing these things, one is tempted to regard with suspicion and dislike the policy of the annexationists.

ANSAR, s. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 15 (I, p. 239), in Beziehung auf leibhafte Erscheinungen des Teufels: David Deans believed this, and many other such ghostly encounters and victories, on the faith of the Ansars, or auxiliaries of the prophets. — J. citirt, ohne eine Bedeutung zu geben, nur diese Stelle, und schreibt bei „alt franz. *anseor*, juge, arbitre" — was nichts sagen will. Das W. ist arabisch und bedeutet „Helfer," ist auch Ehrenname der Bewohner Medina's (Sanders, Fremdwörterbuch), weil sie Muhammed's erste Anhänger und Helfer waren.

ANTICONNUBIAL, a. was wider die Ehe ist. *Dickens, Sketches*, p. 435: Mr. Watkins Tottle was rather an uncommon compound of strong uxorious inclinations, and an unparalleled degree of anticonnubial timidity.

AQUARIUM, s. Ein Aquarium. *Thackeray, the Virginians*, III, p. 238: Some of my amiable readers no doubt are in the custom of visiting that famous garden in the Regent's Park, in which so many of our finned, feathered, fourfooted fellow-creatures are accommodated with board and lodging . . .; and there . . . I found myself, whilst looking at some fish in the aquarium, still actually thinking of etc. — Wb.: a globe or tank of glass for keeping alive aquatic animals, usually in connexion with aquatic plants, rock-work, and shells.

APPRIZER, s. *W. Scott, Guy Mann.*, c. 2 (I, p. 11): The apprizer, therefore (as the holder of a mortgage was then called), entered upon possession etc.

ARBORIFEROUS, a. baumtragend, Bäume hervorbringend. *W. Russel, My Diary etc.*, I, p. 159: The bright hot sun lent no joyousness or pleasant life to those arboriferous wastes.

ARCHILOWE, s. *W. Scott. Rob Roy*, c. 29 (III, p. 15): I propose that this gentleman . . . shall send for a tass o' brandy, and I'll pay for another, by way of Archilowe. — J.: The return which one who has been treated in an inn or tavern, sometimes reckons himself bound in honour to make to the company. When he calls for his bottle, he is said to give them his *archilagh*.

ARCHIMAGE, s. *W. Scott, Rob Roy*, c. 12 (I, p. 164): "I suppose,

I must in discretion bring the courtier, Ceremony, in my company, and knock when I approach the door of the library?" "No, no, Rashleigh," said Miss Vernon, "dismiss from your company the false archimage Dissimulation, and it will better insure your free access to our classical consultations." In den Lexicis *archimagus*, L.: „Obermagier;" Wb.: the high priest of the Persian Magi, or worshipers of fire.

ARM-REST, s. Seitenlehne eines Lehnstuhls. *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 225: the Squire put his hand on the arm-rest of his chair, and leaning forward made this answer etc.

ART, s. *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 8 (I, p. 101): the gentleman whom you charge with being art and part of felony. — J.: *art and part*: accessory to, or abetting, a forensic phrase, used in a bad sense. *Art* denotes the instigation or advice, *Part* the share that one has in the commission of a crime . . . Borrowed from the Latin phrase, *Artem* et *partem* habuit. S. L.

ARTHUR, n. 1) ARTHUR'S; einer der Clubs älteren Styls in London; vgl. Boodle's. *Thackeray*, *the Virginians*, III, p. 130: The Macaronis and fine gentlemen at White's and Arthur's continued to show poor Harry W. such a very cold shoulder etc. — 2) ARTHUR'S SEAT; 700 Fuss hoher, zu Edinburgh gehöriger Berg; so genannt, weil König Artus als Heerfürst der Briten gegen die Sachsen vor dem Kampf mit letzteren von hier aus das Land überschaut haben soll. Zwischen ihm und Calton Hill liegt das Schloss Holyrood. *W. Scott*, *Waverley*, c. 44 (II. p. 173): the King's Park, or the hollow between the mountain of Arthur's Seat, and the rising grounds on which the southern part of Edinburgh is now built, lay beneath him.

ARTIST, s. In älterer Sprache "one who cultivated not the fine, but the liberal arts," ein Gelehrter (s. S. L.). So *W. Scott*, *Kenilworth*, c. 18: It is well known that I have approached more nearly to projection than any hermetic artist (Chemiker) who now lives; besonders aber der „Arzt," ARTISTA; denn so nannten sich im Mittelalter die philosophi et physici (od. medici); so stehend im *Kenilworth* vom Wayland Smith, der, nicht gelehrter Doctor, mancherlei Kenntniss der Heilkunde besitzt; z. B. c. 13: The artist made brief answer in a language of which Tressilian could not understand a word. — ib.: Wayland aught to have paid the man for his drug, whatever it was. "I pay him?" said the artist etc. Doch auch bei Scott, wo von modernerer Zeit die Rede ist, z. B. *the Pirate*, c. 28 (III, p. 9): he appeared

to wait the event with the composure of one, who, confiding in the skill of a medical artist, sees him preparing to enter upon some important and painful operation. — Jetzt ist "the artist" der Maler; s. S. L. *W. Scott*, *St. Ronan's W.*, c. 5 (I, p. 69): The president's trembling hand stole the sketch back to the portfolio, afraid doubtless it might be claimed in form, or else compensation expected by the artist.

AS, conj. für that nach so und thus (s. S. L.). Jetzt vulgär mit ausgelassnem so. *Dickens*, *Bleak House*, IV, p. 183: when a young lady is as she's game, and as game as she is mild, it's all I ask. Pleonastisch steht for as in Stellen wie *Scott*, *Heart of M. L.* c. 5 (I, p. 80): and, for as frail as Mr. W. is, he may live as lang as you (= frail as he is). — ib. c. 16 (I, p. 258): and he has been a play-actor, and I watna what he has been or hasna been, for as young as he is.

ASK, v. *Ant. Trollope*, *Barchester Towers*, c. 15: I would advise you to marry her. I dare say she is to be had for the asking. — ib. c. 32: if Sir Nicholas chose to exert himself, the promise of such a piece of preferment would be had for the asking for — ohne alle Bemühung zu haben. — ASK wird auch mit at verbunden, im Sinne von: „eine Frage an Jemand richten.“ *W. Scott*, *Heart of M. L.* c. 4 (I, p. 59): "Would they venture to defraud public justice?" was the question which men began anxiously to ask at each other. — ib. c. 23 (II, p. 80): He is not compelled to answer any of the questions asked at him, but may remain silent if he sees it his interest to do so.

ASSAY-PIECE, s. Probestück. *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 13 (I, p. 165): Your character improves upon us, sir — I could not have thought that it was in you. — Yesterday might be considered as your assay-piece, to prove yourself entitled to bee free of the corporation of Osbaldistone Hall.

ASSEMBLY, s. Subscriptionsball in Provinzialstädten, s. S. L. *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 14: D. told me the young man played whist at the Assembly Rooms. — ib. p. 18: she never comes now-a-days to the Assemblies. — ib. p. 35: a gentleman who . . . played whist with the best sets in the Assembly Rooms. — ib. p. 36: ladies of such condition that they were privileged to attend the Assembly-balls, und oft ib.

ASSIST, v. *W. Scott*, *St. Ronan's W.*, c. 28 (III, p. 16): he was at length, and not without some effort, enabled to assist him out of

the channel of the rivulet. — ib. (p. 19): he assisted the old gentleman into the kitchen (heraus-, hineinhelfen).

ASSIZE-BALL, s. Ball der gegeben wird, wenn die Assisen in der Stadt abgehalten werden und viele junge Anwälte gegenwärtig sind. *Jeaffreson, Live it down*, II, p. 31. In honour of these distinguished guests, the Assize Ball had for generations been held. — ASSIZE-SERMON, Predigt zur Eröffnung der Assisen. ib. I, p. 287: the Merton-Piggott church, where . . . 'the quality' of the region round about, on such occasions as Assize sermons, or Bishop's confirmations . . . would see their monuments, and think gently of the dust beneath them. Siehe S. L.

ASSIZER, s. In Schottland einer der Geschworenen. *W. Scott, Hear tof M. L.*, c. 24 (II, p. 101): The foreman . . . usually the man of best rank and estimation among the assizers, stepped forward. — Wb. schreibt assizor.

ATTA, s. ostindischer Name einer Feldfrucht; bei *Russel, My Diary etc.* oft, gewöhnlich mit Reis zusammen, erwähnt; z. B. II, p. 202: In the evening the Rana's dolly, or offering, was brought in, consisting of fruit, of atta, rice, grain, etc. — ib. p. 206: each man with his *viaticum* of atta in skin-bags over his hips. — ib. p. 331: our loot consists of some atta and rice, and articles of clothing.

ATTACHMENT, s. Bei L. nur in der Bed. Verhaftnehmung, Beschlag (= distress). Wb. giebt daneben: Attachments are issued at common law and in chancery, against persons for contempt of court. In England, attachment is employed in some cases where *capias* is with us; as against a witness who fails to appear to summons. — So von Geschwornen, die über Nacht aus der Clausur gebrochen. *Jeaffreson, Live it down*, III, p. 268: The jurors, having been guilty of a misdemeanour, are also punishable by indictment; which, if any course were to be taken against them, would be more constitutional than the process by attachment.

ATTITUDINIZE, v. theatralische Stellungen einnehmen. (s. S. L.) *Thackeray, the Virginians*, III, p. 274: I wish some little David would topple over that swelling giant. His thoughts and his language are always attitudinizing.

ATWEEL, adv. (schottisch), sicherlich. *W. Scott, the Antiquary*, c. 39 (III, p. 111): But the fishing comes on no that ill, though the gudeman hasna had the heart to gang to sea himself — Atweel I wad

fain tell him it wad do him gud to pit hand to work. — *id. Guy Mann.*, c. 36 (II, p. 130): Atweel, I am a simple body, that's true, hinny, but I am no come to steal ony o' his skeel for naething. — J.: Truly; assuredly; from *I wat weel*; that is, I wot well. It is sometimes abbrev. to *'Tweel.*

AUGHT (schottisch), *pret.* of Aw. 1. possessed. 2. owed. — *s.* Possession, property. (J.) *W. Scott, St. Ronan's W.*, c. 2 (I, p. 27): where a' the bits of vinegar cruets are put awa' into an awmry, as they tell me, and ilk ane wi' the bit dribbles of syndings in it, and a paper about the neck o' 't to show which of the customers is aught it. — ib. (p. 32): he feu'd the bonnie holm beside the Well . . . that was like the best land in his aught. — *id. Heart of M. L.*, c. 16 (I, p. 263): I am as weel worth looking at as ony book in your aught.

AULDFARRAN, a. (schottisch) auch AULDFARRAND, J.: sagacious. *W. Scott, Rob Roy*, c. 26 (II, p. 159): And then he's sic an auld-farran long-headed chield as never took up the trade o' cateran in our time. — ib. c. 32 (III, p. 79): Rob Roy, though a kittle neighbour to the Low Country, and particularly obnoxious to his Grace, and though he may be carried the catheran trade farther than ony man o' his day, was an auld-farrand carle, and there might be some means found of making him hear reason.

AULTOUN, s. (schottisch) Altstadt. *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 4 (I, p. 50): the gentleman that lives at the woman's . . . at the Cleekum of Aultoun yonder. — ib. c. 5 (I, p. 64) weaver . . . in the Aultoun of St. Ronan's. Vgl. ib. (p. 59): the gentleman lodged at the Cleikum Inn, Old Town of St. Ronan's.

AVA, adv. (schott.) J.: At all. Corr. from *af* or of, and *all. W. Scott, Heart of M. L.*, c. 5 (I, p. 82): will her life be in danger, when they are na able to prove that ever there was a bairn ava? — ib. c. 16 (I, p. 253): your decent sort of men . . . that are put into the like o' sic trust, can do nae gude ava.

AVAILABLES, s. nützliche, verwendbare Gegenstände oder Personen. *W. Russell, My Diary etc.*, I, p. 83: And had we not a great and grand dinner? All the availables of Her Majesty's 50th, and Engineers, and congenials of the passengers. Wol kaum in allgemeinerem Gebrauch.

AWAY, adv. Die Worte 'and away' bedeuten, dass man mit der Sache sich schnell abgefunden hat, nichts mehr mit ihr zu thun haben

will, wie bei *Dickens, Our Mutual Friend,* II, p. 58: lest Boots and Brewer should have instant occasion to mount (the cab), and away. (s. S. L.) In der Phrase once *in a* way (*Ant. Trollope, Doctor Thorne,* I, p. 311: well, it may be very well once in a way; but I think that on the whole Dr. T. is right) ist dies nur verderbt; vgl. *W. Scott, the Antiquary,* c. 36 (III, p. 75): Gadso! these great men use one's house and their time as if it were their own property. Well, it's once and away (ähnlich wie „einmal und nicht wieder"). *Id. Rob. Roy,* c. 21 (II, p. 87): he has a gloaming sight o'what's reasonable — that is anes and awa' — a glisk and nae mair. Vollständiger *St. Ronan's W.,* c. 36 (III, p. 154): (unless Mr. T. will permit the horses to come back early next morning) "Not I, indeed," said T.; "safe bind safe find — it may be once away and aye away" — d. h. also: wenn sie einmal fort sind, könnten sie vielleicht fortbleiben.

AWE, v. schottisch für owe. *W. Scott, Rob Roy,* c. 22 (II, p. 109): your house are awin certain sums to Messrs Mac Vittie and Mac Fin. — ib. Weel, sir, your house awes them this siller. Vgl. aught.

AWEEL, *adv.* J.: well. *W. Scott, Guy Mann,* c. 36 (II, p. 130): Aweel, my doo, the cat's no a prin the waur — und oft sonst.

AWMOUS, s. *W. Scott, the Pirate,* c. 25 (II, p. 184): When their boats were in extreme peril, it was common amongst them (fishermen in Shetland) to propose to vow an *awmous,* as they termed it, that is, an alms, to Saint Ringan. — *id. Guy Mann.,* c. 6 (I, p. 48): the self-applause which she had felt while distributing the *awmous* (alms).

AWMRY, s. (schottisch), J.: A large press or cupboard, where food and utensils for house keeping are laid up. Eine Stelle s. u. aught. *W. Scott, Heart of M. L.* c. 9 (I, p. 146): observing the east-country awmrie dragged out of its nook.

AWN, s. L.: awns, *s. pl.* die Grannen an den Aehren des Getreides u. s. w. — So auch J.: awns, *s. pl.* The beards of corn. Der Singular bei *W. Scott, the Pirate,* c. 15 (II, p. 18): Bear, my dearest friend, bear is all they have, and wonderment it is to me that they ever see an awn of it.

AWSOME, a. (schottisch) furchtbar. *W. Scott, the Antiquary,* c. 7 (I, p. 81): It would have been utterly impossible for Sir Arthur Wardour, or his daughter, to have found their way along these shelves without the guidance and encouragement of the beggar, who had been

there before in high tides, though never, he acknowledged, in sae awsome a night as this. — J.: Appalling; awful; causing terror.

Baby, n. J.: Abbrev. of the name *Barbara.* — *W. Scott, the Pirate*, c. 4 (I, p. 53): Mrs. Y. bore a daughter, named after herself Barbara . . .; and as her childhood, the readiness with which she seized, and the tenacity wherewith she detained, the playthings of Triptolemus . . . were all considered . . . as proofs that Miss Baby would prove "her mother over again" . . . &c.

baby, s. L.: „to look babies in a person's eyes, Einem zu tief in die Augen gucken.“ Dies ist nur eine ähnliche Redensart. Den eigentlichen Sinn giebt Wb.: *Babies in the eyes*, the minute reflection which one sees of himself in the eyes of another. The old poets make it an employment of lovers to look for them in each other's eyes.

She clung about his neck, gave him ten kisses,
Toyed with his locks, looked babies in his eyes. *Heywood.*

*W. Scott, Kenilworth*, c. 7: You then begin to think what hopes you have fallen from, and what insignifiance you have embraced — and all that you might look babies in the eyes of your fair wife oftener than once a fortnight. — baby-house, ein Wetterhäuschen in *W. Scott, the Antiquary*, c. 43 (III, p. 155): I see now there is some use in having two attornies in one firm. Their movements resemble those of the man and woman in a Dutch baby-house. When it is fair weather with the client, out comes the gentleman-partner to fawn like a spaniel; when it is foul, forth bolts the operative brother to pin like a bull-dog.

baboo, s. *Russell, My Diary etc.* I, p. 135: A white-washed, high-roofed, one-storied building in front, was indicated as the dâk bungalow and posting station. The baboo informed me all the gharrys were gone etc. — S.: a titte of respect given to a merchant, head-clerk, or superior person in India.

back, s. 1) *Ant. Tollope, Barchester Towers*, c. 27: I hope you don't mean to say that you keep all the trash I write to you. Half my time I don't know what I write, and when I do, I know it is only fit for the back of the fire — ganz hinten in's Kaminfeuer geworfen zu werden — steht wohl vereinzelt. — 2) back and belly, stehend, wo von Kleidung und Kost gesprochen wird. *W. Scott, Kenilworth*, c. 9: It is not for such doings I feed your belly and clothe your back, I warrant you (vgl. S. L.). — *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 43 (III,

p. 139): a cheating and starving the souls of a whole parish, for the purpose of clothing the back and filling the belly of the incumbent. — back and b. heisst dann „ganz und gar." — *ib.* c. 39 (III, p. 91): not to go to their worship, whilk is an ill mumbled mass, as it was weel termed by James the Sext, though he afterwards, with his unhappy son, strove to bring it ower back and belly into his native kingdom.

BACK, v. to back out of . . ., sich von etwas lossagen, davon zurückziehen. *Ant. Trollope, the Warden*, c. 15: He had done enough to make his friend the warden miserable for life, and had then backed out just when the success of his project was sufficient to make the question one of real interest. Vgl. S. L.

BACKBONE, s. to the backbone, durch und durch, s. S. L. *W. Scott, St. Ronan's W.*, c. 13 (I, p. 170): and I can promise you he is mettle to the backbone.

BACK-HAND, s. Der Spieler, der es mit einem andern hält, ihn deckt (nach to back = to support, to maintain; to back a horse). *W. Scott, St. Ronan's W.*, c. 19, (II, p. 82): as if I had picked you out of the whole St. James's coffee-house to hold my back-hand for your sake, forsooth etc. — ib. c. 26 (II, p. 172): these considerations . . . induced me to hold Frank's back-hand, during the perilous game he proposed to play. — ib. (p. 185): Come thou, therefore, without delay, and hold my back-hand.

BACKHOLD, s. Griff beim Ringkampf. *R. B. Kimball, Was he successful*, p. 18: racing with the boys, pitching quoits, wrestling at "arm's-end" and "backhold," or playing base-ball and goal.

BACK-SCENT, s. rückwärts (entgegen dem Lauf, den das Wild genommen) verfolgte Spur. *Scott, St. Ronan's W.*, c. 25 (II, p. 164): The first lies like the fox's scent when on his last legs, increasing every moment, the other is a backscent, growing colder the longer you follow it.

BACKSEY, s. *Scott, the Antiquary*, c. 15 (I, p. 163): He's a shabby body the laird o' Monkbarns; he'll make as muckle about buying a fore-quarter o' lamb in August as about a backsey of beef. — J.: the sirloin of beef.

BACKSPAULD, s. *Scott, the Pirate*, c. 7 (I, p. 120): I *did* feel a rheumatize in my back-spauld yestreen. — J.: the hinder part of the shoulder.

BAG, s. bedeutet die Jagdbeute, weil dieselbe in der Jagdtasche davon getragen wird. *Russell, My Diary etc.*, I., p. 348: To-day's work has not been very successful in causing loss to the enemy. It is evident most of them have escaped. The philanthropists who were cheering each other with the thought that there was sure "to be a good bag at Lucknow," will be disappointed.

BAG-WIG, s. Perrücke mit Haarbeutel. *Jeaffreson, Live it down*, I, p. 257: his Nivernois hats and bag-wigs were held to be models of correct taste. (vgl. S. L.)

BAGGANET, s. *Scott*, c. 42 (II, p. 155): And will the colonel venture on the bagganets himsell? Corruption für bayonet.

BAHADOOR, v. *Russell, My Diary*, I, p. 272: Never was there such a rapid change as came over those gallant cavaliers. They had been curvetting, prancing, and bahadooring with their swords in the air, till the first bullet . . . knocked up a light puff of dust. — ib. II, p. 99: This day twelvemonth I was bahadooring down Dawson Street, on poor Toosey Williams' charger, on my way to the Review etc.

BAILLIE, s. L.: „Eine Magistratsperson." Genauer *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 18 (II, p. 10): the gentleman who occupied the chair of office on this occasion (for the baillies, *Anglice* aldermen, take it by rotation) etc. – J.: A magistrate second in rank, in a royal borough, an alderman.

BAITTLE, a. *W. Scott, the Pirate*, c. 35 (III, p. 119): We turn pasture to tillage, and barley into aits, and heather into greensward, and the poor *yarpha*, as the benighted creatures here call their peat-bogs, into baittle grass-land. — J.: Denoting that sort of pasture where the grass is short, close, and rich.

BALLANT, s. *W. Scott, St. Ronan's W.*, c. 7 (I, p. 84): to gie good lawful coin for ballants and picture-books. — ib. c. 15 (II, p. 21): No content wi' turning the tawpies' heads wi' ballants. — J.: A ballad: the vulgar pronunciation throughout Scottland.

BALL-PRACTISE, s. Scheibenschiessen. *W. Scott, the Pirate*, c. 8 (I, p. 134): the piece, which was a beautiful Spanish barrel gun, inlaid with gold, small in the bore, and of unusual length, such as is chiefly used for shooting sea-fowl, and for ball-practice.

BAND, s. u. v. schottisch = bond. *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 14 (II, p. 8): Ony of your banded debtors failed? — J.: bond, obligation.

BANDEAU, s. Stirnband, Art Diadem. *Ant. Trollope, Barchester*

*Towers*, p. 353: a commission to put up an elaborate tombstone over a prebendary's widow, a dead lady with a Grecian nose, a bandeau, and an intricate lace-veil. — Wb.: A narrow band or fillet; a head-dress.

BANE, s. schottisch für bone. J. — *W. Scott, the Antiquary*, c. 27 (II, p. 159): I'll gie ye something better than that beef bane, man — oft sonst.

BANG, v. Zwischen „schlagen" und „die Pferde . . . plötzlich . . . zum Stillstehen bringen" liegt eine Reihe von slangartigen Bedeutungen, die, an „schlagen" anschliessend, eine plötzliche heftige Bewegung ausdrücken; daher banging = great or thumping (Slang-Dict.) — *Scott, the Antiquary*, c. 9 (I, p. 104): Rab Tull keepit a Highland heart, and bang'd out o' bed, and till some o' his readiest claes.

BANGHY, s. Stange der Sänftenträger (indisch). *Russell, My Diary*, II, p. 83: Some of them (coolies) were banghy-bedars, and carried our properties in odd, square boxes, slung over their shoulders from long bamboos. — Auch bhangy. — ib. p. 293: he is invariably gifted with the largest and latest information respecting the bhangy-bedars, and the mess dooly etc. — *Simmonds, Comm. Dict.*: a bamboo pole carried over the shoulder by an Indian porter, for slinging baskets or boxes on. — BANGHY-WALLAH, an Indian porter who carries the baggage of a dawk or palankin traveller; he is usually the bearer of two light boxes swung on a pole borne over the shoulder.

BANGLE, s. orientalisches Arm- oder Knöchel-Band (s. S. L.). *Thackeray, the Virginians*, II, p. 35: Suppose our ladies took to wearing of bangles and nose-rings? I dare say we should laugh at the ornaments, and not dislike them etc.

BANGSTER, s. schottisch: Gewinner, Sieger. *W. Scott, St. Ronan's W.*, c. 23 (II, p. 144): If you are so certain of being the bangster — so very certain, I mean, of sweeping stakes, what harm will Miss Clara come to by your having the use of her siller? — J.: BANGEISTER, BANGISTER, BANGSTER, s. 1. A violent and disorderly person, who regards no law but his own will. 2. A victor. 3. A braggart; a bully. 4. A loose woman.

BANK, v. (at, with . . .) sein Geld bei einem Banquier stehen haben, s. S. L. — *Jeaffreson, Live it down*, II, p. 171: 'the quality' who banked at Stephen Dowse's bank etc.

BANNOCK-FLUKE, s. *W. Scott, the Antiquary*, c. 9 (I, p. 128): "What are ye for the day, your honour?" she said or rather screamed, "caller haddies and whitings — a bannock-fluke and a cock-padle?" — J.:

the name given to the genuine turbot, from its flat form resembling a cake.

BARGAIN, s. *W. Scott, Kenilworth*, c. 29: "I care not a groat for Master Tressilian," he said; "I have done more than bargain by him, and I have brought his errant-damozel within his reach" etc. Habe mehr gethan als ausgemacht, als meine Pflicht war.

BARGHAIST, s. (sonst barguest) ein Kobold. *W. Scott, Rob Roy*, c. 14 (II, p. 15): he needed not to care "for ghaist or barghaist, devil or dobbie." — J. nach Grose: A ghost all in white, with large saucer eyes, appearing near gates or stiles; in York called bars.

BARK, s. *W. Scott, the Antiquary*, c. 22 (II, p. 95): "Monkbarns's bark," said Miss G., in confidential intercourse with Miss B., "is muckle waur than his bite." — *Russell, My Diary etc.*, I, p. 358: Don't mind the Governor-General; his bark is worse than his bite. — Sein Reden ist schlimmer als sein Thun; vgl. S. L. — the BARK, die Chinarinde. *Jeaffreson, Live it down*, III, p. 16: to fight her ague with powdered bark. — ib. p. 3: the pounds of coarse bark-powder which she had swallowed at the bidding of an . . . apothecary. — ib. II, p. 159: a newly discovered agent, which, before many years have passed, will drive bark-powder and bark-decoctions out of the apothecary's shop. Vgl. S. L.

BARKEN, v. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 5 (I, p. 77): Effie used to help me to tumble the bundles o' barkened leather up and down. — ib. c. 10 (I, p. 160): it was an ankward thing to a woman-body to be standing among bundles o' barkened leather her lane. — ib. c. 12 (I, p. 205): we are out unconscionable sums just for barkened hides and leather. — J. BARKEN, v.: To clot, to become hard. Used with respect to any substance that has been in a liquid state, as blood or mire. Offenbar nicht passend; wol aber was unter BARK, v. 2 gegeben wird: to tan leather.

BARKERS, s. Pistolen (Slang). *Bulwer, Night and M.*, p. 172: Here a loud holla was heard close by the horses' heads. — "Good heavens, if that is a footpad!" said Mr. Spencer, shaking violently. — "Lord, Sir, I have my barkers with me." — *W. Scott, Guy Mann.*, c. 32 (II, p. 97): "Had he no arms?" asked the Justice. "Ay, ay, they are never without barkers and slashers."

BARON, s. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 27 (II, p. 158): At length the learned burgess recollected that there was a Baron Court to be

held at Loanhead, that day, and though it was hardly worth while, "he might as weel go to see if there was ony thing doing, as he was acquainted with the baron-baillie, who was a decent man, and would be glad of a word of legal advice." — „Früher bestand ein solches Gericht in jedem Herrenhause des Reichs und urteilte über Bagatellsachen bis 2 *l.* und Klagen der Copyholders in Bezug auf ihre Güter." (S. L.) Die Jury dabei bildeten die Pächter. Die Baron Courts waren Patrimonialgerichte; der Baron baillie war der Richter (in England Steward of the manor). — J. unter baillie: 2. The Baron's deputy in a burgh of barony.

BARONETTE, s. Frau eines baronet; nur scherzhaft. *Ant. Trollope, Barchester Towers*, c. 35: She had a countess coming, an Honourable John and an Honourable George, and a whole bevy of Ladies Amelia, Rosina, Margaretta &c.; she had a leash of baronets with their baronettes.

BARREL, s. Rumpf des Pferdes im Gegensatz zu den Extremitäten; s. S. L. — *W. Scott, the Pirate*, c. 26 (II, p. 199): On they went . . ., the Udaller bestriding a strong, square-made, well-barrelled palfrey, of Norwegian breed, somewhat taller, and yet as stout, as the ordinary ponies of the country.

BARRICANT, s. *W. Scott, Rob Roy*, c. 2 (I, p. 20): Brandies — Barils and barricants, also tonneaux. — Franz.: barriquant, ein Stückfass.

BARRING, (bes. bei Wetten) ausgenommen, abgesehen von; s. S. L. *W. Scott, St. Ronan's W.*, c. 30 (III, p. 53): but yet, so far as between the Altoun and the Well, I think I could walk for your sum, barring running — all heel and toe — equal weight etc.

BARROW-TRAM, s. Stange oder Arm einer Tragbahre, und davon übertragen. *W. Scott, Guy Mann.*, c. 46 (III, p. 65): sit doun there, and gather your wind and your senses, ye black barrow-tram o' the kirk that ye are. — J.: 1) The limb of a hand-barrow. 2) Applied, jocularly, to a raw-boned, awkward-looking person.

BARTIZAN, s. Nach W. und Wb. Eckthürmchen an burgartigen Gebäuden; bei *Scott* oft eine vorspringende Gallerie oder ein Balkon, der solche Thürmchen verbindet; s. S. L.; *Waverley*, c. 9 (I, p. 64): the roof had some non-descript kind of projections called bartizans, and displayed at each frequent angle a small turret, rather resembling a pepper-box than a Gothic watch-tower. — *Old Mortality*, c. 11 (I, p. 140): Upon the bartizan of the turret, to which they ascended by many a winding passage and uncouth staircase, they found Edith (. . . reading).

BARTIZANED, a. mit Zinnen versehen. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 26 (II, p. 126): a half-circular turret, battlemented, or, to use the appropriate phrase, bartizan'd on the top, served as a case for a narrow turnpike-stair.

BASILILEOLATER, s. Königsanbeter. *Russel*, *My Diary*, II, p. 172: Do we not all feel the greatest enthusiasm for Her most Gracious Majesty, when, at the sight of the royal presence, we cry "God save the Queen!" and do we not glare rather angrily at the apathic foreigner who, compressed in the extatic crowd, seems only anxious to keep his hat on his head as the great pageantry of the House of England passes through Parliament-street? And do we not feel profound contempt for the enthusiastic demonstrations of the same sort of individual, as he, with uncovered head and lively gesticulation, shouts out his "Vive l'Empereur!" or "Eljen Franz," or "Viva il Re!" in the streets of some foreign capital, where we — the only true citizens of the world, — walk with unsympathizing superiority amid the masses of those benighted basilileolaters?

BATH-CHAIR, s. Rollstuhl, Personen, namentlich Kranke, darin zu fahren, s. S. L. *Ant. Trollope*, *Barchester Towers*, c. 22: If you enter Ullathorne at all, you must do so, fair reader, on foot, or at least in a bath-chair. No vehicle drawn by horses ever comes within that iron gate.

BATHER, v. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 23 (II, p. 87): What signified his bringing a woman here to snotter and snivel, and bather their Lordships? — J.: To fatigue by ceaseless prating, or by impertinent remonstrances. Syn. BOTHER.

BATON, s. auch: Taktstock, s. S. L. *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 81: taking a quill from the desk . . . and swaying it slowly to and fro, as though it were a *baton*.

BATONED, a. mit dem (Constabler-) Stab ausgerüstet (s. baton in S. L.) *Russell*, *My Diary*, II, p. 358: I think that those who advocate the employment of a disarmed police, or batoned constables, after the manner of the metropolis, know little of Oude etc.

BATTEN, v. to batten down, eig. auf dem Schiffe mit Holzpflöcken, (Schalms) die heruntergelassenen Luken festmachen. Vom Fenster eines Hauses *Russell*, *My Diary*, II, p. 120: Closed all doors tight, battened down the windows, and made all snug for the day.

BATTERY, s. Vorrath von Gewehren, die Jemand besitzt; Gewehr-

schrank. *Russell*, *My Diary*, I, p. 366: He had upwards of one hundred rifles of the very best English makers in his battery.

BATTLE ROYAL (stets in dieser Stellung), alter scherzhaft noch oft gebrauchter Ausdruck für einen grossen schweren Kampf (s. S. L.). *Thackeray*, *the Virginians*, III, p. 219: the British Lion, or any other lion, cannot always have a worthy enemy to combat, or a battle royal to deliver. — ib. IV, p. 30: What passed during that interview in which the battle royal between her and her niece occurred, she never revealed.

BAULD, a. schottisch für bold, s. u. messan.

BAUSON, a. (bawsand). *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 28 (II, p. 164): ye might try it on the bauson-faced year-auld quey. — J.: having a white spot on the forehead or face; a term applied to a horse, cow, &c.

BAWBEE (BABIE), s. Kupfermünze im Werth eines englischen halfpenny. *W. Scott*, *the Antiquary*, c. 37 (III, p. 91): It wadna be creditable for me, that am the King's beadsman, and entitled to beg by word of mouth, to be fishing for bawbees out at the jail window wi' the fit o' a stocking and a string. — *id. St. Ron. W.*, c. 2 (I, p. 29): the bankrupt body, Sandie Lawson, hasna paid them a bawbee of four terms' rent. — ib. c. 9 (p. 131): my bill to-morrow! And what for no wait till Saturday, when it may be cleared atween us, plack and bawbee, as it was on Saturday last? — *id. Heart of M. L.*, c. 10 (I, p. 158): carried frae door to door, like auld Bessie Bowie, begging bawbees. — J. giebt unter babie folgende historische Notiz, die auf einer Tradition in Fife beruht: "When one of the infant kings of Scotland, of great expectation, was shown to the public, for the preservation of order the price of admission was in proportion to the rank of the visitant. The eyes of the superior classes being feasted, their retainers and the mobility were admitted at the rate of six pennies each. Hence this piece of money being the price of seeing the royal *Babie*, it received the name of *Babie*" (6 *d.* schottisch = $^1/_2$ *d.* englisch).

BAYES, n. eitler, kriechender Bühnendichter in der Farce „*the Rehearsal*," einer Satire des Herzogs von Buckingham auf Dryden. — Vgl. S. L. — *W. Scott*, *Kenilworth*, c. 39: those hobby-horses, as they are called, which anciently formed the chief delight of a morrice-dance, and which still are exhibited on the stage, in the grand battle fought at the conclusion of Mr. Bayes's tragedy. — *id. the Pirate*, c. 36 (III, p. 135): "that pause would have told well on the stage — it would

have brought down pit, box, and gallery, egad, as Bayes has it." — "I will hear nothing of Bayes," said H. . . . "it is an impudent satire on glorious John; but he tickled Buckingham off for it" etc. . . . — "Hold your peace," said B. . . ., "the Reharsal is the best farce ever was written" &c.

BE . . . Nach Analogie des Deutschen werden viele participialische Adjektiven mit dieser Vorsylbe gebildet, meist nur bei Neueren, und sehr gewagt, wie das S. L. be-built und be-peopled (*Mrs. Marsh*), bejewelled, to beladle (*Thackeray*), beknighted (*Th. Hook*), beland (*Mr. Gore*), be-little (schon bei W. und Wb.), be-muddle (*Kingsley*), beringed (*Mayhew*), bewigged (*Disraeli*) anführt. *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 110: And now, as he stood (great-coated and BE-SPENCERED), under the Saxon Turret — mit einem Spencer bekleidet. — ib. p. 273: he was a small elderly gentleman, BE-FRILLED and BE-PIGTAILED — mit Jabot und Zopf. — ib. p. 234: an old-world manor-house, lofty, liberally BE-WINDOWED — mit Fenstern versehen. — *Ant. Trollope*, *Barchester Towers*, c. 41: In being thus BE-SIRENED, Mr. A. behaved himself very differently from Mr. S. (durch Sirenengesang bezaubert).

BE, v. S. L.: „lawyers were lawyers then, damals gab es noch tüchtige Juristen; laws were laws in the year ten, Gesetze waren damals streng." *Russell*, *My Diary etc.*, I, p. 293: I asked, "Well, how are the rockets doing to-day?" "Well! you know rockets are rockets. — If the enemy are only half as much afraid of them as we who fire them, they are doing good service" — Raketen sind gefährliche Geschosse. — *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 4 (I, p. 70): But Scotland was Scotland in these days. — *id. Guy-Mann.*, *c.* 28 (II, p. 50): Men were men then, and fought other in the open field.

BEADY, a. b. eyes, kleine runde, hervortretende Augen, s. S. L. *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 27: She had bright black, beady eyes; but apart from them, her face was remarkable only for its smallness.

BEANS AND BACON, gewöhnliches Gericht des englischen Landmannes, s. S. L. *W. Scott*, *the Pirate*, c. 4 (I, p. 49): cousins who not only acknowledged their kinswoman Babie after her marriage with Yellowley, but even condescended to eat beans and bacon (though the latter was then the abomination of the Scots as much as of the Jews) with her husband.

BEAR, s. nach Wb. das hordeum hexastichon; nach J.: barley,

having four rows of grains; Hordeum vulgare, Linn.; und BEAR-SEED, barley or big. — *W. Scott, the Pirate*, c. 6 (I, p. 87): I was only wanting to look at the bear-braid, which must be sair laid wi' this tempest. — ib. c. 5 (p. 66): here is a pure day for the bear-seed. — ib. c. 30 (III, p. 36): I wanted the stane to knock bear upon. — Doch ib. c. 15 (II, p. 18) wird bear dem barley grade entgegengesetzt, wo es von den alten norwegischen Bewohnern der Shetlands-Inseln heisst: "The cleverer fellows they, if they made ale without barley." "Barley! — alack-a-day," replied the more accurate agriculturist, "who ever heard of barley in these parts? Bear, my dearest friend, bear is all they have, and wonderment it is to me that they ever see an awn of it."

BEAR, v. Wb. 9: to show or exhibit; to relate; to bring forward. — L.: this word does not bear that sense, dies Wort hat nicht jene Bedeutung. Daher: the letter bears . . . Der Brief hat den Inhalt. *W. Scott, the Pirate*, c. 42 (III, p. 217): "you need not fear," the letter bore, "either that you lay yourself under obligation to me, or" etc. — to bear out, die Aussage Jemandes bestätigen (S. L.). *Russell, My Diary etc*,, I, p. 388: a very intelligent, smart, gentlemanly man, and in look and manner quite bearing out the reputation he has gained for decision, dash etc. — ib. II, p. 373: he appealed to his friends to bear him out in his assertion that "procrastination had always been his bane."

BEAST, s. „In der regelmässigen guten Sprache jetzt: ein vierfüssiges wildes Thier. Die Bibel braucht es auch für Hausthiere. Das Volk hält den Gebrauch fest." S. L. Landleute nennen ihr Vieh, namentlich Rinder und Pferde, beasts. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 28 (II, p. 164): She was a kind woman, and seemed skeely about horned beasts. — *id. Guy Mann.*, c. 11 (I, p. 93): he was riding on a haick they ca'd Souple Sam — it was a blood-bay beast very ill o' the spavin — I hae seen the beast baith before and since. — ib. c. 55 (III, p. 157): the happy owner was directing one lad to "gae doun for the new saddle;" another "just to rin the beast ower wi' a dry wisp o' strae" etc. — ib. c. 22 (II, p. 7): It's a great pity that — beast or body (Thier oder Mensch), education should aye be minded.

BEDROOM-CANDLE, s. Nachtleuchter (für gewöhnlich mit Henkel und Teller unten; sonst auch flat candlestick, s. S. L.). *W. Scott, the Antiquary*, c. 9 (I, p. 106): So saying, the Antiquary took up a bedroom candlestick, of massive silver and antique form.

BEDRAL (auch bethral, betherel). *Macmillan's Mag.* Sept. 1860, p. 375: his dignities of bellmann, bethral, sexton, and church-officer. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 45 (III, p. 173): I wad gar the bedral eat the bell-rope, if he took ony sic freedom. — *id.*, *the Antiquary*, c. 23 (II, p. 111): "It's travelled earth that," said Edie, "it houks sae eithly I ken it weel, for ance I wrought a simmer wi' auld Will Winnett, the bedral, and howkit mair graves than ane in my day. — *id. St. R. W.* c. 32 (III, p. 89): If the bedral hadna gien me a drap of usquebaugh, I might e'en hae died of your ladyship's liquor. — J.: BEDRAL, s. a beadle; a sexton. — BETHEREL, BETHRAL, s. An inferior kirk-officer who waits on the pastor in his official work, attends the session when they meet, summons delinquents, etc.

BEETLE, v. *W. Scott*, *Guy Mann.*, c. 24: (the sheets) were washed wi'the fairy-well water, and bleached on the bonnie white gowans, and beetled by Nelly and hersell. — J.: to beat with a heavy mallet.

BEFORE, prp. before the mast; auf Kriegsschiffen der Theil des Schiffes, auf dem die gemeinen Matrosen zu bleiben haben; vgl. S. L. *W. Scott*, *the Antiquary*, c. 20 (II, p. 63): speaking of my relations, I may be said to have come myself from before the mast etc.

BEGAREE, s. (indisch) Zwangsarbeit. *Russell*, *My Diary* etc. II, p. 160: The coolies have a mortal aversion to go beyond the boundaries of their own district, and as begaree, or forced labour, is, to a great extent, abolished, we are obliged to make requisition at nearly every halt for fresh coolies.

BEHAVE, v. to behave one's self, sich gut, gesittet betragen (s. S. L.). *Thackeray*, *Virginians*, III, p. 146: And the general would scarcely behave himself from henceforth to the end of the performance.

BEHAVIOUR, s. „during good behaviour" werden viele Beamte angestellt. (S. L.) Daher scherzhafte Uebertragungen wie *W. Scott*, *Guy Mann.*, c. 18 (I, p. 143): I could have been more angry than ever I was in my life; but I must be on good behaviour, and my walks are now limited within his farm precincts.

BEILD, s. s. bield.

BELL, v. L. hat die sonderbare Notiz (unter cat): „to bell the cat, der Katze die Schelle umhängen (um Mäuse zu vertreiben.)" Nach der bekannten Fabel kam es, nachdem der geistreiche Rath gegeben war, zur Sicherheit der Mäuse der Katze die Glocke umzuhängen, darauf an, wer dieselbe der überlegenen Feindin beibringen solle.

Daher heisst die Phrase „mit einem überlegenen Feinde anbinden." *Th. Hook, Fathers and Sons*, ch. 21: they considered that any attempt to "bell the cat" would be attended with both danger and difficulty.— *W. Scott, the Bride of L.*, c. 25 (II, p. 107): but I assure you, a connection with her father will neither be useful nor ornamental, beyond that part of your father's spoil which he may be prevailed upon to disgorge by way of tocher-good — and take my word for it, you will get more if you have spirit to bell the cat with him in the Scots Parliament. — *id. the Pirate*, c. 11 (I, p. 176): How mony a time have I heard you bell the cat with auld Edie Happer, the miller at Grindleburn, and wi' his very knave too, about in-town and out-town multures &c. — *id. Guy Mann.*, c. 36 (II, p. 131): he' ll no gang far or he' ll get somebody to bell ta cat wi' him. — J.: To contend with one, especially if of superior rank or power; to stand with him, either by words or actions. — Weniger gut Wb. unter BELL, s.: To put a bell on; to encounter and cripple one of a greatly superior force, &c.

BELONGINGS, s. 1) Personen, die zu Jemand gehören (Verwandte, Bekannte). *Ant. Trollope, Barchester Towers*, c. 10: Mr. S. was down stairs giving the last orders about the wine. He well understood that curates and country vicars with their belongings did not require so generous an article as the dignitaries of the close. — 2) Sachen die zu etwas gehören, z. B. Theile eines Anzuges. ib. c. 9: Madeline affected all manner of rich and quaint devices in the garniture of her room, her person, and her feminine belongings. — ib. c. 11: holding up both his hands to show that he was not touching her belongings, but still remaining on his knees. Vgl. S. L.

BELT, s. runder (meist von Bäumen) eingeschlossener Platz. *Russell, My Diary etc.*, II. p. 366: About 10 o'clock the fog cleared away, and soon afterwards we came in sight of a belt of jungle, spread like a green wall across the horizon. Vgl. S. L.

BELTED, a. mit dem belt geschmückt. Wb. BELT. 6. (*Her.*) A token or badge of knightly rank. *W. Scott, Kenilworth*, c. 39: She is as surely Countess of Leicester as I am belted Earl.

BELTENEBROS, n. *W. Scott. St. Ron. W.*, c. 16 (II, p. 44): Do not let my fair readers do Josiah more than justice, or suppose that, like Beltenebros in the desert, he remained for years the victim of an unfortunate and misplaced passion. — Wb.: A name assumed by Amadis

de Gaul on retiring to a hermitage, after receiving a cruel letter from his mistress Oriana.

BEN, s. (schott.) Berg. *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 23 (II, p. 114): It wad be sair news to the auld wife below the Ben of Stuckavrallachan.

BEN, adv. u. prp. (schott.) innen (vom Hause). *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 12 (I, p. 201): It was the exalted tone in which he spoke that . . . brought them both "ben the house," to use the language of the country. — *id. Guy Mann.*, c. 23 (II, p. 19): the door opened, and a half-dressed ewe-milker, who had done that good office, shut it in their faces, in order that she might run *ben the house*, to cry "Mistress, mistress, it's the master etc." — J.: Towards the inner apartment of a house . . . *Gae ben the house*, Go into the inner apartment.

BENCH, s. Die Bischöfe im Oberhause, s. S. L. *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 155: the son, after bearing away all the best honours of Cambridge, was ordained, and in due course advanced to the bench, where he became a leader amongst the prelates. — ib. p. 270: to see the loyal gentry . . . displaying regret for the loss of an estimable prelate from the Episcopal bench.

BEND-LEATHER, s. Sohlleder. *C. Bell*, *Shirley*, I, p. 155: her parents would have quite approved the match: to them his fifty-five years, his bend-leather heart, could have presented no obstacles. — *W. Scott*, *Heart of M. L.* c. 5 (I, p. 74): I ken naething we wad hae gotten by the wight Wallace, unless, as I hae heard the auld folk tell, they fought in thae days wi' bend-leather guns. — ib. c. 17 (I, p. 284): Mackeachan's elshin that ran through sax plies of bend-leather. — Wb.: the best quality of sole-leather.

BENORTH, adv. (schott.) nordwärts. *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 4 (I, p. 43): it's e'en because your English gaugers and supervisors that you have sent down benorth the Tweed, have &c. — J.: To the northward of.

BENT, s. to take the b., durch einen Umweg aus dem Wege gehen. *W. Scott*, *St. R. W.*, c. 15 (II, p. 28): The lad had just taen the bent, rather than face Sir B. — J.: To *gae to the bent*, to provide for one's safety, to flee from danger, by leaving the haunts of men. — To *take the bent* is used in the same sense; although not always implying that one leaves the country.

BEPOMMEL, v. knuffen, schlagen. *Thackeray*, *Virginians*, III, p. 2: I have known a harmless, good old soul of eighty, still bepommeled

the new factor, is for making a change in the *bismars* and the *lispunds*, wozu in Anmkg. nicht genau: These are weights of Norwegian origin, still used in Zetland. Vgl. J. BISMARE, BYSMER, s. A steelyard, or instrument for weighing resembling it; sometimes *bissimar*. — *Simmonds, Comm. Dict.*: a Danish name for the steelyard, und: BISMER-POUND, the weight usually attached to the steel-yard in Norway and Denmark, and weighing about $12^1/_4$ lbs. avoirdupois.

BIT, v. a. L. hat nur die Bed. „aufzäumen." Bei *Scott* öfters „zureiten," ähnlich to break; *Antiquary*, c. 2 (I, p. 20): his maiden sister and his orphan niece, whom he had trained to consider him as the greatest man upon earth, and whom he used to boast of as the only women he had ever seen who were well broke in and bitted to obedience. — *Waverley*, c. 39 (II, p. 130): Their horses were not trained to the regular pace so necessary to execute simultaneous and combined movements and formations; nor did they seem *bitted* (as it is technically expressed) for the use of the sword. — *id. Rob Roy*, c. 7 (I, p. 83): Thy father sent thee here to me to be bitted, and I doubt I must ride thee on the curb.

BIT, s. *Thackeray, Virginians*, III, p. 203: No wonder the Abbess-Princess . . . has a dislike to the low-born heretic who lords it in her convent, and tells C. a bit of her mind, as the phrase is — seine Meinung ordentlich sagen; s. S. L.

BITE, v. Wb. scheint mit „*to bite the dust*, to fall in the agonies of death," zu weit zu gehen; da die Phrase nur auf den aus dem Sattel gehobenen Ritter, also tiefe Demüthigung geht. *Trollope, Barchester Towers*, c. 26: The bishop still remained silent. He was anxiously desirous of making his old enemy bite the dust beneath his feet. — ib. c. 47: that college friend of whom he had boasted so loudly, that ecclesiastical knight before whose lance Mr. S. was to fall and bite the dust.

BITTOCK, s. (schottisch) ein Endchen, Stückchen. Scott scherzt oft über die Grösse eines solchen „Endchens." *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 37 (III, p. 62): "How far can you walk in a day?" "Five and twenty miles and a bittock." "And a what?" said the Queen, looking towards the Duke of Argyle. "And about five miles more," replied the Duke. — id. *Old Mortality*, c. 10 (I, p. 131): It's sax miles an' a bittock doun the water. — ib. (p. 135): having completed a walk of ten miles (for the bittock, as usual, amounted to four).

BLACK, a. *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 7 (I, p. 85): for the miller swore himself as black as night . . . mit dem häufigen Spiel zwischen sinnlicher und figürlicher Bedeutung; vgl. to sleep as fast as a top; plain as Salisbury etc. — BLACKDEATH, der schwarze Tod. Wb.: the black plague of the fourteenth century. *W. Scott, the Pirate*, c. 29 (III, p. 23): and well you wot, that the well of Kildinguie and the dulse of Guiydin will cure all maladies save Black Death; in Anmkg.: So at least says an Orkney proverb. — BLACK FISHER, Fischdieb, BLACK FISHING, Fischdieberei (s. S. L.). *W. Scott*, *St. Ron. W.*, c. 5 (I, p. 64): John Pirner, professed weaver and practical black-fisher in the Altoun of St. Ronan's, who usually attended Tyrrel, to shew him the casts of the river, carry his bag, and so forth. — *id. Guy Mann.*, c. 6 (I, p. 47): He detected poachers, black-fishers, orchard-breakers, and pigeon-shooters. — ib. c. 2 (I, p. 13): He was even a kind of favourite with them, and upon the division of a common, or the holding of a black-fishing, or poaching court, or any similar occasion, . . . they were in the habit of saying to each other etc. — *id. Waverley*, c. 64 (III, p. 128): And so ae morning siccan a fright as I got! twa unlucky redcoats were up for black-fishing, or some siccan play etc. — J.: BLACK-FISHER, s. One who fishes illegally at night. — BLACK-FISHING, s. Fishing for salmon, under night, by means of torches. So termed, perhaps, because the fish are *Black*, or foul, when they come up the streams to deposit their spawn in the gravelly shadows, and are there speared by the Black-fisher. — BLACK-SHEEP, ein mauvais sujet (s. S. L.). *W. Scott*, *St. Ron. W.*, c. 36 (III, p. 150): the lad Jekyl, who is not such a black sheep neither but what there are some white hairs about him. — BLACK MAIL, L.: „an einen Schirmvogt für Schutz gegen Räuber geleistete Abgabe." Bei Scott sehr oft eine Abfindungssumme, die man dem Räuber selbst zahlte, damit er das Gehöft verschonte; s. bes. *Rob. Roy*, c. 26 (II, p. 158): and sae Rob had soon a gallant band, and as it grieved him (he said) to see sic *hership*, and waste, and depredation to the south o' the Hieland line, why, if ony heritor or farmer wad pay him four punds Scots out of each hundred punds of valued rent, ... Rob engaged to keep them scaithless — let them send to him if they lost sae muckle as a single cloot by thieving etc. — Rob Roy kann man kaum einen „Schirmvogt" nennen.

BLADIER, s. *Scott*, *Waverley*, c. 16 (I, p. 134, bei Aufzählung der Würdenträger eines Clanhäuptlings): then his *bhaird*, or poet; then

his *bladier*, or orator, to make harangues to the great folks whom he visits; then his *gillie-more*, or armour-bearer etc.

BLAND, s. (schott.) *W. Scott, the Pirate*, c. 5 (I, p. 24): may be the lad would drink some *bland*, or sicklike. — ib. c. 6 (p. 92): she filled a small wooden quaigh from an earthen pitcher, which contained bland, a subacid liquor made out of the serous part of the milk. — ib. (p. 95): he took a long pull at the jug of bland. — J.: A very agreeable acid beverage used in the Shetland Islands, made of buttermilk.

BLANK, s. ein durch ein Zeichen, z. B. einen Strich, ersetzter Name (s. S. L.). *W. Scott, Waverley*, c. 43 (II, p. 165): If, my dear reader, thou hast ever happened to take post-horses at — —, or at — —, (one at least of which blanks, or more probably both, you will be able to fill up from an inn near your own residence) you must have observed etc. — Daher dann soviel wie „Nichts.“ — *id. Heart of M. L.*, c. 1 (I, p. 33): his debts amount to blank — his losses to blank — his funds to blank — leaving a balance of blank in his favour.

BLATTER, s. (schott.) schnelles Sprechen, Schwatzen. — *W. Scott, the Antiquary*, c. 11 (I, p. 104): Aweel, in this strait, he bethought him of the twa or three words o' Latin that he used in making out the town's deeds, and he had nae sooner tried the spirit wi' that, than out cam sic a blatter of Latin about his lugs, that poor Rab Tull, wha was nae great scholar, was clean overwhelmed. — J.: 1. A rattling noise. 2. Language uttered with violence and rapidity.

BLAW, v. schottisch für to blow; übertragen = das grosse Wort führen, prahlen. *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 28 (III, p. 26): What for shouldna the honest man say a blessing after his drap punch? . . . it was better, I ween, than blasting, and blawing, and swearing, as if folks shouldna be thankful for the creature-comforts. — Auch: schmeicheln, daher BLAW-IN-MY-LUG, s. J.: 1. flattery, wheedling. — 2. A flatterer; one who blows vanity in at the ear. (Ohrenbläser). *W. Scott*, ib. c. 2 (I, p. 22): ye are a fine blaw-in-my-lug, to think to cuitle me off sae cleverly.

BLAWORT, s. Schmeissfliege. *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 20 (II, p. 95): Can it be for the puir body M'Durk's health to gang about like a tobacconist's sign in a frosty morning, with his poor wizened boughs as blue as a blawort? — J.: the blue bottle, Centaurea cyanus, Linn.

BLEEZE, v. schottisch für to blaze; übertr. *W. Scott, the Pirate*,

c. 5 (I, p. 74): Ye had mair need to give the young man some dry clothes, and to see about getting something for him to eat, than to sit there bleezing away with your lang tales. — J.: 1. To blaze. 2. To make a great show, or an ostentatious outcry, on any subject. — to BLEEZE *away*, to gasconade; to brag; to talk ostentatiously.

BLETHER, v. (schottisch) undeutlich reden, faseln. *W. Scott, Rob Roy*, c. 27 (II, p. 177): ye blethering fool. — J.: to speak indistinctly. — to talk nonsense. — to prattle.

BLIND HARRY, in Schottland = blindman's buff (J.). *W. Scott, Guy Mann.*, c. 58 (III, p. 178): O, the curly-headed varlets! I must come to play at Blind Harry and Hy Spy with them.

BLISTER, v. a. Nach *Shakesp.* 'If I prove honey-mouth'd, let my tongue blister' — ist 'my tongue is blistered' ähnlich unserem „ich habe mir die Zunge verbrannt;" so *Jeaffreson, Live it down,* I, p. 302 (in Bezug auf ein 'pious fib'): So next time Bicker comes you may just make your confession, Martha, — and tell him your tongue is blistered, and ask him how much Cayenne pepper you are to put upon it by way of penance.

BLOCK, s. *W. Scott, the Pirate*, c. 5 (I, p. 67): Were I no to take better care of the wood than you, brother, there would soon be no more wood about the town than the *barber's block* that's on your own shoulders — sonst auch hairdresser's block, der Stutzblock oder Puppenkopf, auf dem der Friseur seine Perücken zur Schau stellt; jetzt dummy; hier maliciös einer Person beigelegt, also gleich der Anrede 'blockhead.'

BLOOD, im ältren Slang = dandy, a fast man (s. S. L). *Thackeray, Virginians* III, p. 99: My brother lives with horse-jockeys and trainers, and the wildest bloods of the town. — MOLL BLOOD, im alten Cant: Der Galgen. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 20 (II, p. 54): . . . when three words of your mouth would give the girl the chance to nick Moll Blood etc. — BLOOD-RAW, so wenig gebraten, dass das Fleisch noch blutig ist. *W. Scott, the Antiquary*, c. 6 (I, p. 63): There was the relishing Solan goose, whose smell is so powerful that he is never cooked within doors. Blood-raw he proved to be on this occasion, so that Oldbuck half-threatened to throw the greasy sea-fowl at the head of the negligent housekeeper.

BLOW, v. 1) öffentlich bekannt machen. *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 22 (II, p. 132): "But I will blow her," he said, "I will blow her

ladyship's conduct in the business." — 2) to blow hot and cold, kalt und warm aus einem Munde blasen; wankelmüthig, zweizüngig sein. *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 293: young Turrett is a man who may be trusted. He 'll wait — without blowing hot one six months, and cold the next. — 3) blow me! entstellt für bless me! statt damn. *Jeaffreson*, *Live it down*, III, p. 249: (Cries of 'Chair, chair,' and 'Order, order.') "Order be blowed!" exclaimed the infuriated Mr. H. (Vgl. S. L.) — Nach to blow out, dickfüttern, ist a BLOW-OUT = a feast. (Slang Dict.) *W. Scott*, *St. Ron. W.*, c. 33 (III, p. 111): "All I meant to say was, that you and Lady Pen were not used to be on such a good footing." — "Well, she sent me a card for her blow-out, and so I am resolved to go."

BLUDE u. BLUID, schottisch = blood, s. z. B. u. binna u. scart.

BLUE, a. BLUE LIGHTS (eig. Leuchtkugeln, vgl. S.: a kind of firework or night-signal which throws out a vivid light visible at a great distance.) In Amerika ein von den Episkopalen den Presbyterianern gegebener Spitzname. *Kimball*, *Was he Successful?* p. 177: Mr. Bennett, with his family, went to an Episcopal church. He took the liberty, one day, of flatly advising his cousin to cut Presbyterianism, and go with him. "The fact is, Hiram, I can't stand the blue-lights; they make a hypocrite of you . . . As to the Episcopalians, they give us good music, good prayers, and short sermons." — ib. p. 178: You won't find much 'pastoral' work here, even among the blue-lights. They confine themselves to preaching brimstone sermons from the pulpit etc. — ib. p. 180: They are the pillars of Chellis's church; good men and true, if they are blue lights. Besides, there are lots of pretty girls — tight little Presbyterian saints, with plenty of cash. — BLUE RIBAND, Band des Hosenbandordens, Inhaber desselben (s. S. L.). *Thackeray*, *Virginians*, II, p. 98: See, there comes another blue-riband, as I live. My Lord Bamborough.

BLUNKER, s. (schottisch) Kattundrucker. *W. Scott*, *Guy Manner.*, c. 3 (I, p. 21): Dunbog is nae mair a gentleman than the blunker that's biggit the bonnie house down in the howm.

BOBADIL, n. prahlerischer Abenteurer in *Ben Jonson's* „Every Man in his Humour." *Thackeray*, *Virgin.* III, p. 201: To be on terms of intimacy with an author or an actor has been an object of delight to many a young man; actually to hob and nob with Bobadil, or Henry the Fifth, or Alexander the Great . . . are privileges which would de-

light most young men of a poetic turn.

BODKIN, s. to ride bodkin, auf einem Sitz, der eigentlich 2 Personen bestimmt ist, als Dritter in der Mitte sich Platz suchen. *W. Scott, the Antiquary*, I, c. 17 (II, p. 16): Between the stately figures of Monkbarns and the clergyman was stuck, by way of bodkin, the slim form of Mary M'Intyre. (Vgl. S. L.)

BODLE, s. *W. Scott, the Antiq.*, c. 1 (I, p. 8): it will no be a bodle cheaper than I tell ye. — ib. c. 4 (I, p. 45): yon other time about the bodle that ye thought was an old coin . . . und sehr oft sonst bei *Scott.* L. sagt, diese Kupfermünze habe den Werth von $^3/_4$ Pfennig; Wb. giebt ihn = $^1/_2$ penny, so auch W.; das Glossar zum Antiquary $^1/_3$ eines engl. penny; J. aber: A copper coin, of the value of two pennies Scots, or the third part of an English halfpenny.

BOG, v. a. Wb.: to whelm or plunge, as in mud and mire. — *W. Scott, Guy Mann.*, c. 8 (I, p. 59): once he fell into the brook crossing at the stepping-stones, and another time was bogged up to the middle in the slough of Lochend.

BOG-BLITTER, s. *W. Scott, Guy Mann.*, c. I (I, p. 5): hitherto nothing had broken the silence around him, but the deep cry of the bog-blitter, or bull-of-the-bog, a large species of bittern. — J. schreibt BOG-BLUTER, und setzt zu: denominated from its thrusting its bill into marshy places, and making a noise by bubbling through the water.

BOLE, s. Eine mit einem Holzladen verschlossene Fensteröffnung in schottischen Hütten. *W. Scott, the Antiq.*, c. 32 (III, p. 31): "Open the bole," that I may see if this be the right Lord Geraldin. — J.: BOAL, s. 1. A square aperture in the wall of a house, for holding small articles; a small press generally without a door. This is most common in cottages. 2. A perforation through the wall of a house, for occasionally giving air or light; usually with a wooden shutter instead of a pane of glass, to be opened and shut at pleasure, often denominated *Window-bole.*

BOLL, s. *W. Scott, the Antiq.*, c. 4 (I, p. 37): ...only that the lands of Lochard and Cringlecut still pay a fine of six bolls of barley annually. — ib. c. 11 (I, p. 27): he tells us that honest John could make five firlots, or quarters, as you would say, out of the boll, instead of four. L. sagt: ein Maass von 6 bushels; doch Wb.: for wheat and beans it contained four Winchester bushels; for oats, barley and potatoes, six bushels. — S.: In the flour measure at present in use the boll or half

sack is considered equal to 140 lbs. avoirdupois, and is divided into 10 stones or pecks. The boll of pease and beans weighs 280 lb.; of oats 264 lb.; of barley about 320 lbs.; of oatmeal 140 lbs.

BOLT, a. (vulg.) gerade (s. S. L.). *Jeaffreson, Live it down,* III, p. 203: Mr. Alec Barber's horse and gig came tearing up the road at full gallop, and went bolt up against Mr. Dowse's chaise.

BONALLY, s. *W. Scott, the Pirate,* c. 4 (I, p. 45): "Here is your bonally, my lad." And so saying, he quaffed a rummer glass of brandy . . . J.: BONALAIS, BONAILIE, BONNAILLIE, A drink taken with a friend, when one is about to part with him; as expressing of one's wishing him a prosperous journey.

BONEY, n. spöttische Bezeichnung Napoleons (s. S. L.). *Jeaffreson, Live it down,* I, p. 64: Besides believing that Frenchmen lived on frogs, that Boney had sold himself to the devil . . .

BONGRACE, s. *W. Scott, Guy Mann,* c. 3 (I, p. 20): an old-fashioned bonnet, called a bongrace. (J.: 1. A large bonnet, worn by females.) *id. Heart of M. L.,* c. 28 (II, p. 162): The want of the screen, which was drawn over the head like a veil, she supplied by a *bon-grace,* as she called it; a large straw bonnet, like those worn by the English maidens when labouring in the fields. "But I thought unco shame o' mysell," she said, "the first time I put on a married woman's *bon-grace,* and me a single maiden." — J. 2: A coarse straw-hat, of their own manufacture, worn by the female peasantry.

BONNET- (bannet) LAIRD, s. J.: A yeoman, a petty proprietor; one who farms his own land. — *W. Scott, the Antiq.,* c. 4 (I, p. 39): it (the ground) belonged to old Johnnie Howie, a bonnet-laird here hard by. — *id. St. Ron. W.,* c. 1 (I, p. 10): Meg Dods . . . had the honour of refusing three topping farmers, two bonnet-lairds, and a horse-couper, who successively made proposals to her. — ib. c. 16 (II, p. 35): sometimes he will fling in . . . a bit of learning that our farmers and bannet-lairds canna sae weel follow.

BONNYDIE, s. *W. Scott, the Antiq.,* c. 21 (II, p. 73): and the bits o' weans wad up . . . and toddle to the door, to pu'in the auld Blue-gown that minds a' their bonnydies. — J.: 1. A toy, a trinket. — 2. Applied to money, as having the influence of a gewgaw on the eye.

BOOBY-FORM, s. Die Bank in der Schule, auf der (durch Certiren) die Faulsten und Schwächsten sitzen. *W. Scott, Heart of M. L.,* c. 4

(I, p. 69): there is not a boy on the booby-form but should have been scourged for such a solecism in grammar.

BOODLE'S, n. Ehemals fashionabler politischer Club in St. James' street. (S. L.) *Jeaffreson, Live it down.* I, p. 215: The old club-life of Dr. Johnson's era still existed in full vigour, whereas the club-house system was still in its infancy. The Tories, indeed, had for nearly eighty years held their quarters at White's, and the Whigs had been established for half-a-century at Brooks's; Boodle's also numbered more than fifty years, while the 'Alfred' and the 'Guards' and 'Arthur's' were at the opening of their careers; but the 'Athenæum' and the 'Oxford and Cambridge', the 'Carlton' and the 'Reform' and the numerous other magnificent abodes in which gentlemen now congregate (of whom, at least, two-thirds would, in former generations, have remained year in, year out, in quiet country homes) were not as yet even thought of. It is true that the vicinity of St. James's Palace contained certain establishments in which the leading personages of the land enjoyed the privilege of ruining themselves with splendid rapidity; but vast as was the misery created by them, their aristocratic supporters were still comparatively few in number. Die hier besprochene Zeit ist etwa 1815. Die letzten Sätze beziehen sich auf die damals florirenden Spiel-Clubs. Einzelne, wie White's, haben alle Phasen, vom einfachen Chokoladen-Hause an, durchgemacht, und das Wappen des letztren, von Horace Walpole und George Selwyn componirt, besteht aus lauter Attributen des Karten- und Würfelspiels mit der Devise 'Cogit amor nummi.'

BOOK, s. *W. Scott, Waverley*, c. 36 (II, p. 109): This set Gilfillan upon the BOOK OF SPORTS and the Covenant etc. — B. of Sp., eine von Jakob I. erlassene Verordnung, welche die puritanische Strenge der Sonntagsfeier für staatsgefährlich erklärte. Der Name wegen des Verzeichnisses der Spiele, die für das Volk nützlich seien. (s. S. L.)

BORDER, v. n. Wb.: to approach, to come near to. Daher dann „mit jemandem anbinden, sich in ein Gespräch einlassen,“ wol nur provinziell. *Jeaffreson, Live it down*, II, p. 148: The course of the day would, in all probability, bring them another packman, who would 'border with them', prating of the town he had last quitted etc.

BORDER, s. speciell die Gränze zwischen Schottland und England. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 23 (II, p. 80): In case these Tales should

ever find their way across the Border (d. h. nach England), it may be proper to apprize the southern reader etc.

BORROW, s. L. der Borg, das Erborgte. Doch auch „das Pfand," von Wb. als 'Rare' bezeichnet. *W. Scott*, *Waverley*, c. 13 (I, p. 128): the lawless thieves of the Highlands . . . made prisoners, ransomed them, or concussed them into giving borrows (pledges) to enter into captivity again.

BOTTLE, v. to bottle up, von unterdrückten Gefühlen, namentlich Zorn, s. S. L. — *Thackeray*, *Virgin.*, I, p. 64: Mr. Ward kept his temper — to compress, bottle up, cork down, and prevent your anger from present furious explosion, is called keeping your temper.

BOTTLEHOLDER, s. Secundant des Faustkämpfers, der die Flasche zur Stärkung desselben führt. (s. S. L.) Uebertragen *W. Scott*, *the Antiquary*, c. 39 (III, p. 108): Petrie, in his Essay on Good-breeding . . . recommends . . . this attitude to all led captains, tutors, dependants, and bottleholders of every description.

BOTTLE-SLIDER, s. Ein Untersatz unter der Weinflasche, mit einer Unterlage versehen, damit dieselbe beim Cirkuliren (s. S. L. u. bottle) keine Schrammen auf dem Tisch mache. *W. Scott*, *Guy Mann.*, c. 36 (II, p. 133): his scratch wig on one side, his head crowned with a bottleslider, his eye leering with an expression betwixt fun and the effects of wine.

BOUKING-WASHING, s. Die grosse Wäsche (schottisch). *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 17 (I, p. 279): I 'll cry up Ailie Muschat, and she and I will hae a grand bouking-washing, and bleach our claise in the beams of the bonny Lady Moon. — J.: BOUK, s. A lie made of cow's dung and stale urine or soapy water, in which foul linen is steeped, in order to its being cleansed or whitened. — BOUKING-WASHING, the great annual purification of the family linen by means of this lie.

BOUNTIFUL, n. Nach Farquhar's 'Beaux' Stratagem' eine Dame, die sehr viel mit mildthätigen Werken sich befasst; s. S. L. — *Jeaffreson*, *Live it down*, III, p. 321: Fanny Magnum, having found abiding peace in this world, and long lived the Lady Bountiful of Merton-Piggott, went to 'little Fan' in heaven.

BOUNTITH (bounteth), s. Douceur, Trinkgeld. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 8 (I, p. 124): my curse . . . go wi' ye, if ye gi'e them either fee or bountith or so muckle as a black pair o' cheverons. — ib. c. 10 (p. 160): In this proposal there was much that pleased old David — there was

bed, board, and bounteth — it was a decent situation. — *id. Guy Mann.*, c. 39 (II, p. 172): I served for little fee and bountith. — J.: 1. Something given as a reward for service or good offices. — 2. It now generally signifies what is given to servants, in addition to their wages.

BOUROCK, s. J. 3.: A shepherd's hut. — *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 30 (III, p. 39): The miserable little bourocks, as the Baillie termed them, of which about a dozen formed the village . . ., were composed of loose stones. — *id. the Antiquary*, c. 4 (I, p. 42): "What were you speaking about?" "About this bit bourock, your honour," answered the undaunted Edie; "I mind the bigging o't." — ib.: "if you howk up the bourock . . . ye'll find . . . a stane." — J. 5: A confused heap of any kind. — *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 40 (II, p. 210): And she pat it away in below the bit bourock of turf yonder.

BOURTREE, s. Holunder. *W. Scott*, *Guy Mann.*, c. 53 (III, p. 141): I was behind that bourtreebush at the very moment. — J.: the common elder.

BOW, s. schottisch für boll. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 9 (I, p. 139): there was not a bow left in the meal-ark — und oft sonst.

BOW, v. Durch Verbeugung etwas ausdrücken. *Jeaffreson*, *Live it down*, II, p. 214: bowing his thanks for this graceful attention, B. took the miniature. — to BOW OUT, Jemand unter Verbeugung hinaus begleiten. *Ant. Trollope*, *the Warden*, c. 2: Mr. C. said it was cold for June, and bowed him out. (vgl. S. L.)

BOWIE, s. (schottisch). J.: A small barrel or cask, open at one end ... It also sometimes signifies a milk-pail. — *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 14 (I, p. 231): the brown four-year-auld's milk is not seiled yet, nor the bowies put up on the bink.

BOWK, s. schottisch = bulk. *W. Scott*, *the Antiq.* c. 25 (II, p. 132): we should hae had baith ends o' the pockmanky filled by this time. — I hope it 's bowk aneugh to haud a' the gear.

BOWL, v. n. u. s. Vom bowling-Spiel werden Übertragungen hergenommen, wie das sprichwörtliche *W. Scott*, *Rob. Roy*, c. 26 (II, p. 150): I trust bowls will row right, though they are awee ajee e'enow — es wird Alles noch glatt gehen. — *id. the Antiq.*, c. 21 (II, p. 75): dinna be cast down — bowls may a' row right yet. Dann c. 45 (III, p. 181): Old Edie . . . bowls away easily from one friend's house to another.

BOW-STREET, n. *W. Scott*, *St. Ron. W.*, c. 3 (I, p. 45): He was called the Man of Peace, on the same principle which assigns to constables, BOW-STREETRUNNERS, and such like, who are perpetually and officially employed in scènes of riot, the title of peace-officers. — ib. c. 36 (III, p. 149): Mr. S... would have been consigned to the custody of a BOW-STREETOFFICER. Vor der Reorganisation durch Sir R. Peel Bezeichnung der Sicherheitspolizisten, weil in Bow-street das Centralbureau ist. (s. S. L.)

BOX-BED, s. In Schottland ein Bett, welches nicht, wie die englischen, mit Vorhängen, sondern mit hölzernen Läden geschlossen ist. *W. Scott*, *the Pirate* c. 38 (III, p. 161): At length their long course ended, by Norna drawing aside a sliding panel, which, opening behind a wooden, or box-bed, as it is called in Scotland, admitted them into an . . . apartment. — J.: 1. A bed having the sides and top of wood, with two sliding panels for doors. 2. It also denotes a bed in the form of a scrutoire, or chest of drawers, in which the bedclothes, etc. are folded up during the day; called also a *Bureau-bed.*

BRACELET, v. Armbänder anlegen. *W. Scott*, *Kenilw.*, c. 16: I'll bracelet him with iron both on wrist and ankle.

BRADSHAW, n. Herausgeber des überall in England verbreiteten Coursbuches. *Ant. Trollope*, *the Warden*, c. 16: He was at breakfast at nine, and for the twentieth time consulted his "Bradshaw" to see at what earliest hour Dr. G. could arrive from Barchester.

BRAID, a. schottich = broad. *W. Scott*, *St. Ron. W.* c. 20 (II, p. 104): I daur say the like o 't was ne'er seen in braid Scotland.

BRAMAH, n. Erfinder und Verfertiger berühmter diebessichrer Schlösser. AVÉ-LALLEMANT, d. deutsche Gaunerth. II, p. 176: (Chubb und Bramah) haben ganz vorzüglich die Kunst auf die Bewegung des Riegels verwandt, wobei der Schlüssel in höchst einfacher Construction erscheint. — ib. p. 178: Das von Bramah erfundne Schloss ist der Kleinheit wegen besonders zu Schreibtischchen, Kästchen, Portefeuilles, Vorhängeschlössern u. s. w. geeignet, und hat eine ganz eigenthümliche Riegelbewegung und Zuhaltung, auf welcher letzteren die grossen Vorzüge des ganzen Schlosses wesentlich beruhen. — Vgl. S. L. — *W. Scott*, *St. Ron. W.* c. 33 (III, p. 101): Lord E. had, as is usual, one key to the box which held his letters, his confidential servant being

entrusted with the other; so that, under the protection of a patent lock, his dispatches escaped all risk of being tampered with . . . "By your eave, Mr. Bramah," said the Earl, as he applied the key. — *Ant. Trollope, the Warden* c. 8: At the same time he partly opened the small drawer . . . deposited the paper on the volume of Rabelais . . . Ah! vain man! he could fasten up his Rabelais, and other things secret, with all the skill of Bramah or of Chubb; but where could he fasten up the key which solved these mechanical mysteries.

BRAND, s. Die ganze auf einmal exportirte und daher mit gleichem Handlungszeichen (brand) versehene Sendung eines Products. Daher fast = Qualität, s. S. L. — *Thackeray, Virginians* I, p. 5: There 's no sweeter tobacco comes from Virginia, and no better brand than the Three Castles.

BRANDER, v. auf dem Rost braten. *W. Scott, St. Ron. W.* c. 28 (III, p. 22): you will sup with me, when I come back. — Mrs. D. will toss up something — a brandered fowl will be best. — J.: To broil on a gridiron, to grill.

BRANK-NEW, a. schottisch, wie englisch brand-new. *W. Scott, St. Ron. W.* c. 2 (I, p. 34): The tight lads of yeomen with the brank new blues and buckskins. — J.: quite new, having the new gloss. Das W. schliesst sich also an prangen, prunken; BRANK, v. to raise and toss the head; applied to horses; BRANKEN, gay, lively; BRANKIE, gaudy: brankin, making a great show (bei J.); während bei brand new wol weniger an den strahlenden Feuerbrand (Wb.), als an das frisch aus der Schmiede kommende und glänzende Eisen zu denken ist (wie in funkel-nagel-neu).

BRAW, a. gut, schön, tüchtig (schottisch). *W. Scott, St. Ron. W.* c. 20 (II, 104): There are braw shawls made at Paisley. — ib. c. 37 (II, p. 16): your braw hunting knife. — *id. Guy Manner.* c. 44 (III, p. 41): G.'s braw new carriage. — *id. Heart of M. L.* c. 37 (III, p. 47): his braw star and garter. — ib. c. 9 (I, p. 149): it 's a braw day out bye. — *id. Antiq.* c. 15 (I, p. 164): we'll try your braw veal sweetbread. — ib. c. 27 (II, p. 153): There was never sic a braw propine as this sent to a yerl. Mehr vom innern Werth *St. Ron. W.* c. 15 (II, p. 20): if a gold-laced waistcoat has an empty pouch, the plain swan's-down will be the brawer of the two. — BRAWLY, namentlich in der Verbdg. ye ken brawly, wie *id. Rob. Roy* c. 9 (I, p.

109); *Antiq.* c. 25 (II, p. 132); c. 37 (III, p. 88). Auch BRAWLINS u. BRAWLIES, *id. Heart of M. L.* c. 29 (II, p. 189): we maun a' dee, ye ken, Jeanie — You Cameronians ken that brawlins. Daher

BRAWS, s. beste Kleider, Staat. *W. Scott, the Antiq.* c. 26 (II, p. 142): I see ye hae gotten a' your braws on. — ib. c. 29 (II, p. 173): I think having seen a' the braws yonder and finding out ane may be happier without them, has made me proud o' my ain lot. — *id. Heart of M. L.* c. 16 (I, p. 262): ye' re dressed out in your braws.

BREAD, s. *Jeaffreson, Live it down*, I, p. 106: I don't speak of shillings given to old men, or sacks of coals given to pauper beldames, or bread cast upon the waters in order that it may come back to the sower after many days in the shape of political influence. Sprichwörtlich nach *Eccles.* XI, v. 1: "cast thy bread upon the waters, for thou shalt find it after many days." S. S. L. unter cast, v.

BREAK, v. a. *Ant. Trollope, Barchester Towers*, c. 17: Frowns cannot kill, nor can sharp words break any bones, — sprichwörtlich, s. S. L. — 2. v. n. the voice breaks, die Stimme wechselt, mutirt. *Thackeray, Virginians*, I, p. 73: He learned the latest imported catches and songs, and played them beautifully on his violin, and would have sung them too, but that his voice broke at this time, and changed from treble to bass.

BREAKER, s. 1) Abrichter von Thieren. *W. Scott, the Antiq.*, c. 30 (III, p. 7): I am truly sorry that Juno has committed so much disorder; but Jack Muirhead, the breaker, was never able to bring her under command. — ib. p. 8: But Juno—she is only thoughtless too, I assure you—the breaker tells me, she has no vice or stubbornness. 2) „Brandung, Wellenbruch." L. Wenn ein solcher sich plötzlich vor dem Schiffe zeigt, so deutet dies auf eine verdeckte Klippe und auf grösste Gefahr für das Schiff; daher ist 'breaker ahead!' wie 'rock ahead!' (s. S. L.) Bezeichnung plötzlich drohender grosser Gefahr. *W. Scott, Guy Mann.*, c. 34 (II, p. 117): "She was at the Kaim of Derncleugh, at Vanbeest Brown's last wake, as they call it, the other night, with two of my people, and some of her own blasted gypsies." "That's another breaker ahead, Captain! Will she not squeak, think ye?"

BREASKIT, s. *W. Scott, Rob Roy*, c. 33 (III, p. 92): Drive three

inches of cauld airn into his breaskit. — J.: BRISKET, bisket. The breast. It is used obliquely, and perhaps rather arbitrarily, for the stomach.

BRECHAM, s. (schottisch) Kummet. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 5 (I, p. 81): Get up, Mr. S.—ye have set yoursell down on the very brecham that wants stitching. — J.: The collar of a working horse.

BREEDING CAGE, s. eine Vogelhecke. *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 10 (I, p. 130): you neither see a shepherd or shepherdess wrought in worsted . . .—or a stuffed parrot,—or a breeding-cage, full of canary birds—or a housewife-case etc.

BREEKS, s. *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 27 (II, p. 169): "It will be nonsense fining me . . . that hasna a grey groat to pay a fine wi'—it's ill taking the breeks aff a Hielandman." — sprichwörtlich = Wo nichts ist etc. — (Nebenform des W. *id. Heart of M. L.*, c. 51 (III, p. 276): How is the lads to climb the praes wi' thae tamned breekens on them?)

BRESCIA, s. *W. Scott*, *Rob. Roy*, c. 32 (III, p. 75): Barricades of limestone rock, intermixed with huge masses of Brescia, or pebbles imbedded in some softer substance which has hardened around them like mortar. — ib. c. 33 (III, p. 95): the various deep gullies where masses of the composite rock, or *brescia*, tumbling in fragments from the cliffs, have rushed to the valley.

BRIDEWELL, s. Br. ist eigentlich das Armen- und Arbeitshaus der City von London (vgl. L.): seit der Erbauung des Correctionshauses in Holloway nicht mehr gebraucht (eigentlich St. Bride's oder Bridget's Well); ist dann Appellativ für „Correctionshaus" geworden. *W. Scott*, *the Antiq.*, c. 21 (II, p. 75): I gang by the bridewell as safe as by the kirk on a Sabbath. — *id. Guy Mann.*, c. 6 (I, p. 48): Jock . . . was remitted to the county bridewell. — ib. c. 34 (II, p. 114): I will commit him to the Workhouse, or Bridewell, which you know is beside the Custom-house. — ib. c. 43 (III, p. 38): sending him to the Bridewell at Pontanferry, u. öfter.

BRIGG, s. schottisch für bridge. *W. Scott*, *Guy Mann.*, c. 11 (I, p. 88): and the brigg ower Warroch burn is safe enough.

BRISSEL-COCK, s. Truthahn. *W. Scott*, *Waverley*, c. 24 (II, p. 4): duck, drake, brissell-cock, pawnies etc. — J.: Apparently the turkey-cock — er schwankt zwischen Ableitung von bristley oder Brasil-c.

BROACH, v. to broach a subject, von einer Saehe zuerst zu reden anfangen (s. S. L.). *C. Bell*, *Shirley*, II, p. 231: Be seated, first. The subject I would broach is one of some moment: perhaps I have hardly a right to approach it.

BROAD, a. *Jeaffreson*, *Live it down*, I, p. 249: The star of Granville is falling, that of Pelham is in the ascendant; and the great coalition on "The Broad Bottom" is managing the affairs of the State. — Wb.: BROAD BOTTOM MINISTRY. In English history, a name sometimes given to an administration comprising nine dukes and a grand coalition of all parties, which was formed in Nov. 1744, and was dissolved by the death of Mr. Pelham, March 6. 1755. — BROAD-LEAFED, mit breiter Krämpe (s. S. L. u. leaf, leafed). *Thackeray*, *Virginians*, II, p. 263: And, taking his broad-leafed hat, Mr. Chaplain walked out of the room.

BROCARD, s. *W. Scott*, *Waverley*, c. 41 (II, p. 151): This is something like the brocard expressed by the learned Sanchez in his work *De jure jurando*. — J.: The first elements or maxims of the law; an old forensic term.

BROCK, s. (schottisch) *W. Scott*, *the Antiq.*, c. 21 (II, p. 75): I keep the crown o' the causey, when I gae to the borough, and rub shouthers wi' a baillie wi' as little concern as an he were a brock. — J.: BROK, s. 1. Fragments of any kind, especially of meat. 2. Trash, refuse.

BROCKIT, a. bunt (schott.). *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 39 (III, p. 80): and I wad wuss ye, if Gowans, the brockit cow, has a quey, that she suld suck her fill of milk. — ib. c. 42 (III, p. 128): there 's Gowans, and there 's your ain brockit cow. — J.: Variegated; having a mixture of black and white. A cow is said to be *brockit*, that has black spots or streaks, mingled with white, in her face.

BROG, v. (schott.) mit dem Pfriem stechen. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 5 (I, p. 74): D'ye think I was born to sit here brogging an elshin through bend-leather? — J.: to pierce, to strike with a sharp instrument.

BROIL, v. broiled bone, Knochen von einem Braten, mit den daran befindlichen Fleischresten zu einem frugaleren Mae auf dem Rost nochmals aufgebraten (s. S. L.). *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 1 (I, p. 34): The two young men ordered a broiled bone, Madeira negus and a pack

of cards. — *Thackeray*, *Virginians*, II, p. 259: "I have had enough for to-night, my lord," says Harry, and rises and goes away, and eats a broiled bone in the coffee-room.

BROO, s. (schott.) *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 25 (II, p. 114): I had never muckle broo o' my gudeman's gossips, and now I like them waur than ever. — ib. c. 39 (III, p. 89) s. u. charge. — J.: "I hae *nae broo* of them ava," I have *no favourable opinion* of them.

BROOKE's, Club ältern Styls in St. James' str., London; s. Boodle's.

BROOM, v. *W. Scott*, *the Pirate*, c. 21 (II, p. 118): I saw them at North Ronaldsha, that had seen the good bark, the Olave of Lerwick, that our worthy patron has such a great share in that she may be called his own in a manner, and they had broomed the bark, and .. she answered them for seven fish. — in Note: There is established among whalers a sort of telegraphic signal, in which a certain number of motions, made with a broom, express to any other vessel the number of fish which they have caught.

BROWN, a. *W. Scott*, *St. Ron. W.*, c. 30 (III, p. 59): his face, as brown as a berry, was illumined by a pair of eyes etc. stehender Vergleich, s. S. L.

BROWNIE, s. (schottisch) *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 15 (II, p. 23): Ye 'll no catch one o'the servants ganging up the stair, puir frightened heathens that they are, for fear o' bogles and brownies. — *id. Heart of M. L.*, c. 26 (II, p. 129): she ... ejaculated, "Eh, sirs, the Brownie, the Brownie!" and fled, yelling as if she had seen the devil. To explain her terror, it may be necessary to notice, that the old house ... had, according to report, been long haunted by a Brownie, one of those familiar spirits, who were believed in ancient times to supply the deficiencies of the ordinary labourer—

"Whirl the long mop, and ply the airy flail."

J. setzt noch dazu: Instead of doing any injury, he was believed to be very useful to the family, particularly to the servants, if they treated him well; for whom, while they took their necessary refreshment in sleep, he was wont to do many pieces of drudgery.

BROWST, s. das gesammte mit einem Male gebraute Bier. *W. Scott*, *St. Ron. W.*, c. 28 (III, p. 25): Mr. Tirl can tell that, for mony a

browst of it hae I brewed lang syne for him. — J.: As much malt liquor as is brewed at a time.

BRUMSTANE, s. schottisch für brimstone. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 18 (II, p. 14): zeal catches fire at a slight spark as fast as a brumstane match. — Die Stelle zeigt, dass L.'s „Schwefelholz" nicht passt. Vgl. S.: BRIMSTONE-MATCH: slips of wood tipped with brimstone, formerly used, but now superseded by lucifers; narrow strips of linen or cotton about eight inches long, dipped in melted sulphur and some aromatics made in Strasbourg and other places, and used in sulphuring wines. Sie gehörten zum Feuerzeug mit Stahl und Stein.

BRUSH, s. L.: „Anfall, Kampf." Daher *W. Scott, Guy Mann.*, c. 52 (III, p. 120): So you intend to give up this poor young fellow at the first brush? — wie wir: nach dem ersten Anlauf.

BRUSSELS, n. zweitbeste Sorte der in England üblichen Teppiche (s. S. L. u. Kidderminster). *Bulwer, Night a. M.*, p. 381: Wipe the carpet, Jenny; — dirty feet! Mr. Morton,—it is a Brussels!

BUCKIE, s. (schott.) *W. Scott, the Pirate*, c. 29 (III, p. 23): I would eat corrupted sea-weed like a starling ... or whilks, buckies, and lampits ... rather than break wheat bread and drink red wine in a house where it is begrudged me. — J. 1: Any spiral shell, of whatever size. — *id. Heart of M. L.*, c. 18 (II, p. 19): Eh! see if there isna our auld ne'er-do-weel deevil's buckie o' a mither. — J. 2: A perverse or refractory person is denominated a *thrawn buckie*, and sometimes, in still harsher language, a *Deil's buckie.*

BUCKING, s. *C. Bell, Shirley*, II, p. 384: His ideas are not clean; they want scouring with soft soap and fuller's earth. I think, if he could add his imagination to the contents of Mrs. Gill's bucking-basket, and let her boil it in her copper, with rain-water and bleaching-powder ... it would do him incalculable good. — Der schmutzige Wäsche-Korb. Wb.: BUCKING, the act or process of soaking cloth in lye for bleaching; also, the lye or liquor; a washing. Vgl. oben bouking-washing.

BUCKLE, v. 1) verheirathen, scherzhaft. *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 17 (II, p. 59): "Married!" said the clergyman, "it is impossible!" "But where 's the impossibility, Mr. Cargill, when you see folk marry every day, and buckle them yoursell into the bargain? — J.: to join two persons in marriage, used in a low or ludicrous sense. — 2) *W.*

*Scott*, *Heart of M. L.*, c. 35 (III, p. 35): "I do not know that," replied the Duke, "ilka man buckles his belt his ain gate—you know our old Scots proverb?"

BUCKSKINED, a. in Buckskin gekleidet. *W. Scott*, *St. Ron. W.*, c. 13 (I, p. 179): to notice . . . the "Dear me 's" and "Oh laa 's" of the titupping misses, and the oaths of the pantalooned or buckskin'd beaux.

BUDGET of news, der Vorrath von Neuigkeiten, die Jemand zu erzählen hat, vgl. S. L. (Sack voll Neuigkeiten.) *W. Scott*, *Antiq.*, c. 43 (III, p. 150): here comes Edie with a whole budget of good news. — *Ant. Trollope*, *the Warden*, c. 12: Eleanor felt that . . . she had now nothing further to do, but to add to the budget of news which was prepared for her father, that John Bold was her accepted lover. — *id. Barch. Towers*, c. 48: Mr. A. went over with his budget of news to the archdeacon. — "of news" wird auch ganz fortgelassen. *Thackeray*, *the Virginians*, III, p. 129: The real business of life, I fancy, can form but a little portion of the novelist's budget.

BUILD, v. Zu builded setzt L.: *Arch.*, nach Wb.: The regular *imp.* and *p. p. builded*, is antiquated. Vorsichtiger W.: *builded* is little used, was *Mätzner* (I, 339) aufgenommen hat. Es findet sich noch bei Scott, z. B. *Pirate*, c. 37 (III, p. 151): the lofty spire, which, long since destroyed by accident, has been rebuilded upon a disproportioned and truncated plan.

BULL AND MOUTH, ein viel genannter Gasthof in London, Hauptstation für die stage-coaches. *Thackeray*, *the Virginians*, IV, p. 113: The English governor (with a long beard), he called the "Goat and Boots," his lieutenant (Barkes) whose face certainly was broad, the "Bull and Mouth." — *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 1 (I, p. 13): the highest bribe could only induce the coachman to promise to anticipate by half an hour the usual time of his arrival at the Bull and Mouth. Die alten Gasthöfe wählten der besseren Unterscheidung wegen solche Verbindungen sehr entlegener Dinge zu ihrer Bezeichnung.

BULLY, s. BULLY-HUFF, Prahler, Eisenfresser, wie sonst huff allein. *W. Scott*, *Guy Mann.*, c. 28 (II, p. 51): here 's a cup of the right for you, and never mind that bully-huff. — BULLY-BOY, = bully, *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 8 (I, p. 107): And you, Mr. Frank Osbaldistone, are not the first bully-boy that has said stand to a true man.

BUMB, s. der dröhnende Ton (s. boom in S. L.). *W. Scott, Kenilworth*, c. 10: You shall hear the bittern bumb, and the wild-drake quack. — J.: BUM, a humming noise.

BŬMBAZED, a. J.: stupefied. — *W. Scott, Rob Roy*, c. 23 (II, p. 113): Conscience! if I am na clean bumbaized. — Vgl. bamboozle.

BUMMOCK, s. (schottisch) *W. Scott, the Pirate*, c. 36 (III, p. 130): the mickle bicker ... which was always offered to the Bishop of Orkney brimful of the best bummock, that ever was brewed. — J. 2: A brewing of a large quantity of malt, for the purpose of being drunk at once at a merry meeting.

BUNG, v. *G. Eliot, Adam Bede*, I, p. 221: If you get hold of a chap that 's got no shame nor conscience to stop him, you must try what you can do by bunging his eyes up — ihm in die Augen schlagen. *Slang-Dict.:* to bung up, to close up. *Pugilistic.*

BUNKER, s. *W. Scott, Heart of M. L.*, c. 9 (I, p. 147): There was no seat accommodated him so well as the "bunker" at Woodend. — J.: 1. A bench, or sort of low chest, serving for a seat. 2. A seat for a window which also serves for a chest, opening with a hinged lid.

BURNSIDE, s. d. Land an einem Bach; side mit so schwacher Bed. wie in roadside, countryside u. dgl. *W. Scott, Antiq.*, c. 37 (III, p. 86): I can neither whistle nor sing for thinking o' the bonny burnsides and shaws that I should hae been dandering beside in weather like this. — ib. c. 44 (III, p. 168): Is nae there the country to fight for, and the burnsides that I gang daundering beside.

BURR, s. *C. Bell, Shirley*, II, p. 158: I like your southern accent: it is so pure, so soft. It has no rugged burr, no nasal twang, such as almost every one's voice here in the north has. — ib. I, p. 64: "A Yorkshire burr," he affirmed, "was as much better than a Cockney's lisp, as a bull's bellow than a ratton's squeak". — Wb.: BURR: A guttural pronunciation of the letter *r*, produced by trilling the extremity of the soft palate against the back of the tongue; rotacism;— often called the *Newcastle, Northumberland*, or *Tweedside burr.*

BUSINESS als Plural *W. Scott, St. Ron. W.*, c. 36 (III, p. 151):

you will find much more art and dexterity necessary in conducting these business to an issue, than etc.

BUSKINED, a. auf dem Cothurn gehend. *Bulwer*, *Night a. M.*, p. 212: it never produced a knave more consummate in his part, or carrying it off with more buskined dignity than William Gawtrey.

BUT, s. *W. Scott*, *Bride of Lam.*, c. 12 (I, p. 155): from which position he could reconnoitre the interior of the but, or kitchen apartment of the mansion. — J. erklärt es als the outer apartement of a house (but, aussen; niederdeutsch buten).

BUTTER, v. schmeicheln (schottisch). *W. Scott*, *Antiq.*, c. 37 (III, p. 94): Go with him, boy—keep him employed, man, for half an hour or so—butter him with some warlike terms—praise his dress and address. — J.: to flatter; to coax. A low word; from the idea of rendering bread more palatable, by besmearing it with butter.

BUTTOCK, s. *W. Scott*, *Waverley*, c. 30 (II, p. 67): What, d'ye think the lads wi' the kilts will care for yere synods and yere presbyteries, and yere buttock-mail, and yere stool of repentance? — J.: BUTTOCK-MAIL, a ludicrous designation given to the fine exacted by an ecclesiastical court as a commutation for public satisfaction in cases of fornication.

BUTTON, s. to hold by the button, eine vulgäre Unsitte, Jemand zum Anhören zu zwingen (s. S. L.). *W. Scott*, *Rob Roy*, c. 4 (I, p. 51): My companion made up to him, and, taking him by the button, drew him aside into one of the windows. Später: He then extricated his button, not very ceremoniously, from the hold which detained him etc.

BY, adv. J.: denoting approximation, or approach from some distance, used in the composition of various adverbs ... IN-BY, nearer to any object. *W. Scott*, *Heart of M. L.*, c. 26 (II, p. 135): Ye maun never think of that – come in bye. — OUT-BY, abroad, without. — ib. c. 9 (I, p. 149): it's a braw day out bye.

BYE-PLAY, s. L.: „Zwischenspiel"; vielmehr „stummes Spiel". Wb.: a scene which is carried on aside, and commonly in dumb show, while the main action proceeds, with a view, ordinarily, to enhance the sport. *W. Scott*, *Guy Mann.*, c. 52 (III, p. 124): When the several bye-plays, as they may be termed, had taken place etc. — BYE-TALK,

ein leise nebenbei geführtes Gespräch. ib. c. 3 (I, p. 21): "What does she mean?" said M. to S. in an under tone; und später: "Oh troth, Laird," continued Meg, during this bye-talk etc.

BYGONE, s. *W. Scott*, *Guy Mann.*, c. 51 (III, p. 121): Let us adopt a *Scotch proverb* the Dominie quoted the other day — 'Let bygones be bygones.'

---

# Die provenzalische Liederhandschrift

## Cod. 42 der Laurenzianischen Bibliothek in Florenz

nach der von Dr. Edm. Stengel im Auftrage der Berliner Gesellschaft f. d. Stud. d. neueren Sprachen genommenen Abschrift.

---

MS. bibl. Laurenzianæ. Plut. 41 N° 42 in kl. fol. 92 Blätter von je 2 Spalten, von italiänischen Händen des beginnenden 14. Jahrhunderts geschrieben.

Der Einband der Handschrift im besten Zustand ist in gepresstem Maroquin-Leder mit Messingbeschlägen, auf welche das Wappen der Medici, 6 Punkte ⁖ von Arabesken umgeben und mit einer Krone darüber, gedrückt ist. Dasselbe Wappen befindet sich auf den schmalen Schlieszbändern. Wie die Mehrzahl der laurenzianischen Hss. ist sie angekettet, was aber nicht hindert, dasz sie sammt ihrer Fessel aus ihrer kalten Ruhestätte in eine etwas wärmere Bibliothek zu Gunsten lesebegieriger Forscher versetzt wird. (Die Laurenziana kennt nämlich nicht einmal die urwüchsigste Erwärmungsweise, die mittelst der Scaldina, deren Unvollkommenheit ich übrigens in der Marucelliana, wo ich meinen Studiensitz aufgeschlagen habe, hinlänglich zu erproben genügende Gelegenheit finde).

Nach einem Pergamentdeckblatt am Anfang der Hs. folgt ein zweites von Papier, welches folgende nicht uninteressante Notiz über den Inhalt der Hs. enthält: „Rime di diuersi Prouenzali senza la fine, e terminano nella 123. Vite d'alcuni di questi senza principio. Coble o frottole di Provenzali. Trattato dell

otto parti dell'oratione o discorso in Latino con letimologie dalcune uoci Prouenzali, e un Rimario delle medesime con altro trattato grammatico in lingua Prouenzale tutto composto cred'io da Pietro Berzoli d'Aggubbio. Frottola intitolata de bonitate et malitia mulierum in Provenzale. Libro intitolato: Il libro di Seneca della moralità traslatato di Latino in Romanzo nella predetta lingua. Un altro simile se ne uede nel pluteo n. ma pare più copioso di questo ed e con figure antiche." Diese Notiz hat zum Verfasser Antonio Maria Salvini (geb. 1653, gest. 1729), wie mir nach den Schriftzügen urtheilend Herr Ab. Dott. Niccola Anziani bibliothecario alla Laurenziana gütigst mittheilte. Die Zählung der Blätter rührt von demselben Salvini her. Auf eine Widerlegung der Ungenauigkeiten, welche obige Inhaltsangabe, die übrigens weder Grüzmacher noch Bartsch erwähnt, bietet, glaube ich hier nicht eingehen zu brauchen, sie ergiebt sich aus dem folgenden Verzeichnisz:

1) f. 1—38 enthält die Sammlung von 123 provenzalischen Liedern in abgesetzten Zeilen nebst der ersten Zeile des 124[sten] als Stichwort für die vormals folgende, aber schon zu Salvini's Zeit fehlende Lage. Ein genaues Verzeichnisz der Liederanfänge nebst dem Druck von 11 bisher ungedruckten Liedern lieferte Dr. Grüzmacher im Archiv 33 p. 299—310, nur hat er, wie Prof. Bartsch im Jahrbuch XI, p. 5 ff. bemerkte, übersehen, dasz die Lieder von 1—123 durchnumerirt sind, und dasz der Anfang von 124 als Stichwort erhalten, die Sammlung demnach unvollständig auf uns gekommen ist, was schon Salvini erwähnt. Der Text der Sammlung wird nachstehend genau nach der Handschrift vollständig zum Abdruck gebracht werden.

2) f. 39 v° — 52 v° c. 2. steht eine von Grüzmacher nur kurz erwähnte Sammlung von Lebensbeschreibungen provenzalischer Dichter, auf deren Werth für Literaturgeschichte Prof. Bartsch l. c. aufmerksam gemacht hat. Der Anfang der Sammlung fehlt, und man könnte vermuthen, dasz er auf der verlornen Lage (oder Lagen) stand, da f. 39 eine neue Lage beginnt, wenn nicht die Hand, welche die Leben aufzeichnete, von der, welche die Gedichte niederschrieb, verschieden wäre, weshalb anzunehmen ist, dasz wir hier den Schlusz einer andern Hs. vor uns haben. In die Lebensbeschreibungen sind einzelne

Strophen der betreffenden Dichter eingestreut und durch abgesetzte Zeilen und rothe Schrift kenntlich gemacht. Auch dieser Abschnitt der Handschrift wird nachstehend vollständig und getreu zum Abdruck gebracht werden.

3) f. 53—54 sind leer mit Ausnahme folgender kurzer, aber unleserlicher Notiz auf f. 54 v⁰ c. 2; Angiolo da pirossa figluolo di mess. francescho da sannmatto (?) ch'estete (?) con piero di ser lann̄oso (?) di Mugiello.“ Die Hand, welche vorstehende Worte schrieb, gehört dem 15. Jhdt. an. Der Umstand, dasz gerade hier diese Notiz sich findet, spricht für die eben ausgesprochene Ansicht, dasz f. 39 — f. 54 den Schlusz einer andern Handschrift bildete, und zwar bis wenigstens in das 15. Jhdt., während sie bereits zur Zeit Salvinis oder vielmehr schon als die Handschrift ihren gegenwärtigen Einband erhielt vom Anfang getrennt ihre gegenwärtige Stelle erhielten, vielleicht um die ausgefallenen Blätter zu ersetzen. Derartige Notizen wie die eben angeführte stehen in der Regel auf den leergebliebenen Schluszblättern von Hss. Erwähnt werde noch, dasz f. 39—54 gerade 2 Lagen bilden und dasz mit f. 55 die nämliche Hand beginnt, welche ff. 1—38 schrieb. Weder Grüzmacher noch Bartsch haben auf diesen nicht unwichtigen Umstand aufmerksam gemacht.

4) f. 55—66 v⁰ c. 2 enthält eine Sammlung von Coblas esparsas nebst mehreren vollständigen Gedichten, von welchen letzteren Grüzmacher l. c. p. 304 die Anfangsverse angiebt, sowie p. 310—312 den Text von 4 derselben abdruckt. Die Sammlung beginnt mit einem grossen Initialen, ist also vollständig. Die Schrift ist, wie bemerkt, dieselbe wie die von 1). Die 12 Blätter bilden eine Lage und fol. 66 v⁰ ist unbeschrieben. Auch dieser Theil der Handschrift folgt nachstehend.

5) f. 67 r⁰ — 70 r⁰ c. 1 steht ein lateinischer Tractat, welcher beginnt: Octo partes orationis que inveniuntur in grammatica inveniuntur in uulgari provintiali aliquando pro maiori parte, und schlieszt: et tertia coniugatione mutat hanc sillabam at in ut. f. 70 r⁰ c. 1 — 73 r⁰ c. 3 (von f. 70 v⁰ — 78 haben die Seiten 3 Spalten) finden sich in alphabetischer Ordnung: Li verbe de la prime coniugazo und: En la secunda coniugazo. provenzalisch und lateinisch, darauf folgt bis f. 73 v⁰ Fortsetzung der Grammatik behandelnd Adverb, Particip und Con-

junction, aber hier ist der lateinische Text in rother Tinte von einem provenzalischen in schwarzer Tinte Zeile für Zeile begleitet. f. 73 c. 3 — 77 v⁰ c. 3 folgt ein Reimlexicon nach den Endungen geordnet und bis f. 76 v⁰ c. 3 mit lateinischer Uebersetzung der Reimworte und erklärenden Noten in lateinischer und provenzalischer Sprache versehen. Am Schlusz f. 77 v⁰ c 3 steht eine Abwehr gegen böswillige Kritiker in lateinischer Sprache, der Raum für die provenz. Interlinearversion ist freigelassen. — Diese 3 Abtheilungen bilden den von Guessard veröffentlichten Donatus provincialis.

6) f. 78 r⁰ c. 1 — f. 79 r⁰ c. 2 enthalten ein alphabetisches provenzalisches Glossar mit nebenstehender italienischer Uebersetzung. Den Anfang davon theilt Bartsch mit.

7) f. 79 v⁰ c. 1 — 83 v⁰ c. 1 steht des Raimon Vidal grammatische Abhandlung, welche Guessard gedruckt hat. Leider ist mir dessen Publikation gegenwärtig nicht zur Hand, doch ersehe ich aus dem Eintragbuch, dasz er unsern Codex eingesehen hat.

Am Schlusz steht: Petrus Berzoli de Eugubio fecit hoc opus. Deo gratias. Amen.

Offenbar haben wir hier den Namen des Schreibers, sowohl der sämmtlichen grammatischen und lexicalischen Tractate unter 5)—7), als auch der Lieder unter 1) und 4), da keine Verschiedenheit der Hand erkennbar ist. Warum weder Grüzmacher noch Bartsch auf diesen Umstand aufmerksam machen, der doch deutlich die ital. Herkunft unserer Handschrift erweist, ist mir unklar. Hier endete unsere Handschrift eigentlich, doch hat eine wenig spätere, aber undeutliche Hand die leeren 5 Spalten der Lage ausgefüllt.

8) f. 83 v⁰ c. 2 — 84 v⁰ c. 2 enthalten ein afr. Gedicht: Incipit tractatus de bonitate et malitia mulierum, welches P. Heyse in seinen Romanische Inedita p. 63 ff. abgedruckt hat. Heyse hat den arg entstellten Text durch manche gelungene, aber auch durch manche allzu gewagte Conjectur lesbar zu machen gesucht. Ich will mich hier auf eine Discussion derselben und auf eigene Emendationen nicht einlassen, sondern nur kurz das Resultat meiner Collation mittheilen: z. 8. n. sind die Worte: „am Rande findet sich etc.“ falsch, sie sollten lauten:

das „a“ von doctera (nicht doetera wie H. angiebt) ist nebst dem darüber gesetzten „r“ von späterer Hand. 14. MS. „nestoilli“ nicht „nescoilli.“ 15. MS. „fagerez“ nicht „sagerez. 18. MS. „O feme o f.“ nicht „O f. de f.“ 25. MS. „pro“ nicht „por.“ 26. „por la molher“ nicht „par la mollier.“ 34. MS. „mariage“ nicht „manage.“ 38. „Tel f.“ nicht „Cel f.“ 53. „premiers“ nicht „primiers.“ 78. „detrentier“ nicht „detrencier.“ 79. MS. „lestormces“ (= lestormees) nicht „lestormoes.“ 82. MS. „son“ nicht „som.“ 94. 96. 97. 100. 101. 103. 105. 107 und 173. MS. „p“ (= par) nicht „por.“ 101. MS. „luxurie“ nicht „luxure.“ 107. „ratre“ nicht „ratte.“ 113. MS. „Fe. ē. ner qe ē nuit“ (= Feme est ner com est nuit). 121. MS. „anaux“ nicht „auaire.“ 128. MS. „q (= qar) cheuaut“ nicht „qi ch.“ 131. MS. „qar“ nicht „qi.“ 137. MS. „croire“ nicht „ctoire.“ 138. „qert“ nicht „quit.“ 140. MS. „ne dira („r“ ist wie auch sonst übergeschrieben) ne ꝯ (= con) n.“ 150. MS. „demain ē (= est) stige“ (= streige, straige, strauge) nicht „demaniē sãge.“ 152. „et“ oder ein Strich, welcher keine Bedeutung hat, nicht „un.“ 163. „nen len“ nicht „ne l.“ 170. „qe“ nicht „qui.“ 184. MS. „Seunos aimes“ nicht „Sennes a.“ 188. „follie“ nicht „folie.“ 190. „q̇“ (= qe) nicht „qui.“

9) f. 85—92 enthalten: Icomincie le liure de Moralitez welches beginnt: Talan mest pris qe ie recontaisse lensegnement des filosofes de cele deugie qil est apellee moralitez. qar est es padue par plusors liures si qe ie posse mettre une partie de lor bondiz en un liure breuement. Endementiers qe ie pensoie a ceste cose en dele ore que len apelle le premier somme. Il mauint qe ie mendormi. etc. schlieszt: Gran mestier uos est de sauoir se uos ne uos feignez. Car tuit uostre fez sont deuant li oils au iuge connoissans totes choses. Darunter: Ici fenist li liures de moralites. Extrahit de Latin en Romains deo Gratias. Amen. Anno domini millesimo Trecentesimo X° indict. VIII. Tempore domini clementis pape. V die XXVIII mensis Martii.

Diese 8 Blätter haben mit unserm Codex eigentlich nichts zu thun, sie bilden eine selbständige Lage und sind von verschiedner Hand geschrieben. Ich gehe daher nicht näher darauf ein. Ein leeres Pergamentdeckblatt schlieszt die Handschrift.

Was die Schreibart des Petrus Berzoli da Eugubio anlangt, so bemerke ich vor allen die Anwendung eines Interpunktionszeichens /, welches zwar nur auf den ersten 16 Blättern consequent angewandt, aber auch später hier und da auftritt und zwar auch in Ueberschriften, z. B. f. 65 v° c 1: Cobla de Marchabrun / per lo rei Adnard. e per lo rei A. Weder Grüzmacher noch Bartsch haben dasselbe beachtet, doch hielt ich es der treuen Wiedergabe der Handschrift und auch des eigenthümlichen Interesses halber, welches dasselbe für eine Untersuchung über mittelalterliche Interpunktion bietet, für angemessen, dasselbe durchweg, wo die Handschrift es hat, beizubehalten. Die paleographischen Schwierigkeiten, welche die Schrift bietet, hat schon Grüzmacher richtig verzeichnet, eine andere Schwierigkeit, die arge Inconsequenz in der Orthographie, hat er aber nicht erwähnt. In diesen Dingen läszt sich nur mit gröszter Sorgfalt die Handschrift genau reproduziren. Es wäre übrigens nicht uninteressant, die Schwankungen der Schreibung genauer zu untersuchen, da zuweilen die, zuweilen jene vorwiegt. Dieser Umstand kann schwerlich von unserm Petrus Berzoli da Eugubio herrühren, sondern beruht auf Verschiedenheiten der Orthographie seiner Vorlage, oder kann man sagen seiner Vorlagen? Doch die weitere Untersuchung dieser Frage, welche übrigens auch bei andern Handschriften aufgeworfen werden kann, führt hier zu weit. Ich wollte sie nur angedeutet haben. Noch erwähnt werde das häufige Erscheinen eines No am Rande mit Bezug auf einige Zeilen oder ganze Strophen der betreffenden Gedichte, welche der Schreiber misbilligte. Ich habe nicht geglaubt diese No mittheilen zu sollen, schon wegen der materiellen Schwierigkeit, sie im Druck anzubringen, dann aber wegen des geringen Interesses, welches diese Auslassungen des Schreibers bieten. Als Probe gebe ich hier die Stellen der ersten 3 von Grüzmacher gedruckten Gedichte, welche mit einem No versehen sind: p. 305 c. 1 z. 5 u. 6. 15 u. 16. 32—34. c. 2 z. 9. 10. 19. 20. 40—51. p. 306 z. 5—20.

Was die obenerwähnten 15 ungedruckten Gedichte anlangt, welche Grüzmacher veröffentlicht hat, so war Grüzmacher entgangen, dasz 3 derselben, das 2., 4. und 5., schon in Crescembinis Comentari intorno alla sua istoria della volgar Poesia von dem

ebenfalls oben erwähnten A. M. Salvini, und zwar aus unserer Handschrift abgedruckt waren (siehe ed. 1730 v. II part I, p. 228—230). Salvini giebt seine Quelle zwar nicht an, doch beweist die Lücke in Zeile 4 des letzten Verses des 2. Gedichtes bei Grüzmacher, welche sich ebenfalls in Salvini's Druck findet, und durch Wegschneiden in der Hs. entstanden ist — die Zeile ist am Rande nachgetragen — evident, dasz unser Codex die Quelle Salvini's war. Auch noch andere Gedichte unserer Hs. sind von Salvini bei Crescembini abgedruckt. Es sind Gedicht 1—4 (p. 242—46), Gedicht 70, 71 (p. 241), Gedicht 96 (p. 237). Eine Zusammenstellung der Fehler, welche in den übrigens ziemlich genau gedruckten Texten Salvinis vorkommen, kann ich mir wohl füglich ersparen.

F. 1 r⁰ c. 1

Emblanchacet I.

1) Bem plaz / le gai temps de pas-
chor
Qe fai foillas / e flors uenir
E plaz me / cant aug la bauzor
Dels ausels / que fan retendir
Lor cant / per le boschaie
E plaz me can uei / sobrels praz
Tendas e pauillons / fermatz
E plaz me / en mon coraie
Can uei per lo camps / arengaz
Caualiers / en cauals armaz.

2) E plaz me / can li coredor
Fan las gens e lauer fugir
E plaz me / can me uei / apres lor
Gran iens armatz / ensems uenir
E ai gran alegratie
Can uei fort / castels asciatz
Els batris / rotz e esfrondatz
E uei l'ost / el ribatie
Qes clau de mur e / de fosatz
Ablicas de fors / pals cunatz.

3) E altresim platz / de seignor
Qant es primiers / als esuasir
En caual armatz / ses tremor
Caissi fai los seus / enardir
Ab ualenti / uasalatie
Can l'estorm / sera meschatz
Cascuns deu esser / acesmatz
A segrel d'agratie
Que nul hom / non es re prisatz
Troca maint colps / pris e donnatz.

4) Mazas e brant / e elm de color
Escutz traucar / e desgarnir
Veirem al entrar / de lestor
E maint uasal / ensems ferir
E don iran aratie
Cauals dels mortz / e dels nauratz
(c. 2.)
E cant er / en lestorn intratz
Cascun hom / de paratie
Ne pes mais dasclar / caps e bratz
Car mais ual mortz / que uiure so-
bratz.

5) Ben uos dic / que tan noma sabor
Maniar ni beure / ni dormir
Con cant aug / cridar alor
Danbas las partz / e aug hantrair
Jos cauals / per l'erbastie
E aug cridar / aidaz aidaz
E uei cader / per los fossatz
Paucs e grantz / per lerbastie
E uei los mortz / per los costatz
Ab tros de lanza / segnalatz.

6) Pro contessa / per la meillor
Qe hom puesca / el mon chausir
Vos ten hom / per la iensor
Quanc mires / ni mais se mir
Biatrix daut / lignatie
Bona donna / en ditz en fatz
Fon[t on s]*orz / on totas beutatz
Bella ses / maiestratie
Vostre fin pretz / e tant puiatz
Qe sobre totz / es en auzatz.

* In Rasur.

7) Donzella daut / lignatie
Tal en cui es pretz / e beutatz
Am fort / e sun per leis amatz
E donam tal / coratie
Que ia non cuitz / esser sobriatz
Per fols gelos / outracuiatz.

8) Barons metez / en gage
Castels uillas / e ciuitatz
Abainz cuns / quecx nog ue reciatz.

### Emblanchacet II.

1) Si cum cellui / qu'a seruit son segnor
Lonc temps / el pert per un pauc fallimen
Mauen per so / qar ieu am loialmen
Faz son coman / de mi don e d'amor
Ne ia del tot / nom deuria chaisonar
Ni mal uoler / ma donna sil plages
Per o ben sai / qan hom plus sauis es
Adonc si deu / plus de falir gardar.

2) Tan tem son prez / e sa fina ualor
(v⁰ c. 1.)
E tan ay cor / de far tot son talen
E tan me fai / lausengier espauen
Perqe non aus / de lei faire clamor
Ni mon fin cor / descobrir ni mostrar
Mais mil sospir / li ren loiam / per ces
E ueus lo tort / de qeu li sui mes-pres
Qar anc la ausei / tan finamen amar.

3) E s'il plagues / chem fezes tan d'onor
Qa ienoillous / sopleian humelmen
Son bel cors gay / gen format auinen
Ell duoz esgar / e la fresca color
Me laissas / sospiran remirar
Ben crei iamais / nom fallira nul bes
Que tant fort / ma samor lagat e pres
Qe d'als non pens / nim puosc mamor uirar.

4) Del parage non soi / ni del ricor
Que iam tam ses / que il fes damor paruen
Mas chan hom / som mener acoill gen
Dobla son prez / e creis mais de lauzor
Per qe fora / ma dompna ben estar
Si chalqe semblan / fairem uolges
Quen tot lo mon / non es mais nulla res
Que ia sens li / mi pogues ioy donar.

5) Ben sai a essien / qeu fai follor
Qar ay en lei mes / mon entendimen
Mas non puosc al / cum plus li uau fugen
Mais la dessir / e dobla ma dollor
Qaisso com uol / non pot sblidar
E sa pres cent mal traitz / un bes ages
Ben fora rich / e sol challei non pes
Iray li tost / deuan merce clamar.

6) Sa gran beutat / son gen cors mi e car
Son prez sonor / sal deu el dig cortes
Que res de bes noy faill / mas qan merces
Cab sol aitan / non trobei nul par.

7) Chanson uaime tost / retrair e contar
Ad autra mar / e dir al pro marqes
Meser contar / qen lui a tan de bes
Per qom lo dey / sobre totz apellar.

### Emblanchacet III.

1) Lonzament man trabaillat / e mal ires
Ses nuil repaus amor en son poder
Si qe del tut man uencut e conqes
(c. 2.)
Mas el em* ten gai / e en bon esper
Qa mos oilz / man monstrat la gensor
Ez en mon cors / enclausa la meillor
Perqe del tot / gadainat ma mi oill
El temps car / mos cors plus qe non soill.

2) Mesura e sens / qes raziz de totz bes
Jouens beltaz / conoissansa e saber
Poisch en len dex / can la nos trames
E uolg qe fos per co / qe sap ualer
Sa uallence / plus ualens de ualor
E sa honransa / plus honrada de honor
Non cre per qeu de loing / de ley em toill
Ni qualtre si uestre / ni despoill.

3) Qel bel semblantz / el mot gay e cortes
El dolz esgar / bias faiz el plaiser
Cab mesura diz / e fay quand luoch es
Le fay / a toz blandir e car tener
Com non ueuey com non diga lauzor
Qa mi meteis / fay doblar ma dollor

* Der erste Buchstabe ist ausgekratzt.

Qan ilor aug dir/ com parla ni acoill
E plaz men plus lo mals / on plus men doill.

4) Anc non cuiz mais/ auenir pogues
A nuill hom/ ni ges nom sembla uer
Qe sa dolors/ l'abellis ni li plagues
...* Mas am plus / com mais em** ma dolor
Per so souen/ de lacremas em moill
Mon uis/ car non aus dir/ lo be qil uoill.

5) A mi meteis dich / lo plus bel plech qe pes
E faz cum sillen/ prech ao parer
Pois ab co fait/ can ai mon consel pres
Vein deuan ley / qe il cuich mos uoller
E can la uey/ non sai se sper amor
Oper temer/ oper temer ricor
Torn ces parlar muz/ e non per orgoill
Ainz mes/ dumel escoill.

6) Valenz Biatrix / anc plus bella flor
De uostre temps / non trobep ni mellor
Tan es bona/ com mais lauzar uos uoill
Ades trob plus de ben/ qe non soill.

Emblanchacet IIII.

1) Per solatz/ reueilhar
(f. 2 r⁰ c. 1.)
Qe ses trop/ endormitz
Et per prez/ ques faiditz
Acuilhir/ e donar
Mi cuigei/ trebeilhar
Mas ar men sui/ gequitz
Per so men soi/ failhitz
Quar non es/ dacabar
Com plus men ue/ uolontaz e talanz
Plus creis/ e sors lo dampnages el dans.

2) Greu es/ de sufertar
Auos ho dic/ quo uitz
Com era iois/ grazitz
E tug li ben/ estar
Mas non podes/ uirar
Qui gua/ de fust nouitz
Ni uilans uielhs/ formiz
Estar grat/ caualcar
Laitz es l'afars/ e fers e malestans
Don hom pert dieu/ e rema malans.

3) Vos uis torneis/ mandar
E segre als gen/ garnitz
E pueis dels mieilhs/ feritz
Huna sazon/ parlar
Ares pretz/ de raubar
E des brancar/ berbitz
Caualiers si/ aunitz
Ques met/ en dompneiar
Pueis que toqua del mals / moutas belans
Ni que rauba glieizas / ni uiandans.

4) On son gandit/ iocglar
Que uis gent/ acuilhitz
Qua tal/ a mestier/ guitz
Qe solia/ guidar
E per so ses/ reptar
Naier tals/ escarnitz
Pos fo bons pretz/ failhitz
Que solion, menar
Conpanhos/ e non sai cans
Gent en armes/ e bels e benestans.

5) Cui per cort/ anar
De iotglaretz/ petitz
Gen causatz/ e uestitz
Sol per dompnas/ lauzar
(c. 2.)
Ar non auzan/ parlar
Tant es lo pretz/ delitz
Don es lo tortz/ issitz
De las mal/ razonar
Non sai de qual dellas/ho dels amans
Hieu dic damdos/ que pretz na trag lengans.

6) Quieu eisciu/ sol sonar
Totz proszom/ eissernitz
Que nom sai/ conseilhitz
Qen luec/ de solassar
Auig en las cortz/ los critz
Quai tan leu/ ses grazitz
De laus/ e de bramar
Lo cortetes entrelar
Com us bos/ dels ricx chans
A far e dels temps/ e dels ans.

7) Mas a cor/ afrancar
Qui ses trop/ endormitz
Non deu hom/ los oblitz
Nil uils faitz/ remenbrar
Qe mal es/ a laissar
Afiars pos es/ pleuitz

---

* Lücke von 2 Zeilen.

** Der erste Buchstabe ist ausgekratzt.

El mal don soi/ garitz
Nom cal ia/ metzinar
Mas uolf/ e uir e balans
E prenbe lais/ e forse damps los pans.

8) Daitant/ mi puesc uanar
Canc mos/ ostals petitz
Non fo dels/ enuazitz
Quel cui aug/ totz duptar
Anc nom fes/ mas amar
Lo uolpilhs/ ni larditz
Doncs mos senher/ chauzitz
Si douria/ pensar
Que non les ges pretz/ ni laus ni bombans
Qui eu qem lau dels/ sia de lui clamans.

9) Eras no mas/ per que non mo demans
Car blasmera/ saissi reman mos chans
So del dalfi/ que conois lo bos chans.

Giraut V.

1) Ges asci/ del tot non lais
Cantar ni deport/ ni rire
Qanc ara/ no meislais
(v⁰ c. 1.)
Mas car plus/ nom plaz
Deport/ ni solatz
Non uuoil en mi/ sol despendre
Mos bos ditz/ presatz
Anc qe/ comentz
Leo zanz/ auinenz
Puos estregnon/ las denz
Qar non laus/ retraire
Qar non i uei/ gaire
Cui plaza/ gais
Ni trob/ qui m'en uei
Quant mallegre nim sbaudei.

2) E pero si mi/ noz mais
Mas qar non es/ ben a dire
Ma mala amiga/ quin trais
Per qem par/ foldatz
Sarai doncx/ suffrentz
Ia m'en uengna/ lentz
Ben/ ni gauzimentz
Qar nuill fins/ amaire
No sap d'amors/ gaire
Qui leu/ sirais
E mezei/ camors dona lei
Com laltrui tort/ landa.

3) Vers es/ que samors mestrai
Ni non sen uol/ escondire
E puois la forza/ el platz pais
Que men ual/ uertatz
Miellz m'en/ forsatz
Chel cor iures/ ses atendre
Ves calocom/ latz
E puois forza/ uenz
Nos es dreitz/ guirenz
El paoc/ iscienz
Qe mes/ qab dellaira
Dompna/ me ueiaire
Queu tem/ non bais
Se uas lei/ felnei
Qa poder qem sorz me/ sordei.

4) Mais quim fos/ amics uerais
E de mon ben/ esgardare
Fin e franc/ e ses mals abs
Ab qem fos/ celatz
(c. 2.)
Ia non fos/ preiatz
Ioi em pogra/ anquara rendre
Non so tan/ loignatz
Qel cor/ mescredens
Se combat/ el sens
El terz/ espauenz
Qanc mais/ temm laire
Dis null fort/ repaire
Sol non/ estais
Qel cor/ e tuit treis
Plus temut ues lei
Non desrei.

5) Ara soiornes/ en grais
Qar sap com me/ pot aucire
Quanc puois non fui lez ni gais
Des cun fol/ usatz
Qe ma dus/ en pecchatz
Ma fait/ e fetz entendre
Gran menzoigna/ el faitz
Non fos pois/ girenz
Plus que/ l'ardimenz
En que ma/ souenz
Ni a don/ doneiaire
Ser uns/ emperaire
Sei sobrier/ fais
No ner/ gen ley uei
Qamors non uol/ com segnorei.

6) Quan non fu/ qui leu safrais
Nis fe uencutz/ ni suffrire
Se tot ses/ en als e uais
Quanc non fos/ paiatz
Cun/ desmesuratz
Quis menaza/ descoiscendre
Perqe humilitat/ ual al conoisenz
Adoncx non a prenz
Que/ erguoll esmenz
Per qe/ sufertaire
Se non es/ gabaire
Conquer/ cun bais

E teng/ em anei
Mas ieu non dic/ que ben estei.

7) Quant ualor qu uil/ preg fais
Per nuill/ agrazir a seire
(f. 3 r⁰ c. 1.)
Ves bon estar/ non atrais
Ni ric ia/ maluatz
Di mal/ enseignamentz
Don si degra/ en aut estendre
Sem fos dreiz/ iuaz
E uai/ si mentez
Hoc e doncx/ consenz
Qe maluasa/ genz
Saes uos dompna/ atraire
Coind/ e de bonaire
Maus daicel/ nais
Locx/ en que follei
Mais qui non pensa/ amor mei.

## Giraut de Borneilh VI.

1) De chantar/ em fora entremes
Proi uetz/ per cui ia desolatz
Sieu uis/ qe bon chant fos amatz
Per o s'agues/ agiuda
De raison/ o de druda
Valen ges/ non defen
Qeo non chantes/ anqera
Tant mes/ esqiua e fera
La perda/ el dan
Car aisi iois/ e can
E prez/ e galobia
Quera/ appellom fullia
Sem deport nim mesgao/ nim chan
E non fai zo/ qe li altri fan.

2) E nom par/ com sia cortes
Qui tot ion/ uol esser sennatz
Mout magrada/ bella foudatz
Longnada/ o retenguda
Si com locs/ e temps muda
Qel sen fai/ pairisen
Qel en antz/ es esmera
Es ieu qi chant/ leschera
Per uer/ enan
Sieu saubes/ que ioi fos afan
Ni trebail/ cortezia
Ia des sos/ prou noiscia
Qui laisa ioi/ ni bel semblan
Per maluastat/ ni per engan.

3) Oblidar uolgra/ si pogues
(c. 2.)
Mais non puoisc/ don soi iratz
Car uei a las granz/ poestatz
Laisar solas/ e bruida
Cun ampla/ recreduda
Per pren/ qe tol iouen
El en causa/ el es ferra
Es ieu/ qui non cuiera
Que de milz anz/ fos tan
Bassatz pretz/ ni boban
Queisa/ cauallaria
En ual mentz/ e drudaria
Pois gardes/ son pro/ ni son dan
Poag mester/ de fin aman.

4) Ges mudar non puois/ qe non pes
Mais duna ren/ sui conortaz
Cun messagier/ ben ensegnatz
Me dis chunam/ saluda
Que ma ioia/ renduda
Qar preu/ e iauzimen
Mon chant/ qeu non cantera
Per autra/ ni crezera
Salutz/ ni man
Tan uuoill/ sa segnoria
Per o/ sa lei plazia
Quem poin sos/ sol un pauc enan
Al noil qer/ ni plus noi deman.

5) Mi deu far/ ma bona fes
Qar anc/ non sui mal ueziaz
Que fin am/ e fin sui amaz
E sia ben/ uenguda
Aital com lei/ uolguda
Plazen/ com da e rien
Lan tail/ colorera
Que ia ren/ non cangera
Qel pretz/ prezan
El cor adreitz/ e benestan
Dolz/ e de bella paria
Ma mes/ en sa baillia
Perqi eu lais/ e pren e soan
Em enardis/ e uau dotan.

6) Preiar la uolgra/ sel plagues
Puois per lieis sui/ en ioi tornaz
Que fos nostra/ bonamistatz
(v⁰ c. 1.)
Per un amic/ saupuda
Que plus ner/ car tenguda
Qar gen dira/ souen
Zo don no ma/ legrera
Mentres/ qe sol celera
Conors/ er gran
E ioi/ qen troba fins aman
A cui solas/ e ria
Qar qi non pot/ qui qe dia
Dir a sa miga/ son talan
Chonuen gaia/ per cui lai man.

## Giraut de Borneilh VII.

1) Aissi col pres/ qi s'en cuia fugir
Quant es estort/ e hom poi lo repren
Ellen dobla/ son perillos tormen
Cugei ab geing/ de sa prison isir
D'amor que m'a tan/ duramen conqes
Qe per nuill geing/ estorcer nolh posc ges
Anc mai/ non fu en tan mala preso
Qe sens ongues/ nom pogues tener ges pro.

2) Cab aital geing/ m'en fes mon sen partir
De son pais/ qeu non ui son cors gen
Caschun oblit/ co com nom ue souen
Mas anc mon cors/ non pod tan afortir
Qem get dal col/ cella ge ma conqes
Don crei morir/ se no len pren merzes
Qe mon cors es mirails de sa faison
Per qel fugirs no mes ren/ se mal non.

3) Tan mes al cor/ qe can de leis consir
Cels qe parlon a mi/ ges nols enten
E faz lor en al/ les gardar paruen
Cab semblan e ab oc/ e no dir
E pos entrels tris/ ab fin ioi cortes
Pensan delleis/ com ueuzer la pogues
Qeu non ai ioi/ mais tant qan ab leis so
Ni naus parlar/ tan en ten mal reso.

4) Als non fai fair/ mas lai on posc auzir
Delleis parlar/ men tornarai coren
Qar fins amics per gran retrabemen
Cant aussi dons/ lauzar ni enanzir
En parl ab leis/ ab cui plaz toz sos bes
Car neguns hom/ tan en amics norres
Sella me tau/ qeu non uoilla son pro
(c. 2.)
Si uals aitan/ can dira sa razo.

5) Tiesta.t can deu/ a honor abelir
E tot qan uei/ en uerai prez ualen
E tot qan taing/ a ioi e a iouen
Y uei ades/ qand eu mais la remir
Car noi ue a mos oillz/ so qe pes
Mor deziran/ qe straia dolors es
Que fug daico/ don li sauria bo
Lo consegres mais/ dautra re canc fo.

## Giraut de Borneilh VIII.

1) Plus qel paubres/ qan iai en ric ostal
Qui nocas plaing/ si tot sa gran dolor
Can tem qe torn/ ad enoy al seignor
No maus plaïgner/ de ma dollor mortal
Ben dei doler/ quand ellam fai orgoillz
Qe sollamen/ als no dexir ni uoillz
Qe si ual res/ non laus clamar merce
Tal paor ay/ qa des se noy de me.

2) Ma si com cel/ qe garde el uerial
Qil senbla bels/ contra la resplandor
Quant eu l'esgard/ nai al cor tal dolzor
Qeu men oblit/ pley qeu vey e tal
Ben bat amors/ ab la uerga qeu coill
Car una ues/ en son rial capdoill
L'enblei un bas/ don era mi soue
Hai com mal uic/ qi zo cama no ue.

3) Si maiut deu/ pecat fui criminal
Ma bella dompna/ qar il nom secor
Ben sap qeu ley ai/ mon cor e mamor
Si qeu nom pes/ de nuill autre iornal
Donc perqem sona/ tan gen ni mal acoill
Pos pro nom te/ de co don plus mi doill
E cuiaimi/ aissi loingnar de se
Ainz soffrerai/ co qai sofert anese.

4) Qe soffrir taing/ a seignor natural
Los torz els dreiz/ el sen ella follor
Qar greu pot hom/ de guerra auer honor
Pois qeis sesgard/ faiditz de lo gal
Ben soi faiditz/ si de samor mi toill
No men torrai/ ainz lam mais qe non soill
Tenram ia uil/ puos a mal mi rete
Non a deo far/ qar per amor maue.

5) Caissi ma tot/ mi douen son cabal
(f. 4 r⁰ c. 1.)
Qe si ma lia/ non aura peior
Qel seus plazers/ ma tan dousa sabor
Qe ges del meu/ non remenbra nim cal

Non es iorz qesamors/ el cor nom broill
Per cay tal ioy / qan la uezon mei oill
Qa mos cor pensa/ de son grat be
Qel mou non uoill/ ni dexir autra re.

6) Sabez per qe/ il port amor tan coral
Qar non ui/ tan bella ni gensor
Ni tan bona/ don teing qay gran ricor
Qar soi amicx/ de dompna qe tan ual
E si ia uey/ qen sembs ab mi de poill
Mielz me stara/ chal seignor da si doill
Qui manten prez/ quand altre se recre
E non sai plus/ mas atan nai gaufre.

7) Als qatre reis despagna/ esta molt mal
Qar no uolon auer/ paz entre lor
Quar altramen son ill/de gran ualor
Adreich e franc/ e cortes e lial
Sol qe de tan gen/ cesso lor escuoill
Qe uirceson/ guerra en altre fuoill
Conta le gen/ qe nostra lei non cre
Tro qespagna fos/ tota duna fe.

8) Bel castiaz seigner/ per uos mi duoill
Qar uos uei la/ e car mi donz non ue.
Mauierna/ cui am de bona fe.

Giraut de Bornelh VIIII.

1) Un sonet faz/ maluaz e bon
E non sai/ de qal razon
Ni de cui/ ni cum/ ni perqe
Ni non sai re/ don mi soue
E farail pois/ nol say far
E chant lo qi / nol sap cantar.

2) Mal ai / can hom plus sans no fon
E teing maluaz/ hom per pron
E don asaz/ quand non ai re
E uoill mal/ cellui qim uol be
Tant sui fins amics/ ses amar
Qanc sen perd / qun uol guadagnar.

3) Ab cellui uau/ qi nom so nom
Aqier/ quand non a qe don
Per ben estar / soi abiaufre
Qay si say far/ co qem coue
(c. 2.)
Qem leu/ qam mi degra colcar
E chant daico/ don dei plorar.

4) De tort em uai/ e denuiron
Foudatz/ qe mais sai de caton
Deuer lo cuil/ uir lo fre
Sautre plus fol/ no men rete
Qaitals sen/ me fi enseignar
Al prim/ qeram fai folleiar.

5) Drutz ai estat/ una sazon
Senes enian/ ab tracion
Ab orgoill/ ai clamat merce
Al altrui ops/ si com per me
Qestra mon grat/ cuig acobar
E qier zo/ qe nom uol donar.

6) Dompus sai/ non uoill qen son
Ni sim fay mal/ qillom perdon
Sy uollia/ calgar ab me
Ab pauc/ non uos iur/ per ma fe
Qe pro / men faria preia
Mas nom de hom/ trop soanar.

7) Si me fezes/ ben guizardon
Eu sai ben / trobar ochaison
Per qe seruicis/ sen recre
Mas co da qeus/ dan cres simple
Per maluistat/ leuar
E mais uoller/ per sordeiar.

8) No sai de qe me fac canchon
Ni qe si autre/ nom despon
Qar tant fols/ la saber maue
Re no conosc/ qe perte
Cella ma fait/ outracuiar
Qe nom uol/ amic apellar.

9) Eu cuig/ causimen parlar
E dic co/ qem fai agitar.

10) Ellam pod/ en mon sen tornar
Sim deignaua/ tenir en car.

Giraut de Bornelh X.

[siehe Archiv 33, p. 304. Fehler: 2) 7 chan pr chay; 3) 3 et pr e; 6) 6 folgt Car sil non fos no menzeren playen: 7) 1 Mesagier pr Mesaier.]

Giraut de Bornelh XI.

(f. 4 v⁰ c. 1.)
1) Anch mais de ioi / ne de chan
Ni de solatz/ mantener
Non agiu al meu parer
(c. 2.)
Tan bon/ ni tan ferm talan

Ni anch mais / non me plac tan
Com eran plaz / damor sa mantenezha
Per qeu la uoill / mantener e honrar
En contra cels / defendre e raisonar*
Qui fan clamor alqes / per non sabenzha.

2) E cals qe sen an claman
Damor / an pauch de saber
Qar segon / razon e uer
Eu uenzerai / razonan
Cels qi sen uan / rancuran
Camors non fai / mal ni desconoissenzha
Per qe nuillz hom / sen deia rancurar
Ni ges amor / no pot apoderar
Neguna res / ses grat d'autra ualenzha.

3) Ni fin amors / cho uos man
Non ha / ni no pot auer
Ab si forz ha / ni poder
Ni nuill conseill / pauc ni gran
Si li oill el cor / non li dan
Mas zho cals oillz plaz / e al cor agenzha
Vol fin amors / qe noi pot contrastar
Per zho no dei / amor ocaisonar
Tan cum los oillz / el cor ama paruenzha.

4) Car li oill son drogoman
Del cor / eill oillz uan uezer
Zo cal corp plaz / retener
E can ben son / acordan
E ferm tuit trei / dun senblan
Adoncas pren / uerai amors nascenzha
Da so / qe li oill / fan al cor agradar
Qisters / non pot naisser ni comenzhar
Mais per lo grat dels treis / nais e comenzha.

5) Per lo grat / e pel coman
Dels treis / e per lor plazer
Nais amors / qen bon esper
Vai sos amics / confortan
Per qe tuit / li fin aman
Sapchan camors / es fina ben uolenzha
Qi nais del cor / e dels oillz ses doptar
Qeill oill / la fan florir el cor granar
Amors qesfruiz / de lor uera semenzha.

6) Perqeu a dui merceian
(f. 5 r⁰ c. 1.)
Mes oillz / el cor ses tener
Ez amor / cab ferm uoler
Sen uan tres tuit / percazhian
De mas honor / traire enan
E de mos bens / ses geing e ses temenzha
Perqeu los dei / grazir e merzeiar
Car il man fait / de tal enamorar
Don sui pagatz / ses plus al lentendenzha.

7) Canzhos uai dir / en blancaz enprohenzha.
Qel fai ualor ualer / e prez prezar
Chom lui lauzan / non pot sobre lausar
Tan es ualenz / e fina sa ualenzha.

### Giraut de Bornelh XII.

(siehe Archiv 33, p. 305. Fehler: 1) 5. et pr e; 2) 7. non pr ni.)

### Giraut de Bornelh XIII.

(f. 5 r⁰ c. 2.)

1) Per miels cobrir lo mal / traig e lafan
Qem dona amors / don eu nom posc defendre
Farai chanso tal / qer leu adapenre
De motz cortes / ab auiner chan
E faz esforz / car ai cor ni talan
De far chanso / cades plang e sospire
Car non uei leis / don mon cor no saire
Car tan mes lueg / lair el douz pais
On es cella / uas cui en sui aclins
Percai perdut / ioi el solatz e rire.

2) Aleis mautrei / ab fin cor ses enian
Car toiz sui seus / ses donar e ses uendre
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . *
Leis cui suplei / don iois mi ua tarzan
Que dautra uer / ben fag ni bel seenblan
Qinz en mon cor / ma fag amors escrire

---

* Später zugefügtes Wort.

* Fehlt eine Zeile.

Sa gran beutat/ don res non es a dire
E son bel cors/ gent fag e ben assis
Per cheu de li/ son oms fizels e fis
E per samor/ a las autras seruire.

3) Dieus qan uerai lo iorn/ nil mes ni lan
Qi lam uuelha del mal/ guazerdon rendre
Qeu non laus dir/ mieus mazaria pendre
Mon coraige/ cant eu li soi denan
Mas assatz pot conoisser/ mon scenblan
Qil es la res del mon/ qeu plus desire
E per samor sofriex/ tan greu martire
Qe la dolor ma ia/ tot conqis
El dezirers/ qui maura tost auzis
(v° c. 1.)
Et an gran tort/ mas eu nonllo aus dire.

4) Et se merces ab leis/ ni ualgues tan
Qe lam uolges/ lofr seus bel bras estendre
Ia del tirar/ nom fera escoissendre
De tost uenir/ humilmen merceian
A leis qe ma del tot/ en son coman
Qem pot donar ioi/ e del tot auzire
Qeu non ai ges/ poder aillors me uire
E sillz plagues/ qe pres de si mauziz
Ben tene per sieus/ e mielz magra conqis
E feiram ric/ de gran ioia iauzire.

5) Al pro marqes/ ca preiz ab ualor gran
Manten/ e sap gen donar e despendre
E sos ric pretz/ faitz los autres dessendre
Uas monferrat/ chansoneta te man
Qel sei ric fag/ son dels autres trian
Et al meillor lo pot om/ ben eslire
Qil es la flors de tot/ a cui querire
E de tos bes/ comensamens e fis
E sien fos com uoillz/ ni deuis
Corona daur/ si pot el cap assire.

Giraut de Bornelh XIV—XVI.

(s. Arch. 33, p. 305—307. Fehler: XIV. 5) 2. Eui pr Qui; 3. Ql pr El; XV. 1) 2. non pr no; 3) qeir pr qerr; 4) 9. Tan fa pr Fan far.)

Giraut de Bornelh XVII.

(f. 6 v° c. 1.)

1) Tant sent al cor un amoros desir
Qei an mei oill nouellament assis
Quen non uol ges esser en paradis
Per zo qe mais non pogues auenir
Lai on beltatz e iouenz segnoreia
Et tot azo qen amor plazer deia
Qel non es nuillz homs tan maluatz
Lai non tornes ioios e ben estanz.

2) Ben sap amors onrar e enriqir
Car anc degnet uoler qeu men ardis
Tan qeu penses qe ma donam sufris
Qeu les les gardes dreiz oil al departir
Ben sai qe ia non aurai mais l'enneia
Mais sim consen sos amoros senbanz
Beil cuit mostrar cals es totz mos talanz.

3) Bes fai a dir chochuch car afortir
No den ges pos amors la coqis
Car plus uencutz es cel qe safortis
Qui cel qui sap humilment hobedir
Donc ben es fols/ qi ab amor guerreia
Car saber pot se merce non plaideia
A sufrir ler sols mals/ e sos affanz
Tan qan uolra cel de cui es lo danz.

4) Ia sim uolgues mi dons del tot auzir
Non cuig tan gen monres ni maccuillis
Ni sei bel oil amoros plens de ris
No maneran tan dolzamen ferir
Mon cor qes ren a leis toiz es autreia
O parla ab leis e solaz e doneia
(c. 2.)
Tol autresi cum seu lera denanz
E magues pres per amic en baisanz.

5) Dompna nostroms soi per far e per dir
Tot can uolres par ma fe us o pleuis
E sem prendeis per tal cum eu mofris
Ia deus nom don poder coillors me uir

Hai douza res cui adora e sopleia
Prez e uallors e tot qant es merceia
Voillatz se us plaz qeu retraia mos canz
Cum eu uos sui e serai fins amanz.

6) A mon amic car fai mietz tot candeia
De nul baron qe hom ara ineia
Ten ua chanzons e siaz ben menbraz
Qe mantas uez/ uals mais un iorn cus anz.

### Giraut de Bornelh XVIII.

(siehe Arch. 33, 307. Fehler: 2) 1. ritat pr ritaz; 2. uassazlage pr uassa-lage; 5. di pr ai.)

### Giraut de Bornelh XVIIII.

(f. 7 r⁰ c. 1.)

1) Greu fera nuls hom fallenza
Se tant tenses son bon sen
Com lo blasme de la gen
Qe iuia desconoissenza
Quieu faill car lais per temenza
De blasme desconoisen
Qencontra amor no men pren
Qe issamenz noz trop suffrenza
Com leus cors ses retenenza.

2) Car en uostra mantenenza
Me mis amor franzamen
E forai mort ueraimen
Si non fos ma conoiscenza
Don non aiaz mais pleuenza
Qi em nam si com sueill plaignen
Nin moira mais tan souen
E mas chanzons qen peruenza
N'auion menz de ualenza.

3) E ia merzes non uos uenza
Per qeu non lai aten
Anz me starai bonamen
Se uos pos tant uos agensa

(c. 2.)

Francs de bella captenensa
Si puesc qen aisso menten
E sil suffron lur tormen
Qui fan per long atendenza
Anz del pecat penedenza.

4) E sim degraz dar guirenza
Qi miels gasangne plus gen
Qi dona qe sel qe pren
Cant prez na ni benuolenza
Mas uout es en uiltenenza
Vostra fars e en nien
Com uos sol darar uos uen
Mais lais men qeu ai sabenza
De mal dir e estenza.

5) Mas ieu auia pleuenza
Tant com amei follamen
En aiso com uai dizen
Ben finis qil mal comenza
Don ieu aui entendenza
Qi per proar mon talen
Mac ses comensamen
Mas conos aprezenza
Qe tostemps nagra temenza.

### Giraut de Bornelh XX.

1) Ia nos cug hom/ qeu cange mas chansos
Pos nos canga/ mos cors ni ma rasos
Qi sim iausis damor/ ieu men lauzera
Mas qui en mentis/ non siria nuls pros
Catre sim ten/ com se sol en balanza
Desperaz alques/ desperanza
Pero non uol/ del tut laissar morir
Pe so qem puesca/ plus souen auzir.

2) Mas er esso/ canc non cugei qe fos
Qeu soi tornaz/ de mi meseis gilos
Contra mi donz/ qeu non la cort eiera
Mas tot conseill/ cas amors si a bon
Ai assaiat/ e pos ren nomenanza
Tot li farai/ desamar senblanza
Ailas cal dig/ ian cuiai eu morir
E dunes oimais/ ia sap tot mon arbir.

3) Dompne speranse/ paor ai de uos
Ar men conort/ e ar en soi doptos
Mas un conort/ ai damor asazos

(v⁰ c. 1.)

Perol paors tem, co o poderar
Cab tal poder/ mi mostra sa condansa
Qi plus nom pot/ monstrar de malenansa
E fai esfors/ qi pot enseins soffrir
Ire poder de cels/ qel uol delir.

4) E si non fos/ qes granz meillorazos
Es de tort fag/ cant hom nes oblidor

Iamais amors / a tal tort nom menera
Si ia pogues tornar / desamoros
Pero leus cors / tol manta benenansa
Enueg faillir manz / per qeu nai doptaza
Qil faillimen dautrui / taig com se mir
Per so com gard / se meseis de faillir.

5) Dompna ben uei / qe non ual ocaissos
Camors non uol / qeu ian si engignos
Merce uos clam / qe no men lais anqera
Tant mos cors / de uostramors coitos
Volc es sius plaz / complir la deuinansa
Co di qeu ai / dautramor benenanza
E qeus pogues / cubertamenz iauzir
El bruiz uegues / de lai don sol venir.

6) Na Ponza / tal esfors faiz per uos
Car era chant / en ai nulla legranza
Qil morz de mos seigner / mi desenanza
Qi uos sabez / qel solia zausir
Cui hom deui honrar / ni enantir.

## Folket de Marxella XXI.

1) Au mais noi conosc / razon
Ab que nos / puescan cobrir
Si ia deu / uolen seruir
Pos tant enqer / nostre pron
Que son dan / en uolc suffrir
Qel sepulcre perdet / primeramen
Et er suffre / qe Spagnas uai perden
Per so car lai / trobauan ochaison
Massai si uals / nom temem mar ni uen
Las conos pot plus fort / auer so mos
Si dones / non fos tornaz morir per rios.

2) Auiaz en cal / error son
La genz / ni qe porra dir
Qil cors / com non pot ganchir
De mort / per auer qei don
Volquees gardar / e gandir
(c. 2.)
E de lalma non a / nul espauen
Qe pot gardar / de mort e de turmen
Pesquecs de cor / si eu dic uertat e non
E pueis aura dannar / meillor talen
E ia noi gard paubrera / nul hom pros
Sol qe comenz / qe dieus es piatos.

3) Cor saluars / pot nauer bon
Daitan porria / se guarnir
Qi lals / pot dieus tot conplir
E nostre reis / daragon
Qil non cre / saubes faillir
A nuil home / qe an ab cor ualen
Tan pauc uezem / qe faill a lautra gen
Non deu / a deu ges far peiu razon
Qil lo conrara / sil seru honradamen
Coian sil uol / ne coronatz saios
O sus en cel / us noill faill daquest dos.

4) E ia non prez / fol resson
Lo reis / castellas nis uir
Per perdre / canz deu grazir
A dieu / qel mostrel somon
Quen luis cuol / emantir
E autre fors ses dieu / torn en nien
Caissi ualra / sos bos prez per un cen
Si acueill dieus / oimais a conpaignon
Qil non uol ren / mas reconois semen
Sol qe uas dieu / non sia orgoillos
Mout es sos pretz / honratz e enucios.

5) Vida e pretz / com uol de folla gen
On plus aut son / cazon lauzeramen
Qastigam dones / en ferma penzazon
El pretz qes ten / qi cant lautre uan cazen
Qe tot sos prez / sos gautz e sos laus fos
En pensar fort / cant a dieus fatz per nos.

6) Bell auuanz dieu / uezem qe us aten
Tan qe uos uol / gasagnar franzamen
Conrat uos ten / tant qe ami sap bon
Non fasas donc / camiar son bon talen
Anz camias nos / qe mais ual per un dos
Com safraing anz / qel forsatz caia ios.

## Folket de Marsella XXII.

1) Merauil me com pot / nuls hom cantar
En com ieu cant / per lei qem fai doler

(f. 8 r⁰ c. 1.)

Qe ma chanson!/ non puosc apareillar
Dos motz cal ters/ nom lais marriz cazer
Car non sui lai/ en estai sos cors genz
Douz/ e plazenz/ qe mauci deziran
E nom pot far/ morir tan sui aman.

2) Car non puesc/ nulla ren tant amar
Ges salle plaz/ non deu ma mort uoler
Canc pueis la ui/ non puosc dal re persar
Mas com pogues far/ e dir son plazer
Et es ben dreuz/ cal laus del concastenz
Es plus ualenz/ per qeu nim mais l'afan
De lei seruir/ qe dautra uer ioi gran.

3) Mas ieu non lais/ mon messaienuiar
Ni tant dardit non ai/ qeu lam uezer
E non o lais/ mas car uoil far cuiar
Als fals deuis/ caillors ai mon esper
Perol dezirs/ mes ades plus plazenz
Els pensamenz/ car ieu nol sui denan
Manz ioinz a clis/ per far tot son coman.

4) Lo mal qieu trac/ non pot descouertar
Tant la fai prez/ sobre totas ualer
Ni negus hom/ non la pot trop lauzar
Dieu don quill uoill/ omilitat auer
Si con en leis es proz/ e iouenz beutat e senz
Canc dompna non nac/ tant dones
Qual tort nai/ si eu nuil autra non blan.

5) Bella dompna/ tant uos tenc car
Qe mantas uez/ lo iorn non poes tener
Caz una part/ non an tort sols plor
Si qieu non puesc/ duna pessa mouer
Tal paor ai/ nom uailla chausimenz
Car plus me uenz/ uostramor sospiran
Qieu non sai dir/ ni retraire en chantan.

6) Vieu guirenz/ plus uos am/ ses enian
Non fes ysout/ son bon amic Tristan.

## Folket de Marselha XXIII.

1) En chantan/ mauen a mebrar
So qeu cug/ chantan oblidar
Per so chant/ coblides la dolor
El mal damor
Et on plus chan/ plus me soue
Ni ma boccha/ en al re non aue
Mas en merce

(c. 2.)

Per qes uertaiz e semblam be
Quinz el cor port/ dompna uostra faison
Qim zastia/ qe non uir ma razo.

2) E pos amor/ mi uol honrar
Tan quel cor/ uos mi fai portar
Per merze uos prec/ qe uus gardes delardor
Qe ieu ai paor
De uos mol maior que de me
E pos mos cors/ dompna uos a dinz se
Si mals non ue
Dompna pois dinz es/ soffrir loil conue
E per so fais del cor/ so qe us er bon
E gardas lo/ si com uostra maison.

3) Qel garda uus/ e ten tan car
Qil cors en fai/ nesci semblar
Qel sen i met/ l'engien e la ualor
Qinz en error
Lassal cors/ pel sen qen rete
Com me per la mantas uez ses deue
Qieu non sa qe
Em saluda/ qi eu non aug re
Per so nuls hom/ non michaizon
Sim saluda/ e ieu moz non li son.

4) E ial cors/ non si deu clamar
De ren qel cor/ li puesca far
Qe torna la/ al plus honrat seignor
E tout daillor
On trobauen/ ien e non fe
Mas drez torna/ son seignor anese
Pero non cre
Qem deing/ si merces nom mante
Queil entrel cor tant/ qen loc dun ric don
Deing escoutar/ ma ueraia chanson.

5) E silla dignas/ es outar
Dompna merce/ porrai trobar
Pero ops mes/ coblides la ricor
E la/ lauzor
Qe nai dic/ e dira ia se
Mas autre pro/ mos lauzars non capte
Com quem/ mal me
La dolors/ men graissem reue
Al fuec quil fai/ mouen creis de randon
E com uol coc/ mor en pauc de sazon.

(v° c. 1.)

[6] Morir puesc/ qieu nom clam de re
Neis sim do Blaual/ mals daital faisson
Con doblal ponz/ del tauliel per razon.

Folket de Marselha XXIIII.

1) A pauc de cantar/ nom recre
Per enoi de lauseniador
Mas forzas damor/ men rete
Qe nom laissa/ uirar aillors
Tan son dels/ ben amanz la flors
Aisim te amors/ pres el fre
Qe dal re/ nom soue
Mas de lei seruir a iornal
Caissim pes/ co fal li sollial.

2) E dones seu fas/ so qes conue
Ben men deu/ eschazer honors
Qar qi pot amar/ miels de be
Per dreg leu eszai/ la lauzors
E sab ben mi donz/ e amors
Qeu en re uas lei/ nom malme
Mas car li clam/ merce
Qes des so/ qe mes plus corals
Pot esser/ qes co teigna a mal.

3) E quant mi parla/ nim ue
Mi sail al cor/ la resplandors
Dels bels oilz/ e del douiz ale
Mi uenem/ mesclamenz las sabors
Si qen la boccam/ nais dousors
Per qeu conois/ e cre qel be
Qeu dic/ non ai de me
Anz mes/ desamor natural
Qem ma inz/ el cor pres pres ostal.

4) Dons son ben fols/ car nom rere
Damar leis/ qe ben par follors
Pes autre/ bes nom esdeue
E auei/ cades creis ma dolors
Qin mi solafarz/ tot son cors
Per ma fe/ mielz naue
Qe per leis/ suffeirra ia se
Mon dan/ si tot a leis non cal
Cautraz des samol per cabal.

5) E pos a le piel ioi/ me mante
Sim fezes aitant/ de socor
Qen degnes/ retener ab se

(c. 2.)

Gardatz/ si eu fora dels ausors
Qui sos rics prez/ e sa ualors
Creis en me/ meillura e ue
Ab sol qil agues/ lo mille
De la dolor fer/ e mortal
Non agram partir/ per engal.

[6] Pero sil clamarai/ merc
Del dan qil me fai/ e del mal
Pois nuil autramor/ no mi ual.

Folket de Marseillha XXV.

1) Chantan uolgra/ mon ferm cor descobrir
Lai on magrops/ qe fos sabutz mos uers
Mas per dreig/ ai perdut mon sabers
Per cal paor/ qe nim puisca uenir
Cuns nouels iois/ en cui ai mes speransa
Vol qe mos chanz/ sia per leis enders
E pois li plaz quieu/ cunanz sa ualor
En mon chantar/ dei nauer gran lauzor
Car sos prez/ uol mout' saui lauzador.

2) Per qe non par qieu/ pogues deuezir
Don cortes prez/ car tant aut es aders
Qe ren non duz/ qe nom semble plasers
E a en lei tant/ de tot ben a dir
Qe sofraita men fai/ trop da ondansa
Per qeu men lais/ qe ges nom senbla uers
Qeu ia pogues/ retraire sa lausor
Car de bon prez/ ama lo meillor
E dels amanz/ lo plus fin amador.

3) Car anc nol dis / tem uas lei faillir
Con ses en lei aturaz / mos uolers
Mas dar enan / nomo cal plus temers
Qeu sai qe focs / sa bassa per cobrir
El dieus damor / ma naurat de tal lanza
Don non tem pro soiornar ni iazers
Qeu ai lassat / . . . . . . . . . . .*

4) E dons pos ieu / non ai mas lo dezir
Non ai doncs / pro mout es granz mos podeis
Si uals daitan / men a donat lezers
E donc per qem uol / de plus enardir
Mas sici bel oill / e sa gaia senblansa
Don pois mos oillz / tant magradal vezers
(f. 9 r[0] c. 1.)
Nais dun conort / tal qe mou defallor
Cades mes uis / qem uoilla dar samor
Can uo baras mi sos oillz ples de douzor.

5) E donc dompna / pos mais non puesc sofrir
Los mals qieu trac / per uos maitin e serz
Merze naiaz / qeul mon non auers
Qe senes uos / mi pogues enriqir
E can nous uei / souen ai gran doptanza
Qui nous mi fass / oblidar non calers
Mas ieu qi sen / la pene la dolor
No us oblit ges / ainz i teng noeg e ior
Los oillz del cor / si qe nol uir aillor.

Folket de Marselha XXVI.

1) Tant mou de corteza / razon
Mon chantar / qe noi puesc faillir
Anzseis / i dem mielz auenir
Canc mais non fi / e sabes con
Car lemperariz / men semon
E plagram fort / quid men guiquis
Sil mo sofris
Mas car il es / si uurais ensegnamen
Non seschai / ca son mandamen
Si a mos sabers / flac ni lenz
Anz taingn / qes deble mos engienz.

2) E sanc per leis / en ma chanson
De lausengiers / cui dieus adir
Ar men uoil / del tot siquir
E ia deus non / calor perdon
Car arditz so / cant uen non fon
Perqe sella / cui obezis
Me relinquis
Es cuida / caillorz ai assiz
Mon pensamen
Muer ben doncs / per gran faillimen
Car per so qe am / finamenz
Per so qe duz / so qes nienz.

3) E si merces / no mi ren pron
Qe farai / porraimen partir
Non ieu / capres ai morir
De guiza / qem sab / sobre bon
Quinz el cor remir / sa faisson
Erremiran / e ieu languis
(c. 2.)
Car ellam dis
Qe non dara so / qui eu languis
Tan longamen
E ieu per aisso / nom alen
Anz dobla ades / mon pensamenz
E muor aissi / mescladamenz.

4) E ges per tant / non ma bandon
Qieu anc sempre / ai auzit dir
Qe mensonnia / no pot cobrir
Qe non morra / cal qe sazon
E pos drez uenz / falz ochaison
E car saubut / e deuis
Com iel / soi fis
Caisil sui subietz / e aclis
De bon talen
Qen lei amar / ai pres conten
E qecs cuida amar / plus fortmenz.

5) Amataila doncs / a lairon
Pos ella non uol / consentir
Qieu tan / en mon cor la desir
Et er mafar / uoilla ou non
El cor tem lo cor / en preison
Et al si destreg / e conquis
Qe ri omes uis
Qel des poder / qe sen partis
Que naz / aten
Que merces lam uenza / soffren
Car merces / en lonc soffrir uenz
Lai on nom ual / forza ni genz.

6) E iam morrai / mas mout mes genz
Si eu muer per leis / tan finamenz.

[7] Pos a morir / mer eissamenz
Mos ferm coraies / e mos cenz.

* Lücke von 2½ Zeile.

### Folket de Marsellha XXVII.

1) Chantar mi torn/ ad affan
Chant mi soue/ den Bairal
E pos damor/ plus no mi cal
Non sai con/ ni de cui chan
Mas qes demanda chanson
E nol cal/ de la rason
Catresi mes obs/ la fassa
De nou/ con los moz el son
E pos forlaz/ ses amors
(v⁰ c. 1.)
Chan per deute de seignor
Pro er mos chanz/ caballos
Si non es aols/ ni bos.

2) Amador lon dun senblan
En ric cobe/ arretal
Cades/ ab dolor mortal
Merma a lor ioi/ on mais dan
Qen loc/ de fenestra son
Qes merma/ som ia pon
On plus pren/ quecs so qe cassa
Plus ades e gra chaison
Per qieu tenc/ cell per meillor
Que rei/ ni emperador
Caiselz malz/ aueniz amdos
Qui uenson plus/ dels baros
Bon fora son prez/ es tan.

3) Dieus con si/ ni ben con mal
Mas soprez hom/ que non ual
E son pro ten hom/ a dan
Perqeu non aus/ uostre pron
Dir chantan/ qe nom sap bon
Al segle ni grei/ qe plassa
Ques digna ren/ si mal non
Mas per o/ la deshonor
Posc dir/ sil tort entre lor
Bon uencut/ ni baissar ios
Pos tut uencut/ uencon nos.

4) Ben uenson/ pos nuill deman
Non fan/ de lancra mortal
E si nos/ fossan lial
Torneranz/ ad honor gran
Cun cortes gienz/ de dieus fon
Quel ric/ trobeisson perdon
Qe son plus/ freol de classa
Som destrein/ sals somon
Mas cun queren/ ab lauzor
Na dieu pres/ en son labor
Mas que ia confessios
Nol plagra/ sa co non fos.

5) Don nostre baron/ qe fan
Nil reis engles/ cui dieu sal
Cuid auer fanz/ son iornal
Mout i aura/ larg engan
(c. 2.)
Sia fag/ la messiou
Et autre fai/ la preziou
Que lemperaire/ percassa
Con dieus cobres/ sa ragion
Que primeis cre qe socor
Si dieus li rend/ sa honor
Ben tant es rics/ lo dos
Cai tals soal/ guiserdos.

6) Nai mant/ mout mi sap bon
E mout en prez/ mais ualor
Cab enbaral/ mon seignor
Es moriz/ prez e meissos
Aisi com sanc/ ren non fos.

### Le plor den baral seigners de Marsella le qual fez folket de Marselha [XXVIII].

1) Si com sel/ ques tan greuanz
Del mal/ qe non sent dolor
Non sent ira/ ni tristor
De tal guizam/ soi oblidaz
Car tan sobre/ pucial danz
Que mon cor/ nol pot pensar
Ni nuls hom/ tro al proar
Non pot saber/ con es granz
Den baral/ lo mieu segnor
Perqe sai/ chan o ri o plor
No me pres plus/ qe fer enanz.

2) Qieu mi pes/ si sai enchantaiz
O si son calut/ en error
Quant non trop/ sa gran ualor
Caissi nos tenia/ honraiz
Qe issamen/ com lasimanz
Tira fer/ el fai leuar
Faziel manz cors/ dressar
Vas prez forsaz/ e pensanz
E qi prez/ e gaug e ricor
Cenz largueza/ astre honor
Nos a tout pauc/ ual nostre nanz.

3) Aqant ni a/ deseretaiz
Qe tuit eron ric/ en samor
E canz/ en moriror ior
Qel fon moritz/ e soterraiz
(f. 10 r⁰ c. 1.)
Que num sol non uist/ meuz tanz
Neus sels/ qe lauzon nomar
Na tendion/ en acaptar
Tant era/ sos prez presatz
Caissi saup far/ son nom ausor

De pauc gran / e de gran maior
Tro nol pot / en claure garanz.

4) Et ar can fosc / plus poiatz
Faillit / a guisa de flor
Que quant hom la ue gensor
Adoncs il chai / plus uiaiz
Mas dieu nos / mestrab semblanz
Que sol lui / deuem amar
El caitiu segle / azirar
On passam ton uiananz
Cautre prez torn / en desenor
E tut autre / cen follor
Mas de cels / que fan sos comanz.

5) Bel seigner / dieul cui / non plaiz
Mort / de negun peccator
Anz pausire la lor
Sffrist uos / la uostre en paiz
Faitz lo lai / uiure ab los sanz
Pos sai / nol uolges laissar
E ui deingnes / le uos pregar
Verge que pregas / per manz
Vostre fil / per qel soccor
Que sperans / an tuit li meillor
El uostres cars / precs merceianz.

6) Seigner / merauellias granz
Es car de uos / pueis chantar
Ar quant mils / degra plorar
Pero tant plor / en pensaz
Per qen ben seu / mant trobadors
Diran de uos / mais de lauzor
Que ieu quen degra dir / mil tanz.

## Folket de Marselha XXVIIII.

1) Tuit domandon / ques deuengut amor
E ieu a tuit / dirai la uertat
Tot eissamenz / com lo soleil d'estat
Que par totz locs / mostra sas splendors
El ser sen uai colgar / tot eissamen
O fai amors / e cant a tot sercat
(c. 2.)
E non troba ren / que si a son grat
Torna sen lai / don moc primeramen.

2) Car seuz preiz / e largueze e ualors
E tuit bon aib / ierun aiostat
Ab fin amor / per far sa uoluntat
Et era iois / dompneiars e honors
Tot eissamen / con lo falcs que deisen
Vas son auzel / quant la sobre montat
Deisendia ab douz / humilitat
Amors ensels / camauan lialmen.

3) Amors o fai / si com lo bon austors
Qui per talant / nos mou ni nos desbat
Anzseis esta / en tro com la gitat
Et adones pren son auzel / quan la sors
Et fin amors / esgarde e aten
Una dompna / ab entiera beutat
On tuit li ben / del mon son asenblat
E non faill gens amors / cant tal la pren.

4) E per aisso uoill / soffrir las dolors
Que per soffrir / son mant ric ioi donat
E per soffrir / maint orgoil abaissat
E per soffrir uenz hom / lauzeniadors
Couidis dis / es libre qe non ment
Que a soffrir a hom / damor son grat
E soffrir fai mant / amoros iausen.

5) E pos dompna / tant es granz uostronors
Et en uos son tuit / bon aib absenblat
Car noi metes / un pauc de pietat
Con si fez es / a mon maltrag socors
Caissi com sel / qel fuc denfer espren
E muer de set / ses ioi e ses clartat
Autresim muer / eten naias pechat
Si mauzirert / pos nuil nous mi defen.

## Folket de Marselha XXX.

1) Ben uorria / saber damor
Sella ue ni au ni enten
Qui tan lai / requis franchamen
Merce / e de ren no mi socor
Estiers non sai / ues sas armas defendre
Mas ab merce / qe tant li soi aclis
Qe non cis iois / ni autre paradis
Per qui canges / lesperar ni latendre.

2) Terra ten hom / de seignor
(v° c. 1.)
Cui serui / de bon cor franchamen
Cant locs / maiz es lol consen
Deu ben far / a son seruidor
E fin amors / deu ben sel aprendre
Que gart ca dreg / sion siei don deuis

Ni qui lier francs / ne lials ne fis
Que neguns hom / non sen puesca mespredre.

3) Caissi uen bens / apres honor
E apres gran mal / iausimen
E gran ioi / apres marrimen
E lones repaus / apres dolor
E granz merces / ab soffrir ses contendre
Caissi sec hom / damor los dreiz camis
E qui estiers los sec' il li gaudis
Cab tal engien pot hom / bon amor prendre.

4) Si com latigrel mirador
Que per remirar / son cors
Oblida se / e son torna men
Aissi cant uei / lei cui dor
Oblit mes mals / e mas dolors es mendre
E ia negus non sen fassa / deuis
Qieu uos dirai / qui ma asers conquis
Si o sabez. conoisser / ni entendre.

5) Miels de dompna / miels de ualor
E miels de tot / ensegnamen
E miels de beutat / ab iouen
Meselat / ab tan fresca color
Que nuls archier / tan dreit ne sap estendre
Quella plus dreich / nom aia el cor assis
La douza mort / don ieu uoill estre aussis
Se per esgard damor / nom uoil ioi rendre.

6) Marme mon cors / uolgra ben qe saubis
E mos captenza / qual dolor laguis
Lials amanz / qe non fai mais atendre.

## Folket XXXI.

1) Sieu anc iorn / dis claman
Encontra / uos amors
Ergueilh / ni deszonors
Aram dei / en mos chans
Humeliar / dos tans
E lassar / mas clamors
Pueis ma dompna / Elienors
La pros rayna / prezans

(c. 2.)
O denhan aissi / uoler
E si tot de uos grat / non esper
Bens dei grazir / lo ben el mal
Pos ilh ma manda / que tan ual.

2) Humils / e merceians
Mi ren / a uos amors
Car mi / forset errors
E ilh lengua / mal parlans
Qui eus fos / contrarians
Ab dig mals / dizedors
Es zieus dirai / lauzors
E de plazers / sen aitans
Que non uos dis / desplazer
Quergueilhs sai be / que non mi pot ualer
Per cuei mais / de nemic mortal
Maures amic / fin e leial.

3) Qui eus / uenserai enans
Merce / claman amors
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . *
Que sieu / am braus senblans
Vos era / contrastans
Ni us dizia / folors
Als fals dig / reprendedors
E si mos / leugiers talans
Mi fes erguielhos / parer
Encontra uos / ni dire non deuer
Ben dei far / penitens aital
Com tang / a forfag desleial.

4) Sabetz qe als / mieus ans
Mer tostemps / mais amors
Doussa ma / greus dolors
E bes e pros / mos dans
E seiorns mos / afans
E gaugz e ris / mos plors
E mos lones / trebailh legors /
E totz mos destric / enans
E tug mei enuei / plazer
E despendrai mon sen / e mon saber
En uos gen seruir / a iornal
Com hom ser / senhor natural.

## Folket XXXII.

1) Car nom abelis / solatz
Aitan / com deuria
(f. 11 r⁰ c. 1.)
E uei qe chanz / non chantaria
E can meu soi / totz laissatz
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . **

* Lücke von einer Zeile.
** Lücke von zwei Zeilen.

So mensenha/ amors
Que enansar/ uostras lauzors
De dompna/ en chantan
Perque souen/ di mon chan.

2) E tenc mi fort/ per pagatz
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .*
Sol soffrir/ denhatz
Qi eu ben dizens/ uos sia
E si ben/ me faziatz
Enquara/ maiors
Tai te/ querguilhs e folors
Es de querre/ tan
E non puesc/ passar ses dan.

3) Mas de le/ per sai que fatz
Gran sobransaria
Que a mi/ nom tanheria
Ricx iois/ tant honratz
Pero quil dreg/ uignaria
Meilh men deu/ fin amistat
Valer/ qe ricors
Que naus deu trobar secors
Paubres hom/ qe e blan
Quel ricx derguilho/ senblan.

4) Mas tant tem/ uostras rictatz
Que ren nous/ qeria
Pero tan/ arditz seria
Que sim/ dona uatz
Ses querre/ ben ho penria
E doblarias/ lo gratz
Que dorbla/ ualors
Es de far ben/ eszonors
Lai on mestier/ an
Anz com quiera/ ni deman.

5) Bona dompna/ ben sapchatz
Que sent tans ualria
Un dons/ cui hom fort uolria
Ser tost/ donatz
Que qui trop lo tarzaria
(c. 2.)
Qua sel dona/ que uiatz
Fai sos gratz/ meilhors
E quil don/ non fai de cors
Non les grazit/ tan
E pueis costaih/ autretan.

6) Mais ieu soi/ sel qe en patz
Grazirai tot/ dia
Latendre? com si prendia
E per dons/ priuatz
Penria en grat/ la faidia
Ma uos er plus bel/ asatz
Sim fazes/ secors
Anz qua forsam/ forsamors
Languen/ e spectan
De soffranche/ de talan.

7) Namalric/ totz iors
Ses mera/ uostra ualors
Per quieu/ en chantan
Trac uostre bon pretz/ enan.

* Lücke von zwei Zeilen.

Gaubert XXXIII.

1) Huna gran amors/ corals
Mi destrenh/ em te
Si que non pens ren/ als
Mai clamar/ merce
E pueis mi/ dals non soue
Senble fatz/ entre las gens
En par/ menres ma sabensa
Don amors/ qem forssem uens
Degra uens er/ mas clamors
Qe uensedors es/ honors
Que merces/ souensa.

2) A tor mi uen/ de uos mals
E non sai/ perque
Mas daitan/ amor siuals
Men ueniarai/ be
Qua sels qui non sa/ bon re
Com uos es/ des conoissens
Dirai uostra/ captenensa
Don uos seres/ meins ualens
E naures meins/ seruidor
Cui sera/ ma grans dolors
Resels/ e temensa.

3) Car nom ual/ car sui tals
($v^0$ c. 1.)
Com a drut/ conue
Sim faz ia/ desleials
Aurian/ ia be
Ben leu lai uire/ al fre
Mas non dei/ som di mos sens
Far per faillimen/ failhensa
Mais uueilh soffrir/ los turmens
A los leials/ amadors
Cab los fals/ galeadors
Far de ioi/ paruensa.

4) Amor uostre noms/ es fals
Quar non amatz/ me
Quieu uos sui fis/ e leials
E uos am/ anc se
E pueis aissi/ sesdeue
Quieu uos sui/ obediens
Damor/ e de ben uolensa
E uos mes/ male cozens

Ses ben faig/ e ses secors
Per dreg/ seria hieu amors
E uos maluolensa.

5) Vostruzages/ es aitals
Car celui/ qe uos cre
Merma de ioi/ sos captals
Quar de uos/ non ue
Mas enian/ ses tota fe
E mal senes/ iauzimens
E senes ben fait/ cozenssa
Trop faitz/ dautres failhimens
Mas selar/ me fai temors
Quergueilhs e/ e follors
Qui ab plus fort/ desentensa.

## Gaubert XXXIIII.

1) Quar fui de dura/ cordansa
Ves uos/ al comensamen
Tanh prendaz/ ueniamen
Ab mal respost/ ho ablansa
Cans quieus ames/mames uas ses enian
E torner uas/ bona donen soan
Per tal qe ma trahit/ ses deffisanssa.

2) Si cus fui/ a la comensanssa
Fals/ arans am finamen
E sai quem dires/ souen
(c. 2.)
Que franchura/ dautramansa
Me fai uenir/ ues uos humelian
E quieu uos uauc/ minten e galian
Ni ges nous am/ en faitz mas en senblansa.

3) De gran forfag/ gran ueniansa
So de dreitz/ par iusiamen
E merces di/ eissamen
De gran tort/ gran perdonanza
Am dui son/ en maint luec dun senblan
Eszen maint luec/ uan se contrarian
Car dreitz aussi/ e merces a pitansa.

4) Doncx si dreg/ ni uostronransa
Gardas nul mieu/ failhimen
Ia no maures/ chausimen
Cals mals dona/ dreit malanssa
Quel failhimen quie fis/ ues uos tan gran
E lonramen quaues/ sobre mi tan
Creisson mamor/ e mermon me speransa.

5) Pueis conoissetz/ ses duptansa
Quieu failh/ nessiamen
Mas del be/ aiatz menbransa
Si pro nom faitz/ sa uals nom fasatz dan
E del be fag/ si el uostre talan
Quieus atendrai/ senes dezesperansa.

6) Rei darago/ quil uostre gai senblan
Ve pot ben dir de bon.

## Naimeric de Pepugnan XXXV.

1) Per solatz dautrui/ chan souen
Mas pero cora/ quieu chantes
Ni per bon respieg/ malegres
Ara uei qe chan/ per nien
E son a mon dan chantaire
Si com lauzels/ de bonaire
Que sap ques pres/ e pero nou recre
Cades non chan/ autretal es de me.

2) En amor ai/ lo cor el sen
Fermat/ e meilhuram ades
Si pogues trobar/ qui mames
Tan be com hieu/ am finamen
Mais ieu am lieis/ ses cor uaire
Don sui desamatz/ amaire
Eszon hieu plus lam/ de cor e de fe
Adoncs creis plus lamors/ qem lassem te

(f. 12 r° c. 1.)
3) No mes uis/ canc plus follamen
Nuilhs hom/ per amor folleges
Qui eu am mai/ que sautram baizes
De leis ses plus/ lentendemen
Conors mes/ mas que pot faire
Ses empiri/ emperaire
Quem ual honors/ ni pretz don mal mi ve
Si fai qel mals/ cui platz e pers del be.

4) Per som soilh mal/ qui eu nai plazen
Canc non ui dona/ lucnh ni pres
Mielhs dieuisses/ ni mielhs repondes
Ni tan/ amezuradamen
Per que cascuns/ nes lauzaire
Pueis es del mon/ la belaire
Canc natura/ non mes en lieis so cre
Ni plus ni mens/ mas aco quei conue.

5) Donna per merces/ solamen
Suffretz/ cun pauc merceges
Merces e/ cun pauc afranques
Mercean/ uostre dur talen

Vers mi/ qeus sui merceaire
Tostems/ e merce clamaire
E merceian sui/ e cherai ia ce
Vostrom claman/ merce merce.

Naimeric de Pepugnan XXXVI.

1) Daisso don hom/ aloniamen
Ben dig/ entrels conoissedors
Sin di pueis/ mal uilanamen
Es a tot lo meins/ deszonors
Cais sel/ que se mezeus desmen
Del ben qua dig/ no mes paruen
Des ques trobatz/ ben dizen fals
Quel deiam creire/ dizen mals.

2) Si dieisses/ al comensamen
Lo mals/ ans quel ben dig fos sors
Dieisseron plus/ cubertamen
E senbla uer/ a pluzors
Mas pero/ ben aue souen
Caisso nom cre/ blasmar defen
Dones non es dome/ ques aitals
Lo bes digz bos/ ni mal dig mals.

3) Cun quen dieis liei/ premeiramens
Que de bas aut/ poget amors
(c. 2.)
En dis apres mal/ sotilmen
Per far semblar/ sos mals peiors
E per plus enganar/ la gen
Ab prouerbis dauratz de sen
Eszap paraulas/ uenals
Vol far creire/ del ben mals.

4) Non es bes/ qui fai dauinen
Segon lo mon/ so ques ualors
E qui sgarda/ de failhimen
On plus pot/ e creis sas lamors
Si es mas/ non pot far nien
Si nona/ laministramen
Damors ques mastre leials
Quensenha triar/ bens de mals.

5) Quel cor nais/ on amans sen pren
Ensems/ ardimens e paors
Quen sauieza/ lardimen
E uolpilha gen/ la folors
E pueis es arditz/ eissamen
De languesza/ e densenhamen
E uolpilhs/ de scarseza e dals
Que fos uilania/ ni mals.

6) Per som par qui ditz/ mal uilanamen
Del maistre/ que donal sen
Com si om ualens/ e cabals
Ni com se pot/ gardar de mals.

7) Car ual plus/ e conois e sen
Na ioana dest/ eszenten
Vueilh segon lo dreg/ iutge cals
Deu hom dir damor/ bens o mals.

Naimeric XXXVII.

1) Si com larbres/ qe per sobre cargar
Fraing se meteis/ e pert son fruit e se
Ai eu perdut/ ma bella donna e me
E mon enter se fraing/ per sobramar
Per o se tot me soi/ apoderatz
Anc iorn non fi/ mon dan a escien
Enanz cuit far tot zo/ quant fatz ab sen
Mais ar conosc/ qe trop sobral foldaz.

2) E non es ben/ com sia tot senatz
Qe a sazon non sega/ son talen
E se noia de chascun/ mesclamen
Non es bona/ sola luna mitatz
(v⁰ c. 1.)
Car ben deuen hom/ per sobra saber
Nesis enuai/ mantas uez foleian
Per qe seschai/ coman en lou mesclan
Senz ab foldaz/ qio sab gen retener.

3) Las qeu non ai/ mi meteis en pode
Anz uau mon mal/ enqeren e cerqan
E uoill trop mais/ perdre e fair mon dan
Ab uos dompna/ qab autra conqerer
Car eu cuit far/ ab aqest dan mon pro
E qe sauis/ ab aquesta follor
Pero alei/ de fin fol amador
Manetz ades/ on piez mi fai plus bon.

4) No sai nul oc/ per qeu des uostre non
Pero souen/ tornon mei ris en plor
Et eu com fol/ ai gaug de ma dolor
E de ma mort/ qan mir uostra faizon
Col baselesc/ qab ioi sanet a ocir
Quant el miral/ se remiret es ui

Tot autresi/ es uos miral a mi
Que mauciez/ qan uos uei ne os remir.

5) E nous en cal/ qan mi uedez morir
Abanz o fai/ de mi tot en aisi
Com del enfant/ cab un maraboti
Faiom del plor/ laissar e departir
E pois qant es tornatz/ en alegrer
Et hom lestrai/ zo qel donet el toll
Et el adonc plora/ e fai maier doll.
Mil tant plus fort/ qe non fez de primer.

6) Bel castelan/ ges uostre prez non tol
De mellurar/ qoi ual pro mais qe her.

## Naimeric XXXVIII.

1) Autresim pren/ com fa al iugador
Cal comensar/ ioga maistramen
Al petit iog/ pois sescalfa perden
Qel fa montar/ tan qes en la folor
Aissim mis eu/ pauc a pauc en la uia
Qeu cuiaua amar/ a maistria
Si qem pogues partir/ can mi uolgues
Or soi entratz/ tant qesir non puis gies.

2) Autra uez sui/ en la prison damor
Don escapei/ mais aoram repren
Ab un cortes engeing/ tan sotilmen
Qem fai plazer/ mon mal e ma dolor
(c. 2.)
Cun laz me fez metral col/ ab qem lia
Don per mon grat/ mais nom deslieria
E nulz autrom/ qe fos liaz non es
Qil deslies/ qe ben no li plagues.

3) Anc mais nulz temps/ non trobei liador
Qe tan ferm lies/ a tan pauc liamen
Qel liam fo cortz/ dun bratz solamen
Don non trob/ chai qin desli ni aillor
En liamaz soi tan/ qe sim uolia
Desliamar/ ges far non o porria
Camor qe lai mo/ liament empres
Me liama sai plus fort/ per un tres.

4) A lei des fers/ qe uai ses tirador
Ves laziman/ qel tirauan si gen
Amor qem sap tirar/ ses tiramen
Mas tira ma si uals per la meillor
Qe se dautra meillurar/ me sabria
E am tant lo meill/ qe ben meilluraria
Mas meillurar non cre/ qe mi pogues
Veus perqe/ ma per la meillor conqes.

5) Ha gentil cors format/ plus gen de flor
Aiaz de mi/ cal aco chausimen
Qi eu mor per uos/ denuei e de talen
E podetz lo proar/ a ma color
Cam uos remir/ qe trasu e chambia
Qe foralmosna/ e granz cortesia
Cumilitaz mercian/ noz preges
Daqest coichos/ sofreichos de toz bes.

6) Ben platz Guillem/ malaspina marques
Car conquer prez/ e prez a li conqes
Biatris dest/ lo bens qen nos es
Fa meillorar las autras/ ab los bes.

## Naimeric XXXVIIII.

1) En greu pantais/ ma tengut longamen
Canc non laisset/ ni non retenc amors
Et am saiat/ ab totas sas dolors
Si qe del tot/ ma fag obedien
E car me sa esforcui e soffren
Am si cargatz/ del amoros afan
Qel mellor cent/ non soffrion tan.

2) Amar me fai ster mon grat finamen
Leis qe ma faig/ chausir per la gensors
Et agram ops/ qem fes causir aillors
(f. 13 r° c. 1.)
Cassatz ual mais/ gaz anhar en argen
Qe perdir en aur/ segon mon esien
Maseu o fas a lei/ de fin aman
Qeu fug mon pro/ e uau seguen mon dan.

3) Et seu com fols sec mon dan follamen
A tot lo men/ mes la fondaz honors
Qeu ai uistas faire/ mantas folors
Qe torn auon a saber e a sen
E ai uist far/ manz faz saniamen
Qe tornauon/ a folia trop gran
Perqeu cuit fair/ sen qan uai foleian.

4) E uos dompna cauez ualor ualen
Aissi com es meiller/ pars las meillors
Menbreus merce/ e oblit uos ricors
Et noi gardaz raison/ mas chausimen
Car luns poia zo/ qel autre deiscen
Cho qe merce creis/ raisons uai merman/
Seus plaz aucir me podez/ raisonan.

5) Pauc uos carra/ del meu ennansamen
Se uos souen/ uostra ualenz ualors
Nil douz esgard/ ni la fresca colors
Qen qeram son/ al cor uostroill rien
El cortes diz/ amoros e plazen
E qar eu plus sonen/ nous uau denan
A pauc mi oilh/ estra mon grat noi uan.

6) Reis daragon/ e flors denseignamen
Foilla de gauz frug de bons fags donan
Vos es de prez/ maistres ses enian
Cont cominge/ cincent merces uos ren
Qe ses donar/ mauez donat aitan
Qe las honors/ ualon don riche gran.

## Naimeric XL.

1) Cil qe sirais/ ni guerria ab amors
Ges qe sauis/ non fa al meu semblan
Car hom atrai/ pro en guerra tost dan
E guerra fai tornar mal en peior
En guerra troff/ per qeu no la uolria
Viltat de mal/ e de ben carestia
E fin amor/ se tot me fai languir
Ai tan de ioi/ qe pot leu esiauzir.

2) Bona dompna de uos teing/ e damor
Sen e saber/ e cor moz e chan
E seu faz ren qe sia benestan
(c. 2.)
Deuez nauer lo grat e la lauzor
Vos e amors/ qem donaz la maistria
E se ia plus de ben/ no men uenia
Pro nai daitan/ segon lo meu seruir
Se plus nagues/ ben sabria el plus grazir.

3) Qelh plazer son mais/ qel ennoi damor
El ben qel mal/ el soior qe lafan
El ioi qel dol/ leu fag qel pesan
El pro qel dan/ son mais el ris qel plor
Non dieu ges del tot/ qe mal non sia
Qel mal com na/ plaz plus qe qan guerria
Car cel cama de cor/ non uol guerir
Del mal damor/ tan es dolz per soffrir.

4) Enqer sai eu mais/ de ben en amor
Qel nil fai car/ el nesi ben parlan
El escartz larg/ e laial lo truan
El fol saui/ el pec conosidor
Et lorgoillos domes/ gez humilia
Et fai de dos cors un/ tan ferm lolia
Per com non deu uas/ amor contradir
Pois tan gen sap e emendar e fenir.

5) Seu lai seruiz/ pro nai canbi s damor
Ab qe ia plus non faza/ mas daitan
Qen mant loc man fag/ tan haut e tan gran
Qe ses amor/ noi pogra auer honor
E mantas uez/ me trai de uillania
Qe ses amor/ gardar no men porria
Et manz bon mot/ me fa pensar e dir
Qe ses amor noi pogreu deuenir.

6) Chanson ua ten de ma part e damor
Al pro al larg/ al ualenz al prezan
A cui seruon latin/ e aleman
El sopliom/ com bon emperador
Sobres meillors/ a tan de maiuria
Valor e sen/ largez e cortesia
Sen e saber/ conoisser e grazir
Naz de ricor/ fai fin prez enriqir.

Rambaut de uaqeras XLI.

1) Aram requer/ sa costum e son uis
Amor/ per qeu planc/ e sospir e ueilh
Qa la gensor/ del mon ai qist conseilh
Em di qieu am/ tant com puesquen en sus
La meillor donna/ e met en sa fizansa
(v⁰ c. 1.)
Conor e pres mer/ e pros e non dans
E qar ella es del mon la plus prezans
Ai mes en leis/ mon cor e mas esperansa.

2) Anc non amet/ tan aut com hieu negus
Ni tan pro donna/ e car noi trob pareilh
Menten e lei clam/ al sieu conseilh
Mas qe tibrs/ non amet priamus
Qe iois e prez/ sobre totas lennansa
Qilhes al pros plazeus/ ez acordans
E als auols/ ab erguilhos senblans
Largues dauer/ e de dura cordansa.

3) Anc Perseual/ cant el la cort d'Artus
Tolc las armas/ al caualier uermeilh
Non ac tal gaug/ com eu del seu conseilh
Em fai morir/ si com muer dandalus
Caissom ueda/ de qem dona ondansa
Mi dons/ qes pros cortes e benestans
Rique gentils/ ioues e gen parlans
E de bon sen e de bella senblansa.

4) Bona dompna aitan arditz/ ha plus
Fui can uo quis/ la ioia del quabeilh
E qem dases/ de uostramor conseilh
Non fo del saut/ de tir emenadus
Mas amicx qai mais/ presza donransa
Qen dreg damor/ fo lardim ens plus grans
Mas ben deu far/ tan d'ardir uostra mans
Morrai per uos/ ho naurai benenansa.

5) A mon ergueilh/ nom blasme ni encus
Sim luenh daurenga/ ni de monteilh
Caissim don dieus/ del seu bel cors conseilh
Qe plus ualen/ nulhs hom de lieis non uis
Qe sera reis/ danc la terso de Fransa
Lonheramen/ per far lo sieu comans
Qen lieis ai tot/ mon cor e mon talans
Eszes la res/ on plus ai de fizansa.

6) Bel caualier/ en uos ai mes speransa
Qar uos es del mon/ la plus presans
E la plus/ non mi esser dans
Qar uos mi des conseilh/ e fort fermansa.

Ranbaut XLII.

1) Eissamen ai/ guerriat ab amor
Col franc uassal/ guerreia mal senhor
Qilh tol sa terra/ perquel guerreia
(c. 2.)
E can conois queilh guerra/ pro noilh te
Pel sieu cobra/ uec pieis a sa merce
Eszieu aitan de ioi/ cobrar enueia
Quaz amors quier/ merce de son pecat
E mon ergueilh torn/ en humeiltat.

2) Gaug ai trobat/ merce de la gensor
Qem restaura lo dan/ quai pres ailhor
E samistat per plag/ damor mautreia
Ma bella donna/ e gent alsim rece
Em promet tan/ per quel reprochier cre
Com di qui ben guerreia/ ben plaideia
Ab amor ai/ en chantan guerriat
Tan cab mi dons/ nai meilhor plag trobat.

3) El mon non a rei/ ni emperador
Quen lieis amar non agues/ plag donor
Quar sa beutat/ e son pretz senhoreia
Sobr totas las pros donnas/ com ue
E meilhs sennansa/ e plus gen si capte
E meilh acueilh e meilh parl e dompneia
E mostra als pros/ son sen e sa beutat
Saluan sonor/ e reten de tot grat.

4) Donna ben sai/ si merces nom secor
Quieu no uailh tant/ queus tan haz amador
Que tan ualens/ per qe mon cor feuneia
Car non puesc far/ tan ricx faiz cous conue
Das mi quieus am/ mas per tan nom recre
De uos preiar/ que uassal pos desreia
Deu ponher tant/ qe fassa colp honrat
Per quieus enquis/ pos magues conseilh dat.

5) Vostri bel hueilh/ plazen galiador
Razon da quo/ don heu sospir e plor
El iouenes cors/ cabes gens e condeia
Maussi aman al enueira men ue
E si eu ab uos/ non trob amor e fe
Ia non trouarai ren/ cauia ni ueia
Nim fizarai/ en donna daut barnat
Ni uueilh qem do nuilh/ autra samistat.

### Ranbaut XLIII.

1) Guerras ni plag/ no son bo
Contramor/ en nuilh endreg
E sel sabregua/ lo fer freg
Qim uol ses dan/ far son pro
Caussim uol amors/ ausire
(f. 14 r⁰ c. 1.)
Com ausi les sieius/ senher mals
Que sa guerra/ les mortals
E sa patz pietz/ de martire
E sanc fo iorn/ enemic
E tibautz ab lo zoic
No fes plag/ ab tans plazers
Com hieu cam soi/ torn merces.

2) Que per es mende/ per do
Mas abrels/ amans eleg
Ma dona/ on son tug bon dreg
Pauzat/ en bella faisso
Don muer dire/ de dezire
Car no mistai/ comunals
Amors cap/ sospirs corals
Maussi/ ab bel senblan trahire
Per lieis cui am/ ses cor tric
Canc ioues grec/ en ric
E ual sobre totz/ ualors
Som mos trauzirs/ e uezers.

3) Can pens cals es/ ni qui so
Bem soi mes/ en destreg
E sieu quis mais/ qe non deg
Sa gran beutat/ nochaizo
Quem forsem fai/ lergueilh dire
E sa colors/ naturals
Quades gense/ noimet als
Mas bel solas/ e gent rire
E pos tant amar/ sem gie
Fai lenans/ al mieu destric
Mas sil sieu bels dig es uers
Tot restaural/ bons espers.

4) Si mestazes/ a razo
Bona donna/ eszadreg
Ia nom tengras/ tant destreg
En uostra/ onrada preiszo
Don non ai poder/ qem uire
Ans soi tant francs e leals
Vas uos que uas me soi fals
Eus am tan/ que me nazire
Et sieu non fauc/ tan ni dic
E si cisathan al uostra/ mic
Al fag/ me sofranh/ poders
Eszal uostre laus/ sabers.

(c. 2)
5) En luec te fag/ dau baro
Vos a meus preg/ eus dompneg
El uostre gen cors/ adreg
Lau e gar/ a qui on sa
E can puec ben far/ nom mis
Quesser deu/ lo uostramic tals
Que sia entrels pros/ cabals*
E qar suffres/ quieus dizire
Soi pars/ al plus ric
E cant dautra/ me fai dic
Non mo fai far/ non calers
Mas uostronratz/ capteners.

6) Dompnal bos conseilh/ mer mals
Quem dones/ si nom das als
E quar nous soi/ contradire
Donna lonrat/ conseilhs ric
De l'emperador/ frederic
Caisson tengra/ a mais de plazer
Com sai damans/ la plus uers.

### Bernard del Uentedorn XLIIII.

1) Chantars non pot/ gaire ualer
Si dins del cor/ non mou lo chans

---

* Der Vers ist im MS. wiederholt, aber durchstrichen.

Ni chans non pot/ del cor mouer
Si non hi es/ fin amors coraus
Per so es mos cantars/ cabalus
Quen ioi damor/ ai eszenten
La boquels hueilhs/ el cor el sen.

2) Ia dieus nom da/ aquel poder
Que damar/ nom prenda talans
Can ia re/ non sabri auer
Mas chasun iorn/ men uengues maus
Trostemps naurai/ bon cor siuaus
E nai mot mais/ de iauzimen
Qua nai bon cor/ e mi aten.

3) Amor blasmon/ per non saber
Folla gens/ mas lieis non es dans
Camors non pot ges/ decazer
Si non es amors/ comunaus
Aco non es amors/ aitans
Nona mas lo nom/ el paruen
Que ren non ama/ si non pren.

4) Sieu en uolgues/ dir lo uer
(v⁰ c. 1.)
Hieu sai be de cui/ mou lenguans
Daquellas camors/ per auer
E son mercandas/ uenaus
Mensongiers/ fos hieu e faus
Vertat en dic/ uilanamen
E pezame/ car ieu non men.

5) En agradar/ eszen uoler
Es lamor/ de dos fis amans
Nuilha res/ noi pot pron tener
Silh uolontatz/ non es engas
E sel es ben fols/ naturaus
Qui daco qe uol/ la pren
E ilh lauza/ so qe non les gen.

6) Molt ai ben mes/ mon boner
Cant ellam mostra/ bels senblans
Quieu plus deszir/ e uuelh uezer
Franque dousa/ fin e leiaus
En cui lo reis/ seria saus
Bella cuenhda/ ab cor conuinen
Ma fait ric hom/ de nien.

7) Re mais non am/ ni sai temer
Ni ia res/ nom seria afans
Sol mi dons/ uengues a plazer
Caisel iorn/ mi sembla nadaus
Cab sos bels hueilhs/ esperitaus
Mas garda/ mas so fai tan len
Cuns fols dias/ me dura sen.

[8] Lo uers es fis/ e naturaus
E bons sel ui/ qui be lenten
E meilhers mi/ quel ioi aten.

9) Bernartz de uentadorn lenten
El ditz el fai el ioi aten.

## Gauselm Faiditz XLV.

1) Si anc nuilh hom/ per uer fin coratge
Ni per amar leialmen/ ses falsura
Ni per sofrir francamen/ son dampnatge
Ac de si dons/ nuilh honrada uentura
Ben degra/ hieu auer
Alcun couinen/ plazer
Quel mal el ben/ calquieu naia
Sai sufrir/ eszai saber
De far tot/ can mi dons/ plaia
Si qel cor non puosc mouer.

2) De finamor sai segrel/ dreg uiatge
(c. 2.)
Si que tant am/ mi dons outra meszura
Far pot de mi/ tot quant le dagradatge
Que noilh deman/ tan tem dir forfaitura
Baiszar/ ni iazer
Pero si sai/ tant ualer
Azaps damar/ qui quem braia
Corrat ior/ e plazer
Ser e tot so/ qua drut seschaia
Auz dezirar/ e ualer.

3) Si tot la uoilh/ hieu non ai autre gatge
Don ni autrei/ ni paraula segura
Mas ilh es tan franca/ e de bel estaige
Part la ualor el pretz/ qen lieis satura
Cais som/ fai parer
Camors hi aia/ poder
Que lai on es/ ualors gaia
Deuria merces/ caber
Vec uos so/ quem napaia
Em tol que nom/ deszesper.

4) Auzit ai dir ab sen/ eszap folatge
Com hora mal selui/ don nona cura
E di queilh don/ dieus ioue senhoratge
Aquest orat sia tort/ o drechura
Ai hieu damor/ per uer
E si lai/ non deszesper

Que. de pros dompna ueraia
Val mais/ com ric don esper
Caia don/ dauol saia
Com no deu/ en grat tener.

5) Quien sa huna/ ques de tan franc huzatge
Canc non gardet honor/ sotz la sentura
Si eus e lo tortz sieu/ en dic uilatge
Que senes genh/ e senes cobertura
Fai a totz/ uezer
Com pon bensi/ decazer
Dona cap tans/ sessaia
Nos cug/ qieu maler
Que ia de leis/ ben retraia
Ni uoilh quen deia/ escazer.

6) Na Maria dompna/ gaia
Vos non es/ daital saber
Que non faitz ren/ que desplaia
Anz plai a totz/ e deu plazer.

(f. 15 r⁰ c. 1)

## Gauselm XLVI.

1) Si tot mai tarzat/ non chan
Ni nai fag/ trop lonc estatge
Aras ai cor/ e talan
Quen torn la perda/ el dampnatge
Queilh bellam/ dreissel uiatge
Em ditz queilh/ monstren chantan
Lo ioi/ e la ualor gran
Quem donet/ e la legratge
Lo iorn qem retenc/ baisan.

2) Adoncx lestei/ tant denan
Mans ionhtas/ de bon coratge
De genoilhos e ploran
Trompres/ en son senhoratge
Mas al prim/ li fon saluatge
Quar mauziei/ en ardir tan
Pueisuit/ mon humil semblan
E retenc/ mon homenatge
Quar mi conosc/ ses engan.

3) Amicx can si uol/ partir
De si dons/ fai gran enfansa
Si tot noilh uol/ acuilhir
Sos ditz/ ala comensanssa
Camors sabriue/ sennansa
Ab honrar/ e sap seruir
E quis uol/ de leis iauzir
Siailh de bella/ senblansa
E sap chamar/ essufrir.

4) Mi dons am tant/ e dezir
Que quim metien/ e gansa
En tan cant hom/ pot chauszir
Non penria/ cordansa
Qui eu ia mudes/ me speransa
Ni camges/ mon dezir
Ni non uoilh/ esdeuenir
Senes lieis/ senher de Fransa
Gardas si eu uoilh/ quilh mazir.

5) Maintas sazos mesdeue
Que pens tan fort/ e consire
Non aug/ qui parla ab mi
Ni faug/ mas tremblar e frire
E pens com dieus/ uolc assire
Mas quen/ una sola re
(c. 2.)
La beutat/ quilh a en se
El gent parlar/ el dous rire
Ab que malegra/ em reue.

6) Molt ai/ per ma bona fe
Conquis so don/ sol iauzire
E prec mi dons/ per merce
Quel sieu cor/ del mieu nos uire
Que sos hom/ e sos seruire
Soi ai estat/ ancse
Eszades pueia/ e ue
Lamor/ e doblal dezire
On oilh/ plus mi fai de be.

7) Linhaure/ lai uir manfre
Vas mon senhor/ cui dezire
E uoilh sonor/ e son be.

## Gauselm XLVII.

1) A semblan del rei/ ties
Quan lac uencut/ lemperaire
Eilh fes tirar/ quanc lac pres
Sa carecta/ e son arnes
Don el chantaual/ mal traire
Vezen la roda/ uirar
E ser ploraual/ maniar
Hieu chant/ on plus ai malanansa
Quan consir/ quen alegransa
Me pot mos mal/ traitz tornar
En plor/ quan uei ioi ni be
Als autre/ e mi soue
Quieu uaic proar/ non ai re.

2) Quen aital/ trebailham te
Amors/ pres en greu la lansa
Ere nom sap/ dire per que
Mas car aten/ sa merce
Vencutz ses/ deszesperanza
E car nom recre/ damar
Que dals nom pot/ encolpar
Tant soi fis/ leials amaire
De uos cui/ non aus retraire
Ni descubrir/ mon pensar

Pros dona/ ab gens cor cortes
Tan tem la pretz/ quen uos es
E las lauzors/ el bes.

3) Pero nom/ deszesper ges
(v° c. 1.)
Ni mes semblan/ ni uezaire
Quen uos non sia/ merces
Quel uostre cors/ gen apres
Humil franc/ e debon aire
Vei ela uinen pretz/ car
El dous rire/ el gen parlar
Ioios de bella/ semblansa
E car non auetz enguansa
El mon/ ni de beutatz par
Aissom te/ aissi e fre
Em tol lardir/ em rete
Qui eu nous aus/ pregar de re.

4) Que maintas sazos/ maue
Cap tota faita/ cordansa
Donna us cug/ clamar merce
E pueis can mos/ cors uos ue
Mespert e non ai/ menbransa
Mas cant de uos/ esgardar
E no us aus/ ni sai pregar
Ni mamor nous puesc/ estraire
Ben gran merce/ pogratz faire
Sim dasetz/ ses demanda
El mon non es/ tan pauca res
Qui eu del uostre don/ agues
Qui eu en gran/ no lam tengues.

5) Per o ans quel brui/ uengues
Ni fals lauszengier/ trichaire
Lamor qui eus ai conoges
Ben estera/ si us plagues
De conoisser/ mon afaire
Pos hieu/ nous aus pregar
Ben ric do/ mi pogratz dar
Senes totas/ malestansa
Si us plagues/ qua uostr onransa
Fosson fag tug/ mei chantar
Es plus lais/ car bes coue
Pero hieu/ no cug ni cre
Sieu len prec/ que mi malme.

6) Doncx pos en uostra merce
Soi eszen/ uostra fizanza
Eszun do nom autreia
Asimon chan/ ni ma leial fe
Si uostra ualors/ mennansa
(c. 2.)
Honors uos es/ ses duptar
E uos sabes/ cos tanh afar
Quie nous quier/ plus pauc ni gaire
Mas tant/ cumils merceiaire
Vos soi/ ab fin cor e clar
Esazimes/ ni saubes
Que plus dir/ en degues
Del plus mi for/ entremes.

7) Den uentadorn/ puies retraire
Que la donna/ non a par
De ualor/ al complitz bes
E sin marac/ des saubes
So qui eu sai/ beil fora pres.

### Gauselm XLVIII.

1) Tant ai suffert longamen/ en greu afan
Que se stes mais/ qe nom aperceubes
Morir pogra tost/ e leu sim uolgues
Car la bella/ non preira ia dolors
En cui mala fos beutatz/ e ualors
Don regardan part/ forsatz mon coratge
E pos li plai/ segrai autre uiatge
Mas lieis non cal/ ni non so ten a dan
De perdre me/ nils bels ditz de mon chan.

2) Pero tal re te hom uil/ que prezan
Tal ren pretz/ que di quel nes pres
Que pueis li fai/ sofraitamen re bes
Mas de mi dons/ es tan grans sa ualors
Que non ler daus/ sim pert nim ui aillors
Doncx ben fenzi/ outracuiat folatge
Can percasei ma mort/ ni mon dampnatge
Ab mon fol cor/ qem fes dir en chantan
Sa don degra/ gen cubrir mon talan.

3) E pos mon cor/ e mei hueilh trait man
E ma mala donna/ e ma bona fes
Si que cascuns/ magra mort si pogues
Clamar men dei/ com de mals bailidors
E ia mos hueilh/ mensongiers traidors
Non creirai mais/ ni fiszansa ses gatge
Car sel es fols/ qe fai fol uassalatge
E fol qui cre auer/ a son coman
Tot so que ue/ plazen ni benestan.

4) Merauilh pos en mi dons/ es tan
Prez e ualors plazers/ ab ditz cortes

(f. 16 r° c. 1.)

Com pot esser/ que noi sia merces
E merauil de lieis/ on es ualors
Sen e beutat/ que noi sia amors
Ben merauilh/ de dompna daut paratge
Bella e genta/ e de mal segnoratge
Ni com pot far/ contra son ualor tan
Que desmenta/ son fran humil senblan.

5) De tot aiso/ ai merauilha gran
E pos noilh plai/ qilh se cange de res
Nom tenra mais/ afrenat sos mals fres
Quera men part/ si tot mes dezonors
Car obs magra/ qem fos uiratz aillors
E pos aillors uauc/ mudar mon estatge
Bon encontrem/ don dieus e bon intratge
Em lais trebar/ donna ses cor truan
Cap mal senhor/ ai estat aquest an.

6) Ab tot aital mal brau/ e tiran
Volgrieu estarc/ uolontiere silh plagues
Mais cab autra/ que mais de bem fezes
E pos nom uol/ atal uauc per secors
De cui mi uen al cor/ plazens dousors
Bell es/ e pros e franca e de bel estatge
Que man mandat/ per un cortes messatge
Cun pauc auzel/ en mon ponh qe nonan
Am mais/ qua sel buna grua uolan.

7) Arai conquist gran sen/ de gran folatge
E sai chausir damor/ lo pro el dan
E iamais nuilh tem/ no maussirai pregan.

## Gauselm XLIX.

1) Mon cor e mi/ e mas bonas chansos
E tot can sai/ dauinen dir ni far
Conosc quieu ten/ bona donna de uos
A cui non aus descubrir ni mostrar
L'amor quieus ai/ don languisc e sospire
Pos lamor nous aus/ monstrar ni dir
Ni ben qui eus uailh/ greu mauzere nardir
Sius uolgues mal/ de mon fin cor a dire.

2) Al prim quieus ui/ magra ops donna qe fos
Per camors/ nous mi fezes tant amar
Que non foses tant bella/ ni tant pros
Ni saubes tant/ auinen parlar
Qa donex plasmei can uos ui/ dels hueilhs rire
Duna doussor damor/ quen uenc ferir
(c. 2.)
Al cor quem fes/ si tremblar e fremir
Ca pauc denan/ nous mor de dezire.

3) Adoncx parti desteitz/ escen-ueios
De uos donna/ cui dezir e tenc car
Si que anc pueis/ senher ni poderos
Non fui de mi/ mas de mon cor selar
Aisso conosc/ camors mi uol aussire
Car autramen non poiria murir
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . *
Tan bonamen/ ni ab tan bel martire.

4) Ai com me trag mon fin cor amors
Canc mais non fo leuz/ az en amorar
E cant bieu uei donna/ lueex ni sazos
Per nuilha re/ no aus dir mon pensar
Ni uos non plai/ conoisser mon martire
Pero saber podes/ leu lo dezir
Qui eu ai de uos/ ab maint cortes sospir
Quem uedem fai/ can uos uei ne remir.

5) Tot can ma cort/ en um mes ho en dos
En qual guisa/ uos pogues gen pregar
Oblit can uei/ uostras bella faiszos
Que no men pot/ souenir nimembrar.

* Lücke von einer Zeile.

Tan quan uos uei/ soi del uezer iauzire
E can me part/ remanc en tal consir
Que ges la nueg/ non puesc el lieg dormir
Ni sai als far/ mas planc e uols em uire.

6) Donna lafans/ el consirs mes tant bos
Can plus hi pens/ e mais hi uoilh pensar
Eszai ab me maintas ues/ companhos
Qui eu uolgra mais/ totz soletz estar
Caitan bon mes/ can mi pens ni malbire
Vostra ualor/ mas aqui eus mazir
E muer car sai/ qui eu no us aus descobrir
So don lonc temps/ ere que serai sufrire.

7) Linhaure pro ai/ tostems que sospire
Mai ara sen/ mon corages clarzir
Que ab nagout/ soi don nom piesc partir
Don neguns hom/ non pot mais de ben dire.

Bernard del uentadorn L.

1) Quant par la flors/ iostal uert foilh
E uei lo temps/ clar e sere
El dolz chanz des ausels/ per broilh
Ma dolza lo cor/ em reue
(v⁰ c. 1.)
Pos lausel chanten a lor for
Eu qai tan de ioi en mon cor
Dei ben chantar car toz li miei iornal
Son ioi e chant/ qeu non pes de ren al.

2) Cela del mon qal eu plus uoill
E mais lam de cor e de fe
Au de ioi mos diz els acoill
E mos precx escolta e rete
E se om per ben amar mor
Eu en morrai qinz en mon cor
Li port amor tan fin e natural
Qe tuit son fals/ ues mi li plus leial.

3) Ben sai la noich qan mi despuoll
En leich que non dormirai re
Lo dormir perd qar eu lom tuoill
Per uos dompna don mi soue
Qe la on om a son tresor
Volom ades tenir son cor
Seu no uos uei dompna dun plus mi cal
Negus uezers mon bel penser nom ual.

4) Quam mi menbra com amar suoill
La falsa de mala merce
Sapchatz qe tal ira macuoill
Per pauc uios de ioi nom recre
Dompna per cui chant e demor
Per la bocchaм feretz al cor
Dun dolz baisza de fin amor coral
Quem torn en ioi/ em get dira mortal.

5) Talia qan mais dorguoilh
Quan gran iois ni granz bens lor ue
Mas eu soi de meillor escuoill
E plus francs qan de us mi fai be
Cora qeu fos damor en lor
Er soi de lor uenguz al cor
Merce dompna non ai par ni engal
Res nom sofraing sol qe deus vos mi sal.

6) Dompna se no us uezon mei oill
Ben sapchatz qe mos cor uos ue
E nous dollaz plus qeu mi duoill
Ben sai com uos destreing per me
Mas sil gelos uos bat de for
Gardatz que no uos toz al cor
Si os fai e noi/ e uos lui atretal
(c. 2.)
Qe ia ab uos no gadaing ren per mal.

7) Mon bel uezer gard deus dir e de mal
Sen soi de loing/ e de pres altretal.

Bernard LI.

1) Quan uei la laudeta mouer
De ioi sas alas contral rai
Qui soblidet laissa cazer
Per la dolchor qal cor lin uai
Hai com granz enueia menue
De cui qe ueia iauzion
Meraueillas mai qar de se
Lo cors de desirer non fon.

2) Halas cant cuiaua saber
Damor/ e quant petit en sai

Qar eu damar non puos tener
Celei don ia pro non aurai
Tolt ma mon cor/ e tolt ma me
E si mezeis e tot lo mon
E quant sim tolc nom laissa re
Mas desirer e cor uolon.

3) De las dompnas me desesper
Jamais en lor nom fierai
Quaissi com las suoill captener
En aissi las descaptenrai
Pois uei qe una pro nom te
Ues lei qem destrui em confon
Totas las dopt e las mescre
Qe ben sai qaltretals se son.

4) Merces es perduda per uer
Et eu non o saubi anc mai
Qe cil qe plus en degrauer
Non agues e on la querrai
Ha com mal sembla qi la ue
Qad aqest caitiu desiron
Qe ia ses lei non aura be
Laisse morir qe uoill auon.

5) Pos a mi donz no pot ualer
Dieus ni merces / nil dreich queu ai
Ni a lei no uen a plaissir
Queu lam iamais no lil dirai
Aissim part da lei em recre
Mort ma/ e per mort li respon
Euao men sella nom rete

(f. 17 r⁰ c. 1.)

Chaitius en esil e non sai on.

6) Anc non agui de mi poder
Ni no fui meus des lor en chai
Qem laisset de mos oillz ueder
En un miraill qe molt mi plai
Miraill pos mirei in te
Man mort li sospir de prion
Qaissim perd cum perdet se
Lo bel Narcius en la fon.

7) De cho fai ben femna parer
Madonna per qeull lo retrai
Qe cho com li deueda fai
Cauz soi en mala merce
Et ai ben fait con fols en pon
Ni no sai perche me deue
Mas car poiai trop contra mon.

8) Tristeza non aue de me
E uaumen marriz non sai on
De chantar me tuoill eu recre
E de ioi e damor mescon.

(Schluss folgt.)

## III.

# Ueber die griechische Novelle.*

Romantisch oder rom, d. anischi. welsch im Gegensatz zu unserer deutschen Muttersprache, hiess jedes Product der romanischen Sprachen, des Italienischen, Französischen, Spanischen; ein Romant war nach der Benennung der älteren Franzosen jedes Gedicht in einheimischer Volkssprache, im Gegensatz zu den Gedichten der lateinischen Sprache, welche bekanntlich das ganze Mittelalter hindurch ein Gegenstand der sorgfältigsten Studien waren und bis in die Neuzeit herein an manchen Schulen geblieben sind. Im sechszehnten Jahrhundert wurde eins dieser Gedichte, der Amadis, der abenteuerlich-phantastisch von Liebesverhältnissen handelt, aus Frankreich herübergenommen und mit ihm die Bezeichnung „Roman“ für dergleichen Erscheinungen überhaupt, so dass „Roman“ gleichbedeutend wurde mit einer „Erzählung voll wunderbarer Begebenheiten.“ Als im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die deutsche Heldensage, das deutsche Heldenlied vollständig erloschen, trat diese Literaturgattung ganz und gar an ihre Stelle; und da der Begriff des Fremdländischen allmählich in Vergessenheit gerieth, schon deshalb, weil man nach Erschöpfung der alten Stoffe neue selbst erfinden musste, so wurde nunmehr jede prosaische Erzählung mit erdichtetem Stoffe, welche irgend eine Seite des

* Für einen Abschnitt der Abhandlung ist die wertvolle Schrift Nicolai's „Ueber Entstehung und Wesen des griechischen Romans“ vielfach benutzt; auch verdanke ich Manches den Vorlesungen und Abhandlungen von O. Jahn.

menschlichen Lebens sich zum Vorwurf nahm, „Roman" benannt. Dagegen hiess „Novelle" die aus den Ereignissen der Gegenwart hergenommene, nicht auf altem epischem Hintergrunde fussende, prosaische Erzählung, welche in Italien um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch Boccaccio ausgebildet wurde.

Für „Roman" und „Novelle" hatten die Griechen keinen erschöpfenden Begriff; sie gebrauchten dafür *ἱστορία* und *μῦθος*, obwol diese Worte in einem gewissen Gegensatz standen, insofern ersteres die geschichtlich beglaubigte Erzählung, letzteres die erdichtete Sage bezeichnet. Photius der Patriarch, der mehrere Romane in Auszügen überliefert hat, gebraucht *δρᾶμα*, d. i. Handlung. Die Römer hatten dafür Fabula und Fabella, d. i. eine kleine Erzählung; zwischen beiden Wörtern bestand nach einem Verse des Phädrus (si nec Fabellae te iuvant nec Fabulae) eigentlich der Unterschied, dass jenes „Erzählungen," dies „Thierfabeln" bedeutete. Die verschiedenen Benennungen für eine und dieselbe Sache kommen daher, dass alle drei: unser Roman, der Mythus und die Fabel das Wunderbare mit einander gemein haben; in Entstehung und Zweck unterscheiden sie sich.

So lange der Mythus, der Ausdruck der Naturanschauung eines ganzen Volks, die Göttersage und die daran sich knüpfende Dichtung herrschten, konnte die eigentliche Novelle, die der Willkür des Einzelnen ihren Ursprung verdankt, nicht aufkommen; sie entstand erst dann, als die epische Poesie mit ihren Götter- und Heldengestalten auch in der zweiten Periode ihrer Entfaltung, in der alexandrinischen um 300 vor Chr. G., erloschen war. Vereinzelte romanhafte Erscheinungen jedoch, die in den späteren Novellen verwertet sind, finden sich schon in der Odyssee, deren Entstehungszeit wol ums Jahr 900, also volle 600 Jahre vor das Auftreten der eigentlichen Novelle fällt. Ein Theil derselben gehört sicherlich nicht dem Mythus an, so die Schiffermärchen und Erzählungen. Beide Teile lassen sich leicht von einander sondern: die Heimkehr und die Rache fallen ins Reich des Mythus; die Erzählungen von Odysseus langer, gefahrvoller Reise gehören ins Gebiet der Novelle. Die einzelnen Abenteuer, die in Buch 9—12 aufgezählt werden, tragen

fast alle den Charakter solcher Schiffermärchen, wie sie sich zu allen Zeiten bei seefahrenden Nationen ausgebildet haben. Merkwürdig ist dabei, dass beinahe alle wesentlichen Züge doppelt vorkommen, meist in einem anderen Gewande; die eine Fassung ist dann gewöhnlich knapper als die andere. Um das Verschollensein des Odysseus zu erklären, findet sich die zweimalige Erzählung, dass halbgöttliche Frauen Circe und Kalypso denselben zurückhalten. Die unberechenbarsten Zufälle können den Schiffer auf dem Meere verfolgen; er kann ein Menschenalter lang umherschweifen, bevor er in seine Heimat zurückkehrt. (Robinson Crusoë.) Um dieses Ausbleiben einigermaassen zu erklären, führt man es auf die Einwirkung einer Göttin zurück, in deren Liebesarme der Irrfahrer gekettet ist. Kalypso's Name schon zeigt ihre Natur an; sie ist die Einhüllende, welche andere bei sich verbirgt. Hermes muss erst kommen und ihr befehlen, den Odysseus freizugeben. Denn

Nicht hier weiht ihn zu sterben, den Seinigen fern, das Verhängnis;
Nein, noch ward ihm geordnet, die Freunde zu schaun, und zu kommen
In das erhabene Haus und die heimischen Fluren der Väter. —
Also entsend' ihn anitzt und scheue den Zorn des Kroniden,
Dass nicht jener hinfort dich mit eifernder Rache verfolge.

Dasselbe Verhältniss ist bei Circe; sie ist die reine Doppelgängerin der Kalypso, nur dass sie auch Zauberin ist.

Jene setzt' einführend sie rings auf Sessel und Throne,
Mengete dann des Käses und Mehls und gelblichen Honigs
Ihnen in pramnischen Wein und mischt' unheilsame Säfte
In das Gericht, dass gänzlich ihr Vaterland sie vergässen.
Aber nachdem sie gereicht und die trinkenden Freunde geleeret,
Schlug sie sofort mit dem Stab und sperrete All' in die Kofen.
Denn gleich waren sie Schweinen an Haupt, an Stimm' und an Bildung,
Borstenvoll, nur der Geist war unzerrüttet, wie vormals.
Also wurden sie weinend hineingetrieben; doch Kirke
Schüttete Steineichfrucht, Eichmast und rothe Kornellen
Ihnen zum Frass, das Futter der erdaufwühlenden Schweine.

Wenn der Schiffer heimkehrt, so geschieht es durch besondere Gunst der Götter, hier durch Aeolus; da er aber die Gabe des Gottes infolge des Leichtsinns seiner Gefährten verscherzt, so wird ihm dieselbe nicht wieder gewährt. Aeolus ruft aus:

Trolle dich flugs von der Insel hinweg, Schandbarster der Menschen!
Denn nicht mir ist erlaubt, dass ich herberg' oder entsende
Solchen Mann, den Rache der seligen Götter verfolget!
Trolle dich, weil du verfolgt von göttlichem Zorne daherkommst!

Oft hat der Schiffer der Heimat ganz vergessen und kehrt deshalb gar nicht zurück; dahin gehört die Doppelsage der Lotophagen und der Sirenen. Der Lotus ist eine Pflanze, die alles vergessen macht und den Fremden für immer fesselt; ich verweise dabei auf Persephone, die, sowie sie einmal vom Granatapfel gekostet hat, der Unterwelt unwiderruflich verfallen ist.

Wer des Lotos Gewächs nun kostete, süsser denn Honig,
Nicht an Verkündigung weiter gedachte der, noch an Zurückkunft;
Sondern sie trachteten dort in der Lotophagen Gesellschaft
Lotos pflückend zu bleiben und abzusagen der Heimat.

Die Sirenen, die alles, was geschehen ist, erzählen und besingen, verlocken die Schiffer durch ihren wunderbaren Gesang. Das Anziehende des Wassers, der weiten See, wird ja von allen Völkern aufgefasst als Vorstellung einer verlockenden Melodie, die den Menschen in die Flut hinabzieht; von solchen Klippen und Felsen, an denen sie weilen, weiss die Schiffersage überall zu berichten. (Heine's Lorelei, Goethe's Fischer.)

Zu den Sirenen zuerst gelangest du, welche die Menschen
Zauberisch all' einnehmen, so jemand ihnen herankommt.
Wer nun törichtes Sinnes sich naht und der hellen Sirenen
Stimm anhört, nie wird ihn das Weib und die stammelnden Kinder
Als Heimkehrenden künftig mit Freud' ihn umstehn und begrüssen;
Nein, ihn bezaubern daselbst mit hellem Gesang die Sirenen,
Sitzend am grünen Gestad', und umher sind viele Gebeine
Modernder Männer gehäuft, und es dorrt hinschwindende Haut rings.

Dazu kommen Vorstellungen von grossen Gefahren, die der Schiffer auf dem Meere zu bestehen hat: irrende oder zusammenschlagende Felsen drohen das Schiff zu zerschmettern. Dahin gehören Scylla und Charybdis.

Hier erheben sich Klippen mit zackigem Hang, und es brandet
Donnernd empor das Gewoge der bläulichen Amphitrite:
Diese benannt' Irrfelsen die Sprach' unsterblicher Götter.
Einmal nur kam glücklich vorbei ein wanderndes Meerschiff;
Argo die weltberühmte, die heimwärts fuhr von Aëtes. —
Dorthin sind zween Felsen. Der eine ragt an den Himmel.
Drinnen im Fels wohnt Scylla, das furchterlich bellende Scheusal,
Deren Stimme so hell wie des neugeborenen Hündleins,
Hertönt; aber sie selbst ein entsetzliches Graun, dass schwerlich
Einer sich freut sie zu sehn, und ob auch ein Gott ihr begegnet.
Niemals rühmte sich noch ein Segeler, frei des Verderbens
Dort vorüberzusteuern; sie trägt in jeglichem Rachen
Einen geraubeten Mann aus dem schwarzgeschnäbelten Meerschiff. —
Doch weit niedriger schaust du den anderen Felsen, Odysseus;
Unter ihm droht Charybdis und schlurft das dunkle Gewässer.

Dreimal strudelt sie täglich hervor und schlurfet auch dreimal
Fürchterlich! O dass nimmer du dort ankommst, wenn sie einschlurft!

Ferner treten dazu noch eigentliche Abenteuer. Das einfachste ist, dass der Seefahrer in unwirtliche, von Barbaren bewohnte Gegenden verschlagen wird; als das äusserste Maass von dergleichen gilt die Menschenfresserei. Die Lästrygonen beschreibt Homer nur mit wenigen Zügen, um nicht zwei gleiche Geschichten zu bringen; das Märchen von den Cyklopen ist weitläufiger ausgemalt.

Er (der Kyklop) streckt auffahrend die Händ' aus gegen die Freunde;
Deren er zween anpackt' und wie Hündelein stracks auf den Boden
Schlug, dass Blut und Gehirn ausspritzete, netzend den Boden.
Drauf zerhackt' er sie Glied vor Glied und bestellte die Nachtkost,
Frass dann drein, wie ein Löwe des Waldgebirgs, und er liess nicht
Eingeweide, noch Fleisch, noch selbst die markichten Knochen.

Bei den Lästrygonen berühren sich die Grenzen von Tag und Nacht, was Nachklänge zu sein scheinen von Schiffersagen des höchsten Nordens.

Drauf am siebenten (Tag) kam ich zur lästrygonischen Veste,
Lamos thürmender Stadt Telepylos: dort wo dem Hirten
Ruft eintreibend der Hirt, und der austreibend ihn höret,
Und wo ein Mann schlaflos zwiefältigen Lohn sich erwürbe,
Diesen als Rinderhirt, und den als Hüter des Wollviehs;
Denn nah ist zu des Tags und der nächtlichen Weide der Ausgang.

Die List, welche Odysseus bei Polyphem anwendet, dass er sich „Niemand“ nennt, kehrt nach Grimm in vielen Märchen wieder.

Auch Herodot's Geschichte enthält öfter solche romanhafte Züge, die von späteren Autoren benutzt wurden; ich erinnere zunächst an die Geschichte des Gyges, der sich vom Leibwächter zum König Lydiens emporschwang. Die Veranlassung dazu gibt der Leichtsinn des Königs Kandaules, der ihm seine schöne Frau unbekleidet zeigte und so die Rache der letzteren hervorrief. Bei Plato und den Späteren finden wir die Erzählung schon geändert: danach steigt der Rinderhirt Gyges in einen Erdspalt, stösst auf ein ehernes Ross mit Thüren, öffnet, findet eine gewaltige Leiche, an deren Finger ein goldener Ring steckt, macht sich durch einen gewissen Griff desselben unsichtbar und gewinnt so die Herrschaft über Lydien. Aehnliche Erzählungen sind der Traum der Mandane, die unfreiwillige Töd-

tung des Atys durch Adrast, die Erzählung vom Schatzhause des Königs Rhampsinit, von Syloson's kostbarem Pupurmantel, von Zopyros vor Babylon.

Ktesias, der dreiundzwanzig Bücher persischer Geschichte und eins über Indien geschrieben hat, seiner Stellung nach Arzt am persischen Hofe, berichtet eine Menge solcher Erzählungen, die zum Teil noch erhalten sind; ebenso Theopomp in seiner ernsten Geschichte. Ein ethischer Tendenzroman waren die Horen des Prodicus, darin „Hercules am Scheidewege"; ein philosophischer ist die Cyropädie Xenophon's. Sie ist scheinbar ein biographisches Werk über den älteren Cyrus; doch ist der Mann, wie er geschildert wird, keineswegs historisch, sondern der Schriftsteller überträgt auf ihn das Ideal eines Feldherrn und Königs. Er legt darin die sittlichen Anschauungen nieder, die er im Verkehr mit Socrates gewonnen hat, und benutzt seine in Persien gesammelten Erfahrungen, um ein gewisses orientalisches Costüm und Colorit für seine Erzählungen zu gewinnen.

Die ganze Richtung auf mysteriöse Erzählungen, auch von fremden Völkern, gewann eine grössere Ausdehnung und lebhaftere Färbung durch die Expedition Alexanders des Grossen, welche die Kenntnis des Orientalischen sehr förderte. Die Griechen wanderten jetzt massenhaft nach Asien, sahen die prächtigen Bauten, sowie die eigentümliche Lebensweise der Asiaten und fassten alles mit der ihnen eigenen Anschauungsweise auf. Jetzt traten die romanhaften Reisebeschreibungen auf, in denen zwar auch wissenschaftliche Resultate geboten wurden, doch mit Uebertreibungen und Märchen überladen. Reste derselben sind viele erhalten, man fasst sie zusammen unter dem Namen: Alexandri Magni historiarum scriptores. Von dieser Literatur erzählt Gellius, ein Rhetor und Grammatiker im zweiten Jahrhundert nach Chr. G., Verfasser der noctes atticae, folgendes: „Als wir in Brundisium landeten, sahen wir ganze Stösse alter Bücher zum Verkauf aufgestellt, mit Staub bedeckt. Es waren griechische Bücher, voll von Wundern und Fabeln, von ziemlich bekannten Autoren; ich nenne nur Aristeas von Proconnes, Isigonus aus Nicäa, Onesicritus, Polystephanus, Hegesias. Ich fragte nach dem Preise der Bücher, und weil

sie sehr wolfeil waren, kaufte ich sie und las dieselben in zwei Nächten ganz durch; beim Lesen habe ich einiges Wunderbare excerpirt. Da stand geschrieben: jene Scythen ganz oben im Norden seien Menschenfresser, auch gebe es dort Menschen mit einem Auge mitten auf der Stirne, so Arimaspen genannt würden (wir nennen sie Cyklopen). Auch seien dort Menschen mit Füssen, deren Vorderteil nach hinten gerückt sei, dabei mit ungeheurer Schnelligkeit begabt; am Ende der Welt, in Albania, d. i. Schneeland, gebe es Menschen, die in der Jugend schon weisse Haare hätten und bei Nacht besser sähen als bei Tage u. s. w.“ Dazu fügt er noch, was er Wunderbares im siebenten Buche der Naturgeschichte des Plinius gelesen habe; dieser hat aber, wie nachgewiesen ist, eben jene Autoren benutzt.

Alle diese wunderbaren Züge wurden in den folgenden Novellen gern benutzt, so dass sie das Fleisch, die Hülle bildeten; das Gerippe, den Kern des Ganzen gab eine Liebesgeschichte. Zuerst treten uns bei den Griechen kürzere Erzählungen von Liebesabenteuern entgegen, teils unglücklichen, teils glücklichen Ausgangs, und zwar schon in der älteren Literatur. So Leontikus und Rhadine; ersterer verlor seine Braut an den Tyrannen von Corinth, bei welchem dieselbe als Opfer ihrer treuen Liebe den Tod fand. Ein andermal springt das liebende Mädchen vom leukadischen Felsen ins Meer hinab; denn es galt der Glaube, dass man durch diesen Sprung von der Liebe geheilt werde. Dies erinnert an die altberühmte Sage von Sappho und Phaon. Arsinoë auf Cypern verschmäht alle Liebesanträge eines Jünglings; dieser tödtet sich; wie sie nun vom Fenster aus seinem Leichenzuge ruhig und unbewegt zuschaut, wird sie versteinert. Einen glücklichen Ausgang haben Akontios und Kydippe, deren Liebesgeschichte der elegische Dichter Kallimachus mit aller Kunst in den einzelnen Zügen ausgemalt hat; sein Werk bezeichnet den Uebergang vom Epos zur eigentlichen Novelle. Der Inhalt ist kurz folgender: „Akontios von Cea, berühmt durch seine Schönheit, hatte bisher alle Mädchen verschmäht, so vieler Blicke auch bewundernd ihm folgten. Einst reist er nach Delos, das heilige Fest zu sehen, und erblickt dort die schöne Kydippe, die mit ihrer Mutter und Amme zu gleichem Zwecke aus Athen dahin gekommen war. Sofort fühlt er eine heftige Liebe zu ihr

und folgt ihr in den Tempel der Artemis, wagt aber, weil er von geringerer Abkunft ist, nicht, um sie zu werben. Da gibt ihm der erfinderische Eros einen glücklichen Gedanken ein, dessen Originalität nicht zum mindesten den Erfolg dieser Geschichte im Altertum hervorgerufen hat. Er wirft nämlich einen Quittenapfel zu den Füssen der Geliebten, in welchen die Worte geritzt waren: „Bei der Artemis, ich will des Akontios Frau werden.“ Die Amme hebt den Apfel auf, und da sie des Lesens unkundig ist, fragt sie die Kydippe nach dem Sinn der Inschrift. Diese liest die Worte und bindet sich so durch den Schwur; denn Artemis hört ihn. In seine Heimat zurückgekehrt, verzehrt sich Akontios in Sehnsucht, magert ab und erbleicht; da er sich in diesem Zustand vom Vater nicht sehen lassen will, so geht er aufs Land, beschäftigt sich aber nicht mit dem Landbau, sondern klagt den Bäumen sein Leid. Dabei bekümmert ihn der Gedanke, vielleicht gar dem geliebten Mädchen, wenn sie verhindert werde, ihn zu heiraten, den Zorn der Artemis zugezogen zu haben. Deshalb beschliesst er, nach Athen zu reisen. Hier war inzwischen Kydippe durch die Eltern einem andern Jüngling verlobt worden; aber Artemis verhindert stets die Vollziehung der Ehe dadurch, dass sie die Jungfrau krank werden lässt. Als der Hochzeitstag zum dritten Male infolge der Krankheit Kydippe's verschoben werden muss, sendet der betroffene Vater nach Delphi und erfährt durch das apollinische Orakel die Liebe des Akontios, den Trug mit dem Apfel, den Eid der Kydippe und den Willen der Artemis. Derselbe wird aufgesucht, jetzt erst von der Kydippe gesehen und durch göttliche Einwirkung sogleich geliebt.“ — Es entstanden nun Sammlungen solcher Liebesgeschichten, die notwendig den Charakter kleiner Novellen annehmen mussten, so die des Parthenius über Liebesleiden, mit dem bestimmt ausgesprochenen Zweck gesammelt, dass der elegische Dichter Cornelius Gallus nur darin nachzuschlagen brauchte, um einen Stoff für seine Elegien zu finden.

Bedeutender als diese Liebeshändel ist für uns der Roman des Euhemeros, *ἱερὰ ἀναγραφή* betitelt, der auch dadurch noch das Interesse weckt, dass er ein Vorbild für Lucian geworden ist. Der erste Teil seiner Schrift enthält eine Reisebeschreibung

und schildert, wie er von Arabien aus zu einer wunderbaren Insel gekommen sei, einem Paradies voll der kostbarsten Wohlgerüche, einem wahren Schlaraffenlande, in dessen Einrichtungen und Sitten der Idealstaat verwirklicht gewesen sei. Es bestand dort eine Kasteneinrichtung, die in den Priestern gipfelte. Im zweiten Teile führt er den Leser an der Hand seiner Reisebeschreibung zu den Grabstätten der griechischen Götter und zeigt, was jeder derselben eigentlich gewesen sei und auf welche Weise er seinen Tod gefunden habe. Anfangs „Menschen," so sagt er, seien sie später vergöttert worden. So wird Uranus zum ersten Astronomen degradirt, Zeus zu einem grossen orientalischen Feldherrn; Europa wird zur durchgegangenen Flötenbläserin gemacht. In Kreta, sagt er, liege Zeus begraben, in Delphi Dionysos. Diese Art, sämmtliche Göttersagen in triviale Erzählungen aufzulösen, erregte den grössten Unwillen, viele Schriftsteller polemisirten gegen ihn als einen Gottesleugner; aber sein System fand Nachahmer.

Ihm folgte Antiphanes von Perge, der in seinem komischen Werke so tolles Zeug vorbrachte, dass „Pergäus" hinfort der Name für jeden „Lügner" wurde; man schied eben damals nicht zwischen phantastischer Fiction und historischer Darstellung. Nächst ihm ist zu nennen Iambulos aus Syrien, dann Aristides. Die Milesiaca des letzteren enthielten schlüpfrige Novellen in der Art des Decamerone von Boccaccio; sie bildeten im Feldzuge des Crassus gegen die Parther die Lieblingslektüre der römischen Offiziere. Sisenna, ein Redner und Historiker, hatte es kurz vorher unter dem Namen „Milesiae fabulae" ins Latein übersetzt; Ovid citirt die „niedrigen Spässe des Sisenna." Das Buch wurde so gelesen und verbreitet, dass Milesiaca der allgemeine Titel für „Novellen und Romane" überhaupt wurde; so wird ein Werk des Apulejus, das über 200 Jahre später erschien, noch Milesiae Punicae bezeichnet, der Roman eines Puniers, weil Apulejus aus Afrika stammte. Im zweiten Buche der „Tristia" führt Ovid als eine Schrift ganz ähnlichen Inhalts Sybaritis an (Sybaris in Unteritalien war eine wegen ihrer Ueppigkeit verrufene Stadt); wir wissen von ihr gerade so wenig, wie von den Rhodiaca, Koica und Thasiaca des Philippus aus Amphipolis, den Babyloniaca und anderen obscönen Werken.

Nach diesen Producten trat in der Novellenliteratur ein Stillstand ein; es schien, als ob keiner den andern mehr überbieten könnte. Da trat im zweiten Jahrhundert nach Chr. G. ein Mann auf, auf welchen schon bei Erwähnung des Euhemeros hingewiesen wurde: Lucian, der Rhetor aus Samosata, zwischen 120—200 lebend. Ῥήτορες hiessen die Sprach- und Redekünstler, die aus der Beredtsamkeit ein Geschäft machten, Prunkreden über allerlei Gegenstände hielten und Lehrer der Rhetorik wurden; ihr Hauptverdienst ist, dass sie die attische Sprache ziemlich rein erhalten und fortgepflanzt haben. Lucian selbst sagt in seinem Dialoge „der doppelt Angeklagte", die Rhetorik habe ihm Ruhm und Vermögen eingebracht, und er habe sich blos deshalb von ihr entfernt, weil sie in zunehmender Kokketterie von der sittigen Einfachheit und dem edlen Anstande der früheren Zeit sich entfernt, zu buhlerischen Toilettekünsten ihre Zuflucht genommen und dem ersten Besten sich hingegeben habe. Nächstdem liess sich Lucian in Athen nieder und wandte sich zur Philosophie; zuletzt aber setzte er seinen ganzen Fleiss in die Vollendung der von ihm erfundenen neuen Kunstform: des satirischen Dialogs, durch welchen er Plato und Aristophanes vereinigen, den Ernst der Philosophie und den Scherz der Komödie verbinden wollte. In der Rhetorik sowohl als in den übrigen Bestrebungen seiner Zeit durchschaute Lucian die herrschende Hohlheit, Verkehrtheit, Unwahrheit und Scheinheiligkeit; mit vernichtender und ingrimmiger Satire tritt er deshalb auf, um einen Abgott der Zeit nach dem andern um sich her zu zertrümmern. Solcher Art sind auch die hierher gehörigen Schriften: die wahre Geschichte, Lukios oder der Esel, der Lügenfreund. Die erste Schrift enthält einen Angriff auf eine früher genannte literarische Erscheinung, auf die mythischen Erzählungen und Beschreibung wunderbarer Erlebnisse in fernen Ländern, unter deren Verfassern er Iambulos und Ktesias namentlich nennt. Hierzu bedient sich Lucian nicht der kritischen Form, sondern liefert vielmehr als Seitenstück zu diesen märchenhaften Geschichten eine Reisebeschreibung, in welcher er alles bis dahin auf diesem Felde Geleistete überbietet, so dass wir das Werk als erstes Vorbild der Schriften à la Münchhausen bezeichnen können. (cf. Sommerbrodt, Einleitung zum

ersten Bändchen.) Abgesehen vom Inhalt ist das Buch dadurch von grossem Wert, dass es den Einfluss der orientalischen Märchenwelt zum ersten Male in einem vollständig erhaltenen Beispiele hervortreten lässt. In der naivsten Weise leitet er seine Erzählung damit ein, dass in der ganzen Reisebeschreibung nichts wahr sei, als das Geständnis, dass er alles gedichtet habe.

Noch mehr tritt die orientalische Färbung in der zweiten Schrift hervor, in welcher er den Aberglauben seiner Zeit verspottet, dem es nicht schwer wurde, Menschen in Tiere und Tiere in Menschen verwandelt sich vorzustellen. Lukios selbst erzählt: „Ich reiste einst in die thessalische Stadt Hypata zu einem gewissen Hipparch, an welchen ich Empfehlungsbriefe hatte. Er nahm mich sehr freundlich auf und gab seiner Dienerin Palästra den Befehl, mich ins Bad zu führen; dann kehrte ich ins Zimmer zurück, ass und trank. Am nächsten Morgen fragte mich Hipparch, wohin ich reisen wolle. Ich sagte: nach Larissa; doch war dies blos ein Vorwand, mein Hauptbestreben war, eine der thessalischen Zauberinnen ausfindig zu machen, die in der Luft fliegen und andere Wunder tun. Als ich auf der Strasse ohne Zweck wandelte, spricht mich plötzlich eine junge Frau an, beklagt sich, dass ich nicht bei ihr, der Freundin meiner Mutter, eingekehrt sei, und warnt mich vor Hipparch's Frau als einer Zauberin. Da hatte ich also, was ich wollte, im Hause. Sofort machte ich mich an die Palästra, in der Hoffnung, wenn ich sie liebkoste, würde sie mir über ihre Herrin etwas Näheres mitteilen. Sie zeigte sich willfährig, und einst fragte ich sie während der Nacht, ob sie mir nicht ihre Herrin einmal zeigen wolle, mit Zauberei beschäftigt. Sie verhiess es. Einige Tage darauf holte sie mich; ich sah durchs Schlüsselloch, wie ihre Herrin sich auszog, aus einem Büchschen salbte und plötzlich als Vogel davonflog. Sofort bat ich Palästra, sie möchte mich auch zum Vogel machen; sie öffnete das Zimmer, holte das mit Salbe gefüllte Büchschen und bestrich mich. Da wurde ich nun freilich verwandelt, aber nicht in einen Vogel, sondern — o Schreck! — ein Schwanz wuchs mir hinten an, ich bekam vier Füsse, lange Ohren und einen langen Kopf. Als ich mich recht beschaute, fand ich mich als

Esel wieder und fuhr mit gewaltiger Eselsstimme die Magd an. Diese aber, selbst erschreckt, rief: „Ich Arme, ich habe mich vergriffen und dich so zum Esel gemacht! Doch tröste dich nur diese eine Nacht, dann werde ich Rosen holen; wenn du diese frissest, wirst du deine menschliche Gestalt wiederbekommen.“ So war ich ein Esel, mit menschlichen Sinnen und Gefühlen, nur die Sprache war tierisch. Ich ging nun in den Stall, wo mein Pferd und mein wirklicher Esel standen. Wie sie mich sahen, fürchteten sie in mir einen dritten Fresser und schlugen mit den Hinterbeinen aus, so dass ich ihnen nicht nahen konnte. Während der Nacht aber brachen Räuber ins Haus, raubten und plünderten alle Kostbarkeiten und beluden uns damit; dann ging es über Berg und Tal, wobei ich viele Schläge bekam. Am folgenden Mittag kamen wir in ein Gehöft, wo die übrigen Mitglieder der Räuberbande sich befanden. Während der gegenseitigen Begrüssung brach ich in den nahen Garten ein, frass daselbst alles Gemüse und stürzte zuletzt auf einige Rosen zu, welche im Winkel standen. Leider aber waren es Rosen, die am wilden Lorbeer wuchsen (Rhododaphne nennen es die Menschen), die mir also nichts halfen. Da bemerkte mich der Gärtner, lief mit einem Holzscheit auf mich zu und walkte mich tüchtig durch. Ich entlief in den Wald; aber da mir losgelassene Hunde nachsetzten, so besann ich mich eines Besseren; eingedenk des Sprüchworts: „Lieber rückwärts, als zum Unglück vorwärts,“ kehrte ich um zu meinem Stalle, wo ich allerdings solche Prügel bekam, dass ich vor Schmerz alles Gemüse wieder von mir gab. Ich machte noch mehrere Abenteuer der Räuber glücklich mit, wobei ich stets trotz Ermattung und Ueberbürdung tüchtig lief, aus Furcht, man möchte mich sonst, wie ich aus den Gesprächen wol merkte, abschlachten und verspeisen. Eines Abends merkte ich, dass ich schlecht angebunden war; rasch riss ich mich los und wollte eben zum Tore hinausstürmen, als der Teufel mir ein altes Weib in den Weg führte, die mich am Schwanz packte. Zu derselben Zeit aber trat ein junges Mädchen aus der Türe, welches die Räuber gefangen hatten; sie schwang sich auf meinen Rücken, und ich trug sie davon, nachdem ich der Alten einen Stoss nach hinten gegeben hatte, so dass sie sich niedersetzte. Nicht weit vom Gehöft

stiess ich auf die vom Beutezug heimkehrenden Räuber; sie nahmen mich sammt meiner Reiterin gefangen, und nun harrte meiner das Urteil, ich solle mit dem Mädchen zusammengenäht und dann in den Abgrund geworfen werden. Da erschien als Retter in der Not ein Haufe Soldaten, der zur Bekämpfung der Räuber abgesandt war: ich wurde sammt dem Mädchen befreit, und der Bräutigam desselben, der die Expedition geleitet hatte, entliess mich zu seinen auf grüner Aue weidenden Rossheerden, damit ich mich mit ihnen der Freiheit freute. Aber das tückische Schicksal wollte es anders; der Hirte überlieferte mich seiner Frau, und ich musste derselben die Mühle drehen. Damit nicht zufrieden, zwangen sie mich, das Holz aus dem Walde zu holen; dabei beging der Hirtenbube die Büberei, mir Dornen auf den Rücken zu hängen, deren Spitzen mich beständig in die Weichen meiner Rückseite schlugen. Noch anderes ersann der tückische Bube: als ich einst mit Stroh und Heu belastet war, steckte er ein brennendes Holz hinein: mitten auf dem Wege spüre ich das Feuer, und wie toll renne ich vorwärts; da liegt zum Glück eine Wasserlache neben dem Wege, ich springe hinein und lösche den Brand. Zu Hause angelangt, beschuldigt mich der Bube, ich hätte absichtlich meiner Last mich entledigt; ausserdem hätte ich die Manie, beim Anblick eines Mädchens auf dasselbe zuzuspringen und allerlei Geschichten zu machen, so dass ich dem Herrn noch die schönsten Händel bereiten könnte. Man beschloss also, mich zu schlachten; da riet einer der Anwesenden, man solle mich doch lieber entmannen, dann würde ich zahm und fett werden und keine Beschwerden mehr verursachen. Die Operation wurde auf den dritten Tag festgesetzt, ich aber sann auf Selbstmord; denn Eunuch zu werden, das war mir ausser dem Spass. In der Nacht erhob sich (schon der zweite deus ex machina!) unerwartet ein Aufruhr der Sclaven; ich fiel bei der Teilung einem derselben zu und wurde von ihm mitgenommen. In der makedonischen Stadt Berröa verkaufte mich derselbe an einen Priester der Cybele, deren Bild ich bei den der Göttin zu Ehren stattfindenden Festen umhertragen musste. Nach mehreren Abenteuern, zu denen ich nicht das wenigste beitrug, verkauften sie mich an einen Bäcker; als ich in dessen Mühle wieder das

Rad drehen sollte, stellte ich mich dumm, doch das half nichts; einige Stockhiebe brachten mich dahin, dass ich mich wie ein Kreisel drehte und zu der Erkenntnis kam, der Knecht müsse stets mit Freuden tun, was der Herr befehle. Darauf kam ich unter die Hände eines Gärtners, dem ich Gemüse zur Stadt tragen musste. Unterwegs band derselbe einst mit einem Soldaten an, hieb ihn tüchtig durch und rettete sich dann nebst mir auf einen Heuschober. Die übrigen Soldaten, denen der Geschlagene sein Leid klagte, treten ins Haus und schreien laut nach uns; der Hauswirt sagt, wir seien nicht da; da stecke ich Unglücksvogel meinen Kopf durch die Oeffnung, um zu sehen, was da vorginge. Einer der Soldaten bemerkt mich, und laut frohlockend nehmen sie mich und meinen Herrn gefangen. Ein Soldat, dem ich zufiel, verkaufte mich an den Diener eines reichen Mannes in Thessalonich. Derselbe hatte nebst seinem Bruder die Aufgabe, jenem Brot und Backwerk zu besorgen. Als ich mich einst allein in der Stube befand, machte ich mich über die Süssigkeiten her, ohne mich um die mir vorgesetzte Gerste zu kümmern. Bald kamen die Brüder zurück; wie sie den Verlust merkten, nannte einer den andern einen Dieb, auf mich argwöhnte keiner. So hatte ich eine Zeitlang ein gutes Leben, und wenn ich vorher zum reinen Skelett geworden war, so legte ich mir jetzt ein ansehnliches Schmerbäuchlein zu. Da kamen die Brüder auf den Gedanken, sich auf die Lauer zu stellen. So wurde ich entlarvt und dem Herrn angezeigt. Doch weit entfernt, mich zu bestrafen, freute sich dieser so sehr darüber, dass er mich ins Gastzimmer holte, mir einen besonderen Tisch decken liess und von jedem Gange und Getränk mir mitteilte. Darauf wurde ich zu allerlei Kunststückchen abgerichtet: ich musste auf den Hinterfüssen tanzen, nicken, schütteln und dergleichen mehr. So diente ich zur Belustigung der Gäste und hatte ein gutes Leben.“ Der Schluss ist folgender: Nachdem der Herr noch mehr Eigenschaften am Esel entdeckt hat, wird derselbe endlich gar dazu verurteilt, den Henkersknecht zu spielen: er soll öffentlich im Theater einer zum Tode verurteilten Frau den Garaus machen. Schon ist alles bereit, das Theater gefüllt, der Esel und die Frau sind auf der Bühne; — da trägt jemand einen Korb voll Rosen vorbei; der Esel

springt mit einem Satze nach denselben, frisst und wird wieder Mensch. Wir wissen, dass Lucian hierbei ein Buch „Verwandlungen“ vor sich gehabt und zwei Bücher desselben benutzt hat; es ist also nur ein Bruchstück aus einem grossen Werke. — Ueppig und zügellos war die Phantasie, welche uns hier entgegentrat; doch darf man nicht vergessen, dass eben diese Schrift gerade dadurch, dass sie alles bisher Dagewesene überbot, die ähnlichen Erscheinungen, welche zur Ergötzung des Publikums dienten, lächerlich machen wollte. Der mit den gemeinsten Ausschweifungen verbundene Cultus der Cybele, durch welchen ihre Priester das sinkende Heidentum aufzufrischen gedachten; der Glaube an übernatürliche Kräfte und geheime Künste, der damals durch Einwirkung gewisser Wundertäter stark im Schwange war; die üppigen Orgien, wie sie in dem entnervten Römerreich gäng und gäbe waren, — sie alle werden ohne Hülle dargestellt und aufs härteste gebrandmarkt. Daneben wird die Seichtheit und Unbeholfenheit der damaligen Schriftsteller verspottet, die immerzu Räubergeschichten auftischen und die, damit ihr Held nicht vor der Zeit in der Gefahr umkomme, zu den merkwürdigsten Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Wir sehen aber aus den folgenden Novellen, dass Lucian's Bestreben wenig fruchtete; denn in denselben kehren die hier gerügten Erscheinungen ganz ebenso wieder. Man erkennt daraus auch ohne das Zeugnis des Philostratus im Leben des Apollonius von Tyana, wie grosses Gefallen die Zeitgenossen an derartigen Märchen gefunden haben.

Auf ein anderes Gebiet des Aberglaubens versetzt uns der „Lügenfreund“; wir finden hier den Glauben an Geister und Gespenster, besonders bei den höheren Ständen. Da wird erzählt, wie die wandelnde Bildsäule des Corinthiers Pellichos in der Nacht den diebischen Sclaven packt und nicht nur auf der Stelle durchprügelt, sondern auch später, bis zu seinem Tode, mit Schlägen reichlich heimsucht; wie der eherne Hippokrates auf seinen nächtlichen Streifzügen alle Büchsen und Salben durch einander wirft, weil man mit dem jährlichen Opfer säumig war; wie Demänete nach ihrem Tode ihrem Manne mit der Bitte erscheint, den hinter den Schrank gefallenen zweiten goldenen Pantoffel mit zu verbrennen, damit sie Ruhe fände.

Diese und ähnliche Dinge werden in einem Kreise von Philosophen, unter denen Lucian der einzige Ungläubige ist, mit der grössten Andacht erzählt und angehört.

Die folgenden Novellenschriftsteller im dritten bis fünften Jahrhundert nach Christi Geburt, die man gewöhnlich unter dem Namen „erotischer Schriftsteller“ zusammenfasst, unterscheiden sich von ihrem Vorgänger hauptsächlich dadurch, dass kein satirischer Zug in ihnen hervortritt; sie haben es fast alle nur auf die Unterhaltung, seltener auf die Belehrung der Leser abgesehen. Zunächst sind zu nennen des Antonius Diogenes „24 Bücher unglaublicher Dinge, die jenseit Thule sind,“ und des Iamblichos Liebesgeschichte der Sinonis und des Rhodanes; beide Werke sind blos in Auszügen des Patriarchen Photios erhalten. Ersterer widmete sein aus allen möglichen Autoren zusammengetragenes Werk seiner lernbegierigen Schwester Isidora; Hauptsache war ihm, seine Kenntnisse in Geographie und Ethnographie zu zeigen. Denn er führt uns durch die Länder am Pontus und von dem Meere bei Kaspia und Hyrkania zu den Rhipäischen Gebirgen und der Mündung des Tanais, dann durch gewaltige Eiszonen zum scythischen Ocean, von da zum östlichen Weltmeere; auch gelangt er auf die Insel Thule, auf welcher er von seinen Irrfahrten etwas ausruht. Das Werk ist also eine phantastische Reisebeschreibung voll der abenteuerlichsten Berichte, in welche jedoch zur gefälligeren Ausstattung eine romanhafte Liebesfabel eingelegt ist. In der Einleitung schreibt ein gewisser Balagros an seine Frau: „Als Tyrus von Alexander dem Grossen eingenommen wurde, sei ein Soldat zu demselben gekommen und habe gesagt, er wolle ihm etwas Wunderbares zeigen. Der König sei in Begleitung des Hephästio und Parmenio mitgegangen und habe zunächst an dem bezeichneten Orte mehrere Särge mit Inschriften gefunden. Daneben habe ein Kästchen aus Cypressenholz gelegen, auf welchem geschrieben stand: „O Fremdling, wer du auch seist, öffne, damit du Wunderbares erfahrest.“ Beim Oeffnen habe man Tafeln, auf denen die Geschichte der Liebenden stand, gefunden.“ Man sieht daraus, dass schon damals die Reclame bekannt war. — Tolle Abenteuer enthielt die zweite der obengenannten Novellen; sagt doch der Verfasser selbst von sich,

er habe zu Babylon die Zauberei erlernt, daneben freilich auch, dies setzt er ausdrücklich hinzu, hellenische Bildung. Das Werk beginnt in folgender Weise: „Sinonis und Rhodanes waren ein schönes und glückliches Ehepaar. Da fasst plötzlich den König Garmos von Babylon nach dem Tode seines Weibes heftiges Verlangen nach der Sinonis; da sie des Königs Weib nicht werden will, so wird sie ins Gefängnis geworfen, und Rhodanes soll von den königlichen Eunuchen Damas und Sackas auf einen Pfahl gespiesst werden. Auf Bitten der Sinonis wird ihm dies erlassen, und beide entfliehen. Dafür werden den Eunuchen Nase und Ohren abgeschnitten, und beide werden ausgesandt, die Entflohenen einzufangen.“ Die folgende Erzählung dreht sich dann immerzu um den einen Gedanken: entweder sie entwischen eben noch den Verfolgern, oder sie werden gefangen, dann aber auf wunderbare Weise wieder befreit. Zuletzt wird das Ehepaar wieder vereint, und Rhodanes besteigt sogar den Thron von Babylon. Der Schauplatz der Handlung ist Babylon nebst Umgegend; Euphrat, Tigris und Mesopotamia treten als Personen auf; auch das Wunderland Aegypten wird zur Ausschmückung herbeigezogen. Wie unglücklich der gute Vater Homer nachgeahmt wurde, geht aus dem Schlusse hervor, wo es heisst: „dass die Handlung diesen Ausgang nehmen würde, liess sich aus diesem Zeichen erkennen: Eine Schwalbe wurde von einem Adler und einem Weih verfolgt; jenem entkam sie, dieser aber fasste sie.“

Ungefähr gleichzeitig lebte Xenophon aus Ephesus, dessen Novelle über „Anthia und Habrokomas“ 5 Bücher umfasst und 70 Octavseiten füllt. Die Fabel ist folgende: „Der junge Ephesier Habrokomas, der Stolz nicht nur seiner Mitbürger, sondern der gesammten Asiaten, wurde auf seine Schönheit so eitel, dass er nichts neben sich anerkannte und die Macht des Eros verspottete. Dieser, darüber erzürnt, lenkt bei einem der Artemis zu Ehren vor der Stadt gefeierten Feste die Blicke des schönen Jünglings auf die nicht minder schöne Anthia, die im Costüm der Göttin den Zug der Jungfrauen führte. Sie gewinnen sich lieb; und da der Liebeskummer ihnen die frühere Frische raubt, schicken die besorgten Eltern zum Tempel des kolophonischen Apollo; dieser empfiehlt die Vermählung, weis-

sagt aber zugleich vielfaches Unglück dem Paare. Sie heiraten sich: doch damit ist Amors Groll noch nicht beschwichtigt. Auf Veranlassung der Eltern macht das Paar, nachdem es wenige Tage vermählt ist, eine Hochzeitsreise nach Aegypten. In der Nähe von Rhodos werden sie durch phönizische Seeräuber überfallen und nach Tyrus geschleppt. Verführungen, welche dort an sie herantreten, widerstehen sie, weil sie auf dem Schiffe einander den Schwur gegeben haben, sich treu zu lieben bis in den Tod. Wie sie in Verzweiflung sich schon tödten wollen, kauft sie der reiche Absyrtos. Da Habrokomas die Liebe der Tochter seines Herrn, ein zweiter Joseph, nicht erhört, so gebraucht diese bei der Rückkehr des Vaters dieselbe List wie Potiphar's Weib; infolge dessen wird jener ins Gefängnis geworfen, und Anthia wird der Tochter des Hausherrn, Manto mit Namen, welche nun einen reichen Syrer heiratet, als Sclavin nach Syrien mitgegeben. Nach mehreren widrigen Schicksalen, wobei Anthia stets ihre Ehre rettet, gelangt sie nach Tarsos und fesselt den Präfecten Perilaos durch ihre Schönheit so sehr, dass dieser ihr seine Hand anbietet. Da inzwischen durch einen aufgefundenen Brief der Manto die Unschuld des Habrokomas ans Licht getreten ist, so wird er entlassen und macht sich sofort auf, sein Weib zu suchen. Unterwegs schliesst er sich dem Hippothoos an, dem Hauptmann der Räuberschaar, die einst die Anthia in ihrer Gewalt gehabt hatte, dann aber von den Soldaten des Perilaos vernichtet worden war. In Mazakon, der reichen Hauptstadt Cappadociens, erzählen sie einander ihre Lebensschicksale und finden dabei, Anthia sei einst in den Händen des Hippothoos gewesen. Sofort eilen sie nach Tarsos und kommen eben recht, um das klägliche Ende der Anthia zu hören. Unfähig, den wiederholten Bewerbungen des Perilaos zu widerstehen, und doch entschlossen, ihrem Gatten die Treue zu bewahren, hat sie sich von einem Arzte Gift verschafft und dies am Abend der Hochzeit genommen. Doch der vorsichtige Arzt hat ihr nur einen Schlaftrunk gegeben; im Grabe erwacht sie. Räuber erbrechen ihre Gruft, rauben die Kostbarkeiten und schleppen die Lebende fort. In Alexandria wird sie an den indischen Fürsten Psammis verkauft: seiner erwehrt sie sich durch das Vorgeben, sie sei ein Jahr lang der

Isis geweiht. Die Räuberbande des Hippothoos ist unterdessen über Syrien, Pelusium, Memphis nach Koptos in Aethiopien vorgerückt und hat sich, 500 Mann stark, in den höhlenreichen Grenzgebirgen gelagert; denn hier führte die Handelsstrasse von Indien nach Aegypten. Psammis, der in seine Heimat zurückkehrt, wird überfallen, Anthia fällt wieder in die Hände des Hippothoos, ohne dass sie aber einander erkennen. Später von der Bande desselben getrennt, soll sie zuletzt nach Italien als Sclavin verkauft werden. Ebendahin hat sich schon vorher Habrokomas gewandt, nachdem er inzwischen auch mehrere Abenteuer in Aegypten bestanden hat, und lebt jetzt bei Syracus auf Sicilien in der Wohnung eines alten Fischers. Auch Hippothoos hat nach mehreren Wechselfällen sein Handwerk aufgegeben und in Tauromenion sich angesiedelt. Von dort fährt er einst nach Tarent, sieht die Anthia, erkennt und kauft sie; im Hause erzählt sie ihm ihre Schicksale. Darauf fasst Hippothoos den Entschluss, sie ihren Eltern in Ephesos zurückzubringen; unterwegs kehrt er in Rhodus ein. Ebendahin kommt nach mannichfachen Schicksalen Habrokomas und findet seine Anthia wieder bei ebendemselben Helios, dem sie zusammen vor vielen Jahren ihre Gelübde dargebracht hatten. Beide überzeugen sich von ihrer gegenseitigen Treue, und ihr ganzes ferneres Leben in Ephesus ist nur ein Fest.“ Einfach ist die Sprache dieser Novelle, attisch der Stil; die klassischen Schriftsteller sind von Xenophon gelesen und nicht ohne Geschick nachgeahmt. Der Inhalt ist noch knapp, nicht zu weit ausgedehnt; auch unterscheidet er sich von den späteren Novellenschriftstellern zu seinen Gunsten dadurch, dass er mit seiner Gelehrsamkeit und Belesenheit nicht prahlt; nur bei Gelegenheit der ägyptischen Götterlehre, beim Apis und bei der Isis, tritt dies etwas hervor. Die Episoden, welche dann und wann vorkommen, sind im Zusammenhang mit der Haupthandlung und so kurz, dass sie diese nicht stören. Wenn der Autor dem Zwecke seiner Novelle zu Liebe eine Sache zweimal in verschiedener Weise erwähnt, wie z. B. den Brauch des Pfählens, so rechtfertigt er sich durch eine besondere Anmerkung. Anziehend ist die Treue, mit welcher die beiden Liebenden auch unter den härtesten Prüfungen zu einander halten; nur nehmen die Ver-

lockungen einen zu grossen Raum ein. Nicht zufrieden, dass Anthia einmal ihre Ehre rettet, nötigt der Autor dieselbe, dies wiederholt zu tun, und muss so natürlich die merkwürdigsten Dinge ersinnen. Dem Hippothoos gegenüber nimmt sie ihre Zuflucht zu dem Schwur, den sie einst dem Habrokomas geleistet habe, und so wird die Erkennungsscene herbeigeführt; aber natürlich ist es nicht, dass Anthia gerade in diesem Falle auf diese Ausrede verfällt. Die Abenteuer häufen sich zu sehr; See- und Landräuber sind hauptsächlich das Motiv, durch welches die Handlung fortgeführt wird. So gerät Anthia in Gefahr, im Walde getödtet zu werden, den Räubern als Opfer zu dienen, sie erleidet scheinbar den Tod, wird lebendig begraben und stellt sich zuletzt besessen. Unwahrscheinlich ist, dass Habrokomas und Anthia, von denen ganz Ephesus spricht, erst bei dem Feste auf einander aufmerksam werden; dass die Eltern trotz der Drohung des Orakels das Paar auf Reisen schicken; dass Hippothoos in Mazakus beim Essen und Trinken plötzlich seufzt und weint und so die Veranlassung zur Erzählung seiner früheren Erlebnisse gibt; dass die „blonden Haare und die lieblichen Augen“ in der Beschreibung des Hippothoos für den Habrokomas genügen, seine Anthia zu erkennen; dass sie im Grabe sofort sich sammelt beim Erwachen und mit Würde und Ergebenheit zu sterben sich vornimmt; dass den Habrokomas eine leise Hoffnung nach Aegypten führt; endlich dass derselbe trotz des Schwures, den er einst geleistet, sich nicht tödtet, sondern unermüdet fortfährt, die Leiche der Anthia zu suchen. Sogar Wunder müssen helfen; den ins Wasser geworfenen Habrokomas schonen die Fluten, schonen die Krokodile; den Scheiterhaufen, auf dem er steht, löscht der hinansteigende Nil. Der rote Faden, welcher den losen Abenteuern einen gewissen Zusammenhang gibt, ist der Umstand, dass die Leiden des Paares als Folge der Selbstüberhebung des Jünglings aufgefasst werden. Dass er auf seine Schönheit pocht und den Eros neben sich verachtet, stürzt ihn und seine Anthia in eine Reihe von Unfällen, die ihn zur Selbsterkenntnis führen, so dass er zuletzt geläutert aus dem Kampfe hervorgeht und würdig eines dauernden Glückes. Die Hauptpersonen hegen eine edle, sittliche Gesinnung: das Paar beweist eine herrliche

Liebe und einen felsenfesten Mut; der Räuber Hippothoos ist im Grunde ein braver Mensch; die Diener sind ihrer Herrschaft treu ergeben. Doch eines fehlt diesen Personen — ein fester localer und gesellschaftlicher Untergrund; die Novelle ist so allgemein gehalten, dass wir weder Zeit noch Umstände erkennen. Althistorische Namen, homerische Reminiscenzen, auf die römische Herrschaft Bezügliches wird bunt durch einander gemischt. An Homer erinnern die phönicischen Seeräuber, das Land Aegypten und die Erwähnung des Menelaus, der sich einst dort aufhielt. Bei allen diesen Mängeln bietet die Novelle doch einen grossen Reiz für den, welcher liebliche Malerei und reizende Schilderung liebt. — Auffallend war mir beim Durchlesen, dass der Anfang der griechischen Novelle bis zum Orakel hin denselben Gedankengang hat wie die Schrift des Apulejus über Psyche und Cupido. Hier wie dort: Ausnehmende Schönheit, göttliche Verehrung des menschlichen Wesens, Vernachlässigung des Gottes, Zorn und Strafgericht und zum Schluss ein dunkles Orakel des Apollo, hier des milesischen, dort des kolophonischen. Da beide Schriftsteller ziemlich um dieselbe Zeit lebten, so lässt es sich nicht leicht ausmachen, welcher von den beiden den andern benutzt hat.

Die Reihenfolge der nächsten Novellenschriftsteller lässt sich schwer feststellen; doch dürfte zunächst der Sophist Longus zu nennen sein, welcher wahrscheinlich um die Mitte des vierten Jahrhunderts lebte. Er beschreibt das Hirtenleben des Daphnis und der Chloë in 4 Büchern und betritt also einen anderen Boden als die vorhergehenden und nachfolgenden Schriftsteller. Der Name „Daphnis" kommt in Theokrits Idyllen häufig vor; er war die typische Benennung für einen jugendlichen Schäfer. Daphnis wurde zugleich Erfinder, Sänger und Gegenstand des Hirtenlieds. „Chloë," eigentlich „grünender Pflanzentrieb," war der Lieblingsname für Hirtenmädchen und einfache Jungfrauen; Horaz gebraucht es bekanntlich für die jugendliche Schöne, welche vor dem um Liebe werbenden Manne schüchtern flieht, in dem Liede: vitas hinnuleo me similis Chloë. Eben wegen der abweichenden Unterlage dieser Schrift werde ich den Inhalt derselben hier übergehen und später einmal im Vergleich zu den Gessner'schen Idyllen beurteilen. — Sein Nach-

folger ist Heliodor aus Emesa, einer Stadt Cölesyriens, berühmt durch den prächtigen Sonnentempel, aus welchem der schwelgerische Oberpriester Heliogabalus einst abgeholt und nach Rom als Imperator versetzt wurde; später wurde Heliodor Bischof von Trikka in Thessalien. Sein Werk, Aethiopica in 10 Büchern, schildert die Liebe des Theagenes und der Chariclea. Zunächst ist der Ort der Handlung die herakleotische Nilmündung. „Eine Räuberschaar findet mitten unter Leichen am Ufer eine junge griechische Priesterin, die trostlos einen Verwundeten zu verbinden sucht. Schon wollen sich die Räuber der Beute bemächtigen, als ein anderer Trupp sie vertreibt. Im Lager werden Chariklea und Theagenes der Aufsicht des gefangenen Knemon übergeben, der ihnen in der Nacht seine Lebensgeschichte erzählt. Seine Stiefmutter hat ihn mit Hülfe ihrer Dienerin Thisbe sträflicher Absichten beschuldigt und die Strafe des Exils gegen ihn ausgewirkt; auf seiner Irrfahrt war er den Räubern in die Hände gefallen. Am nächsten Morgen werden mehrere kunstvolle Reden gehalten, dann wird Chariklea dem Hauptmann als Beuteanteil zugesprochen. In diesem Augenblick erscheint die verjagte Räuberbande mit Verstärkungen wieder; die Gefangenen werden in eine Höhle gesperrt und der Kampf beginnt. Da sich derselbe auf die Seite der Angreifer neigt, eilt der Hauptmann Thyamis wutentbrannt in die Höhle, um die Chariklea zu morden und ersticht statt ihrer in der Dunkelheit die oben schon genannte, zufällig gleichfalls gefangene Thisbe; sie war mit dem ägyptischen Kaufmann Nausikles ins Land gekommen. Die Gefangenen fliehen, Knemon gelangt mit Hülfe eines Führers zu einem nahen Dorfe ins Haus des reichen Nausikles und erfährt hier die früheren Schicksale des Theagenes und der Chariklea. — Der alte Führer ist der Priester Calasiris aus Memphis; er kam einst zum Priester Charikles in Delphi. Diesem war früher einmal in Aegypten ein siebenjähriges Mädchen übergeben worden; ein Ring und eine Binde lagen bei demselben. Das schöne Mädchen wollte Priesterin der Artemis werden, d. i. das Gelübde der Keuschheit ablegen. Da erscheint eine thessalische Gesandtschaft, an ihrer Spitze Theagenes, ein Nachkomme Achills. Er verliebt sich in Chariklea und entflieht mit ihr unter Beihülfe des Kalasiris.

Dieser sieht aus den Erkennungszeichen, sie sei die Tochter der Persina und des Hydaspes, des Mohrenkönigs, durch Zufall weiss geboren und deshalb von der Mutter ausgesetzt. — Nun werden Theagenes und Chariklea gesucht. Letztere wird bald gefunden, ersterer belagert mit Thyamis, in dessen Hände er wieder gefallen ist, die Stadt Memphis. Nachdem im Folgenden Chariklea dem Giftbecher glücklich entgangen ist, nachdem die Flammen des Scheiterhaufens von ihr zurückgewichen sind, gerät sie endlich sammt Theagenes in die Hände des Hydaspes, ihres Vaters. Dem Opfertode in der Priesterstadt Meroë entgehen die Gefangenen nur dadurch, dass Chariklea die Erkennungszeichen vorweist; Persina erkennt ihre Tochter wieder, und die Hochzeit wird gefeiert.“ — Diese Novelle wurde, wie auch die anderen, im Mittelalter vielfach gelesen, weil sie am kunstvollsten angelegt ist; dass sie auch verwertet wurde, beweist Tasso's befreites Jerusalem, dessen Clorinde und Senapos der Chariklea und dem Hydaspes entsprechen. Sahen wir bei Xenophon homerische Nachahmung, so erinnern uns mehrere Motive des Heliodor an die von den Tragikern behandelten Sagen: an Hippolyt und Phädra, an Agamemnon und Iphigenia. Während dort der Gang der Novelle rein chronologisch war, werden wir von Heliodor nach jenem bekannten horazischen Gesetze mitten in die Handlung versetzt; freilich entspringt daraus der Uebelstand, dass der Autor frühere Ereignisse nachholen und die Erzählungen in einander schachteln muss; so wird z. B. das frühere Geschick der Hauptpersonen erst spät enthüllt. Auch sind die Nebensachen zu sehr ausgemalt und die Episoden beanspruchen einen zu grossen Raum. Bei Heliodor zeigt sich der Fehler, dass er durch seine Belesenheit und Kunst glänzen will. Im Uebrigen sind hier dieselben Abenteuer wie bei Xenophon, die gleichen Motive fördern die Handlung, das Lokal ist auch Aegypten; nur darin unterscheidet er sich von seinem Vorgänger, dass er die altägyptischen Zustände besser kennt und genauer beschreibt. So wie dort Anthia, entflammt hier Chariklea stets die Leidenschaft ihrer Herren und muss ihre Reize durch Vorsicht vor den Zumutungen anderer verwahren; auch sie ist ihrem Geliebten treu bis in den Tod, auch sie wird durch Wunder gerettet; nur vermissen wir hier die sittliche

Idee, welche das Werk Xenophon's durchzog. Chariklea's Charackter ist am besten gezeichnet, sie entwickelt eine männliche Entschlossenheit. Nur eines ist merkwürdig: während zu den Zeiten des trojanischen Krieges die Frau als selbständiges Wesen und treue Beraterin dem Manne zur Seite stand, sank sie später sowol bei den Griechen, wie namentlich auch bei den orientalischen Völkern in der Achtung immer tiefer und wurde zuletzt als reine Sclavin betrachtet, die zur Arbeit und zur Befriedigung sinnlicher Lust brauchbar sei. Erst das Christentum hat die Frau wieder auf den Platz gehoben, der ihr gebührt. Nun finden wir, dass diese Erotiker das Weib in jenem alten heroischen Sinne auffassen; also muss entweder schon eine Einwirkung des Christentumes stattgefunden haben, oder man suchte wenigstens durch Schriften darauf hinzuwirken, dass die Frau dem Manne gleichgestellt würde.

Der nächste Autor, dessen Schrift aus ganz denselben Elementen zusammengesetzt ist, heisst Charito aus Aphrodisias, welcher in 8 Büchern auf 155 Seiten die Liebe des Chäreas und der Kallirrhoë geschrieben hat. Ist die Novelle schon ihrem Umfang nach noch einmal so lang wie diejenigen der Vorgänger, so sucht der Verfasser auch im Inhalt jene zu überbieten. Zu Anfang sagt er: „Ich Charito, Schreiber des Rhetors Athenagoras, will folgende in Syracus vorgefallene Liebesgeschichte erzählen.“ Nun beginnt er ganz in derselben Weise wie Xenophon der Ephesier, den er überhaupt nachahmt; er beschreibt die Schönheit der beiden Hauptpersonen, arrangirt dann ein Fest der Aphrodite, bei welchem sie sich treffen u. s. w. Aber nicht zufrieden mit einer Vergleichung, erhebt er die Schönheit des Mädchens über die der Nereiden und Oreaden und lässt nur die Venus selbst neben ihr etwas gelten; Chäreas gleicht dem Achilles, Nireus, Hippolyt und Alcibiades. Die Novelle spielt anfangs in Syracus; die Heldin derselben ist die Tochter des Hermokrates, des bekannten syrakusanischen Feldherrn im peloponnesischen Kriege. Man würde sich aber täuschen, wenn man glaubte, der Verfasser wolle dadurch seiner Novelle einen bestimmten historischen Hintergrund geben und auf diesem den Liebeshandel sich abspinnen lassen, so dass etwa die beiden Liebenden feindlichen Parteien angehörten und erst viele Kämpfe

vor ihrer endlichen Verbindung durchmachen müssten; nein, sie heiraten sich gleich auf der dritten Seite. Das erste Motiv der Verwicklung ist Neid der früheren Freier und Eifersucht unter den Liebenden selbst. Kallirrhoë wird als todt bestattet, aus dem Grabe geraubt und nach Milet verkauft. Dann spielt die Handlung zu Babylon am persischen Hofe, später in Syrien und Aegypten. Aegypten fällt von Persien ab, und es kommt zur Schlacht zwischen beiden, die ganz nach homerischer Weise beschrieben wird. Auf der Seite der Abtrünnigen stehen Chäreas und Hermokrates, welche ausgezogen sind, die aus dem Grabe Geraubte zu suchen. Nach siegreichem Kampfe erbeutet Chäreas sein Weib wieder und zieht mit ihr nach Syracus zurück. Neu ist die Schwangerschaft der Heldin und der Wettkampf um die Schönheit zwischen Kallirrhoë und Rhodogyne zu Babylon, der öffentlich entschieden wird. Die Namen sind historisch bekannt, wie z. B. Mithridates, Statira, Artaxates; aber sie sind bunt durch einander gemengt. Viel zierliche Briefe und lange sophistische Reden halten die Handlung auf; ganze homerische Verse sind vielfach in die Novelle verwebt.

Noch länger ist das Werk des nun folgenden Achilles Tatios aus Alexandria, welcher unverkennbar den Heliodor nachahmt. Seine Novelle behandelt auf 177 Seiten (der Textausgabe von Hercher) in 8 Büchern die Liebesgeschichte des Klitophon und der Leukippe; letztere ist eine Copie der Chariklea. Den Gang der Novelle zu verfolgen, würde überflüssig sein, da sie sich aus ebendenselben Ereignissen und Motiven zusammensetzt, welche wir bei den früheren gefunden haben; auch die Charaktere und Lokalitäten stimmen überein. Es handelt sich blos darum, zu sehen, was etwa neues im Einzelnen vorhanden ist. Tatios fängt nicht sogleich mit der Erzählung selbst an, sondern sagt: „In der phönicischen Stadt Sidon betrachtete einst jemand (jedenfalls ist dies der Autor selbst) ein Gemälde, das die Entführung Europa's durch den Stier Juppiter darstellte. Bei der Betrachtung dieses Kunstwerks, das in seinen Einzelheiten sehr an die Beschreibung des Idyllendichters Moschos erinnert, tut jener Mann einen Ausruf über die Macht des Eros. Ihm pflichtet sofort ein Jüngling bei, der neben ihm steht, und deutet auf Unbilden hin, die ihm Eros zugefügt habe; sofort

zieht ihn der Beschauer mit sich in einen nahen Platanenhain ans kühle Wasser, und nun erzählt jener Jüngling, der natürlich Klitophon ist, seine Liebesabenteuer. Die Erzählung beginnt mit der Abstammung der beiden Liebenden und führt das Leben derselben, die diesmal mit einander verwandt sind, bis zur glücklichen Vereinigung. Wol wissend, dass der Nachahmer den Vorgänger überbieten müsse, häuft er die Abenteuer in unglaublicher Weise. Die arme Leukippe z. B. wird nicht nur mehrmals geraubt, sondern muss sogar dreimal sterben. Zum ersten Male soll sie von den ägyptischen Räubern geopfert werden; doch ein Freund, der zufällig mit dieser Handlung betraut wird und sie vor Aller Augen tief in Brust und Unterleib sticht, bedient sich dazu eines Schauspielerdolches, dessen Klinge bei dem Stosse in den Griff zurückweicht; um den Zuschauern Blut und Eingeweide zu zeigen, hat er solche Dinge vorher einem Schafe entnommen. Beim zweiten Male wird ihr auf dem Schiffsrande der Kopf abgeschlagen und ihre Leiche ins Meer geschleudert, doch die Henker hatten rasch vorher eine andere Frau in ihre Kleider gesteckt und dieser jenes Loos bereitet. Und zuletzt wäre sie beinahe durch Gift gestorben. Ordentlich komisch ist die Scene, in welcher Klinias den Klitophon tröstet. „Weh mir," ruft dieser, „Leukippe, wie oft bist du mir gestorben? Soll ich nie aufhören zu klagen? Soll ich immer trauern, dass bei dir eine Todesart die andere jagt? Ich, der Schuldige, lebe und du stirbst?" Da tritt Klinias ein und tröstet ihn: „Wer weiss denn, ob sie nicht wieder auflebt? Ist sie nicht schon oft gestorben und wieder zum Leben gekommen? Warum willst du dich voreilig tödten? Dazu hast du immer noch Musse genug, wenn du sicher ihren Tod erfahren hast." — Die Sprache ist auch bei ihm rein, doch gekünstelt; auffallend ist seine Vorliebe für allgemeine Sentenzen und philosophische Definitionen. Dieselben beziehen sich meist auf das Weib, die Liebe und sonstige Leidenschaften. Auch liebt er es, Citate anzuführen. — Ein grosser Fehler ist, dass die Handlung, namentlich der 5 ersten Bücher, durch Einmischung fremder Stoffe ungebührlich aufgehalten wird. Wo es nur angeht, bringt der Verfasser einen Excurs über irgend ein wissenschaftliches Gebiet an. Da wird gehandelt über die Liebeshändel der griechischen Mytho-

logie, über Arethusa und Alpheus, Dionysos, Andromeda und Perseus, Prometheus und Hercules, Philomele und Tereus, Pan und Syrinx, Rhodopis, Pheme und Diabole; dann über die Liebe des Magnetsteines zum Eisen, über den geschlechtlichen Umgang gewisser Schlangen, über einen Schiffssturm; ferner über den Vogel Phönix, das Nilpferd, den Elephant, das Krokodil, über Nil und Nildelta, über die Stadt Alexandria und ägyptische Zauberkünste. Dass er Aegypten so bevorzugt, ist natürlich, da er aus dem Lande stammt. Natürlich kann bei so vielen Zutaten die Anknüpfung nur eine lockere sein; so fragt z. B. kurz nachdem über das Nilpferd gehandelt ist, einer den andern: „Hast du schon einen Elephanten gesehen?“ Da dieser verneint, so gibt jener eine Beschreibung von dem Leben dieser Tiere. Weniger finden wir diese Abschweifungen in den letzten Büchern, wo die Handlung rascher und lebhafter sich entwickelt; nur die langen Processreden bieten eine unangenehme Unterbrechung. — Ferner zeigt sich bei ihm ein etwas laxes Urteil über sittliche Verirrungen; lässt er doch selbst die Hauptperson Klitophon den sinnlichen Reizungen der Melite unterliegen! Neu ist das Gottesurteil, das in der Nähe von Ephesus abgehalten wird. Um zu beweisen, dass sie noch Jungfrau sei, muss Leukippe im heiligen Gewande, unbeschuht, in eine dem Pan geweihte Grotte eintreten, deren Türe hinter ihr verschlossen wird. Da sie rein ist, so geht die Türe nach einiger Zeit, während deren man eine wolklingende Musik vernommen hat, auf, und im Eingang erscheint die Jungfrau, mit einer Fichtenkrone bekränzt. Wäre sie schuldig gewesen, so hätte man Wehklagen vernommen und das Mädchen wäre nie wieder zum Vorschein gekommen. Für die Herrin Melite bestimmt der Autor folgende Probe: Um zu beweisen, dass sie „während der Abwesenheit“ ihres Mannes keinen Umgang mit Klitophon gehabt habe, tritt sie in die heilige Styxquelle; doch das Wasser bleibt ruhig und unbewegt. Wäre sie schuldig gewesen, so würde es emporgesprungen sein und die am Halse hängende Tafel, auf welcher ihr Eid stand, bedeckt haben. Aus diesem Zusatze „während der Abwesenheit“ sieht man so recht die sophistische Arglist. — Für die Zeit der Novelle ergibt sich nicht der mindeste Anhaltspunkt.

Hiermit ist die Aufzählung der älteren griechischen Novellen beendet; die Erzählung von Apollonios dem Tyrier ist absichtlich einstweilen übergangen.

Fassen wir nun, was im Einzelnen gelegentlich schon angedeutet ist, noch einmal zusammen! Als Lokalität der griechischen Novellen haben wir schon kennen gelernt den Orient; die Zeit aber, in welcher jeder Verfasser die Handlung spielen lässt, können wir durchaus nicht erkennen. Längst untergegangene Städte werden den eben erst gegründeten an die Seite gestellt; bald glaubt man sich in die Urzeit versetzt, wo die Pharaonen in Aegypten ihre Bauten aufführten, bald wieder findet man das Land unter römischer Herrschaft. Also das Interesse, welches die Kenntnis von Ort und Zeit der Handlung im Leser erweckt, fehlt völlig. Eben weil eine historische Unterlage nicht vorhanden ist, weil Ort, Zeit und Personen, reine Gebilde der Phantasie, gleichsam in der Luft schweben und sich nicht greifen lassen; weil ferner die Fortschritte und Wendepunkte der Handlung nicht aus dem inneren Gemüts- und Seelenleben der Personen heraus, nicht aus ihren Charakteren sich ergeben, sondern weil sie durch ganz willkürliche Erfindungen des Autors wie durch einen deus ex machina hervorgerufen werden; weil endlich die Erzählungen, wenn man allen überflüssigen Ballast wegnimmt, zu einer eng eingerahmten Liebesgeschichte zusammenschrumpfen; — eben deshalb nenne ich diese Erzählungen „Novellen“, nicht „Romane“.

Die Hauptpersonen sind dem Stande der Vornehmen und Reichen entlehnt; selbst Statthalter und Könige treten auf. Doch fehlt bei ihnen Allen scharfe Zeichnung der Charaktere. Fast in allen Fällen steht der Mann an Mut und Entschlossenheit hinter dem Weibe zurück.

Die Sprache ist rein attisch, fliessend und elegant gehalten. Wenn auch manchmal Uebertreibungen und Schwülstigkeit des Ausdrucks zu tadeln sind, so finden sich auf der andern Seite auch wieder einfache und rührende Stellen. Dies ist bei Achilles Tatios z. B. der Fall, da wo Leukippe dem Klitophon schreibt: „Was ich deinethalben erlitten habe, weisst du; doch muss ich dich jetzt daran erinnern. Deinethalben habe ich die Mutter verlassen und die Irrfahrt angetreten; deinetwegen habe

ich Schiffbruch gelitten und bin den Räubern in die Hände gefallen; deinethalben hat man mich opfern wollen und zweimal fast verkauft, deinetwegen verkauft und gefesselt; deinetwegen habe ich die Hacke getragen und die Erde gegraben und Schläge erlitten; und das alles, damit ich etwa einem anderen Manne das werde, was du einem anderen Weibe geworden bist? Das sei ferne von mir! Doch ich habe unter solchen Drangsalen ausgehalten, du aber heiratest eine andere! Leb' wohl und geniesse die neue Ehe! Ich aber schreibe dir dieses als Jungfrau." Gleich darauf tritt wieder der Schwulst der Sprache hervor in der Beschreibung der Stimmung Klitophon's: „Ich glühte, erblasste, staunte, zweifelte, frohlockte, trauerte." Am meisten zeigt sich die Kunst der Darsteller in Beschreibungen, so z. B. der Anthia bei Xenophon, welche im Kostüm der Artemis auftritt, und der darauf folgenden Brautnacht.

Welchem Stande die Verfasser angehört haben, darüber waltet kein Zweifel; die Vernachlässigung des Inhalts, die Vorliebe für zierliche und wolgesetzte Phrasen, das Prunken mit Gelehrsamkeit, die an Tropen und Figuren reiche Darstellung deuten darauf hin, es seien Rhetores und Sophisten gewesen. Dies zeigt auch ihre Belesenheit in den alten Autoren, welche zum Unterricht der Jugend in den Schulen benutzt wurden; denn ihnen lag dieser Unterricht ob. Nicht nur einzelne Phrasen und ganze Verse oder Sätze, sondern auch kleinere Bilder und Züge, ja sogar ganze Beschreibungen sind jenen Autoren entlehnt. Die Epiker Homer und Apollonios Rhodios, die Tragiker Sophokles und in weit höherem Grade Euripides, Demosthenes und Thucydides, Theokrit und Moschos, Anakreon und der Psalter, — alle müssen zur Verschönerung und Ausschmückung der Novellen beitragen. Bezeichnend ist auch für die Verfasser das Anbringen von Gerichtssitzungen und Processreden, die Bestimmung der Geldbusse für den falschen Ankläger und die Erwähnung der Sykophanten.

Natürlich ist, dass die Sophisten ein Liebesverhältnis zum Hauptgegenstand ihrer Novelle machten. Nimmt das Liebesthema schon an und für sich als etwas allgemein Menschliches und ewig Neues das Interesse in Anspruch, so wurde dies für jene Autoren noch dadurch gesteigert, dass dasselbe gerade

durch ihre Vorbilder schon vielfach behandelt war. In den Schlachtgesängen des Epos spielte freilich die Liebe eine sehr untergeordnete Rolle; aber die Lyriker schon dichteten manches nette Liedchen, das sich verwerten liess; unter den Tragikern benutzt namentlich Euripides den Conflict der Liebe sehr häufig. Und auch Sophokles, der grösste der Tragiker, hat in einem Chorgesange der „Antigone“ die Gewalt des Eros besungen, indem er sagt:

O Liebe, Obsieg'rin im Kampf;
O Liebe, die Herzen befällt
Stürmisch, die in des Mädchens zart
Und hold blühenden Wangen lauert!
Die schweift in Seefluten, im Forst
Hauset, im Hürdenschlag!
Kein unsterblicher Gott kann sich entzieh'n
Dir, kein sterblicher Tagessohn:
Und wen du ergreifst, der schwärmet.

Du beugst den rechtschaffenen Sinn,
Verderbst ein unschuldiges Herz;
Du bist's, welche den Hader hier
Blutsvereineter Männer schürte!
Im Blick der holdseligen Braut
Strahlet der Sehnsucht Reiz,
Und er sitzet zu Rat mit im Gebot
Hoher Pflichten: die Göttin treibt
Ihr Spiel, und es frommt kein Sträuben!

Auch der Philosoph Plato hat in seinem *συμπόσιον* die Gewalt des Eros geschildert. Da nun die Sophisten diese Autoren leicht und gern verwerteten, und da sie, wie unter den römischen Imperatoren ganz natürlich war, nach einem ungefährlichen, nicht verletzenden und doch anziehenden Stoffe suchten, so warfen sie sich auf das Gebiet der Liebe und behandelten dasselbe, indem sie durch philosophische Betrachtungen es würzten, nach allen Richtungen. Sie gingen sogar so weit, den Eros zu ihrem Patron zu machen, weil er die Menschen reden lehre. So sagt Achilles Tatios: „Eros ist ein selbsttätiger und aus dem Stegreif arbeitender Sophist.“

Der sittliche Gehalt der Erzählungen ist nicht sehr hoch anzuschlagen. Das einzige Motiv, das einen moralischen Kern enthält, ist die unverbrüchliche Treue der Liebenden. Nur sind, wie schon gesagt, die Frauen darin stärker als die Männer; denn während jene das Gelübde trotz aller Versuchun-

gen und Qualen nie brechen, gibt Klitophon den Bitten der Melite nach, und bei einem Anderen wurde es sehr bedenklich, wenn nicht plötzlich etwas dazwischen gekommen wäre. Im Uebrigen aber findet man wenig Moral; das vierte Gebot z. B. scheint der damaligen Welt unbekannt gewesen zu sein. Wenn der Vereinigung der Liebenden etwas im Wege steht, so fliehen sie einfach, ohne die mindesten Gewissensbisse zu empfinden; erst dann, wenn sie in Unglück und Not geraten, empfinden sie Reue. Auch viele andere Frevel werden verübt, ohne dass wir eine moralische Entrüstung des Autors oder der Handelnden merken. Wenn einmal eine Strafe für ein Verbrechen erfolgt, so geschieht dies hauptsächlich im Interesse der Handlung, wenn z. B. durch den Tod einer bestimmten Person ein Fortschritt in jener erreicht werden kann. Eine tragische *κάθαρσις* im Sinne des Aristoteles lässt sich blos in der Novelle des Xenophon erkennen.

Wie ganz anders der moderne Roman! In den besseren Producten (und deren gibt es nicht wenige, da auch die bedeutendsten Schriftsteller sich dieser Literaturgattung zugewandt haben) treten uns scharf gezeichnete Charaktere entgegen; wir werden in das reiche Familienleben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Kämpfen und Verwickelungen, seinem vielseitigen Seelenleben eingeführt; die Zustände des wirklichen Lebens werden nach allen Seiten hin durchforscht, alle Verhältnisse der Gesellschaft, alle geistigen und religiösen Interessen der verschiedenen Völker, alle Wechselfälle des irdischen Daseins werden dargestellt; alles Menschliche: Moral und Politik, Kunst und Wissenschaft werden darin besprochen; kurz der Roman umspannt das Leben im ganzen Reichtum seines Inhalts. Ferner wird an den heutigen Roman mit Recht das Ansinnen gestellt, dass ein geschichtlicher oder socialer Hintergrund bestimmt sich erkennen lasse, der dem vorgeführten Bilde Lokal- und Zeitfarbe gebe. Da nun bei uns die Romane der jeweilige Spiegel der Zeitperioden sind, so haben sie ein grosses culturhistorisches Interesse. So zeigt sich z. B. in den Erzählungen eines Ulrich von Lichtenstein, in den prosaischen Romanen von Tristan und Isolt, vom Herzog Ernst u. s. w. der übertriebene Frauenkultus, der abenteuerlichste Drang in die Ferne, eine phan-

tastisch gesteigerte Ritterlichkeit; in den Romanen, die nach dem dreissigjährigen Kriege bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen, z. B. in der adriatischen Rosemund Ritterhold's von Blauen, in Lohenstein's Arminius und Thusnelda und ähnlichen Werken, tritt hervor die Lust am Kleinlichen, der verzopfte Geschmack, die unwahre Empfindung dieses Zeitalters. Wenn wir nun die Erscheinungen der griechischen Literatur mit unseren Romanen vergleichen, so lernen wir folgende Vorzüge der letzteren kennen: die Zeichnung von Charakteren, die psychologische Seelenmalerei, das Vorhandensein eines bedeutenden Hintergrundes, das culturhistorische Moment.

Sprottau. Dr. C. Hartung.

---

# Camoens als Dichter und Krieger.

Von
Dr. J. J. S. May.

---

Camoens, in dessen Persönlichkeit sich gewissermaassen die ganze portugiesische Literatur concentrirt, wurde 1524 zu Lissabon geboren. Trotz der Mittellosigkeit seiner Eltern erhielt er eine gute Erziehung, die sich in Waffenübungen und in wissenschaftliche Studien theilte. Einige Jahre scheint er auf der damals gerade durch Johann III. erneuerten Universität von Coimbra zugebracht zu haben. Wenigstens scheinen dafür die vielen Stellen in seinen Werken zu sprechen, an denen er des Mondego, an welchem bekanntlich Coimbra liegt, entzückt gedenkt. Dass hier in Coimbra die Liebe zuerst des Dichters Herz entzündet, dürfen wir aus verschiedenen Winken entnehmen, vornehmlich aus dem Sonette, mit dem er der Stadt seiner Bildung und ersten Liebe Lebewohl sagte:

Du, des Mondego süsse, klare Fluth,
Erinn'rung rauscht aus dir mit leisen Klagen;
Hier hat im Arm die Hoffnung mich getragen
Hier täuschte mich ein froher Jugendmuth.

Ich hab' an Dir zum letzten Mal geruht!
Doch der Erinn'rung will ich nicht entsagen,
Sie wächst in mir in allen Folgetagen,
Sie nehm' ich mit mir als mein höchstes Gut.

Wohl kann zu fernen feindlichen Gestaden
Mich das Geschick vertreiben, kann mich zwingen
Der Stürme Spiel zu sein auf fremden Pfaden,

Doch wird es niemals seinem Hass gelingen,
Dass nicht in dir sich die Gedanken baden,
Die durch die Fern' auf leichten Flügeln dringen.

Nach Vollendung seiner Studien nach Lissabon etwa im 20. Jahre zurückgekehrt, lebte er als Edelmann eines berühmten Geschlechtes am Hofe, allein seine Liebe zu einem Hoffräulein — Donna Catharina de Ataide war ihr Name — bewirkte bald seine Verbannung. Catharina war mit den ersten Häusern des Reiches verbunden, und war, wenn wir den Schilderungen des Dichters glauben dürfen, mit allen Reizen einer bezaubernden Schönheit geschmückt:

Wenn aus dem holden Lächeln, der Geberde
Mein Auge trinkt ein volles, süsses Leben,
Fühl' ich den Geist so freudig sich erheben,
Dass mir ein Paradies erscheint die Erde.

Wer nie das Glück gepflegt an seinem Herde,
Sieht jedes andre Gut wie Duft verschweben,
Und wenig braucht's, wenn solch ein Loos gegeben.
Dass die Vernunft ihm fremd und treulos werde.

Ich werde nie mich müh'n, Dein Lob zu künden;
Wess Seele Deiner Anmuth Glanz erhellt,
Weiss, dass kein Mensch vermag sie zu ergründen.

Du bist ein solches Wunder dieser Welt,
Wer Dich erschuf, ein Jeder glaubt es gerne,
Dass er den Himmel schuf und alle Sterne.

Wie diese Liebe ihm den grössten Theil seiner Dichtungen eingab, so wurde sie die Quelle seines spätern Ungemachs. Obschon auch Camoens von edler Geburt war, fehlten ihm doch äussere Glücksgüter, deren Mangel die Familie Ataide bewogen zu haben scheint, diese Verbindung nicht zu fördern, und die in jener Zeit sehr strengen Gesetze gegen Liebesverhältnisse am königlichen Hofe anzurufen. Camoens wurde nach Rilatajo verbannt, und hier mag der grösste Theil seiner lyrischen Gedichte und seine Comödien entstanden sein. Bald sehen wir ihn auf der kriegerischen Laufbahn und an dem Ruhme seiner Landsleute theilhaben, den diese in fernen Ländern ernteten. Zunächst scheint Camoens nach Afrika gegangen zu sein, wo er unter dem Befehle des Pedro de Menezes in mehreren Schlachnet mitfocht und zuletzt, wie dies aus der zweiten Elegie hervorgeht, in der Festung Céuta längere Zeit verweilte. In der Enge von Gibraltar verlor er, neben seinem Vater, der eines der Schiffe befehligte, kämpfend, durch den Schuss eines Mauren

das rechte Auge, worauf er sich in der elften Canzone bezieht. 1552 nach Lissabon zurückgekehrt, fanden seine Verdienste nicht die geringste Anerkennung. Ueber diesen Undank des Vaterlandes und die Kränkungen bei Hofe unwillig, beschloss er dem Vaterland und allem Theuren Lebewohl zu sagen, und in Indien es auch einmal mit dem Ruhme, den er sein eigen nannte, zu versuchen. Im März 1553 ging unter dem Oberbefehle des Admirals Fernandez Alvares Cabral ein Geschwader von vier Schiffen in See, von denen nur Eines, das, auf dem Camoens sich befand, einem furchtbaren Sturm entrann und nach Goa im September gedachten Jahres gelangte. Nach einmonatlichem Aufenthalte daselbst, schiffte sich der Dichter mit dem Vicekönige Affonso de Noronha auf einer mächtigen Flotte ein, welche den indischen Fürsten von Cochin und Pakah Unterstützung gegen den König von Chembé bringen sollte, der jenen einige Inseln abgenommen hatte. Noch auf diesem Zuge begriffen, erhielt Camoens im September 1554 die Nachricht vom Tode seiner beiden Freunde, des Statthalters Pedro de Menezes, der vor Céuta fiel, und des Antonio de Noronha, den die Mauren in Tetuan in jungen Jahren getödtet hatten. Das Angedenken Beider feiert er wiederholt in seinen Gedichten, vorzüglich schön das des ersten, der auch in Indien ruhmvoll gekämpft hatte, im 88. Sonette:

Gewalt'ge Kraft, der gleich auch die Gedanken;
Ein Wille, der in Thaten sich ergossen,
Nicht wirkungslos in banger Brust verschlossen,
Dem Seufzer gleich, den leere Lüfte tranken.

Ein Geist, der nie gekannt der Selbstsucht Schranken,
Schon desshalb werth des Ruhms, den er genossen;
Ein Eisenarm, vor dessen Stahlgeschossen
Der Malabaren wilde Horden sanken;

Vollkommne Anmuth schöngeformter Glieder;
Enthaltsamkeit und schamhaft edle Scheue: —
Gewiss ein edles, himmlisches Gebilde!

So grosse, seltne Tugend, werth der Lieder,
Werth, dass Homer den Heldensang erneue,
Liegt, Erd' und Staub, nun unter diesem Schilde.

Im Jahre 1555 sehen wir den Dichter bei der Flotte des Manoel Vasconcelles in der Meerenge von Mecca, im Kampfe

mit arabischen Corsaren. Auf Socotora überwinterte er und schrieb die berühmte neunte Canzone, welche uns einen Blick in die vom tiefsten Leid zerrissene Seele des Dichters thun lässt. Er klagt darin, dass ihm dort das menschliche Mitleid versagt würde; dass selbst seine Freunde ihn schon beim ersten Drohen des Unglücks treulos verliessen, und man ihm in spätern traurigen Fällen sogar die Erde streitig gemacht, wo sein Fuss wandelte, und die Luft, die er einathmete. Im October 1556 kehrte Camoens nach dreijähriger Abwesenheit nach Goa zurück und fand daselbst in der Person des Francisco Barreto einen neuen Vicekönig. Bei Gelegenheit der Festlichkeiten, welche einige hochgestellte Personen zu Ehren des neuen Statthalters veranstalteten, veröffentlichte Camoens ein satyrisches Gedicht: disparates na India (Thorheiten in Indien), in welchem er die Sittenverderbniss des grössten Theiles der Bevölkerung scharf geisselte, und auch keineswegs die Grossen unberührt liess. Zu gleicher Zeit erschien ein halb poetisches, halb prosaisches Flugblatt, das, obschon es durchaus keine Spur vom Geiste des Camoens zeigt, doch demselben zur Last gelegt wurde, und mit dem vorher genannten Gedichte die Ursache der Verbannung des Dichters nach den Molukkischen Inseln wurde. Ueber drei Jahre lebte der Dichter in Malakka, auf den Molukken und in Macao zur Verbüssung seiner Strafe ein kummervolles Leben, in das als einziger Lichtstrahl das Zauberbild der Geliebten in ferner Heimat hineinleuchtete. Nach dem Regierungsantritte des Vicekönigs Constancio de Braganza wurde das gegen Camoens erlassene Verbannungsdecret im Jahre 1559 aufgehoben und demselben der Posten eines provedor mor dos defuntos in Macao anvertraut, dass er zusehe, wie er sich aus seiner Dürftigkeit reissen könne. Mit diesem Amte war die Oberverwaltung des Nachlasses Verstorbener verknüpft. Hier in Macao schuf Camoens seine Lusiaden, die er in der noch heute vorhandenen sogenannten Camoens-Grotte, jeden Tag einige Stunden dem Gedichte widmend, niedergeschrieben haben soll. Die Lusiaden d. h. die Söhne des Lusus, des mythischen Stammvaters der Portugiesen, sind die nationalsten aller Epopöen, indem sie ein Bild des ganzen portugiesischen Ruhmes entrollen und die Verherrlichung des Vaterlan-

des in den geschilderten Grossthaten seiner Söhne in drei Welttheilen zum Gegenstande haben. Indem der Dichter, an die Wiege seines Volkes tretend, schildert, wie gering sein Anfang war, wie die kleine Heldenschaar seiner erstgeborenen Söhne der weiten Maurenherrschaft einen Landstrich nach dem andern unter heissen Kämpfen entreisst und auf der andern Seite Castiliens Uebermacht die Spitze bietet, seine Unabhängigkeit erringt und immer muthvoll vertheidigt, im Innern unter tüchtigen Königen sich befestigt, dann die ihm zu engen Grenzen überschreitend, jenseits des Meeres in einem andern Welttheil, in Afrika sucht und erwirbt, was ihm in Europa versagt ist, dort in Kämpfen mit den Mauren und in Versuchen auf einem neuen Element die Kräfte stählt zu dem grossen Unternehmen, das dem Heldengeist der Portugiesen in einem dritten Welttheil und zu gleicher Zeit in der neuen Welt den Schauplatz glänzender Thaten öffnet, — gelangt er zu der glorreichsten Epoche seines Volkes und entrollt sofort das grossartige Gemälde der Entdeckung Indiens auf dem Wege um Afrika durch Vasco da Gama, der Begründung der portugiesischen Herrschaft auf Indiens Küsten und Meeren unter dem stolzen Almeidos und dem grossen Albuquerque, das grosse Bild ausschmückend mit Allem, was der Orient in seiner Prachtfülle und in seinem Dufte von Wohlgerüchen Bezauberndes für Sinn und Phantasie bietet, und der Dichter mit der Frische eigener Anschauung und Empfindung in sich aufnehmend in der wohlklingendsten Sprache wiedergiebt. So erwuchs ein Nationalepos aus der Nationalgeschichte, aus dem Herrlichsten derselben, einem Stoffe, wie freilich keine andre Nation der neuern Zeit in dieser Weise ihn liefern konnte, aufgefasst mit einer poetischen Kraft, von einer Vaterlandsliebe beseelt und mit einer Ursprünglichkeit der Anschauung geschildert, wie die Geschichte der neuern Poesie ein gleiches nicht aufzuweisen hat. Wohl konnte Camoens auf die Vortheile und gewinnenden Schönheiten, welche ihm die epische Darstellung einer einzelnen Heldengestalt gewährt hätte, verzichten, indem er auf das Interesse zählen durfte, das an dem grossen (für den Dichter freilich schwierigern) Nationalwerk sein ganzes Volk nehmen werde, weil es selbst in seiner Geschichte gleichsam dem Maler gesessen hatte und sich in dem Licht-

bilde verherrlicht sah. Camoens' Poesie, wie sie sich in den Lusiaden vor uns aufthut, hat ihre Grösse in den Naturscenen. Wenn er dabei phantastisch wird, so ist dies doch nur der glühend heisse Blick, womit sich eine südliche Seele in die Wunder des Himmels und des Meeres einsaugt, hat nichts von den Traumgebilden an sich, die eine müssige Phantasie aus sich selbst erzeugt. Daher nimmt sich Camoens' Poesie gegen die des Ariost oder Tasso aus, wie Wirklichkeit gegen Traum. Seine Phantasie war dabei so voll von der Bilderwelt des Alterthums, dass er ungeachtet seiner, auch im Gedicht an den Tag gelegten Rechtgläubigkeit, die Götter der alten Mythologie mit dem Christenthume durcheinandermengt. Dies macht zwar einen barocken Eindruck, indess doch nicht in dem Grade, als man erwarten sollte, indem wir bei der Lesung des Gedichtes fühlen, dass diese Mischung nicht ein blosser Einfall, sondern etwas Empfundenes ist und sich auf Anschauungen gründet. Denn die Vorstellung, dass Bacchus als der Dämon des indischen Fabelwesens, sein Reich vor den Einflüssen der neuen christlichen Eindringlinge zu bewahren sucht, ist ein ebenso natürlicher, als untadelhafter Gedanke. Dass aber Venus und Mars die portugiesische Flotte beschützen, diese Idee ist vom Stolz eingegeben. Denn beide Gottheiten, welche den Aeneas von Troja nach Latium geleiteten und immer Schutzgottheiten der Römer blieben, stellen in der Phantasie des Dichters den römischen Geist und das römische Kriegesglück vor, von welchen beiden er glaubt, dass sie vom alten Rom auf sein Vaterland wie durch eine Translation der Gottheiten übergegangen seien. Auf diese Weise gleicht nun der griechische Olymp hier einem Indrahimmel, welcher neben dem Brahmahimmel des Glaubens seine ruhige, ungestörte Existenz hat. Obendrein hielt man damals die wunderbare Machinerie in der Epopöe für unentbehrlich, indem man den wesentlichen Unterschied zwischen Homer und Virgil übersah, dass bei jenem das Miteingreifen der Götter in die Handlung auf dem Volksglauben beruhte, bei diesem aber absichtlich ersonnen ist, und daher frostig erscheinen muss. Störender, als die Einmischung der Mythologie der Alten scheint das Auskramen antiquarischer Gelehrsamkeit.

Wenn der Dichter z. B. seinen Adamastor, in welchem er

das Cap der guten Hoffnung personificirt, mit dem Coloss von Rhodus vergleicht:

So gross an Gliedern war er traun! und ohne
Zu dichten, darf ich sagen, dass er leicht
Den rhodischen Colossus, diese Krone
Der sieben Wunder einst, an Höh' erreicht —

so liegt uns der Gegenstand der Vergleichung zu fern; und haben wir nun wirklich erfahren, dass Chares von Lindos den rhodischen Koloss 70 Ellen hoch gebildet hat, so bleibt doch das Gleichniss frostig und farblos. Um vieles treffender wusste Dante die schauerliche Grösse seines Lucifer anzudeuten, wenn er sagt:

Und wie ich eines Riesen Maass erreiche,
Erreicht' ein Riese seines Armes Maass.

Doch dies sind kleine Flecken, die den Lusiaden des Camoens anhaften, da seine Kunstansichten sonst durchweg zu loben sind. Die Lusiaden sind, wie mehrfach treffend ausgesprochen worden, das eigentlich maritime Epos. Die Grösse des oceanischen Meeres, die uns bei Homer, Ossian, in den Runots der Kalewala, im Beowulf und der Gudrun obenhin angedeutet wird, schauen wir hier zum ersten Male in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns aufgedeckt. Unnachahmlich, sagt Humboldt, sind in Camoens die Schilderungen des ewigen Verkehrs zwischen Luft und Meer, zwischen der vielfach gestalteten Wolkendecke, ihren meteorologischen Processen und den verschiedenen Zuständen der Oberfläche des Oceans. Er zeigt uns die Oberfläche, bald wenn milde Winde sie kräuseln und die kurzen Wellen im Spiel des zurückgeworfenen Lichtstrahls funkelnd leuchten, bald wenn Coelho's und Paul da Gama's Schiffe in einem furchtbaren Sturme gegen die tief aufgeregten Elemente ankämpfen. — Und in diesem Sinne ist Camoens allerdings der grösste Seemaler aller Zeiten und eben der Schöpfer des maritimen Epos. Die eigentliche Handlung in den Lusiaden ist daher nicht in einen Kampf der Portugisen und Inder, sondern in den Kampf mit dem Weltmeer und in den Sieg über dessen furchtbare Gewalt zu setzen, die vorzüglich durch den Riesen Adamastor geschildert wird. Die Vermählung Gama's mit der Thetis soll die Seeherrschaft der Portugiesen symbolisch be-

zeichnen, was Camoens theils dadurch ausspricht, dass Thetis und die Nymphen die Ehre der Portugiesen bedeuten sollen, theils dadurch, dass Thetis am Schluss dem Gama das ganze Weltgebäude nach dem Ptolemäischen System erklärt und ihm verkündet, dass die Portugiesen von jetzt ab durch keines der andern europäischen Völker beherrscht werden würden. Camoens kennt das Eis der südlichen Meere und wie Vespucci nennt er die dem Südpol nächste Himmelsgegend sternenarm. Er beobachtet das St. Elmsfeuer, jene glänzende Erscheinung, die sich in Gestalt einer Flamme auf den Spitzen der Maste und Rahen der Schiffe sehn lässt, und für eine Vorbedeutung des nachlassenden Sturmes gilt:

Das Licht, das lebende, gewahrt' ich klärlich,
Das immerdar dem Seevolk heilig galt,
Wenn Ungewitter dunkelt, und gefährlich
Der Sturm sich aufmacht, und Geheul erschallt.

Unmittelbar daran schliesst sich eine brillante Beschreibung der Trombe, die — ohne bei aller Genauigkeit je undichterisch zu werden — vier ganze Stanzen füllt, und von den Worten gefolgt wird:

Wenn jene Späher in den Wunderreichen
Der Erde, die besucht so manches Land,
Gleich mir, die Dinge säh'n, die wundergleichen,
So manchem Wind ihr Segel zugewandt:
Welch' grosse Schriften von der Stern' und Zeichen
Einflüssen hätten wir von ihrer Hand!
Seltsame Ding' in welcher hohen Klarheit,
Und Alles ohne Lüg' und lautre Wahrheit.

Den Sturm zur See, sowie einen Orkan, der durch einen Wald zerstörend dahinbraust, schildert Camoens gleich treffend. Mit grösster Anschaulichkeit beschreibt er eine indische Berglandschaft und skizzirt kurz die Formationen oceanischer Eilande. Die Eigenthümlichkeit der tropischen Zone hat er durch die Schilderung des Lichts, welches Helios dort in Fluthen verschwenderisch ausgiesst, und des Würzgeruchs, der von den sonnedurchkochten Pflanzen ausduftet, vortrefflich hervorgehoben. Der Portugiese findet sich und seine schönsten Wünsche, sein edelstes Streben in jedem Verse der Lusiaden wieder; und Alles ist Wahrheit, nicht Fabel — Geschichte, nicht Erfindung. Er liest, lernt, singt Camoens' Stanzen; das Hochgefühl, das

aus ihnen spricht, versetzt ihn in die glorreichen Tage der portugiesischen Grösse, und in dem stolzen Traum vergisst er, dass sie längst entschwunden. Sie waren es schon, als Camoens sein Auge schloss, und bald sollte durch die Vereinigung Portugals mit Spanien selbst die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu Grunde gehn. Camoens hat es verstanden, seine Sprache zur Majestät des Heldengedichts zu adeln; seine Reime sind volltönig, nicht selten bedeutsam und ein wahres Echo des Inhalts. — Unserm Dichter, der, wie schon bemerkt, die Lusiaden in Macao nicht nur entwarf, sondern auch vollendete, ward endlich die Erlaubniss, nach Goa zurückkehren zu dürfen, woselbst er am 3. Sept. 1564 wieder eintraf. Doch sollte, ehe er Goa erreichte, ihn noch ein neuer Schicksalsschlag treffen: am Ausflusse des Mecom in Camboja litt er Schiffbruch, und rettete ausser dem Leben nichts, als das von Seewasser durchnässte Manuscript der Lusiaden, allerdings seinen köstlichsten Schatz. Hier dichtete er eines seiner werthvollsten Gedichte, auf das wir noch ausführlicher zu sprechen kommen werden. Im X. Gesange der Lusiaden, wo die Thetis dem Vasco da Gama den Schauplatz der künftigen Eroberungen der Portugiesen zeigt, da sagt sie, von Camboja's Küsten redend, mit deutlicher Beziehung auf den Dichter selbst:

Noch wird er einst mit sanftem, lindem Arme
Aufnehmen die Gesäng' in seinen Schooss,
Die nass dem Schiffbruch, düsterm, trübem Harme,
Entronnen sind; der Klippen wildem Stoss,
Dem Hunger, den Gefahren, wann der Arme
Entfloh des Kerkers ungerechtem Loos,
Dem seiner Laute volles, helles Klingen
Mehr Ruhm dereinst, als Erdenglück wird bringen.

Unter dem Nachfolger des Constancio de Bragança, dem Grafen von Redondo, wurde Camoens von einer Zahl Uebelwollender der Veruntreuung von Geldern in der Provedoria zu Macao angeklagt und musste sich einer längern Untersuchungshaft unterziehen. Es gelang ihm zwar, sich völlig zu rechtfertigen; doch, als ihm die Kerkerthüre wieder geöffnet werden sollte, liess sie ihm ein gewisser Miguel Coutinho, dem er 200 Cruzados schuldete, wieder verschliessen, aus welcher neuen Verlegenheit ihn nur die Gunst des gerade in der Stadt

anwesenden Vicekönigs befreite. Unter diesem, sowie dessen Nachfolger Antão de Noronha betheiligte sich unser Dichter noch bei verschiedenen kriegerischen Unternehmungen, und lebte während des Winters den Studien und der Poesie. Während sich sein Leben nun allmälig angenehm zu gestalten schien, sollte ihn noch der härteste Schlag treffen: Catharina de Atayde starb und mit ihr die letzte Hoffnung in der schmerzzerrissenen Seele des Dichters:

Du meine Seele, die so früh geschieden
Aus diesem Leben, das dir nicht gefallen,
Jetzt ruhst du ewig in des Himmels Hallen,
Indess ich leb' in stetem Schmerz hienieden.

Lebt das Gedächtniss fort im Himmelsfrieden,
Wenn auf zu dir der Erde Klagen schallen,
Gedenk' der Liebe, dir geweiht vor Allen,
Die du in meinen Blicken nicht vermieden.

Und wenn das Leiden, das mich schwer bedrückt,
Für das ich keinen Trost hier finde, keinen,
Wenn dich des Herzens bange Sehnsucht rührt:

So bitte Gott, der dich so früh entrückt,
Mit dir so schnell mich wieder zu vereinen,
Wie er dich schnell dem trüben Blick entführt.

Den letzten Wunsch, das Vaterland wiederzusehen, erfüllt zu wissen, bot sich ihm dadurch Gelegenheit dar, dass der zum Statthalter von Sofala ernannte Pedro Barreto ihn unter grossen Versprechungen bewog, ihn dahin zu begleiten. Von dort aus konnte Camoens Lissabon leichter erreichen. Doch sah er sich in der Person des Barreto getäuscht, der, als Camoens nicht die gewünschte Unterwürfigkeit an den Tag legte, ohne Weiteres seine Hand von ihm abzog. Der Geschichtsschreiber Diego de Coceto, der mit mehreren Freunden unsers Dichters nach Mozambique kam, erzählt: Wir fanden ihn so arm, dass er von Freunden lebte, und um seine Einschiffung nach Portugal zu ermöglichen, sammelten wir Freunde Wäsche, soviel er nöthig hatte, und es gab Keinen, der ihm nicht zu essen gegeben hätte. Durch die Hülfe dieser Freunde, welche dem Pedro Barreto die angeblich für Camoens während der Ueberfahrt von Goa nach Mozambique verauslagte Summe wiedererstatten mussten, gelangte der Dichter im Jahre 1569 nach

sechzehnjähriger Abwesenheit wieder in Lissabon an, um Augenzeuge des raschen Verfalles portugiesischen Ruhmes zu werden. Schon hatte Sebastian den Thron der Väter bestiegen, und eine pestartige Seuche wüthete im Lande. Der König, dem die Lusiaden, welche 1572 schnell hintereinander in zwei Auflagen erschienen, in einem Prolog und Epilog zugeeignet sind, belohnte den Dichter mit der Aussetzung einer Pension von 15 Milreis (nach unserm Gelde etwa 25 Rthlr.), an welche noch die besondere Bedingung für Camoens geknüpft war, dem Hofe überall hin folgen zu müssen. Diese kärgliche Summe reichte freilich nicht hin, den Dichter gegen Noth zu schützen; auch ging sie, nachdem Sebastian seine afrikanische Expedition angetreten, ihm wieder verloren. Die letzten sieben Jahre seines Lebens verbrachte er in grenzenlosem Elende, das so weit ging, dass ein Javaner, Namens Antonio, den er aus Indien mitgebracht hatte, Almosen für ihn bettelte. Den Becher des Leids sollte er bis zu den Hefen leeren und des Truges der Hoffnung sich ganz bewusst werden:

Was beut die Welt, um noch danach zu spähen?
Wo ist ein Glück. dem ich mich nicht entschwur?
Verdruss nur kannt' ich, Argwohn kannt' ich nur,
Dich, Tod, zuletzt, was konnte mehr geschehen?

Dies Leben reizt nicht, Leben zu erflehen,
Dass Gram nicht tödte, weiss der, der's erfuhr:
Birgst du noch grössres Missgeschick, Natur,
Dann seh' ich's noch, denn Alles darf ich sehen!

Der Unlust lange starb ich ab und Lust,
Selbst jenen Schmerz verschmerzt' ich, büsst' ich ein,
Der längst die Furcht gebannt mir aus der Brust.

Das Leben fühlt' ich als verliebte Pein,
Den Tod als unersetzlichen Verlust,
Trat ich nur darum in das kurze Sein?

Eines bewahrte sich unser Dichter auch im Drange des Ungemachs; das war eine glühende Vaterlandsliebe, die noch aus dem letzten Briefe seiner Hand, von dem wir Bruchstücke besitzen, recht klar hervorleuchtet. „Endlich,“ schreibt er, „werde ich das Leben enden und Alle werden sehen, wie ich meinem Vaterlande so ergeben war, dass ich nicht allein zufrieden, in ihm, sondern mehr noch, mit ihm zu sterben.“ Bei der Kunde des Unglückstages von Acaster rief er aus: ao menos morro

com ella, „wenigstens sterbe ich mit dem Vaterlande.“ Und das sollte sich ihm erfüllen. Längst hatte er gelernt, irdischer Liebe sich abzukehren und sich einer unvergänglichen sehnsüchtig zuzuwenden:

Vertraue nicht der trüglichen Erscheinung,
Geborgt nur war, was Du geliebt im Leben,
Der Welt Gestalten wandelbar zerstiebten.

Du wandle auch Empfindung, Wunsch und Meinung,
Und bleib' allein der Liebe treu ergeben,
Die unvergänglich ist mit dem Geliebten.

So vorbereitet für den ernsten Schritt, erlag er einer schweren Krankheit in einem Hospitale zu Lissabon vermuthlich im Anfange des Jahres 1579. Wo seine Gebeine ruhen, weiss Niemand. Camoens war von mittlerer Statur, mit vollem Antlitz, das nach der Stirn zu einen melancholischen Ausdruck zeigte. Er hatte eine längliche, in der Mitte erhöhte und stark abgestumpfte Adlernase. Sein Haar war hellblond, fast gelb. In seiner ganzen Erscheinung war er höflich und anmuthig, besonders in seiner Jugend, und bevor er sein rechtes Auge verloren hatte. In seinem Umgange war er sehr gewandt, heiter und scherzend bis zu jenen Tagen der letzten Jahre seines Lebens, wo ihn ein allzu widerwärtiges Geschick mehr und mehr zu trauerndem Trübsinn stimmte. „In Camoens,“ sagt Braniss, „erscheint der erhabene Schmerz eines tiefen, begeisterten Gemüthes, das eine grosse, herrliche Zeit in das weite Grab der Vergangenheit hinabsinken, und doch kein lebenskräftiges Neues sich gestalten sieht, das in dem erfolglosen Unternehmen, darin der ritterliche Geist vor seinem Erlöschen noch einmal aufflammt, seine letzte Hoffnung verliert und in sich zusammenbricht.“ Auch in dem Drucke der äussersten Noth zeigt sich Camoens frei, unabhängig und tugendgross; trotz aller Kränkungen und Verfolgungen ergiebt er sich nie leidenschaftlichem Hasse gegen seine Feinde, und bei hoher Liebe zu König und Vaterland bleibt er doch jedem Ausdruck der Schmeichelei fern. Mit edlem Freimuthe tadelt er die staatlichen Verhältnisse des damaligen Portugal, und mahnt wiederholt den König, sich mit treuen Räthen zu umgeben. Wie eine Ahnung eigener Geschicke erscheint es, wenn Camoens den Undank

rügt, den der Held Pacheco erfuhr, die Armuth, worin er starb, und dann hinzufügt:

So handeln Kön'ge, die zu dürfen glauben
Mehr als Gerechtigkeit und Treu erlauben.

Mit allen Rittertugenden ausgestattet, einte unser Dichter dem Muthe und der Tapferkeit die reinsten Gefühle einer edlen Liebe, deren Intension in ihrer Dauer die Probe bestand, und welche seine ganze Poesie wunderbar verklärt.

Camoens war in der Bibel sehr bewandert, wie die häufige Anziehung biblischer Bilder deutlich zeigt; auch liebt er es, biblische Texte zu paraphrasiren. Unter seinen lyrischen Dichtungen sind die Canzonen von Seiten der Sprache die vollendetsten Producte des Dichters, und die Naturanschauungen sind auch hier von hoher Wahrheit. Für die Kenntniss seiner persönlichen Verhältnisse sind dem Literarhistoriker die Elegien vielleicht die wichtigste Quelle, und sie scheinen zu seinen frühesten Dichtungen zu gehören. Unter den Gedichten des Camoens im Nationalstyl sind alle nur möglichen, in Spanien und Portugal gebräuchlichen Formen zu finden, und romantisch-galante Spiele des Witzes und der Phantasie wechseln mit schwermüthigen und religiösen Liedern, die allzumal aus der Tiefe des Herzens kommen, wie dieses:

Tief im Herzen trag' ich Pein,*
Muss nach aussen stille sein.

Den geliebten Schmerz verhehle
Tief ich vor der Welt Gesicht;
Und es fühlt ihn nur die Seele,
Denn der Leib verdient ihn nicht.
Wie der Funke frei und licht
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen tief die Pein.

Doch bei weitem das berühmteste seiner lyrischen Gedichte sind jene 36 Decimen, die Lope de Vega im Lauret de Apolo so ungemein erhebt, und welche, wie schon erzählt, Camoens nach seinem Schiffbruche am Ausflusse des Mecom, den 137. Psalm „An den Wassern Babels sassen wir und weineten"

* Dies Gedicht ist trefflich von E. Geibel übersetzt. Vergl. auch das „Spanische Liederbuch," von Geibel und Heyse gemeinschaftlich übersetzt.

paraphrasirend, dichtete. Sie enthalten als Hauptgedanken die Vergleichung der Gegenwart und Vergangenheit in der Lage des Dichters mit einem bildlich gedachten Babylon und Zion. Zu den schönsten Strophen gehören diejenigen, in denen der Dichter über die Macht des Gesanges spricht und deren Grenzen bezeichnet. Doch ich will dem Urtheil des Lesers nicht vorgreifen, wiewohl ich mich überzeugt halte, dass dieses herrliche, in Deutschland leider kaum genannte Gedicht auf jedes ob religiös gestimmte oder höheren Einwirkungen verschlossene Herz mit der vollen Gewalt der Poesie wirken muss.

An den Wassern ich mich fand,
Die durch Babylonien gehen,
Sass und weint', als ich gesehen
In Gedanken Zions Land,
Und was mir einst dort geschehen.
Und aus meinen Augenhöhlen
Däuchte mir der Strom geronnen,
So ward alles ausgesponnen,
Babel als mein jetzig Quälen,
Zion als die alten Wonnen.

Angedenken sel'ger Stunden
Stellten sich im Herzen dar,
Und was fern dahin geschwunden,
Hatte neu sich eingefunden,
Als ob's nie geschieden war.
Doch indem ich auferwachte,
Meine Augen voller Zähren,
Von dem Traum, den ich mir dachte,
Sah ich, wie das hingebrachte
Glück, nur Kummer mag gebären.

Sah, wie von dem Wandel stammt
Aller Schmerz, den wir erfahren,
Und der Wandel von den Jahren,
Sah, wie Hoffen insgesammt
Muss den Trug der Zeit gewahren,
Sah, wie, ach! so kurz verweilet
Unsrer Tage höchstes Glück,
Wie ihm nach das Uebel eilet,
Sah, was dem für Trost ertheilet,
Welcher traute dem Geschick.

Sah, wie, was am meisten frommt,
Dann sich erst enthüllet klar,
Wann es fern geschieden war,
Wie nach Gutem Schlimmes kommt,
Nach dem Schlimmen Schlimmres gar.
Sah, wie man mit Noth und Müh'
Nichts erkaufen mag als Reue,
Sah gar nichts mehr, das erfreue,
Sah mich selber, wie ich hie
Klagen in den Wind verstreue.

Wol sind Ströme diese Thränen,
Welche mir das Blatt benetzen,
Wol mag mich in Angst versetzen
Dieses tiefverwirrte Sehnen,
Babels Irrsal gleich zu schätzen. —
Wie ein Mann als Unterpfand,
Dass ihn einst Gefahr bedrängte,
Nun den Sinn vom Krieg er lenkte,
An des Tempels heil'ge Wand
Seine Waffenrüstung hängte: —

So, da selbst ich must' entscheiden,
Wie ich meines Lebens Lauf
Nur dem Denken an mein Leiden
Weihe, hängt' ich an die Weiden
Meiner Lieder Rüstzeug auf,
Welches einstens so erfreulich
In den alten Tagen mir.
Bleib du, meine Lust und Zier,
Sprach ich, der Erinnerung heilig,
In dem Weidenbusche hier.

Meine Flöte, die erschallend
Berge sich bewegen hiess,
Berge, hin zu dir entwallend,
Und den Bächen, abwärts fallend,
Aufwärts neue Pfade wies!
Nicht mehr werden auf mein Blasen
Tieger milde näher kommen,
Nicht die Lämmer auf dem Rasen
Unterlassen mehr ihr Grasen,
Wenn sie deinen Ton vernommen.

Nicht mehr werden, dich zu ehren,
Disteln an des Baches Hügeln
Sich in Rosen hold verkehren,
Keinen Strom mehr wirst du zügeln,
Minder meinen Strom der Zähren,
Keinen Wald mehr du bewegen,
Noch dass dir er eile nach,
Mehr den reinen Quell vermögen,
Konntest du doch nicht bewegen
Deines Meisters Ungemach.

Darum bleib der sichern Hut
Fama's zum Geschenk gebracht,
Flöte, sonst mein höchstes Gut. —
Schwindend auf des Lebens Fluth,
Kommt das Glück ja ausser Acht.
Trifft die zarte Jugendzeit
Freuden, die ihr alles gelten,
Ist der Mann sofort bereit
Nur für Tand und Nichtigkeit
Jenes alte Glück zu schelten.

Heut stand mir ein Himmel offen,
Morgen floh sein Bild von mir,
So treibt Wandel für und für
Uns von Hoffen fort zu Hoffen,
Nach Begier uns zu Begier.
Aber welche Hoffnung kann
Sicher sein im armen Leben?
Menschenloos voll Trug und Wahn!
Wie die Stunden vorwärts streben,
Melden sie den Tod uns an.

Doch wenn ich dem Dickicht schenke
Meiner Jugend Liederspiel,
Nicht die Nachwelt von mir denke,
Dass dahin Geschick mich lenke
Oder meiner Jahre Ziel.
Alter, Zeit und mein Verzagen,
Wie so nichts getreu mir blieb,
Liessen mich dem Lied entsagen,
Nur nicht das aus mir verjagen,
Was mich einst zu singen trieb.

Nein, bei Schmerz und Jammerleben,
Nein, bei Lust und Glückserwerbe,
Sonn' und Schnee und Windesweben
Wird vor meinen Augen schweben,
Sie, um die ich fröhlich sterbe.
Meiner Flöte süsses Pfand,
Wol mir theuer sonder Gleichen,
Wie ich hier die Weide fand,
Liess ich's ihr als Siegeszeichen,
Ihr, die mich einst überwand.

Doch Erinn'rung jener Liebe,
Die mich da gefangen hielt,
Fragte mich im regen Triebe,
Wo ich mit den Liedern bliebe,
Die in Zion ich gespielt.
Wo er hin sei, der Gesang,
Den so laut die Völker priesen.
Hat doch süsser Saitenklang
Sich bei jedem Lebensdrang
Immer huldreich noch bewiesen.

Fröhlich singt der Wandersmann
Auf dem mühevollen Wege
Durch das wilde Waldgehege,
Wann die dunkle Nacht begann,
Dass der Seele Furcht sich lege.
Jener hinter'm Eisengitter
Singt zu seiner Ketten Klange,
Frohen Muthes singt der Schnitter,
Und dem Fröhner minder bitter
Schmeckt die Arbeit beim Gesange.

Ich, der solches wohl empfand
In der Seele tiefem Sinnen,
Sprach, wie mag im fremden Land,
Wer sich fremd sich selber fand,
Nur ein frohes Lied beginnen?
Wer die Brust mit Thränen netzt,
Ist für den der Lieder Gabe?
Aber singt, dass Trost er habe,
Wer in solches Leid versetzt,
Ich, nur ich will keine Labe.

Müsst' ich doch mich selbst bethören,
Handelnd voller Unverstand,
Liess ich, um mein Leid zu stören,
Die Gesänge Zions hören
Hier im fremden Babelland,
Und zertrümmert meiner Leiden
Niederlastendes Gewicht
Diesen Leib, so will ich scheiden,
Aber — solch ein Ziel zu meiden —
Aber singen will ich nicht.

Wenn das reineste Gefühl
Nur im Schmerz ist zu erwerben,
Werden Qualen mir ein Spiel;
Denn wo ist ein schöner Ziel,
Als am reinen Schmerze sterben:
Nimmer soll die Flöte klagen,
Was ich bin, und was geschieden,
Nimmer soll die Schrift es sagen;
Wird die Feder doch ermüden,
Und ich selbst nach Ruhe fragen.

Weil des Lebens kurze Zeit
Sich im fremden Land erweitert,
Wie ihr Liebe das gebeut,
Drum der Feder Mühe scheitert
Aufzuzeichnen solches Leid;
Aber lass ich's jetzt und immer,
Hinzuschreiben, was verschwiegen
Lang ich liess im Herzen liegen,
Sei doch der Gedanke nimmer
Lass, nach Zion hinzufliegen.

Land des Glücks! Dein Angedenken,
Wenn es je aus mir entwich,
Soll sich dieser Tage Kränken
In Vergessenheit versenken
Ohn' Erbarmen, ewiglich.
Von der bittern Trennungspein,
Die ich wünschte eingegraben
Wol in Erz und Marmelstein,
Soll man keine Kunde haben,
Dies soll meine Strafe sein.

Und wenn je mein armes Herz
Fürderhin mich sollte zwingen,
Dich Jerusalem zu singen
Hier in meinem Trennungsschmerz,
Soll sich mir kein Wort entringen,
Soll die Zung' am Gaumen kleben
Mir sofort, als ich begönne,
Falls in meinem Jammerleben
Eine Stund' es sollte geben,
Da ich dein vergessen könne.

Aber Land der Herrlichkeit,
Schaut ich nie dein wahres Wesen,
Bliebst du doch mir ewig weit,
Nicht Erinn'rung in der Zeit
Ist's, wodurch wir hier genesen.
Denn ein unbeschrieben Blatt
Ist die Seele, doch die Zeilen
Ew'ger Schrift den Schaden heilen,
Von des Leibes Ruhestatt
Will sie dann zur Heimath eilen.

Fürder ist nicht mehr zu schmachten
Um des Leibes Vaterland,
Himmelan nur sei gewandt
Nach der heil'gen Stadt mein Trachten,
Wo die Seel' ihr Leben fand,
Und das holde Menschenbild,
Das mich zwang, ihm hier zu fröhnen,
Nicht des Busens Sehnen stillt.
Ist ein Strahl nur jenes Schönen,
Dem die wahre Liebe gilt.

Jene Augen, deren Licht
Ird'sche Flammen mächtig zündet,
Sind nur Fackeln, Sonne nicht,
Nur der Abglanz von dem Licht,
Das sich rein in Gott befindet,
Und was mich gefangen hält,
Sind die Triebe dieser Erden,
Die der Herzen mächtig werden,
Böse Leiter mir gesellt,
Meiner Seelen Heil zu fährden.

Ihnen ist es wohl bewusst,
Wie sie mich in Schaden bringen,
Wollte doch ihr Wort mich zwingen
Von der eitlen Erdenlust
Statt von ew'ger Lieb zu singen. —
Doch nachdem der heil'ge Strahl
Reinigend mein Herz berühret
Hier im trüben Jammerthal,
Wie beginnt das Lied zumal,
Das allein dem Herrn gebühret.

Also stark sind ew'ge Gnaden,
Die das Heil der Seelen schaffen,
Dass sie mich der Schuld entladen,
So dass selbst vermeinter Schaden
Mich zur Tugend muss entraffen,
Und dass dieses Liebessehnen,
So den Sinn gefangen hält,
Zu der Wahrheit dringt vom Wähnen,
Von dem Schönen dieser Welt
Himmelan zum Ewigschönen.

Bleibe drum die Flöte hangen,
Die mir einst so angenehm,
Und zur Leier sich mich langen,
Heiliges Jerusalem,
Neue Lieder anzufangen;
Nicht von Fessellast umschlungen
Mehr an Babels Höllenstrand,
Meiner Sünden Macht entrungen
Und empor zu dir geschwungen,
Du mein wahres Vaterland.

Und wenn grimme Schicksalsmacht
Fürderhin mich sollte bänd'gen,
Ihr mein Leben einzubänd'gen;
Sei getilgt, was ich vollbracht,
In dem Buche der Lebend'gen.
Goldne Leier, andrer Meinung
Nehm' ich dich mir jetzt zu eigen,
Drum soll die Verwirrung schweigen,
Und des Friedens Lichterscheinung
Sich im heil'gen Liede zeigen.

Hirt' und König soll mich hören,
Durch die Welt der Schall erklinge,
Und die Welt in Staunen bringe,
Denn liess einst ich mich bethören,
Nun den Widerruf ich singe.
Nur zu dir mein Sehnen dringt,
Herr, mein grosser Feldherr, du,
Auf zu Zions ew'ger Ruh,
Wohin nichts empor mich bringt,
Reichst du nicht die Hand mir zu.

An dem Tage dann, dem grossen,
Wann der Leier heil'ger Muth
Preiset Zions ew'ge Hut,
Sei gedenk, Herr, zu zerstossen
Edoms sündenvolle Brut,
Welche, ihren Muth zu kühlen,
Durch des Sinnes Hoffahrt blind,
In der Unschuld Herzen wühlen,
Lass, vernichtend, Herr, sie fühlen,
Fühlen, dass sie Menschen sind.

Und der Triebe Uebermacht,
Die dem Leibe sich verbünden,
Und mir Seel' und Geist entzünden,
Welche durch des Willens Wacht
Wussten schon den Weg zu finden.
Die mit wildem Feldgeschrei
Wider mich den Sturm nun richten,
Geister, die nur Böses dichten,
Als ob ihnen möglich sei,
Mich von Grund aus zu vernichten —

Wirf sie nieder, lass sie schier
Einsam, da ihr Trotz entwich,
Denn mit ihnen können wir
Nimmermehr empor zu dir,
Noch sie meiden ohne dich.
Meiner armen Kraft Vermögen
Stellt mich jedem Feinde bloss,
Lässest du dich nicht bewegen,
Heil'ger Feldherr, in mein Schloss
Selbst Besatzung einzulegen.

Und du Fleisch, das uns verführet,
Babels makelvolles Kind,
Welches nur auf Elend sinnt,
Und mit dem, der es regieret,
Tausendmal den Kampf beginnt.
Nur für den ist Seligkeit,
Welcher mit dir kämpfend sieget,
In der ew'gen Kraft Geleit,
Dir vergeltend alles Leid,
Das du ihm einst zugefüget.

Nur für ihn, der strenge Zucht
An sich übt zu vielen Stunden,
Dessen Seele rein erfunden
Foltern an dem Leib versucht,
Die sie einst von ihm empfunden,
Der Gedanken, ihn berückend,
Wie er sie gewahrt, ergreift,
Schon im Werden sie erstickend,
Dass sie nicht, herangereift,
Werden Sünden, schwer und drückend.

Der an heil'gen Eifers Stein
Sie zu schleudern nicht vergisst,
Und ganz ihrer los zu sein,
Sie zerschmettert an dem Stein,
Der zum Eckstein worden ist,
Der, wo noch ein Sinnen bleibe,
Das des Leibes Lust umfing,
Schaffet, wie er fort es treibe,
Hin zu jenem heil'gen Leibe,
Welcher einst am Kreuze hing.

Der von allen Eitelkeiten
Dieser armen Sinnenwelt,
Wie's nur Menschen möglich fällt,
Will sofort hinüberschreiten
Zu der ew'gen Geisterwelt,
Wo zum Schau'n er wird geführet,
Welches rein ist und vollkommen,
Und den Sinn so hold berühret,
Dass man nimmer Mangel spüret
Und das Uebermaass benommen.

Dort wird sein gestärkter Blick
Also tiefe Wunder lesen,
Dass die Seele neu genesen,
Fühlt, der Erde höchstes Glück
Sei der höchste Tand gewesen.
Land, mit himmlischem Erquicken,
Du mein wahres Vaterland,
Wenn im Geist dich zu erblicken,
Setzt in solchen Wonnestand,
Wie erst wirst du selbst entzücken!

Selig, wer in Lieb' entglommen
Zu dir, Land der Herrlichkeit,
Mag so fromm und büssend kommen,
Dass er dorten aufgenommen,
Ruhe find' in Ewigkeit.

Und hat er sie gefunden? Umstrahlt ihn der rosige Schimmer vom Gipfel des Büssungsberges? Schaut er nun von Angesicht zu Angesicht? Wir sagen: ja! Denn hat er nicht jene Grundbedingung für den Eintritt in die Pforten des Paradieses erfüllt, die Goethe, trefflich wie immer, den Hütern derselben zuruft:

Lasst ihn immer nur hinein!
Machet nicht viel Federlesen;
Denn er ist ein Mensch gewesen,
Und das heisst ein Kämpfer sein.

---

# Die sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache.

Von
**Carl Schulze.**

## II.

### A. anreimende (alliter.) formeln.

#### Vorbemerkung.

Die formeln sind in drei klassen getheilt: A. anreimende, B. ausreimende, C. reimlose, und folgen dieselben, ebenso wie die einzelnen wörter einer und derselben formel unter sich, in alphabetischer ordnung. Bei den am meisten in gebrauch gewesenen, in allen grösseren dichtungen des mittelalters wiederkehrenden, gewöhnlich noch heute gäng und geben und darum mit einem stern (*) bezeichneten formeln habe ich nur für die ersten jahrhunderte unserer literatur belagstellen beibringen zu müssen geglaubt, deren grössere anzahl zugleich die weite verbreitung und allgemeine anwendung der einzelnen formel veranschaulichen soll. Ein Kreuz (†) bezeichnet die umkehrung der formel, ein A. = anreihung, d. i. verbindung mehrerer wörter zu einer formel.

#### a) substantiva.

angst u. arbeit lieders. 72, 336 diut. I, 466 u. 489. A. angst, nôt u. arb. lieders. 198, 3. nach anklag u. n. antwort, fastnsp. I, 234, 9.

im bach u. balzersmoor (nomen proprium), Rochholz s. 259. bach u. bruch, durch br. u. manige boese b., livl. kron. 7246. weder brunnen noch bach (= stehendes u. fliessendes wasser), Servat. 1376. fliessen beche u. manic brunnelin, Konr. troj. 1151. bad u. bette mit jemandem theilen, volksm. vergl. die redensart: sie gehören in Ein bad, Grimm I, 1070. bischof oder bader (= aut Caesar, aut nihil), Bebel. Luther 4, 444b. wir wolten bischof werden, so seind wir b. worden, Weidner 74. halb b. u. halb b. d. i. stümmel und unteutsch teutsche, Stieler XVIII. heut b., morgen bader, Henisch 169. es können nicht alle bischof werden, man muss auch

bader haben, Simrock 1102. Pistor. I, 12. brak u. bafel, auch bafel u. br., Lehm. florileg. = auschuss, verlegene waare (brak v. brechen = bruch. bafel = pöbel. vgl. verbabelt). bûk u. bâk voll haben. (bûk = bauch, bâk = rücken, volksm.) wenn nich wör buk on bak, so hedde man good gemak. osnabr. wenn nur der buckel auch wär, sagte der bauernbub auf der kirchweih, als er sich satt gegessen und noch ein hirsebrei kam, fränk. spr. balsam u. bisem, fastnsp. 213, 15. 958, 23. ban endi bodskepi (= mandatum et praeceptum), Heljand. ban u. gebot, troj. kr. 119a. bergreien 89, 3. ban, marke u. begriff (= gebiet), Grimm RA. 15. ben eda bani, westgoth. Grimm RA. to brève and banne, fries. As. 280. 311. bi hohen bennen u. penen (strafen), Schilling eidg. kron. 14. bast ok band, westgoth. Grimm RA. bank u. bette mit jemandem theilen, volksm. (vgl. gibenkeo u. gibeddeo, evangel.-harmonie). barten u. beile, Luther psalm 74, 6. (barten = breite beile.) schlägst du mich mit der barte, so schlag ich dich mit dem beil. sprichw. wirfst du mit der barte, so wirfft man dich mit dem beihel wider, Henisch 189. bass, buribass, Müllenhof s. 510. bauer u. bürger, pawer — purgere, Ernst 1, 8. † Pusilj. 244. gegenüberstehend in folgenden sprichwörtern: ein verständiger bauer ist mehr werth als ein rathloser bürger, Lehm. floril. II, 279, 62. bürger u. bauer scheidet nichts denn die mauer, Agric. I, 244. die bürger auf den wall, die bauern hinter den pflug, Henisch 265. wenn die bürger zu rathhaus gehen, so gehet der bauer vor, Agric. 244, u. andere bei Lehmann floril. 203, 41. 106, 8. und in volksreimen: bürger, bauer, bettelmann. baum u. berg, über baum u. berg sein = (gleich dem vogel) schnell davoneilen. boven allen bergen u. bomen, Schönem. niederd. ged. 1730. von boumen u. von bluete, Heinzel. I, 161. Amur 161. Altsw. III, 87, 10. baum u. borke, teuschen bork un bôm stan (= zwischen thür und angel stecken), mecklenbg., Körte 466. in bausch u. bogen (bausch = zusammengebogenes papier) = alles zusammengenommen. becken u. buben, hiermit werden in einem markgräfl. badischen vehdebrief v. j. 1450 (Wächter, beitr. z. deutschen gesch. Tübingen 1845. s. 57) die leute des markgrafen bezeichnet (becken = beckenschläger?). ihr bedencken u. begehren, Grillenver. 484. mit dem bedencken u. berathschlagen, ebend. 221. mit begerde u. bitte, Neocor. I, 412. II, 50. bitt u. beger, fastnsp. 867, 24. Ehing. s. 16. beginn u. bejag (= erwerb), sin begin u. s. bejac ist dort vor gote

lobesvol, Passional III, 140, 64. beichte u. busse (= geständnis der sünde u. besserung), mit bihte u. buozze, buch. Mos. 5606. predgt. d. XII. j. 7, 9. Berthold 24. 56. 127. 146. predgt. XIII. j. 71, 22. buch d. rügen 925. leben kristi 357. Titur. 1852. Haupt z. V, 27. gest. roman. 31a (noch 8 mal). Haupt z. VI, 482. fundgr. I, 107. durch b. u. b., leben Jesu 179, 15. 201, 12. Diemer 264, 7. 288, 11. Lucif. u. Jes. (jahrb. d. berl. ges. IX, XI, 359). bîhten wir u. setzen buz, Trimbg. wer recht beichtet, dem gibt man rechte buss, Sailer 232. Franck II, 115. † âne buzze u. âne bîhte, Wernh. Mar. 131. hartebok III, 181. A. b. rew u. b., Suchenw. 40, 237. âne reu u. b. u. b., ring 5d 40. bein u. bluot, swaz iender hât bein unde bluot, Gottfr. v. Str. lobgesg. 72, 11. beit noch borg, Ruff, Adam 5050. in berof u. berade nemen, = in berufung u. berathung nehmen = etwas überlegen, Schütze, holst. Idiot. über bühel u. berge, die sonne ist schon über alle bühel u. b., volksm. iz si bvhil oder berc, Entekrist (fundgr. II, 128). berge u. b., Königshof. krôn. 201. Hagen kron. s. 1135. berg u. burg, daz wir den b. u. die burc sülen verliesen, Parciv. 358, 4. den steten, burgen, bergen, Hesler (a. 1330). börde u. beschweringe (bürde), Neocor. I, 324. besserung u. busse, Tauler 185b. † buoze u. bezzerung, sachsensp. 2, 21. Minnes. 2, 238a. troj. kr. 18094. gest. Rom. 59. mit bet (= bitte) u. mit biet, Horneck 251a. ir bot u. bet, ebend. 299. mit boteschaft u. mit bete, Gregor 734. gebaerde u. bete, beiđe g. u. b., Iwein 3821. bete u. gebot (bete = petitio, rogatio), mîn bete u. mîn gebot, Iwein 238. 3086. 4781. avent. krôn. 1766. Otnit 295. diut. II, 35. † mit gebot u. ouch m. b., schwanr. 617. Horneck 173b u. ö. bier u. brot, braunschw. krôn. s. 374. auch in sprichwörtern: bier u. brot macht wangen roth, Sailer 374. Grimm I, 1822. — ist gut für hungersnoth, Henisch 374. — macht manchen schalk gross, Henisch 524. — im haus ist besser als gesottnes u. gebratnes draus, Sutor 140. bild u. bîschaft, diut. II, 30. † diut. II, 28. mit bilden u. mit buchstaben, diut. II, 18. blatt u. blüte, bletter u. bluot, k. troj. 486. 1146. burg u. bleck (= befestigter ort) gewinnen, stift. fehde (s. 258b). zu pulver u. blei begnadigen (eine moderne art der begnadigung), volksm. Antwerp. liederb. 182, 5. vor blicken u. vor brahte (= glanz u. pracht), Mart. 52, 88. büssen u. bliden, mit q. u. b. he schot, holst. kron. Staph. 123. † Korner, krôn. s. 207. Pusilj. 74. Liliencr. volksl. I, 215. mit bogen u. mit bussen,

Korner, krôn. s. 206. bu endi bodlos (= wehnung u. haus), Heljd. 65, 22. bogen u. bölzelin, Parciv. 118, 4. bogen u. bolz, k. troj. 109. bogen u. pfil, ebend. 968. bote u. bröke (niederd. = busse u. brüche) = schadenersatz, genugthuung, geldstrafe. in buschen ende in brame (dornstrauch), altd. bl. I, 210. bromber u. bresteling (schwäbisch = grosse gartenerdbeere), büchl. v. g. speise 54. boten u. briefe, Diemer 200, 2. Schade g. g. 5, 42. Pusilj. 136. 148 u. ö. † Neocor. I, 423. Pusilj. 313. briefe oder botschaft, Mencke I, 1076. Brig u. Breg bringen die Donau zu weg (Brigach u. Brege), Simrock 1303. breven u. bullen, Eschenloer I, 307. II, 70. † II, 16. brevier u. buch, deutsch. ord. stat. s. 47. brot u. brunnen, ze brôte u. z. br., Diemer 348, 23. von brôte u. v. br., Hartm. Gregor 2740. brot u. butter (bread and butter) = butterbrot. er ass sein br. u. b., Wieland. auch in vielen sprichwörtern: Wander, brot 133. 135. 153. 167. 173. över busk u. bröke, hexenspruch in nordd. sag. v. Kuhn 320. in buchen u. bruchen, livl. kr. 3375. bungen u. pipen (b. = trommeln), Zeno 1038. penitence u. busse, Mencke I, 1110.

ge daede ge dihtes, angels. lex Äthelst. (= that — befehl). dîg u. vorderf (= gedeihen u. nachtheil), Schönem. niederd. ged. 2756. dike (= deiche) u. damme, Neocor. II, 276. distel u. dorn, Anegenge 18, 83. mittelniederl. ostersp. 90. Tristan Fribg. 3574. Mart. 117d. Suso pred. I. manckt disteln u. manckt dornen (1455), Soltau, volksl. nr. 21. distel, gras u. dorn, fastnsp. 1137. besser in distel u. d. baden, denn mit falschen zungen sein beladen, Henisch 719. d. u. d. stechen sehr, falsche zungen noch viel mehr, Petri II, 153. druck u. drang, Schilling eidg. kron. 5. durch dorn u. durch gedrenge, Iwein 268. frau Dritt, frau Dreit, bergreien 160, 4. keen duld un dür hebben, = geduld u. ausdauer, holst. idiot. dunst u. dampf, der d. u. d. ist eine rechte vergift dem menschen, büchsenmeysterey 7.

ecken u. enden, an allen e. u. e., volksm. eid u. ehre, ich wîl daz huete uf mînen e. u. uf mine êre nemen, k. troj. 2765. auch umgekehrt. ecke u. ende sind gleichbedeutende ausdrücke in den volksthüml. wendungen: „es ist eine ganze ecke hin, es ist ein hübsches ende bis dahin,“ = ein weiter weg. eiche u. erde, diewîle e. u. e. stât, schwabensp. eigen u. erbe, egan endi erbi, Heljd. 101, 22. in eigan joh in erbi, Otfried II, 2, 43. umb erbe u. umb e. (dreimal),

statut. dinkelsb. (Haupt z. VII, 1). an egen u. an erve, Sachsensp. 5a § 3. Haltaus 282. Gudenus 2, 397. Trimb. 2419. lieders. 128, 53. alt. bl. I, 97. † im gegensatze zur fahrenden habe, Strick. Karl 113b. Col. cod. 11, 562. to erve u. t. e., braunschw. krôn. s. 385. passion. III, 539, 12. Trimb. 2401. erb. u. eigen, k. Luci. tocht. (jahrb. d. berl. ges. IX, XIII, 108). A. ich vertheile sein ei. e. u. lehen seinen herren, Grimm RA. 41. erste noch ende, fone êrist unz in ende, Hattemer III, 403. weder êrste noch zem ende, avent. krôn. 1482.

fabelei u. faselei, volksm. ân valsch u. â gefere (= aufrichtig), Suchenw. 6, 59. flamm u. fank (des schwertes), Horneck 151a. alle feng' u. frücht (= feldfrüchte), Amberger (Schmeller I, 539). firlefanz, bergreien 107, 7. (firlei, name eines tanzes). fâr u. für (= gefahr u. feuer) stân, soest. fehd. s. 621. one furcht u. one fâr (= angst), Fribg. 5437. Neocor. I, 368. form u. farbe, lieders. 178, 742. vater u. freund, denn vater o. vriunde, Vrid. 141, 4. wat vadder wat vriend, magdeb. volksm. vitte u. vatte, Müllenhoff, sag. s. 292. mit faust u. ferse losschlagen, (Wieland), Grimm III, 1545, 5. finger u. faust, so man in ein finger beut, wil er die faust gar haben, zeytbuch 230b. mit fausten u. m. füssen, Folz 1246. faxen u. flausen (= facetiae u. vlôsen = lügen, von flosen = flüstern), volksm. zum fitz u. federle (fitz = eine art pfeil), Uhland volksl. II, 284. ône fittig u. federn kan nieman fliegen, Ulensp. 14. fest u. feier, fastnsp. I, 380, 29. feind u. freund, vinde u. vrunde, Herb. troj. k. 5120. 16098. livl. kr. 8503. lieders. 180, 246. Suchenw. 28, 248. fries. fiand and friund, Br. 2. As. 36. auch in sprichwörtern, Wander, feind: 5. 10. 24. 31. 40. 49. 50. 62. 74. 77. 89. 106. 109. 127. 134. 177. 178. ect. † friunten von fienten, Diemer I, 55, 2. Parciv. 339, 8. Wilh. d. h. 101. noch vrunt noch vient, köln. kron. 5813. 6094. Lohgr. 71, 21. 135, 11. Trimb. 5976. lieders. 62, 63. Schade g. ged. 9, 584. berner krôn. 223. 228. fell u. fleisch, corium et carnem, Reinard. II, 926. fries. fel and flåsk, As. 88. es steckt mir zwischen fell u. fl. = es ist mir unbehaglich zu muthe, ich bin zweifelhaft. zwischen fell u. futter, besprechungsformel. Frischbier, hexenspr. 59. felsen u. flinsen, mit velsen u. vl., k. troj. 5882. ät feo oppe at feorhe, angels. (= gut — leben). vernoi u. verdriet, ende in vernoi (= ennuie) ende in verdriet, Partonop. 112, 9. ze pferde u. auch ze fuoze, livl. kron. 8984. verlust u. finden, sit vlust u. vinden an in was, Par-

civ. 531, 27. vinden u. vlust, Wilh. (Wolfram) 11, 5. vrunde u. verwanten, Neocor. I, 531. feuer u. finster, in fiur enti in finstri, Muspill. 11. feuer u. flamme, ir flammen u. i. wildez fur, Amur 227. rose (niederl.) 9031. f. u. fl. sein = begeistert, f. u. fl. speien (jeter feu et flamme) = erbittert, zornig sein, volksm. Frischbier, hexenspruch 109, mehrmals. Eichwald 592. feuer u. funken, er speit vorn feuer u. scheist hinten funken, Fischart, geschichts. fuchsschwänzer u. finanzer, Schweinichen. fisch u. ferge (wasserbaum), Walther 434. 463. *fisch u. fleisch. † häufiger fleisch u. fisch (he is neither fish nor flesh), Ernst 2188. Alexdr. 75. Biterolf 3122. Otte 264. Vrîd. 95, 7. warnung 2460. Alexius, A. 54. col. cod. 7, 155. Barl. fleisch mit d. fischen, Iwein 6217. Amis 600. k. troj. 13657. Martina 30d 111. 170, 26. altd. beisp. 8, 17. ungen. rock 1550. 3492. käs nach fleisch und nuss zu fischen, ring 27b. 29. und in vielen sprichwörtern: halb fisch, halb fleisch, ist fisch noch fleisch, gar fisch ist f., gar fl. ist f., Simrock 2476. Wander 84. 232. 263. 282. 283. Reinm. v. Zweter. Erasmus: dicunt et hodie „neque caro, neque piscis," de homine qui sibi vivit, nec ullarum est partium. Ruff Adam 5582 u. ö. vgl. altd. wäld. II, 167. auch sprichw. bezeichnung von halbheit im volksmunde. fisch u. vogel, Walther 272. in vielen sprichwörtern: fischefangen u. vogelstellen verderben manchen junggesellen — fische u. vögel nemen manchem seinen bogen u. s. w. flammen u. funken gap, passional III, 14, 41. friede u. flege (= obhut), chron. luneburg. s. 197. flucht oder flehen, Trist. 18914. weder fliege noch floh, lieders. 235, 14. fliegen, flöh u. neid bemühen die menschen allzeyt, Henisch 1146. fliegen, flöhe, des tiuvels nît, die müent die liute zaller zit, Vrîd. 146, 1. fliegen, flöhen, fledermäuse, huren, buben und filzläuse, wo die nemen überhand, verderben sie ein ganz land, Henisch 1146. ein geflitter u. e. pfnust wart da von den herren (= ein unterdrücktes lachen), Jerosch 15, 38. mit volge u. mit vrage (= durch urteilsspruch, Lohengr. 57, 13. frage gibt folge u. recht, rechtsspr. Graf 415, 122. vordîg u. vorderf (gedeihen u. nachtheil), Schönem. niederd. ged. 3595. form oder fug, fastnsp. 170, 12. fraiz u. furcht, durch foricht u. d. fraiz (= schrecken), Horneck 38b. den fürsten u. frauen, Crane 4, 121. fride, freiheit u. recht, Grimm RA. 15. über fürsten ende frien, passional I, 151, 44. fremde u. freunde, die vremeden zuo d. friund, Gudr. 46, 2. 1520, 4. die vr. u. d. vrunde, passional I, 42,

25. unter frunden u. fr., statut d. stadt halle (14. j.), Neocor. I, 143, 110. Pusilj. 188. freude u. friuntschaft, Iwein 7765. volksm. Wander 132. friede u. freude, Rumelant 2, 9. vriede ist uns u. vreude gram, avent. krôn. 18996. lieders. 178, 361. Suso leb. 37. ew. weish. 9. fr. u. fr. u. gemach, Mencke II. (Lud. v. Thür. § 17) soest. fehd. s. 663. Büschg. buch d. lieb. 348. in sprichwörtern: fried ist der herzen freud (dänisch: fred er fryd), Lehmann 213, 26. Wander 85. in fried u. freud fahr ich dahin, kirchenlied. friedel u. freund, mîn vriedel u. mîn vreund, marienleb. 1408. frunde u. friende (tautolog.) Closener, strassb. kron. 67. in friede u. freundschaft mit einander leben, volksm. Korner, krôn. s. 209. Neocor. I, 308. freundschaft noch frommkeit hilft da, Büsch. buch d. lieb. 45. friede u. frommen, Eschenloer II, 90.

gabe u. geld, Pusilj. 297. gabe u. geschenk, Neocor. I, 142. mit gab u. guter geheiz, Horneck 291 b. gift u. gabe, tautologisch. grote gifte u. gaue, holst. kron. (Staph. 119), die giften u. gebin, Mone VII, 470 (j. 1379). Gerstenbg. kron. 299. Agricol. 527. mit gift, mieth oder gaben, Fischart. giften u. gaven makt nichten u. magen, Schottel 1133 a. he nimmt nig gift noch gavn, hambg. volksm. A. gift, gaben u. geschenk nemen, Mathesy 125 b. gabe u. geniez, daz heilige grab one geniez u. g. hat niempt gern in hût, Horneck 110. die goddes gave u. d. geniet, statut d. stadt Halle. gnade u. gabe, Tauler 240 b. Pusilj. 329. ir gabe u. ir gebot, Teichner, Docen misc. II, 229 ff. vil goldes u. gabe, Pez II, 1080. gabe u. gruss, mit gabe u. m. gruoze gut, frau 2132. nâ gunst u. gaif (gabe), Schade g. ged. 9, 452. sprichw. gabe macht gunst, Henisch 1781. giks noch gaks, weder giks noch gaks wissen, volksm. Eiselein 238. Langbein 2, 161. Schmeller I, 25. Sanders I, 529. auf kocken oder auf galein (= galea, galère), Horneck 304. gift u. galle in herzens grunde, Trimbg. 14091. gall u. unheilsame vergift, Belial 16 b. gift u. galle speien = erbittert sein, volksm. Lessing I, 285. Mayer II, 217. er hat weder g. noch g. — er ist gleich g. u. g. — Wander. gelfe u. gamen, mit gelfe u. gamen (= mit übermut u. mutwillen), Herbort troj. 1575. gang u. gebaren, kiusch din gebaren u. dîn ganc, Gottfr. lobges. 28, 12. Gott u. garbe, wie es Gott u. garbe giebt, volksm. (gast) gäste u. gesinde, die geste u. d. gesinde, Lanzelot 7799. avent. krône 17102. gesamt abent. 20, 18. gesinde u. d. g. Ernst 2883. gäste u. kunden (= bekannte u. frem-

den), so zimst du wol bî k u. bî g., Zweter II, 199. die k. u. die g., Engelh. 32. Trimb. 18120. Laber 657, 5. Suchenw. 34, 36. 12, 82. umk. Horneck 488a. gurre wie gaul, = eines so schlecht wie das andere, fastnsp. 867, 22. gurr an gaul wär chomen, Hätzl. 240a. Justing. kron. s. 250. es ist gurre als gaul, Franck II, 10a. Tappius 116a. Schiller III, 6b. wie die gurr, so ist d. gaul, Lehm. 326, 20. gebe u. gisel, beide mit gisel u. m. g., Strick. Karl 24 b. Ruol. 55, 7. gürtel u. gebende, Syon s. 18. geberde u. gestalt, Suchenw. 42, 36. gebet u. gebot, Horneck 153b. (s. bete). umk. Lohgr. 58, 35. Otnit 1667. geberde u. gelâze, Massm. denkm. I. 10, 157. gelate u. gebaere, sasskr. 29. mit gesange u. gebete, Wernh. Mar. I, 49. gebet u. güte, wälsch. gst. 12886. gebiet u. geleit, und hiesche die nahm wieder (= forderte das genommene wieder), die in seinem gelait u. gebiet geschehen war, limbg. kron. s. 65. gebot u. gewalt, dîn g. u.g., Erec 8298. Georg 2195. passional I, 216, 71. des gewalt u. des gebot, passional III, 133, 28. 414, 30. 651, 50. 676, 96. Martin. 2c 68. 5d 98. (noch 5 m.) gebot u. gnade, dein geb. u. d. gn., Stricker Karl 40b. sin gnade u. s. g., Iwein 5352. Georg 2139. von gnaden u. g., Haupt z. VI, 379. Gregor 2986. got u. sîne h. 10 gebot help mir, köln. kron. 5098. gebrauch u. gewohnheit, gebruk, wise u. gew. (a. 1543), Grimm RA. 15. van gebôrd u. geslagt, sassenkr. 2, 30. geburt noch gut, der geb. noch des gutes, arm. Heinr. 45. Erec 3809. gedank u. getrehte (= dichten u. trachten), st. Oswald 723. gedenken noch gedanken (= danken), Trimb. 5783. gesin noch gedanke (vgl. gedanke), kaiserkr. 250, 26. gedinge u. gnade, bringen zu gnaden u. z. ged., Gr. Rudolf 18, 22. gedinge u. glaube, ain geloube u. ain gedinge, Ruol. 123, 14. von getret u. v. gedrank, Suchenw. 4, 185. getrift u. gefährt (= spur), Suso b. III, 1. graeben noch gefild, Suchenw. 4, 206. gehelle (= übereinstimmung) u. gunst, mit willen, gunst u. g. (a. 1371), Grimm RA. 16. gisel u. gelt, Mart. 122b. geisel u. gut (vgl. gabe), die gisel u. daz guot, Strick. Karl 33b. 37a. 37b. geitikeit u. gleihsenheit, Trimb. 4931. 4948. dat gekunne u. geslägte, sassenkr. 3, 7. geläut u. gesang, mit geliute u. m. g., Servat. 933. geld u. gold, Herb. troj. kr. 15985. Schade satir. I, 138. Ruff Adam 3184. 88. 554. 990. 4012. 946. 5138. † Rochholz s. 52. Körner volksl. 14 (bis) gold u. geld regiert d. ganze welt, sprichw. weder gunst noch geld, fastnsp. 897, 19,

drei g bringen viel weh in der welt: gunst, gewalt u. geld, Wander I. gelt macht gunst, Petri II, 330. geld u. gut, in sehr vielen sprichwörtern: g. u. g. ist fahrende habe — ist wetterwendig — macht übermut — muss zwei schelme haben — u. Wander 660 ff. Dietr. fl. 4154. Amis 2153. Hag. kronik 2139. Gerstenbg. kron. 243. fastnsp. I, 155, 6. Theophil. 609. Ruff Adam 3118. 248. 4426. Claus B. 727. 851. Pusilj. 250. Luther's katechismus II. u. III. hauptst. was frag ich viel nach g. u. g., lied. dat is jo man g. u. g., et is jo nig fleesch u. bloot = das unglück geht nur an den geldbeutel, holst. † mit guodu endi geld, Heljd. 106, 23. gut u. d. leidige g., Schade satyr. 15, 240. Pusilj. 351. Hätzl. 276b. A. umb hab u. gut u. geld, Muscat. 73, 24. geld u. gute worte, für g. u. g. w. kann man alles haben, sprichw. = mit scazza ioh mit wortan, Otfried IV, 37. 50. geleite u. geselle, iwer g. u. iwer g. Parciv. 371, 6. gelf u. gibelin, den gwelphen hetzen an den gibelin (j. 1316), buch d. rüg. (Haupt z. II, 10). Gibel u. Gälfe, Lohgr. 88, 40. Gelf u. Gibling, Laber, anhg. 106, 7. Jerosch 50, 31. Suchenwirt 9, 192. 14, 90. Gibl. u. Gelf, Altsw. IV b, 163, 14. V, 227, 26. mit diesen schimpfnamen bezeichneten sich auch die französisch oder kaiserlich gesinnten schweizer, und am hause der Berner adelszunft zum distelzwang schrieb jemand an einen laden die worte: „Wir Gelfen werd uns der dukaten und kronen behelfen, so ir Gibel kath und dreck essent uz dem kübel.“ gelig u. geschlap, sönn g. u. g., mecklbg. volksm. geloop u. gerönn, sönn g. u. g., mecklbg. volksm. gelust u. gelange, g. u. g. der lidet vil ange, Trist. 17771. gelust u. girde, ir girde u. ir g., avent. krôn. 20227. gemach u. gevüere, ze gevüere u. ze gem., Iwein 6539. gemach u. gereite (geräth), an gereite u. a. g., Gregor 1044. gemach u. glück, gut gemach u. darzuo gut gelucke, passion. I, 84, 76. † mecklbg. reimkr. s. 798. gemach u. gnade. † gnade u. gem., Iwein 777. (= gnad. u. ruhe) Horneck 226a. guotes u. gemaches, Horneck 126a. gemach u. gut, mit guote u. mit gem., arm. Heinr. 1447. michel guot u. gemach, Gregor 488. altd. bl. II, 34. golt u. gemaelde, Mart. 182c. ir geniez u. ir gut, passion. III, 499, 32. geniste u. gesundheit (= genesung), gesundheit u. gen., Pantal. 215. genügen u. gewalt, erhub sich herr Cuno von Falkenstein mit grossem genügen u. g., limbg. kron. s. 65. gereizze u. gewerre, g. u. g. machen, Berthold 126. gerten u. geiseln, mit gerten, mit geiseln u. mit swerten (j. 1190) Haupt z. I, 158. geruhen u. gnade behalten, Pusilj. 220. geschick

10*

u. glück, mit g. u. g., Waiz. 1836. gimme u. geschmîde, k. troj. 1165. geschmeide u. gold, daz golt u. d. gesmîde, Engelh. 2722. geschnack u. geklöter, sönn g. u. g., mecklbg. volksm. gestalt u. gewant, Suchenw. 28, 340. glast (= glanz) u. gestein, Suchenw. 3, 175. *gesteine u. gold, v. gest. noch von golde, Wigal. 13, 26 (u. noch 8 mal), Wolfr. Wilh. 24, 2. Luar. 483 u. ö. edeln gest. u. g., wälsch. gst. 1475. baz danne gesteine dem golde tuot, Walth. III, 92, 26. licht gest. u. rôtez g., Parciv. 17, 18. passional I, öfter. k. turn. 171, 1. Heinzel. 19, 19. † Ruol. 118, 14. 150, 4. golt u. gest., Crescent. 92, 2 (j. 1150), Wigal. 68, 18, 27. u. ö. Alexdr. 441 u. 1331. von gold u. v. g., Luar. 351. Gregor 551. Ernst 2642. 2721. mit g. u. m. g., kaiserkron. 36, 13. Salom. u. Morolf 35. Partonop. 53, 16. Wilh. d. h. 84 u. ö. Gottfr. lobges. 75, 10. Lanzel. 4137. Parciv. 335, 28. 222, 17. Strick. Karl 47a u. ö. Gerh. 5769. Wigam. 4955. avent. krôn. 22031 u. ö. Georg 1445. passional I, 234, 76 u. ö. k. troj. 3862 u. ö. unser alter liebt gold u. stein, Matthisson A. 1, 181. A. g. g. u. raben, Servat. 116. silber, g. u. g., Luar. 1264. getât u. guot, keine mir gelichet weder an guot ald an getât, Lanzel. 1003. getiure u. gezierde, von g. u. v. g., avent. krôn. 3156. ein geziug u. gewer (gewährsmann), Mart. 182d. gewalt u. gewähr, in g. u. g., Hohenvels. Schwanr. 335. Oberlin: über gew. u. über gewähr. glück u. gewalt, narrschf. 172, 54. gewalt u. gnade, Schade g. ged. 4, 391. gew. âne gn., Mone quell. I, 480. bei gewalt soll gnade sein, Graf 397, 605. Kirchhofer 224. Rubin 15, 3. † gnade bî gew., Martin. 291b. dîn gn. u. dîn gew., Berthold 114. gewalt u. gunst, narrschf. 157, 61. † ring 47b, 19. gewalt u. gut, mit siner gew., m. s. g., Marienl. 105, 22. grôz gewalt u. irdisch g., Trimb. 6003. Doroth. pass. 156. godes gude inde sîne gew., Marienl. 78, 8. die guot, gewalt u. êre verwerfet, passion. III, 637, 22. gewand u. gold, von golde u. v. gew., Lanzel. 8901. gut u. gewin, Walther I, 20, 20. Horneck 221a. gezune u. gezimbere (vgl. zaun), g. u. g., Sachsenspieg. kib u. gift, voll kib u. gift sein, volksm. (kib = keib = aas). * gimme u. gold, von g. u. v. g., troj. kr. ein gimm vür allez golt, wälsch. gst. 1367. mit gimmen u. mit g., k. troj. 14938. † auri gemmarumque insignia, Roswith. 50. goldes unde gimmon, Hattem. III, 303. quis gemmis illiserit aurum, Walth. 462. tunicam gemmis auroque micantem, Ruodlb. 238. âne g. u. â. g., kaiserkron. 464, 25. uzzer g. u. u. g., Ruol. 57, 23. 268, 31. avent. krôn. 3143. golt noch gimme,

gesamtabent. 20, 852. von g. u. v. g., k. troj. 11284. 14539. girde u. gut (vgl. gelust), g. u. g., wälsch. gst. 11988. giuuarahtes endi giuuahsanes = facta et creta = künstl. u. natürl. körper, Heljd. 2, 5. giuuisela endi giuuarahta = docta et facta, Heljd. 2, 1. ân gelimpf u. ân gewissen (= ohne anstand u. einsicht), Muscat. 81, 27. gnade u. glimpf, Trimb. 5590. gling glang gloria, bergreien 101, 7. Uhland 200. glocke u. klingel (oder klöppel), in vielen sprichwörtern. s. Wander. glück u. gnade, Hagen kron. 1134. Schilling eidg. kron. 142. 332. zu gnaden u. guotem kam, Ehing. s. 12. gott u. glück, Büsch. buch d. lieb. 282. glück u. guot, beide gelucke u. g., passion. III, 590, 3. gnade u. gunst, chron. luneburg. s. 191. berner krôn. 96. Agricol. II. 89. wenn gnad u. gunst nicht will, schafft kunst u. witz nicht vil, Henisch 1781, 54. gnade u. güte, Wernh. Maria 184. ze gnaden u. ze gute, altd. bl. II, 34. gutes u. gnaden rich, sieb. meistr. 206, 25. grind u. gnaz an etwas reiben, Luther 6, 30b u. 5, 357b (gnaz = genaz = genez = nasse wunde). gürtel u. gold, Suchenw. 7, 174. gold u. gut, Dietr. fl. 5095. avent. krôn. 14760. zahle dann mit gold u. g., Platen 4, 276. † Müglin. gott u. mein glück. Diese worte führte Julius v. Braunschweig-Lünebg. oft im munde; sie sind auch durch die buchstaben g. v. m. g. auf seinen thalern bezeichnet. Madai 1102. Gott wend das gluckrad umb, refrain in dem liede nr. 77 bei Soltau. gut glück u. Gottes segen, lieders. 20, 82. gotes huld u. gunst der liute, Konr. v. W. 18, 1. gott u. gut, beide an gude u. ok an gottes eren, Gandersh. kron. 8, 14. gott oder d. gryphe mich hin dreyd, Heinrich d. Löwe 25, 7. gott u. guten leuten, gote u. guoten liuten klagen, Iwein 6322. graben u. graft, an dem graben u. an der graft, Herb. troj. kr. 6197. über gruben u. graben, Trimb. 13870. grub noch grab, Uhland volksl. II, 352. die gründ u. gräben, Suchenw. 4, 440. gras u. grein, losung der freischöffen. buchstaben der heiligen vehme: s. s. g. g. = flieh über stock u. stein, gras u. grein. (grein = gries = grobkörniger sand.) Wigand, fehme 265. 524 u. 25. als gries u. gras (eine schar), Gerstenbg. kron. 171. grat u. grund, so lange grund u. grat stêt, Stalder idiot. I, 485 = thal u. berg (vgl. eich u. erde). Grimm, RA. (an. 1301 u. 1497) appenzeller kaufbrief (Zellweg). gruss u. gunst, Horneck 15. gülte u. guot, ungewert des gudes u. der gülde mîn, Schwanr. 575. guot, êre u. guft, Trimb. 4299. guot, êre u. gunst, Trimb. 16629.

haar u. haube, mîn hoube u. mîn hâr. Helmbr. 510 u. 1891. haar u. haupt, h. u. houbit, Wilh. d. h. 31. beide sîn houbt u. s. h., col. cod. 8, 21. † houet inde har, Tundal. 519. diut. I, 375. fastnsp. I, 265, 13. haut u. haar, ad cutem usque ad crinem, sehr alte rechtsformel; nach dem sachsenspiegel richtet man zu h. u. h. (als höchstes strafmaass) über schwangere, über diebe, die weniger als 3 schillinge oder bei tage stehlen, dem bauermeister wettet man für h. u. h. 3 schillinge, wer h. u. h. abkauft ist rechtslos. Strafe bei h. u. h. ist = geisseln u. haarabschneiden, s. RA. Grimm 702. Schwabenspg. 91. 92 u. ö. 2. makkab. 7, 7. als formel bezeichnet dieser ausdruck sonst gewöhnlich den ganzen körper: Berthold 62. kaiserkron. 453, 33. Reinh. 710. 914. 996. Otte 373. Eracl. 3438. Herb. troj. kr. 2906. Eneit 13146. Iwein 1333. Helbling I, 1203. Walther. Wolkenst. 108, 3. 7. abegîn hut u. hâr, fundgr. II, 291. Enenk. 101 a. Karaj. C. 506. fastnsp. 610, 16. † nec pilus neque vellus lat. ged. auf Friedr. d. stauf. Grimm s. 242. pellis et pilus. Im Iwein steht dafür auch hâr u. lich. haar u. haut, Herb. troj. 9735. 54. Titur. 5998. Amis 1704. hexenspruch, Frischbier 5. was hilft flickens u. plätzens am pelz, da h. u. h. nicht gut sind, Schottel 1119 a. auch in folgenden neueren redensarten: es geht einen von h. u. h. nichts an, lüd de mî mit hut u. hâr nicks angån, mecklbg. mit h. u. h. fressen (mit h. u. h. verteren, niederd.), ik ken em von h. u. h. nich (mecklbg.), es ist mir von h. u. h. zuwider, er nimt das haar mit der haut, Hutten. wo haut u. h. nicht gut sind, da gibt es keinen schönen pelz, Luther. Petri II, 805. holz u haar düngen sieben jahr — wachsen über nacht, sprichw. habe u. harnisch menniges mannes, Korner. krôn. s. 208. habe — hof, Reinmar. 185. hub u. hab, rechtsformel im appenzell. kaufbrief bei Zellweg. habich u. hättich, namentlich in sprichwörtern: habich ist ein guter, hättich ein böser vogel, Agric. besser ein h. als zehn h., Petri II, 35. Firmenich I, 348, 14. der h. war allzeit besser als der h.; — ein dürrer habich ist besser als ein fetter h., Körte. Simrock; h. is ein reicher mann, h. ein armer; — h. ist ein schöner vogel, h. nur ein nestling; hefk is bäter as hark, süderdithmarschen; haber ist besser als hetter, schles. hafer u. heu, Grimm, RA. 7. heu geht, haber u. häcksel trabt, aber haber läuft, Coler 349 b. haide u. gehag, Suchenw. 7, 186. hagel u. heer, hêr u. h., Oberlin = alles niederschmetternde unglück (hêr = wilde jagd). hahn u. henne, weder henne noch h. kräht, Spervog. 4, 1. dee henne noch d. h., MS. 2, 229a.

hinne end han, Reinaert 1611. 2087. treten wie der h. die h., volksm. und in vielen sprichwörtern, ein kinderspiel hat den namen „hahn u. henne," der hahn, der hahn u. nicht die henne. hahn n. huhn, darnach krähet weder huhn noch hahn (fälschlich oft „weder hund noch hahn") = darnach wird nicht weiter gefragt, das wird nicht bestraft. so krähte nicht hund noch hahn, Voss, antisymbolik 2, 105. dass weder hund noch hahn zu hören ist, Laube, drei königsstädte 1, 233. honig in der haide, Wendhag. bauernrecht 203. hand u. halfter, zu h. u. h. geben, dare ad manum creditoris. Der schuldner, welcher weder zahlen noch bürgen stellen konnte, wurde dem gläubiger zu h. u. h. gegeben, d. h. zu eigen, und musste so lange zu eigen bleiben, bis er seine schuld mit der hand oder mit seinem pferde (halfter) abgetragen hatte. hand u. halm, mit hande, halme u. gît, munde Vrîd. Der halm wurde zum zeichen feierlicher auflassung, entsagung oder kündigung mit der hand geworfen, gereicht, gegriffen, bald von den betheiligten, bald von dem richter, namentlich bei auflassung von grundstücken durch geschenk, verkauf u. verpfändung. Grimm RA. 121 ff., daher die formeln: mit hand u. h. (1411. 1491), cum manu et festuca (1024). Mone anz. 4, 151. mit halme u. m. munde (1366. 1442). mit mund, hand u. halm (1324. 1357. 1399. 1406. 1410. 1447. 1467. 1509.), mit munde, worten u. halme (1498), Grimm 125. halm u. houwe, after h. u. h. Oberlin. (= nach der ernte, nach dem abhalmen und abhauen der feldfrüchte). (halm) holz, heu u. halm, firbrennet magen werden also holz unde henue unde halma, fundgr. I, 64. hals u. hand, sachsensp. 3, 52. 78. h. u. hände, Horneck 112b. hals u. haupt, hals u. hovet, Theophil. 345. dass das gericht zu Limpurg vnser herr ist über hals v. h., limbg. kron. s. 80. RA. 7. A. richter over hals, hawpt u. over hant, sachsensp. III, 69a. hals u. haut, an heubt oder an h., Berthold 103. es giltet hals u. hûte, kön. v. Frankr. 379. halsberg u. helm, halsperger noch helme, kaiserkron. 485, 4. halsp. u. ouch h., Haupt z. V, 20. (v. j. 1190.) † mit helmen u. mit halsperg. kaiserkron. 4, 23. beide den helm u. d. h., Stricker Karl 111b. halsberge u. hosen, k. troj. 3997. helm, h. u. hosen, Schwanr. 128. Hänsels Hampels braut, bergreien 107, 7. himp-hamp, westph. Woeste 85, 96. (= verworrene, verwickelte sache = ausflüchte.) hand u. haupt, mine hende u. m. h., Diemer 252, 21. evangelium, fusswaschung: „herr, nicht die füsse allein, sondern auch die hende u. d. h." houbet u. haut, Hattem. III,

425. Dietr. fl. 9453. mit houbte u. m. h., kaiserkron. 280, 20. über houbet u. hende, Erec 55. hebet iuwer houbet u. i. h., Diemer 273, 19. Horneck 436 a. für das haupt d. haupt, für die hand d. hand, rechtspr. Graf 336, 301. hand u. haut, haut u. hände voll zu thun haben (= sehr beschäftigt sein), Würzbg. Schellh. 1797. hand u. herz, hende u. herze, Trist. 15682. Titur. 4241. hende, herze u. wort, passional I, 265, 59. mit herzen u. mit h., k. troj. 3948. 17756. † Parciv. 569, 18. ich valde ir herze u. hande, Wizensê 2, 3. mit herzen u. m. h., Titur. 939 = k. troj. 13229. 16946. Pantal. 1796. von h. u. v. h., Titur. 4404. Rabenschl. 851, 3. Lichtenst. 404, 5. bôt herze u. h., Gregor 1654. Trimb. 9940. diut. I, 464. A. mit herzen u. henden, Wilh. 90. so herz als mund u. hände (1477), Rochholz s. 201. mit herzen, mund u. händen, kirchenlied. Heine wie Hans, es ist H. wie H., volksm. hoot u. hansch, h. u. h. verlieren (= kopf u. kragen), holst. idiotik. harm u. harz, als ein h. u. e. h. (= so weiss u. so schwarz), avent. krôn. 24780. hosc endi harmquidi = schande u. schmach, Heljd. 161, 19. hosc ge h., ebend. 57, 17. 108, 9. heti endi harmquidi = hass u. schmach, Heljd. 39, 22. harnisch u. helm, soest. fehd. 704. von harnisch u. hengsten, Liliencr. volksl. I, an. 1400, 1265. hase u. hirsch, volksm. hase u. h. lauffen, wann hund hinter sie kommen, Lehm. 308, 52. wenn hirsche nicht kommen, sind hasen auch gut, Jer. Gotthelf, Käthi I, 130. hase u. hund, volksm. hasen u. hunde werden nie freunde; we de hasen hebben will, de mot de hunde wogen, westph. Böbel 143. der hase würde eher den hund fangen, zween hasen mit Einem hunde fohen — man muss hund oder h. sein — mit unwilligen hunden ist nicht gut hasen fangen — u. in vielen anderen sprichwörtern. hass u. hehl (angels. ne for hete nor for hele, Äthelst. 2. app. 4.), sunder hel u. s. h., Suchenw. hass u. huld, sin hulde dan sîn grôzer haz, Parciv. 355, 4. hau u. holz, mit holte unde höi, Grimm RA. 44. haube u. helm, durch helm u. d. h. sluoc, Lanzel. 4539. haube u. hemde, „und sollten wir hemden u. hauben versetzen" —, legende auf einer Wermuth'schen medaille v. j. 1731 auf Cupido. Rudolphi 166. haube u. hülle, diut. I, 365. haube u. hut, der rihtaer v. d. schephenden suln weder huben noch hütelin noch hut ufhaben, Schwabensp. 145. ebenso sachsensp. III, 69 a § 1: noch hut, noch hüdekin, noch huven noch hantschun. hauer u. hespler (beim bergbau), Uhland, volksl. I, 162. bergreien 86, 6. haufen u. heer, Büschg. buch d. lieb. 356.

haupt u. helm, daz stieb von helm u. houbt, Alphart 240, 3. er spielt im houbet u. h., Strick. Karl 66a. mit haupt u. hendevalten, Suchenw. 40, 155. haupt u. herz, hovede u. herte, h. Martin. 257. herze u. houbet er neigete, Servat. 2602. beide herze u. houbet, passional III, 108, 91. mit herze u. m. h. er neic, passion. III, 497, 65. ein haupt, ein hertz, Petri II, 197. haupt u. hirn, Morolf 1068. vil rede bricht das hirn u. d. h., Liliencr. volksl. I, (1437) 358. ein haupt ohne hirn, volksm. haupt u. huf, er klagete weder houbt noch huf, passional I, 298, 48. haupt u. hut, ein jeder hat sein h. u. h., Seybold 518. arka haad pasat egh (passt nicht) tu ean hut, fries. spr. haus u. heerd, eigen h. u. h. ist goldes wert, sprichw. weder h. noch h. haben, volksm. haus u. heim, ags. hûs and hâm, altengl. house and home, swer vâr von hûs, der vâr ouch mit mir h., Walth. I, 30, 26. weder haus u. h., Rochholz 56 u. 383. fastnsp. 893, 30. Stalder 2, 32. haus u. heimat, hûs noch heimot, büch. Mos. 1732. hecken u. hürst, Heinr. d. Löwe 34, 3. haus u. hof, hûs u. h., Wackern. nr. 61. fries. Br. 51. As. 94. 99. 100 u. ö. Vrîd. 94, 22. Parcival 152, 8. sachsensp. 1, 37. 2, 13. 28. 3, 3. 86. lehenrechtsb. 115. 149a. avent. krôn. 23063. in hûs, in hob, uberal, passion. I, 42, 18. III, 198, 72 u. ö. Herbort troj. 17448. 15394. Berthold 394. noch häuser noch höfe, Eschenloer II, 211. es ist weder h. n. h. zu finden, Steinhöw. II hauptst. in Luther's katechism. ihm ist h. u. h. im wein ertrunken, Agricola u. in vielen sprichwörtern u. redensarten. † hobos endi hiwiski, Heljd. 101. in curte vel in casa, Hattemer I, 352. Haupt z. I, 290. Reinaert 1432. Alexius g. 185. Herb. troj. 4073. Lohgr. 36, 27. von hof zu hof, von hus zu h., Liliencr. volksl. I, an. 1400, 530. lieber im hof als im h., Bebel. A. hûs u. hóf, wag u. pag, holst. idiot. h., h., guot, Karaj. s. 107. = deutsch. ord. stat. s. 149. h. u. h., laub u. gras, man u. weib mit samt dem kind, êr u. gut, ring 57c, 31. weder hütten noch haus, fastnsp. 1109. heerde u. hirt, böse hirten verderben die heerde — je besser hirt, je grösser heerde — hirt u. heerde geht zu grunde, volksm. ên hitt u. én hierd, mecklbg. da ist hirt u. heerde; es wird ein hirt u. e. h. sein, biblisch. hehle u. heimlichkeit, Grimm RA. 7. hehrste u. höchste, die hoehsten u. d. hêrsten, Vrîd. 76, 3. heide u. holz (vgl. wasser, wald, berg, feld), nû holz, nû h., Erec 3106. uber holz u. u. h., ungen. rock. 2357. 2417. 3713. heil u. hilfe, beide helfe u. h., Erec 495. Lanzelot 1196. heim u. hof, heime u. zu hofe, Rother 4916. beides einander gegen-

übergestellt auch in predigtbruchst. bei W. Wackernagel, und bei Walther vdV. XXII, 3. Erec 5051 u. 54. herren u. helfer, Justing. kron. s. 128. helm u. hut, die helme u. auch die hütelin, Lanzel. 6838. herkommen u. herrlichkeit, nach altem herk., recht u. herrl., Grimm RA. 15. hirn u. herz, Trimb. 8782. kleines hirn u. grosses herz kann grosse dinge verrichten, sprichw. herz u. huld, sin hulde ind sîn hertze, Hag. krón. 3161. himmel u. hölle, himil endi héla, Wigal. 198, 3. Haupt z. 5, 22. (anno 1190) Wilhelm 75. 76. 91. wälsche gst. 11227. Vrid. 18, 12 (helle u. himelrîche). 23, 26. 69, 19. Haupt z. II, 403. Ebner, brief 53. fastnsp. 1119. auch als interjections- und schwurformel. den minschen sin will ist sin himmel un hill, Mecklbg. v. himmel u. h. stürmen (= alle mittel anwenden), — bewegen, mischen, was h. u. was h.! sprichw. hirsch u. hind, Grimm RA. 7. was hirsch, was hinde, gott ehr' die saw mit ihrem kinde, froschmäusel. Vv IV. hirsch u. hund, der hirsch reizt die hunde — da fängt der hirsch d. h. (cervus canes trahit) — wer hirschköpfe haben will, muss hundsköpfe daran setzen, sprichw. noch hirten weder hund, ring 55c, 33. wie der hirt, so der h., sprichw. hirt u. höter, ze huoter u. ze h., Martina 6c, 75. horn u. huf gebüt ich dir; in einem pferdesegen bei Mone III. 287. vor horn u. huf muss sich jeder selber hüten, rechtsspr. Graf 295. mit horn u. hunt gienc er zu grunt, Hartm. Trist. 16662. hucke wie hose = das ist sich gleich, thüring.

kiferkaete (keifende käthe), name einer jungfrau, bergreien 107, 5. kaiser u. könig, ach keisers kint, ach küneges barn, Gottfr. lobges. 85, 5. Trimb. 6152. bî den keisern u. kn., Schade g. ged. 9, 389. 10, 32, 3. Suchenw. 40, 1134. Mone anz. 4, 332. der kaiser ist herr über könige, Graf 28, 6. kaiser u. könige haben das gemeine recht gemacht, ebend. 17, 203. wenn der kaiser stirbt, setzt sich der könig in den sattel, Graf 486, 8. † kuninkrikeo kraft endi kesurdomes, Helj. 88, 18. kein kunik noch k., Lohgr. 183, 40. vor kungen u. vor keisir, Mart. 50, 7. Trimb. 6769. Suchenw. 3, 76. 40, 1134. Teichner, Schottky wien. jahrb. kalb u. kuh, in sprichwörtern und redensarten: das kalb folgt d. kuh, rechtsspr. Graf 59, 251. das kalb lernt von d. k. — ist wie die k. — is keine kuh u. s. w. daz kalb muoz entgelten der kuo, lieders. ring. 9d, 32. das kalb muez mit der k., Agric. Brant. k. u. k. verlieren, Rochholz s. 369. die schonen nicht das k. in d. k., Megerle. Schiller Wallenst. Umk. kü u.

kelber hintreiben, fastnsp. 610, 30. 3130. an kandeln u. a. krügen, Uhland volksl. II, 211, 2. 245, 3. kannen u. köppe, Neocor. I, 145. kipp u. kant, auf k. u. k. stehen = unsicher stehen. kapellen u. klöster, limbg. kron. 48. zu kapitel u. kore, alt. w. II, 70 (204). kappen u. kolben, der k. u. des k. vrî, Brant. narr. karn u. klage, ir klage u. ir k. (= kar, trauer), Servat. 245. kärnthen u. krain, Horneck 103a u. ö. kassen u. klusen, du salt gevin zu k. u. zu kl., Wernh. v. N. 33, 3. kasten u. keller voll, Horneck 212b, 489a. Helblg. IV, 60. Trimb. 13557. Ambras. lied. 133, 2. kamer u. kasten u. k., Pusilj. 264. kisten u. kasten voll haben, Dähnert 229a. Trimb. 10697. 8892. Rochholz s. 301 (1356). he hett nich k. noch k. = er hat keine meubles, holst. Schütze II, 260. † Trimb. 7897. A. kist, kast u. seckel, Schade, satir. I, 5, 186. kisten, k. u. keller voll haben, Mathesy 70a. k. u. k., küchen u. keller, böhnen u. boden voll haben, Chemnitius 567. kobold u. katermann, Renner. kutz vom vogel, katz vom schmär (kautz, eule, mit der man vögel fängt), fastnsp. 879, 24. kaufmann noch kramer, Pusilj. 189. † Schade, satir. I, 5, 45. kind noch kegel haben, volksm. Steinhöwel. (kegel = uneheliches kind), Haltaus 1078. „kind u. k. verkommt“ lautet ein sprichwort. kugel u. kegel, zwischen kugel u. k. kommen = in gefahr, vom kegelspiel entlehnt, Würzbg. volksm. mit dem kegel nach der k. werfen, sprichw. = etwas verkehrt anfangen. kehle u. kinn, beide kinne u. kel, avent. krôn. 8197. klotz u. keil, fastnsp. I, 243, 8. wie der klotz, so der k. — auf einen groben klotz gehört ein grober k. — sprichw. Hillebrand 214. kelch u. kirchenschatz, chelche u. chierchscaz, Diemer 286, 3. kelle u. kreuel, kreuel u. k., auferstbg. Jesu p. 116. in keller u. kamenaten, altd. beisp. 8, 2. keller u. küchen, fastnsp. I, 382, 34. narrschf. 224, 59. keller u. k. unter einander werfen, Sutor 925. kellermeister u. koch, waidspruch, altd. wäld. III, nr. 174. koch u. kellner, den kelner noch d. k. truc nieman haz, Titur. 597. kelner u. k., gesamtab. 23, 197. der kellner u. d. k., waidspruch, altd. wäld. III, 92. von dem koch u. v. d. kellaere, St. Osw. 1787. 1897. Mencke I, 580. sei koch oder k., Eib. schimpfl. com. es muss auch koch u. k. mitgehn, Tappius 57a. man weiss nicht, wer koch od. k. ist, volksm. und in vielen sprichwörtern. kisten u. kemenaten, lieders. 181, 55. (keule) mit knitteln u. mit kulen slan, passion. III, 392, 25. kolben u. keule, Altsw. IVb, 186, 31. Umk. V, 241, 5. kiele

u. kocken (vgl. galein), (kocken = kleine kriegsschiffe), Wilh. 82. Altsw. IVb, 139, 11. 145, 28. V, 212, 30. Hätzl. 252a. † Gudr. 843, 4. Ludw. kreuzf. 550. 3730. Lohgr. 147, 32. kind u. knabe, Gottfr. lobges. 57, 11. kone u. kind (= ehegattin), Schade g. ged. 5, 216. kind u. kücken, weder k. noch k. haben = weder für familie noch für das haus zu sorgen brauchen, holst. idiot. kind u. künne, dín k. u. dín k., Wolfr. Wilh. 1, 16. mit kochen u. mit kindermachen, ring 21c, 38. kirchen u. klausen, livl. kr. 718. Neocor. I, 450. 505. 510. fastnsp. 1134. Liliencr. volksl. I, an. 1430, 325. soest. fehd. s. 692. upstandg. 1614. braunschw. kron. 294. und die kirchen u. kloster u. klausen beschirmte, limbg. kron. 36. munster, kirchen u. klus, passional I, 293, 25. kerken, klusen u. klostere, braunschw. kron. 293. Fierrabr. 167. Agricol. I, 734. weder kirche noch klerus, Pusilj. 140. kirchen u. klöster, gandersh. kr. 157. lieders. 207, 19. fastnsp. 1041, 27. Teichner, Docen misc. II. † zo kloster i. zo k., köln. kron. 5056. 5076. Neocor. I, 278. 316. in kirchen — in kören, Hoffm. kirchl. 78. kiste u. koffer, Fierrabr. 253. klack u. klick (= klipp u. klapp), bi klick u. kl., Eichwald 1038. klage u. kummer, † grôzen kumber u. klage, Iwein 7404. avent. krôn. 3493. beide k. u. k., Mart. 280, 4. klinkerdieklank, schimpfname für küster, Weimar. jahrb. I, 128. klinke u. klanke, böttggesellred. altd. w. I, 110. harpfenklinkenklank, altd. w. II, 70 (244). klausen u. klöster, Tauler 239b. † kloster u. klusen, decalog. Schilter. kl. u. kl., passional III, 198, 72. Suso pred. II. kloster u. kl. machen nicht heilig, sprichw. kleid u. kleinod, kleinet u. kleider, Lohgr. 44, 6. altd. bl. II, 221. in klenoden, kledern u. pert, holst. kron. Staph. 129, 4. kleider u. kost, altd. w. II, 49 (60). gute kost u. schönes kleid erregen armer leute neid, sprichw. krone u. kleid, wartbgld. 1257. kränze u. kleinôt, Suchenw. 4, 254. knatt u. kniff, formel beim krampfbesprechen der pferde, Kuhn u. Schw., nordd. sag. 451. krospeln u. knoden (= knorpeln an der kehle), Mügl. b. I. der knorren muss den knubben ertragen, Lessing, Nathan. koch u. küchenknecht, Trimbg. 663. koller u. kragen, schwanr. 1086. kröpel edder könig, Neocor. II, 213. kopf u. kragen (colla caputque, Reinard. 325) (= hals) verlieren, volksm. korn u. kraut, ge that korn, ge that kraut, Heljd. 77, 24. kost u. kunst, sassenkr. 149. kuckuck noch krähe, Liliencr. volksl. I, 1414. kraut u. kraft, Mone, anzeig. 4. kraft

u. kunst, kr. endi kusti, Heljd. 71, 17. Umk. Wigal. 77, 29. 196, 28. passional I, 135, 49. Iwein 1687. 7003. Parciv. 265, 7. 25, 12. Berthold 449. wälsch. gest. 9718. Martina 6d, 90. 286, 24. lieders. 231, 55. kresendes u. kriechendes, crichentez unde chresentez, Diemer I, 12, 14. (krisen = kriechen). kranz u. krone, krone, schapel u. krenze, Suchenw. 4, 77. kraussen u. krüge, bergreien 160, 2. beide kreuz u. krone, ungen. rock 2888. 2912. sprichw.: kein kreuz, keine krone. kriege, kumber u. koste, Grimm RA. 16. krone u. quast, Suchenw. 3, 155. weder krume noch kruste, nor crust, nor crum = gar nichts. sprichw.: wer behält weder kruste noch kr., bettelt endlich selbst darum, Eiselein 599.

lage u. list, Trist. 16551. lage u. lüge, Trist. 14372. 14266. gelêrte u. laien, Tundal. 35. lamm u. leu, Kristus ist lev u. lamb, Wernh. Maria I, 8. er heizzit leu, ein brunne u. liebart, arc, kalp unde lamp, litaney 77. sprichw.: eher jagt das lamm einen löwen, Megerle. das lamm darf sich nicht schämen, wenn es vor dem löwen flieht. land u. leben, sîn l. u. s. l., Ernst 1281. † k. troj. 12791. land u. leib, l. u. lîp, Erec 3798. † Erec 4550. beide lîp u. l., kaiserkr. 215, 10. Georg 5042. Iwein 3158. 4198. Parcival 45, 26, u. noch 6 mal. A. liute, lant u. lîp, Parcival 223, 12. * land u. leute (liute), therero lant liuto, Otfried. I, 15, 40. Heljd. 11, 6. 69, 23. Notker: verluren l. joh l. — gewaltec landes oder liute, Engelh. 1367. disem lant u. d. liute, Flos 1727. lant u. l., limbg. kron. 34 b. u. ö. Soltau, volksl. 19, 7. 6. Crane IV, 487. von dem lantliute empfangen, Flos 7785. Luther sagt: land u. leute betrügen. sprichwörter: „gut land, böse leut,“ fries. Fw. 145. 171. 277. besser land u. leute verloren, als einen falschen eid geschworen — motto des landgrafen Philipp v. Hessen — ander land, ander leute — gut land, feig leut. S. Franck. I, u. s. w. † wohl die richtigere stellung wegen des ablauts i — a. buoch Mos. 4144. kaiserkr. 13864. Rother 2926. Alexdr. 7221. Dietr. flucht 2719. Biterolf 1668 u. ö. Anegenge 7, 77. Lanzel. 1246. Ruolant 14, 6., u. so in allen dichtungen des mittelalters. A. lant, liute u. gelt, avent. krôn. 20424. lant, liute u. mîn, Georg 2034. l. guot u. liute, Lohgr. 9, 26. liute, lant, guot u. lip, mage, friunde u. wîp u. alle mine saelekeit, Engelh. 5383. in diente liute, guot u. l., troj. 900. 5539. liute, guot, wîp u. lant, ebend. 6444. lip, liute u. lant, Mone IV, 314 ff. u. avent. krôn. 25602. ir liute, ir lant u. ir lîp,

Parcival 223, 12. l. u. l., êre u. g., k. troj. 5576. lant, l. u. leben verliesen, Gerstenbg. kron. 157. leib, leute, land, gut u. all mein êre, Büsch. buch der lieb. 46. land u. luft, davon erstanc daz lant u. der luft, fundgr. I, 77. lirum larum (löffelstiel) = unsinn, oder bezeichnung einer leiernden, langsamen bewegung. l. l. l., oarme laite honn ni viel, österr. schles. Peter, 450. last u. lust, keine last sonder l., Luther. im regieren ist mehr last als lust, mehr beschwer als ehr, kais. Heinrich IV. das ist keine lust, sondern eine last, volksm. laster u. leid, Berthold 182. Partonop. 25, 17. Lanzelot 7243. Iwein 693. 1007. (ach lasters u. leides, Manesse.) Wigamur 3595. k. v. Frankr. 20. 449. Strick. Karl 110b. gesamtabent. 28, 175. wälsch. gst. 11743. lieders. 26, 180. Umk. zu leide u. laster, Berthold 192. Konr. troj. 7182. lob u. laster — des esels, Müglin. an libe u. an gelâze, schwanr. 281. *leib u. leben, vitam concedet et artus, Waltharius 603. lip u. leben = Salom. 2115. Ernst 1175. Alphart 48, 2 u. noch 12 mal. Laurin Nyer, 22. 65. St. Ulrich 100. St. Oswald 855. Gerhard 2784 u. ö., avent. krôn. 20876. Amis 547, wiederholt bei Frauenlob, Konr. v. Würzbg. u. s. w. so mir liiff inde so mir leuen, köln. kron. 3714. 4335. mit dem libe u. mit dem lebende, k. troj. 8236. Frîb. Trist. 52. leibs u. l. niht sicher, Rozmit. s. 173. 190. auch als formel im deutschen recht: über leib u. leben der deutschen fürsten richtet nur der könig, sachsensp. III, 55. durch jagen oder durch verletzung aus unachtsamkeit kann l. u. l. nicht verwirkt werden, ebend. III, 38. verletzungen, die nicht an l. u. l. gehen, ebend. III, 37. Grimm RA. 44. bei leib u. leben nicht, Frischbier 2, 2391. dat gêt up liv u. l., Dähnert 278b. — leib u. l. in die schantze schlahen, Franck zeytb. 230b. wer leib u. leben wagen will, ist zollfrei, sprichw. Graf 510, 172. † leben u. lip = Otte 21. Barlaam 291, 6. Konr. Alex. 169. Wernh. Mar. 115. lebens u. lîbes bâr, Engelh. 6319. Titur. 3461. troj. kr. 337. 16660. 18255. k. troj. 2655. 5067. Heinzel. I, 179. Amur 179. A. lip, herze u. leben, Pantal. 870. lîp, guot, u. l., frauendnst. 20, 7. mîn kerze, lîp u. leben, ebend. 142, 9. sîn lîp, s. sinne u. s. leben, Lichtenst. 627, 32. lîp, leben u. gemüete, Wern. Ecke 264. herze, leib u. l., k. troj. 4450. l. l. guot, lieders. 54, 116. Philipp v. Hessen schrieb 1525 an Joh. Friedr. v. Sachsen: er wolle ee leib u. leben, land u. leut lassen, denn von Gottes wort weichen, Mencke II, 642. leben u. lebetagen (a. 1420), Grimm RA. 7. leben u. lêre was zu frumen, passional III, 406, 20 u.

Suso leb. 35. mecklbg. reimkr. c. 15. † lêre u. leben III, 578, 67. Trimb. 189. leben u. lider, ir leben u. ir lide, Pantal 95. leben u. lob, god wel den geven lof unde dat ewige leben, Facet. 96 (Wiggert, scherfl. II). lebendes u. liegendes, anegenge, Diemer 26, 10. 320, 25. † Diemer I, 12, 14. 89, 24. leber u. lunge, büch. Mos. 313. † Nithart 13, 13. 33, 11. u. noch viermal. Titurel 3556. passional III, 123, 59. Mart. 181b. fstnsp. 1, 446, 31. ring 3d, 25. Hätzl. 2637. Ruff, Adam 1039. 4553. botz lungen, leber! ebendaselbst 6268. ei so spei lung u. leber, Bebel. leber u. lunge kehren sich um, Geiler. waidspruch, altd. w. III, nr. 186. besonders in sprichw. redensarten: das geht ihm durch l. u. l. — ei, so spei l. u. l. — es kehrt sich l. u. l. um — sich in seine l. u. l. schemen. lebetag u. leib, † den lîp u. auch den lebtagen, Konr. troj. 11660. 12785. des libes u. des lebetagen, Pantal. 925. auf ir leib u. lebtag, monum. boic. lehre u. list, fastnsp. 1148. leib u. lîder, vitam concedet et artus, Waltharius 603. ir leben u. ir lide, Pantal. 95. lîp u. lîder, Pantal. 402. lîp u. lît, passional I, 9, 18. 85, 61. 119, 74. III, 345, 11. leich u. lieder, lîed u. leicha, Hattem. III, 345 (Capella). * leid u. lieb (auch adjectivisch), ziu sint dir nu leide, die dir er warin liebe, Notk. ps. 73, 1. leides ioh liebes, Boeth. Hattem. II, 62. 199. 202. ez waere in leit oder liep, Diemer 38, 1. 64, 16. 65, 29. 261, 16., kaiserkron. 39c. 45d. Parciv. 23, 27. 38, 30. Iwein 8115. Wigal. 59, 11. kinth. Jes. 83, 62. Alexdr. 2103 u. s. f. besonders bei Hartm., u. bei allen dichtern des mittelalters bis auf die neuzeit, und in vielen sprichwörtern. niederd.: leyde or leve, Theoph. 644. wie leit wie lief, Marienl. 79, 7. kumftiges liebes leid, passional III, 299, 26. † ist häufiger: so lief, so led, Helj. 40, 5. 43, 24. Dietr. flucht 5453. Lanzelot 4618 u. ö. St. Oswald 1475. Nibelg. 67 u. ö. auch in prosa: Berthold 60, 85: weder durch liebe noch durch leide. die liebe u. die leide, Gregor 2905. lieb âne leid mag niht gesin, Aist. lieb ist leides nâchgebûr, Trist. die lieben von den leiden, Wernh. Maria 130. warnung 3344. herzelieb mit herzeleide, Thürh. Trist. 1350. im liebte êr und frumheit, schande u. laster was im leit, Luarin 255. siehe das dichterische spiel mit beiden worten bei der Hätzlerin 10. 11. ebenso niederdeutsch: lîf ende lede, Reinaert 2781. lef edder leyt, Flos 914. Theophil. 66. leiff off leit, Weberschlacht 382. A. lieb, leit u. gemach, Ulr. v. Lichtst. 227, 10. nu lieb, nu l., nu leben, nu tôt, passional III, 104, 54. leid noch lîden, Schade g. ged. 9, 57. na

allem lede u. liden, soest fehd. s. 653. leid u. linge (= glück), ez waz ie leid der linge bî, Tristan 50494. leid u. lob, Herb. troj. 5142. Letten u. Liven, beide völkernamen in der livl. reimkronik 526 und noch 15 mal. lucht noch licht gegunnet, Neocor. I, 12. liebe u. lob, von liebe, v. l., Pilat. 277. goddes leve u. sîn lov, sassenkr. 50. liebe u. lust, Frauenlob 118, 13. 424, 5. 431, 10. u. ö. mê liebe u. mê gelust, passional III, 205, 2. Laber 228, 5. 276, 5. Suchenw. 2, 14. † Neocor. I, 139, 180. mein lebenslauf ist lieb u. lust u. lauter liedersang, volksl. auch im sprichwort: lust u. l. zu einem ding macht dir alle müh gering, Lehm. 498, 22. Zyro 27. lüge noch list, bergreien 67, 12. lust u. list wachsen auf der weiber mist, Megerle. lob u. lohn, Trimbg. 1967. weder l. noch l., 4769.

macht u. muge, v. j. 1345 bei Grimm RA. 7. (engl. mith and main). macht u. muth, âne muot u. âne maht, Lanzelot 3695. magd u. mann, K. troj. 7971. * magd u. mutter, sprichwörtliches epitheton der jungfrau Maria. Otfrieds krist I, V, 42: magada scinenta (illustris), muater thiu diura (carissima). Krolew 707. bî der meide die muoter wart, Titur. 362. meit — muoter, Wernh. Mar. 122. 182. magit âne ende, muotter âne meil, ebend. 113. er wart von einer magit geborn, die er zv mvter hat irkorn, Mar. himlf. 107. Walther I, 4, 2. maidliche mutir, Jerosch. 1, 220. † häufiger: kaiserkr. 292, 22. unse wissagen habent alle gesaget, unse vrouwe heize muoter unde maget, Jüdel. 129, 5. gloub. 370, 85. kinth. Jes. 70, 68. litan. 370 ff. Marienl. 1, 11 und noch 12 mal. Wernher v. Nied. 54, 33. Gerhard 426. 2243. muoter u. minnekliche magt, Frauenl. 20, 1. etc. milte muoter, reine m., Sigenot 21, 7. Lohgr. 192, 22. der bischof v. Basel began diesen ruf heben an: st. Marey, muter u. maid, Horneck 149b, Berner krôn. 2. A. magd, mutter u. frawe, Suchenw. 3, 195. * mage u. mann, Roth. 3420. Trist. 4199 (noch 7 mal). Gudr. 817, 2 u. ö. Heinr. 1464. Erec 2893. Ravenschl. 275, 4. 276, 2 u. ö. Bieter. 418. Dietr. fl. 12 mal. Wilh. 17. 83. Alphart 408, 4. sachsenspg. III, 78. Amis 817. 1010. Haupt z. II, 401. avent. krôn. 354 u. noch 4 mal. Barl. 207, 9 (noch 3 mal). † Alexdr. 3386. an mannen u. an m., Ernst 935 u. ö. Parciv. 53, 20. 300, 28. Wilh. 9, 7. Titur 79, 2. 100, 2. Nibelg. 668 u. noch 21 mal. ir man u. ire magen, Luarin 2906. A. vriunt, man u. m., Strick. Karl 73a. 94a. 124b. maeg and mundbora (= freund u. beschützer), angels. lex Cn. 40. mage u. mutter, ach vater, muoter unde mâc, Gottfr. lobg. 94, 9.

ir muoter u. ir magen, Servat. 2449. magenkraft u. muth, mod endi meginсraft, Heljd. mâl u. makel, mâl u. m. ône, schweizer bundsl. v. j. 1243 (Rocholz). malz u. mehl, malzes u. mêles michele macht, livl. kr. 10990. Aut miles, aut monacus, aut Mälzenbräuer im Löbenicht (stadttheil in Königsberg), Frischbier 2, 2634 diese drei führen das beste leben). mann u. maus (vgl. gut u. leute), mit m. u. m. untergehen, volksm. manheit u. milde, Titur. 1091. 1116. 4076. u. ö. Iwein 1457. Ludw. kreuzf. 6672. † mild, m., triuw, lieders. 180, 346. Suchenw. 10, 55. 12, 32. 7, 80. 13, 180. 28, 350. manheit u. minne, Fribg. 1421. sasskr. 275. Suchenw. 6, 160. 7, 120. 8, 233. † Suchenw. 13, 152. 18, 252. 284. manheit u. muot (ellenthafter), Engelh. 4785. † Suchenw. 10, 116. 148. 18, 151. marter u. mansheit nam an sich, Str. Karl 96a. manslaht u. meinswuor (= mord u. meineid), altd. bl. I, 88, 347. mantuom u. menschheit, avent. krôn. 19779. maerte wie mus, maerte = brei, sinn: das ist einerlei, volksm. masen u. meil (= flecken, fehler), ân m. u. ân m., Georg 4135. âne mâze u. âne mez (tautolog.), Mart. 257 b. maus wie mûs (auch mûs wie mis), mûs wie maus = einerlei, volksm. maus wie mutter = einerlei, Luther setzt hinzu: zwo hosen eines tuchs. mein u. mort, men endi mortuuerk, Heljd. 82, 23. Otte 566. br. Ottobrt. 96 d. troj. kr. 12919. 12985. Mart. 91 d. 270, 28. Folz 1291. Suchenw. 35, 43. 21, 125. 32, 2. † mort u. mein, Pantal. 80. Frauenlob 17, 6. Mart. 182 d. Folz 1319. meinen u. minne, Frib. Trist. 300. 469. ein minne u. ein gemeine, Gottfr. lobges. 37, 8. minne u. meinung, Suso pred. III. merke noch melde, Titur. 2911. 4621. sîn merken u. s. melden, R. v. Zweter 2, 139. merk u. melde wachsen beid im felde: pflücke merk, lass melde stên, so magst mit allen leuten gên, Simrock 6998. messe u. metten, metten noch m., kaiserkr. 326, 22. man sanc in d. mettin u. d. misse, kaiserkr. 200, 30. zuo metten u. z. m., Alexdr. 652. d. m. noch d. m., entekrist (fundgr. II, 116). milch u. mäuse frisst die katze in einer sage bei Müllenhoff CIX. es kommt keine milch von Hofen, es ist denn eine maus darin ersoffen, Simr. 7019. minne u. muth, muot u. m., Trist. 14229. 16824. 19172. môs noch muore (môs = moor, sumpf; muore = morast, also tautologisch), weder m. noch muore siniv worte en mach getruben, Wernh. Mar. I, 11. mühe u. musse, muozzecheit unt muo singent niht eine wîse, altd. bl. I, 217. zwischen mus u. mund, sprichwört,

lich im Esopus (1555) 153b. mund u. muth, unrehte waz dir in muote u. in m., Notk. ps. 51, 4.

nabe u. nuss, volksm. nacht u. nebel, nebel u. n. (12. jahrh.). Diemer I, 3: ritet er über velt bi der nacht u. in d. nebel, Helblg. I, 183. berner krôn. 201. v. j. 1466, Grimm RA. 7: Bodman, rheingau. altert. 670. 71: bî nachte u. nevel (a. 1558), Grimm 7. soest. fehd. s. 626. bei nacht u. n. fortgehen, volksm. nahrung u. nótdurft, Neocor. I, 140. Luther katech. 4. bitte. neffe u. niftel, neva and nifta, fries. Br. 119. 121. Fw. 90. nifteln u. neven, Herb. troj. k. 5967. 10455. Berthold 341. — v. Seven. — Mariengrüsse 91. gandersh. kron. 15, 14. nichten ende neven (1390), Mone quell. I, 127, 54. nuz u. geniez, Horneck 464a. nuz u. niez, appenzeller kaufbrief (Zellweg). nütze u. genüsse, Eschenloer II, 68. A. alle rente, nuz u. g., ebend. II, 187. noth u. nutz, den nutz inde die not, marienl. 79, 13. to nüt u. to noet (a. 1394), Kindlinger 1, 68. in nutz u. n. gewant (a. 1472), Grimm RA. 7.

---

# Versuch über die syntaktischen Archaismen bei Montaigne.

Von

**Friedrich Glauning.**

---

Im neunten Essai des dritten Buches sagt Montaigne über die Sprache seines Jahrhunderts folgendes: Selon la variation continuelle, qui a suiuy le nostre (langage) iusques à cette heure, qui peut esperer que sa forme presente soit en usage, d'icy à cinquante ans? Il escoule tous les iours de nos mains: et depuis que ie vis, s'est alteré de moitié. Aber nicht erst zu seiner Zeit war die französische Sprache einem beständigen Wechsel unterworfen; dies sieht man daraus, dass Marot (geb. 1495), welcher die Werke Villons von neuem herausgab, sich wegen der Alterthümlichkeit der Sprache desselben veranlasst sah, die für das Verständniss schwierigen Stellen durch Anmerkungen zu erläutern. Und doch liegt zwischen Villon und Marot nur ein Zeitraum von etwa einem halben Jahrhundert. Auf der andern Seite dauert jene Flüssigkeit der Sprache bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, also bis zum Beginn der klassischen Literaturperiode unter Ludwig XIV. So spricht Mlle. de Gournay, welche Montaigne's Werke i. J. 1635 in Paris herausgab, in der Vorrede zu dieser Ausgabe von der „volubilité de nostre vulgaire François, continue iusques icy," indem sie zugleich meint, das Ansehen des Buches würde zur Festhaltung des beständigen Wandlungen unterworfenen Sprachgebrauches beitragen. Allein sie war im Irrthum; Montaigne selber hatte Recht, wenn er kurz vor der oben angeführten Stelle die Befürchtung ausspricht, er

schreibe sein Buch nur für wenige Jahre. Wenigstens wird in der Vorrede zum Wörterbuch der Akademie (6. ed. p. IX) behauptet, dass die Formen seiner Sprache 50 Jahre nach ihm nicht mehr gebräuchlich gewesen seien. Aber noch 1650 sagt Pellisson (Pref. Acad. p.VIII) ausdrücklich: Nos auteurs les plus élégants et les plus polis deviennent barbares en peu d'années.

Wir haben also eine Periode von zwei Jahrhunderten vor uns, in welcher der Entwickelungsprocess der französischen Sprache einen ungleich rascheren Verlauf nimmt, als dies vorher und nachher der Fall ist. Und zwar ist nicht nur der Wortvorrath, sondern auch die Wortverbindung, nicht nur der Sprachstoff, sondern auch dessen Gestaltung zum Satze diesem rascheren Verlaufe unterworfen. Und wir sehen den Wechsel nicht nur bei einer Vergleichung zwischen zwei verschiedenen Schriftstellern, sondern schon bei der Betrachtung eines und desselben. So steht die Syntax Montaigne's so ziemlich in der Mitte zwischen Alt- und Neufranzösisch; sein Sprachgebrauch ist so schwankend, dass er oft in ein und demselben Satze hier dem altfranzösischen, dort dem modernen Gebrauche folgt. Wenn nun die vorliegende Abhandlung versucht, das Archaistische in dem Sprachgebrauche Montaigne's hervorzuheben, so wird sich daneben auch Gelegenheit finden, die Uebereinstimmung seiner Sprache mit dem neueren Französisch zu constatiren.*

## Erster Abschnitt.

### Der Artikel.

Im Allgemeinen wird derselbe weniger häufig gesetzt als im Nfr., häufiger jedoch als im Afr.

1) Zunächst kommen hier einzelne Substantive in Betracht: nature u. fortune, bei welchen der bestimmte, homme, chose, lieu, temps, part, partie, bei denen der unbestimmte Artikel sehr oft fehlt. Ueber homme u. chose spricht Diez Grammat. III, p. 83 f. (2. Ausg.); sie vertreten in der älteren Sprache die Stelle eines unbestimmten Pronomens und „bedeuten eine Person oder Sache auf der höchsten Stufe der

* Die Citate sind der von Mlle. Gournay veranstalteten Ausgabe: Paris 1635, entnommen. Bei den längeren Essais des zweiten Buches und im dritten Buch durchgehends ist die Seitenzahl angegeben.

Unbestimmtheit;" und zwar vorzugsweise in negativen Sätzen, aber auch in affirmativen. Es mögen hier einige Beispiele angeführt werden.

I, 48 J'ay veu homme donner carriere à deux pieds sur la selle. — ibid. On lit en Xenophon la loy deffendant de voyager à pied, à homme qui eust cheual. I, 25 et ne fus iamais sans homme, qui m'en seruist. I, 27 si ie trounoy homme digne de telle alliance. I, 41 Cyrus disoit, qu'il n'appartenoit pas de commander à homme, qui ne vaille mieux que ceux à qui il commande. I, 26 Est-il homme en nostre siecle si impudent, qui pense leur estre comparable? III, 1. p. 617 de ne s'embesongner point, à homme qui n'a ny charge, ny commandement — ie le trouue plus excusable. III, 2. p. 629 — si n'ay-ie mis la main ny és biens, ny en la bourse d'homme François. III, 5. p. 685 aux Sarmates, qui n'ont loy de coucher auec homme, que ct. III, 8. p. 721. III, 9. p. 769. III, 13. p. 834.

I, 7 die chose que ct. III, 3. p. 639 un desir fantastique, de chose que ie ne puis recouurer. III, 6. p. 710 — d'aller donner à un tiers chose qui n'estoit pas sienne. Sehr häufig ist chose von attributiven Bestimmungen begleitet, z. B. I, 7 à chose si pressante; I, 9 qui est chose comme surpassant l'humaine condition; I, 24 c'est chose digne de tres-grande consideration; I, 9 c'est dire chose fausse, mais qu'on a pris pour vraye; I, 19 du pensement de chose si esloignee; ibid. est-ce raison de craindre si longtemps chose de si brief temps? III, 1. p. 624 si nous auons promis chose meschante; III, 5, p. 690 il ne faut pas fier chose de soy si precipiteuse à une ame qui ct.; III, 6. p. 711 les peuples, estonnez & transis de chose si estrange; cf. III, 9 p. 754; 12. p. 818.

Die Substantiva lieu u. temps in Verbindung mit der Präposition en und durch einen attributiven Zusatz näher bestimmt, entbehren oft des unbestimmten Artikels; z. B. I, 12 en lieu où ie ne le deusse pas attendre; II, 11. p. 324 la beste vient en sursaut à se presenter, en lieu où à l'aduenture nous l'esperions le moins; III, 2. p. 628 sa capacité est en lieu d'où il l'emprunte, & non en luy; III, 5. p. 606 se rencontra un iour en lieu, où elle pouuoit desrober aucun des discours; ib. p. 668. 687; III, 6. p. 702 flanquer en lieu chatouilleux; III, 7. p. 716; 9. p. 740.

III, 10. p. 786 qu'elle ne seroit venue en temps que i'en peusse iouyr.

Ohne den unbestimmten Artikel stehen endlich die Substantive part, partie und ähnliche, wenn sie zum Ausdruck einer Menge in allgemeinerem Sinne dienen. Ohne Zweifel dürfen diese Ausdrücke auf eine Linie gestellt werden mit beaucoup (= beau coup), dessen beide Bestandtheile sich zu einem einzigen Worte verbanden. Beisp. I, 6 fourrager bonne partie de la ville; I, 11 on a tousiours laissé bonne part d'autorité au sort; III, 10. p. 783 La fortune voulut part à ma promotion; II, 11. p. 322 ie ne sçay s'il a escoulé en moy partie de ses humeurs; III, 3. p. 641 i'y ay passé partie de ma vie; III, 5. p. 685 Il faut laisser bonne partie de leur conduite à leur propre discretion; III, 8. p. 732 Bonne part des liures fameux sont de cette condition; III, 9. p. 743 bonne part. Hierher gehören auch andere Quantitätsbezeichnungen; z. B. I, 24 il a gaigné bonne somme d'argent; III, 5. p. 682 il se void grand nombre d'hommes; III, 10. p. 786 porter — grande quantité de richesse.

Daneben findet sich aber auch der unbestimmte Artikel vor solchen Substantiven; so I, 24 une bonne partie de la Toscane; II, 6. p. 179 une bonne partie de mon aage.

Ueber die Auslassung des bestimmten Artikels vor den Subst. nature u. fortune spricht Diez Gr. III, p. 24 f. Beide Substantive kommen mit und ohne Artikel vor; ohne den A.

I, 14 autant que fortune leur dure; I, 18 quelque beau visage que fortune leur face; I, 20 l'accez que fortune m'a donné; I, 22 quelque facilité que leur preste fortune; III, 1. p. 516 Certes fortune y a la principalle part; III, 2. p. 634; 6. p. 707; 9. p. 736; 10. p. 785.

I, 15 les reigles — que nature a enpreintes en nous; I, 22 forcer les reigles de nature; ibid. c'est nature qui parle; I, 19 si nature ne preste un peu; ibid. Nature mesme nous preste la main; ibid. Mais nature nous y force; III, 2. p. 631; 3. p. 638; 4. p. 650; 5. p. 656; 6. p. 709; 9. p. 738; 10. p. 782.

Mit dem A.

I, 18 que la fortune — guette — le dernier iour de nostre vie; I, 23 la fortune maintient tousiours la possession des euenemens; II, 6. p. 178 les rigueurs de la fortune; III, 3. p. 641 qui se doit principalement à la Nature; III, 5. p. 655 contre la Nature.

Wie schon aus dem Verhältniss der hier gegebenen Beispiele er-

sichtlich ist, dürften diejenigen Stellen, wo der Artikel fehlt, an Zahl bedeutend überwiegen.

2) Die Abstrakta entbehren bei Rabelais oft des Artikels. (cf. Schönermark, Osterprogramm der höheren Töchterschule zu Breslau. 1861. p. 19.) Montaigne steht hier dem neueren Sprachgebrauch viel näher, denn in den meisten Fällen setzt er den Artikel vor solche Substantive. Einzelne Fälle jedoch, wo der Artikel nicht gesetzt ist, kommen auch bei ihm vor, insbesondere im Genitiv.

I, 26 Nous attribuons à simplesse & ignorance la facilité de croire & de se laisser persuader; III, 5. p. 654 en ieunesse. Ebenso III, 6. p. 702. — III, 5. p. 672 Le deuoir de chasteté a une grande estenduë. — III, 9. p. 751 Le neud qui me tient par la loy d'honnesteté; ibid. p. 752 selon que ie m'entends en la science *du* bien-faict et *de* recognoissance; III, 13. p. 846 L'art de Medecine n'est pas si resolu que ct. — III, 9. p. 774 Encore retient elle au tombeau des marques & image d'Empire; III, 10. p. 784 Cette aspreté & violence de desirs empesche plus qu'elle ne sert; III, 13. p. 837 ennemie capitale de discipline & de verité.

Der Collectivbegriff „Christenheit“ steht ohne, aber auch mit dem Artikel; vgl. II, 7 La forme & seule & essencielle, de Noblesse en France, c'est la vacation militaire; III, 9. p. 747 En tous les grands Estats, soit de Chrestienté, soit d'ailleurs; ibid. p. 774 Pour estre des princes de cet Estat (Rome), il ne faut qu'estre de Chrestienté; I, 9. p. 23 tous les princes de Chrestienté. Dagegen I, 18 du plus grand Roy de la Chrestienté.

3) Wenn nach Schönermark (a. a. O. p. 19) der Artikel vor Ländernamen von Rabelais meist ausgelassen und nur selten gesetzt wird, so ist bei Montaigne gerade das Gegentheil der Fall. Dieser setzt den Artikel regelmässig, wie es der nfr. Gebrauch ist, und lässt ihn in denselben Fällen aus, in welchen dies auch die spätere Sprache thut. Nur im attributiven Genitiv ist noch ein Schwanken zwischen Setzung und Weglassung des Artikels wahrzunehmen, wie ja auch das Nfr. in diesem Falle keine absolut feste Regel aufstellt (Diez, Gr. III, p. 25).

Beisp. I, 15 les loix de Grece; I, 22 les sauuages d'Escosse n'ont que faire de la Touraine; ibid. de persuader aux Indiens de laisser leur façon & prendre celle de Grece; I, 24 les princes & la Noblesse d'Italie; — I, 25 p. 112 le meilleur maistre és Arts de France; — ibid. p. 115 le meilleur (college) de France; ibid. p. 117 le plus

grand Principal de France; I, 30. p. 139 la largeur d'Afrique; gleich darauf la longueur de l'Europe; ibid. p. 142 quelques autres peuples d'Orient; p. 143 du costé de l'Orient; I, 37. p. 163 l'entreprinse de la Grece (gegen Gr.); I, 40. p. 187 l'air de l'Italie. — II, 12. p. 350 les corbeaux de Barbarie; p. 391 celles (les despouilles) de Macedoine; p. 391 des meilleures maisons de Perse; p. 432 les prestres d'Aegypte; p. 437 une robe à la mode de Perse. — III, 10. p. 786 aux deserts d'Arabie; III, 13. p. 842 l'un des plus sçauans hommes de France. Vergl. II, 3. p. 271 — print resolution de s'en aller plustost en Paradis.

4) „Wenn das Substantiv, sei es abstract oder concret, sich mit dem Verbum zu einer Einheit des Begriffes verbindet, so kommt ihm kein Artikel zu.“ (Diez, Gr. III, p. 29.) An solchen Wendungen ist nun das Afr. ungleich reicher, als die neuere Sprache, welche durch Voransetzung des Artikels den Begriff des Wortes näher zu bestimmen liebt. Auch Montaigne bietet noch eine Fülle solcher Verbindungen, die im Nfr. selten oder gar nicht mehr vorkommen dürften, wie z. B. entreprendre guerre, faire pache, faire treue, faire composition, trouuer résistance; gaigner aduantage; gaigner nom et reputation, donner reputation, donner auantage; se donner loy, donner cause, donner loisir, donner moyen; faire response, faire profit, faire recit, faire bechée; trouuer issue, souffrir mort, prendre voye, tourner teste u. a.

5) Wenn das Substantiv von einem Adjectiv oder einer anderen attributiven Bestimmung begleitet ist, so verlangt das Neufranzösische in der Regel den unbestimmten Artikel, wenn es auch einzelne Fälle gibt, wo derselbe fehlt, s. z. B. Herrig, Arch. 44. Bd., p. 201. Bei Montaigne hat dieser Gebrauch noch bei weitem nicht dieselbe Ausdehnung erlangt. Die Fälle, in welchen er den unbestimmten Artikel vor einem mit Adjectiven verbundenen Substantivum weglässt, sind ebenso zahlreich, wo nicht zahlreicher, als diejenigen, wo er ihn anwendet. Und zwar gilt dies für das prädikative, attributive und adverbiale Satzverhältniss.

a) Beispiele für das prädikative Verhältniss. I, 6 et a tousiours esté conseil hasardeux et.; I, 38 Vous & un compagnon estes assez suffisant theatre l'un à l'autre; I, 51 et est outil qui ne s'employe qu'aux estats malades; III, 2. p. 629 et nous est grand benefice que cette esiouyssance naturelle; III, 4. p. 648 le mourir luy semble accident naturel & indifferent; III, 5. p. 657 La vertu est qualité plai-

sante & gaye; III, 10. p. 782 L'occupation est à certaine maniere de gents, marque de suffisance & de dignité; III, 13. p. 834 L'indamnité n'est pas monnoye suffisante à un homme qui ct.

Selbst wenn das Subjekt das neutrale Demonstrativpronomen ce ist, wo im Nfr. die Auslassung des unbestimmten Artikels vor einem mit attributiven Zusätzen versehenen Substantiv nur auf einen nicht sehr ausgedehnten Kreis stereotyper Verbindungen beschränkt ist, wie z. B. c'est autre chose, c'est grand pitié u. a., ist dieselbe bei Montaigne noch viel häufiger anzutreffen, obwohl andrerseits in diesem Falle der Artikel auch gesetzt wird. So z. B. ohne Artikel:

I, 19 fust-ce oeuvre d'une heure; I, 25 c'est tesmoignage de crudité & indigestion; ibid. comme si ce fust marchandise malaizée que reprehensions & nouuelletez; I, 29 ce ne seroit plus recepte salutaire; III, 5. p. 684 Ce n'est pas suffisant tesmoignage d'affection; III, 9. p. 740 c'est chose tendre que la vie.

Mit Artikel:

I, 26 C'est une hardiesse dangereuse & de consequence; I, 27 c'est un homme farouche, un meschant ou un sot; III, 5. p. 657 C'est une humeur bien ordonnee; ibid. p. 692 c'est un commerce qui ct.

Wie beim Nominativ, so finden wir diese Auslassung des Artikels häufig beim prädikativen Genitiv, z. B.:

I, 11 qu'elle est de beaucoup moindre autorité; I, 27 Le pere & le fils peuuent estre de complexion entierement eslognee; I, 29 Cette desconuerte — semble de grande consideration; III, 7. p. 716 — qui sont de moins excellente nature; III, 11. p. 810 Elle est de nature si maligne & ruineuse; III, 12. p. 823 Cette laideur superficielle est de moindre preiudice; III, 13. p. 867 ce sont choses, que i'ay tousiours veuës de singulier accord: les opinions supercelestes, & les moeurs sousterraines.

Ebenso häufig dürften indess Beispiele mit dem Artikel sein, z. B. III, 13. p. 839 pour estre d'une condition moyenne.

b) Beispiele für das attributive Verhältniss (attributiver Genitiv):

I, 11 Tages demidieu d'un visage enfantin, mais de senile prudence; I, 16 qu'il quittoit la gloire d'un bon medecin pour acquerir celle de mauvais poete; II, 6. p. 178 Canius Iulius noble Romain, de vertu & fermeté singuliere; III, 3. p. 645 trois veuës de riche & libre prospect; III, 4. p. 648 fille de beauté excellente & de merueilleuse disposition; ibid. p. 650. 652; III, 5. p. 674 des exemples de lustre

plus vulgaire; III, 6. p. 703 des autruches de merueilleuse grandeur; III, 8. p. 723 c'est chose de qualité à peu pres indifferente; III, 9. p. 766 C'est une rare fortune, mais de soulagement inestimable, d'auoir un honneste homme d'entendement ferme — qui aime à vous suivre; ibid. p. 772 des choses de diuerse couleur, de contraire substance & d'un cours rompu.

c) Beispiele für das adverbiale Verhältniss; zunächst beim Akkusativ:

I, 16 à donner principale recommendation de soy; I, 20 ie suis de ceux qui sentent tres-grand effort de l'imagination; I, 23 pour auoir pris conseil tout contraire; I, 25 aller trouuer si bonne compagnie en l'autre monde; I, 50 — se depouillent à l'entrée & reçoivent de l'ame nouuelle uesture; I, 56 — s'ils auoient priuilege qui les exemptast; I, 48 — d'auoir cheval à soy; III, 7. p. 716 — il en est peu, ausquelles en quelque façon nous n'ayons particulier interest; III, 8. p. 732 La posterité retirera utilité singuliere de telles compositions; III, 9. p. 752 ie trouue grande espargne à faire par iustice, ce que ie faisoy par affection; III, 11. p. 804 ie n'en (Einwürfe) ay point senty, qui m'attachent & qui ne souffrent solution tousiours plus vray-semblable que leurs conclusions; III, 13. p. 837 cet ancien fils de la terre, qui reprenoit nouuelle fermeté & se renforçoit par sa cheute; ibid. p. 839 il auroit plus aysee communication à toute sorte de gens.

Ferner beim Dativ:

III, 9. p. 746 — de venir à diuision legitime auec tous les autres hommes de ce tas; III, 10. p. 789 une ialousie — qui ne les emporta pas à hayne furieuse & indiscrette. — Beim Genitiv:

III, 8. p. 730 à le suivre par espaulettes & de iugement expres & trié; III, 10. p. 783 Glorieux de si noble assistance; ibid. p. 788 ils s'en picquent de passion particuliere, und kurz vorher: elle leur part d'ailleurs & de cause particuliere. (Dagegen p. 790 me ioindre d'une estroitte amitié.) III, 13. p. 836 ils n'ont que faire de si sublime connoissance; p. 847 mourir — de mort naturelle; p. 848 me menassant tantost de grandes douleurs, tantost de mort prochaine; p. 851 — qui rend le corps susceptible de nouueau mal; p. 864 regarder et la douleur et la volupté de veuë pareillement reiglee.

Bei den eigentlichen Präpositionen:

III, 6. p. 712 Le premier (monde) perit auec toutes les autres creatures, par universelle inondation d'eaux; III, 8. p. 731 Ce sont

apprentissages, qui ont à estre faicts auant la main, par longue & constante institution; III, 9. p. 739 d'y estre auec equippage non necessaire seulement, mais aussi honneste; III, 10. p. 783 elle (la charge) peut estre continuée par seconde eslection; ibid. p. 787 par long usage; III, 12. p. 825 — ie m'acheminay à un voyage, par païs estrangement chatouilleux; I, 16 en si grand' assemblee. Dagegen ibid. en une si longue estendue de domination; III, 10. p. 785 Selon ce que ie vois par usage ordinaire.

6) „In der Verneinung mit nunquam kann der verneinte Begriff, wenn er in allgemeinem Sinn genommen wird, den unbestimmten Artikel missen." (Vergl. Mätzner, Synt. der neufranz. Spr. § 149, wo Beisp. aus der afr. Spr. für diese Auslassung des Artikels angeführt sind.) In den frzs. Beispielen, welche Diez (Gr. III, p. 34) dieser Regel beifügt, ist das Subjekt jener verneinte Begriff, welcher des Artikels entbehrt. Bei Montaigne kommt jedoch die Auslassung desselben auch bei anderen Satzgliedern, und zwar sehr häufig, vor, bei jamais, wie bei der einfachen Negation ne. Häufig wird dann der verneinte Begriff durch einen Relativsatz näher bestimmt, jedoch nicht immer. Im Nfr. wird in diesem Fall der unbestimmte Artikel oder auch aucun oder point gesetzt.

I, 11 ne se presentant occasion de tourner sa robe; III, 6. p. 702 ne trouuant cheual capable de son poids; I, 47 — en leur representant qu'il n'y a plus ordre de l'attendre de celuy, qu'ils ont si fort outragé & qu'il ne reste remede que de la victoire; I, 43 Platon en ses loix, n'estime peste au monde plus dommageable à sa Cité que et.; III, 8. p. 732 il y a vingt ans que ie ne mis en Liure, une heure de suite; III, 13. p. 857 — que mes-huy ie ne puisse en cela requerir ny esperer de la destinée, faueur qu'illegitime; ibid. p. 867 Il n'y a piece indigne de nostre soin, en ce present que Dieu nous a faict.

I, 19 il n'est homme si decrepite, — qui ne pense auoir encore vingt ans dans le corps; I, 26 Il n'est si petit escolier qui ne le conuainque de mensonge; I, 27 Il n'est action ou imagination, où ie ne le trouue à dire, comme si eust-il bien faict à moy; I, 19 Encore n'y a-t-il chemin qui n'aye son issuë; I, 23 mais ie ne sçay s'il y a traict en sa vie qui ayt plus de fermeté; I, 52 Il se vantoit de n'auoir iamais eu robbe qui eust cousté plus de dix escus; III, 2. p. 627 iamais homme ne traicta suiect qu'il entendist ny cogneust mieux; ibid. p. 628 Il n'est pareillement bonté, qui ne resiouysse une nature bien née;

ibid. p. 635 Ie ne sçauray iamais bon gré à l'impuissance, de bien qu'elle me face; III, 5. p. 672 D'une femme ialouse — il n'est action qui ne sente l'aigre & l'importun; ibid. p. 685 ainsi comme ainsi n'y a il discipline qui les sçent brider de toutes parts.

7) Ganz besonders deutlich ist das Schwanken zwischen dem älteren und neueren Sprachgebrauch bei der sogenannten Theilungsform. Diese Form, welche äusserlich mit dem Genitiv zusammenfällt, trat im Afr. bekanntlich spärlich auf, verbreitete sich aber im Laufe der Entwicklung der französischen Sprache immer weiter, bis sie, im neufranzösischen Sprachgebrauch, zu einer fast ausschliesslichen Geltung und Herrschaft gelangte. Die von den Grammatikern (Diez Gr. III, p. 44; Mätzner, Synt. d. nfr. Spr. § 277) angeführten Beispiele, in welchen das im unbestimmten Sinn genommene Substantiv ohne de und den Artikel vorkommt, gehen bis zu Commines (bei Mätzner) und Marot (bei Diez). Indessen behauptet sich dieser ältere Gebrauch gegenüber der um sich greifenden Theilungsform noch bei Rabelais, wie Schönermark in dem angeführten Programm p. 18 nachweist, und ebenso noch bei Montaigne in sehr zahlreichen Fällen, wie aus den folgenden Beispielen hervorgeht. Das Substantivum kann dabei Subjekt oder Prädikat oder Objekt, es kann ferner mit einer beliebigen Präposition verbunden sein. Auch solche Beispiele finden sich, in welchen das mit de verbundene Substantiv des Artikels entbehrt, und endlich solche, wo der Artikel gesetzt wird, obwohl dem Substantiv noch ein Adjectivum vorausgeht. Diese letzteren mögen allerdings nach dem von Mätzner § 277 aufgestellten Gesichtspunkt beurtheilt werden.

Die Gleichberechtigung der älteren und neueren Ausdrucksweise und ihre Unterschiedslosigkeit hinsichtlich der Bedeutung geht aber am klarsten aus solchen, allerdings seltenen Fällen hervor, wo von zwei durch et coordinirten Substantiven das eine ohne, das andere mit de verbunden steht. So I, 48 — les soldats ne boiuent que de l'eau & ne mangent que riz & de la chair salée.

a) Das Substantiv ist Subjekt:

I, 20 nostre pensee ne se pouuant desmesler que moyens si estranges ne viennent de quelque abstruse science; I, 26 il me venoit compassion du pauure peuple; I, 40 Gens qui l'ont veu, l'ont escrit et me l'ont iuré; I, 47 — qui par desespoir se reuenoient ietter sur eux, comme bestes furieuses; III, 8. p. 730 ils manieront cette ma-

niere, comme gens qui ont peur; III, 10. p. 790 d'où naissent ordinairement matieres d'alienation & dissociation.

b) das Substantiv ist Prädikat:

I, 25 Le silence & la modestie sont qualitez tres commodes à la conversation; ibid. opiniastrer & contester sont qualitez communes; III, 1. p. 617 La colere & la hayne — sont passions seruans seulement à ceux qui ct.; III, 5. p. 686 Nous sommes quasi partout iniques iuges de leurs actions; III, 6. p. 710 qu'ils estoient gens paisibles; III, 9. p. 737 Les paroles que i'exprime, sont parolles de despit.

Sehr häufig sind solche Fälle, wo das neutrale ce die Stelle des Subjekts einnimmt:

I, 16 si ce sont personnes qui ct.; ibid. si ce sont Medecins; I, 20 ce sont pour moy mauvais respondans que magiciens; I, 24 Ce sont natures belles & fortes; I, 25 Ce sont abus; I, 27 ce sont effets inimaginables à qui n'en a gousté; III, 1. p. 623 Ce sont dangereux exemples, rares & maladifnes exceptions, à nos regles naturelles; III, 2. p. 630 ce sont actions esclatantes; ibid. p. 631. 634; III, 3. p. 643 Ce sont choses qui ct.; III, 6. p. 703 Ce sont plaisirs qui ct.; III, 9. p. 737 Ce sont amusoires dequoy ct.

c) Das Substantiv steht im adverbialen Verhältniss, und zwar zunächst im Akkusativ:

I, 25 l'artifice de composer syllogismes; I, 16 ses inventions à bastir ponts & engins; I, 17 on n'y oyoit que cris & voix effrayees; I, 37 — la lumiere du Soleil — nous elance si dru sans cesse noueaux rayons les uns sur les autres; I, 40 Le danger estoit, que malaysément peut-on establir bornes certaines à ce desir; III, 10. p. 788 I'ay veu de mon temps merueilles ct.; I, 41 — ce lustre de Grandeur apporte non legeres incommoditez; III, 1. p. 617 & (ie) n'y attache longues suittes & propositions; ibid. p. 619 produire grands effets; III, 6. p. 705 & n'en recoiuent aydes (kurz vorher: ils ont fait du mal); III, 9. p. 766 — nous regardent comme gens de l'autre monde; III, 13. p. 835 tant que ie trouueray terre, ou air ouuert ailleurs. — Im Dativ:

I, 25 i'ay ouy tenir à gens d'entendement; I, 39 l'estude qui deuoit estre employée à choses plus necessaires & utiles; III, 1. p. 615 Ce n'est pas grand miracle à gens de sa profession; ibid. p. 616 Resignons cette commission à gens plus obeissans; ibid. p. 618 qui — se presentent à querelles si disproportionnees; III, 2. p. 633 à circon-

stances pareilles, ie seroy tousiours tel; III, 5. p. 692 — ne se laisse manier à mains si gourdes; ibid. p. 682 si tu ne t'obliges à nouueaux offices; III, 10. p. 791 Pauure vaisseau, que les flots, les vents, et le pilote tirassent à si contraires desseins; III, 11. p. 805 Ma fortune ne les (mes opinions) a pas dressées à si puissantes & esleuées conditions; III, 12. p. 819 exempt d'auoir plus affaires à Iuges iniques & corrompus.

Nach Präpositionen:

I, 26 — choses peu vraysemblables, tesmoignecz par gens dignes de foy; III, 2. p. 629 par coniectures incertaines; ibid. p. 631 par nouuelles opinions; ibid. p. 632 satisfaire par bien-faicts; III, 4. p. 647 par fortes & viues raisons; ibid. p. 652 agitees par vains accidens; III, 5. p. 684 par seruices ils veulent obtenir ct.; ibid. p. 693 par recompenses de nature diuerse; III, 6. p. 703 se faire valloir & paroistre par despenses excessiues.

I, 25 elle n'a point son vray usage en mains viles & basses; III, 1. p. 620 sous feintes parolles; III, 2. p. 630 — que ie n'eusse prins pour Adages & apophtegmes tout ct.; III, 5. p. 665 Nous sommes allez, leur donner la continence peculierement en partage, & sur peines dernieres & extremes.

Das mit de verbundene Substantiv steht ohne den Artikel:

III, 5. p. 656 — de luy fournir de ioüets et d'amusoires;* ibid. p. 670 De filles un peu suspectes, elles tiennent le premier rang entre les dames d'honneur; III, 6. p. 711 ils se mirent à en chercher de nouuelles (Nachrichten, Angaben); III, 9. p. 736 par laquelle (route) — i'iray autant, qu'il y aura d'ancre & de papier au Monde; ibid. p. 757 Si le mary fournit de matiere, nature mesme veut qu'elles (les femmes) fournissent de forme; ibid. p. 836 Comme elle nous a fourny de pieds à marcher, aussi a elle de prudence à nous guider en la vie; III, 13. p. 849 I'en vois par tout d'affligez de mesme nature de mal; ibid. p. 851 ces excremens, qui fournissent de matiere à la graue;

* De ioüets u. d'amusoires kann man auch als Genitivobjekt auffassen; dass fournir mit dem Dativ der Person und dem Genitiv der Sache construirt werden kann, zeigen Stellen wie I, 4 faut tousiours luy (à l'âme) fournir, d'obiect où elle s'abutte; I, 24 prests à luy fournir qui d'un discours, qui d'un vers d'Homere. — Daneben findet sich die Construktion fourn. qc. de qch., z. B. II, 1. p. 253 Venus mesme fournit de resolution & de hardiesse la ieunesse; u. fourn. qch. à qc., z. B. II, 8. p. 297 de nous fournir le doux benefice d'inapperceuance; II, 2. p. 259 Que le vin est capable de fournir à l'ame de la temperance, au corps de la santé.

ibid. p. 861 chacun pour soy y fournit de grace principale & de saueur, selon la bonne trampe de corps & d'ame, en quoi lors il se trouue.

Dem durch ein vorangehendes Adjektiv näher bestimmten Substantiv wird der Artikel vorgesetzt:

II, 22 I'entends que les Valachi, courriers du grand Seigneur, font des extremes diligences; III, 2. p. 631 à des extremes & soudaines esmotions; III, 8. p. 724 Il s'en fust faict des bons hommes de mesnage, bons marchans, bons artizans; III, 9. p. 750 ie rends grace à des honnestes hommes, qui ct.; ibid. p. 762 celuy qui faisoit esgorger des petits enfans; ibid. des ieunes tendrons; III, 11. p. 804 Quant aux oppositions & argumens, que des honnestes hommes m'ont faict; III, 13. p. 850 entremeslant des longues pauses de repos.

Endlich ist noch ein Fall zu erwähnen, wo Montaigne abweichend vom Nfr. und in Uebereinstimmung mit dem Afr. den bestimmten Artikel anwendet; nemlich wenn das im Theilungssinn genommene Substantiv mit assez verbunden ist. Mätzner (Syntax § 277) führt aus der älteren Sprache einige Beispiele dieser Art an; hier sollen mehrere aus Montaigne folgen:

I, 56 — qu'en Basque & en Bretaigne il y ait des Iuges assez; II, 11 des coqs il se fait des chappons assez; II, 12 p. 351 i'ay veu des gardoirs assez; ibid. p. 440 quelle heresie n'y a trouué des fondements assez & tesmoignages? II, 17. p. 515 Ie connoy des hommes assez, qui ct.; III, 3. p. 641 i'y voy des gens assez; III, 11. p. 805 des opinions assez; III, 3. p. 638 Nature luy a donné — assez de matiere sienne, pour son utilité, & des suiects propres assez, où inuenter & iuger. Dies letzte Beispiel zeigt deutlich den Unterschied: geht assez voran, fällt der Artikel weg; wird assez nachgesetzt, tritt der Artikel hervor. Das logische Gewicht des Artikels ist hier jedenfalls auf ein Minimum reducirt; von grösserer Bedeutung dürfte die Betonung der Worte sein. Im ersten Fall wird assez als das regierende, matiere als das regierte Wort gefühlt; dieses schliesst sich jenem gleichsam in enklitischer Weise an. Im zweiten Fall tritt assez als Apposition zu des suiets auf; der Ton vertheilt sich auf beide Begriffe gleichmässig. Dort ist das Substantiv abhängig, hier selbständig; dort hat es geringeren, hier stärkeren Nachdruck; und so steht dort das tonlose de, hier de in Verbindung mit dem Artikel.

8) Der bestimmte Artikel ist im Nfr. beim Superlativ stehend geworden; denn nur durch ihn unterscheidet sich der Superlativ vom Comparativ. Der best. Artikel wird deshalb auch gesetzt, wenn der Superlativ seinem Hauptworte nachfolgt, mag dieses einen Artikel haben oder nicht; ferner wird bei mehreren Superlativen der Artikel vor jedem einzelnen gesetzt. Die consequente Durchführung dieser Regel ist aber nur dem Nfr. eigen; im Afr. (und ebenso in andern romanischen Sprachen) wird der Artikel sehr häufig ausgelassen. Vgl. Mätzn. Synt. § 282 s. u. Diez Gr. III, p. 10, wo Beispiele aus dem Afr. angeführt sind. Beispiele für Rabelais gibt Schönermark Progr. 1866. p. 18. f. Montaigne schliesst sich in beiden Fällen dem afr. Gebrauch sehr häufig an; Weglassung des Artikels vor dem seinem Substantiv folgenden Superlativ, und Nichtwiederholung desselben bei mehreren Superlativen kommt oft genug vor.

Beispiele:

a) I, 20 — qui seruent aux choses plus communes; I, 47 — auec leurs ioyaux & richesses plus cheres. (Dagegen II, 6. p. 718 des parties du corps les plus cheres.) II, 12. p. 429 — nous verifions les choses plus vray-semblables; II, 17 coulpable des deffectuositez plus basses & populaires; III, 1. p. 616 ie m'offre par mes opinions les plus viues, & par la forme plus mienne; III, 2. p. 633 nos operations plus innocentes; ibid. p. 635 en l'aage plus licentieux; ibid. p. 636 sa beauté plus attrayante; III, 3. p. 645 le lieu plus inutile; III, 4. p. 647. — 5. p. 685. — 9. p. 744. 759. 771. — 11. p. 809.

b) I, 36 l'action la plus excellente & pure; II, 12. p. 340 attachee & clouee à la pire, plus morte & croupie partie de l'Univers; III, 2. p. 634 le plus facile & seur party; ibid. p. 636 la plus belle, entiere & longue partie de ma vie; III, 3. p. 639 aux choses les plus aysees & voysines; III, 5. p. 681 Le plus contemplatif & prudent homme; ibid. p. 681 la plus noble, utile & plaisante de toutes ses fonctions; III, 6. p. 709. — 8. p. 719. 723. 724. 729. — 9. p. 760. — 11. p. 808. — 13. p. 853.

9) Was die Verbindung des Artikels mit den Fürwörtern betrifft, so sind hier als solche, bei denen die Abweichung des neueren Sprachgebrauches von der Ausdrucksweise Montaigne's am stärksten hervortritt, folgende zu nennen:

a) das Possessivpronomen mien, tien, ct.;

b) die unbestimmten Fürwörter autre, tous; maint, chacun; on.

Ausserdem mag noch bemerkt werden, dass der artikellose Gebrauch von même, tel u. pareil bei Montaigne noch ausgedehnter ist, als im Nfr.

a) In der alten Sprache wird die abgeleitete Form des pronom. possess. ganz gewöhnlich mit dem Artikel, dem bestimmten sowohl wie mit dem unbestimmten, verbunden. Die Verbindung des best. Artikels mit diesem Pronomen findet sich nach Diez Gr. III, p. 65 noch bei Marot und Rabelais. Ebenso auch bei M. II, 12. p. 397 — à la mienne volonté qu'aucuns du surnom de Chrestiens ne le facent pas encore. Häufig ist sie bei M. jedoch nicht. Sehr oft dagegen verbindet Montaigne den bestimmten Artikel mit diesem Pronomen, wenn dasselbe, ein vorausgegangenes Substantiv vertretend, ein Adjektiv zu sich nimmt, z. B. I, 25 cette langue estoit la mienne maternelle; I, 39 les qualitez qui ne doiuent pas estre les siennes principales; II, 12. p. 403 les femmes employent des dents d'yvoire, où les leurs naturelles leur manquent; ibid. p. 432 entrans au Palais prennoient quelque vieille robe deschiree sur la leur bonne. — III, 5. p. 682 Tu ne crains point d'offencer ses loix uniuerselles & indubitables, & te piques aux tiennes partisanes & fantastiques; III, 13. p. 859 les petits verres sont les miens fauoris. Ebenso III, 6. p. 701. — 8. p. 733.

Sehr gewöhnlich ist aber die Verbindung des unbestimmten Artikels mit dem Possessivpronomen, z. B.:

I, 19 un mien frère, ein Bruder von mir; I, 20 un sien compagnon; I, 24 un mien amy; I, 25 un mien pourtraict chauue & grisonnant; I, 46 Un gentilhomme mien voysin; I, 56 c'est un sien rare privilege (nemlich de la nature) de nous faire durer iusque là. — Wie der unbest. Artikel, so können noch andere Bestimmungswörter, namentlich das Demonstrativum, diesem Possessivpronomen vorangehen. Diese Ausdrucksweise ist nun vom Nfr. nicht völlig ausgeschlossen, dennoch aber sehr selten und gehört, wie Mätzner (Synt. § 283) bemerkt, nur noch der naiven Poesie und der Sprache des gemeinen Lebens an.

b) Sowohl das substantivische, wie das adjektivische autre stehen bei Montaigne oft ohne den unbestimmten Artikel, beziehungsweise ohne das partitive de. Die Formen autres und d'autres dürften einander in Bezug auf Häufigkeit die Waage halten.

I, 6 — ceux qui en furent délogez à force par nostre armee, et autres de leur party; I, 15 il en condamna d'autres; I, 46 plus ce crois-

ie que d'autres; ibid. et autres encore depuis; I, 16 du mestier d'un autre; III, 13. p. 830 Ny Perrozet ny autre, ne peut si soigneusement polir ct. Hier ist Montaigne in Uebereinstimmung mit der Sprache Rabelais', nur dürfte bei ersterem die Form d'autres sich bereits häufiger vorfinden. cf. Schönermark Progr. 1866. p. 34. Das adjektivische autre steht zwar auch im Nfr. ohne Artikel, man sehe z. B. die Beispiele bei Mätzner, Synt. § 293, 10. Bei Montaigne begegnen wir aber dem artikellosen autre nicht nur in Wendungen wie autre chose oder in Verbindungen, deren sprüchwörtlicher Charakter grösstmögliche Kürze bedingt, wie autre temps, autres moeurs, sondern in andern Fällen, wo das Nfr. den unbestimmten Artikel oder point de erfordern würde. Häufig fehlt der Artikel nach Präpositionen; so I, 6 en autre siecle; I, 9. p. soubs autre visage; III, 5. p. 660 soubs autre titre; III, 9. 751 hors la protection des loix & sous autre sauuegarde que la leur; III, 11. p. 809 mettre en autre vaisseau qu'en nostre ame.

Ferner unter dem Einfluss der Negation, z. B.:

III, 1. p. 617 Ie ne pretens autre fruict en agissant, que d'agir; III, 5. p. 692 Ie n'ay point autre passion qui me tienne en haleine; ibid. p. 694 ne puisse estre refusé — du baiser ou autre faueur amoureuse; III, 6. p. 702 Ie ne me sens pas assez fort pour soustenir le coup & l'impetuosité de cette passion de la peur ny d'autre vehemente; III, 8. p. 732 ie ne iuge la valeur d'autre oeuvre quelconque plus obscurement que du mien; III, 13. p. 850 — n'en aduiendra autre pire accident, que celuy que ie sens.

Dann in verkürzten Nebensätzen der Vergleichung, wo die Allgemeinheit der Bedeutung (irgend ein anderer) den individualisirenden Artikel ausschliesst, z. B.:

III, 5. p. 689 i'ay en mon temps conduict ce marché — aussi conscientieusement qu'autre marché; III, 9. p. 756 Et crains pour elle (Paris) autant certes, que pour autre piece de cet Estat; III, 13. p. 855 La presse des plats & des seruices me desplaist, autant qu'autre presse.

Endlich auch in andern Fällen, wie:

III, 2. p. 635 — auoit autre opinion que la mienne; III, 5. p. 655 — il faudroit autre remede, qu'en songe; III, 10. p. 793 regarder si vostre action ou vostre parole, peut auoir autre interpretation; III, 13. p. 857 — si autre extraordinaire occupation ne les en diuertissoit.

Dass namentlich der Plural tous im Afr. häufig ohne den jetzt allgemein angewendeten bestimmten Artikel vorkam, zeigt Mätzner Synt. § 293, 8. Dass bei Rabelais diese Auslassung noch fortdauert, bemerkt Schönermark (Progr. 1866, p. 37). Dass wir auch in der Sprache Montaigne's die Auslassung des Artikels nach tous noch oftmals finden, zeigen die folgenden Beispiele:

I. 3. p. 7 — desirable à tous bons Princes. Ibid.: Nous deuons la subiection & obeissance à tous Rois. III. 5. p. 695 Platon appelle indifferemment les uns & les autres à la societé de tous estudes, exercices, charges & vacations. III, 6. p. 709 cette genereuse obstination de souffrir toutes extremitez & difficultez. III, 7. p. 718 Comme on leur cede tous auantages d'honneur. III, 8. p. 734 l'exemple & deuoir de tous bons Historiens. Ibid. p. 735 Tous iugemens en gros, sont lasches & imparfaicts. III, 9. p. 745 Toutes grandes mutations esbranlent l'Estat. III, 13. p. 832 — la fin commune & derniere de tous estudes. Ibid. p. 836 une vie, que tous accidents humains regardent. Ibid. p. 862 Elle se montre égallement en tous estages. I, 17 tous autres accidents. III, 9. p. 741 toutes autres opinions qui me sont incommodes. III, 10. p. 783 Comme nous voyons en toutes autres religions. Ibid. p. 789 à toutes autres occasions. III, 10. p. 792 en tous autres deuoirs de la vie. III, 13. p. 841 tous autres hommes. (Dagegen III, 9. p. 746 tous les autres hommes.)

Die Stelle I, 12, wo maint un vorkommt, erwähnt Diez Gr. III, p. 87. Mit chacun wurde der unbestimmte Artikel bis ins 17. Jahrhundert verbunden (Mätzner Synt. § 283); natürlich finden wir diese Verbindung auch bei M. sehr oft, z. B. I, 25 une opinion reçeue d'un chacun. III, 5. p. 676 à la veüe d'un chacun.

Wenn im Afr. hinsichtlich der Anwendung des Artikels vor on ziemliche Willkür herrschte (Diez Gr. III. p. 292), so gilt das auch von der Sprache Montaigne's, wie von der Rabelais' (Schönermark p. 35). Ohne sich auf die Fälle zu beschränken, in welchen sich die Anwendung des Artikels im Nfr. noch erhalten hat, setzt Montaigne denselben vor wie nach dem Verbum; nach dem Verbum besonders gern, wenn dieses mit einem Vokal, stummen e oder a schliesst.

Beispiele aus dem III. Buch:

3. p. 639 Et nous l'ordonne lon principalement. 4. p. 650 Voila comme lon en faict. 5. p. 670 Que va lon deuinant. 5. p. 686

— à qui lon donne tant. Ibid. p. 693 me dira lon. 6. p. 703 Et a lon raison d'accuser. 7. p. 718 — aussi conforte lon & auctorise ct. 8. p. 726 A l'auenture les estime lon ct. Ibid. p. 727 et a lon tort. 9. p. 737 comme lon dit. 13. p. 839 Et ne me fera lon pas accroire. Ibid. p. 848 et allongera lon de quelque heure vostre misere. (I. 22. p. 69 & le laisse lon ct.)

Endlich sei noch das afr. l'autruy (fremdes Gut) erwähnt, das auch bei Rabelais vorkommt (Schönermark p. 34). Ausser der von Mätzner (Syntax § 281) angeführten Stelle Montaigne's I, 41 können hier noch zwei angeführt werden: I, 7 (med.) retenir de l'autruy. III, 11. p. 808 on nous duict à nous seruir plus de l'autruy que du nostre.

## Zweiter Abschnitt.

## Pronomen.

### 1. Persönliches.

1) Das reflexive soy weist noch sehr häufig auf bestimmte Personen zurück, namentlich im Singular:

I. 18 Epaminondas interrogé lequel des trois il estimoit le plus, ou Chabrias ou Iphicrates ou soy-mesme. I, 19 qu'il en face la requeste à soy-mesme. I, 23 Caesar — se fioit tant à soy et à sa fortune. I, 25 Qu'il se contente de se corriger soy-mesme. II, 8. p. 290 les bonnes esperances que donne de soi M. d'Estissac vostre fils. II, 12. p. 358 il y en auoit un entre autres — qui attiroit à soy la veue de toute l'assistance. II, 12. p. 367 ceste Rome sçauante qui se ruyna soy-mesme. II, 32 Agesilaus fut mulcté par les Ephores, pour auoir attiré à soy seul, le coeur & la volonté de ses citoyens. II, 33 (Spurina) entra en furieux despit contre soy-mesmes. II, 35 Paetus, n'ayant pas le coeur assez ferme de soy-mesme, pour se donner la mort. III, 1. p. 625 un soldat de Pompeius — se tua sur le champ soy-mesme. III, 4. p. 647 le Sieur d'Himbercourt sauua & soy & d'autres. III, 4. p. 652 Quintilian dit — de soy-mesme que ct. III, 9. p. 752 combien ie suis tenu à Dieu de ce — qu'il a retenu particulierement à soy toute ma debte. III, 10. p. 785 Lequel maistre s'est ainsi peint soy-mesmes à moy.

Dagegen I, 25 Voyez Cimon, voyez Themistocles & mille autres, combien ils se sont disconuenus à eux-mesmes. Ferner mit Beziehung auf Sachen: I, 23 comme s'il n'y auoit que leur art, qui ne se peust

maintenir de luy-mesme. I, 29 les choses qui d'elles-mesmes sont belles & bonnes. I, 23 Plus elle est aiguë et viue, plus elle trouue en soy de foiblesse et se deffie d'autant plus d'elle-mesme.

2) Das persönl. Pronomen wird, wenn es Subjekt ist, entsprechend dem afr. Gebrauch, sehr häufig unterdrückt, besonders wenn et vorausgeht:

I, 9 et irais facilement — sur les traces d'autruy. I, 11 fin. — et en ay eu de pareillement foibles ct. I, 22 l'argent que luy ay donné. I, 25 Le monde n'est que babil et ne vis iamais homme qui ct. III, 1. p. 617 A la verité, & ne crains point de l'aduoüer. III, 2, p. 632 il n'y a rien d'extreme & d'estrange: & si ay des rauisemens sains & vigoureux. III, 3. p. 641, 644. — 13. p. 859. — I, 30: Et voyons de grandes montjoies d'arenes mouuantes. III, 10. p. 792 ce sont eux qui nous guident & emportent, & auons à les suyure.

Ganz besonders häufig ist die Unterdrückung des Pron. der dritten Person bei unpersönlichen Ausdrücken, zum Theil im Nfr. noch üblich. (Mätzner, Syntax §. 14.)

I, 5 et n'est heure ct. I, 6 init. et ne se doit attendre fiance ct. Ibid. et a tousiours esté conseil hazardeux de fier ct. I, 8 et n'est folie ny resverie. I, 9 ses biens furent confisquez, & ne tint à guere qu'il n'en perdist la vie. I, 10 et luy en falloit promptement refaire une autre. I, 12 et en y a maint un qui ct. I, 14 et en aduient par ces mesmes termes que ct. I, 19 en tant qu'en nous est. III, 1. p. 616 Je respondy, n'y a pas longtemps. Ib. p. 620 ils sont pleins de deffiance, & est malaisé de les surprendre. Ibid. p. 620 Sera Pomponius Flaccus qui voudra, et en est assez qui le voudront. Ibid. p. 621 Et ne sera pas noueeau — que celuy mesme vous ruïne qui vous aura mis en besongne. III, 5. p. 658 & ne me chaut. — I, 13 et leprennent de ce biais que ct. (ausgelassen ist hier ils in der Bedeutung: man).

Von der Unterdrückung des Pronomens der zweiten Person dürfte sich kaum ein Beispiel finden.

3) Das Personalpronomen wird, abweichend vom nfr. Gebrauch, auch dann zuweilen unterdrückt, wenn die nachdrückliche, aus dem Akkusativ hervorgegangene Form des Pronomens, luy, moy ct. dem Verbum als Subjekt vorangeht; dies geschieht auch dann, wenn zwischen diesem Pronomen und dem Verbum ein Zwischensatz eingeschaltet ist.

III, 10. p. 787 Et luy (l'empereur) doit sçauoir iouyr de soy à part.

I, 22 Comme nous, qui nous estudions, auons apris de faire. I, 25 Nous, qui cherchons icy au contraire de former non un Grammairien ou Logicien, mais un gentil'homme, laissons les abuser de leur loisir. II, 12. p. 419. III, 2. p. 629 Nous autres principalement, qui viuons une vie priuee, qui n'est en montre qu'à nous, deuons auoir estably un patron au dedans. III, 4. p. 647 Moy, qui ne desirois principalement que de piper l'assistance, qui auoit les yeux sur moy, m'aduisay de plastrer le mal. Ibid. p. 647 Luy, sentant le vent de la premiere ondee de ces gens, qui venoient se ruer èn son logis, lâscha soudain vers eux deux des habitants. Ibid. p. 649 — comme luy tout desarmé, se defendoit obstinement. III, 6. p. 701 Moy, qui y suis fort suiect, sçay bien. III, 8. p. 724 & luy, s'il eust reculé sur soy, se fust trouué non guere moins intemperant. Ibid. p. 732 Nous autres, qui auons peu de practique auec les Liures, sommes en cette peine. III, 9. p. 746 luy, personnage de grande authorité en la ville de Capouë, trouua un iour moyen d'enfermer le Senat. III, 12. p. 814 si moy, qui — esperois estre des derniers, venois a estre des premiers.

Die Entwicklung des Sprachgebrauchs in diesem Fall ist folgende: Afr. das aus dem Nom. gebildete Pronom. Noch Marot konnte sagen: je qui suis; je de ma part. (Diez Gr. III. p. 48.) Mont. setzt die vollere Akkusativform; das Nfr. dieselbe, jedoch mit Hinzufügung der schwachen Nominativform unmittelbar vor dem Verbum.

4) Von weit grösserer Ausdehnung als im Nfr. ist bei Mont., vielleicht eine Folge der spanischen Nachbarschaft (vgl. Diez Gr. III. p. 295 f.), der Gebrauch der 3. Pers. Plural. des Personalpronomens in allgemeiner Bedeutung, synonym mit on.

I, 44 fin. — et disent que ce fut pour estre si extremement aggraué de trauail. Ebenso ils disent I, 48. III, 4. p. 650. — 5. p. 680. 681. — 12. p. 822. — 13. p. 859. 868.

I, 27 richesses, presents, faueur à l'auancement des dignitez: & telle autre basse marchandise qu'ils reprouuent. — III, 1. p. 622 Ils les (les traitres) font pendre auec la bourse de leur payement au col. Ibid. p. 624. — III, 9. p. 749 Ils ont laissé par escrit de l'orateur Curio que ct. III, 11. p. 800 Ils commencent ordinairement ainsi: Comment est-ce que cela se fait? III, 13. p. 842 i'allegue aussi volontiers — ce que i'ay veu, que ce qu'ils ont escrit. Ibid. p. 842 Et

comme ils tiennent de la vertu, qu'elle n'est pas plus grande, pour estre plus longue: i'estime de mesme ct.

Nicht selten wird auch vous in dieser allgem. Bdtg. gebraucht, z. B. II, 5. Plusieurs Nations — estiment horrible ct. cruel de tourmenter & desrompre un homme, de la faute duquel vous estes encore en doubte. III, 3. p. 640 Il faut se desmettre au train de ceux auec qui vous estes.

5) Auf ein dem Verbum vorangehendes Objekt, sei es nun im Akkus., Dativ oder Genitiv, weist das Personalpron. beziehungsweise die Pronominaladverbien en u. y ausserordentlich oft in pleonastischer Weise zurück.

I, 51 — que son mestier estoit, de choses petites les faire paroistre & trouuer grandes. II, 13 — que d'un grand nombre d'escus nous en prenions plustost l'un que l'autre — I, 9 d'un defaut naturel, on en fait un defaut de conscience. I, 16. p. 36 Et de cecy il semble qu'il en creust quelques chose. I, 22. p. 75 les humeurs qu'elle vouloit purger en nous, elle les a eschauffees. I, 23 mais la nuict d'entredeux il la passa auec grande inquietude. Ibid. (ie voy) que la meilleure part de l'entreprise ils l'abandonnent à la fortune. I, 24 On envioit ceux-là — ceux-cy on les desdaigne. II, 2. p. 258 Le port, il l'auoit d'une grauité douce. III, 3. p. 631 — reforment les vices de l'apparence, ceux de l'essence, ils les laissent-là.

## 2. Possessives.

1) Die abgeleiteten Formen mien, tien, sien werden noch sehr oft adjektivisch mit dem Substantivum verbunden; es kann ihnen dann der bestimmte, viel häufiger jedoch der unbestimmte Artikel (vgl. den Abschnitt über den Art.), oder auch das demonstrative oder ein unbestimmtes Fürwort, wie quelque, aucun, autre beigegeben werden, eine Verbindung, welche dem Nfr. fremd ist.

Beisp. über die Verbindung des Art. mit diesem Pronomen s. oben.

I, 19 cette nostre allegresse. Ibid. ce mien bastiment. I, 20 cette sienne suiection. I, 22 cette sienne glorieuse victoire. I, 23 cette sienne clemence. Ibid. ce sien bon dessein. I, 38 les douceurs de cette vie nostre. I, 64 ce ressentiment leur & propre. I, 50 cette mesme condition nostre. I, 53 toute cette nostre contexture. III, 1. p. 619 Tout ce mien proceder. III, 5. p. 671 Cette nostre exasperation.

I, 3 quelque sienne devotion (von Diez Gr. III. p. 66 angeführt). III, 1. p. 616 sans aucun leur interest. III. 5. p. 688 — que d'autre mienne faute.

2) Das absolute Possessivpron., ohne Artikel im prädikativen Verhältniss, nach Diez Gr. p. 64 „kaum mehr üblich," kommt noch bei Rousseau (J. J.) vor, aus welchem Mätzner Gr. p. 168 zwei Beispiele anführt, während diese Fügung von der Akademie für veraltet erklärt wird. Bei Mont. ist sie sehr häufig. Beisp.:

I, 24 et pensoit ce sçauoir estre sien. Ibid. Nous prenons en garde les opinions & le sçavoir d'autruy, & puis c'est tout; il les faut faire nostres. I, 25 il l'a encore bien pris & bien faict sien. I, 27 ne nous reseruant rien qui nous fust propre, ny qui fust ou sien ou mien. I, 28 Je ne vous offre rien du mien, ou parcequ'il est desia vostre ou ct. I, 38 — t'addonner à l'estude des Lettres, pour en tirer quelque chose qui soit toute tienne. I, 39 — que cet ouvrage soit leur, sa beauté & son excellence le maintient assez.

3) Gesteigert oder verbunden mit dem Adverbium der Intensität ist das Possessivpronomen in folg. Stellen:

II, 12. p. 419 les auantages que vous donnent les qualitez plus vostres. III, 3. p. 643 elle est si leur, que la nostre.

4) Von dem im Afr. sehr verbreiteten pleonastischen Gebrauch des Personale zur Verstärkung des Possessivs finden sich bei Mont. noch Beispiele, wiewohl selten.

II, 35 — ce que ses gens d'elle firent sans son sçeu. Merkwürdig wegen seiner ganz deutschen Wendung ist der Satz: III, 10. p. 784 La principale charge que nous ayons, c'est à chacun sa conduite (jedem sein Betragen).*

### 3. Demonstratives.

1) Die substantivischen Formen dieses Fürwortes bei M. sind cetuy f. cette; celuy f. celle; iceluy f. icelle; die adjektivischen cet f. cette (u. cel f. celle). Zu beachten ist, dass das femininum v. cetuy mit dem von cet der Form nach identisch ist; wir haben also ein sub-

* Wohl dem Ausdruck Dieu merci analog ist die Verbindung sa mercy II, 4. p. 275; wo es mit Beziehung auf Amyot's Plutarchübersetzung heisst: sa mercy (grace à luy) nous osons à cett'heure & parler & escrire. Vgl. III, 3. p. 632 Il se trouue à cette heure en sa vieillesse, riche pour un homme de sa condition, mercy à cette trafique.

stantivisches und ein adjectivisches cette. Die syntaktische Scheidung der mit iste und ille gebildeten Fürwörter, so dass erstere nur adjektivisch, letztere nur substantivisch angewendet werden, ist bei M. noch nicht durchgeführt. Denn die mit iste gebildeten Formen cetuy und cette (auch cestuy u. ceste) gelten als Substantiva sehr oft, während das mit ille gebildete cel f. celle als Adjektiv auftritt, wiewohl nur äusserst selten; z. B. III, 13. p. 865 A celle fin que le dormir mesme ne m'echappast ainsi stupidement. Dieses Pronom. ist bei M. fast völlig aufgegeben; schon zu Rabelais' Zeit war es etwas veraltet, und in Rab. Werken ist sein Vorkommen sehr spärlich. Vgl. Schönermark Osterprogr. 1866.

Das substantivische cette in folgenden Beispielen: I, 9. J'ay toutes mes autres parties viles & communes, mais en cette-là ie pense estre singulier. Ibid. à mesure que cette-cy s'est affoiblie. I, 19 Plus ie m'eslongneray de celle-là & approcheray de cette-cy (vie-mort). I, 19 d'entrer en cette-cy (sc. vie). I, 56 D'où il aduient, que ie n'en ay aussi bien en memoire, que cette-là. II, 15 — tant de maisons gardees se sont perdues, où ceste-cy dure. III, 5. p. 681 En celles-là (actions) nous gardons nostre aduantage sur elles; cette-cy met toute autre pensee soubs le ioug.

Aus diesen Beispielen geht auch hervor, dass zur Unterscheidung von Gegenständen, die der Vorstellung näher und entfernter liegen, Mont. die einfachen Formen cest u. cel, welches letztere noch dazu äusserst selten vorkommt, nicht genügen. Hiernach dürfte die hierauf bezügliche Bemerkung von Diez Gr. III, p. 73 eine Beschränkung erfahren.

Die Formen cetuy, celuy u. icelny werden von Rabelais noch ziemlich oft als Adjectiva gebraucht; auch noch später haben sie diese Geltung, obwohl nur im Kanzleistil und in der Nachahmung desselben. S. Schönermark Progr. 1866, Mätzner Gr. p. 170. Bei M. dürften sich jedoch von dieser Verwendung jener Formen keine oder nur äusserst wenige Beispiele nachweisen lassen.

2) Dass das Pron. celuy hinter der Vergleichungspartikel in die Bedeutung eines unbestimmten Pronomens übergehen kann, wenn ein Relativsatz nachfolgt, bemerkt Diez Gr. III, p. 74. (Diese Bedeutung kommt dem celuy allein, ohne die Verbindung mit der Vergleichungspartikel, ebenfalls zu III, 13. p. 867. Ebenso III, 3. p. 630.) Diese Construktion, von welcher sich bei M. mehrere Beispiele finden, vertritt

die Stelle eines Causalsatzes und ist analog der lateinischen mit ut oder ut pote qui, auch darin, dass das Subjekt des Relativsatzes mit dem des regierenden identisch ist.

I, 45 ils marchoient en desordre, comme ceux qui cuidoyent bien estre hors de tout danger (da sie glaubten, ganz ausser Gefahr zu sein). II, 10 Cicero s'informa qui il estoit à l'un de ses gens, qui luy dit son nom: mais comme celuy qui songeoit ailleurs (da er an etwas anderes dachte) & qui oublioit ce qu'on luy respondoit, il le luy redemanda. II, 12. p. 425. — 17. p. 514. — 19. p. 524.

III, 2. p. 634 Comme celuy qui suis autant ialoux des droits de mon repos, que des droits de mon auctorité, ie l'ayme mieux ainsi. III, 3. p. 643 Comme celuy qui ne demande point qu'on me tienne pour meilleur que ie suis, ie diroy cecy des erreurs de ma ieunesse.

3) Wie bei Rabelais (Schönermark p. 29) ist auch bei M. das neutrale Pronomen ce noch vielfach in solchen Stellen zu treffen, wo das Nfr. das vollere cela verlangt; als Objekt, Subjekt und verbunden mit Präpositionen.

I, 24 ce croy-ie. Ibid. ce dit-il. I, 27 à ce faire. I, 38 ce crois-ie. Ebenso I, 46. III, 4 en ce faisant. III, 13 ce m'a il dit.

II, 18 ce leur est à present vertu. III, 2 ce m'est plaisir. III, 8 ce m'est tout un. III, 9 ce m'est faueur.

I, 39 ce neantmoins. III, 6 outre ce. III, 12 ebenso.

Dieses neutrale ce in unmittelbarer Verbindung mit dem Verb être dient im Nfr. als grammat. Subjekt für Substantivsätze. (Mätzner, Synt. § 383. 1. $\beta$.) Im Afr. und noch bei Mont. ist diese Verbindung nicht immer unmittelbar, z. B. III, 5. p. 662 Ce qu'il s'en voit si peu de bons, est signe de son prix. Dieselbe Funktion kommt aber bei M. dem neutralen ce auch in Verbindung mit anderen Zeitwörtern zu, z. B. II, 12. p. 422 Mais ce, qu'il ne se void aucune proposition, qui ne soit debattuë et controuerse entre nous, ou qui ne le puisse estre; montre bien que ct. II, 15 Ce que tant de maisons gardees se sont perduës, où ceste cy dure: me fait soupçonner que ct. II, 31 Ce que lors tout plongé en la colere, il le faisoit si cruellement battre, desmentoit entierement ses Escrits. III. 13. p. 837 Ce que chacun y pense estre suffisamment entendu, signifie que chacun n'y entend rien du tout. — Als grammatisches Objekt steht ce in Sätzen wie III, 2. p. 635 Ce qu'elle refuse de m'enfourner à ce plaisir, en consideration de l'interest de ma santé corporelle, elle ne le feroit non plus qu'autrefois,

pour la santé spirituelle. III, 3. p. 645 Je n'ay rien iugé de si rude en l'austerité de vie, que nos religieux affectent, que ce que ie voy en quelqu'une de leurs compagnies, auoir pour regle une perpetuelle société de lieu.

### 4. Relativum und Relativsatz.

1) Die Scheidung in dem syntaktischen Gebrauch der relativen Formen qui, quoi, lequel ist bei M. bei weitem noch nicht so streng durchgeführt wie in der späteren Sprache. Die Beziehung auf Personen oder Sachen, der Casus, in welchem das Relativum steht, die Verbindung des Pronomens mit Präpositionen sind noch nicht so allgemein massgebend für die Anwendung dieser oder jener Form. Jede dieser drei Formen überschreitet noch sehr häufig das ihnen vom nfr. Gebrauche zugewiesene Gebiet.

Qui steht häufig statt lequel, auch wenn das mit einer Präposition verbundene Relativum auf Sachen zurückweist, z. B. I, 19 une molle tranquillité — sans qui toute autre volupté est esteinte. Dies ist jedoch auch im Nfr., trotz der Vorschriften der Grammatiker, nicht ganz ausser Gebrauch. Beisp. bei Mätzn. Synt. §. 465. α. Ferner qui in neutraler Bedeutung für quoi: I, 20 a qui on a esté une fois capable, on n'est plus incapable. Endlich vertritt qui die Stelle des nfr. lequel, natürlich nicht immer, aber doch hin und wieder, wenn der Genitiv des Pronomens von einem vorausgehenden Hauptwort abhängt. So z. B. III, 9. p. 741 — un gendre — entre les mains de qui ie deposasse en toute souueraineté la conduite & usage de mes biens. Vgl. Mätzn. Synt. § 281. 4.

Lequel (besonders häufig zur Anknüpfung eines Satzes an den vorhergehenden gebraucht) wird manchmal auch dann gesetzt, wenn das Relativ seinem Beziehungswort unmittelbar folgt. So z. B. III, 1. p. 617 Fut-ce pas Atticus, lequel se tenant au iuste party — se sauua? Ferner vertritt lequel in den meisten Fällen das verhältnissmässig selten auftretende dont, welches erst später jene Form verdrängte, z. B. I, 20 Il y a des autheurs, desquels la fin, c'est dire les euenements. I, 22 (la nature) de qui la voix est lors plus pure. Ibid. une belle vertu & de laquelle l'utilité est assez connuë. I, 23 d'autres, desquels les peres auoyent tousiours combatu auec moy. I, 24 Ceux, desquels la suffisance loge en leurs somptueuses Librairies.

Weitaus am meisten überschreitet quoi die ihm vom Nfr. gesetzte

Sphäre seines Gebrauches, es vertritt die Stelle von lequel sehr häufig, wenn das Beziehungswort des Relativums ein Substantiv mit sächlicher Bedeutung, namentlich ein Abstraktum ist, aber auch zuweilen von qui, wenn das Pronomen auf eine Person zurückdeutet. Jener Gebrauch war unter Ludwig XIV. allerdings noch sehr verbreitet und ist heute noch nicht ganz erloschen, von diesem jedoch dürften in der neueren Periode der Sprache äusserst wenige Fälle vorkommen. (Diez Gr. III. p. 352. Mätzn. Synt. § 465. β.) Ein paar Beispiele mögen genügen:

I, 19 les mines et appareils effroyables, dequoy nous l'entourons. I, 20 cet estat florissant en quoi i'estoy lors. I, 23 cette contexture dequoy elle fuit la dissolution. I, 25 ces subtilitez espineuses de la Dialectique dequoy nostre vie ne se peut amender.

Quoi mit Beziehung auf Personen:

II, 8. p. 300 mais cela ne touche aucunement les vieilles (sc. femmes) dequoy nous parlons icy. Ibid. p. 302 Ce Labienus dequoy ie parle. III, 5. p. 681 Les Esseniens, dequoy parle Pline.

2) Eine eigenthümliche Verwendung bekommt die Form de quoy im Substantivsatz, wo sie oft statt de ce que, zuweilen statt des einfachen que angetroffen wird, also, wie es scheint, das Relativum (oder das Fragewort?) statt der Conjunktion que; dieser Fall ist weder von Diez noch von Mätzner in den angeführten grammatischen Werken besprochen.

Es verhält sich mit diesem de quoy wie mit dem provenz. quar, welches folgende Bedeutungen entwickelt: 1) warum? — in einem Fragesatz; 2) 'weil', in einem begründenden Nebensatz; 3) 'dass' (wie lat. quod) im substantivischen Nebensatz. — Die zweite und die dritte Bedeutung ergibt auch de quoy in den folgenden Beispielen (vgl. Mätzner Synt. § 366. Diez Gr. III. p. 324):

I, 19 l'un se pleint plus que de la mort, dequoy elle luy rompt le train d'une belle victoire. I, 19 qui se pleignoit incessament dequoy sa destinee coupoit le fil de l'histoire qu'il auoit en main. I, 22 Je sçay bon gré à la fortune, dequoy ce fut un gentil-homme Gascon. I, 23 se pleignant dequoy il ne le luy auoit osé demander. I, 41 Surtout Hieron faict cas, de quoy il se voit priué de toute amitié & société mutuelle. II, 17 On me surprint ignorant dequoy le leuain seruoit à faire du pain. II, 19. p. 526. III, 2. p. 627. 635. — 5. p. 656. 657. — 13. p. 846.

I, 39 Antisthenes print pour argument de peu de valeur en

Ismenias, dequoy on le vantoit d'estre excellent ioueur de flustes. III, 8. p. 731 rien ne me despite tant en la sottise, que, dequoy elle se plaist plus qu'aucune raison ne se peut raisonnablement plaire.

3) Vertretung des Relativpronomens durch die Conjunktion que oder das Relativadverbium ist im Nfr. nicht ungewöhnlich. Folgende Sätze weichen aber doch vom gewöhnlichen nfr. Sprachgebrauch ab:

III, 6. p. 713 Ce qu'ils estiment de la maniere que ce dernier Soleil perira, mon Autheur n'en a rien appris. Vgl. Mätzner Synt. § 473. β. 1.

I, 23 Il se void dans les histoires, force gens, — d'où la pluspart ont suiuy le chemin de courir au deuant des coniurations par vangeance.

In Beziehung auf räumliche Verhältnisse kann dont im Nfr. mit dem völlig gleichbedeutenden d'où vertauscht werden, sagt Mätzner Synt. § 249. Offenbar deshalb, weil bei d'où die Anschauung eines Raums und einer Bewegung im Raume noch viel lebendiger ist als bei dont. In dem angeführten Satze steht nun d'où für den partitiven Genitiv, bei welchem, wenigstens für das moderne Sprachgefühl, die räumliche Anschauung völlig verdunkelt ist. Dass diese aber zu M. Zeit noch etwas wirksam war, und überhaupt, wie der partitive Genitiv auf der Anschauung beruht, dass der Theil von dem Ganzen herkommt, geht aus dieser Stelle recht deutlich hervor. Eine entsprechende lateinische Stelle führt Mätzner a. a. O. an; Cic. Fin. 2, 17 Hereditatem, unde ne numum quidem attigisset.

4) Die Relativformen qui, quoi, lequel ohne folgende Conjunktion que, aber mit folgendem Conjunktiv haben die Bedeutung: wer auch immer, was auch immer. Im Nfr. steht in diesem Fall immer die Conjunktion que nach dem Relativ; im Afr. und noch bei Rebelais (vgl. Schönermark Osterpr. 1866 p. 8) ist die Auslassung der Conjunktion in solchen verallgemeinerten Relativsätzen mit concessiver Bedeutung ziemlich häufig.

III, 9. p. 750 La loüange est tousiours plaisante, de qui & pourquoy elle vienne.

13. p. 846 — aux maladies, le parler m'esmeut & me nuit, autant que desordre que ie face. 5. p. 662 Lequel des deux on face, on s'en repentira. 9. p. 750 Antiochus auoit vigoureusement escript en faueur de l'Academie: il print sur ces vieux ans un autre party: lequel des deux ie suyvisse, seroit ce pas tousiours suivre Antiochus?

5) Das Relativum kann im Nfr. statt der Conjunktion que, der Relativsatz statt eines Consekutivsatzes stehen, wenn es auf ein Substantiv zurückweist, dem eine Maass- oder Gradbestimmung als Attribut zur Seite tritt. In den Beispielen, welche Mätzner § 474. δ. anführt, ist der Hauptsatz negativer Art. Mit affirmativem Hauptsatz aber findet sich diese Vertauschung: III, 1. p. 623 quelqu'un de si tendre conscience, à qui nulle guarison ne semblast digne d'un si poisant remede. Ebenso nach tel: I, 38 que vous vous soyez rendu tel, deuant qui vous n'osiez clocher.

Namentlich tritt diese Vertauschung nach digne und indigne ein, wie im Lateinischen: I, 50 — il ne trouua pas les hommes dignes, pour lesquels on se mist aucunement en peine. Ibid. — seul il est digne, pour qui on face. III, 1. p. 623 Aucune utilité priuee n'est digne pour laquelle nous façions cest effort à nostre conscience. III, 6. p. 717 pour me trouuer indigne contre qui ils s'efforçassent.

6) Sehr häufig steht bei M. der Relativsatz mit dem substantivischen qui, welches im Hauptsatz auf kein Beziehungswort zurückdeutet, statt eines hypothetischen Satzes, eine Ausdrucksweise, von der sich im Nfr. nur wenige Reste erhalten haben. Zu dem von Diez Gr. III. p. 368 gegebenen Beispiel mögen hier mehrere hinzugefügt werden:

I, 14 on se peut rendre à la temerité — qui n'en sçait bien les bornes. Ibid. Il se faut garder qui peut. I, 18 on desroberoit beaucoup à celuy-là (Epaminondas) qui le poiseroit sans l'honneur & grandeur de sa fin. I, 25 Qui en veut faire un homme de bien, sans doubte il ne le faut pas espargner en cette ieunesse. Ibid. mais si peut-on y arriver qui en sçait l'adresse. I. 47. p. 213. — II, 12. p. 394 Qui en voudra croire Pline & Herodote, il y a des especes d'hommes en certains endroits, qui ct. Ibid. p. 452 Si de fortune vous fichez vostre pensee à vouloir prendre son estre, ce sera ny plus ny moins que qui voudroit empoigner l'eau. II, 15. p. 481. — III, 1. p. 620 qui me voudroit employer à mentir, à trahir & à me pariurer — ie diroy. III, 8. p. 728 (Le conseil des Roys) se doibt reuerer à credit & en bloc, qui en veut nourrir la reputation. Vgl. III, 2. p. 630, 632. — 5. p. 659, 666, 672. — 6. p. 709. — 9. p. 750, 772. — 13. p. 839. 840.

Dem von Diez Gr. III. p. 369 angeführten ital. Beispiel, wo das Relativpronomen im Dativ steht, entspricht die Stelle II, 17. p. 507 Ce seroit une grande simplesse à qui se laissoit amuser ny au ui-

sage ny aux parolles de celuy, qui fait estat d'estre tousiours autre au dehors, qu'il n'est au dedans.

7) Während im Nfr. die Beziehung des neutralen Relativums auf einen vorausgehenden Satz durch das demonstrative ce vermittelt wird, die unvermittelte Beziehung hingegen sich auf gewisse formelhafte Wendungen beschränkt, wie qui plus est, qui pis est, begegnet man bei M. ebenso oft dem einfachen wie dem durch ce angeknüpften Pronomen. Die unvermittelte Anknüpfung war auch im Afr. die gewöhnliche, s. Mätzner Synt. § 469.

I, 25 et apprennent notre iugement à recognoistre son imperfection & sa naturelle foiblesse; qui n'est pas un leger apprentissage. I, 48. p. 222. — 55. p. 239. — II, 6. p. 283 Quand ie vins à reuiure & à reprendre mes forces, qui fut deux ou trois heures apres, ct. II, 10. p. 311 Si i'ay employé une heure à le lire, qui est beaucoup pour moy. II, 12. p. 344 un enfant, qu'on auroit nourry en pleine solitude, esloigné de tout commerce, qui seroit un essay mal aisé à faire. Ibid. p. 422, 433, 440. II, 16 Mais nous sommes — doubles en nous mesmes, qui fait que ce que nous croyons, nous ne le croyons pas. Ibid. — que la vertu mesmes n'estoit desirable, que pour l'honneur qui se tenoit tousiours à sa suite: Qui est un'opinion si fauce ct. III, 9. p. 751 Comme les choses sont, ie vis plus qu'à demy de la faueur d'autruy: qui est une rude obligation. III, 13. p. 838 C'est par mon experience, que i'accuse l'humaine ignorance. Qui est, à mon aduis, le plus seur party de l'escole du Monde. Vgl. II, 17. p. 509. — 21. p. 532. — 33. p. 570. — III, 11. p. 805.

8) Die Anknüpfung der Sätze durch lequel, im Nfr. von beschränktem Gebrauch, ist der älteren Sprache sehr geläufig. Besonders bemerkenswerth ist aber die, im Lateinischen sehr übliche, Anknüpfung des Relativs, wobei das Pronomen, nicht einen Satz, sondern eine Satzverbindung einführend, zunächst mit einem, sei es nun conjunktionalen, participialen, relativen oder infinitivischen Nebensatz grammatisch sich verbindet.

I, 13 quelques formes penibles, lesquelles pourveu qu'on oublie par discretion, non par erreur, on n'en a pas moins de grace. I, 24 J'en cognoy un, à qui quand ie demande ce qu'il sçait, il me demande un Liure pour le monstrer. I, 26 Combien y a il de choses peu vraysemblables, tesmoignees par gens dignes de foy, desquelles si nous ne pouuons estre persuadez, au moins les faut-il laisser en suspens. I, 38

Souuienne vous de celuy, à qui comme on demandast ct. — J'en ay assez de peu, respondit-il. II, 12. p. 351 — des hommes amenez par mer de loingtain pays, desquels parceque nous n'entendions aucunement le langage — qui de nous ne les estimoit sauuages & bruttes? Ibid. p. 402 comme il se void au mouuement des planetes, auquel d'autant que nostre esprit ne peut arriuer, — nous leur prestons du nostre, des ressors materiels. II, 28 — respondre comme celuy à qui quand on demanda à quoi faire ces estudes ct. — respondit-il.

I, 14 La vaillance a ses limites, lesquels franchis on se trouve dans le train du vice. I, 29 un Gallio; lequel ayant esté envoyé en exil en l'isle de Lesbos, on fut aduerty à Rome qu'il s'y donnoit du bon temps. I, 54 une ame forte & solide; contre laquelle les traicts de la fortune venans à donner, il est force qu'ils reialissent.

I, 39 une legende de qualitez & titres, pour ausquelles ne broncher, i'ay maintesfois laissé d'escrire. III, 1. p. 616 Desquelles qualitez qui osteroit les semences en l'homme, destruiroit les fondamentales conditions de nostre vie. III, 13. p. 864.

9) Der Uebergang des Relativsatzes in einen demonstrativen, indem, namentlich bei ausgedehnteren, einander gleichgeordneten Sätzen statt der Wiederholung des relativen Fürwortes im gleichen oder in einem verschiedenen Casus ein persönliches Fürwort (oder die Pronominaladverbien en u. y) gesetzt werden, wird im Nfr. vermieden, während er dem Afr. sehr gewöhnlich war. Mätzner Synt. §. 476. Bei M. ist er ebenfalls nicht selten.

I, 54 Je trouue bonne l'opinion de celuy, à qui on presenta un homme, — & luy demanda lon apres quelque present ct. I, 56 une action — à laquelle on doit tousiours adiouster cette preface de nostre office, sursum corda, et y apporter le corps mesme disposé en contenance. II, 12. p. 344 car il en a de particulieres pour cet usage, lesquelles il espargne & ne les employe aucunement à ses autres seruices. Ibid. p. 347, 350, 359, 411. — III, 13. p. 839 par leçons scholastiques, que ie ne sçay point, & n'en vois naistre aucune vraye reformation.

(Forts. folgt.)

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. Von Ed. Emil Koch, Dekan, ord. Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. Erster Haupttheil: Die Dichter und Sänger. Erster bis fünfter Band. Dritte umgearbeitete, durchaus vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Chr. Belser, 1866—1868.

Man kann die Geschichte des Kirchenliedes von zwei Gesichtspunkten aus behandeln, von dem der kritischen Forschung und von dem der erbaulichen Theologie. Der Verf. will beiden gleichmässig gerecht werden, wie er 1, VII sagt. Dass ihm der zweite Gesichtspunkt der wichtigere war, zeigt sich dem aufmerksamen Leser bald. Schon die Art wie er a. a. O. von der „erbaulichen Seite“ spricht, „auf die Manche vom hohen Rosse der Wissenschaft herab mit vornehmthuender Geringschätzung blicken,“ schon diese Art zeigt es deutlich an.

Der erste Haupttheil, der auch noch nicht ganz vollendet vorliegt, umfasst einen reichen, fleissig gesammelten Stoff. Der Verf. theilt ihn in vier Perioden. Die erste (von der apostolischen Zeit bis zum Tode Karls des Grossen 814) und die zweite (vom Tode Karls des Grossen bis zur Reformation 814—1517) sind auf etwas mehr als 200 Seiten verhältnissmässig dürftig behandelt: die zweite auch darum etwas mangelhaft, weil dem Verf. die nöthigen Kenntnisse in der deutschen Philologie fehlen. So lesen wir 1, 168 wieder von dem deutschen „Bardengesange,“ der doch selbst in den elementaren Literaturcompendien endlich verhallt zu sein scheint. Walther von der Vogelweide, „wahrscheinlich ein Schweizer, von bürgerlicher Abkunft“ wie wir S. 181 erfahren, hat die Bescheidenheit Freidanks verfasst und als eins seiner schönsten geistlichen Lieder wird ein Gedicht genannt, das die Kritik vor mehr als zehn Jahren (Germania 6, 201) ihm leider abgesprochen hat. Heinrich, S. 176, „der nach der Mutter als Abt Eschenfried (sic) in Göttweih starb,“ hat ausser dem Gedicht von des Todes Gehügede auch eine Litanei zu Gott und den Heiligen verfasst. Gottfried von Strassburg „war früher wahrscheinlich Mönch“ — dies wird alle Gelehrten überraschen —: wie er sich bekehrt und satt „die üppige Liebesgeschichte Tristan und Isolde“ zu vollenden, um 1230 einen „sehr schönen“ Lobgesang auf Christus und die heilige Jungfrau dichtete, wird S. 181 erzählt. Ein

Nachtrag 5, 651 berichtet allerdings über Watterichs Schrift: Gottfried von Strassburg, ein Sänger der Gottesminne, 1858 und Pfeiffers Widerlegung. Doch über beide Schriften wird einfach referirt: dass Pfeiffer den Lobgesang mit den schlagendsten Gründen als ein Product aus dem Ende des 13. Jahrhunderts erwiesen hat, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu sein.

Dass S. 174 in den neun Noten zu dem althochdeutschen Bittgesang an Petrus drei Fehler sind, dürfen wir nicht zu streng tadeln; denn wir sind gewohnt, dergleichen leichtfertige Erklärungen des Altdeutschen auch in andern Büchern zu finden, von deren Verfassern man mit weit grösserem Recht ein bescheidenes Maass elementarer Sprachkenntnisse verlangen dürfte. Die drei erwähnten Fehler sind: skerjan „bescheren," trût „Vertrauen" und giuuerdo ginâden „würdige der Gnaden." — Wir gehen nicht weiter, da wir uns an die Vorrede S. VIII erinnern, wo der Verf. glaubt sich „Verschonung von solchen schulmeisterlichen Correctionen erbitten zu dürfen, wie sie sich z. B. Herr Gymnasial-Professor, jetziger Provinzalschulrath (so geschrieben im Mai 1866) Mützell zu Berlin — — zu erlauben für gut gefunden hat." Wir müssen fürchten, dass er in unsern bisherigen Bemerkungen auch solche verbetene „schulmeisterliche Correctionen" findet. Wenden wir uns also lieber zu den evangelischen Liedern.

Mit Luther kommt eine andere, gründliche Forschung und Darstellung in das Werk. Die dritte Periode (die Reformationszeit 1517—1648) und die 4. (die Zeit des Gegensatzes zwischen äusserm Kirchenthum und lebendigem Gefühlschristenthum (1648—1756) nehmen die grössere Hälfte des 1. Bandes und die 4 folgenden ein. Die Anordnung des reichen Materials ist übersichtlich. Die 3. Periode zerfällt in 3 Abschnitte: 1) die Zeit der Reformatoren 1517—1560. 2) die Zeit der Lehrstreitigkeiten unter den Schülern der Reformatoren 1560—1618. 3) die Zeit des dreissigjährigen Kampfes um die evangelische Sache 1618—1648. Im ersten Abschnitt finden wir: 1) die lutherische Kirche, 2) die reformirte, 3) die Brüder-Unität, 4) die Sektirer und Schwarmgeister; als Anhang 2, 165—176 das katholische Kirchenlied. Analog ist die Eintheilung in den folgenden Abschnitten: wo grössere Gruppen von Dichtern zu erwähnen sind, werden sie passend nach ihrer Heimath geordnet.

In der vierten Periode treten unter den lutherischen Dichtern — von den andern gestatten wir uns hier abzusehen — der Gerhardt'sche Dichterkreis und die Nürnberger Dichter hervor. Harsdörffer, Clai und die übrigen Poeten des pegnesischen Hirten- und Blumenordens haben bekanntlich eifrig die geistliche Poesie gepflegt: der Verf. hat dafür den bezeichnenden Namen „das sentimentale Andachtslied im salomonischen Geschmack" im Gegensatz zu Gerhardt „dem andern Luther auf dem Gebiet des Kirchenliedes." Er sagt 3, 469: „Während seither noch, und vornehmlich auch in Gerhardt, unter den Davidischen Nothzeiten der Davidi'sche Geist und Psalmenton vorherrschte, so wandten sich nun die Pegnitzschäfer unter den friedlich gewordenen äusseren Verhältnissen zum Friedenskönig Salomo, und es zeigt sich jetzt der Uebergang des Geschmacks von David zu Salamo, dabei das Hohelied der Typus des geistlichen Lieds wurde." Daran reihen sich die jüngern schlesischen Dichter, der Spener'sche und der pietistische Dichterkreis, die Herrnhuter und die kirchlichen Dichter. Unter den letzten bekannteren Namen ist auch Gottsched genannt: wir erfahren, dass von ihm drei, von seiner Frau ein Lied Aufnahme in Gesangbücher fand.

Nachdem die einzelnen Richtungen in ihrer Eigenthümlichkeit dargestellt sind, folgen ausführliche Biographien der Dichter, mit genauer Angabe der Quellen und der Bibliographie. Für den letzten Punkt war Phil. Wackernagels überaus sorgfältiges Werk das beste Hilfsmittel. Den Fleiss des Herrn Koch zeigt nicht nur die grosse, wie wir glauben, vollständige Zahl der Dichter, sondern auch die genaue Behandlung im Einzelnen. Eine Vergleichung der Angaben Kochs mit denen Gödekes im Grundriss zur Ge-

schichte der deutschen Dichtung ergiebt manche Berichtigung zu dem letzteren Werke. Willkommen ist die Angabe der wichtigeren Lieder bei jedem Dichter; bei Luther und Gerhardt sind mit Recht alle aufgeführt.

Den Biographien ist besondere Sorgfalt zugewandt. Nicht ohne grosse Mühe war es möglich, aus alten und seltenen Werken, namentlich aus den Leichenpredigten, die man im 16. und 17. Jahrhundert im Druck erscheinen zu lassen pflegte, alle Notizen zusammenzubringen. Nur für wenige der bedeutenderen Dichter konnte der Verf. auf moderne Monographien verweisen. Durch die sorgfältige Benutzung des oben erwähnten Materials ist es dem Verf. gelungen, von den meisten Dichtern ein detaillirtes Lebensbild zu entwerfen: nur bei wenigen hat ihn der Mangel an Nachrichten daran gehindert. Wir erhalten so eine lebendige Darstellung von dem Leben der protestantischen Geistlichen, denn das sind doch die meisten Liederdichter, der alten Zeit. Meist in Dürftigkeit und äusserer Bedrängniss lebten diese Männer mit ihren Familien: manche still und friedlich, andere unruhig umhergeworfen in Kriegszeiten oder verwickelt in heftige theologische Streitigkeiten. Von dem treuen Eifer und der unerschütterlichen Bekenntnisstreue der Prediger in den Verfolgungen des 16. Jahrhunderts und in den Greueln des dreissigjährigen Krieges hat G. Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit manchen rührenden Zug mitgetheilt: Kochs Buch bietet natürlich viel reichlichere Zeugnisse dafür. Dass manche Biographien in ihrem ziemlich gleichförmigen Detail etwas Ermüdendes haben, ist begreiflich. Auch der Stil derselben veranlasst zu einer Bemerkung. Man weiss, dass die protestantische Kirchenliederdichtung in den Zeiten des gesunkenen Geschmackes nicht frei ist und frei sein kann von dem Schwülstigen und Geschmacklosen, das sich in der weltlichen Poesie zeigt. Der Verf. bemerkt dies an mehreren Stellen, besonders bei Zinzendorf 5, 266. 297. Desto mehr ist es zu verwundern, dass er selbst zuweilen in diesen Fehler verfällt. Nur ein paar Beispiele: „Nachdem er kaum drei Jahre zuvor von seinen durch ihn an's ernstliche Beten gewöhnten Studenten unter Gottes besonderer Gnadenhülfe aus einer tödtlichen Krankheit herausgebetet worden war.“ 5, 360. — „Die Bedrängniss und der Verfall der evangelischen Kirche machte sie oft recht traurend um den Schaden Josephs.“ 5, 213. — „Noch hatte er sein Predigtamt bei Hof, vor dem ihm bange war, weil Johannes und Jesus selbst Wenige bei Hof gewonnen haben, und das er nur angenommen hatte, damit er nicht der Menschenfurcht bezüchtigt würde, nicht vier Jahre bekleidet, als er sich einsmals in seinem Gewissen verbunden sah, in einer Predigt gegen die bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Herzogs Carl, welcher im Jahre 1748 die Prinzessin Elisabethe, Sophie, Friederike, Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Culmbach heimführte, veranstalteten Lustbarkeiten eines Carnevals, die manchen Anlass zur Sünde geben konnten und in dem strengen, alt-protestantischen Stuttgart noch ganz neu waren, offenes Zeugniss abzulegen, wie er auch in V. 2 seines Lied: ‚Es ist Etwas‘ gegen die Weltlust gezeuget hat: Schau an die Welt u. s. w.“ 5, 102.

Die Hymnologie, auch die evangelische, hat ihre Mythen: die bekanntesten knüpfen sich an die Namen Neumark, Gerhardt, Dach. Nur die über die romantische Entstehung des Gedichtes Aennchen von Tharau wird 3, 186 als Fabel abgewiesen. Die beiden andern Erzählungen werden zwar nicht aufgenommen, aber wir meinen, in einer so ausführlichen Darstellung hätten sie als unerwiesen angeführt werden müssen. Die Fabel über Gerhardts Lied: Befiehl du deine Wege, ist durch das Gedicht von Schmidt von Lübeck noch allgemein bekannt: die Widerlegung ist einfach, s. z. B. Gödeke, elf Bücher deutscher Dichtung 1, 394. Bei Neumark liess sich aus der auch von Koch angeführten Abhandlung Schades im Weimarischen Jahrbuch nachweisen, dass Herdegen 1744 die Geschichte von der versetzten Gambe aufgebracht hat.

Zu erwähnen ist noch, dass in jeder Periode in einem besondern Abschnitt von der Musik eingehend gehandelt wird. Wenn wissenschaftliche Erforschung der lyrischen Poesie die Kenntniss der älteren Musik nicht entbehren kann, so ist diese Kenntniss für die Geschichte des Kirchenliedes, das den alten Zusammenhang mit der Musik nie verloren hat, durchaus unerlässlich. Der Verf. beschränkt sich nicht auf die Choralmelodien, sondern handelt von der geistlichen Musik in ihrem ganzen Umfang in dankenswerter Weise. Damit hängt es wol zusammen, dass er auch die geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder überall sorgsam verfolgt, die sich vor der Reformation nachweisen lassen, vorzüglich aber im 16. Jahrhundert beliebt waren. J.

---

## Das deutsche Kriegslied. Eine literar-historische Studie von Karl Janicke. Berlin 1871.

In dem vorliegenden Buche wird in fünf Abschnitten die Entwicklung und Gestaltung des deutschen Kriegsliedes von den ältesten Zeiten historischer Kunde bis in die Gegenwart verfolgt. Für die Zeit bis zum sechzehnten Jahrhundert beschränkt sich der Verf. auf wenige kurze Bemerkungen über die heidnischen Kriegslieder und die später an ihre Stelle tretenden mit christlichem Inhalt, die sich bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts verfolgen lassen. Die ritterliche Kunstpoesie des Mittelalters hat nichts hierher gehöriges hervorgebracht; die bürgerliche Dichtung am Ausgange des Mittelalters hat wohl das politische Volkslied in grossem Umfange ausgebildet, aber das eigentliche Kriegslied nimmt seinen Ursprung im sechzehnten Jahrhundert, und zwar entweder aus der Mitte der Soldtruppen, oder aus dem Volke als Resultat einer grossen nationalen Bewegung. Für das sechzehnte Jahrhundert selbst spielten auf diesem Gebiete die Hauptrolle die Lieder, welche aus den Kreisen der Landsknechte hervorgegangen sind, die obwohl zunächst der Ausdruck der Stimmung dieser Soldaten, deren Lebensberuf der Krieg ist, doch nicht des nationalen Selbstgefühles entbehren, und daher nicht als blosse Soldatenlieder gelten dürfen. Bemerkenswerth ist es, dass in den Liedern der zwanziger und dreissiger Jahre die kaiserliche Gesinnung vorherrscht, in denen der folgenden Zeit aber die deutsche Gesinnung in den Vordergrund tritt, deren Erweckung nicht zum geringsten Theile ein Verdienst der Reformation ist. Mit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verstummt diese Dichtung zum grossen Theil, die traurigen politischen und wirthschaftlichen Zustände Deutschlands während des siebzehnten Jahrhunderts machen sich auch hier fühlbar. Die historischen Lieder dieser Zeit entbehren der Volksthümlichkeit; es sind gelehrte Machwerke, die Kriegslieder sind fast ausschliesslich Soldatenlieder. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein giebt es Weniges von einiger Bedeutung; nur ein Lied hat dauernde Popularität gewonnen: das ist Prinz Eugenius der edle Ritter.

Mit dem Eintritt Friedrich's des Grossen in die Weltgeschichte vollzieht sich auch auf diesem Gebiete ein gewaltiger Umschwung, die Thaten des Königs und seiner Heere bieten der Dichtung einen dankbaren und anregenden Stoff. Von Bedeutung sind die Kriegslieder Gleims, die obwohl keineswegs volksthümlich und den Soldatenkreisen fremd geblieben, doch als Ausdruck der Gesinnung der Gebildeten gelten müssen und nicht ohne Einfluss auf die öffentliche Meinung geblieben sind. Von diesen Liedern giebt der Verf. eine eingehendere Charakteristik. Unbedeutend ist, was sonst von gleichzeitigen Dichtern auf diesem Felde hervorgebracht worden ist, dagegen hat die Volkspoesie in dieser Zeit recht bemerkenswerthe Blüthen

getrieben. An einer Reihe von Proben giebt uns der Verf. eine Anschauung von dem Geiste, der in den Soldatenliedern der schlesischen Kriege herrscht: wirkliche poetische Begeisterung und Frische, das Gefühl kriegerischen Stolzes und der Verehrung für den grossen König, mit dem das Heer sich eins fühlt; deutsches Nationalgefühl tritt nur spärlich und hauptsächlich im Gegensatze zu den Franzosen hervor. Seit dem Tode Friedrichs geht es mit dieser Dichtung wieder schnell abwärts, die wenigen Lieder aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts leben noch von den Erinnerungen der grossen Zeit.

Die Erhebung des deutschen Volkes gegen die französische Herrschaft, welche alle Kräfte bis zum höchsten Maasse anspannte, musste auch hier von gewaltigem Einflusse sein. Wenn schon die Vorläufer der Freiheitskriege, wie die Kämpfe der Tyroler, und namentlich die unglückliche Unternehmung Schills die Volksdichtung wieder wach riefen, so haben die Freiheitskriege selbst die besten Früchte derselben gezeitigt. Die deutsche Gesinnung im schärfsten Gegensatze zum Fremden ist es, die hier zum ersten Male zum kräftigsten Ausdruck gelangt in der Kunstpoesie wie in der Volksdichtung. Dabei ist es bemerkenswerth, dass im Gegensatz zu den Liedern des siebenjährigen Krieges, die Volksdichtung an Werth der Kunstpoesie erheblich nachsteht, und dass gerade die Schöpfungen der letzteren für die Dauer in das Volk gedrungen sind. Die besseren Dichter dieser Zeit sind bekannt genug, so dass ich über die Charakterisirung ihrer Lieder, welche der Verf. giebt, hinweggehen kann: von der eigentlichen Volkspoesie vermissen wir eine eingehende Betrachtung.

Der letzte Abschnitt des Buches behandelt die Zeit seit 1815, die bis vor wenigen Jahren nicht dazu angethan war, Kriegslieder hervorzurufen. Bemerkenswerth ist es, dass zwei um 1840 entstandene Lieder erst in unsern Tagen in das Volk gedrungen sind, nämlich Arndt's „In Frankreich hinein" und „Die Wacht am Rhein." Einiges hat der Dänenkrieg 1848—1850, nur Unbedeutendes die Kriege von 1864 und 1866 hervorgebracht. Dagegen hat während des letzten Krieges die Begeisterung sich in einer überwältigenden Masse von dichterischen Produktionen geltend gemacht, die selbst die zahlreich veranstalteten Sammlungen nicht vollständig zu fassen vermögen. Ein schönes Zeichen von dem, was in dem Herzen des Volkes lebt, ist es, dass diese Lieder aus allen Gegenden, wo Deutsche leben, aus allen Altersstufen, aus allen Ständen, aus allen Parteien in gleichem Sinne hervorgegangen sind, und nur darin, nicht in dem, was der Einzelne geleistet, liegt der Werth dieser Dichtungen, in denen oft zwischen Wollen und Können ein starkes Missverhältniss besteht. Von einer eingehenden Beurtheilung dieser Dichtungen hat der Verf. Abstand genommen und sich damit begnügt, dieselben nach ihrem Inhalte im Allgemeinen zu charakterisiren; bezeichnend genug ist es allerdings, dass die Zahl der volksthümlich gewordenen Lieder eine verschwindend kleine ist.

Die vorliegende Arbeit giebt so eine anziehende Uebersicht über die Entwicklung eines speciellen Zweiges der deutschen Dichtung, eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes ist wohl weder beabsichtigt worden, noch bei den Schwierigkeiten, welche die Beschaffung und Sichtung des Materials bieten, zu ermöglichen gewesen.

Dem letzteren Zwecke dienen drei mir vorliegende Sammlungen des als Sammler von Volksliedern bekannten Freiherrn W. v. Ditfurth, sämmtlich Berlin 1871 erschienen, nämlich: Die Historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges. — Die Historischen Volkslieder der Freiheitskriege. — Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870—1871.

In der ersten Sammlung sind 26 bisher nicht veröffentlichte Lieder mitgetheilt und mit 45 anderen, welche der Herausgeber schon früher in seinen „Einhundert Historische Volkslieder des preussischen Heeres" veröffentlicht hatte, und die hier meist nur im Auszuge erscheinen, durch eine kurze Dar-

stellung der Kriegsereignisse zu einem Ganzen vereinigt. Die hier neu gegebenen Lieder haben sich grösstentheils durch schriftliche Ueberlieferung, einige mündlich, einige in gedruckten Blättern aus jener Zeit erhalten. Die zweite Sammlung enthält 80 Nummern, die ausser manchem schon früher bekannt gemachten vieles Neue bieten, das der Herausgeber theils aus mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung, theils aus Drucken entnommen hat; geschichtliche Notizen, wie bei der vorigen Sammlung, sind hier nicht gegeben. Die Zusammenstellung könnte allerdings noch vermehrt werden, ist aber immerhin dankenswerth. Die Sammlung der neuesten Lieder enthält 124 Stücke, darunter allerdings die bekanntesten, aber doch immerhin nur eine, wie es scheint, willkürliche Auswahl aus dem überhaupt in die Oeffentlichkeit gekommenen. Der Nachweis der Quellen, aus denen der Herausgeber die einzelnen Stücke entnommen hat, ist zum Theil so unbestimmt, dass der Gebrauch desselben für literarische Zwecke sehr erschwert ist.

Berlin. **Büchsenschütz.**

---

## Shakespeare's dramatische Werke für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. Bd. V—VIII. Berlin, Asher 1871.

Der Herausgeber hat den neulich an dieser Stelle besprochenen vier Dramen bereits vier weitere Bändchen folgen lassen. Der fünfte Band enthält König Richard II. Es sind bereits Zweifel ausgesprochen, dass es jemals gelingen werde, dies Stück auf der deutschen Bühne heimisch zu machen, trotzdem es, abgesehn von Richard III., bei Weitem den Vorzug vor allen übrigen Historien verdient. Dass man ihm natürlich die Bretter weit lieber gönnt, als etwa Heinrich VI., ist selbstverständlich, denn besonders die Figur Richard's selbst ist vom tiefsten psychologischen Interesse. Da dies Drama eins der einfachsten und am besten gebauten ist, so ist die Arbeit des Herausgebers ziemlich leicht zu überschauen. Herr Oe. hat sich seiner Aufgabe geschickt entledigt. Er beginnt sofort mit der grossen Turnierscene und hat die beiden ersten Auftritte des Originals fortgelassen, eine Aenderung, die man durchaus billigen kann. Gänzlich fortgefallen sind die Rollen der Herzoginnen Gloster und Kent, sowie des Lord Berkley. Die Schlussscene des zweiten Actes ist zum dritten gezogen und es sind auch sonst noch mehrere meist gerechtfertigte Striche und Aenderungen vorgenommen.

Der Sommernachtstraum, unzweifelhaft Shakespeare's grösste Leistung auf dem Gebiete des Humors, ist eine der schwierigsten Aufgaben für die scenische Darstellung. Diese luftige Welt gewinnt auf den Brettern zumeist eine gewisse störende Aehnlichkeit mit jener plumpen Realität, die ihr in den Rüpeln so genial entgegengesetzt ist. Diese neckischen Wesen vertragen es nur sehr schwer, aus dem Mutterschoosse der Phantasie entlassen zu werden: die rauhe Luft der scenischen Wirklichkeit giebt ihnen den Todesstoss. Dazu kommt, dass für unsere Fühlweise dergleichen fast ohne Musik undenkbar ist. Allerdings hat Mendelssohn dem Sommernachtstraum seine besten Compositionen gewidmet, und keine Bühne wird von ihnen absehen dürfen: allein grade in Folge jener musikalischen Zugabe tritt oft die ungenügende Wiedergabe des phantastischen Elementes um so greller zum Vorschein. Der Bearbeiter hat es hier übrigens leichter, als der eigentliche Regisseur; besitzt dieser nicht den zartesten poetischen Tact, wird er von vornherein Alles verderben. Dass aber selbst dieser nicht genügt, wenn nicht die gründlichste Kenntniss aller scenischen Mittel und theatralischer Geschmack hinzukommt, der es versteht, durch jene dem Dichter gleichsam nachzudichten, beweist das Beispiel Tieck's, nach dessen Inscenirung z. B

die Berliner Bühne den Sommernachtstraum vorführt. Wohl jeder urtheilsfähige Zuschauer wird über die geschmacklose Absonderlichkeit, mit der die mittleren drei Acte abgespielt werden, erstaunt sein und gefunden haben, dass er bei einer ausdrucksvollen Vorlesung dieses Stückes weit mehr Genuss hatte. Das liegt und kann aber nur an der Inscenirung liegen, denn ein so eminent theatralischer Dichter, wie Shakespeare, wird auf den Brettern stets am kräftigsten wirken, wenn nur diese tüchtig genug gebaut sind, dass sie nicht unter den Fusstritten des Riesen zusammenbrechen.

Ein Schauer vor der Grösse des Genius ergreift uns, wenn wir bedenken, dass der Dichter des Sommernachtstraumes auch den König Lear, die Tragödie des Wahnsinns schrieb. In seinen jüngst aus dem Nachlasse herausgegebenen Shakespeare-Studien führt Otto Ludwig den Gedanken aus, dass Shakespeare der Dichter der Leidenschaft sei und alle menschliche Leidenschaft zur erschöpfendsten Darstellung gebracht habe. Soweit der Wahnsinn überhaupt für die Poesie erreichbar, ist er die über sich selbst hinausgehende Leidenschaft, der die Grenzen der Vernunft nicht mehr genügen, die zum dunklen Sturme wird, welcher das Tageslicht des klaren Gedankens verschlingt und Donner und Blitz an seine Stelle rückt. Shakespeare lässt überall den Plan der Charakteristik dienen. Es scheint uns desshalb etwas Schulästhetik zu sein, wenn Herr Oe. die gewaltsame Schürzung des Knotens im ersten Acte dramatisch rechtfertigen will, wenn er sogar von einer Schuld der Cordelia mit Gervinus redet. Der grause Kampf ums Dasein fordert zahllose Opfer, und so wenig wie die Gazelle, in deren Nacken der blutdürstige Tieger seine Krallen schlägt, damit eine Schuld abbüsst, es müsste denn die sein, von der Calderon singt: die Schuld „geboren zu sein," — ebenso wenig trifft das Schicksal stets die Schuldigen, und die Poesie würde täuschen, wenn sie eine derartige Gerechtigkeit als hienieden waltend schildern wollte. Ihre wunderbare Aufgabe ist es vielmehr, aus diesem Chaos trotzdem die Versöhnung zu entwickeln und es so der Religion gleich zu thun, deren göttlicher Stifter spricht: „Selig sind, die da Leid tragen!" Was die hauptsächlichste Aenderung des Herrn Oe. betrifft, so ist es die, dass er den Schluss des ersten Actes vor den Zusammenstoss zwischen Lear und Goneril gelegt hat. Wenn der zweite Act hierdurch bedeutend verlängert wird, so möchte dies nach unseren Anforderungen an die Eintheilung in Acte doch wohlbegründet sein. Der Vorhang muss fallen, wenn so zu sagen eine Periode im vorzuführenden Leben oder Lebensabschnitte vorüber. Auch im dritten und vierten Acte sind wesentliche Aenderungen vorgenommen und die so überaus zersplitterten Scenen des Originals zusammengelegt. Vortrefflich sind wiederum die Bemerkungen über die einzelnen Charaktere des Dramas; besonders, was über den Lear beigebracht wird, verdient von jedem Schauspieler gelesen zu werden, der sich an diese Rolle heranwagt.

Die Zähmung der Widerspenstigen wird bis jetzt auf den meisten Bühnen nach der Deinhardtstein'schen Verschlimmbesserung gegeben. Es wäre zu wünschen, wenn diese neue Bearbeitung, welche den achten Band der Sammlung bildet, dazu beitrüge, Shakespeare wieder an Stelle jenes Künstlerdramen-Fabrikanten zu setzen.

Hans Herrig.

---

## Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm. Berlin, Dümmler 1871.

Wenigen Deutschen nur ist der Name Jacob Grimm fremd. Selbst in jene Schichten unseres Volkes, welche Befriedigung ihres Bildungsbedürfnisses aus den Tagesblättern schöpfen, ist mit dem Klange des Namens ver-

eint die etwas mythische Vorstellung von einem reinen Manne gedrungen, der alles wisse, was Menschen über deutsche Sprache, Glaube und Recht wissen könnten, und der sein Wissen in grossen, über die Maassen gelehrten Büchern niedergelegt habe. Wenn diese Vorstellung sich allmälig zu einem klaren Bilde von dem verdichtet, was Jacob Grimm als Gelehrter für alle Zeiten, als ernster, rechtlicher Mann für eine Zeit schwankender Begriffe von politischer Ehrlichkeit, als Bruder und Freund für engere Kreise gewesen, so wird dem vorliegenden Buche sicher ein Anteil daran zuzuschreiben sein.

In einen schmalen Octavband von nahe 400 Seiten ist die grosse fünfbändige Ausgabe der kleineren Schriften zusammengezogen worden. Mit Umsicht und Sorgfalt ist ausgewählt worden, was nach den erwähnten Beziehungen hin charakteristisch und lehrreich sein mochte. Den Hauptteil des Buches bilden die in der Berliner Akademie gelesenen Abhandlungen allgemein verständlichen Inhalts, und in der That bergen diese eine reiche Fülle feiner Bemerkungen, scharfer Beobachtungen (insbesondere ist der Aufsatz „Italienische und scandinavische Eindrücke," S. 61 ff., reich daran), und legen Zeugnis ab von des Mannes tiefpoetischer Empfindungsweise.

Der Anhang enthält eine kleine Zal von Aufsätzen, meist Gelegenheitsarbeiten. Das Stück „Ueber das Wesen der Thierfabel" aus dem ersten Kapitel des Reinhart Fuchs abgedruckt, wäre besser weggeblieben. Zeigt es auch eine warmgehegte Ansicht Jacob Grimm's auf, so scheint es doch nicht wünschenswert, einer in ihren Grundzügen verfehlten Auffassung des Thierepos unter dem Schutze des berühmten Namens Eingang in das grosse Publikum zu verschaffen, dessen Urteil leicht bestochen, schwer aber wieder frei gemacht wird. Dagegen hätte die Zugabe eines Aufsatzes, in welchem Grimm sich als Forscher an seine Fachgenossen wendet — etwa ein Capitel aus der „Geschichte der deutschen Sprache" oder die Vorrede zum vierten Bande der Grammatik — nicht fehlen sollen. Das Bild wäre vollständiger geworden. Erfreulich ist, dass Herman Grimm's Zutaten, vornehmlich zu der Rede auf Wilhelm Grimm, aus der grossen Ausgabe abgedruckt wurden. Sie gewähren näheren Einblick in das rührend-schöne, durch Meinungsverschiedenheit nicht gestörte Verhältniss zwischen den Brüdern, deren Arbeiten die deutsche Nation nach so vielen Richtungen hin zu stetem Danke verpflichtet ist.

Berlin. Dr. Anton Schoenbach.

---

## Ernst Götzinger, Literaturbeiträge aus St. Gallen. St. Gallen, Huber & Comp., 1870.

Der geschätzte Verfasser — in jüngster Zeit durch seine treffliche „Nuwe Zittung" in weiteren Kreisen bekannt geworden —, der als Herausgeber schweizerischer Chroniken um locale Culturgeschichte erhebliche Verdienste sich erworben hat, bietet in dem vorliegenden Büchlein Beiträge zu einer Geschichte des schweizerischen Kirchenliedes, sowie, und dieser Aufsatz ist wol nur für Schweizer Leser von Interesse, eine Entwicklungsgeschichte der Musik- und Gesangsgesellschaft zu St. Gallen. Ein paar Abdrücke aus dem St. Galler Cantional von 1588, sowie das Verzeichniss von Liedern des St. Gallischen Gesangbuchs von 1797 I. S. 59—72 mit beigesetzten Verfassernamen sind nicht ganz ohne Wert. Höchst ergötzlich aber wirken die II. S. 41 ff. gedruckten und aus dem Bussenbüchlein von 1656—1675 gezogenen Entschuldigungen „Weshalb die Herrn Collegae die exercitia Musica zu besuchen verhindert gewesen."

Berlin. Dr. Anton Schoenbach.

---

**Pürschgang im Dickicht der Jagd- und Forstgeschichte. Von *C. H. Edmund Freiherrn von Berg*, Dr. phil., Königl. Sächs. Oberforstrath a. D. Dresden. G. Schönfeld's Buchhandlung (C. A. Werner). 1869. XX u. 250 S. 8. 1⅔ Thlr.***

Der in zwei Abtheilungen zerlegte Inhalt des Ganzen begreift in der ersteren grösseren Hälfte (S. 1—182), und zwar in 4 Unterabtheilungen: Jägerschreie, Waidgeschreie, Waidsprüche, Lehrgedichte und Reimsprüche; dann Zeichen vom Wetter, und in der zweiten (S. 183—250) in 2 Unterabtheilungen: Jäger, Jagd- und Jagthiere und Wald und seine Bäume, welch letzterer Theil wieder in Rechtssprichwörter und Gemein-Sprichwörter gespalten ist.

Was die *sprichwörtliche* Abtheilung, die wir hier zunächst im Auge haben, betrifft, so giebt über deren Anlage und Umfang der Verfasser an zwei Stellen: Vorrede S. IX und Text S. 183—186 in folgenden Worten erschöpfende Rechenschaft. An der ersteren sagt er: „Es wurden diejenigen Sprichwörter zusammengestellt, welche vom Jäger, der Jagd, den Jagdthieren, von Bäumen, Holz und Wald in den verschiedensten Richtungen handeln, wie ich sie zerstreut in unsern vielen Sprichwörtersammlungen fand, vermehrt mit manchen aus alten Jagd- und Forstbüchern und solchen, *die ich aus dem Munde der Forstleute und Jäger kennen lernte.* Eine irgend vollständige Zusammenstellung dieser forst- und waidmännischen Sprichwörter besitzen wir nicht, und doch liegt ein wahrer Schatz in denselben verborgen. Auch bei diesen habe ich eine sachliche Anordnung gewählt und, wo nöthig, Erläuterungen hinzugefügt." Und Seite 185—186: „Ueber die Auswahl der dieser Sammlung einzuverleibenden Sprichwörter bin ich oft zweifelhaft gewesen. Der Grundgedanke war, Alles aufzunehmen, was in Beziehung zur Jagd, dem Jäger, den Jagdthieren, wie zum Walde mit seinen Bäumen und andern Waldprodukten, namentlich Mast und Weide, steht; allein es kommen manche vor, wo das Bild von irgend einem Jagdthiere oder aus dem Walde zwar gewählt, aber in solche Beziehung mit dem Getriebe der Menschen gebracht wurden, dass sie speciell durchaus nicht *sachlich* sind und ebenso gut in jeder andern für ein besonderes Fach, z. B. für Geistliche oder Bergleute, veranstalteten Sammlung einen Platz finden könnten, als in einer für Jäger und Forstleute bestimmten. Soll man diese sämmtlich weglassen? Ich habe mich für deren Aufnahme, wenn auch in beschränkter Weise, entschieden, indem sie mir insofern immer beachtenswerth erschienen, weil sie zeigen, *wie fleissig das Volk im Walde beobachtete* und so aus ihm oder von seinen wilden Bewohnern manche Anschauung ins Leben übertrug."

---

* Die Schrift erschien zwar bereits zu Ende des Jahres 1869; eine nachträgliche Anzeige derselben in dieser seit ihrem Bestehen die Interessen des deutschen Sprichworts mit Liebe pflegenden Zeitschrift scheint uns jedoch in Betreff einer für die Literatur des Sprichworts nicht verdienstlosen Arbeit auch jetzt noch als eine Pflicht, wie gegen den Verfasser so gegen das Buch selbst. Ausserdem hat dieses bis jetzt nur für seine *erste* Abtheilung, den für Jäger und Jagdfreunde mehr ansprechenden Theil, eine aber auch nach dieser Richtung allzu knappe Würdigung in *Zarnke's* literarischem Centralbl. 1870 S. 316 gefunden, während die zweite, den Freunden des Sprichworts wichtigere Abtheilung, bislang — unseres Wissens wenigstens — vergeblich einer Anzeige entgegen sah.

Von demselben Verfasser und in gleichem Verlage ist seitdem erschienen: Geschichte der deutschen Wälder bis zum Schlusse des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. VIII u. 360 S. 1871. 8.

„Aber," fährt der Verfasser fort, „es giebt ausser diesen eine grosse Anzahl von Redensarten oder einzelner in verschiedener Zusammensetzung gebrauchter Worte und Ausdrücke, die, ohne gerade als Sprichwörter aufzutreten, ebenfalls ihren Ursprung von Jagdthieren oder aus dem Walde haben, gleichfalls auf den Zusammenhang des Volkes mit jenen deuten und daher eine gewisse Beachtung verdienen. Dahin gehören z. B. Bärbeissig, brummig wie ein Bär, Bärenhäuter, Sauglück, Hundsgluck, Hundstreue, fressen wie ein Wolf, Wolfshunger, schlafen wie ein Dachs, fett wie ein Dachs, beissen wie ein Dachs, schlau wie ein Fuchs, Hasenpanier, Hasenfuss, fruchtbar wie ein Kaninchen, geschwätzig wie eine Elster, hol' dich der Geyer, geh' zum Kuckuk, er geht auf den Leim (wie die Vögel auf die Leimruthen des Vogelstellers), baumstark, eichenfest, schlank wie eine Tanne, er zittert wie Espenlaub u. dgl. mehr. Nur wenn diese Art Ausdrücke in der bestimmten Form von Sprichwörtern auftreten, wurden sie beachtet. Sehr häufig findet man Sprichwörter, welche in verschiedenartigen Wendungen einen und denselben Gedanken ausdrücken, meist wohl gleichzeitig entstanden in den Zonen unserer deutschen Sprachformen. Wo die Form nicht wesentlich abweichend erscheint, habe ich solche weggelassen."

Die sprichwörtliche Abtheilung, welche gegen 600 — et quod excurrit — Sprichwörter, sprichw. Redensarten. Anspielungen und Vergleichungen enthält, ist, so wie das ganze Buch eine sehr löbliche Arbeit. Allerdings macht sie auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch (S. 186), entbehrt auch in den weitaus meisten Fällen einer Quellenangabe, so wie sie, und sehr mit Unrecht, die alterthümlichen Sprachformen der Originale verwischt oder geradezu in modernisirtes Deutsch verwandelt hat. Jedoch hat sie andererseits diese Mängel nicht nur durch Reichhaltigkeit des Stoffes und dessen verständige Anordnung und Vertheilung, verbunden mit einer durchweg richtigen und concisen Erklärung und Erläuternng desselben, vergütet, sondern auch durch *das* Bestreben Anerkennung sich erworben, jenen zahlreichen hierher gehörigen, aber noch immer nicht genug gewürdigten Bezügen unserer älteren Literatur gerecht zu werden, für deren wenn auch kleine Sammlung und Erklärung der Verfasser, so weit ihm eben Quellen zu Gebote standen, Fleiss wie Sinn und Verständniss bewiesen hat. Solche Quellen waren ihm u. a. die Thierfabel, *Gottfried von Strassburg's* Tristan und Isolde, *Graff's* Diutisca, der Sachsen- und Schwabenspiegel, so wie für das spätere Mittelalter ganz vorzüglich die Weisthümer von *J. Grimm*, und als Erläuterungsschriften: Vridank's Bescheidenheit, die Lex Salica und Wisigothorum, die Leges Rotharis u. a. Wir führen ein paar diesen Quellen enthobenen Rechtssprüchwörter mit dem vom Verf. ihnen beigegebenen kürzeren oder längeren Commentare beispielsweise und als Muster der Behandlung an:

(S. 191) Um Wild verwirkt Niemand seinen Leib.

Sachsenspiegel (1254). — Drückt offenbar aus, dass man das lebendige Bewusstsein des Volkes von dem allgemeinen Jagdrechte achtend, gegen einen Wilddieb nicht peinlich verfahren solle. Der Grundsatz steht in einem achtbaren Widerspruche mit den barbarischen Strafen des Mittelalters, ja auch der späteren Zeit, wo man häufig die Wilderer mit dem Tode bestrafte, wo Augenausstechen, Abhauen der rechten Hand u. dgl. recht sehr gewöhnliche Strafarten waren. Erzählt uns doch die Geschichte, dass in Württemberg unter der Regierung des Herzogs Christoph (1550—1565) mehr als tausend Wilderer nach Urtheil und Recht bestraft worden,* wurde doch in Chur-

---

* *Württemberg* scheint mehrere Jahrhunderte hindurch das gelobte Land der Jäger und ein Eldorado für Jagdfreuden gewesen zu sein, und noch heute prangt zur Erinnerung in seinem Wappen ein Hirschgeweih. Wir lesen, dass Herzog Karl dem Kaiser Paul von Russland ein Jagdfest gab,

Sachsen im Jahre 1584 der Galgen für Wildpretsbeschädiger angedroht. Auch unerhört hohe Geldstrafen fanden statt, z. B. in Mecklenburg-Schwerin büsste nach der Wald- und Jagd-Ordnung von 1706 der Wilderer einen Hirsch mit 1000 Thalern, ein Stück Wild mit 500, ein Reh mit 100, ein Wildschwein mit 200, einen Hasen mit 4, ein Feldhuhn mit 2 Thalern u. s. f. War aber die Geldstrafe nicht beitreibbar, so sollte „mit harter und willkührlicher Leibesstrafe in Dönitzer Karre ...“ ein offenbarer Wilddieb gebührendermassen belegt werden.

(S. 226) **Wasser und Weide haben wir vom himmlischen Vater zu Lehn.**

Dem gewissermassen widersprechend heisst *Grimm's* Weisth. III, 483.

**Wasser und Weide ist des Königs;**

doch wird das entschieden als ein Missbrauch der königlichen Gewalt angesehen wordem sein, und derartige Sätze kamen sicher erst mit Ausbildung der Lehre von den Regalien auf. Dass sie als Missbrauch angesehen wurden, ergiebt die Urkunde des Manifests vom 5. Mai 1525 von der Versammlung der Gemeinden im Odenwalde und Neckarthale, wo es im vierten Artikel also lautet:

---

wo 6000 Hirsche und Säue von einer Anhöhe herab in einen See gesprengt wurden und die Jäger herumschifften, um das Wild nach Belieben im Wasser oder in der Luft zu schiessen. Und in einer noch späteren Zeit antworteten Württemberger Bauern ihrem König Friedrich I. auf seine Anrede: „Habt ihr Nichts zu klagen?“ — „Nein, Euer Majestät, wenn nur die Säue und Substituten nicht wären!“ Aber auch die Fürsten fast aller andern Länder wetteiferten mit einander in unmässiger Jagdlust und nicht blos in früheren Zeiten, sondern bis fast zum Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Noch 1666 sah man in der Wetterau Hirsche, worauf Wilderer festgeschmiedet waren. Galeato Sforza, Herzog von Mailand, zwang einen Bauern, der einen Hasen geschossen hatte, solchen mit Haut und Haar aufzufressen, und der Gottesmann *Erzbischof Michael zu Salzburg* liess 1557 einen Wilderer, in eine Hirschhaut genäht, auf den Salzburger Markt tragen und von seinen Jagdhunden zerreissen. Philipp, Landgraf zu Hessen, sah das Wild gar für Kühe an und meinte, wenn er die Kühe seiner Bauern in seinen Wäldern weiden lasse, so könnten sie wohl auch die seinigen auf ihren Korn- und Haferfeldern dulden. Noch kurz vor der ersten französischen Revolution verboten in manchen deutschen Duodez-Staaten Gesetze das Jäten und Aufhacken des Ackers, das Stoppeln und das Düngen mit Menschenkoth, damit junge Rebhüner desto mehr gedeihen und ihr Wohlgeschmack nicht darunter leide. Es gab deutsche Staaten, wo der Hunde-Etat des Serenissimi, wie z. B. des letzten pfalz-zweibrückischen Herzogs Karl August, † 1795, (vergl. *Gagern*, Mein Antheil an der Politik. I, 16. *Hausser*, Geschichte der rhein. Pfalz. II. 998 und *Remling*, Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792—98. I, 356) verhältnissmässig mehr kostete, als der ganze Jagd-Etat grosser Monarchien, den Schaden des Landes nicht gerechnet.

Vergl. hiezu *Cyriacus Spangenberg*, Der Jagteuffel. Bericht/ wie fern die Jagten rechtmessig vnd vnrecht sein. Anno 1. 5. 60. o. O. (Eisleben, Vrban Gaubisch). 98 Bl. 4. Mit einem Holzschn. auf der Kehrseite des vierten Bl., den Teufel als Jäger darstellend. (Im Germ. Museum). Und: *Davidis Georgii Struben*, Vindiciae Venandi Nobilitatis Germania. Hildesiæ et Brunsnigæ 1739. 4. (Im Germ. Museum). Bei Spangenberg finden sich u. a. auch die Sprichwörter: „Jemandes Hundsknecht seyn müssen“ (Bl. 258ª) und: „Man pfleget nach gemeinem Brauch zu sagen: Die Hunde haben den Jäger gefressen/ Wenn einer der Vnkosten halben/ so nuff die Jaghunde gehen/ in Armut kompt.“ (Bl. 266ª).

Item. „Die Wasser und Bäche, so bisher verbannt und bei Leibesstrafe verboten gewesen sind zuvor der geistlichen, sollen allermänniglichen aufgethan und frei gemacht sein. Es wäre denn Sach, dass man mit genugsamem Grund beweisen und darthun möchte, dass es erkauft oder zinsbar gemacht worden wäre. Bis auf gemeine Reformation.“ *

(S. 223) Wohin des Herrn Wagen vorgeht, dahin mag ein Burgmann nachfahren.

Schon in einem Weisthum zu Schöneck in der Eifel vom Jahre 1415 (Gr. Wsth. II, 566) steht:

„Wohin des Herrn wagen vorgeit zu Buschn, dahin mag der Burgmann nafarn.“

Bezieht sich also auf die Holznutzung, die von den Mitberechtigten dann ausgeübt werden kann, wenn der Herr — Grundherr — seinen Theil genommen hat. Dabei war der Maassstab allgemein das *Bedürfniss*, denn wir finden in vielen Weisthümern, u. A. in dem von Niedermeding an der unteren Mosel v. J. 1563, ausdrücklich nach der Aufzählung der verschiedenen Waldrechte gesagt, es soll: „meinen juncker von Ulmen ein jeder schützen und schirmen nach seiner *Nothdurft*.“ Dieser Grundsatz gilt in vielen Orten Deutschlands noch gegenwärtig, wo die Holzberechtigungen nicht regulirt oder abgelöst sind, in allen den Fällen, wenn nicht eine bestimmte Quantität oder Qualität des Bezuges festgesetzt war, und zwar sowohl bei Brenn- wie Nutzholz. Dass der Begriff „Nothdurft“ ein sehr elastischer ist und dass namentlich das, was gegenwärtig als solche beansprucht wird und werden muss, nicht im Verhältniss zu dem steht, was in alten Zeiten darunter verstanden wurde, ändert in dem Rechtsgrundsatze nichts.“

Welchen Reichthum aber unsere ältere Literatur, die Werke unserer mittelhochdeutschen Dichter an uralten, in „nebelgraue Ferne“ sich verlierenden, auf Jagdthiere, Jagd und Jager Bezug nehmenden, oder auf andere Verhältnisse übergetragenen Sprichwörter in sich bergen, möge dem Verfasser der vorliegenden Sammlung eine kleine Anzahl derselben documentiren, wie sie ohne vieles Suchen sich uns darbieten.

1. Weiſtu wie der igel sprach:
„viel gut iſt eizen gemach.“

*Spervogel* (Gödecke, deutsche Dichtung im Mittelalter S. 646[b]). — Um 1200.

2. ir habet den haber angerant. **

*Pfaffe Amis* 102 (Benecke, Beyträge. Götting. 1832. S. 503). — 1230–40.

3. Brot wart nie wol fail.
Das ez die häpk (Habicht) icht äſſen
E das die ſtett beſäſſen.

*Lassberg*, Liedersaal III, CCXLVIII, 43–46. — XIII.—XIV. Jahrh.

4. Wenn der hunt den hirz wil iagen
hat er iht wol genoſſen vor.

*Winsbeckin* (Benecke, Beytr. S. 215—6.) — Vor 1250.

5. Wer beren mit den haſen iaget
der mut ſich gelückes wol verkonnen.

*Jüngerer Titurel* (Hahn) 797, 4. — Ulm 1260.

* Vergl. *Ferd. Friedr. Oechsle*, Beiträge zur Geschichte der Reformation in den schwäbisch-fränkischen Grenzländern. 1830. S. 272.

** D. h. angegriffen: ihr habt euch in einen bedenklichen Streit eingelassen.

6. Wer sich kratzet mit dem bern
Den muz sin hant vil dick swern.*

*Lassberg*, Liedersaal II. CLXXV, 40—42.

7. twie küne ein swin
ouch si, doch vil der hunde
ziehent ez ze grunde.

*H. von Meissen*, Leiche. (Quedlinb. 1843.) 103, 2—3. — 1280—1314.

---

* Alt affen jung pfaffen vnd alt bern
soll kain man in sin hus begern.

Cod. S. Georgen. XV. Jahrh. (In Karlsruhe). *Mone's* Anzeiger III. 1834, 32

Alt aff. Jung pfaff. Dazū wild Bern:
Sol nyeman yn sein hauß begeren.

*Margarita Facetiarum.* Argent. 1508. 4. Bl. Giij[b.] (In Ulm.) Ueber den Herausgeber dieser Scherzreden, *Johannes Adelphus Mülichius*, vergl. *Serapeum* 1857, 12 ff. und meine Abhandlung „Zur Quellenkunde des deutschen Sprichworts“ in dieser Zeitschrift Bd. XL, S. 67.

Es heisst/ wilt dein Hauss behalten sauber/ so verwars vor Pfaffen vnn Tauben: vnd *Peter Schott* reymt:

Alt Affen/ jung Pfaffen/ darzu wild Bären
Soll niemand inn sein Hauß begeren.

Vnd Jacob Wimpffeling verbeisst es/ und spricht:

Felix Plebanus foelixq; parochia/ sub qua
Nec Naam/ Abraham/ nec vivit Elias.
Die Pfarz ist glückhafft/ lobesam/
In der Naham noch Abraham/
Noch Sem/ noch kein Elias ist:
Das ist: kein Maltz/ kein Jud sich mischt/
Noch ein Geistlicher Potentat/
Noch auch ein Mönch/ dann gwiß es schad.

*J. Fischart*, Gargantua. 1600. Bl. 13[a.] (Im Germ. Museum.)

Alte Affen/ vnzüchtig Pfaffen/ vngezämpte Bären/
Solt niemand in sein Hauß begeren.
Simium anum, obscoeniq; hominum sermonis & vrsum,
Nemo domi secum poscas habere diu.

*Joh. Buchlerus*, Gnomologia. Colon. 1606. 16. S. 47. (In Heidelberg.)

Een jonge paep, een ouden aep, een wilden beer,
Dat is gespuys, dat ick in huys niet en beger.

*J. Cats*, Spiegel van den Ouden en de Nieuwen Tydt. Dordrecht 1663. 8. S. 413. (In der Sammlung des Herrn Ottow zu Landeshut, Schlesien.)

Bei *Bernh. Hertzog* findet sich am Schluss eines seiner Schwänke in der „Schildwach“ o. O. 1657 (in Dresden), Bl. Aiij[a.][Biij[a]] „Wie ein Priester einen überredet/ er wäre Impotens/ da er demselben bey dem Weibe lag“ der Spruch in folgender Fassung:

Alte Hunde und Affen/
Junge Münche und Pfaffen/
Wilde Leuwen und Bären/
Soll niemand in sein Hauß begehren.

Vergl. auch den Spruch bei *Zincgreff-Weidner* IV. 1683. S. 338. (In München: Staatsbibl.)

8. Hat ein wolflin wolfes sit,
Da wont niht grozzes wund's mit.

*Hugo v. Trimberg*, Renner (Bamb. 1833. Fol.) 7051—52. — Um 1290.

9. Wer den Wolff ze huse ladet
Der merk das ez im schadet
Wer sin frowen vberclait
Und er vngern claider trait
Der sol haben clainen zorn
Wird ain stieffkind geborn.

*Lassberg*, Liedersaal II. CLXIII, 1—6.

10. Da mag wol sin hailig zit
Da wolff den schaden frid git.

Ibid. II. CLXXV, 95—96.

11. Wer vnder wolff schaff ist
Den hat betrogen dez tiuvels list.

Ibid. III. CLXXXX, 3—4.

12. Wen der wolff richet
Der ist och errochen.

Ibid. I. XXXII, 234—36.

13. Der wolf is gerne in strûchen.

*H. v. Meissen.* (Quedlinb.) 55, 19.

14. So der wolf inz alter kummt
sô vitet in diu krâ.

*Nithart,* XL, 4—5. (Benecke, Beytr. S. 415).*

---

* Unter den zahlreichen Sprichwörtern aus der Thierfabel gehört diejenige Gruppe, deren Object der *Wolf*, zu den interessantesten und reichsten; wir fügen deshalb den gegebenen noch einige weiteren aus dem XIII.—XIV. Jahrhundert sowie ein paar über andere Thiere hinzu:

Ein wolf sicht man vil selten tragen/
Eis schafes swaif.

(Ein böses Leben hat nicht leicht ein gutes Ende.)

*Boner.* (Benecke. Berlin 1816. 8.) LIV, 49—50. (Um 1330—40.)

Der sich ains wolfez vnder wint/
Das er in ziechen wil der vint/
Sin vich vil licht verezet.

*Lassberg*, L. S. III. CCLIII, 61—63.

So der wolff musen gat/
Und der valk keffer vat/
Und der konig burge machet/
So ist jr gewalt geswachet.

Ibid. III, 89—92. *Schott*, deutsche Literaturgesch. Stuttg. 1841. 8. S. 41. (Das Gründen von Burgen ist ein Zeichen von Schwäche, wie die Mausejagd des Wolfes.)

Ledestu den wolff heim czu husz/
Er in kommet nit an schaden darusz.

*Salom. und Morolf* (Hagen, deutsche Ged. d. Mitt. I, 479—80). XIV. Jahrh.

15. Wie vil der falk gehubet wirt
Siner witen flüg er nit enbirt.

*Lassberg*, Liedersaal III. CCXLIII, 51—52.

16. Swer valken vn habich ze tube tot,
vnd wolf ze schafen, daz ist niht gut.

*Hugo v. Trimberg*, Renner 12520—21.

17. nota: weidman.
Ain falk vnd ain wind vahen von rechter stolzkait,
ain plawfuß vnd ain iagdhund von des pfnasts wegen,
ain habich vnd ain rüd von zorns wegen,
ain sperber vnd ain vogelhund von lieb wegen irer herren.

*Clara Hätzlerin* (Haltaus). LXIX, 2. 15. — Um 1450.

18. Die kra zuo einem edelen valken sprach:
her guguk sint ir da.

*Wartburgskrieg* (Heidelb. Jahrb. 1837. S. 242). — Um 1290.

19. Der den isvogel hât, der hat gelücke,
unt gêt im wol, hoer ich die wisen jehen.

*H. v. Meissen*, 446, 1—2.

20. H'ren gunst vnd abrillen weter
Frauwen gemvte vn rosen bleter
wurffel tos vnd veder spil
Trigent ofte, wer ez merken wil.

*H. v. Trimberg*, 12474—77.

---

Der wolff pleget mit flyssen
Hinder den feichhirten wol czu schissen.

Ibid. I, 527—38.

Einem esel trauwet stetz von distel / und einem wolff da er das Pater noster sollt buchstaben sprach er schaff her.

*Geiler v. Kaisersperg*, Narrenschiff. Strassb. 1520 (gepredigt 1498). Fol. Bl. XIII[a].

Es ist ein sprichwort / es ward nie keī man er hat ein wolff zan.

Ibid. CXIII, 1[b].

In die arch Noe ist der wolff gangen / vnd ein wolff wider herauskomen.

Ders. Schiff der penitentz. Bl. IX, 1[b].

Es mögen nit alle Vögel dem adler nachfliegen . . . bistu nit ein falck / so biß aber ein omeißlin.

Ders. Von den vier Lewengeschrei. 1507. Fol. Bl. LXI, 1[b]. (Vergl. dessen Schiff der penitentz. Augsp. 1514. Fol. Bl. CXXVII, 1[b], und brösamlin. Strassb. 1517. Fol. Bl. XV, 1[b].)

Der stillsitzender kra
doret snabel und cla.

*Lassberg*, II, CLXVI, 179—80.

Das seind gar böß fogel / welliche die schwentz über dasz nest aushenckend.

*G. v. Kaisersp.* Predigen tütsch. Augsb. 1508. Fol. Lxxxiiij, 2[a]. (In Wolfenbüttel.)

T—eis te lante, seide de vos, doe was hy mit den stert in—t ys vervroren.

Gemeene duytsche spreeckwoorden. Campen 1550. (*Mone's* Anz. 1833. S. 195.)

21. Joch machet ſtritic jeger wilt veige.*

*Konr. Fleck*, Flore und Blanscheflur. (Quedlinb. 1846. 8.) 3840. — Um 1230.

Machen wir, damit das zweite Dutzend voll werde, den Beschluss mit drei Sprüchen, wovon zwei aus späterer Zeit und der erste ein *apologischer*, deren letzterer bekanntlich *Edm. Höfer* in einem eigenen Buche 1928 zumeist aus Volksmunde gesammelt und dabei auch den Schlaumeier Reinecke keineswegs vergessen hat.**

22. Wer den Wolff nicht forcht zu weynachten
Vnd den Gebaur zu Vaſtnachte
Vnd den pfaffen in der Marter wochen
Deme ſinth ſeine ſinn gar zerbrochen.***

*Mone's* Anzeiger 1833. S. 229. — Um 1380—88.

23. „Jch hab ietzo den ſchnuppen/ ich ſchmecke ietz nüt“ ſprach der fuchß zum leuwen. Der hett zweien ein rote kappen gemacht/ die da hetten geſprochen er ſtunck da ſie ſolten ſchmecken wie er ein atham het. Er rufft dem füchßlin/ es ſolt vrteiln wie er ein atham hette. Der fuchß ſprach ich hab ietzo den ſchnuppen/ ich ſchmeck ietz nüt.

*Geiler v. Kaisersperg*, Euangelibuch. Strassb. 1515. Fol. Bl. LXXI. 2b. (In Ulm.)

24. Wacker, wacker — wie der Haß auff dem acker.

*J. Fischart*, Podragr. Trostbüchlein. O. O. 1577. Bl. 32a. (In meiner Sammlung.)

Ein chronologisch geordnetes, 40 Nummern umfassendes Quellen-Verzeichniss, grösstentheils forstlichen Inhalts, findet sich auf Seite XI—XVI. Unter den allgemeinen Sprichwörtersammlungen haben nach Gebühr auch *Agricola* und *Wander*, für die Rechtssprüchwörter insbesondere *Eisenhart*, *Hillebrand* und *Graff-Diether* Benutzung gefunden. Ausserdem verdient noch hervorgehoben zu werden, dass, wie der Verfasser der ersten Abtheilung seines Buches eine gedrängte allgemeine jagdhistorische Uebersicht — so auch einzelnen wichtigeren Abschnitten des proverbialen Theiles eine Einleitung über die Bedeutung des betreffenden Inhalts und, wo dies erforderlich schien, eine historische Einleitung vorausgeschickt hat.

Die Sprichwörter selbst nehmen mit dem Rechtssprichworte: *Wasser und Jagd ist gemein* (S. 187), ihren Anfang und schliessen (S. 250) mit den sprichwörtlichen Redensarten:

---

* Eine dunkle Stelle, jedoch wahrscheinlich eine sprichwörtl. Redensart, die jedoch in dieser Fassung verderbt scheint. Vielleicht sagte man „stritic jeger wilt veige,“ so dass die zwei ersten Worte zu streichen wären.

** Stuttgart 1870. 6. stark verm. Aufl. XVI u. 212 S. 12. (In meiner Sammlung.) — Gegen die fünfte um 400 neue Sprüche und Varianten vermehrt. „Die Gesammtsumme (1928) würde bis auf oder über 2000 gestiegen sein, hätt' ich nicht von Neuem eine Anzahl der älteren Sprüche auszuscheiden gehabt, die mir inzwischen verdächtig geworden waren.“ Der letzte Spruch (auf S. 187) lautet:

Was Menschenhänd' nicht alles machen können! hat der Zimmermann g'sagt, hat er das Thürlein (zum Schweinstall) an die Mauer hing'setzt. (Franken.)

*** Es ist das gemain sprichwort. Wer da nitt forcht den wolff vmb die Liechtmess/ den pauwren vmb die vassnacht/ vnd den pfaffen in der vasten/ der ist ain frisch man. *G. v. Kaiserp.* Schiff der penitentz. Augsb. 1514. Fol. Bl. XIII, 1a. Etliche Predigen 1506. Bl. LIX, 1b. (Beide in Ulm).

*Der ist kernfaul.*

Das Bild eines im Innern faulen Baumes auf einen heimlichen Sünder angewendet.

*Der Bursche (Kerl) taugt in der Wurzel nichts.*

Gilt von einem von Grund aus verdorbenen Menschen.

Indem wir dem Buche eine zweite Auflage wünschen, deren es unter Beseitigung der oben berührten, jedoch unschwer zu emendirenden Schwächen und Fehler (deren Hervorhebung diene dem Verf. zum Beweis, wie aufmerksam wir seine Schrift durchgangen haben) würdig ist, erlauben wir uns mit einigen weiteren bibliographischen Bemerkungen und Nachweisen dem Verfasser nachfolgende ältere Druckwerke — von vorreformatorischen Quellen hier Umgang nehmend — zur Berücksichtigung und Ausbeutung um so mehr zu empfehlen, als wir dieselben zum grössten Theile selbst als mehr oder minder ergiebige Quellen für Jagd-Parömien kennen gelernt haben. Es sind:

1) Künstliche | wolgerissene New | Figuren von allerlei | Jag und Weidtwerck, Durch den Kunst- | reichen *Jost Ammon*, Wonhaft zu Nürn- | berg, an Tag gebracht. | Allen Liebhabern, Als Malern, Goldschmidt, Bildhauwern, vnd | welche Lust zur Kunst haben, zu Ehren: Auch durchauss mit La- | teinischen vnd Teutschen Reymen, dergleichen | vor nicht aussgangen. Mit Römischer Kays. Maiest. Freyheit. | (Druckerzeichen) | Zu Franckfort am Mayn, bei Martin Lechler. | In verlegung Sigmund Feyerabends. M.D.LXXXII. kl. 4. Mit 80 Holzschn., deren jeder von 4 deutschen und 4 latein. Versen begleitet ist. Vergl. auch *Serapeum* 1852, 356—57. *Grässe*, Trésor I, 103 a/b.

2) Sylvanders Lobspruch von der edlen Jägerei, der sich findet in dem Ballet Der sieghafte Hymen... Durch einen der edlen Poesie Liebhabern Fido. Stuttg. 1662. 4.

Ein Gedicht, welches fast ganz aus Waidsprüchen und Jägerschreien zusammengesetzt ist. Nach der Unterschrift der Dedication heisst der Verfasser *Ulrich Schmidlin*. *Pfeiffer*, Germania III, 253.

3) Die edle Jägerei. Poetisch fürstellig gemacht von *Johann Kristoff Lorber*. Weimar 1670. 4.

In das Gedicht sind verschiedene Waidsprüche und Jägerschreie verwebt. Vergl. auch die Besprechung desselben von *Reinh. Köhler* in den Weimar. Jahrbb. III, 329 ff. Vergl. auch *Wackernagel*, Gesch. d. d. Literatur § 96, 3.

4) Sylvan, ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde auf das Jahr 1816, von *C. P. Laurop*, Grossh. Badischem Oberforstrathe und *V. F. Fischer*, Grossh. Badischem Forstrathe. Marburg und Cassel, bey Johann Christian Krieger. kl. 8. 25 Forst- und Jagdparömien und Sprichwörter. S. 130—135. (In meiner Sammlung.)

5) Spiritus aus Feld-, Jagd- und anderen Flaschen. Eine Sammlung charakteristischer Anekdoten und Erzählungen aus dem Leben; nebst einer Auswahl von Aphorismen, Gedichten, Charaden und Räthseln. Von einem in den Ruhestand versetzten königl. sächs. Offizier. Zweite Destillation. Leipzig 1837. Bei Ludwig Schreck. 8.

„Altteutsche Jägerreime. Alter Jägerkalender. Alte Waidsprüche.“ S. 38—47. (In meiner Sammlung.)

6) Des gerechten und vollkommenen Weidmanns neue Praktica zu Holz, Feld und Wald . . . von *Karl von Train*. 3. verm. Aufl. von *E. Freih. von Thüngen*. Weimar, Voigt 1869. 8. Vergl. Allgem. Familien-Zeitung. Stuttg. 1869. Fol. S. 490.

Fügen wir diesen Titeln (anlässlich d. S. 195 der Sammlung) als Schlussstein hinzu: Die Kunst, das *Jägerlatein* in 52 Lektionen zu erlernen, von *E. Kautze*. Mit Abbildungen. Nordhausen 1860. 12.

Für die „Bawren Practica oder wetterbüchlein," deren Blüthezeit in das XVI. und in die erste Hälfte des XVII. Jahrh. fallt, ist in Ermangelung der zahlreichen Originale, deren jedoch jede grössere Bibliothek mindestens einige besitzt, zu benutzen: *Grässe*, des deutschen Landmanns Practica. Wetter- und Gesundheitsregeln . . . Dresden 1859. 8.* Das französische Original von *Fouilloux'* Jägerbuch (la Vénerie) erschien nach *Grässe* Poitiers 1561, nach Anderen erst 1568. Fol., die neueste Ausgabe Angers 1844. 8, der erste deutsche Druck Franckfurt, Feyerabend 1582. Fol., die letzte Bayreuth 1752. 4; die Ausgabe Strassburg 1590, Fol. findet sich in der Zweybrückener Bibliothek. Eine *handschriftliche* deutsche Uebersetzung, gefertigt schon i. J. 1579, also drei Jahre vor dem ersten deutschen Drucke, wird auf der k. öff. Bibliothek zu Stuttgart aufbewahrt; vergl. *Serapeum* 1852, 357—58.** — Was die von den Brüdern *Grimm* in den „altdeutschen Wäldern" aus *Becher's* Jäger-Kabinet, Leipzig 1701, abgedruckten Waidsprüche anlangt, so finden sich diese schon in *Meurer's* Jagd- und Forstrecht. Franckf. 1576. S. 71 ff. als „alte lustige Weydgeschrei Sprüche vnnd jägerische Dialogi/ durch weyland Keyser Fridrichs III. Forstmeiser beschrieben." Eine zweite Ausgabe dieses Buches erschien Marpurg 1608, wo die Sprüche S. 78 ff. stehen. Uebrigens wurde diese Grimm'sche Sammlung, was dem Verfasser unseres Buches entgangen zu sein scheint, zuerst wieder und sehr beträchtlich vermehrt von *Reinhold Köhler* in den Weimarischen Jahrbüchern III, 329—358. Sie sind, theils bisher ganz unbekannte Sprüche, theils beachtenswerthe Varianten schon bekannter, einer in Köhler's Besitze befindlichen Papierhandschrift des XVII. Jahrh. entnommen, deren Sprache auf Bayern weist. Die einzelnen Sprüche, die vom Herausgeber in der heute üblichen Orthographie gegeben sind, wurden von demselben in eine gewisse Ordnung gebracht und mit Erläuterungen versehen. — Das vom Verfasser unserer Sammlung S. 210 mitgetheilte Sprichwort: „Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt gar keinen," begegnet u. a. schon im Narrenschiff des *Sebast. Brant* (von A. W. Strobel. Quedlinb. 1839. 8; erste Ausg. Basel 1494. 4.) in folgenden zwei dichterischen Fassungen, deren beider auch *Cyr. Spangenberg* in seinem Jagteuffel Bl. 266ª sich bedient hat:

Der vocht zwen hasen vff ein mol
Wer meynt zweyn herrn dienen wol
Vnd richten vß me dann er sol. S. 117.

Wer jagen will vnd uff eyn stund
Zwen hasen vohen mit eym hund
Dem wurd ettwan kum eyner wol
Gar dick würt jm gantz nut zemol. Ibid.

Der sprichwörtliche Ausdruck „Jägermesse" (S. 204) für: eine kurze, flüchtige Messe, reicht viel weiter zurück als zum J. 1577, er lässt sich als *kürzestes Zeitmaass* bis hinauf in das XIII. Jahrh. verfolgen. Vergl. *Titurel*

---

*) *J. G. Th. Grässe* ist auch Verfasser des zweiten Theiles des Jägerbreviers: Jägerhörnlein. Dresden 1861. 8. (In Dresden.) Beide Bücher erschienen anonym, aber als Verfasser gibt er sich selbst in seinem Trésor III, 128ª an, wozu er bemerkt, es seien von beiden nur je 7 Ex. mit seinem Namen am Ende der Vorrede abgezogen worden.

** La vénerie de Jacques du Fouilloux... plusieurs receptes et remedes pour guerir les chiens. Poitiers 1561. Fol. Die französische Ausgabe erlebte bis 1844 23 Auflagen und steht dort heute noch als classisch in höchstem Ansehen. Die deutschen Ausgaben sind nicht sowohl eigentliche Uebersetzungen, als vielmehr eine freie, theils erweiterte, theils verkürzte Bearbeitung mit Benutzung anderer Werke. Ueber andere Ausgaben in

(Hahn) 5683: „so lanc ein meß evon einem snellen prister ist geschehende (vergl. 5562). *Cyr. Spangenberg* in seinem mehrerwähnten Jag-Teuffel lässt sich über diese Sitte folgendermassen aus (Bl. LXVIII, 2ᵇ): „In den Fürsten höffen gat es also zu/ wolā pfaff mach es kurtz/ less ein ieger mess/ dass wir zu essen kummen/ also gat es.“ Und an einer anderen Stelle (Bl. 208ᵇ; in Pfeiffer's Germania 1856. S. 15) sagt er ausführlicher; „Etliche (Jäger) die darneben auch ein wenig für andechtig vnd geistlich wöllen gesehen sein/ die hören zuvor eine predigt vnd dörffen begeren/ ja sie wöllens also haben/ dass man etwas vil früer/ dann sunst gewonheit/ inen ein predigt mache vnnd allein das euangelium sage/ oder darüber gar eyn kurtze vermanung thue/ vnd dieweil andere gebreuchliche gesenge vbergehn vnd anstehen lass/ vnnd alles kurtz vberlaufflet/ wie man denn solches schnappen werck im bapsthum *jägermessen* genennet hat/ wie darbey die andacht sin/ ist wol zu erachten/ denn sie doch mit gedancken allbereit in holtz vnd feld sind.“

Kurze Mess und lange Jagd
einen guten Jäger macht.

*Schmeller*, bayr. WB. II, 266.

Von *Fr. v. Kobell* finden sich bereits Waidsprüche in den Münchener Blättern für Kunst, schöne Literatur und Unterhaltung 1846 S. 525 und 1860 S. 423, 447ᵇ—448ᵇ. — Ueber die Redensart: „Er hat einen Bock geschossen“ vergl. Wiener Jagdzeitung 1860. 4. Nr. 12. S. 363, und endlich führt das zu Leipzig 1842 erschienene Buch: Gründliche Anweisung... für Jäger ... das Titel-Motto: „Wer Sauköpf' essen will, muss Hundsköpf' daran wagen.“

Vergl. auch *Gräter's* Bragur III. (1794), worin Proben aus den „Adeligen Weydwercken...“ (Franckf. a. M. 1661. 4.), *Erlach's* Volkslieder der Deutschen. I. (Mannh. 1834. 8.), in denen (S. 512 ff.) die Grimm'schen Waidsprüche, *K. Gödeke's* Elf Bücher deutscher Dichtung (Leipzig 1849. 8.), wo (S. 422) „Jägerschreie“ aus *Schnurrn* Kunsthauss und Wunderbuch. Franckfurt 1664, und den Illustrirten Jägerkalender von *J. B. Wallishauser* (Wien 1865. 8.), woselbst auf Seite 104 vier „Schützensprüche“ abgedruckt sind. — Ob die in der Zeitschrift „Europa“ vom J. 1869 (Nr. 49) veröffentlichten „Waidsprüche und Jägerschreie“ Original-Mittheilungen oder lediglich dem vorliegenden Buche enthoben seien, ist uns zur Zeit unbekannt. — Ueber die sprichwörtl. Redensart: „Er ist auf den Hund gekommen,“ und die Strafe des *Hundetragens* selbst (S. 201) verweist der Referent des Weiteren auf seine eingehende Arbeit in *Max Moltke's* „Deutscher Sprachwart.“ Leipzig 1868. S. 202—206.

Wir schliessen diese Anzeige mit einem Passus aus *Gräter's* Bragur, welcher ein Urtheil über die Waidsprüche, diese Erzeugnisse des dichterischen Geistes der deutschen Jäger und ein ohne Frage werthvolles, wenn auch jetzt vergessenes und verachtetes Stück Volkspoesie, so wie eine Nachricht über eine ältere umfassende, jetzt wohl verschollene handschriftliche Sammlung solcher Sprüche enthält, was beides für den Leser wie insonderheit die „Männer der grünen Farbe“ und den Verfasser dieses Buches von einigem Interesse sein mag. „Unter Weidsprüchen, heisst es daselbst (II, 273 ff.), womit man auch seine Lieblingssprüche, an denen man sich

---

beiden Sprachen wie auch eine italienische Uebersetzung ist *Grässe* Trésor II, 621ᵃ und III, 445ᵇ nachzusehen. Ueber *Fouilloux* selbst vergl. *Pressac* in den Mém. de la Soc. de l'Antiq. de l'Ouest de 1850 und von eben demselben: Notice généalogique, biographique et littéraire sur Jacques de Fouilloux gentilhomme Poitivin... Paris 1852. 8., und Charles de Meaux seigneur du Fouilloux 1630—52. Paris 1854. 8.

weidet oder ergötzt, bezeichnet, sind Weidmannssprüche verstanden. Sie sind unter sich selbst sehr verschieden und fallen später in den geistlosen Ton der Zunftsprüche und Handwerksgrüsse. Nur das Jagdgeschrei der Jünglinge und des Jägers nimmt sich vortheilhaft aus und hat sehr natürliche nachahmende Schallworte. Ich habe noch eine Sammlung von *achthalbhundert* Weidsprüchen, äusserte ein alter Jägersmann, und einen dicken Band voller Fuchshistorien, welche von meinen Vorfahren gesammelt sind; damit könnte man sich Jahr aus Jahr ein auf die angenehmste Weise in Gesellschaften ergötzen. Aber jetzt ist die ewige und allzeit fertige Karte das einzige Behelf, und ich will einen körperlichen Eid darauf ablegen, dass keine von unseren „Frölens" auch nur einmal einen rechten Leberreim zu machen weiss."

Landau. Franck.

---

## Dr. Rudolf Sonnenburg, Grammatik der Englischen Sprache nebst methodischem Uebungsbuche. Zweite vollständig umgearbeitete und verbesserte Auflage. Berlin 1872. Julius Springer. 27½ Sgr.

Die erste Auflage dieses Buches (1865) ist von Schrader in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre p. 490 wegen der methodischen Verbindung der Lehre von der Aussprache und 491 wegen gut gewählter Musterbeispiele gelobt. Wo ein solcher Mann lobt, ist gewiss etwas Gutes. Zu untersuchen, wieviel Gutes, lohnt sich im allgemeinem Interesse des Unterrichts in den neueren Sprachen wol der Mühe.

Der Verfasser hat einen glücklichen Griff gethan in den beiden Grundgesetzen, nach denen sein Buch eingerichtet: erstens in der Verwendung der Aussprache als nach Regeln zu erlernenden Stoffes, zweitens in der Voranstellung der Grammatik, p. 1—91, auf welche dann die Uebungsstücke folgen, und zwar p. 95—172 zur Einübung der Aussprache und der Formenlehre, und p. 173—239 zur Erlernung der Syntax. Daran schliessen sich 4 verschiedene Wörterverzeichnisse 240—299, ein Verzeichniss von Eigennamen bis 302 und ein Lesebuch 303—324.

Die beiden erwähnten Grundgesetze sind vernünftig und sehr zu loben. Die Grammatik muss durchaus von dem Uebungsbuche getrennt sein. Die meisten Lehrbücher für neuere Sprachen sind Machwerke, die der betreffende Verfasser nach irgend einem Einfalle einrichtet. Das mag für den Privat- oder Selbstunterricht hingehen, auch zuweilen zweckmässig sein. Aber für die hohe Aufgabe einer höheren Bildungsanstalt, in welcher die neueren Sprachen Bildungsmittel sein sollen, ist das durchgehende Vermischen von Regeln und Uebungsbeispielen zu tadeln. Die mit soviel Verstand und Sachkenntniss gearbeitete Schulgrammatik von Plötz hat leider immer noch diesen Mangel. Wie oft wird der Schüler in die Versuchung geführt, in die dicht dabei stehenden Regeln zu sehen und sich sowohl wie manchmal den Lehrer glauben zu machen, er wisse den grammatischen Stoff. Bei Plötz kommt nun der Uebelstand in pekuniärer Beziehung hinzu, dass die Grammatik am Anfange des Buches nochmals zusammenhängend dargestellt ist. Fielen die Regeln vor den einzelnen Lektionen fort, so würden gegen 100 Seiten gespart, das Buch billiger und pädagogisch besser. Von der Methode des Unterrichts in den alten Sprachen kann man auch hier lernen. Ferdinand Schulz hat die kleine lateinische Grammatik in einem besonderen Buche, ebenso die Uebungsstücke dazu herausgegeben. Bei den letzteren sind jedesmal die Paragraphen der Grammatik, auf welche sich das Stück bezieht, angegeben. Wo die beiden Theile in einem Buche vereinigt sind,

kann das ebenso geschehen. Herr Dr. Sonnenburg hat also in dieser Beziehung recht gehandelt. Leider ist er in der Durchführung dieses gesunden Princips nicht consequent gewesen. In dem Abschnitt für die Syntax weicht er gar nicht davon ab. In der Abtheilung aber für die Formenlehre und Aussprache beständig und zwar in einer Weise, welcher jede Norm zu fehlen scheint. Wir wollen unsere Ansicht an einzelnen Capiteln veranschaulichen. Seite 148 sq., Lektion 19 handelt von der Comparation. Der Verfasser verweist zunächst auf § 41, also die voran gedruckte Grammatik. Schlägt man nach, so findet man dort die wichtigsten Regeln. Aber was noch dazugehört, wie „noch“ vor dem Comparativ, „noch“ im additionellen Sinne, „immer“ vor dem Comp., „als“ danach, „ebenso — wie,“ „nicht“ davor: alles dies setzt der Verfasser p. 148 an die Spitze der Lektion. Wo ist da die Consequenz? Entweder muss Alles am Anfang stehen, abgesondert, und das ist das Beste, oder Alles dicht vor der einzelnen Lektion. Hinter diesen einzelnen Regelchen steht dann endlich p. 149 vor Beginn der englischen Beispiele: „Orthographische Eigenthümlichkeiten der Verben s. § 44, Anm.“ Der Schüler muss sich nun die Regeln an drei verschiedenen Stellen zusammen suchen. Warum? Hier herrscht nicht ein Gesetz, sondern Willkür. Wenn die ganze Grammatik vorangedruckt ist, systematisch geordnet, so wird der Schüler die in Lektion 19 einzuübenden Regeln allerdings auch an zwei Stellen zu suchen haben; aber er findet sie an einem nothwendigen, durch die Reihe der Wortklassen bestimmten Platze. Dem kindlichen Geiste muss Alles in der Form des Nothwendigen, sub specie aeterni, entgegentreten. Denn an der Vernunft der Lehrer und der Bücher soll er sich selbst an gesetzmässiges Denken und Arbeiten gewöhnen. Durch solche Einrichtung der Bücher und der Methode schadet man den Schülern und der Würde der neueren Sprachen in den Augen der alten Philologen, die dann mit Recht über das planlose Gebahren der Sprachlehrer oder Neusprachler lächeln und spotten.

Bei der Aussprache macht es Herr Dr. Sonnenburg noch schlimmer. Wir wollen p. 121, Lektion 11 betrachten, welche nur die Dehnungszeichen behandelt, aus der Formenlehre aber nichts Neues bringt. In der Grammatik sind die Dehnungszeichen in den Paragraphen 7 — 12 durchgenommen p. 8 und 9. Das stumme e am Ende wird ausführlich in der Grammatik behandelt, die übrigen Dehnungszeichen nur kurz. Vor der Lektion geschieht es umgekehrt. Aber wieder nicht consequent. Z. B. § 8: „a wird gedehnt durch ein nachgesetztes i. Am Ende eines Wortes muss y stat i stehen.“

| | |
|---|---|
| pain | vain |
| lain | stair |
| rain; a hair | sail |
| brain, nail | fair |
| I laid. | I paid. |
| day; hay | say |
| slay; play | lay; pay |
| stay | I may. |

Vor der Lektion 11 giebt er folgende Beispiele, nicht nach i und y geordnet:

| | |
|---|---|
| slay; day | fail; maid |
| to-day; yesterday | pay, I paid |
| rain. | I lay. |
| nail; sail | to lay, laid |
| I may | say, stay |
| straight | hay; a hair, air. |
| way; always | |

Eine Anzahl von Wörtern stehen in beiden Listen, andere nur in einer. Warum? Bloss um das Buch dicker und theurer zu machen? Welche Liste soll nun der Schüler lernen, die erste oder die zweite, oder beide? Die Anmerkung zu § 8 heisst: I said ich sagte, said gesagt, lautet sèd (ssed); a plaid, ein Plaid, schottisches Tuch, lautet pläd. In der Lektion 11 steht, Anm. 2: Again wiederum, against gegen, said gesagt, lauten agén, agénst, sed; plaid schottisches Tuch, pläd. Warum stehen again und against nicht gleich vorn? Warum fehlt in beiden Anmerkungen das so häufige maintain, in welchem das erste ai gleich kurzem e? Der Verfasser ist aber mit seiner Ergänzung in der Lektion noch nicht zufrieden; er fügt noch eine Anmerkung 3 hinzu: „In den Namen der Wochentage wird der a-Laut von day verkürzt: Sunday etc. In unbetonter Sylbe lautet ai kurz und dunkel, z. B. certain (cert'n) gewiss.“ Das letztere ist ungenau; ain lautet dort in.

Der Verfasser fühlt sich gedrungen, in der Lektion noch eine Anmerkung 4 zu geben: „ei lautet gewöhnlich wie ai, z. B. grey oder gray; reign; eight; neighbour.“ § 9 lautet: e wird gedehnt: 1) wie im Deutschen durch Verdoppelung, z. B. feel, meet, a bee, deep, a deer, see, seen, beef, steel, beer. 2) Durch ein nachgesetztes a, z. B. hear, an ear, dear, near, a beast, read, least, sea, tea, mean, speak.“ Dann folgt 3) mit einer Anmerkung. Was steht nun in der Lektion? „e wird gedehnt a) durch Verdoppelung, z. B. greet grüssen, s. L. 9, 2.“ Und in Lektion 9, 2 stehen wirklich 20 Wörter mit ee. „b) Durch ein nachgesetztes a: to hear, an ear, dear, cheap, weak, fear, meat, mean, each, the sea, year, easy, to lead, least, east.“ Das nennt man doch gewiss unnütze Wiederholung; die Regel über ee ist an drei Stellen. Diese Partien muss der Verfasser in einer neuen Auflage umarbeiten.

Die Regeln für die Betonung sind viel zu ärmlich dargestellt. Aber es finden sich auch Fehler. §. 3. 5 p. 6 heisst es: „u lautet wie ju in Jubel, z. B. hue. Anm. Da der Laut ju nach l mit vorhergehendem Konsonanten und nach r schwer auszusprechen ist, so spricht man langes u, z. B. blue, true.“ Die Regel lautet so: u und dessen Ersatz in der betonten Silbe klingt nach l gleich langem deutschen u; in der unbetonten Silbe ist es gewöhnlich nach l gleich iu; aber in den Adjectiven resolute, absolute und ähnlichen verliert das u den Vorschlag i trotz der Tonlosigkeit, weil ihn die entsprechenden Substantive nicht haben: resolution, absolution. (In Deutschland sprechen selbst Lehrer in revolution etc. iu, was ganz falsch.) Nach r verliert u immer den Vorschlag, ob betont oder nicht: true, February.

In der Syntax können die Verben mit dem Akk. beschränkt, dagegen muss eine Liste der Verben mit dem Gerundium hinzugefügt werden.

Was nun die Beispiele betrifft, so hätte der Verfasser viel mehr deutsche Sätze liefern müssen. Wenn er den Ballast vor den Lektionen wegwirft, gewinnt er Raum dazu. In der Syntax ist z. B. das ganze Capitel vom Conjunctiv, von shall, should, von der indirekten Rede mit einer Seite deutscher Sätze abgespeist. Die Regeln dazu § 58 nehmen zwei Seiten ein. Platz dazu werde ich gleich durch einen Vorschlag zeigen. Die englischen Sätze sind sehr schön, aus der Bibel, Shakspere, Macaulay etc. Aber der Verfasser vergisst doch zu oft, dass diese Sätze nur als Beleg eines Gesetzes da sind, also dieses Gesetz in knappster Form, ohne alles Beiwerk, herausstellen sollen. Die Grammatik soll ja kein Lesebuch sein. Lektion 35 p. 208 handelt z. B. von der Uebersetzung des deutschen „lassen“ Der siebente englische Satz lautet: The mother of Francis Bacon was Anne, daughter of Sir Anthony Cooke. She was a lady of highly cultivated mind after the fashion of her age. She corresponded in Greek with bishop Jewel, and translated his Apologia from the Latin, so correctly that neither he nor Archbishop Parker could suggest a single alteration. But we must not

suffer ourselves to be deluded into the belief that she and her sisters were more accomplished women than many who are now living. Ganz am Ende steckt die Regel. Wozu den langen Satz? In der Vorrede p. VI sagt der Verfasser: er will den Ideenkreis der Schüler erweitern. Daran thut er recht. Aber das ist in der Grammatik nur Nebensache. Wenn der Schüler den Satz aus Macaulay ordentlich verstehen soll, muss man ihm doch den ganzen Gedankengang Macaulay's vorführen. Dazu bietet die Grammatikstunde keine Zeit. Aber selbst dann könnte man den Satz doch verkürzen. So steht er nämlich etwa nicht im Macaulay; sondern er ist zusammengezogen und umgestellt aus der ganzen Seite 13 des dritten Bandes der kritischen und histor. Aufsätze der Tauchnitz-Ausgabe. Wurde der ursprüngliche Text doch verändert, so genügte der folgende Satz: The mother of Francis Bacon corresponded in Greek with bishop Jewel; but we must not suffer etc. Dadurch würde Raum erspart. Ferner durch Weglassung der alphabetischen Verzeichnisse der unregelmässigen Verben, welche 4 Seiten einnehmen; ebenso der deutschen Liste der Präpositionen. Das sind Eselsbrücken. Der Schüler soll seine Sache ordentlich lernen, und wenn er das nicht thut, soll er in der Regel nachsehen, nicht in einem todten Verzeichniss.

Aber ein ganz unorganischer Theil ist in das Buch hineingerathen, nämlich eine Geschichte Englands, welche auf die Lektionen von 26 an vertheilt ist und den Zweck hat, Sprechübungen zu Grunde gelegt zu werden. Diese Partie sollte doch ganz fehlen. Erstens ist eine Grammatik kein Mädchen für Alles; zweitens hat jeder Secundaner, für den sie berechnet ist, ein Lesebuch mit viel besserem Stoff. In preussischen Realschulen ist in Sekunda eine Stunde für Grammatik. In dieser müssen auch die schriftlichen Arbeiten aufgegeben, zurückgegeben und durchgenommen, oder Extemporale geschrieben werden. In dieser Stunde ist also keine Zeit. In den zwei Stunden für Lektüre wird man doch aber wol das Sprechen an dem Stoff üben, der in der letzten Stunde durchgenommen? Soll man daneben noch einen zweiten Stoff bearbeiten? Und das scheint nicht gerathen, weil diese History of England in so leichten und kurzen Sätzen abgefasst ist, dass sie keine rechte Palästra für einen Sekundaner bietet. Das fühlt der Verfasser selbst; denn er sagt in der Vorrede p. VII, sie sei so leicht, dass sie sehr wohl in Tertia übersetzt werden kann. Wie, soll in Tertia ausserdem kein Lesebuch sein? Nur das diesem Buche hinzugefügte? Und soll der Tertianer die in das Sekundaner-Pensum eingeschaltete Geschichte jetzt lesen und Jahre später lernen? Endlich möchte ich diese Lektüre nicht gegen Herrig's vortreffliches First English Reading-Book vertauschen. Will der Verfasser aber durchaus diese Geschichte behalten, so mag er sie klein gedruckt hinten in das Lesebuch verweisen.

Ob die vier verschiedenen Wortregister praktisch sind, bezweifle ich; bequem für den Schüler sind sie freilich; aber durch Aufschlagen in einem fortlaufenden alphabetischen Verzeichniss würde er Routine im Nachschlagen erlangen und mehr Selbstthätigkeit entwickeln müssen.

Der Grundgedanke der Sonnenburg'schen Methode ist sehr gut, wie ich glaube, der einzig richtige. Aber die Ausführung lässt Manches zu wünschen übrig. Der Verfasser hofft, nicht mehr ändern zu brauchen. Aber jeder energische, consequente Schulmann wird es wünschen.

Cottbus. Dr. Rothenbücher.

---

Wider die Fremdwörter. Von Dr. Th. Mertens. Hannover, Helwig'sche Hofbuchhandlung, 1871. 50 S. 8⁰.

Wieder einmal hat ein warmfühlender Mann, der sein Vaterland liebt und dem die glorreiche jüngste Vergangenheit den Muth geschwellt, sich aufgemacht zum harten Kampfe wider die verhassten Fremdwörter, diese Bastarde fremder Nationen, diese Fehlgeburten deutschen Weltbürgerthums. Und es muss eingestanden werden, dass die kleine Schrift gescheut und lebhaft, launig, mitunter sogar witzig geschrieben ist, und dass sie die Mehrzal ihrer vielen, vielen Vorgänger an Güte und an Tüchtigkeit der Gesinnung übertrifft. Auch ist sie in ihren Vorschlägen und Anträgen zur Besserung mässiger und bescheidener gehalten, als es sonst bei dergleichen Schriften der Fall zu sein pflegt.

Nichtsdestoweniger, glaub ich, wird das Büchlein keinen thatsächlichen Erfolg haben. Hie und da, zumeist wol in der Umgebung des Verfassers, mag ein Lehrer mit strengerem Rothstift seine Schüler schrecken, einer oder der andere wird vielleicht eine der von Dr. Mertens gerühmten Wortsammlungen anlegen,* im Ganzen und Grossen wird es bleiben wie bisher.

Der Verfasser hat die Dinge wol schwärzer gesehen, als sie sich wirklich verhalten. Es ist wahr, kein Zeitungsblatt können wir öffnen, ohne auf eine grosse Menge von zum Teil gewiss überflüssiger Fremdwörter zu stossen. Diese Erscheinung ist nach Dr. Mertens' eigener Ansicht (S. 46) leicht zu erklären. Aber sie ist nicht so verderbenbringend, als er meint. Rasch gelesen, werden diese Eindringlinge vergessen, und wenn auch der Tagesverkehr Spuren ihres Einflusses aufweisen sollte, so sind doch unsere Dichter und Schriftsteller — und auf diese kommt es hier hauptsächlich an — frei geblieben von der „Seuche." Ja noch mehr! Berthold Auerbach's, Otto Ludwig's, Gustav Freytag's Bücher sind entschieden in reinerem Deutsch und ärmer an Fremdwörtern geschrieben als die der Romantiker. Wer wollte den mundartlichen Dichtern unserer Tage, wer wollte Klaus Groth und Fritz Reuter den segensreichen Einfluss absprechen, den sie durch Auffrischung unserer Sprache mit volksthümlichen Elementen auf diese üben?

Die deutsche Sprache hatte Zeiten, in denen es schlimmer mit ihr stand, denn im Jahre des Heils 1871. Dr. Mertens selbst spricht von den Jahrzehnten, welche dem dreissigjährigen Kriege folgten; damals war es den Besten nicht gegeben, rein zu bleiben von fremdländischem Sprach- und Sittenzwange. Auch der weite Ausblick auf eine herrliche Zukunft, der jetzt des Deutschen Auge erfreut, war nicht vorhanden, enge und dunkel waren für die Patrioten von 1671 die Wege der kommenden Geschlechter. Und doch — ein Blick in ein historisches Wörterbuch genügt, uns zu lehren, welche Fülle frischer, heut noch in vollster Kraft sich entwickelnder Wörter wir jenen bösen Zeiten verdanken. Selbst ist das Volk und da bleiben alle klug ersonnenen Vorschläge Schläge in's Wasser. Die vom Verfasser gerathenen Mittel zur Abhilfe, auf den letzten Blättern verzeichnet, bilden die schwache Seite des Büchleins. „Ostung" für „Orientirung" erinnert in bedenklicher Weise an das „bemorgenländern" für „orientiren" der „Deutschen Gesellschaft für Potsdamer Sprache." Den, insbesondere aus süddeutschem Gebiete, angegebenen Ausdrücken, welche nach des Verfassers Meinung Aufnahme auch in den norddeutschen Sprachschatz finden sollten, wird dieselbe gewiss zu Teil werden, wenn die beginnende innigere Durchdringung der nördlichen und südlichen Stämme wird weiter vorgeschritten sein.

* Wo bei Steinthal und Geiger „ganze Bergwerke" (S. 49) alter Wörter liegen sollen, weiss ich nicht. Mit ungleich grösserem Rechte wäre Weigand's unlängst zu Stande gekommenes Wörterbuch zu nennen gewesen, eine überaus fleissige und verlässliche Arbeit.

Dass die Sprache unseres Volkes jemals zu einer romanischen werde, wie Herr Dr. Mertens (S. 34) fürchtet, glauben wir nicht und verweisen im übrigen auf die gehaltvollen Worte Wilhelm Scherer's (Preuss. Jahrb. XXIX. S. 1—23. bes. S. 15 f.), in denen eine Geschichte der Fremdwörter unserer Sprache in grossen Zügen gegeben wird.

Berlin. Dr. Anton Schoenbach.

---

Fremdwörterbuch von Daniel Sanders. 2 Bände. 8. Leipzig bei Otto Wigand, 1871.

Unter den Gelehrten, die sich in neuester Zeit mit deutscher Lexikographie beschäftigt haben, ist an Arbeitslust und Arbeitskraft wohl keiner mit Dr. Sanders in Altstrelitz zu vergleichen. Nachdem er in den Jahren 1852 und 1853 in zwei kleinen, sehr scharfen, oft übermässig bittern und beissigen Broschüren die Gebrüder Grimm wegen ihres Wörterbuchs angegriffen hatte, liess er bald darauf (schon 1854) ein stattliches Programm zu einem neuen Deutschen Wörterbuch erscheinen, welchem dann in rascher Folge das grosse Wörterbuch in den Jahren 1860—1865 folgte. Einige Zeit nach diesem grossen, drei Bände in Quarto starken, im kleinsten, engsten Druck gedruckten, durch unzählige Abkürzungen noch kürzer und knapper gewordenen und doch 2893 in drei Columnen gespaltene Quartseiten enthaltenden Wörterbuche folgte ein Auszug aus demselben in Octavformat, 1067 Seiten lang, ebenfalls eng und kleingedruckt in gleicher Weise, wie das grosse, mit unzähligen Abkürzungen, unter dem Titel Handwörterbuch der Deutschen Sprache. Ueber beide Werke habe ich einige Mal sowohl im Archiv, als in der National-Zeitung berichtet und die Aufgabe, Bedeutung und den Werth derselben genau bezeichnet.

Jetzt erscheint nach der Ankündigung vor vier Jahren im 41. Bande des Archivs rasch genug in zwei Octavbänden von 730 und 616 Seiten in derselben Weise wie die früheren Wörterbücher, d. h. eben so klein und eng und mit vielen Abkürzungen gedruckt, das Fremdwörterbuch ebenfalls wie die beiden früheren bei Wiegand in Leipzig.

Nur wenige Monate nach diesem letzteren erscheint jetzt eben bei Hoffmann & Campe in Hamburg die erste Lieferung eines Wörterbuchs Deutscher Synonymen, 10 Bogen stark in 8°, über welches ich, wenn möglich, später ebenfalls eine eingehendere Anzeige geben werde.

Wie schon gesagt, liess Sanders im Jahre 1867 im Archiv sein Programm eines neuen Fremdwörterbuchs erscheinen — dasselbe ist fast unverändert dem Fremdwörterbuche vorgedruckt —, und ich bin so hier der näheren Angabe und Besprechung desselben überhoben. Da jedoch dort einige Punkte nicht, wie mir scheint, ausführlich genug behandelt sind, will ich versuchen, dieselben hier etwas ausführlicher zu besprechen. Es ist dies einmal das Verhältniss des Sanders'schen Wörterbuches zu seinen Vorgängern, sodann eine nähere Angabe über die übrigen Quellen, die Sanders benutzt hat.

Von eigentlichen Vorgängern Sanders' können nur zwei genannt werden; das sind Campe in seinem Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen Fremdwörter, und Heyse's Fremdwörterbuch.

Auf den Hauptfehler Campe's hat Sanders unter Anerkennung unläugbarer Verdienste schon im Programm § 29 hingewiesen. Es ist dies das Bestreben, die Fremdwörter zu bekämpfen und durch vollständig deckende deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Durch diese in breitester Ausführlichkeit

mitgetheilten und gegen einander abgewogenen Verdeutschungsvorschläge mit ihren Für und Wider wird ein grosser Theil des Werks in Anspruch genommen. Wollte man all dies für den praktischen Gebrauch heutzutage werthlose Raisonnement aus cheiden und den Rest in der enggedruckten, auf möglichste Raumersparniss berechneten Weise des Sanders'schen Buches bringen, es würde nicht der vierte Theil des Ganzen übrig bleiben. Dazu kommt, dass das Buch begreiflicher Weise als im höchsten Grade unvollständig für die Gegenwart kaum noch in Betracht kommen kann.

Anders steht es mit dem Heyse'schen Buche. Heyse beabsichtigte nicht, wie Campe, die Ausrottung aller Fremdwörter, sondern gab dieselben durch deutsche Wörter und suchte sie durch Erklärung und Umschreibung verständlich zu machen. Dabei wurde das Buch, welches zuerst 1801 erschien, in den wiederholten Ausgaben sorgfältig überarbeitet, ergänzt und erweitert; in den ersten 5 Auflagen (bis 1829) vom Verfasser selbst, dann von dessen Sohn, dem verdienstlichen Gelehrten und Professor an der Berliner Universität, J. Chr. A. Heyse, bis zur 11. Auflage fortgeführt. Der gründlichen Durch- und Umarbeitung dieses Mannes, der an und für sich klassischer Philologe, aber als solcher auch mit sprachphilosophischen und sprachgeschichtlichen Studien vielfach beschäftigt war, und der die Morgenröthe und die ersten lebhafteren Strahlen der germanistischen Studien wohlthätigst auf sich einwirken liess, verdankt das Buch seinen wissenschaftlicheren Charakter, den es seitdem bewährt hat. Nach Heyse's Tode 1855 besorgte die 11. Auflage zur Hälfte, die 12. ganz der rühmlichst bekannte Gelehrte C. A. F. Mahn und die neueste ist von Dr. Otto Walster bearbeitet. Das Buch erfreute sich daher auch im Allgemeinen einer ungetheilten Achtung und Bacmeister nennt es in seinen „Germanischen Kleinigkeiten" in dem populär gehaltenen, aber interessanten Aufsatze uber das Fremdwort S. 64, für jeden tiefer gebildeten Menschen eine Wohlthat, sowie Steinthal eine Quelle reicher Belehrung selbst für den Gelehrtesten.

Trotz dieser Verdienstlichkeit und der bisherigen allgemeinen Anerkennung findet die Kritik Mancherlei an dem Buche zu rügen, was hier, besonders im Gegensatz zu Sanders' verdienstvoller Arbeit, noch besonders hervorgehoben werden muss. Die späteren Bearbeiter des Heyse'schen Buches glaubten die Brauchbarkeit desselben wesentlich zu fördern durch vielfache Berücksichtigung der Etymologie. Sie haben aber dem Buche wirklich mehr geschadet als genützt. Eine grosse Menge von solchen etymologischen Bemerkungen sind für die, welche nur einigermaassen mit den alten Sprachen vertraut oder auch nur bekannt sind, überflüssig und nutzlos, und durch die getroffene Anordnungsweise, ein Wort seinem Stammwort anzureihen, entsteht ein widerholtes Suchen, ein doppeltes, oft dreifaches Nachschlagen, während im Sanders nach alphabetischer Ordnung sofort das Gesuchte zu finden ist. Wer so viel Lateinisch oder Französisch weiss, dass er doctrinär unter dociren sucht, schlägt ein solches Wort schwerlich noch im Fremdwörterbuch nach. Durch Vermeidung dieser vielfachen Hinweisungen und überflüssigen Etymologien hat Sanders Raum zu Angabe von Bedeutungen gewonnen, und wenn man danach und nach dem Druck und und Umfang an Seitenzahlen beide Bücher mit einander vergleicht — das Heyse'sche hat 976, das Sanders'sche in beiden Bänden 1316 Seiten —, so ist wohl das letztere mindestens doppelt so reich als das erstere. —

Wie viel aber hinsichtlich der Bedeutungen das Sanders'sche Buch vor dem Heyse'schen voraus hat, lässt sich gar nicht ausreichend im Einzelnen nachweisen. Ich begnüge mich damit, auf einzelne frappante Beispiele hinzuweisen, um obige Behauptung zu rechtfertigen.

Der Artikel Cybele giebt bei Heyse nur die Bedeutung: Mutter der Götter. — Sanders giebt ausser dem Hinweis auf den Namen des in neuester Zeit entdeckten Asteroids oder Planetoids eine Stelle aus Mädler's Astronomie die Bemerkung, ohne welche eine Stelle in Göthe's Gratulations-

gedicht „Planetentanz" zum Jahre 1784 unverständlich ist, dass der Name Cybele von Einigen für den 1781 von Herschel entdeckten Planeten Uranus gebraucht sei. Ausserdem citirt er eine Stelle aus Weiss' Kostümkunde, in welcher der Name so v. a. Priester der Cybele oder Gallus bedeuten soll. — Ein anderes, nicht minder schlagendes Beispiel liefert der Artikel Lami (II. Band, p. 5 b). Lami findet sich auch bei Heyse, aber derselbe bemerkt weder, dass der Ausdruck veraltet ist, noch giebt er irgend Etwas zum Verständniss desselben. Sanders citirt zwei Stellen, eine bei Wieland (I, 166), die andere im Simplicissimus (in der Ausgabe von Kurz II, 300, 21). Diese letztere lautet: Weil ich sahe, dass meine Lebensart, die ich dazumal führte, in die Länge kein Gut thun könnte, sondern Alles endlich auf ein Lami ausgehen dürfte!" Hierzu bemerkt Kurz: „Eine alberne, nichts bedeutende Sache!" Dass die Erklärung Sanders: „ein klägliches Ende nehmen" die einzig richtige sei, erhellt leicht aus der Entstehung des Ausdrucks von den Benennungen der mittelalterlichen Bezeichnung der Durtonleiter, worüber er das Nähere nachzusehen auf die Artikel Aretinisch und Fa im Wörterbuche verweist.

Manche Artikel des Heyse'schen Wörterbuches sind aus Schreib- oder Lesefehlern entstanden, z. B. Thoadar und Thorbaschi, die bei Sanders richtig Tschokadar und Tsorbadschi lauten. Der Artikel Uanos oder Hanos (p. 946, a) verdankt seinen Ursprung dem Verlesen des Ll zu Anfang des Wortes. Sehr wunderlich ist bei Heyse auf derselben Seite ein Citat aus Virgil, indem eine Stelle aus Virgil mit einer aus Horaz zusammengebracht und erklärt ist. Bei Sanders II, 367 findet man das Richtige. Wie manche Artikel durch schärfere Erklärung, durch grössere Um- oder Einsicht gewonnen haben, beweisen namentlich die Artikel Manschette und Manichäer. Sehr viele, besonders dem Griechischen entlehnte Wörter sind bei Heyse unrichtig etymologisirt, z. B. Rigokephalus, Pseudomorphosis, Katalysis. — Provenienz oder Provenüe haben bei Heyse eine gleiche Bedeutung, ihre Verschiedenheit weist Sanders II, 305 a nach. —

Dass Sanders viele Wörter Heyse's nicht hat, weil dieselben Deutsch sind, sagt er selbst und giebt Beispiele in dem Programm S V. Dass er aber auch Wörter fortlässt, die überhaupt nicht existiren können oder vielleicht nirgends vorkommen, ist auch ein Verdienst. So z. B fehlt bei Sanders triedrisch (bei Heyse S. 932 a), dreiflächig, aus keinem andern Grunde, als weil zur Begrenzung eines Körpers mindestens vier Flächen erforderlich sind. —

Dass Sanders auch besondere Aufmerksamkeit der Erklärung von Stellen unserer Klassiker zugewendet habe, haben wir schon oben an dem Beispiel der Cybele gesehen. In ähnlicher Weise giebt er vielfach Berichtigungen, ohne sie näher zu bezeichnen. So ist namentlich interessant, wie er in dem Artikel Natura (II, S. 100 b) die bei Heyse fehlende Redensart Natura non facit saltus nach einem Citat bei Burmeister (Geschichte der Schöpfung, p. 375) auf Linné zurückführt. Er erweist damit sicherlich unserem durch seine Spür- und Auffindungskraft wahrhaft bewundernswerthen Georg Büchmann einen Dienst; denn in dessen trefflichem Büchlein „Geflügelte Worte" (S. 49, 5. Aufl) findet man nur auf Lessing hingewiesen; doch spricht Büchmann schon dort die Vermuthung aus, dass gewiss schon vor Lessing dieser Spruch aufgestellt gewesen sei.

Doch genug der Beispiele zur Erweisung dessen, was wir schon vor der Vergleichung wussten, dass das Sanders'sche Buch in jedem Betracht gründlicher und gediegener gearbeitet, als selbst das beste vor ihm erschienene, das von mehreren namhaften Gelehrten mehrfach überarbeitete Heyse'sche.

Ein ebenso nennenswerther Vorzug des Sanders'schen Buches ist der unendlich reichere Inhalt an Wörtern. Ich glaube annehmen zu dürfen, dass Sanders' Wörterbuch doppelt und dreifach so viel Artikel enthält als das

Heyse'sche. Viele Artikel rühren von grösserer Belesenheit und grösserem Sammelfleiss her, Vorzügen, die Sanders eigenthümlich sind und die er schon vor Jahren bei seinem grossen Wörterbuch glänzend bewährt hat. Alle die Bücher, die er dort am Schlusse als Grundlage seines Wörterbuchs aufführt, sind eben so sehr als die Quellen des Fremdwörterbuchs zu betrachten. Dazu kommt dann die ungeheure Menge der technischen Ausdrücke aus allen Disciplinen, allen Künsten und Gewerben, allen Arbeiten menschlicher Thätigkeit, allen Regionen der Erde angehörig. Es versteht sich daher auch von selbst, dass Sanders sein besonderes Augenmerk auch auf Zeitblätter, Zeitungen, Zeitschriften, Reiseschilderungen und Reisebeschreibungen, sowie auf Romane, die fremdländische Zustände schlildern, gerichtet hat. Und wie das Volk selbst in lebendigem Verkehr mit anderen Völkern steht, nimmt es auch immer und überall Fremdes auf, theils ganz mit dem Gepräge des Fremden, theils umgeformt und dem Deutschen angeeignet, obwohl dies Letztere bei der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit des deutschen Volkes selten geschieht. Und wie immer neue Namen und Wörter sich eindrängen und Einlass finden, oft auf kürzere Zeit, oft, wie es scheint, auf immer, verschwinden andere wieder und fallen der Vergessenheit anheim. Dies ewige Wogen und Drängen, aus dem lebendigen Verkehr nach aussen hin entspringend, trifft dennoch glücklicherweise nicht den eigentlichen Sprachschatz des deutschen Volks. Es ist sozusagen nur ein Theil der Rinde, der Aeste und Zweige desselben, an denen Fremdes haftet, der innere Kern der Sprache wird von demselben nicht berührt, kann nicht berührt werden, so lange derselbe seinem eigensten Wesen nach bestehen bleibt und nicht durch Ueberwucherung, Zerwühlung und Zerstiebung der nationalen Elemente verdorben wird, verwittert und vergeht.

Nachdem ich so viel zum Lobe des Buches geredet, dürfte mit Recht erwartet werden, dass ich auch, wo mir Fehler und Schwächen begegnet, dieselben nicht ungerügt lasse. Gewiss sind dergleichen bei einem so umfangreichen, schwer ganz zu übersehenden, schwer bis ins Einzelne zu bewältigenden Material vorhanden, ja nothwendig vorhanden. Aber dergleichen mit Fleiss und absichtlich nachzuspüren, scheint mir weder nothwendig, noch erspriesslich zu sein. Nur ein längerer Gebrauch kann dergleichen in grösserer Menge zu Tage fördern, eine Arbeit, zu der ich weder Zeit habe, noch Lust und Behagen in mir spüre. Dass sich ausser den vom Verf. selbst angegebenen Druckfehlern noch etliche finden liessen, beweist z. B. in der Darstellung der 2. Lat. Declination (§ 24 S XI) der Dat. Plur. i statt is; nicht viel höher ist es anzuschlagen, dass im Dat. und Ablat. Plur. der Neutra der 3. Declination auf a die Endung is statt ibus nicht angegeben ist; oder wenn Klimax als Masculinum angegeben ist. Dass auch noch Fremdwörter fehlen, dürfte sogar auch zu rügen sein. Ich vermisse, um doch ein Beispiel anzuführen, das Wort Kabel, über welches Bacmeister in genanntem Büchlein auf Heyse verweist; ebenso habe ich vergebens das Wort exclave gesucht, welches bei Riehl in einem Aufsatze im neuesten Bande des historischen Taschenbuches S. 46 vorkommt. Dergleichen Kleinigkeiten verdienen kaum Erwähnung, wenn sie auch nicht ganz zu übergehen sind. Lieber würde ich den Wunsch aussprechen, dass der Druck etwas grösser, die Wörter leichter findbar durch jedesmaligen Absatz bei neuen Artikeln und die oft störende Bezeichnung der Länge oder des Tones bei Diphthongen eine andere gewesen sein möchte. Das Buch wäre durch jene erste Abänderung allerdings umfangreicher und bedeutend theurer geworden, während es sich jetzt auch schon wegen des sehr billigen Preises leicht einer guten Aufnahme erfreuen dürfte.

Berlin. Dr. Sachse.

---

## Regeln und Wörterverzeichniss für die deutsche Orthographie, zum Schulgebrauch herausgegeben von dem Verein der Berliner Gymnasial- und Realschullehrer. Berlin, 1871.

Erörterungen über deutsche Orthographie zur Begründung und Erläuterung der Schrift: „Regeln etc." (Abdruck aus der Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 1871.)

Gewiss ist es eine dankenswerthe Aufgabe, deren Lösung der Verein der Gymnasial- und Realschullehrer Berlins durch Ausarbeitung einer Schrift zur Regelung der Schulorthographie unternommen hat. Allein „wer an den Weg bauet, hat viele Meister," die, nach althergebrachter Meisterweise, weniger darauf ausgehen, die Vorzüge des „Baus" hervorzuheben, als etwaige kleine Mängel und Unvollkommenheiten zu „merken."

Das Verdienstliche der uns vorliegenden kleinen Schrift liegt nicht nur in der trefflichen Absicht überhaupt, dem Unwesen einer schwankenden Rechtschreibung wenigstens in den Schulen, und zunächst den Berliner Schulen, einen Damm zu setzen; es wird auch Niemand die Anerkennung verweigern können, dass, wo eine Lösung der einschlagenden Fragen überhaupt in Angriff genommen wird, dieselbe nach den verständigsten Grundsätzen und mit der umfassendsten Fachkenntniss ausgeführt ist. Nirgend würde es weniger als hier am Platze sein, etwaige Meinungsverschiedenheiten zu urgiren in Dingen, bei denen doch einmal die Wage zwischen dem pro und contra noch schwankt.* Nur wo innere Widersprüche zu liegen scheinen, mag ein Einspruch im Interesse der Sache geboten sein.

Das Kapitel VI, Regeln über die Anfangsbuchstaben, hat, wie wir aus den „Erörterungen" p. 36 erfahren, zum Theil eine etwas unruhige Vergangenheit hinter sich; solchen Antecedentien haben wir es wohl zuzurechnen, wenn gerade in diesem Kapitel die Commission ihren eignen Grundsätzen untreu wird. Eine der schwierigsten unter den hierher gehörigen Fragen, über die Schreibung substantivirter Adjectiva, wird, weil anders keine Einigung erzielt werden konnte, in den kurzen Worten des § 15, 4, Anm. 1 folgendermaassen aus der Welt geschafft: „Einen grossen Anfangsbuchstaben erhalten alle Wortarten, wenn sie als Substantiva stehen, z. B. das Wenn und das Aber, Liebe deinen Nächsten." — Wenn diese Regel, wie aus den Erörterungen hervorgeht, in allen Fällen, wo ein Schwanken möglich, den Ausschlag zu Gunsten des grossen Anfangsbuchstaben geben soll,** so ist sie unglücklich gefasst. Denn, wann ist denn das Adjectiv als substantivirt zu betrachten? Das ist ja gerade die Frage, auf die es hier ankommt und welche doch nicht beantwortet wird. Die Dehnbarkeit der grammatischen Kategorie ist der Grund aller Unsicherheit (Erört. p. 35); weshalb werden dann ihre Grenzen nicht fixirt? Kann nicht jeder, der in der Verbindung „alles Gute" das Letztere für kein Substantiv hält, auf unser Buch sich stützen zum Beweise, dass gute klein zu schreiben ist? Wenn man also eine theoretische Auseinandersetzung über die Grenze des Substantiv- und

---

* Die Kritik von Michaelis (Zeitschr. f. Stenographie und Orthographie, 1871), welche neben einer Inhaltsreproduction nur einige abweichenden Ansichten des Beurtheilers herauskehrt, trifft das Wesen der kleinen Schrift deshalb nicht.

** Ausgenommen werden nur weiterhin die formelhaften Ausdrücke „alt und jung" etc., und die adverbialen Verbindungen des Adjectivs mit einer Präposition, wie am besten, von neuem; überdies noch die Pronomina und Zahlwörter: der andere, niemand, einige, viele.

Adjectiv-Gebiets scheute, so hätte man mindestens durch Vollständigkeit der Beispiele die Bedeutung der Regel erläutern müssen.

Doch mags sein um diese kleine Ungenauigkeit; in der Sache selbst ist die Entscheidung übers Knie gebrochen. Die Minorität des Vereins war unstreitig im Recht, wenn sie den Beschluss, dessen Resultat die gegenwärtige Fassung des Kapitel VI ist, für eine Inconsequenz erklärte. Man hatte sich die Aufgabe gestellt, „auf Grund der üblichen Schreibweise, also ohne dem Usus irgendwie Gewalt anzuthun, ein kurzes, die orthographischen Regeln und Wörterverzeichnis enthaltendes Schulbuch abzufassen.“ Nun hat aber der Gebrauch, allerdings noch mit bedeutenden Schwankungen und Unklarheiten, im Allgemeinen den kleinen Anfangsbuchstaben in gewissen Fällen den Vorzug gegeben; dennoch versucht man es, den Usus durch einen Machtspruch in eine widerstrebende Richtung zu drängen, in offenbarem Widerspruch mit § 16, 2 (der eine, der andere, von neuem), wo das usuelle Streben, die Kategorie der grosszuschreibenden Substantive einzuschränken, richtig erkannt und gewürdigt wird. — Und weshalb dieser Machtspruch? Anscheinend, weil man sich nur keine Rechenschaft zu geben wusste, weshalb unser Sprachgefühl in einigen Fällen ein zum Subject erhobenes Adjectiv als Substantiv, in andern wieder als Adjectiv empfände. Vielleicht erwirbt sich der nachstehende Vorschlag zur Lösung dieser Frage Zustimmung: Wir appercipiren, glaube ich, ein Adjectiv durch den Begriff Substantiv besonders dann, wenn es von einem anderen als Apposition hinzutretenden Adjectiv wieder begleitet sein kann. Diese Bedingung trifft aber besonders für neutrale Adjectiva, welche ohne Artikel stehen, nicht überall zu. Ich kann sagen: „das vermeintliche Böse,“ „alles mögliche Gute;“ Verbindungen aber wie anscheinendes Nützliches werden in der Schriftsprache unbedingt gemieden und durch die adverbiale Wendung: „anscheinend nützliches“ ersetzt. Das einzige Adjectiv, welches dem Neutrum nützliches vorangehen kann, ist das Possessivum sein, welches bekanntlich ursprünglich kein Adjectiv, sondern ein Genitiv ist. Sonst können vor einem solchen Neutrum nur stehen die Substantivpronomina: was? etwas, nichts und die substantivischen Zahlwörter ein, viel, wenig, genug, ein bischen, mancherlei etc. Demgemäss würde sich vielleicht folgende Formulirung der betreffenden Regel empfehlen:

Anm. 1. Einen grossen Anfangsbuchstaben erhalten alle Wortarten, wenn sie als Substantive stehen: das Wenn und das Aber, Liebe deinen Nächsten, das Böse, alles Angenehme, vieles Gute.

Als nicht substantivisch zu betrachten und mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben sind die Adjectiva

1) in formelhaften Verbindungen wie: gross und klein etc.
2) wenn sie im genus neutrum als Abstracta gebraucht sind, entweder allein (nützliches) oder hinter dem Possessiv sein und den Substantiven was? etwas, nichts, ein, viel, wenig, genug, ein bischen, mancherlei etc.

Es ist dies der einzige Punkt, in welchem ich mich zu einer sachlichen Einrede gegen die von der Commission gefällten Entscheidungen berechtigt glaube. Formell jedoch ist das an der kleinen Schrift auszusetzen, dass sie den Anforderungen der Deutlichkeit und der Entschiedenheit, welche an ein jedes Schulbuch zu stellen sind, wie schon in dem soeben besprochnen Falle, so auch sonst nicht immer gerecht wird.

Zur Rechtfertigung der gedrängten Kürze in Fassung der Regeln wird zwar am Schluss der „Erörterungen“ betont, dass das Buch nicht für den Selbstunterricht, daher auch nur so abgefasst sei, dass es durch die Erläuterungen des Lehrers zum Verständniss gebracht werden könne. Wie aber, wenn die Fassung stellenweise so knapp wäre, dass sie Missverständnisse zu Wege bringen muss, also ungenau genannt zu werden verdiente?

Das gilt zunächst von dem in § 1 aufgestellten Grundsatz: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen." Wer kann zunächst diese Worte lesen, ohne sie für eine unumwundene Anerkennung des phonetischen Princips zu halten? Das sollen sie aber, wie wir aus den Erörterungen erfahren, nicht sein; sie sollen „nur eine Regel für den praktischen Gebrauch geben, und zwar die Hauptregel, der gegenuber alles Folgende als Beschränkung oder Ausnahme erscheint." (p. 15.) Sei's; ich gebe also den Schülern die gewünschte Erläuterung, dahin gehend, sie sollten sich im Allgemeinen beim Schreiben nur die Frage vorlegen: wie wird das Wort gesprochen? und den Klang in seine einzelnen, graphisch darstellbaren, Laute zerlegen. Die „Erörterungen" behaupten, so, richtig verstanden, enthielte jener Paragraph eine erhebliche Lehrkraft. Ich behaupte dagegen zweierlei: Erstens entbehrt der Satz jeglicher Lehrkraft: denn was er besagt, soll schon am ersten Lautir-, Lese- und Schreibunterricht, nicht aber erst aus einem Schulbuche über Rechtschreibung erlernt werden. Zweitens aber behaupte ich, einen solchen Satz vorauszuschicken ist unpädagogisch. Denn gerade daraus, dass der Schüler nach diesem Grundsatze zu gern verfährt, entspringen seine Vergehen gegen die orthographischen Regeln zum Theil. Weshalb also einen missverständlichen, wenig lehrkräftigen Satz an die Spitze stellen, mit welchem der Schüler die ihm abzugewöhnenden Schnitzer schliesslich entschuldigen kann? Entweder der Paragraph müsste auf die in vielen Punkten von diesem Princip abweichende Entwicklung der deutschen Orthographie mit ein paar Worten verweisen und dadurch das Folgende, als Zusammenstellung der Hauptabweichungen dieser Art, einleiten und charakterisiren, oder aber er müsste ganz wegbleiben, und das wäre, glaube ich, für ein Schulbuch das Zweckmässigste.

Bedenklicher noch steht es in § 8 um die Fassung der „Regeln über die Bezeichnung der S-Laute." Hier heisst es: „Der scharfe S-Laut wird bezeichnet:

> Durch ß, wenn er einfacher Auslaut einer Stammsilbe ist und vor vocalisch anlautender Nachsilbe bewahrt wird, z. B. Fuß, Haß, faßt."

Diese Regel entbehrt zunächst der logischen Schärfe, denn sie setzt den Begriff „einfacher Auslaut", welcher erst zwei Seiten später im Kapitel VI erklärt wird, als bekannt voraus. Eine Hinweisung auf dies Kapitel enthalten nun zwar die unmittelbar folgenden Worte: „Ueber die Verdoppelung „s. § 11, Anm. 3;" mag aber das Zutrauen zu den Erläuterungen des Lehrers noch so gross sein, so ermächtigt doch weder ein solches Zutrauen, noch auch die Hinweisung auf das Folgende zur Einführung eines Begriffs, welcher weder aus sich selbst, noch auch aus dem Vorhergehenden verständlich ist. Eine solche Antecipation ist unsystematisch, unlogisch an sich; in einem Schulbuche aber, welches die Bekanntschaft mit solchen Begriffen nicht voraussetzen kann, unter allen Umständen unzulässig.

Gesetzt aber, ich folge im Unterricht der auf § 11, 3 verweisenden Notiz und setze den Schülern aus einander, was Consonantverdoppelung, was einfache Consonanz ist, ferner dass die Gemination des ß ſſ geschrieben, ausnahmsweise aber bei diesem Buchstaben nur vor vocalisch anlautender Nachsilbe bezeichnet wird. Der Vollständigkeit wegen muss ich dann aus § 12 noch die Regel über die Schreibung der Nachsilbe niſſe anfügen und kehre dann zum § 8 zurück, um endlich den Unterschied von ſ und s zu erläutern. Weiss nun der Schüler, wie er das Wort Fuchs z. B. zu schreiben hat? Keineswegs; das S steht ja im Auslaut einer Stammsilbe und muss, da nach § 11 kein Grund zur Verdopplung vorliegt, wohl einfach sein; nach dem Wortlaut der Regel würde er demnach Fuchß schreiben; um dem vorzubeugen, neue Erläuterungen meinerseits zu dem vielsagenden Wort „einfacher Auslaut." Wo ist nun aber der Schüler, welchem eine an

sich schwierige, dabei so unübersichtlich auseinandergerissene Regel durch irgend welche Hülfsmittel zum einheitlichen Verständniss zu bringen wäre, anders als wenn ich das Buch schliessen lasse und eine Regel dictire, welche die Unterschiede der Zeichen ß, ſſ, ſ, s in äusserlicher Uebersichtlichkeit neben einander und logisch scharf gegen einander stellt? Wenn aber der Lehrer doch die Regel dictiren soll, so bedarf er nicht eines Leitfadens, welcher in diesem Falle nur verwirren kann.

Eine Fassung der Regel, welche gewiss auch noch Mängel haben mag, jedenfalls aber die eben gerügten Fehler abstellt, wäre etwa folgende:

> Zur Bezeichnung der S-Laute dienen ſ, s, ſſ, ß. — Man unterscheidet den weichen und den scharfen S-Laut (reiſen, reißen).
> Der weiche S-Laut wird bezeichnet durch ſ (ſauſen).
> Der scharfe S-Laut
> I. durch ß und ſſ, wenn er im Auslaut einer Stammsilbe, unmittelbar hinter einem Vocal, steht, und vor vocalisch anlautender Nachsilbe bewahrt wird (weiß, reißen, Haß, weißt, haßt — wiſſen, haſſen). ſſ nur nach kurzem Vocal vor vocalisch anlautender Nachsilbe, sonst ß.
> II. durch ſ und s in allen übrigen Fällen; und zwar im Auslaut der Silbe durch s, im An- und Inlaut derselben durch ſ (Haus, — Fuchs; Hals — Kindes — bis, was, es — Knospe. Füchſe — kannſt, hauſt, faſt.

Der letzte endlich und zugleich der gewichtigste Vorwurf, welcher dem Buche gemacht werden muss, ist der, gerade einige brennende Fragen der deutschen Orthographie, in denen irgend eine Uebereinstimmung in den Schulen nothwendig erreicht werden muss, einfach in suspenso gelassen zu haben. So wird neben des und wes die Schreibung deß, weß, daſſelbe neben dasſelbe, bischen neben bißchen, erboſen neben erboßen, Dienſtag, Donnerſtag neben Dienstag, Donnerstag, gieb giebſt giebt neben gib etc., Muth Wuth Thurm Wirth neben Mut Wut Turm Wirt; so wird ferner ein Schwanken hinsichtlich der Silben miß und nis, des grossen Anfangsbuchstabens in Ortsadjectiven auf er: Braunschweiger, Berliner und dergl. mehr gestattet.

Hätte es sich um Gesetze für die deutsche Orthographie überhaupt gehandelt, so wäre freilich die Commission in ihrem Rechte gewesen; so lange der Usus selbst bei den Gebildeten so unsicher schwankt und wechselt, wie in den vorliegenden Fällen, wird ein Versuch zu energischem Durchgreifen im grossen Publicum wenig Aussicht auf Erfolg haben; da wird man sich mit einem Notiren des Schwankens, mit dem blossen Fixiren des Usus begnügen müssen. Hier aber haben wir es nur mit Schulorthographie zu thun; da handelte es sich nicht de legibus scribendis, sondern de lege ferenda. Gerade um dem Missbrauche zu steuern, dass den Schülern je nach den Schulen, sogar je nach den Classen eine andere Schreibweise aufgezwängt wird, haben Berliner Lehrer eine Commission von Fachmännern, Germanisten und Pädagogen, mit einer freilich auf das Reich der Schule beschränkten dictatorischen Gewalt ausgestattet. Zu dem Zwecke mussten alle Bedenken bei Seite gesetzt und mit aller Bestimmheit befohlen werden: so sei's! Eine solche Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, konnte sich die Commission nicht entschliessen; sie hat somit die ihr gewordene Aufgabe entweder missverstanden oder unzureichend gelöst.

Ich glaube nämlich nicht, dass es viele wissenschaftliche Lehrer des Deutschen in Berlin geben kann, welche es im deutschen Unterricht bei der Vorschrift, beide Schreibarten seien berechtigt, bewenden lassen werden. Die grosse Mehrzahl wird das nicht, ich selbst auch nicht; denn wenn ich überhaupt Regeln über deutsche Orthographie geben soll, so muss ich sagen dürfen: So sollt ihr schreiben und nicht anders; widrigenfalls die Regeln

dem Schüler undeutlich, unwichtig und uninteressant erscheinen. Die Folge davon wird also sein, dass von den zwei erlaubten Schreibweisen nach wie vor der eine Lehrer diese, der andere jene bevorzugt; die Unsicherheit und Unmethodik wird fortgesetzt in infinitum. Einer bestimmten Entscheidung, selbst wenn sie nicht in meinem Sinne ausfiele, würde ich mich gern unterworfen haben; der Weisung gegenüber, welche das Schwanken in Permanenz erklärt, kann ich das als Pädagog nimmermehr.

Darin steckt der Hauptfehler der kleinen Schrift, welcher freilich nicht der Commission allein zur Last fällt. Auch Rom befand sich zuweilen in ähnlichen Verlegenheiten, wie jetzt die Schulen gegenüber der deutschen Orthographie, Situationen, welche ein energisches praktisches Vorgehen erheischten. Dann aber wählte man weder einen Decemvirat, noch einen Quinquevirat, sondern man bestellte einen Dictator, dessen Beschlüsse unabhängig waren von der Zustimmung irgend welcher Versammlung.

So wie sie uns vorliegen, sind die „Regeln etc.“ ein immerhin willkommner, aber leider noch unvollständiger Beitrag zur Lösung einer Aufgabe, welche wir gern definitiv abgethan sähen.

Berlin. Dr. G. Schulze.

---

Dictionnaire d'étymologie daco-romane(.) Éléments latins comparés avec les autres langues romanes par A. de Cihac. Francfort s/M., Ludolphe St.-Goar. 1870. gr. 8. 331 p.

Das Buch füllt eine Lücke in der Literatur der romanischen Philologie aus, wenn auch eben keine sehr empfindliche. Das Rumänische ist derjenige Zweig des romanischen Sprachstamms, dem man von jeher die geringste Beachtung geschenkt hat, und dem nur sehr Wenige ein eingehenderes Studium zuwenden mögen. Der Verf. führt in der Vorrede für diese Thatsache zwei Hauptgründe an, die geographische Lage Rumäniens und die erst seit ungefähr einem Decennium allgemein aufgegebene Anwendung der cyrillischen Schriftzeichen. Indessen lassen sich leicht noch andere Gründe finden, die für die Erklärung jener Thatsache von nicht geringerem Gewichte sind. Es fehlt den Walachen an jeder namhaften Literatur. Vor welcher noch so entfernt liegenden und schwierig zu erlernenden Sprache schräke sonst wohl die Geduld des biedern Deutschen zurück, wenn ihre Kenntniss ihm eine Erweiterung der Sphäre in Aussicht stellte, innerhalb deren sein ideendurstiger Geist sich Befriedigung verschaffen kann. Allein auch solche, die von blos sprachwissenschaftlichem Interesse geleitet werden, sehen sich beim Studium des Rum. einem Hindernisse gegenüber, das dem minder geduldigen die Sache für immer zu verleiden im Stande ist. Es ist dies die orthographische Anarchie, die seit Umsetzung der slavischen Buchstaben in lateinische über die Sprache hereingebrochen ist. Man kann wohl dreist behaupten, dass sich keine schriftfähige Sprache jemals in einem ähnlichen Zustande orthographischer Verwirrung und Verwilderung befunden hat. Der Schriftsysteme sind fast unzählige; die einen gründen sich, wie es in dieser Beziehung überall zu sein pflegt, mehr auf das etymologische, die anderen mehr auf das phonetische Princip, noch andere suchen zwischen beiden zu vermitteln. Wer, ohne sich um den orthographischen Wirrwarr zu kümmern, nach einem bestimmten Systeme rum. studirt und zufällig ein nach einem entgegengesetzten Systeme geschriebenes Buch vor Augen bekommt, wird leicht versucht sein zu glauben, dass er es mit einer ganz anderen Sprache zu thun habe. Bis sich ein bestimmtes System allgemeine Geltung verschafft hat, wird es noch gute Weile haben.

Die vom Verf. des vorliegenden etymol. Wörterbuches angewandte Schreibweise zeichnet sich durch Einfachheit und verhältnismässig sparsame Anwendung diakritischer Zeichen aus. Er verficht das phonetische Princip und behauptet, der Quintilianische Satz: ego, nisi quod consuetudo obtinuerit, sic scribendum quidque indico, quomodo sonat etc. enthalte l'idéal et la loi fondamentale de l'orthographe, *que toutes les nations civilisées ont suivie* (?) et que nous devons suivre, was man allerdings nicht ohne Weiteres gelten lassen wird. Auffallend kann es erscheinen, dass der Verf. den von Diez mit u bezeichneten Laut vollständig ignorirt und ihn theils durch a (è), theils durch î ersetzt. Inwieweit dies Verfahren, das seinen Grund in einer Bevorzugung der sonst als südwal. geltenden Aussprache zu haben scheint, den thatsächlichen Lautverhältnissen entspricht, kann Ref. nicht beurtheilen. Es ist überhaupt äusserst schwierig, sich nach den Beschreibungen der Grammatiker eine klare Vorstellung von der verschiedenen Klangfarbe der drei getrübten von Diez durch ę, ų, į dargestellten Vocale zu machen. Das wal. nimmt wohl in Bezug auf irrationale Artikulation der Vocale, besonders der unbetonten, unter den rom. Sprachen denselben fortgeschrittenen Standpunkt ein, der das englische unter den germanischen Sprachen charakterisirt. In beiden Fällen ist die Trübung des Vocalismus als eine Wirkung des Aufeinanderplatzens heterogener Sprachgeister und Lautsysteme zu betrachten. Für das wal. möchte hierbei noch die dieser Sprache eigenthümliche Neigung zur Kürzung der Vocale, die dann leicht eine Trübung im Gefolge hat, als mitwirkendes Moment in Anschlag gebracht werden können.

Was den Inhalt des Buches anlangt, so giebt der Verf. weit mehr, als er auf dem Titel verspricht. Er stellt die dem lat. entstammenden Wörter nicht blos mit den entsprechenden des übrigen romanischen Gebiets zusammen, sondern zieht auch näher und ferner liegende Sprachen, z. B. bulg. serb. croat. cech. russ. poln. magyar. alban. türk. ngriech. ahd. mhd. nhd. zur Vergleichung heran. Hierin thut er offenbar des guten zu viel, da nicht leicht Jemand von einem speciell der rumänischen Etymologie gewidmeten Werke Auskunft über die Verbreitung eines lat. Wortes in den europäischen Sprachen verlangen wird. Verweisungen auf die eine oder andere der benachbarten Sprachen halten wir nur dann für angezeigt, wenn die gegründete Vermuthung besteht, dass ein Wort nicht direct aus dem lat., sondern erst auf Umwegen dem rum. zugeflossen ist. Der Raum, den der Verf. durch grössere Zurückhaltung in dem von uns angedeuteten Sinne hätte sparen können, konnte dann in zweckentsprechenderer Weise ausgefüllt werden. Vor allem hätte man bei Aufstellung von Etymologieen, die nicht klar auf der Hand liegen und jeden Zweifel ausschliessen (und deren gibt es im wal. nur allzuviel), eine nähere Begründung erwarten sollen. Statt dessen finden wir in solchen Fällen eine Reihe von Umstellungen als Mittelglieder angeführt, deren Richtigkeit wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen, ohne dass uns durch den Versuch einer auf Lautgesetze und Analogie gegründeten Beweisführung die Mittel der Controlle an die Hand gegeben sind. Eine eingehendere Besprechung ungewöhnlicherer Lauterscheinungen wäre um so wünschenswerther gewesen, als die von Diez für das wal. aufgestellte Lautlehre doch nur als vorläufige Skizze gelten kann, die erst noch durch das inductive Verfahren der etymologischen Forschung erweitert und nach und nach zu einem vollständigen Systeme ausgebaut werden muss. So harren vor allem die Gesetze der für das wal. besonders bedeutsamen Metathesis ihrer vollständigen Codificirung.

In Betreff der oft seltsamen Begriffswandlungen und Bedeutungsveränderungen hätte der Verf. öfters Gelegenheit zu lehrreichen Bemerkungen gehabt, es finden sich indessen in dem Werke nur höchst spärliche Beiträge zum Aufbau eines semasiologischen Systems, das doch nur aus dem durch die vereinten Bemühungen vieler herbeigeschafften Materiale erstehen kann.

Erfreulich ist es dagegen, dass der Verf. auch die rum. Phraseologie in Vergleichung mit der lat. und der der anderen rom. Sprachen zum guten Theil mit in den Kreis seiner Darstellung zieht, da erst in der phraseologischen Verwendung eines Wortes seine Begriffsausdehnung klar zu Tage tritt. Hierbei hätte er sich die Mühe sparen können, zu Phrasen, die jedem aus dem klassischen Latein geläufig sind, wie pavor occupat animas (spaima apucă inimile) in mentem mihi venit (îmĭ vine in minte) etc. Belegstellen anzuführen. Dafür hätte er wieder der volksmässigen lat. Phraseologie dieselbe Beachtung schenken können, die er den Wörtern und Formen der lingua rustica schenkt (wenn sich ein Wort der volksthümlichen Nebenform des lat. Etymons anschliesst, so führt er auch diese in Parenthese an, z. B. frunză, frons [fruns] lapte, lac [lacte]), denn gerade aus den Redewendungen der römischen Umgangssprache hat sich vieles im wal. erhalten, was die übrigen rom. Sprachen nicht kennen. Dass z. B. umblă bine wörtlich den lat. bene ambula entspricht, sieht jeder sofort, dass der Ausdruck aber wirklich schon bei den Römern eine im vertraulichen Umgange übliche Grussformel bildete, ist schliesslich nicht jedem bekannt und konnte also durch einige Belegstellen nachgewiesen werden.

Einge nebensächliche Bemerkungen mögen hier noch ihren Platz finden. S. 7 zu *a da ajutor* konnte verglichen werden it. dare ajuto, lat. dare auxilium. S. 9. *a inţelege* stellt der Verf. mit it. intelligere zusammen. Letzteres gehört indessen nicht zu dem eigentlichen italienischen Wortschatze, sondern ist lediglich Latinismus, wie die ital. Literatur deren so viele aufzuweisen hat. Mit derart Wörtern hat sich die Stilistik und, soweit sie dem Bedürfniss der dichterischen Redeweise entgegenkommen, die Poetik zu beschäftigen, aber die Sprachwissenschaft als solche hat mit ihnen nichts zu schaffen. Das rum. Wort ist auf romanischem Gebiete der einzige Repräsentant des lat. Verbums und gehört in die Classe derjenigen Wörter, welche der Verf. im Auge hat, wenn er in der Vorrede, allerdings mit einiger Uebertreibung, sagt: Le daco-roman . . . possède cependant plus de mots classiques de l'âge d'Auguste que ces dernières (les langues de l'Occident). S. 10. alt, altă etc. Sämmtliche rom. Formen dieses Wortes weisen auf das vulgär-lat. altrum, altram (statt alterum, alteram) zurück. S. 11. „*an* anno (praeterito)." Auch das it. anno findet sich auffälligerweise in dieser Bedeutung. S. 14. Dem Sinne von a apuca a face ceva kommt das lat. occupare (occipere) facere aliquid schon ziemlich nahe. S. 17. ist zu armar (armarum) auch „nball. almer" angeführt. Das Wort kommt jedoch jetzt wohl nur dialectisch vor; oder ist nhall. Druckfehler für mhall.? Bei armăsar (admissarius) kann man das it. ammissario vermissen. S. 25. In Betreff der Bedeutung von *bat* (bibitus) = *ivre* konnte auf lat. potus (bene potus) hingewiesen werden, und neben dem provinciellen *bebedo* bedurfte auch das gemeinspan. *bebido* der Erwähnung. S. 26. Unter boaşă (*βύσα*, bursa) hat sich der Verf. merkwürdigerweise das dsch. börse und enl. purse entgehen lassen. S. 36. Da cald (calidus) nach Angabe des Verf. auch substantivisch gebraucht wird, wäre es nicht überflüssig gewesen, das span. port. Substantiv caldo anzuführen. Schon auf lat. Gebiete findet sich ein substantivirtes calidum (= potus calidus, eine Art von Punsch). S. 51. Zu a cerca (chercher, circare) hätte das veraltete Citat Properz 4, 9, 35 (nach jetziger Eintheilung 5, 9, 35) nicht wiederholt werden sollen, da dort niemand mehr ein Verbum circare findet, sondern man allgemein fontis egens erro, *circa*que sonantia lymphis liest. S. 78. durere durfte nicht ohne weiteres mit lat. dolor und den diesem Worte entsprechenden rom. Formen zusammengestellt werden, da es doch nichts weiter als subst. gebrauchter Infinitiv ist, während dolor wal. duroare lauten müsste. Doftor wird wohl so gut wie doptore nur ein rumänisirtes Fremdwort sein, da die Bildungen auf tor und sor dem wal. ganz fremd sind; sonst hätte es wenigstens von einem lat. doctorius hergeleitet werden müssen. S. 81. Mit der Wendung a dormi

un somn (it. dormire un sonno) in der Bedeutung „in einem fort, ohne Unterbrechung schlafen" liesse sich vergleichen Plautus, Amph. 697 paulisper mane, dum *edormiscat unam somnum.* S. 81. Analog dem wal. a se duce (se rendre quelque part) werden gebraucht it. condursi u. sp. conducirse. S. 85. Sollten die ngr. Formen ἄκου, ἄκουμε (eccomi) nicht in dem Imperativ von ἀκούειν ihren Ursprung haben? Es ist ja bekannt, wie leicht schon die alten Griechen die Verba der sinnlichen Wahrnehmung unter einander zu vertauschen gewohnt waren. Dass wal. eacă mě nicht nur dem it. eccomi, sondern schon einem lat. eccum me entspricht, wird Ref. an einem andern Orte nachzuweisen versuchen. Neben sp. etele und it. eccotelo hätte der Verf. doch auch das ganz entsprechende von Diez III, 62 erwähnte wal. eaccețelu (eacătelu) anführen sollen. In faptul zilei (à l'aube du jour) = it. in sul far del dì. S. 98. pogace trennt sich durch seinen Anlaut von foc (focus) und stellt sich zu den vom Verf. angeführten slavischen Formen. S. 95 wird fire (nature, physique. essence etc.) mit dem gr. φύσις verglichen. Noch passender wäre der Vergleich mit dem deutschen wesen, da dieses ebenfalls ein ursprünglicher Infinitif ist, während fr. l'être, das man auch vergleichen könnte, nicht im entferntesten die Begriffsfülle des deutschen oder rumänischen Wortes in sich schliesst. S. 155 sieht man sich vergebens unter mână (manus) nach dem von Diez bei mantenere angeführten mântuì (manu tueri) um. S. 150. In Betreff der Form marmure ist zu bemerken, dass schon das lat. eine Form *marmur* statt marmor kannte (vgl. Quintil. 1, 6, 23). S. 162. Zu a merge konnte die mehrfach aufgestellte Etymologie von *migrare* als mit der Flexion des wal. Verbums in Widerspruch stehend abgewiesen werden. S. 170. mormînt (monumentum) hat, wie es scheint, in seiner ersten Silbe Anähnlichung an mors erfahren und dem entsprechend seine Bedeutung verengt, denn es bedeutet (nach Angabe des Verf.) nur noch: sépulture, sépulcre, tombeau, fosse, monument funéraire. S. 172. Das u in munte (mons) erinnert an das lat. promuntorium (st. promontorium). S. 179. Mit innoptez konnte auch das sp. anochecer verglichen werden. S. 185. Der Ursprung des m im wal. octomvrie, prov. octembre und in den aufgeführten slavischen Formen hätte angegeben werden sollen. S. 198. patru (quattuor) lässt sich hinsichtlich seines Anlautes vergleichen mit osk. petora, umbr. petur- (in Compositis) und in weiterer Linie mit den äolischen Formen πέσσυρες, πίσυρες. Auch das sard. battor verdient wegen seines zum wal. Worte stimmenden Labialanlautes Erwähnung. S. 214. Dem poate că (peut-être que) vergleicht sich auf lat. Gebiete das volksthümliche potest ut st. fieri potest ut. Wal. poate-fi steht nicht auf gleicher Linie mit lat. fieri potest, da fi vollständig zur Bedeutung von esse herabgesunken ist. S. 224. puținătate entspricht zunächst einem lat. * paucinitas. S. 231. a ride de cineva ist ridere *de alq.*, nicht ridere *aliquem.* Auf die Structur mit dem Accusativ scheint das wal. Verbum ebensowenig wie das franz. rire einzugehen. S. 255. Wie das wal. vom lat. fui ein Particip fost bildete, so haben das it. und franz. es wenigstens verstanden, der dritten Person fuit ein adjectivisches fu, feu abzugewinnen. Einige Zeilen weiter sagt der Verf. wörtlich: „le L. sunt a fourni au rom. la 1re pers. sing. et la 3me pers. pl. de l'indic. prés. sînt-sînt; cfr. it. sono-sono." Dies stellt den Sachverhalt nicht ganz richtig dar. Die Form sînt (= sum) hat sich nicht direct aus sunt, sondern durch analogische Anlehnung an sînt (= sunt) gebildet. Auch der Vergleich mit it. sono-sono ist nicht unbedenklich, da sich beide Formen nach den italienischen Lautgesetzen sehr wohl unabhängig von einander, die eine von sum, die andere von sunt, entwickelt haben können. Viel zutreffender wäre die Vergleichung mit dem Deutschen gewesen: Während man noch mhd. zwischen sîn (= sumus) und sint (= sunt) unterschied, sagt man nhd. in Folge des Princips der Analogie in beiden Fällen sind.

Auf einzelne zweifelhafte Etymologien einzugehen, hat Ref. absichtlich

vermieden, da es zu nichts führt, solche anzufechten, wenn man nichts besseres an deren Stelle zu setzen weiss. Jedenfalls hätte der Verf. etwas freigebiger im Gebrauch eines Fragezeichens oder eines peut-être sein können. Bei vielen Ableitungen ist das Schlussurtheil doch nur ein non liquet, und wenn z. B. zestre von einem lat. exstaura hergeleitet wird, so kann man nur bedauern, dass eine solche Behauptung ohne jeden Vorbehalt auftritt.

An Druckfehlern leidet das Buch durchaus keinen Mangel, und man könnte mit ihrer Aufzählung mehrere Seiten füllen. Nur eine kleine Anzahl kann daher hier berichtigt werden. S. VIII. langes st. langues, élement st. élément. S. X. ideal st. idéal. S. XII. *au* moins st. *ou* moins. S. 11. ambos *à* dos st. ambos *á* dos. S. 13. dipoí st. dipoit. S. 17 a da ascultare st. ada ascult. S. 19. génant st. gênant. S. 31. port. *bom* st. *bem*. S. 49. quaesivii st. quaesivi. S. 74 e andato st. è and. S. 78. *δεψέιν* st. *δεψεῖν*. S. 79. douleureux st. douloureux. S. 80. revoquer ohne Acc. S. 89. faccie, besser facce. S. 90. *φέβρουαριος* mit falschem Acc. S. 113. l'idée cavité st. l'idée de c. S. 132. vincēre st. vincĕre. S. 136. à Nápoli. die Accente sind überflüssig. S. 144. linitum st. linctum. S. 163. esp. *a mi* st. *á mí*. S. 270. à la cabeza st. à la c. S. 273. a sede st. a sede. S. 281. jeûne st. jeune. S. 293. banissement st. banniss. S. 300. vfr. heüirer st. heürer. S. 306. refléchir st. réfléchir. S. 320. vôtre st. votre.

Bei der Reichhaltigkeit des sprachlichen Materials, welches in dem Buche enthalten ist, ist es sehr bedauerlich, dass der Verf. keine Register für die einzelnen rom. Sprachen angefügt hat. Auch ein lateinischer Index würde nicht ohne Nutzen sein, da er die Uebersicht und Schätzung der von der Sprache erhaltenen und aufgegeben Elemente des lat. Wortschatzes, im Vergleich zur Stammsprache wie zu den rom. Schwestersprachen, bedeutend erleichtern könnte. Eine sachgemäss eingerichtete Registratur ist bei einem wissenschaftlichen Werke nicht genug zu schätzen. Wie viele mögen es nicht schon bitter empfunden haben, dass die Indices zu Diez' etym. Wörterbuche bislang in so wenig zweckentsprechender Weise angelegt waren.

Die Ausdrücke cela n'est pas le cas (S. IX.) und cela a dû être le cas (S. 157) scheinen in der vom Verf. beliebten Verbindung etwas neologistische Freiheit zu verrathen.

Nach der Vorrede hat der Verfasser die Absicht, sich in einem zweiten Theile mit den nichtlateinischen Elementen des Daco-rom. zu beschäftigen.

**Langensalza. Ameis.**

---

# Miscellen.

## Zu E. Krügers Analecta. (Vergl. Archiv, 48. Bd. 4. Hft. S. 468 ff.)

Nach Erwähnung von habeo dicere, scribere u. s. w. heisst es: „Ein Beispiel des passiven Infinitivs ist im Altlateinischen nicht bekannt." Dies hat nur in Bezug auf die bessere Zeit der römischen Literatur seine Richtigkeit. Bei späteren Schriftstellern findet sich, wie im Mittelalter, habere mit passivem Infinitiv. Schon Heusinger sagt in der Hellenolexia p. 410: habeo dicere et habeo dici, utroque modo scriptoribus usitatum, frequentius tamen cum infinitivo activo. Als Beispiele des passiven Infinitivs in Verbindung mit habere werden dort angeführt: aus Velius Longus (unter Trajan) ut iam in ambiguitatem cadat, utrum per i quaedam habeant dici, an per u, aus Cyprian (unter Valerian) quod lex nova dari habeat. Schon Val. Flacc. 1, 672: tollique vicissim pontus habet

Dem mittellat. habet fieri entspricht das span. esto ha (tiene) de suceder. Schon im späteren Latein findet sich habet nasci (sp. ha de nacer), habet existere (sp. ha de levantarse), dem aus dem Faust citirten „hats zu sein" entspricht sp. ha de ser. Wenn die passive Wendung (habet dici) im Romanischen bis auf wenige Spuren (statt tu ài ad essere lodato, nominato ist übrigens ungleich üblicher sei da lodare, da nominare) erloschen ist, so hat dies seinen Grund darin, dass esse mit präpositionalem Infinitiv als Passiv zu habere mit Infinitiv eingetreten ist: habet laudare = ha da lodare (il a à louer, ha de alabar); habet laudari (laudandus est) = è da lodare (il est à louer, es de alabar). Statt des grammatisch richtigen, aber vom Gebrauche nicht recipirten il a à être puni heisst es demgemäss kürzer: il est à punir. Auch Deutsch: er hat zu loben, er ist zu loben (= er ist gelobt zu werden).

Da das Engl. auch bei activer Structur für gewöhnlich to be anwendet, so ist es nothgedrungen darauf angewiesen, das im Romanischen wie im Deutschen durch verschiedene Hilfszeitwörter charakterisirte Verhältniss durch Unterscheidung zwischen activem und passivem Infinitiv zu kennzeichnen, also he is to praise und he is to be praised. Wo diese Unterscheidung vernachlässigt wird, tritt, wofern der Zusammenhang den Sinn nicht sicher stellt, die Gefahr des Missverständnisses ein.

Da im Deutschen „haben" zum Ausdruck der activen Structur verwandt wird, so ist es dem engl. Gebrauche ganz analog, wenn in dem an grammatischen Abenteuerlichkeiten so reichen österreichischen Canzleistile decretirt wird: Die Schrift hat alsbald gefertigt zu werden.

Dass die Verbindung von esse mit passivem Infinitiv dem Lat. nicht

fremd war, zeigt Plautus, Persa 69 (Ritschl): atque est etiam in ea lege adscribier, was ganz zum engl. it is also to be added to that law stimmt. Lässt sich diese Stuctur auch sonst im Lat. nachweisen? Den Griechen war sie ebenfalls bekannt: πολλαὶ πέλται ἦσαν φέρεσθαι. Hinsichtlich der Bildung des romanischen Futurums ist zu bemerken, dass sich in ihr noch das lat. Princip der Wortstellung wirksam erweist: j'aimerai (amare habeo) nicht j'ai-aimer, wie nach rom. Principe zu erwarten war. Dieses Letztere hat sich nur im Wal. und in einigen Dialecten, aber auch hier nur theilweise, geltend zu machen gewusst: wal. voiu cântá neben cântávoiu (volo cantare), das sard. von Logudoro hat ähnlich: hat fagher neben fagherât (= it. farà), das sard. von Cagliari: appu bi (= it. vedrò).

## Bejahendes verneinend gebraucht.

Zu den griech. Beispielen gehört auch αὐχενίζω, ich schneide den Hals ab, sowie σκυλεύω (von σκῦλον). Letzterem entspricht lat. spoliare (von spolium) sowie ahd. roubôn (von roub).

Das Engl. kennt diesen Gebrauch wenigstens in demselben Umfange, als das Deutsche, z. B. to graze, grasen, to head, köpfen, to skin, abhäuten, to louse, lausen, to shell, schälen, schuppen.

Franz. plumer, rupfen, écaler, schälen, écailler, schuppen, écorcer, abrinden, écumer, abschäumen. Bei den mit é (früher es) anlautenden Verben ist die negative Bedeutung vielleicht dadurch befördert worden, dass die Sprache den Anlaut mit der Präposition é (es) = ex verwechselte und in Folge dessen von wirklicher Composition absah.

Ital. piumare alt st. spiumare. Die mit s impurum beginnenden Verba scorticare, Balg abziehen, scorzare abrinden, schiumare, abschäumen, scagliare, abschuppen und andere sind wohl nicht als direct von dem Subst. scortica, scorza, schiuma, scaglia u. s. w. abgeleitet zu betrachten; sie scheinen vielmehr Composita zu sein, die durch die im ital. übliche Aphärese von di (vgl. struggere = distrugere) ihre Erklärung finden. Auch konnte hier, ähnlich wie im franz., das anlautende s als Darstellung von ex aufgefasst werden. Es lässt sich eben für das ital. keine sichere Grenze zwischen dis und ex ziehen.

## Mittellat. imperficio.

Invideo kann unmöglich von invidus abgeleitet sein. Dieser Annahme widersprechen Form und Flexion. Erstens würde man viel eher invidare erwartet haben (vergl. z. B. incommodus, incommodare), zweitens wäre die starke Flexion im Perfect und Supinum ganz unerklärlich. Es nutzt auch zu nichts, die abnorme Bildung invideo durch Erklärung aus der Welt schaffen zu wollen, da zwei andere lat. Compositionen ganz dieselbe Abnormität zur Schau tragen, ignosco (= in-gnosco und indecet (= dedecet). Diese drei Verba sind also die lat. Vorläufer des mittelalterlichen imperficio.

## Betonung der Un-Formen.

Es ist beachtenswerth, dass die Accentverschiebung bei den Un-Formen in attributiver Stellung leichter und häufiger eintritt, als in prädicativer, ein Umstand, der sich theilweise durch die das Wort verlängernde Flexionsendung erklären lässt. So kann man sagen „ein ungezógenes Betragen, ein ungereímtes Geschwätz" während man nicht leicht sagen würde „sein Betragen ist ungezógen, das Geschwätz ist ungereímt." Im ersteren Falle erhält die Anfangssilbe einen stark hervortretenden Nebenaccent. Diese Betonung bei Wörtern, die sonst den Accent auf der Unterscheidungssilbe un haben, geschieht jedoch nur im Affect, ist also wesentlich rhetorischer Natur. Das Deutsche erreicht durch diese Accentverschiedenheit in einer

beschränkten Anzahl von Fällen dieselbe Nüancirung, die andere Sprachen vermöge der beweglichen Stellung des attrib. Adjectivs zu bewirken im Stande sind:

ùngereimtes Geschwätz: = verbiage extravagant.
ungereímtes Geschwätz: = extravagant verbiage.

Th. Ameis.

---

## Nachlese zu Lucas und Hoppe's Wörterbüchern.

Wie mangelhaft Lucas war, hat Dr. Hoppe's verdienstvolles Supplement-Lexicon bewiesen. Wie sehr ich des letzteren Leistung zu schätzen weiss, habe ich im Athenaeum ausgesprochen. Gleichwohl finden sich auch bei ihm noch Lücken, und zweifle ich nicht, dass er bereits selbst für eine Ergänzung derselben in einer zweiten Auflage sorgt. Einstweilen dürften ihm und andern einige mir aufgestossene Auslassungen nicht unwillkommen sein, aber bedaure ich, mir nicht die Stellen angemerkt zu haben, wo mir dieser oder jener Ausdruck begegnet ist. Noch bemerke ich, dass, obschon ich Hoppe verglichen habe, die folgenden Ergänzungen zunächst als Lucas betreffend anzusehen sind.

Actuary, falsch erklärt. (Sollte heissen: Rechnungsführer bei einer Versicherungsanstalt; Statistiker.)

Board, to go by the — (Claverings) Zusammenhang ist mir entfallen.

Get, to get = verschmerzen, fehlt.

Hard and fast line (Hoppe hat blos hard line) fehlt.

Impulsive (nach Impulsen = Gefühlsregungen handelnd) ist mangelhaft erklärt. Es fehlen:

Mute, to, dämpfen (Musikausdruck). — Quorn, hunting ground near Tingham. — Spur of a mountain = Ausläufer. — Trademark = Geschäftszeichen. — Travel, to, — out of record. — Vice, Schraubstock, steht wie bei Flügel, nicht bei Thieme, unter vise, was heutzutage nicht mehr gebräuchlich ist.

Im deutsch-engl. Theil habe ich mir folgende Lücken angemerkt:

Ein grosser Fehler vor allem ist, dass bei Redensarten das Engl. dem Deutschen vorgedruckt ist, statt umgekehrt, wie es sich in einem deutsch-engl. Lexicon gebührt. Es fehlen:

Unter to suggest: In Anregung bringen. — Unter to resume: zusammenfassen. — Unter to prepare: sich gefasst machen auf. — Unter to fire — firing up — auffahrend. — showy = auffällig, ansprechend, beginnend als Adj. — Beiwerk für appendage. Motive in der Malerei und Musik. — Abheben bei relieve. — Dankbarer Gedanke. — Uneins mit sich sein. — Naturalleistung. — Steinschutt (rubbish). — Untersteiger (underground manager). — Obersteiger (oversman). — Weltschmerz. — Schlitzwamms (slashed doublet). — Massvoll. —

Bei Pfahl fehlt stake, was er im engl.-deutschen Theil hat.

Leipzig. Dr. D. Asher.

---

## A. v. Greguss: über das Gesetz des Verses.

Wenn wir die Bestrebungen der neueren Literatur und ihrer Kritiker vorzugsweise bei den germanischen und romanischen Völkern verfolgen: so ist es doch nicht uninteressant, von Zeit zu Zeit auch einen Seitenblick zu den übrigen uns anscheinend fernstehenden Nationen Europa's zu thun und uns zu vergewissern, wie das von den Koryphäen gewonnene dort verwertet

wird; warum sollte nicht hie und da auch für uns Belehrung daraus resultieren? Ich habe diesmal Ungarn im Sinne.

Das wissenschaftliche Feuilleton des Pesti Napló („Pester Tagblatt") brachte vor einigen Wochen den Wortlaut einer am 22. Januar in der Akademie gelesenen Abhandlung von einem der hevorragendsten dortigen Gelehrten, August von Greguss, dessen „Grundzüge der Aesthetik" (a szépészet alapvonalai) die Kisfaludy-Gesellschaft im Jahre 1849 herausgab, der sein Volk 1854 u. a. mit einer „Ungarischen Verslehre" (magyar verstan) beschenkte u. s. f. Hr. von Greguss sucht in jener Abhandlung das Gesetz des Verses, etwa wie der Physiker das Gesetz der Schwere suchte. Das Gesetz einer Erscheinung (sagt er) ist auch der Schönheitsgrund derselben: es ist immer einfach, die Erscheinung mag noch so compliciert sein; und einfach ist auch das Grundthema jeder Erscheinung. So ist der Urvers ebenso einfach, wie die Ursprache, von welcher Jak. Grimm sagt: „künstliche Einfachheit sinnlicher Entfaltung."

Das Gesetz des Verses ist die Symmetrie, dasselbe Gesetz, welches in der Baukunst herrscht. Wie eine gerade Linie das Gebäude in gleiche Hälften teilt, so wird auch der Vers durch eine Mittellinie in Hälften geschieden, welche einander das Gleichgewicht halten. Dass sie beide ins Gleichgewicht kommen, nennen wir Rhythmus.

Die beiden Hälften werden ursprünglich durch gleiche Gedankenreihen gebildet; Rhythmus des Gedankens, parallelismus membrorum. Früher als Specialität der hebräischen Poesie angesehen, hat es sich den neueren Forschungen als erste primitive Versform jeder Sprache erwiesen, freilich in dem weiteren Sinne, dass auch antithetische Gedanken als einander die Wagschale haltend gelten müssen. Auch die finnische wie die älteste ungarische Dichtung bieten hinreichend Belege. Vom Inhalte scheidet sich die Form ab, an die Stelle des Gedankens als massgebender Factor des Rhythmus tritt als solche der articulierte Laut. In diesem unterscheiden wir Quantität und Qualität.

Die Lautquantität ist wiederum zweifach: Accent und Zeitmass. In den nur accentuierenden Sprachen unterscheiden wir schwere und leichte Silben, in den auch zeitmessenden, vornämlich den antiken klassischen, lange und kurze. Daher Rhythmus der Quantität = Metrum. Hier werden die Vershälften durch gleiche Silbenzahl resp. durch den gleichen Silbenwerth repräsentiert. Der Quantitätsrhythmus ist entweder aufsteigend oder niedersteigend, oder beides. Aufsteigend: wo beide Hälften mit der Thesis beginnen, z. B. iambische (Alexandriner). Niedersteigend: wo beide mit der Arsis beginnen z. B. trochäische (Tetrameter). Beides, wo die erste Hälfte niedersteigt, die zweite aufsteigt z. B. dactylische Hexameter, Sapphische Verse; oder umgekehrt die erste Hälfte aufsteigt, die zweite niedersteigt z. B. iambische Trimeter, alkaische Verse.

Die Lautqualität lehnt sich meist an die Quantität an, kommt aber auch für sich vor, man vergleiche die Knittelverse, die arabischen Makamen. Rhythmus der Qualität = Reim (schon dem Namen nach, rime, rhyme von rhythmus stammend). Im Reim werden die einander entsprechenden Vershälften durch gleiche Laute gebildet. Die Laute aber sind Mit- oder Selbstlaute, somit kann der Reim gebildet werden a) durch Mitlaute (Stabreim), b) durch Selbstlaute (Assonanz), durch beides (voller Reim). Die Stelle der Stabreimung oder der Alliteration ist am Anfang, die der Assonanz und des aus derselben entwickelten vollen Reimes ist am Ende der Versteile. (Berücksichtigung der Skaldenpoesie würde noch weitere Teilung ergeben haben).

Es entstand also der Rhythmus im Verse aus Wiederholung, d. i. Verdoppelung desselben Gedankens, derselben Quantität, derselben Qualität — dies eben ist Symmetrie. Für jede symmetrische Form aber giebts, wie oben gezeigt, eine Teilungslinie, durch welche die beiden analogen Hälften sichtbar werden; im Verse ist es Cäsur (bez. die Diäresis).

Die Cäsur bildet die Grenze zwischen beiden Vershälften, und es ist consequent und schön, wenn sie auch den Sinn des Wortsatzes abgrenzt und abschliesst. Das einzelne Wort wenigstens muss sie immer abgrenzen, deswegen darf sie kein Wort durchschneiden, sondern fällt stets zu Ende eines Wortes. Wegen dieser abgrenzenden Eigenschaft wird auch der Vers öfters nach der Cäsur in zwei Zeilen geteilt, wo dann die beiden Zeilen die Verseinheit bilden. Zur Markierung dieser Grenze müssen alle Factoren des Rhythmus beitragen, folglich auch der Reim, der eigentlich κατ' ἐξοχὴν zur Grenzbezeichnung dient. So auch die Quantität der beiden Hälften, im ganzen wie auch teilweise, mit den einzelnen Tacten, Füssen, Accenten, Arsen. Gleichwie neben der Hauptlinie, welche im Gebäude, Bildwerk oder Gemälde in zwei Hälften scheidet, auch mehrere Nebenlinien hervortreten, welche alle den Eindruck der Hauptlinie zu verstärken haben: so entstehen neben der Hauptcäsur auch Nebencäsuren, neben den Hauptreimen (besonders Stabreimen), Hauptaccenten u. s. f. Nebenreime, Nebenaccente; und so kommt es, dass die Haupthälften des Verses sich noch in kleinere und immer kleinere Hälften abteilen können.

Wir besitzen kleinste Verseinheiten in den Geminationen der Kindersprache: Papa, Mama und ähnliche, sozusagen Urzellen des Verses, die aber die Factoren des Rhythmus schon in sich fassen. Der kürzeste Rhythmus bedingt also wenigstens zwei Silben. In der griechischen Rhythmik sind, wie bekannt, zwei Silben noch zu wenig, wenn beide kurz sind; das Minimum beträgt dort 3 Moren, ⏑⏑⏑ = –⏑ = ⏑–.

Die correcteste Strophe nun, das Paradigma derselben, entsteht durch fortgesetzte Verdoppelung des einfachen d. h. zweisilbigen Rhythmus: 2, 4, 8, 16, 32. Der indische Stoka besteht aus einer 32silbigen Reihe, welche immer wieder geteilt, immer kleinere Hälften ergiebt. Vierteilig haben wir davon den 8silbigen Vers, der im ungarischen Volksliede, der finnischen Rune, der spanischen Redondilla fast ausschliesslich herrscht, ja eine Hauptform der ganzen europäischen Poesie bildet.

Die Analyse des altrömischen Saturnius zeigt die deutliche Analogie mit der altdeutshen Langzeile (Nibelungenvers), dem Alexandriner und dem kleinen asklepiadeischen Verse, wie sie ebenso zwischen dem sapphischen Verse und einer volkstümlichen ungarischen Weise besteht.

Dadurch dass die Gleichheit der beiden Vershälften nicht immer eine absolute ist, wird das Gesetz der Symmetrie nicht beeinträchtigt. In der bunten Mannigfaltigkeit des gothischen Stils scheint die symmetrische Einfalt und Gleichheit der griechischen Architektonik auch gestört; dem ungeachtet bleibt das Gesetz der Symmetrie auch in der sog. gothischen Baukunst herrschend. Die Krystalle der verschiedenen Mineralien weisen die geometrischen Formen der betreffenden Systeme nicht immer in absoluter Reinheit auf, and bleiben deshalb doch Glieder desselben Systems. Es geschieht wol, dass die eine oder andere Hälfte der Verseinheit sich verkürzt oder verlängert (meistens fällt die erste Hälfte kürzer aus als die zweite) und auf diese Weise die ursprüngliche Gleichheit modificiert wird. Dem ungeachtet bleibt das Gesetz der Symmetrie auch in den mannigfaltigsten Modificationen aufrecht, und auch die sehr geringe Zahl der Ausnahmen trägt nur dazu bei, die Regel zu verstärken.

So ist das Endergebniss der Abhandlung die psychologische Thatsache, dass der menschliche Geist auch im Rhythmus des Verses seinen an- und eingebornen symmetrischen Trieb zu erfüllen strebt; und so weist die Verslehre (als an zwei Wissenschaftsgebieten, der Kunst- und der Sprachwissenschaft gleich betheiligt) auch auf eine gemeinsame Grundlage, auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurück, auf den menschlichen Geist, dessen so wunderbare Abspiegelung beide, nämlich Kunst und Sprache sind. Eigentlich dient jede Wissenschaft dazu, den Menschen mit sich selbst immer genauer bekannt zu machen; und angesichts der heutigen Mode, welche

alle Religion für Anthropomorphismus und alle Wissenschaft für Naturwissenschaft erklärt, scheint es doppelt angezeigt, zu erklären, dass jede Wissenschaft mit grösserem Rechte als ein Zweig des einzigen grossen, der Menschenlehre, anzusehen wäre.

Soweit A. v. Greguss, dessen hier in kurzem Auszuge gegebene Abhandlung als ein interessanter Beitrag zur „Völkerpsychologie" angesehen werden kann, und, wenn auch im einzelnen ohne völlig neue Gesichtspunkte, doch jedenfalls das Lob einer geschickten Verarbeitung anderwärts gewonnener Ergebnisse verdient. Wobei wir für diesmal nur eine Hindeutung auf die geschichtliche Entwicklung aus Responsorien vermissen, daher bei Strophe und Antistrophe, bei Stollen und Gegenstollen die Epodos, der Abgesang, den nach Sang und Gegensang nothwendig folgenden Zusammenhang darstellt. Wie wenig diese Anschauung dem Verfasser fremd ist, zeigte seine oben erwähnte Magyar verstan; für diesmal kam es ihm vornehmlich darauf an, vom einfachen Verse und dessen ästhetischer Grundlage auszugehen.

Zerbst. G. Stier.

---

## Zur neuen Heyse-Ausgabe.*

Vor uns liegt ein schmaler octavband, 335 seiten stark, die gedichte Paul Heyse's enthaltend, der erste ankömmling einer reihe von zehn bänden, in denen des beliebten autors werke gesammelt erscheinen sollen. Nicht unverdienter weise wird dem dichter schon jetzt die ehre einer gesammtausgabe (von der natürlich einzelne wissenschaftliche arbeiten ausgeschlossen bleiben) zu theil. Haben ja doch seine novellen mit den zartgesponnenen problemen, mit den feingemalten charakteren und dem gewälten parfum guter gesellschaft, das stets über ihnen schwebt, schon weit und breit reichen anklang, zahlreiche bewunderer, auch unglückliche nachahmer gefunden. Dass diese novellen — denn wenn man von P. Heyse spricht, denkt man ja zuerst an diese seite seiner dichterischen thätigkeit — nun nicht mehr jene preise haben, die sie zu geschenken für nipptische fast ausschliesslich eigneten, ist angenehm.

Vorzüglich aber wollten wir die leser dieser zeitschrift auf eine anzal von stellen dieses bandes aufmerksam machen, die zur erwägung auffordern.

S. 8. Verhallt die wirre Menschenlust,
Der wunde Menschenschrei.

S. 20. Und wie ich schlendre durch die Gassen
Nichts Lebiges will sich blicken lassen.

S. 42. Heut nach Sant Agostino verirrt ich mich, wo sie dem wunderthät'gen Madonnenbild küssen den marmoren Fuss.

Zu S. 49. Wettstreit, vgl. v. d. Hagen Minnesinger. I 308, a IV.

S. 71. ist bei „zahnen" zeile 8 v. o. an die bair. öst. bedeutung des wortes gedacht?

S. 124. wie wird vers 8 v. o. scandirt?

S. 170. entspricht die v. 6. v. o. nöthige scansion dem gedankengange?

---

* Berlin, Hertz. 1872.

Eine anzal der rispetti haben seitenstücke in Oberösterreich und Baiern, so 293, 3. 294, 25. 300, 3. unter den seguidillas 321, 16 — 326, 14 und 331, 20 haben dieselbe gedankenentwicklung.

Berlin. Dr. Schoenbach.

---

## Berichtigung.

In dem Archiv für neuere Sprachen, XLVII. Bd., 4. Heft, p. 457 wird berichtet, dass in einer Sitzung des Vereins für n. Spr. behauptet worden ist, Wallenstein sei ein Abenteurer, ein roher Czeche gewesen; auch Ranke's Arbeit habe dieses Urtheil nicht wesentlich geändert. Diese Behauptung ist indessen unrichtig. Ranke's gründliche und auf die genauste Quellenkunde gestützte Schrift hat die landesüblichen Ansichten über Wallenstein im Ganzen wie im Einzelnen sehr wesentlich geändert. W's. grosser staatsmännischer Plan ging dahin, die Einheit Deutschlands herzustellen, auf Grund der Gleichberechtigung der Confessionen, unter Zurückdrängung der Territorialgewalt, namentlich der geistlichen; letztere sollte alle weltlichen Rechte verlieren. Die Kirche und das mit ihr verschwisterte Interesse des Hauses Oesterreich-Spanien liess diesen Plan scheitern, dessen Gelingen Wallenstein zum Richelieu Deutschlands gemacht hätte. W. hielt an seinen Zielen fest trotz des Kaisers, er war gewissermassen kaiserlicher als dieser, indem er das Reichsinteresse, die Einheit des Reichs über das kirchliche Interesse stellte. Freilich war W. dabei nicht uneigennützig, er wollte sich ein reiches, ja überreiches Maass an Einfluss und Macht sichern; und bedenklich war es, dass er sich zur Durchführung der gewünschten Reichseinheit selbst gegen des Kaisers Willen zu handeln, sich sogar mit Frankreich und Schweden zu verbinden entschloss. Nach Erreichung seines Zieles hoffte er sich der Verbündeten dann schon zu entledigen. So wurden seine Wege gefahrvoll, endlich verurtheilenswerth. Eigennutz schädigte sein Wirken, Verhältnisse liessen seinen Plan nicht gelingen, aber er ist nicht ohne staatmännische Grösse. Zu Grabe gegangen ist seine Idee nicht, modificirt ist sie heute verwircklicht.

---

## Silberblick.

In Mor. Aug. von Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich lesen wir folgende Stelle (Stereotypausgabe der sämmtl. WW. I S. 111): „Indess nun meine Seele während dieses körperlichen Wohlbehagens, sich von dem Glücke ihrer theilnehmenden Empfindung belastet fühlt, sage, woher soll bei diesem Zusammenströmen geistigen und leiblichen Lebens, das vielleicht nie ein Gelehrter in dieser Verbindung gekannt hat, woher sollte unsere, für den Hausbedarf zwar nothdürftig gebildete — für höhere Gefühle aber immer arme Sprache zu einem Kraftworte kommen, das die Seligkeit dieses Zustandes bezeichnet? Die Metallurgie hat eins für den Schimmer, den das durchglühte kochende Erz auf eine Sekunde von sich wirft, wann es, von allen beigemischten fremden Theilen gereinigt, den höchsten Grad der vollendeten Scheidung erreicht hat — ein Wort, das ich ihr mit Vergunst der Obern entlehne. Diesen Tag also mit seinem Anhange erlaube mir, lieber Eduard, den Silberblick meines Lebens zu nennen! Möchte er nicht auch, wie bei den edlen Metallen, nur ein Schimmer — und der Uebergang zur Verkühlung — nicht auch schon der Anfang seiner Verdunkelung seyn! Aber wie kann hienieden Reinigkeit und Brauchbarkeit für die Welt bestehen? Werden nicht Metalle und Seelen nur desto mehr

an innerem Gehalte verlieren, je geschwinder sie unter den Händen des Künstlers eine nützliche Form erhalten, und unter dem Gepräge eines Fürsten in Umlauf gesetzt und verdammt werden, Handel und Wandel auf ihren Märkten zu fördern? —"

Da Thümmel seinen Reiseroman, in dessen erstem Theile sich diese Stelle findet, 1791 bei Göschen in Leipzig zu veröffentlichen begann, so muss man wohl annehmen, dass es um jene Zeit mindestens noch ungewöhnlich war, bei der Uebertragung des Wortes Silberblick, nach welcher dasselbe „uneigentlich," wie es in Campe's Wörterbuche der deutschen Sprache heisst, „für einen glänzenden, schönen, aber schnell verübergehenden Zustand gebraucht wird," an die gleichnamige Erscheinung zu denken, die bei der, durch die sogenannte Treibarbeit bewirkte Ausscheidung des Silbers beobachtet wird. Und so mag Jean Paul der Methapher ein anderes Bild, wie das des flüchtig aufleuchtenden Sonnenscheins, zu Grunde gelegt haben, wenn er in seiner 1789, also nur etwa zwei Jahre vor Thümmels humoristischer Reisebeschreibung herausgegebenen Auswahl aus des Teufels Papieren schreibt (Sämmtl. WW. Berlin, bei G. Reimer 1826—28. XV S. 158): „So wenig tiefes Nachdenken darum, weil es sich oft in Erbrechen und Polluzionen schloss, mit beiden eine herunterstellende Verwandtschaft hat; so wenig Leibniz aus dem Zwieback, der ihn in den himmlischen Stunden des Erfindens erhielt, seine Monaden sog: so wenig benimmt irgend eine Nerven-Mitleidenschaft hohen Empfindungen ihren Silberblick."* Sagt er doch in der ungefähr sieben Jahre vor seinem Tode niedergeschriebenen Geschichte seiner Kindheit, wo er eben auch nur von einem Silberblick in dem Leben seiner Knabenzeit gesprochen, mit deutlicher Beziehung auf die Sonne (Ausgew. WW., Berlin, G. Reimer 1849. XVI S. 79): „Gewöhnlich fällt immer noch zu heissen Silberblicken der Glücksonne ein solcher Schlossen- und Schlackenguss." Nichts desto weniger darf es fraglich

---

* Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dass dieser Satz mit Ausnahme von zwei bis drei orthographischen Abweichungen ganz eben so, wie er oben abgedruckt ist, schon in der Originalausgabe (S. 197) gelesen wird, von der ein Exemplar aus dem Büchernachlasse des Freiherrn von Meusebach in der Königlichen Bibliothek zu Berlin sich befindet. Denn bekanntlich ist diese Ausgabe höchst selten, da sie, wie Jean Paul selbst bezeugt, bald Maculatur geworden (Offener Brief an den Leibgeber anstatt der Vorrede zu den Palingenesien XVIII S. VIII), und mancher, der dieselbe zu vergleichen ausser Stande ist, könnte ohne von dem wahren Sachverhalt unterrichtet zu sein, wol auf den Gedanken kommen, dass an unserer Stelle gerade der Ausdruck Silberblick auf nachträglicher Aenderung beruhen und zu dem „Schminkquecksilber" gehören dürfte, das Jean Paul nach seinem eigenen Geständniss in der zweiten Ausgabe seiner Teufelspapiere hin und wieder „zum Verbessern der Farbe gebraucht" (Vorerinnerung für die Leser der sämmtlichen Werke XV S. V). Auch hat es in der That den Anschein, als wenn dieses Wort wenigstens als Zusammensetzung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis um die Wende desselben noch nicht recht üblich gewesen sei. Denn von Adelung ist es auch in der zweiten Ausgabe seines Wörterbuches nicht aufgeführt, obschon die Ausdrücke Blick des Silbers, blicken des Silbers und Blicksilber in den betreffenden Artikeln als technische Bezeichnungen der Erzscheidekunst erläutert werden. — Aus welchem Werke Jean Pauls das bei Campe angeführte Beispiel „der Silberblick der Jugend" entnommen ist, weiss ich augenblicklich nicht zu sagen, wol aber, dass es weder in den Grönländischen Prozessen, noch in der Auswahl aus des Teufels Papieren steht, also in keiner der beiden Schriften Jean Paul's, die vor Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich erschienen sind.

scheinen, ob Thümmel, wie er selbst doch augenscheinlich glaubte, in Wirklichkeit der erste unserer Schriftsteller gewesen ist, der bei dem figürlichen Gebrauche des Wortes Silberblick von dem damit bezeichneten metallurgischen Phänomen ausgieng, und es wäre wol erwünscht, in deutschen Wörterbüchern hierüber Auskunft zu erhalten. In den mir zugänglichen Werken dieser Art ist bis jetzt freilich selbst die aus Thümmel angeführte Stelle, die in lexikalischer Beziehung jedenfalls erwähnenswerth erscheint, unerwähnt geblieben, was namentlich bei Sanders befremdet, in dessen Quellenverzeichnisse Thümmels Werke sich ausdrücklich genannt finden, und der sie sonst verhältnissmässig auch ziemlich viel benutzt hat. Denn wenn Weigand, der gerade für die Geschichte der Wörter und ihre Etymologie so verdienstliches geleistet, das Wort Silberblick ganz übergeht, so ist das vielleicht zu bedauern, darf ihm aber bei der durch den Umfang seines Buches in Hinsicht der Ableitungen und Zusammensetzungen gebotenen Beschränkung als Auslassung kaum angerechnet werden.

Im übrigen will ich, da ich einmal auf dieses Wort zu sprechen gekommen bin, von seinem Gebrauche hier noch zwei Beispiele eigenthümlicher Art beizufügen mir erlauben, die zwar mit der obigen Frage in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen, in einem ausführlicheren Wörterbuche der deutschen Sprache aber doch wohl ihre Stelle finden müssten. G. Ch. Lichtenberg sagt nämlich in der Erklärung der hogarthischen Kupferstiche 3. Lief. Göttingen 1796. S. 37: „Vor der eisernen Kiste, in welcher das gemünzte Gold zu Tausenden liegt, und in deren ungemünztem Metalle sich der Tag der Erlösung spiegelt, steht das andere Hausthier, die verhungerte Katze, jammernd über den kalten Silberblick. Und 4. Lief. Göttingen 1798. S. 24: „Alles, was er da (nämlich im Spiegel) sehen könnte, wäre höchstens ein Bischen Silberblick von seinem Pracht-Ermel."

Gumbinnen. J. Arnoldt.

Später eingesandt. — Nachträglich bemerke ich, dass das Wort Silberblick mit der aus der Metallurgie hergenommenen Metapher, aber in einem von Thümmels Anwendung wesentlich verschiedenen Sinne von Schiller schon in der Anthologie auf das Jahr 1782 gebraucht ist. Denn dort heisst es in der dritten Strophe des Gedichts: Rousseau (K. Gödeke's historisch-kritische Ausgabe I S. 221):

„Und wer sind sie, die den Weisen richten?
Geisterschlaken, die zur Tiefe flüchten
Vor dem Silberblicke des Genies."

G. J. A.

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

F. Brümmer, Der poetische Lesestoff, seine Behandlung und Verwerthung zu Aufsatzübungen in der Volksschule. (Berlin, Stubenrauch.) 15 Sgr.

## Lexicographie.

W. Obermüller, Deutsch-keltisch geschichtlich geographisches Wörterbuch. 12. Lfrg. (Leipzig. Denicke.) 15 Sgr.

Grimm, Deutsches Wörterbuch, fortges. v. Hildebrand & Weigand. 5. Bd. 11. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

C. Sachs, Französisch-deutsches Wörterbuch. 12. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) 9 Sgr.

Dictionary of the derivations of the English language, in which each word is traced to its primary root With definitions and the pronunciation of each word. (London, W. Collins.) 1 s.

M. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 6. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

K. Schiller & A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 1. Heft. (Bremen, Kühtmann.) 25 Sgr.

J. C. A. Heyse's Fremdwörterbuch. Neu bearbeitet von Prof. C. Böttger. 3. Lfrg. (Leipzig, Fues.) 7½ Sgr.

K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexicon. 35. Lfrg. (Leipzig, Brockhaus.) 20 Sgr.

## Grammatik.

J. G. Colquhoun, A compendious grammar and philological handbook of the English language. (London, Griffith and Farran.) 2 s. 6 d.

## Literatur.

C. W. G. Schwarz, Geschichte der deutschen Literatur. (Amsterdam, Binger.) 2¼ Thlr.

O. F. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter. 5 Bände. 2. Ausg. Leipzig, Brandstetter.) 8 Thlr.

Goethe's Sprüche in Prosa. Zum ersten Male auf ihre Quellen zurückgeführt von G. v. Loeper. (Berlin, Hempel.) 15 Sgr.

Lessing's Emilia Galotti. Mit einer Einleitung: E. G. auf der Bühne von J. W. Apell. (Stuttgart, Göschen.) 10 Sgr.

W. v. Goethe, Faust. I Part, translated in the original metres by Bayard Taylor. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.

W. v. Eschenbach, Parzival u. Titurel. Hrsg. v. K. Bartsch. 3. Thl. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.

Dichtungen von Hans Sachs. Herausg. von Tittmann. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.
Kudrun. Herausg. u. erklärt von Ernst Martin. (Halle, Waisenhaus.) 1⅔ Thlr.
F. Haas, Tableau historique de la littérature française. 4. liv. XIX. siècle. (Darmstadt, Zernin.) 1 Thlr.
E. Mall, The harrowing of hell. Das altengl. Spiel von Christi Höllenfahrt. (Breslau, Maruschke.) 10 Sgr.
Ballads and lyrics of old France by A. Lang. (Oxford.)
Three centuries of English literature by Ch. Duke Yonge (Lond., Longmans.)
Shaksperi Julius Caesar. Ad textum qualem N. Delius constituit, Anglicum, in senarios latinos transtulit Dr. Th. J. Hilger. (Dessau, Reissner.) 12 Sgr.
Byron's Manfred. Erklärt u. übers. v. L. Freytag. (Berlin, Paetel.) 20 Sgr.
Dante's Göttl. Komödie, übers. u. erläutert von F. Notter. I. Die Hölle. (Stuttgart, Neff.) 1 Thlr.
J. Baumgarten, La France comique et populaire. Choix d'études de moeurs parisiennes et provinciales. (Stuttgart, Neff.) 1 Thlr.

## Hilfsbücher.

H. Brossmann, Aufgaben, Entwürfe u. Gedanken zu deutschen Aufsätzen. (Langensalza, Schulbuchhandlung.) 15 Sgr.
F. Brümmer, Leitfaden f. d. deutschen Sprachunterricht. 1. u. 2. Kursus. (Halle, Schrödel & Simon.) 18 Sgr.
K. Zettel, Deutsches Lesebuch f. d. lateinische Schule. (München. Lindauer.) 24 Sgr.
Rouméjon, Elementarbuch der Umwandlung französischer Zeitwörter für Schulen. (Hamburg, Gräfe.) 12 Sgr.
Exercices pratiques de la langue française à l'usage des écoles primaires. (Luxemburg. Heintze.) 7½ Sgr.
E. Burtin, Récueil de mots français pour les exercices de langage d'après les tableaux de M. Strübing. 2. éd. (Berlin, Plahn.) 10 Sgr.
Th. Süpfle, Uebungsstücke z. Uebers. ins Französische f. obere Klassen. (Gotha. Thienemann.) 16 Sgr.
A. Boltz, Nouvelle grammaire de la langue allemande. T. I. (Berlin, Gärtner.) 15 Sgr.
H. A. Manitius, German grammar. (Leipzig, Fleischer.) 27 Sgr.
N. Claus, Sunto della litteratura tedesca. (Mailand, Valentiner & Mues.) 8 Sgr.
R. Johnson, English composition and Essay writing for the use of students preparing for competitive Examinations. (London, Longmans.) 3 s. 6 d.
D. Pryde, Studies in Composition. A Text-Book for advanced classes. (Edinburgh, Olivier & Boyd.) 2 s.
L. Herrig, The British classical authors. (23. Ausgabe, neu bearbeitet.) (Braunschweig, Westermann.) 1⅓ Thlr.
V. d. Berg, Prakt. Lehrgang der englischen Sprache. 19. Aufl. Durchgesehen von L. Herrig. (Berlin, Simion.) 9 Sgr.
A. Mussafia, Italienische Sprachlehre in Regeln u. Beispielen. 5. Aufl. (Wien, Braumüller.) 1 Thlr.
S. A. Neumann, Praktischer Lehrmeister der ungarischen Sprache. (Pest, Lauffer.) 7½ Sgr.

---

# Ueber Bulwer's* Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte im Vergleich mit den Originalen.

Von

Dr. K. Böddeker in Prenzlau.

Sämmtliche neuere Sprachen haben den Accent zum rhythmischen Principe ihrer Metrik gemacht. Gleichwohl konnte das Princip nicht allen Sprachen dieselben Gesetze hinsichtlich ihrer Poetik vorschreiben. — Die Laute einer jeden Sprache haben einen eigenthümlichen, individuellen Charakter. Das Ohr kennt ursprünglich nur den Klang der Muttersprache, an der Muttersprache wird die Aesthetik des Gehörs gebildet; nur über die Harmonie oder Disharmonie solcher Klänge, welche der Muttersprache angehören, hat das Ohr entschieden. Daher wird nur derjenige, welcher sich in die Klänge zweier Sprachen mit verschiedenen Lautsystemen so hineingelebt hat, dass sein Ohr für jede derselben individuell zu empfinden im Stande ist, das poetisch Schöne beider objectiv zu würdigen wissen; nicht derjenige, welcher die Klänge einer fremden Sprache an denen seiner eigenen messen will.

Auch eine solche Fähigkeit zur Beurtheilung dichterischer Erzeugnisse einer fremden Sprache möchte noch nicht genügen, wenn es sich um die Kritik von poetischen Uebertragungen aus einer Sprache in eine andere handelt. Hierzu gehört eine Einsicht in die durch das unterschiedene Lautsystem der einen und der anderen Sprache bedingten Eigenthümlichkeiten ihres Versbaues.

* The Poems and Ballads of Schiller, translated by Sir Edward Bulwer Lytton, Bart.-Tauchnitz Edition, vol. LIX.

Man muss sich darüber klar werden, welche Formen der Poesie in beiden Sprachen gleichen Werth haben, d. h. welche Formen in der einen wie in der anderen Sprache einen Wohlklang von gleichem Charakter hervorrufen, dieselbe Empfindung erzeugen. Neben diesen wird man andere metrische Erscheinungen in der einen Sprache finden, welche zwar ebenfalls in der anderen Sprache nachgebildet werden können, dort aber nicht von gleicher poetischer Bedeutung sind. Endlich wird man sich durch eine Vergleichung des lautlich-harmonischen Verhaltens beider Sprachen überzeugen, dass manche poetische Formen, die der einen Sprache angehören, in der anderen geradezu unmöglich sind. Ich werde daher einer Beurtheilung der Uebersetzungen Bulwer's einiges über das lautlich-poetische Verhalten der englischen Sprache gegenüber der deutschen Sprache, soweit dies hier in Betracht kommen kann, vorausschicken.

Der wesentlichste Punkt ist die unterschiedene Geltung der unbetonten Silben in beiden Sprachen. Im Deutschen hat jede unbetonte Silbe einen bestimmten, unwandelbaren Werth. Das Verstummen einer solchen tritt nirgends ein, eben so wenig die Verschleifung zweier neben einander stehenden Senkungen zu einer einzigen; jede derselben wird getrennt mit der ihr gebührenden Quantität ausgesprochen. In Folge dessen hat in der deutschen Sprache ein jedes Wort seinen bestimmten rhythmischen Klang, die ganze Sprache hat ein festes rhythmisches Gepräge.

Nicht so die englische Sprache. Sie hat die Neigung, die nicht accentuirten Silben möglichst zu verflüchtigen; von einem einheitlichen quantitativen Werthe derselben gegenüber den betonten Silben kann bei den meisten nicht die Rede sein. Die unbetonte Silbe wird mit einem mehr oder weniger unbestimmten Vocallaute, dessen Charakter vorwiegend von den das Vocalzeichen umgebenden Consonanten bestimmt wird, an die betonte angeschlossen; um so leichter und flüchtiger, je fliessender sich ihre Consonanten an die der Tonsilbe anlehnen.* Daher die Erscheinung, dass im Verlaufe der Sprachentwickelung die

* Auf den Unterschied zwischen hoch- und tiefbetonten Silben Rücksicht zu nehmen, würde an dieser Stelle von geringem Interesse sein.

Mehrzahl der Suffixe und Präfixe den unbestimmtesten aller Vocale, das e erhalten haben, welches nur dann tönend und in Folge dessen silbenbildend ist, wenn der ihm folgende resp. vorangehende Consonant sich nicht ohne vocalische Vermittelung an die Tonsilbe anschliesst, wenigstens kann dies im Allgemeinen als Gesetz für die jetzige Aussprache solcher Silben gelten, Ausnahmen davon sind z. B. das er des Comparativ und das est des Superlativ. In der Conjugation das einzige Suffix ing, welches immer silbenbildend ist! In der Declination keines! Aber auch die wirklich hörbaren Silben mit tonlosen* Vocalen haben nicht sämmtlich gleiche lautliche Geltung gegenüber den betonten Silben.** Nehmen wir hinzu, dass eine sehr grosse Anzahl der dem englischen Sprachschatze angehörigen Wörter germanischen Ursprunges früher klingenden Ausgang gehabt, durch das Verstummen der Endsilbe aber stumpfen Ausgang erhalten hat, so ergeben sich als Regeln für den Lautunterschied der englischen und deutschen Sprache:

1) Im Englischen ist die Zahl der Wörter mit (weiblichem) klingendem Ausgange seltener als im Deutschen.

2) Der Rhythmus des klingenden Ausganges ist nicht von demselben Charakter in beiden Sprachen.

3) Eine fernere Folge eben dieser Neigung, die unbetonten Silben möglichst flüchtig verklingen zu lassen, ist es nun auch, wenn der Engländer mehrere neben einander stehende Senkungen zwischen zwei Hebungen möglichst eng an einander zu schliessen, in einander zu verschlingen und zu einer ununterbrochenen Brücke zwischen den Hebungen zu machen bemüht ist.

4) Weiterhin würde hier in Betracht zu ziehen sein die eigenthümliche Tonfarbe, wenn ich mich so ausdrücken darf, der englischen Sprache überhaupt, d. h. der Klang des tönenden Bestandtheils der Sprache, der Klang der Vocale. Unsere

* Eine bestimmt begrenzte Unterscheidung zwischen unbetonten Silben von grösserem und solchen von geringerem lautlichen Werthe, wie etwa im Mittelhochdeutschen, lässt sich für das Englische nicht aufstellen. Nur gilt im Allgemeinen die Regel, dass ein einsilbiges Wort an unbetonter Stelle, Präposition, Conjunction oder Adverbium, eine mehr hervortretende lautliche Geltung hat, als ein blosses Präfix oder Suffix.

** Näheres über den wechselnden Werth der Vocale als silbenbildende Elemente, zugleich mit Rücksicht auf das historische Nacheinander, siehe Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache, B. II, p. 377 ff.

Muttersprache besitzt eine Anzahl von Vocalzeichen mit einheitlich bestimmten Lauten, — auf dialectische Unterschiede darf natürlich hier keine Rücksicht genommen werden, — welche daher nur quantitativ, nicht qualitativ variiren können. In der englischen Sprache hingegen kann ein und dasselbe Vocalzeichen lautlich sehr verschieden erscheinen: sogar in einer graphisch ganz gleich oder ähnlich gestalteten Verbindung kann dasselbe Vocalzeichen lautlich verschiedene, sich mehr oder weniger fern stehende Gestaltungen annehmen.

Wenden wir diese Eigenthümlichkeiten des englischen Lautsystems nun specieller auf das Verhältniss der englischen Metrik zur deutschen an, so wird sich für den Unterschied zwischen beiden Folgendes ergeben:

1) Klingende Reime müssen in der englischen Poesie selten auftreten. Am ausgeprägtesten werden sie sein, wenn sie gebildet sind von Wörtern romanischer Herkunft mit dem Tone auf der vorletzten Silbe (devotion; nature). — In denjenigen Dichtungsgattungen, welche sich von der prosaischen Darstellungsweise nicht allzusehr entfernen: im Epos, in der Ballade, im beschreibenden Gedichte, auch im Drama, wird daher der stumpfe Versausgang gewöhnlich zu finden sein. Ein Blick in eine erzählende oder beschreibende Dichtung von Byron oder Pope, oder ein in Versen verfasstes Drama Shakespeare's — der blank verse eine englische Erfindung! — überzeugt uns, dass unsere Annahme uns nicht getäuscht hat.

2) Ein englisches Metrum mit klingendem Schluss wird keinen wesentlich anderen Eindruck hervorrufen, als dasselbe Metrum mit stumpfem Ausgange; für die deutsche Metrik gilt das Gegentheil, wenigstens im Allgemeinen. Es wird daher, zumal in den oben erwähnten Gattungen der Poesie, den Dichtern unbedenklich gestattet sein, hier und da einen klingenden Vers in ihre Dichtung einfliessen zu lassen — eine Freiheit, von der auch jeder Dichter ohne Bedenken Gebrauch gemacht hat.

3) Als eigenthümliche, bezweckte Reimart wird sich der klingende Versausgang nur in Dichtungen von besonders künstlerischem Gepräge vorfinden, und auch hier in der Regel nicht.

4) Metra, in denen je zwei Senkungen zu einer Hebung

gehören, können in der englischen Poesie vorkommen und kommen vor. Wenn die Ineinanderschleifung zweier tonloser Silben neben einander nicht möglich ist, oder wenn die Nothwendigkeit des begrifflichen Auseinanderhaltens derselben auch ihre lautliche Trennung bedingt, so haben sie die Geltung einer zweisilbigen Senkung. Doch hat selbst in diesem Falle jede der tonlosen Silben weit weniger Selbständigkeit als im deutschen Verse desselben Metrums; ihr quantitativer und qualitativer Werth erlangt nicht eine Auszeichnung, welche hinreichte, ein solches Metrum — dactylisches oder anapästisches — zum alleinigen rhythmischen Principe einer Dichtung zu machen;* der Reim muss hinzukommen. Ungereimte Distichen mithin, diese in den Lauten unsrer Sprache so wohlklingende Versart, kennt der Engländer in seiner Sprache nicht.

5) Wegen der mannigfachen Modificationen und Abstufungen der Vocallaute im Englischen giebt es dort viele Wörter, für welche durchaus reine Reimwörter nur wenige vorhanden sind. Die Dichter haben sich daher von jeher gestattet, in Beziehung auf solche Wörter auch unreine Reime gelten zu lassen, d. h. an das Ende des reimenden Verses ein Wort mit ähnlichem Klange zu setzen, oder auch ein Wort zu gebrauchen, welches nur graphisch, für das Auge, reimt, nicht auch phonetisch, für das Ohr. Freilich wehrt sich die Poetik und die Kritik durchaus gegen die Berechtigung dieser Art von Reimen; wenn wir ihr Glauben schenken wollen, kennt sie das Gesetzbuch der englischen Poesie nicht. Aber das wahre Gesetzbuch

* Den deutlichsten Beweis liefert Longfellow's Evangeline. Mit vorzüglichem Kunstgeschick hat der Dichter es verstanden, den Dactylus möglichst als solchen zu markiren, d. h. an die unbetonten Stellen Silben zu setzen, — meistens einsilbige Wörtchen — welche lautlich einzeln hörbar werden mussten. Aber eben dies Markirenmüssen missfällt dem Ohre des Engländers; die hervorragende Haltung der unbetonten Silben ist für das Lautverhalten der englischen Sprache etwas Unnatürliches und kann daher in der Poesie nicht als etwas Schönes empfunden werden. „He has certainly crippled his genius by the unrestrained indulgence he allows to his German inclinations etc. His model has misled him still further, in tempting him to disguise the many beauties of "Evangeline" in the cumbrous wrappings of the unmanageable and unmusical hexameter." Spalding, History of English Literature, p. 411. — Dactylische Maasse sind sehr selten und, weil sie auf einem der englischen Poesie fremden Princip beruhen, nie recht heimisch geworden. Sachs, a. a. O. II, p. 401.

der Dichtkunst sind die grossen Dichter selbst, welche ihrer Sprache eine Poesie gegeben; erst das nachgeborene Erzeugniss ihrer unsterblichen Werke ist das Gesetzbuch der Poetik. Und unter den hervorragendsten Lyrikern Englands, selbst unter denen, welchen wir die grösste Sorgfalt für die Reinheit des Reimes zuerkennen müssen, finden wir keinen, der sich nicht halbreine Reime oder Reime für das Auge bei diesem oder jenem Worte erlaubt hätte, bei dem wir nicht, falls seine Reime ganz rein klingen sollen, von der gewöhnlichen Aussprache bisweilen abweichen müssten. Wir dürfen also nicht mit der rigoristischen Vorschrift des Gesetzbuches gegen jeden nicht durchaus reinen Reim verfahren.

Fassen wir die erwähnten Punkte, in denen sich der englische Vers wesentlich vom deutschen unterscheidet, noch einmal zusammen, so ergiebt sich, dass wir dem englischen Uebersetzer deutscher Gedichte manche Concession machen müssen hinsichtlich der Form, in welche er seine Uebertragung einkleidet. Wir können vor allen Dingen nicht verlangen, dass der Uebersetzer den Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Reimen beibehalten soll, durch welchen gerade Schiller seinen Gedichten einen so eigenthümlichen Reiz zu geben verstand. Wir müssen es billigen, wenn Verse von künstlicher Bauart, deren Rhythmus allein auf einer Zusammenordnung verschiedener Versfüsse nach einem bestimmten Principe beruht, nicht nachgeahmt sind, wenn der Uebersetzer sie in das der Idee des Gedichtes am besten entsprechende und seiner Sprache angemessene Versmaass eingekleidet hat.*

---

* Bulwer hat daher Recht, in der Vorrede zu seinen Poems and Ballads of Schiller, T. E. p. II, zu bemerken: In the choice of metre, adherence has generally been sought to the essential sound and spirit of the German: but not without those deviations warranted by our own laws of metrical construction, and the usages, which our classical writers have rendered familiar to the ear and the taste; — in such matters, indeed, the ear and the taste can alone decide the judgement, etc. — The boldest, and yet perhaps the most pardonable deviation from the original metre, is to be found in such poems as „The Walk" (der Spaziergang), "Pompeii and Herculanum," etc., composed by Schiller in the classic verse, for which the English language has no musical analogy, and for which we have, therefore, considered ourselves at liberty to substitute such metres as seemed best to suit the nature of the objects, — or such as an English poet, adopting subjects of a similar character, would probably have selected.

Verlangen aber müssen wir, dass der Strophenbau im Ganzen beibehalten wird; dass die einzelnen Theile jeder Strophe als solche zu erkennen sind und bei der Uebertragung einen besonderen, unterschiedenen Charakter tragen, wenn dies im Original der Fall war; dass die eigenthümlichen Wirkungen derjenigen formellen Eigenschaften des deutschen Gedichtes, welche in der Uebertragung nicht nachgebildet werden können, möglichst durch andre Mittel erzielt werden. Vor Allem aber muss der Ideengehalt eines Gedichtes in der dem Dichter eigenthümlichen Auffassung wiedergegeben werden.* Auch die in den Worten liegende Harmonie, der dem Inhalt eines Verses angemessene Klang der darstellenden Worte, das harmonisch nachbildende Element darf nicht vermisst werden.

Als eine geeignete Methode für die Beurtheilung der Uebertragung einer Gedichtsammlung, in welcher die verschiedenen Gattungen der Poesie vertreten sind, möchte nur die zu betrachten sein, welche ausgeht von der Vergleichung einzelner Dichtungen aus jeder Gattung, dieselben im Original und Uebersetzung nach Versbau, Strophenbau, Harmonie der Sprache und Idee würdigt, und auf die Resultate dieser einzelnen Untersuchungen ihr Gesammturtheil stützt.

Auch das einzelne Gedicht muss als Ganzes beurtheilt werden. Einzelne wohlgelungene Passus, aus ihrem Zusammenhange herausgerissen und in ihrem Werthe beleuchtet, beweisen nur das Talent des Uebersetzers, diese oder jene Schönheit seines Vorbildes in würdiger Weise nachzuahmen, wie andrerseits einzelne misslungene Stellen nur diese oder jene Schwäche des Uebersetzers aufdecken. Den absoluten Werth seiner Uebersetzungen giebt uns diese Betrachtungsweise nicht; dieser lässt sich nur durch den Gesammteindruck eines Gedichtes beurtheilen. Wenn wir, noch von den Gefühlen erfüllt, in welche uns die Lectüre eines deutschen Gedichtes versetzt hat, uns der Lectüre seiner Uebersetzungen hingeben; wenn die neue Sprache in derselben Weise harmonisch den Lippen entgleitet; wenn die Ideen und Bilder in gleicher Weise unsre Empfindung bestim-

---

* Every one acquainted with Schiller, knows that it is occasionally necessary to translate his ideas as well as his words. A. a. O. p. II, Anm.

men; wenn wir bis zum Ende durch alle die Gefühle hindurch geführt werden, in die uns das Original hineinzog, so werden wir die Uebersetzung trotz einzelner Mängel eine vortreffliche nennen müssen. — Fühlt sich dagegen unser Ohr mehrfach durch Disharmonie beleidigt; bringt vielleicht das veränderte Metrum nicht eine entsprechende Empfindung hervor; oder ist der Affect der Ideen, sei es in Folge der Darstellung, sei es in Folge einer zu wenig tiefen Auffassung des Uebersetzers, nicht ein so inniger, fesselnder, vielleicht gar ein andrer, den der Dichter des Originals nicht hat erzielen wollen, so müssen wir, und sollten auch eine grosse Menge von Versen und Strophen musterhaft gelungen sein, die Uebersetzung als eine misslungene bezeichnen. — Wollen wir also wissen, ob die Bulwer'sche Uebersetzung der Schiller'schen Gedichte den Engländern unsern Schiller ersetzt — und dies würde nach unserem Dafürhalten die Hauptfrage sein, welche sich der Beurtheiler dieser Uebersetzung vorzulegen hat —, so müssen wir einzelne Gedichte aus jeder Dichtungsgattung in ihrer Totalität beurtheilen.

Ohne Zweifel hat Bulwer seinen grössten Fleiss auf die Uebersetzung der Schiller'schen Balladen verwandt, die er auch zum grössten Theile als die vollendetsten Dichtungen Schiller's an die Spitze seiner Sammlung stellt.* Er beginnt mit dem Taucher,

## The Diver.

Die Strophe in Schiller's Taucher zerfällt in drei Theile, zwei Stollen mit stumpfen Reimen und den Abgesang, welcher klingend reimt. Der zweite Vers, der Schlussvers des ersten Stollens, enthält nur drei Versfüsse, während jeder andre vier Versfüsse zählt. Diese Eigenthümlichkeit bringt eine effectvolle, vom Dichter wohlberechnete und sinnreich benutzte Wirkung hervor. Es fehlt diesem Verse etwas, und unser Sinn für das Ebenmaass lässt uns diese Lücke empfinden und durch ein unwillkürliches Pausiren das Fehlende ergänzen. Die so ein-

* We have inverted the usual order, placing the maturest poems first. Vorrede Bulwer's zu seiner Uebersetzung, T. E. p. III.

fach und natürlich hervorgebrachte Pause hat für jede Strophe ihre Bedeutung:

Die Klippe, die schroff und steil, — —

Der plötzlich steil abgebrochene, unvollendete Vers erweckt die Idee der schroffen Klippe.

Vernehmen's und schweigen still, — —

Auch wir schweigen still, und dieses Stillschweigen lässt uns den Ernst der Stille um so tiefer empfinden.

Bulwer hat diesen Vers nicht in derselben Weise wie Schiller vor den übrigen ausgezeichnet, er entbehrt daher bei ihm auch der entsprechenden Wirkung:

In der Tiefe brauset es hohl — —

Schauerlich hohl klingt es in unserer bangen Seele nach.

but the crowd
Heard the wail from the deep murmur hollow and fell.

Von einer gleichartigen, schon durch den Ton erzeugten Wirkung dieses Verses empfinden wir nichts.

Der Abgesang hat bei Schiller, vornehmlich durch seine weiblichen Reime, eine eigenthümliche Bedeutung erhalten. Er bildet schon in Folge seines Klanges gewissermaassen den Refrain zu den vorangehenden Theilen der Strophe, er hat diesen gegenüber ein besonders ernstes, würdevolles, getragenes Gepräge. Der Dichter hat ihn daher auch benutzt, die Empfindungen der Menge zu schildern. Wie die Stimme des Fatums klingen diese Verse den in den beiden Stollen gegebenen Ereignissen nach; das ahnungsvoll in unserm Innern erwachende Gefühl der Furcht vor der Allgewalt, die den frevelhaften Uebermuth rächen wird, erhält in ihnen Ausdruck. Eben aus diesem Grunde wird der Dichter in diesen Versen seltener Anapäste den mehr ernst und getragen klingenden Iamben untermischt haben. — Bei Bulwer hüpfen die beiden Schlussverse jeder Strophe des Diver munter in Anapästen dahin und haben männliche Reime. Letzteres ist zu verzeihen, ersteres nicht, denn es beweist die gänzliche Verkennung der inneren Bedeutung der Structur dieses Theiles der Strophe, dessen abweichende

Bauart als rein äusserlicher, unwesentlicher Zierath ohne innere Bedeutung angesehen worden ist.

Durch die beiden bis jetzt erwähnten Abweichungen Bulwer's von seinem Originale hat dieser seine Strophe eintöniger gemacht. Alles, was der Taucher an metrischer Abwechslung bietet, bis auf die Anordnung der Reime — zwei Kreuzreime und ein Reimpaar — hat der Uebersetzer aufgegeben, ohne für diese wesentlichen Eigenschaften unsrer Ballade ein Aequivalent zu schaffen.

Hinsichtlich der Auffassung und des Ausdrucks der Gedanken des Schiller'schen Tauchers bemerken wir im Diver zwei wesentliche Mängel. Erstens ist es dem Uebersetzer an vielen Stellen nicht gelungen, in der Weise Schiller's durch den Ausdruck die Wirkung der Vorstellung auf unser Gemüth zu verstärken. Vor Allem aber hat Bulwer nicht gefühlt, wie unser Dichter stets sich selbst in den Kreis derer versetzt, welche den Ereignissen beiwohnen, und dadurch auch uns, seine Leser, in denselben hineinzieht. Wir sehen unwillkürlich Alles vor unsren Augen vor sich gehen; die Empfindungen der Zuschauer sind unsre Empfindungen, wir sind die Zuschauer; der Dichter vermeidet es geflissentlich, uns aus dieser Täuschung herauszuziehen. Jede Hindeutung auf ein historisches Geschehensein in der Ferne, vor unsrer Zeit, in fremden Kreisen ist, vornehmlich in den refrainartigen Schlussversen, deren Charakter wir kennen lernen, umgangen. — Bulwer hingegen berichtet objectiv-historisch, und setzt dadurch unsrer Phantasie und Empfindung eine Schranke, die wir bei Schiller nicht vorfinden. Der genauere Vergleich einer Strophe mit ihrer Uebersetzung wird uns über die Bedeutung dieser Mängel keinen Zweifel lassen.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

O'er the surface grim silence lay dark; but the crowd
Heard the wail from the deep murmur hollow and fell;
They hearken and shudder, lamenting aloud —
"Gallant youth — noble heart — fare-thee-well!"
More hollow and more wails the deep on the ear —
More dread and more dread grows suspense in its fear.

Wie unendlich bleibt die Uebersetzung hinter dem Originale zurück. Jeder Laut in diesem ruft in uns die Empfindung wach, welche die Gemüther der Zuschauenden bewegte. Wir sehen, hören und empfinden so lebhaft, wie die Beiwohnenden nur haben empfinden können; noch mehr, der Dichter hat uns selbst zu Zuschauern gemacht. Bulwer schreibt im Präteritum, er berichtet von einer crowd; — Schiller lässt alles vor unsern Augen vor sich gehen, er schreibt im Präsens. Möchte Bulwer den Werth der Täuschung, in welche uns Schiller versetzt, erkannt haben. — In der Tiefe brauset es hohl. — Wir vernehmen das hohle Brausen; bei Bulwer hörte es damals die crowd. —

Und bebend geht es von Mund zu Mund —

Ob dieses bebende Angstgeflüster, zu dessen Hörern der grausame Dichter uns selbst macht, unsere Seele nicht mit tieferer, ergreifenderer Gewalt erfasst, als der Bericht Bulwers vom lauten Lamentiren der unbekannten Menge? Es gleitet mit den Worten: Hochherziger Jüngling, fahre wohl! — ein leiser, banger Seufzer langsam über unsre Lippen.

Der folgende Vers ist bei Schiller ein wahres Musterbeispiel poetisch nachahmender Darstellung:

Und hohler und hohler hört man's heulen —

Diese vierfache Alliteration, verbunden mit Assonanz, giebt in genialer Weise den Eindruck wieder, den das dumpfe Getöse der Wasser in grauser Tiefe auf die Gemüther der Umstehenden hervorbringt. Wir selbst, die wir das Geschehene noch einmal erleben sollen, wir sollen das hohle Heulen selbst vernehmen; auch in unserm Herzen soll das schreckliche Tosen der Tiefe die bange Erwartung wach rufen. — Der dumpf verklingende Ausgang — heulen — erhebt vollends das Onomatopoetische dieses Verses zur Vollkommenheit. Wie ein heulend wachsender Windstoss, dem ein unheimliches Sausen folgt, so klingt das heulende Getöse der Tiefe. — Bulwer hat in dem entspsrechenden Verse nichts die Idee desselben lautlich Charakterisirendes. Auch sein hüpfendes anapästisches Metrum ist nicht geeignet, das wachsende Brausen nachzuahmen, welches

aus den wogenden Wassern herauftönt. Er hat offenbar auch hier wiederum die Absicht Schiller's, uns das Geschehene selbst erleben zu lassen, uns in den Kreis der Zuschauer hineinzuversetzen und deren Empfindungen uns empfinden zu lassen, nicht begriffen.

Schliesslich können wir auch die Uebersetzung des letzten Verses dieser Strophe nicht gutheissen:

Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Dies bedeutungsvolle „Es," das nicht wir selbst sind, denn unser Verstand hat den verwegenen Taucher längst aufgegeben; dies unbestimmte Etwas, das unsre Augen noch auf den Punkt heftet, wo unsre Hoffnung begraben liegt, es ist das Es, welches uns aufrecht erhält, wenn nach unsrer menschlichen Einsicht uns Alles genommen ist, dessen Tröstungen wir uns so gern hingeben. Das mit unsrer Natur verwachsene Bewusstsein von dem Walten des Geschickes, dem unser Verstand und Wille nicht seine Wege vorschreiben kann; das unwillkürliche Gefühl von der unendlichen Allmacht des allwaltenden Gottes. — Dies Es ist durch Bulwer's suspense bei Weitem nicht ersetzt. Auch in diesem Verse lässt uns Schiller mehr empfinden, Bulwer zielt mehr auf eine klare Beschreibung des sich Zutragenden hin.*

Wie in dieser Strophe, so hat der Uebersetzer im ganzen Gedichte die wesentliche Absicht des Dichters verfehlt; die Absicht, nicht objectiv-historisch zu berichten, sondern das Ereigniss vor die Augen des Lesers hinzuführen und ihn unter den Einfluss desselben zu stellen. Es fehlt somit der Uebersetzung gerade das, was dem deutschen Gedichte den Hauptreiz verleiht. In Hinsicht auf die übrigen Strophen werden wir uns daher mit einzelnen Bemerkungen begnügen können.

In Strophe 4 tritt die Charakteristik des Jünglings bei Schiller mehr markirt hervor, als in der Uebersetzung. Schiller's Jüngling macht auf uns einen etwas anderen Eindruck, als der Jüngling bei Bulwer, sein keckes Wesen tritt in den Vordergrund. Die sprachliche Darstellung hebt diese Keckheit

vortrefflich hevor; der zweite, kürzere Vers der Strophe ist hierfür wieder von wesentlicher Bedeutung:

> Und ein Edelknecht, sanft und keck —,
> Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg.

Bei Bulwer hebt die kecke Verwegenheit des Jünglings nicht in demselben Maasse hervor:

> Till a youth with an aspect unfearing bnt gentle, . . .
> Unbuckling his girdle, and doffing his mantle, —

Es liegt eine blosse Beschreibung vor; die Sprache ist nicht als Mittel verwandt, durch ihren Klang den Inhalt äusserlich zu veranschaulichen.

Die folgende Strophe enthält eine durchaus dunkle Stelle:

> Lo! the wave that for ever devours the wave,
> Casts roaringly up the charybdis again.

Diese Verse sollen Schillers:

> Die Wasser, die sie hinunterschlang,
> Die Charybde jetzt brüllend wiedergab —

übersetzen. Es möchte schwer werden, den Bulwer'schen Worten eine klare Vorstellung zu Grunde zu legen. Wie anschaulich hingegen ist die Beschreibung des Originals.

In Strophe 8 möchte Bulwer's "hark" nicht am Platze sein. Nachdem wir auf den verwegenen Sprung des Jünglings vorbereitet sind — derselbe hat soeben seine Seele den Händen Gottes anvertraut —, kann uns der Schreckensruf der Menge nicht mehr als ein fremdes, unerwartetes Geräusch erscheinen, auf welches wir durch ein „Horch“ erst aufmerksam gemacht werden müssten. Wie wahrheitsgemäss ist dagegen Schiller's Darstellung:

> Der Jüngling sich Gott befiehlt,
> Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört.

Wir sehen den Verwegenen hinunterstürzen und im nämlichen Momente dringt der Schrei des Entsetzens schaurig in unsre Seele.

In der 14. Strophe hat Bulwer Schiller's: Es behielt ihn

nicht — wiedergegeben durch: The ocean has render'd its prey. In der Tiefe des geheimnissvollen Strudels, dessen Wesen und Weg Niemand kennt, der Phantasie das grausige, gewaltige „Es“ zu zeigen, ist von unersetzlich poetischer Wirkung. Bulwer's Umschreibung enthält Nichts als die Thatsache der Rettung objectiv dargestellt.

Mancherlei lässt sich gegen die Uebersetzung der 16. Strophe einwenden. Eine wesentliche Bedingung guter Poesie ist Klarheit ihrer Ideen und Bilder. Nicht das abstracte darf als Solches Gegenstand der Poesie sein, es muss sich hinter sinnlich anschaulichen, schönen Formen verbergen; wie die Malerei und Plastik muss auch sie ihre Ideen in sinnlich schönen Bildern vor uns hinstellen. In ihr muss das Geschehen, in dessen Ursachen der Verstand nicht einzudringen vermag, auf das Wirken eines Wesens zurückgeführt werden, welches als ein concretes Dasein in bestimmter Gestalt unsrer Phantasie entgegentritt. Schiller ist es vornehmlich, der von diesem Grundsatze durchdrungen ist. Wo finden wir das erhabene, gewaltige, für den gemeinen Verstand unergründliche Walten der Gottheit in seinen verschiedenen Erscheinungen klarer, poetischer und für unsre Vorstellung fasslicher personificirt, als in der griechischen Götterwelt? Daher hat gerade Schiller den alten Olymp, der übrigens aus eben diesem Grunde für die Poesie nie gänzlich ausgestorben war, von Neuem in ein lebendiges Dasein gerufen und für die Poesie die alten Götter in ihre Rechte wieder eingesetzt. Eben deshalb sind die meisten Lieder geistlichen Inhalts von sehr geringem poetischen Werthe, weil sie uns abstracte Gewalten handelnd zeigen, was unsere Phantasie nicht fassen kann. Wir sollen nicht denken in der Poesie, wir sollen empfinden, und zwar deutlich und schön empfinden. — Vergleichen wir daher einmal, von diesen Gesichtspunkten ausgehend, Schiller's:

Der Mensch versuche die Götter nicht —

mit Bulwer's:

Nor Man stretch too far the wide mercy of Heaven.

Schiller lässt uns einen Blick werfen in die Versammlung der Götter; wir sehen den alten Vater Zeus dumpf grollend sitzen,

und zittern bei dem Gedanken, er möge seine donnernde Vernichtungsstimme hören lassen; — ein lebendiges, klares Bild. — Bulwer weist uns hin auf „die Gnade des Himmels," eine zwar sehr gewöhnliche Anschauung, der aber jede sinnliche Anschaulichkeit abgeht; vielleicht um so mehr, eben weil sie uns so gewöhnlich geworden ist, dass wir gedankenlos über sie hinweglesen. Bulwer hätte seine Leser ohne Bedenken mit Schiller einmal in den alten Olymp einführen können. — Denselben Vorwurf der Unklarheit kann man dem letzten Verse dieser Strophe machen:

The veil which is woven with Terror and Night,

ist ein unklares und deshalb unpoetisches Bild. Den Worten Schiller's:

Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen —

kann man diesen Fehler nicht vorwerfen.

Ein einziges Mal, in Strophe 22, hat Bulwer Schiller's „Es" wiedergegeben. Die Bewunderung, welche dies „Es" hervorgerufen hat, ist ihm wohl bekannt. (The It in the original has been greatly admired, sagt er selbst.) Aber dennoch scheint es ihm nicht recht bewusst zu sein, worin die Bedeutung dieses „Es" liegt. Sein "It" verliert allen Werth, indem ihm sofort ein bestimmter, sinnlicher Gegenstand zu Grunde gelegt wird:

It saw — the dread hundred-limbed creature — its prey, —

Die letzte Strophe des Originals hat etwas besonders Ernstes, Gedankenschweres, zumal der letzte Vers. Der Dichter hat dies in den Ton desselben dadurch hineingelegt, dass er ihn nur aus Iamben gebildet hat und ausserdem eine Senkung hat fehlen lassen:

⏑ –́ ⏑ –́ –́ ⏑ –́ ⏑
Den Jüngling bringt keines wieder.

Bulwer ist wieder rein erzählend, ohne der Empfindung des Lesers, der den Gedanken des Gedichtes gefolgt ist, Rechnung zu tragen:

But no wave ever brings the lost youth to the shore.

Der Uebersetzer des Diver hat also in sehr vielen und wesentlichen Punkten sein Original nicht erreicht. Gleichwohl müssen wir zugestehen, dass Einzelnes meisterhaft wiedergegeben ist.

> And, as with the swell of the far thunder-boom,
> Rushes foamingly forth from the heart of the gloom. (Strophe 12.)

Der Uebersetzer hat das Bild des Originals beibehalten und die dargestellte Erscheinung auf entsprechende Weise sprachlich nachzuahmen gesucht. Die Reimart ist sehr passend getroffen und die Alliteration glücklich und effectvoll.

Auch das „Wallen und Sieden und Brausen und Zischen" im Eingange der folgenden Strophe vermissen wir bei Bulwer nicht. — Der zweite Vers derselben Strophe enthält eine wohlgelungene Erweiterung und Verdeutlichung der betreffenden Stelle des „Taucher."

> As when fire is with water commixed and contending —

Beide Stufen dieses Prozesses, die Bulwer durch zwei Verba ausgedrückt hat, liegen freilich schon in Schiller's „sich mischt". Aber der lebhafte Widerstand der beiden Elemente gegen einander ist durch den Ausdruck „sich mischt" nicht so anschaulich dargestellt, dass nicht eine weitere Ausführung und markirtere Zeichnung von diesem Vorgange willkommen wäre.

Die Strophe gehört überhaupt zu den schönsten der Uebersetzung. Auch ihr Schluss ist eines grossen Dichters würdig:

> And it never will rest, nor from travail be free,
> Like a sea that is labouring the birth of a sea.

Auch Strophe 13 gehört zu den besseren der Uebersetzung. Der „finster fluthende Schooss" hat in „the far-floating gloom" ein würdiges Aequivalent gefunden.

Fassen wir schliesslich das zusammen, was den Taucher von seiner Uebersetzung hauptsächlich unterscheidet, so finden wir, dass Schiller eigenes tiefes Empfinden darstellt, Bulwer hingegen als gewandter, der Sprache mächtiger Dichter Vorstellungen seiner Phantasie, Bilder ausser ihm vorführt, an denen das Empfinden seines Herzens keinen Antheil nimmt.

In denjenigen Strophen, derer Inhalt mehr objectiv erzählend oder beschreibend ist, in denen grossartig schöne Bilder vor unseren Augen entworfen werden; überhaupt da, wo nicht die empfindende Seele des Dichters seinen Worten tief eingehaucht ist, da ist Bulwer ein im Ganzen sehr glücklicher Uebersetzer. So besonders in den zum Theil erwähnten Strophen 10, 12 und 13. — Als Original würde Bulwer's "Diver" gewiss nicht ohne Werth sein, Schiller's „Taucher" ersetzt diese Dichtung ihren Lesern nicht.

Aber nur wenige Uebersetzungen der Schiller'schen Balladen sind ihren Vorbildern so wenig ebenbürtig, als die besprochene. Ueber

The Cranes of Ibycus

dürfte unser Urtheil anders lauten.

Der Strophenbau dieses Gedichtes ist in der Uebertragung genau nachgebildet; den Wechsel zwischen stumpfen und klingenden Reimen vermissen wir allerdings auch hier wiederum. Doch büssen wir dabei diesmal nicht so viel ein, weil in den Kranichen des Ibycus dieser Wechsel nur dem äusseren Zwecke des Wohlklanges dient, nicht zu gleicher Zeit den inneren Zwecken der Idee. Bei Bulwer finden wir wie bei Schiller acht vierfüssige Iamben, von denen die vier ersten paarig, die vier letzten kreuzweise reimen. Wenn hier und da, ohne bestimmte Regel, weibliche Reime in der Uebersetzung erscheinen, so beeinträchtigt das die Harmonie und Gleichheit des Strophenbaues nicht.

Vorzüglich ist es dem Uebersetzer in diesem Gedichte gelungen, die Beschreibungen und Bilder genau in den Farben und Umrissen des Originals vor unsern Augen zu entwerfen, selbst da, wo er sich durch Umschreibungen ziemlich weit vom deutschen Texte entfernen musste. Als Beispiel kann die zweite Hälfte der ersten Strophe dienen;

Wends Ibycus — whose lips the sweet
And ever-young Apollo fires;
The staff supports the wanderer's feet —
The God the poet's soul inspires!

Die Worte Schillers sind nicht getreu wiedergegeben; auch

die einzelnen Zeilen enthalten nicht den Umfang der Ideen, den sie im Originale haben. Aber dennoch gewinnen wir durch diese Verse ganz dieselbe Vorstellung, welche der Schiller'sche Text hervorruft, kein Strich der Zeichnung des Originals fehlt. Der mit diesem Vertraute möchte kaum gewahr werden, dass er nicht eine sich an dasselbe eng anschliessende Uebersetzung vor sich hat.

Das Meisterwerk einer Uebersetzung aber ist die zweite Strophe:

Soon from the mountain-ridges high,
The tower-crown'd Corinth greets his eye;
In Neptune's groves of darksome pine,
He treads with shuddering awe divine;
Nought lives around him, save a swarm
Of Cranes, that still pursued his way —
Lured by the South, they wheel and form
In ominous groups their wild array.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader zieh'n.

Wir bewundern die fast wortgetreue Wiedergabe des Originals in so leichter, wohlklingender, fliessender Sprache. Man möchte fast glauben, Schiller's Worte selbst zu hören, so eng ist die Verwandtschaft zwischen beiden im ganzen Tone der Strophe, besonders hinsichtlich des Reimes.

Dasselbe günstige Urtheil müssen wir fast über sämmtliche Strophen dieser Uebersetzung fällen. Als besonders gelungen möchten die Strophen 7 bis 12 zu erwähnen sein, die sich bei engem Anschluss an den deutschen Text in Ton und Idee zugleich in schöner, harmonischer Sprache frei ergiessen.

Freilich haben die „Cranes of Ibycus“ auch ihre Mängel. So ist der Reim in Strophe 20: Inscrutable — dwell jedenfalls ein sehr mangelhafter, der weder dem Auge noch dem Ohre genügt. Im Ganzen aber ist diese Uebersetzung der des „Tauchers“ bei Weitem überlegen. Der Grund hierfür wird in dem unterschiedenen Charakter der beiden Balladen selbst liegen.

Die Darstellungsweise der „Kraniche des Ibykus“ ist mehr historisch und objectiv, die Subjectivität des Dichters tritt in dieser Dichtung nicht hervor, das eigene Empfinden desselben über die dargestellten Ereignisse. Der Taucher hingegen versetzt uns ganz in die Seele des Dichters. In dieser nur für das wahrhaft Gute und Schöne empfänglichen Seele gewinnen alle Gedanken und Vorstellungen, wie in der Werkstätte eines Künstlers, der in seinen schönen Werken seine schöne Seele darstellt, Leben und Gestalt. — Bulwer hat ein offenes Auge und Ohr für die Harmonie der äussern Natur. Er versteht es, den Bildern der Natur, den Scenen, welche unter die Wahrnehmung der Sinne fallen, ihre poetisch schöne Seite abzugewinnen und diese in gewandter, angemessener Sprache, in anschaulichen, lebendigen Farben zu schildern. Dies Talent hat ihn zu einem guten Uebersetzer der Kraniche des Ibycus gemacht. — Ihm fehlt die tief empfindende Seele, die Vorbedingung aller Lyrik; dieser Mangel hat seinen „Diver“ misslingen lassen.

Bulwer mochte sich der Vorzüge seiner Cranes of Ibycus auch wohl bewusst sein, er hat dieser Ballade eine Erklärung und Würdigung von fast zwei Druckseiten gewidmet. Freilich hat auch der Diver eine längere Würdigung in Prosa erhalten, aber wir werden annehmen müssen, dass Bulwer die Schwächen dieser Uebersetzung nicht erkannt hat, zumal sie weniger in Sprache und Ausdruck gefunden wurden, als vielmehr darin, dass uns die Darstellung kalt lässt, dass sie nicht, wie das Original, unser ganzes Empfinden wie ein Strom mit sich fortreisst.

## The Eleusinian Festival.

Nicht viel ungünstiger als über die Cranes of Ibycus darf unser Urtheil über die Uebersetzung des Eleusischen Festes lauten. Nicht nur das Versmaass hat Bulwer beibehalten und mit demselben die Worte in eine eben so wundervolle Harmonie zu setzen gewusst wie Schiller, fast überall lässt er auch die Bilder in derselben Fülle und Klarheit vor unsere Augen treten, in der sie uns im Original entzücken. Götter, Menschen und Natur — Alles erscheint in derselben Gestaltung, in demselben Gewande und unter derselben Beleuchtung, wie bei Schiller. So

ist z. B. in Strophe 6 durch den einzigen Zusatz "the Mother" Alles ersetzt, was von den Worten des Originals fehlt:

I — the Mother — I, alone
Have a heart that feels for Man!

Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Die Erinnerung an die nach des Kindes Spur irrende Mutter lässt uns eben so klar und deutlich die Tiefe ihres Schmerzes erkennen, als wenn derselbe näher beschrieben wäre.

Auch diejenigen Strophen, welche bei Schiller durch den Wechsel von Trochäen und Dactylen vor den übrigen den Charakter begeisterter Herzensergiessung tragen, haben bei Bulwer dieselbe Auszeichnung erhalten. (Strophe 1 u. 14.) Strophe I.:

Wind in a garland the ears of gold,
Azure Cyanes inwosen be!
Oh how gladly shall eye behold
The Queen who comes in her majesty.
Man with man in communion mixing,
Taming the wild ones where she went;
Into the peace of the homestead fixing
Lawless bosom and shifting tent.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Einzelne Stellen sind auch in diesem Gedichte mangelhaft übertragen. So z. B. ist der 5. Vers von Strophe 8 ein Zusatz, welcher die Deutlichkeit des Bildes beeinträchtigt. Wir sehen vorher, wie bei Schiller, die von einer Wolke umhüllte Göttin plötzlich im Kreise der vor Schrecken erstarrten Wilden stehen, und werden dann unterrichtet, dass sie sich heimlich hineingeschlichen habe.

Auch die Verse:

Take, o Zeus, this offering,
Let it soften Thee the thine —

Dass dies Opfer dir gefalle,
Lass ein Zeichen jetzt gescheh'n. —

sind entschieden nicht eine Verbesserung des Originals, wofür vielleicht Bulwer die herzliche Bitte: Let it soften Thee to thine — genommen haben mag. Die Bedeutung des plötzlich herniederfahrenden Blitzes, der vor allen Dingen den Wilden die Macht des Zeus und dann das Wohlgefallen des gewaltigen Gottes an „reinen Opfern, an Früchten, die der Herbst bescheert“ offenbaren soll, ist bei Bulwer weit weniger deutlich, als bei Schiller.

Abgesehen von diesen und einzelnen anderen Mängeln ähnlicher Art ist daher auch diese Uebersetzung im Ganzen ein Meisterwerk zu nennen.

## The Ring of Polycrates.

In der Uebersetzung der Ballade „Der Ring des Polykrates“ ist von Bulwer der Versuch gemacht worden, einen Ersatz für den Wechsel der männlichen und weiblichen Reime zu schaffen. Diejenigen Verse, welche bei Schiller weiblichen Ausgang haben (1, 2, 4 u. 5), sind in der Uebersetzung vierfüssig; die Verse mit männlichem Ausgange hingegen (3 u. 6) sind nur dreifüssig. Der Erfolg ist sehr günstig. Die Strophe macht bei Bulwer genau den Eindruck des Originals. Zudem schliessen sich die Worte des Uebersetzers so eng an ihre Vorbilder an, selbst die Wendungen und Uebergänge sind dem Originale so genau nachgebildet, auch die Reime klingen den entsprechenden Reimen Schiller's so ähnlich, dass wir fast eine wortgetreue Uebersetzung zu hören glauben. Ein Beispiel möge unser Urtheil bestätigen:

He spoke, and from Miletus sent,
There came a breathless man, and bent
    Before the tyrant there.
"Let incense smoke upon the shrine,
And with the lively laurel twine,
    Victor, thy godlike hair!"

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Boote dem Tyrannen dar:
„Lass, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!“

Was die beiden zuletzt besprochenen Uebersetzungen dem Bulwer so vortrefflich hat gelingen lassen, ist wiederum der Umstand, dass dieselben mehr beschreibend und schildernd sind, und Bulwer ist ein guter Maler.

## Rudolf of Hapsburg.

Während wir zugeben mussten, dass Bulwer im „Ring of Polycrates“ eine glückliche Neuerung in metrischer Hinsicht geschaffen hat, sind wir überzeugt, dass ihm eine andere Ballade, Rudolf of Hapsburg, wesentlich in Folge des verfehlten Vers- und Strophenbaues missglückt ist. Durch den ungezwungenen Wechsel zwischen Iamben und Anapästen erscheint die Sprache Schiller's freier und leichter, als die fortwährenden Iamben des Uebersetzers. — Schiller scheint eine grössere Ungezwungenheit des Metrums als zum Wesen der Ballade gehörig betrachtet zu haben, wir finden denselben Wechsel in den meisten Balladen. — Dazu kommt, dass die Strophe hinsichtlich ihres Baues nicht die mannigfaltige Abwechslung des Originals darbietet. Hier sind die Verse 1, 3, 5 und 6 vierfüssig stumpfreimend, 2 und 4 dreifüssig klingend. In der Uebersetzung sind die sechs ersten Verse jeder Strophe sämmtlich vierfüssig. Nur die vier letzten Verse sind den entsprechenden deutschen Versen genauer nachgebildet. Der Charakter der Strophe ist hierdurch bei Bulwer monotoner und ungelenker geworden.

At Aachen, in imperial state,
    In that time-hallow'd hall renown'd,
At solemn feast King Rudolf sate,
    The day that saw the hero crown'd!
Bohemia and thy Palgrave, Rhine,
    Give this the feast, and that the wine;
        The Arch Electoral Seven,
    Like choral stars around the sun,
    Gird him whose hand a world has won,
        The anointed choice of Heaven.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Sass König Rudolfs heil'ge Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins.

Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Der Unterschied im Tone der beiden Strophen ist ein sehr auffallender, und seine Würdigung möchte nicht schwer fallen. Ohne auf weitere Einzelnheiten dieser Ballade einzugehen, will ich nur auf ein schiefes Bild der Uebersetzung hinweisen.

Law dawns upon the world —

Und ein Richter war wieder auf Erden.

Die Dämmerung des Gesetzes ist doch eine eigenthümliche Dämmerung, von der es schwer werden möchte, selbst für die kühnste Phantasie, ein sinnliches Bild zu entwerfen. Warum für so klare, fassliche Worte ein so unbestimmtes Bild? Bulwer beantwortet diese Frage selbst: The word substituted in the translation is introduced in order to recall to the reader the sublime name given, not without justice, to Rudolf of Hapsburg, viz. „The Living Law.“ Die Absicht ist tadellos, wenn er nur das Gesetz nicht hätte dämmern lassen wollen. Der Alles beleuchtenden und erhellenden Wahrheit, die in die verborgensten Winkel eindringt, kann man eine Dämmerung vielleicht zuerkennen, aber dem Gesetze nicht.

## The Hostage.

Als eine vortreffliche Uebersetzung, vielleicht die beste unter den übersetzten Balladen, darf schliesslich The Hostage, die Bürgschaft, nicht übergangen werden. Derselbe Charakter in Ton und Sprache, — auch das Schiller'sche Balladenmetrum, freier Wechsel zwischen Iamben und Anapästen, ist hier nachgeahmt —, dieselbe gedrungene Kürze der Darstellung:

The tyrant Dionys to seek,
Stern Moerus with his poniard crept;
The watchful guards upon him swept;
The grim king mark'd his changeless cheek:
"What wouldst thou with the poniard? Speak?"
"The city from the tyrant free."
The death-cross shall thy guerdon be."

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wütherich. —
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen!“ *

Die Gedichte, welche wir bisher betrachtet haben, hatten sämmtlich zu ihrer Grundlage ein historisches Geschehensein, aus dessen Darstellung sich die unserem Dichter eigenthümliche reflectirend mitempfindende Weise mehr oder weniger heraus-fühlen liess. Die Mängel, welche wir bei den Uebersetzungen der Dichtungen dieser Art bemerkt haben, werden es uns interessant erscheinen lassen, zu sehen, wie der Uebersetzer dem Dichter da folgt, wo dieser sich den seiner Phantasie entspringenden Ideen ganz hingiebt; wo er durch Wald und Fluren streifend die schöne freie Natur sich in seiner freien, frohen Seele abspiegeln lässt. Die Natur erfährt in Schiller's Spaziergange eine rein subjectiv ideale Auffassung und Würdigung, welche alles Dasein für das Denken und Empfinden unseres Dichters hat: Alles ist Harmonie und Poesie.

## The Walk.

Bulwer hat in seinem Walk die Schiller'schen reimlosen Distichen in gereimte fünffüssige Iamben verwandelt. Er hat nicht Unrecht, wenn er in der Vorrede zu dieser Uebersetzung bemerkt, Niemand könne mit Erfolg dieses reimlose deutsche Metrum in der englischen Poesie nachbilden. Wenn er aber hinzufügt, dass die wahre Schönheit der Schiller'schen Gedichte von der Form derselben ganz unabhängig sei, dass sie in den Gedanken läge, die nicht leicht ihre Wirkung verlören, in welcher Form sie auch erscheinen möchten, so ist dies höchstens halb richtig. Jeder Gedanke des Dichters ist Poesie, es ist

* In Strophe 17 reimt die Form spoken mit make — forsake. Bulwer wird hier die Form spake gebraucht haben, welche wir bei Dichtern häufig finden. Dass spake als Participialform verwandt wird, hat nichts Auffälliges. Wir bemerken bei Dichtern oft die Neigung, die Präteritalformen starker Verba zu gleicher Zeit für das Präteritum und das Participium zu verwenden.

wahr, aber Schiller empfand die Bedeutung, welche den einzelnen Formen der Poesie beiwohnt, so tief, dass bei keinem Dichter eine innigere Harmonie zwischen Inhalt und Form anzutreffen ist. Dass diese Harmonie zwischen Form und Idee für den Effect eines Gedichtes aber wesentlich ist, bedarf keines Beweises; nicht jede Form ist für jede Idee gleich passend. Die Gedanken des Spazierganges in Prosa wiedergegeben, — und das würde die äusserste Consequenz jener Bulwer'schen Behauptung sein, — würden sicherlich nicht den anziehenden Reiz haben, den das Gedicht hat.

Aber gerade in Hinsicht auf die Gedanken der Schiller'schen Dichtungen ist noch etwas Anderes zu erwägen. Die Ideen Schiller's sind schön, aber ein und derselbe schöne Gedanke, dasselbe schöne Bild kann zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen mein Gemüth verschieden, mit grösserer oder geringerer Gewalt afficiren. Ein wesentliches Verdienst Schiller's ist es, dass er es verstanden hat, die Ideen und Bilder seiner Poesie mit aller Eindringlichkeit auf seine Leser wirken zu lassen. Für diesen höchst wichtigen Zweck aber ist ihm die äussere Form seiner Gedichte ein wesentliches Mittel gewesen. In jeder Form mögen seine Ideen schön sein, in keiner sind sie so fesselnd, als in der, in welche er sie hineingegossen hat. Aber Bulwer hat gerade, wir haben dies mehrfach bemerkt, den Vorzug der Schiller'schen Gedichte, welcher darin besteht, dass der Dichter seine eigenen Gefühle aus den Zeilen herausfühlen lässt, und den Leser unwillkürlich in dieselbe Tiefe des Empfindens mit hineinzieht, am wenigsten verstanden, er hat nur das objectiv Schöne in des Dichter's Gedanken erkannt. Wir dürfen obiges Urtheil daher wohl als eine Selbsttäuschung ansehen.

Für den Uebersetzer des Spazierganges nun aber konnte diese Selbsttäuschung nur bedenklich sein. Der Spaziergänger tritt mit freier, ganz für die volle Schönheit und ungezwungene Harmonie der weiten Natur offener und empfänglicher Seele in dieselbe hinaus. Aus seinem freien, frohen, liebevollen Herzen entspringen alle seine Ideen; die Gemüthsstimmung des Spaziergängers, dies subjective Element, giebt seinen Gedanken Form und Ausdruck und lässt sich aus Form und Ausdruck wieder

herausempfinden. Den Ideen liegt also ein subjectives Element zu Grunde, und dies musste in der Uebersetzung gewahrt bleiben. Ein Ausdruck desselben ist die Freiheit des froh und leicht hinfliessenden Rhythmus, der Rhythmus der Uebersetzung muss daher dasselbe Gepräge tragen. Die endlosen Iamben mit gebundenen Reimen erfüllen diese Anforderung nicht:

Sei mir gegrüsst, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel!
  Sei mir, Sonne, gegrüsst, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch begrüss ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
  Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.

Hail, mine own hill — ye bright'ning hill-tops, hail!
Hail, sun, that gild'st them with thy looks of love!
Sweet fields! — ye lindens, murmuring to the gale!
And ye gay choristers the boughs above!

Durch das Metrum Bulwer's hat also der Hauptgedanke Schiller's im Spaziergange, das frohe Sichhingeben an die Natur und Darstellung des freudigen Entzückens, das die Harmonie in derselben erzeugt, keinen entsprechenden Ausdruck gefunden.

Einzelne Stellen der Uebersetzung liefern vollends den Beweis, dass Bulwer diesem Charakter der Schiller'schen Dichtung nicht hat Ausdruck geben wollen, dass er den Werth und die Bedeutung desselben nicht erkannt hat.

Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
  Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.

Was ist es, das uns beim Lesen dieser Verse die glühenden Pfeile der Sonne selbst fühlen lässt? das uns in die unbewegte, regungslose Schwüle der Natur hineinversetzt und uns in der Ferne die unter frohen Trillern aufsteigende Lerche zeigt? Es ist der Umstand, dass der Dichter unter diesen Empfindungen selbst gelebt hat, während er dichtete. Wie matt erscheinen eben deshalb die entsprechenden Verse bei Bulwer:

Save these, all life
Sleeps in the glowing sunlight's steady sheen —
Ev'n from the west, no breeze the lull'd airs bring.

Doch jetzt braust's in dem nahen Gebüsche; —

Dies doch hat Bulwer nicht wiedergegeben, wenngleich es von wesentlicher Bedeutung ist. Es drückt sich in diesem Worte

die plötzlich auftauchende freudige Hoffnung des unter den brennenden Sonnenstrahlen nach Kühlung lechzenden Spaziergängers aus. Wie charakteristisch für die Uebersetzungsweise Bulwer's, dass er dies doch nicht übertragen hat.

Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden, —
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.

Auch aus diesen Versen bricht die freudige Strömung hervor, die des Wanderers Seele durchzieht.

Bulwer's Uebersetzung

Each feature that divides what labour's son
Claims for his portion from his labouring brother; —
Broidering the veil wrought by the Mighty Mother. —

macht im Gegentheil den Eindruck des ernsten, trübseligen Verweilens vor diesem Bilde; ein sentimentaler Zug weht hindurch. Eine solche Stimmung des Spaziergängers ist bei diesem neuen Anblicke nicht gerechtfertigt, wenigstens anticipirt. — (Freilich kann die Stimmung des Spaziergängers nicht so sehr in Frage kommen, wenn das Gedicht rein didaktisch ist.) — Denn erst, nachdem derselbe im Vollgenuss der neuen glänzenden Naturscene geschwelgt hat, in der er zuerst nur die gütige Demeter messend erblickte; erst als sich für einige Zeit kein neuer Anblick seiner offenen Seele darbietet, geht eine Aenderung in der Stimmung seines Gemüthes vor sich. Jetzt erst lässt der nachdenkende Verstand seine Stimme vernehmen. — Das Wort „Demeter“ ist dem Wanderer entfallen, und an dieses knüpft nun die Reflexion an, da den Sinnen neuer Stoff abgeht. Der Uebersetzer scheint dies nicht erkannt zu haben. — Auch der Uebergang zu dieser Reflexion ist bei Schiller poetischer und psychologisch wahrer als bei Bulwer. Die Phantasie des Spaziergängers schwebt in idealen Sphären und knüpft naturgemäss den Gedanken an die gesetzmässige Ordnung der Welt an Demeter, die mächtige Göttin, die Ordnerin und Gesetzgeberin an. Bulwer läst seinen Wanderer beim Anblicke der Marken sich des Gesetzes erinnern. — Aber der Spaziergänger Bulwer's und der unseres Schiller's haben überhaupt wenig Verwandtschaft. —

Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?

But ah! what steals
Between me and the scenes I lately saw.

Der Wanderer ist während seiner Meditation unbewusst allmälig in die Nähe der Stadt und ihrer Umgebung gelangt. Schiller's Gedanke ist klar. Der Spaziergänger fährt plötzlich wie aus einem Traume empor, sieht vor sich nicht die grünenden Fluren, sondern die Stadt, und ist, der inzwischen verstrichenen Zeit vergessend, der Ansicht, ein böser Dämon habe ihm den lieblichen Anblick entrückt und einen anderen an dessen Stelle gesetzt. — Der Ausdruck der Uebersetzung ist steif, ihr Bild unklar. Der Gedanke, dass die Stadt mit ihren Fluren sich zwischen ihn und die offenen Gefilde, in die er vorher hineinblickte, geschlichen habe, ist unnatürlich, matt, man möchte ihn fast albern nennen.

Doch, weshalb Zeit und Worte verschwenden, um das Verfehlte dieser Uebersetzung an Einzelheiten weiter darzuthun. Sie ist in keiner Beziehung des Originals würdig. Der Grundgedanke, die Grundabsicht des Spaziergängers, — den Leser in die schöne Natur hineinzuziehen, ihn die Harmonie derselben und zu gleicher Zeit an den verschiedenen Scenen, die sich darbieten, die Entwickelung der Menschheit in tiefster Seele empfinden zu lassen, — ist weder in die Form noch in den Inhalt der Uebersetzung hineingelegt. Diese bleibt so unendlich hinter der Schiller'schen Dichtung zurück, dass man beim Lesen derselben sich nicht des Unmuthes darüber enthalten kann, dass den Engländern ein solches Machwerk als Uebersetzung des Spazierganges geboten wird.

Auch dürfen wir überzeugt sein, dass Bulwer sich der Unzulänglichkeit seiner Uebersetzung bald bewusst wurde. Seine fünffüssigen Iamben mit paarigen Reimen sind kein hinreichender Ersatz für das Metrum des Originals. Der Reim wird daher in der Uebersetzung immer ungezwungener. Es kommen im weiteren Verlaufe des Gedichtes Kreuzreime untermischt mit paarigen und umschliessenden Reimen vor; manchmal ist ein Reimsystem gar nicht vorhanden, für einzelne Verse sogar fehlt der Reimvers. Weshalb? Offenbar hat der Uebersetzer mehr und mehr den Reiz und die Bedeutung des ungezwunge-

neren und zugleich mehr Abwechslung darbietenden deutschen Metrums empfunden. — Weshalb sollte sich aber für ein bloss didaktisches Gedicht der fünffüssige Iambus mit Folgereimen nicht sehr wohl eignen? —

## The Lay of the Bell.

Wir haben bisher einige der Bulwer'schen Uebersetzungen als wohl gelungen, andere als mehr oder weniger verfehlt bezeichnen müssen. Vielleicht giebt uns die Uebersetzung der Glocke Gelegenheit, uns über die Uebersetzungsweise Bulwer's nach allen Seiten hin ein Gesammturtheil zu verschaffen. Hier finden wir die meisten Vers- und Tonarten der Poesie vertreten. Bald ist ihr Inhalt lyrisch reflectirend, bald rein beschreibend, an manchen Stellen verflicht sich ein lyrisches Element mit der Beschreibung.

Die Meistergesänge, der feste Kern des Liedes von der Glocke, die in Ton und Sprache dem Volksliede am nächsten stehen, haben bei Schiller einen bestimmten Bau und ein festes Gepräge. Jeder Vers besteht aus einer bestimmten Anzahl von Trochäen, mit denen nie etwa ein Anapäst oder gar ein Iambus wechselt. Die Sprache erhält durch diese Form den Charakter der Festigkeit, der schnell entschlossenen Energie, und ist ein treffender Ausdruck der ernsten, geschäftigen Arbeit, welche diese Verse begleitet, oder zu der dieselben, vom Meister an die Gesellen gerichtet, antreiben sollen. Dieser Charakter der Meistergesänge tritt dadurch um so schärfer hervor, dass die Theile des Liedes zwischen ihnen, welche die Erholungspausen ausfüllen, in denen der Meister seine ernsten Betrachtungen anstellt, in einem Metrum von durchaus anderer Natur geschrieben sind. — Bulwer hat seinen Meistergesängen nicht die feste, dem Original zu Grunde liegende Form gegeben. Neben trochäischem Versmaasse (Meistergesang 5) hat er in denselben gewöhnlich Iamben angewandt, mit welchen er Dactylen, resp. Anapäste abwechseln lässt. Wahrscheinlich wird dem Uebersetzer wiederum die der Wahl des Metrums zu Grunde liegende Absicht Schiller's, die Charakteristik des Meisters durch den

Ton seiner Sprache, entgangen sein. Diese Vermuthung, dass der scharf gezeichnete Charakter des Meisters von Bulwer nicht erfasst worden ist, bestätigt sich, wenn wir die Meistergesänge in der Uebersetzung näher ansehen. Der Glockengiesser trägt fast nirgends das Gepräge des ernsten, entschiedenen, erfahrenen Mannes, der in seinem Vorsicht erfordernden und mit Gefahren verknüpften Handwerke sich an ein energisches, kaltblütiges Handeln gewöhnt hat, der sich nie aus seinem ruhigen, überlegenden Temperamente erschüttern lässt. — Gelassen sieht Schiller's Meister den Guss sich in die Form ergiessen, mit Fassung sieht er dem Gelingen oder Nichtgelingen seines Werkes entgegen. Bulwer's Meister hingegen lamentirt und rast im entscheidenden Augenblicke umher:

What vapour, what vapour — God help us! has risen? —
Ha! the flame like a torrent leaps forth from its prison. —

Eine Stelle, die, abgesehen davon, dass sie den Charakter des Meisters in einem durchaus falschen Lichte erscheinen lässt, den Gedanken des Originals nicht richtig erfasst hat. Nicht die Angst des Meisters drückt sich aus in den Worten:

Gott bewahr' das Haus!
Rauschend in des Henkels Bogen
Schiesst's mit feuerbraunen Wogen!

Im Augenblicke, in welchem der Zapfen ausgestossen wird, schickt der Meister ein einfaches, schlichtes Gebet um das Gelingen seines Werkes zum Himmel und beschreibt alsdann ruhig das Schauspiel des sich in die Form ergiessenden Gusses.

Weit besseren Erfolg hat Bulwer dagegen nicht selten bei der Uebersetzung der übrigen Theile der Dichtung gehabt. Dies gilt gleich für den Anfang der ersten Betrachtung des Meisters:

And well an earnest word beseems
The work the earnest hand prepares; —

Fast jedes Wort der Schiller'schen Verse finden wir in schöner Sprache wieder; auch der Ton der Verse ist entsprechend. Ebenso vollendet ist die ganze erste Betrachtung übertragen, sowie auch die zweite bis auf die letzten vier Verse;

Whatever Fate to Man may bring,
Whatever weal or woe befall,
That metal tongue shall backward ring
The warning moral drawn from all.

Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniss bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Der erste Gedanke dieser Schiller'schen Verse erscheint in der Uebersetzung zweifach ausgedrückt, aber jede der Darstellungen entbehrt des Charakters der deutschen Verse. Der dumpfe Wiederhall, den der Gedanke in der Seele des tief empfindenden Meisters hervorruft, klingt aus Bulwer's Worten nicht heraus. — Im folgenden Verse ist backward unklar. — Nach Bulwer endlich soll die Glocke uns die Moral zurufen, welche aus dem Glück oder Unglück, das den Menschen trifft, zu ziehen ist. Die es erbaulich weiter klingt, sagt unser Dichter. Schiller's Herz wird bei den fröhlichen oder ernsten Tönen der Glocke mit Freude oder Trauer erfüllt über das, was seinen Mitmenschen betroffen hat, und diese uneigennützige Empfindung ist gewiss eine schönere und reinere, als die Rührung einer Moral, denn diese ist ihrer Natur nach egoistisch, wir denken mit Schmerz oder Freude an unser Wehe und Wohl. — Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. — Aber die Idee Schiller's an dieser Stelle war wieder zu tief, als dass sie von Bulwer hätte ganz ergriffen werden können.

Nach dem dritten Meistergesange ist Bulwer dem Originale in der Anordnung der Reime nicht genau gefolgt. Absichtlich hat Schiller vier Verse paarig gereimt, nicht, wie die übrigen, kreuzend. Offenbar hat er diese Verse, in denen er vor einem reinen, schönen Bilde verweilt, — während er sonst von einem Gedanken zum andern fortschreitet, — vor den übrigen auszeichnen wollen. Er hat durch diese Auszeichnung unsre Aufmerksamkeit besonders auf das Bild lenken wollen, er hat auch in uns die Empfindung wach rufen wollen, die der Gedanke an die früheste Jugend, an die unbekümmerte, Nichts von den Gefahren des Lebens ahnende Kindheit in seiner Brust erweckt hat.

Ihm ruhen noch im Zeitenschoosse
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen. —

Weist doch dies Bild uns unwillkürlich auf die dunklen und heiteren Loose hin, die uns bereits zu Theil geworden sind! Zeigt es uns doch mit einem Striche die ganze Entwicklung unsres Denkens und Wollens! Und in der That sind diese Verse von so malerischer Schönheit, von solcher Wirkung auf unser Gemüth, dass sie fast sprichwörtliches Gemeingut der ganzen deutschen Nation geworden sind. — Diese Verse hat Bulwer in Bezug auf den Reim behandelt, wie alle übrigen, dagegen, um doch die metrische Abweichung Schiller's in seiner Uebersetzung nicht entbehren zu lassen, die folgenden Verse paarig gereimt. Sehr bezeichnend! Als ob diese Abweichung nur äusserlicher Zierrath wäre! — Für sich betrachtet freilich verdienen die betreffenden Verse Bulwer's keinen Tadel. Auch die folgenden Verse dieses Passus sind in der Uebersetzung meisterhaft wiedergegeben mit Ausnahme der beiden letzten:

O, dass sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Welche Tiefe der Empfindung spricht sich in diesen einfachen Worten aus! Klagend gleiten sie über die Lippen des traurig in Erinnerung süsser Vergangenheit verlorenen Meisters hin.

O love, the beautiful and brief! O prime,
Glory, and verdure, of life's summer time!

Wie viel Pomp in den Worten! Sogar ein lebhafteres Metrum hat zu Hülfe genommen werden müssen. Wie wenig dagegen von der Innigkeit Schiller's!

Die folgende Betrachtung des Meisters:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten u. s. w.

hat Bulwer im Anfange, ohne dass man den eigentlichen Grund hierzu einsieht, in Anapästen wiedergegeben. — Weiterhin hat er das „Ach“ des deutschen Textes nicht übersetzt, diesen Seufzer, der sich unwillkürlich der Brust des Meisters entringt bei dem Gedanken an die Nichtigkeit des Wahnes, in dem die Jugend süss träumend schwelgt. Mit den Worten:

With the sweetest holy day
Must the May of life depart —

setzt er seine kalte Betrachtung historisch weitergehend fort. Er hat mit diesem „Ach“ unendlich viel eingebüsst. Welcher Leser möchte nicht die tiefe Wahrheit, die in diesem „Ach“ verborgen liegt, selbst empfunden haben, — den Schmerz, als er, am Wendepunkte des Lebens angelangt, die Ideale der Jugend zerschmelzen sieht? Bulwer, der nur für schöne Scenerie Interesse hat, scheint mit seinem Herzen bei der Uebersetzung abwesend gewesen zu sein. — Die ganze folgende Stelle von: Die Leidenschaft flieht — bis: Das Glück zu erjagen — gab ihm wieder Gelegenheit, sein ganzes Talent zu entfalten, und dies hat er denn auch meisterhaft gethan:

Yet love lingers lonely,
When Passion is mute,
And the blossoms may only
Give way to the fruit.
The Husband must enter
  The hostile life,
  With struggle and strife
  To plant or to watch,
  To snare or to snatch,
  To pray and importune,
Must wager and venture,
And hunt down his fortune.

In der nächsten Betrachtung des Meisters hat Schiller, um dem trotzigen Pochen des begüterten Vaters auf seinen Wohlstand Ausdruck zu geben, kurze dactylische Verse angewandt. Bulwer's Metrum ist iambisch:

Fest wie der Erde Grund
Gegen des Schicksals Macht
Steht mir des Hauses Pracht.

My house is built upon a rock,
And sees unmoved the stormy shock.

Der trotzige Charakter ist verloren gegangen.

Eine Stelle der dem nun kommenden Meistergesange folgenden Verse giebt uns wiederum Gelegenheit, den eigenthümlichen Unterschied zwischen Dichter und Uebersetzer deutlich zu erkennen. Schiller beschreibt den Eindruck der sich fortwälzenden Feuersbrunst in schweren gewuchtigen Trochäen mit dumpf alliterirenden Tonsilben:

Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volksbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!

Bulwer giebt diese Verse in lebendigen Anapästen wieder:

When the Frantic One fleets,
While no force can withstand,
Through the populous streets
Whirling ghastly the brand. —

Der Grund dieses Unterschiedes ist nicht zweifelhaft, er liegt in den verschiedenartigen Dichternaturen beider Männer. Der gefühlvolle Schiller, der „im tiefsten Herzen fühlet, was er erschafft mit seiner Hand," legt den Schrecken seiner Seele mit in die Beschreibung des Schrecknisses hinein. Bulwer dagegen, der mit dieser Seite des Schiller'schen Charakters am wenigsten harmonirt, dem diese am wenigsten verständlich ist, beschreibt den Brand als ein vor seine Augen tretendes lebendiges Schauspiel, rein objectiv. — Auch in der weiteren Beschreibung des Brandes ist Schiller zu den Trochäen zurückgekehrt. Wir hören aus seinen Worten den tiefen Schmerz des Meisters herausklingen; das Schauspiel des Brandes wird uns lebendig vorgeführt, doch so, dass wir unthätige, uns dieser Gewalt gegenüber unsrer Ohnmacht bewusste Zuschauer bleiben. Dies subjective Gefühl, welches aus den Worten des deutschen Dichters herausklingt, hat Bulwer wahrscheinlich nicht empfunden. Offenbar hat er die Stelle zu verschönern geglaubt, indem er das lebhafte Schauspiel in einer lebhafteren Sprache darstellte.

Das tief mitempfindende Herz des Dichters finden wir auch da wieder, wo er uns den Mann traurig am Grabe seiner Habe stehend zeigt. Trüber Kummer drückt sich in den kurzen getragenen trochäischen Versen aus:

Einen Blick
Nach dem Grabe u. s. w.
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe. —

Mit diesen Worten, welche die muthige Rückkehr des von des Schicksals Mächten hart Getroffenen in das Treiben der Welt bezeichnen, kehren auch die Gedanken des Meisters nach einer trüben Abschweifung zu den bunten Bildern des Lebens zurück, und diese nehmen wieder ihren gewöhnlichen betrachtenden

Lauf. — Bulwer lässt diesen Wechsel nicht empfinden, er wendet schon für die ersten Verse dieses Theiles das iambische Metrum an. Ausserdem ist der vierfüssige Iambus Schiller's mit seinem einfachen, schlichten Tone hier sehr am Platze. Rüstig und getrost sieht sich der Schwergeprüfte, nachdem sich der Sturm in seinem Innern gelegt hat, im Kreise der Seinen um und schreitet muthig in die weite Welt hinaus. Für diese Idee ist dies einfach erzählende Metrum den fünffüssigen Iamben der Uebersetzung mit ihrer Cäsur, die das künstlerische Element zu sehr durchfühlen lassen, sehr vorzuziehen.

Auch ein unpassendes Bild haben wir einmal in der Uebersetzung zu tadeln:

Dem dunklen Schooss der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, dass sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath. —

To the dark womb of sacred earth
This labour of our hands is given,
As seeds that wait the second birth.

Unser Dichter lässt den Meister bei dem Gedanken daran, dass die Glocke in die Erde hineingegossen wird, sich an das Samenkorn erinnern, das auch mit Hoffnung dem dunklen Schooss der Erde anvertraut wird. Er zieht nur eine Parallele zwischen dem Säemann und dem Glockengiesser, überträgt aber nicht das Bild des aufgehenden Samenkorns auf die Glocke. Indem Bulwer uns die Glocke als ein in die Erde gelegtes Samenkorn betrachten lässt, führt er die von Schiller angewandte Analogie zu weit; der Vergleich ist unnatürlich.

Schön und dem Original entsprechend hat Bulwer die kurzen Verse:

Von dem Dome
Schwer und bang u. s. w.

wiedergegeben, welche das ernste, dumpfe Tönen des Grabgeläutes darstellen:

From the steeple
Tolls the bell,
Deep and heavy,
The death-knell!

Weit weniger gelungen aber sind dem Uebersetzer die beiden folgenden Verse

> Guiding with dirge-note solemn, sad, and slow
> To the last home earth's weary wanderers know.

für Schiller's:

> Ernst begleiten ihre Trauerschläge
> Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Die Stelle soll wiederum uns das schmerzliche Mitgefühl des Meisters empfinden lassen, daher das trochäische Versmaass.

Der Passus der Dichtung, welcher beginnt:

> Holder Friede — süsse Eintracht u. s. w.

soll nach Schiller's Absicht ein aus der Tiefe des Herzens gesprochenes Gebet sein. Die Verse sind deshalb gebildet aus schweren Trochäen und Spondäen in verschiedener Zahl und ohne Reim, nur die vier letzten Verse reimen kreuzweise, doch sind auch diese von so verschiedenem Bau, dass sie im Ganzen prosaisch klingen. Eine schöne Prosa, zu deren Harmonie die halb unbewusst den Lippen enteilenden Reimwörter nicht wenig beitragen. Bulwer hat an dieser Stelle das Versmaass des Originals nicht beibehalten, seine Verse sind iambisch und reimen paarweise, nur die vier letzten zeigen einen künstlicheren Rhythmus. Der tiefernste Gebetscharakter der Schiller'schen Verse ist dadurch ganz und gar verloren gegangen. Die Bulwer'schen Verse nähern sich dem Tone der übrigen erzählenden Verse der Dichtung. Hören wir nur die beiden ersten:

> Long in these walls — long may we greet
> Your footfalls, Peace and Concord sweet!

> Holder Friede,
> Süsse Eintracht,
> Weilet, weilet
> Freundlich über dieser Stadt!

In der Beschreibung der Schreckensscenen der Revolution konnte Bulwer sich wiederum als Meister zeigen. Ebenso ist ihm der letzte Passus seiner Uebersetzung wohl gelungen.

Ueber Bulwer's „Lay of the Bell“ im Vergleich mit Schiller's „Lied von der Glocke“ ist also zu urtheilen: Bulwer hat

in der Person des Meisters nicht einen bestimmten Charakter gezeichnet. In Folge dessen hat er bei den einzelnen Betrachtungen nicht beobachten können, dass eben dieser bestimmte Mann mit eben diesem Charakter dieselben anstellt; sie werden also der Eigenthümlichkeit entbehren, welche die individuelle Betrachtungsweise des Meisters in dieselben hineinlegt, sie werden rein objectiv gehalten sein. Da aber Schiller seine eigene schöne Seele seinem Meister eingehaucht hat, da wir die schöne Empfindungsweise des Dichters bei ihm wiederfinden, so folgt, dass der Uebersetzung überhaupt die Tiefe der Empfindung, die Eindringlichkeit auf das Gemüth des Lesers abgeht; — ein kaltes Dichterherz kann sich in seinen Erzeugnissen nie verleugnen. Schiller's Hauptzweck in seiner Dichtung ist die Harmonie der Töne seiner Verse mit den Accorden, welche die betreffende Idee in seiner Seele anschlägt, — Bulwer's Princip ist die Harmonie der Worte mit der äusseren Erscheinung. Der Uebersetzer hat sein Original daher nur da erreicht, wo der Ton der naturgemässen objectiven Darstellung eines Vorganges zu gleicher Zeit der Natur des Affectes entsprach, den das Ereigniss im Herzen des Dichters hervorrief.

Es würde zu weit führen, wenn wir auch nur die hervorragendsten unter den kürzeren Gedichten einer eingehenden Kritik unterwerfen wollten. Einzelnes aus denselben möge nur zum Beweise dienen, dass Bulwer in ihnen dieselben Schwächen und dieselben Vorzüge zeigt, die wir bereits in den besprochenen Uebersetzungen bemerkten.

## The Merchant.

Metrisch interessant möchte zunächst der Kampf des Uebersetzers mit den Schiller'schen Distichen sein. Wie wenig der gereimte heroische Vers (fünffüssiger Iambus) zur Wiedergabe derselben geeignet ist, haben wir bereits bei der Betrachtung des Walk gesehen. Dasselbe Metrum finden wir an Stelle deutscher Distichen wieder in den Gedichten „The Merchant“ und „Pompeii and Herculanum“, in letzterem verbunden mit einem eigenthümlichen Reimsysteme. Der Uebersetzer hat die fortlaufenden Distichen in einzelnen Strophen übertragen wollen,

doch hat er diese Absicht nach Vollendung der ersten Strophe bereits aufgegeben. Die Strophe besteht aus acht Versen, reimend a — b — c, a — b — c, d — d. Die Freiheit des Schiller'schen Metrums ist einigermaassen dadurch gewahrt, dass der Reim nur eine leise Erinnerung des Gleichklanges wachruft, da die reimenden Verse durch je zwei Zeilen von einander getrennt sind. Die letzten beiden, paarig reimenden Verse geben mit ihrem mehr resümirenden Inhalt dem Ganzen der Strophe einen schönen Abschluss, zumal der achte Vers um einen Versfuss reicher ist, als die übrigen. — Weiterhin ist kein einheitliches Reimsystem mehr zu erkennen. Der Gedanke liegt nah, dass Bulwer sich eine zu schwierige Aufgabe gestellt hatte.

Am besten eignet sich nach unsrer Ansicht zur Uebertragung der Distichen in den ganz kurzen, epigrammartigen Gedichten der siebenfüssige Iambus mit einer Cäsur nach der vierten Hebung.* Diesen hat der Uebersetzer angewandt in „The Philosophical Egoist,“ „The Antique to the Northern Wanderer,” “The Two Guides of Life,” “The Playing Infant,”

The Knights of St. John

u. s. w. Das rhythmische Verhältniss zwischen beiden Theilen jedes Verses ist dem Rhythmus, welcher durch den Wechsel von Hexameter und Pentameter hervorgebracht wird, ähnlich:

Oh, nobly shone the fearful Cross upon your mail afar,
When Rhodes and Acre hail'd your might, o Lions of the war! —

Das Bestreben Bulwer's, seinem Originale möglichst gerecht zu werden, hat ihn veranlasst, in einzelnen kurzen Gedichten den Wechsel zwischen stumpfen und klingenden Reimen nachzuahmen. So in: The Secret, To The Ideal, The Alp Hunter, The Pilgrim. Wie schwierig für den Uebersetzer die Aufgabe war, weibliche Reime zu bilden, in denen die unbetonte Silbe phonetisch hinreichend hervortrat, zeigen die klingenden Reime des letzten Gedichtes: Knowing — glowing, believing — cleaving, Part, Praes., vergl. Einleitung; hope in (in Präposi-

* Es ist ein sehr altes Metrum, das Metrum des Ormulum. Chaucer schrieb darin The Pardonere and Tapstere. Später haben sich aus demselben die verschiedenen Psalm metres entwickelt.

tion, gehörig zum Anfangsworte der folgenden Zeile!) — open! before me — bore me! river — deliver, given — Heaven, beide als klingende Reime verfehlt, wenigstens in so fern, als sie den Anspruch darauf erheben, ein Ersatz für deutsche klingende Reime zu sein. Als genügend anzusehen sind nur etwa: Portal — Mortal; stealeth — concealeth; motion — ocean. Doch ist nach dem, was in der Einleitung gesagt worden ist, der Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Reimen in der englischen Sprache nie von demselben rhythmischen Werthe, den derselbe in der deutschen Poesie hat.

Schon in der Einleitung ist ferner darauf hingewiesen worden, dass das Ohr des Uebersetzers in den ästhetischen Werth der fremdsprachlichen Laute vollständig eingeweiht sein muss. Die Töne der fremden Sprache müssen bei dem Uebersetzer eben den Affect bewirken, den sie in dem hervorbringen, dessen Ohr an ihnen allein erzogen und gebildet ist. Dieser Anforderung genügt Bulwer nicht, wenn er hier und da den lautlichen Charakter deutscher Verse in der Uebersetzung nicht wiedergiebt. Denn dass Bulwer seinen Versen nicht ein ähnliches lautliches Gepräge habe geben können, ist unwahrscheinlich, da er es im Allgemeinen sehr wohl versteht, seine Darstellung der Natur eines Gegenstandes oder Ereignisses anzupassen; er wird daher in den hierher gehörigen Fällen die in dem Klange eines Verses liegende Bedeutung nicht verstanden haben.

## The Assignation.

Dies gilt zunächst für die kürzeren Zwischenstrophen des Gedichtes: Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
  Nein, es war des Windes Wehen,
  Der durch diese Pappeln schwirrt.

Hear I the creaking gate unclose?
  The gleaming latch uplifted?
No—'t was the wind that, whirring, rose,
  Amidst the poplars drifted!

In den ersten beiden Versen sollte das lautlose, gespannte Hin-

horchen des Liebenden geschildert werden, der mit angehaltenem Athem die Geliebte erwartet. Die von einem leisen, flüsternden Geräusch unterbrochene Stille ist von dem Dichter kunstreich nachgeahmt dadurch, dass er Wörter mit hohen Vocalen und wie leises Geflüster klingenden Consonanten angewandt hat. Vers 3 und 4 enthalten jedesmal die Enttäuschung. Tief aufseufzend nach der athemlos in Erwartung hingebrachten Pause bekennt in langsam, traurig hinschleichenden Worten — daher Trochäen — der Enttäuschte seinen Irrthum. In der Uebersetzung verstösst die Sprache in grober Weise gegen den Charakter und die Bedeutung sowohl des einen, wie auch des anderen Theiles der Strophe; auch metrisch ist kein Unterschied zwischen den beiden gemacht: — the creaking gate unclose neben: das Pförtchen nicht gehen! Bei Schiller ist es ein leises, leises Geräusch, welches in der Stille der Nacht zu den Ohren des Wartenden dringt; bei Bulwer wird mit Krachen und Gepolter die Thür geöffnet. — Aehnliches gilt von den übrigen Strophen:

Still! Was schlüpft durch die Hecken
Rasch und mit eilendem Fuss? —

Hush! what amidst the copses crept —
So swiftly by me now? —

In Schiller's Worten liegt etwas Ideales, das Gemeinsinnliche durchaus Verbannendes; bei Bulwer ist letzteres durchdringend, crept! — by me! Für Schiller ist die Liebe von der Sinnlichkeit abstrahirt, eine heilige, geweihte Flamme; Bulwer zeigt eine so ideale Auffassung nicht, wenigstens nicht an dieser Stelle.

Das ideale Denken und Fühlen unsres Dichters, das in Idee und Sprache seiner Dichtungen einen so würdigen Ausdruck gefunden hat, vermissen wir in mancher Uebersetzung. — „Willst du in meinem Himmel mit mir leben?“ sagt Schiller; “What say you to quarters in Heaven?” übersetzt Bulwer.

Als wohlgelungen dürfen wir die Uebersetzungen der Gedichte: die Begegnung; des Mädchens Klage; das Mädchen aus der Fremde; der Knabe am Bache und einige andere ausserdem bezeichnen.

## The Youth by the Brook.

Beside the brook the Boy reclin'd
  And wove his flowery wreath,
And to the waves the wreath consign'd —
  The waves that danced beneath,
"So fleet mine hours", he sigh'd, "away
  Like waves that restless flow:
And, so my flowers of youth decay
  Like those that float below."

An der Quelle sass der Knabe,
  Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
  Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
  Wie die Quelle, rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
  Wie die Kränze schnell verblüh'n!

Trotz mancher Schwierigkeiten sind die wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Versbaues wiedergegeben. Die Sprache ist meisterhaft, fliessend und gewandt. — Diese Gedichte sind im Ganzen von der Art, wie sie dem englischen Uebersetzer meistens gelungen sind: Objectiv beschreibende Schilderung, aus der die Subjectivität des Dichters weniger hervortritt. Das Bild an sich wird entworfen, nicht die subjective Auffassung desselben.

Auch hat Bulwer in einzelnen Fällen Schwächen des Originals richtig erkannt und in seiner Uebersetzung zu vermeiden gewusst. So hat er die Ausdrücke und Bilder der Schiller'schen Jugendgedichte, welche in zu derber und zu wenig poetischer Weise den Unwillen des Dichters über die Menschheit und ihre Schicksale darlegen, durch maassvollere und schönere Bilder und Ausdrücke geschickt ersetzt. In der „Elegy on the Death of a Youth" beobachten wir dies am leichtesten:

V, 4: Röcheln auch des Menschen Qualen aus:

  And the pains of the flesh with its dust—are at peace.

VI, 4: Bald herum in wüsten Pfützen dreh'n:

  Now hurling the wretch whom she raised—to the mire!

VII, 9—12: Bis, befruchtet von Jehova's Hauche,
Gräber kreissen — auf ein mächtig Dräu'n,
In zerschmelzender Planeten Hauche,
Ihren Raub die Gräber wiederkäu'n:

Till the breath of Jehovah shall pass o'er the Tombs,
Till their seeds spring to bloom at the life of the Breath,
Till the pomp of the Stars into vapour consumes,
And the spoils he hath captured are ravished from Death.

IX, 3: geheulergoss'ne Kläger:

Cease the groans which so loudly, so idly complain.

Sprachlich harte Stellen finden sich im Ganzen in den Bulwer'schen Uebersetzungen wenige, die Sprache Bulwer's ist im Allgemeinen fliessend und gefällig. Ein Beispiel einer harten Stelle ist folgender Vers:

Youth's gay spring—time scarcely knowing—

für:

Noch in meines Lebens Lenze.

Bulwer's Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte sind, so muss demnach unser Gesammturtheil lauten, in wohlklingender, schöner Sprache geschrieben. Doch versteht es der Uebersetzer nicht, wie Schiller, aus dem Herzen und zum Herzen zu sprechen. Er ist seiner Natur nach zu wenig Lyriker, um seiner Aufgabe als Uebersetzer Schiller'scher Gedichte gewachsen zu sein. Dies ist auch der Grund, weshalb manche seiner Uebersetzungen metrisch verfehlt sind, — für die Lyrik, welche im äusseren Rhythmus liegt, fehlt ihm die tiefere Empfindung und ein hinreichendes Verständniss. — Am besten, zum Theil meisterhaft gelungen sind ihm die Uebersetzungen der Dichtungen, deren Darstellungsweise objectiv schildernd war. In diesen ist er auch den rhythmischen Eigenthümlichkeiten der Originale meistens gerecht geworden.

---

# Die provenzalische Liederhandschrift

## Cod. 42 der Laurenzianischen Bibliothek in Florenz

nach der von Dr. Edm. Stengel im Auftrage der Berliner Gesellschaft f. d. Stud. der neueren Sprachen genommenen Abschrift.

(Fortsetzung.)

---

### Bernard LII.

1) Lanquan uei la fuoilla
Jos des arbres cager
Cui qe pes ni duoilla
A mi deu bon saber
Non creaz qeu uoilla
Flor ni fuoilla uezer
Quar ues mi sorguoilla
Cho qeu plus uolgra auer
Cor ai qe men tuoilla
Mas non ai ges poder
Qades cuich macuoilla
On plus me desesper.

2) Estraigna nouella
Podez de mi audir
Qe qant uei la bella
Qem solia cuoillir
Ara no mapella
Nim fai uas sei uenir
Lo cor soz las seilla
Men uol de dol partir
Dieus qil mon chapdella
Sil plaz men lais iausir
(c. 2.)
Sen aissim reuella
Noi a mais del morir.

3) Non ai mais fianzha
En augur ni en sort
Qe bon esperanzha
Ma confundut e mort
De tan loing me lanzha
La bella cui am fort
Quant li qer samanzha
Com seu agues gran tort
Tant nai de pesanzha
Qe tot men desconort
Mas non faz semblanza
Cades chant e deport.

4) Al non sai qe dire
Mas molt faz gran folor
Qaram ni desire
Del mon la bellisor
Ben deuria aucire
Qui anc fez mirador
Qan ben mo consire
Non ai guerer peior
Jal iorn qe las mire
Nis pes de sa ualor
No serai iauzire
De lei ni de samor.

5) Ja per drudaria
No man qe nos coue

Pero sil plazia
Qem fezes qalqe be
Eu li iuraria
Per deu e per ma fe
Qel bes qem faria
No fos sabutz per me
En son plaiser sia
Qeu soi en sa merce
Sil plaz qe maucia
Qeu no men clam de re.

6) Ben es dreich qeu plaigna
Seu perd per mon orguill
La bona compaigna
El solatz qauer suoill
Petit me gadaigna
(v⁰ c. 1.)
Lo fols arditz qeu coill
Car uas mi s'estraigna
Cho queu plus am ni uoill
Orguoill deus uos fraigna
Car en ploron mei oill
Dreig es qem sofraigna
Tot iois qeu eis lom tuoill.

7) Escoltral dampnatge
E la pena qeu trai
Ai molt bon usatge
Qades consir de lai
Orguoill e folatge
E uilania fai
Qim muo mon coratge
Ni daltram met en plai
Qar meillor messatge
En tot lo mon non ai
E man loill ostatge
Entro que torn de chai.

8) Dompnal mon coratge
Meillor amic qeu ai
Vos man ostatge
Entro qeu torn de chai.

Bernard LIII.

1) Conort era sai eu be
Qe ges de mi no pensaz
Puos salutz ni amistatz
Ni messages no menue
Trop cuit qei faz lon aten
Et er ben senblant oimai
Qeu chace zho qaltrui pren
Pois no men ue auentura.

2) Bel conort can mi soue
Com gen fui per uos honratz
Et qan eram oblidatz
Per un pauc no muor de se
Queu eisme uau enqiren
Qim met de foldat en plai
Quant eu mi don sobrepren
De la mia forfaitura.

3) Per ma colpa mesdeue
Et ia non sia celatz
Car uas lei non soi tornatz
(c. 2.)
Per foldat qi men rete
Tant nai estat longamen
Qe de uergoigna qeu nai
Non aus auer lardimen
Qei ananz no masegura.

4) Il men colpet de tal re
Don mi degra uenir graz
Fe qeu dei al ueignaz
Tot o fi per bona fe
Et seu en amar mespren
Tort a qi colpa men fai
Qe qi en amor qer sen
Cel non a sen ni mesura.

5) Tant er gen seruiz per me
Sos cors fels durs e iratz
Tro del tot ser adolchatz
Ab bels ditz e ab merce
Qeu ai ben trobat legen
Qe gota daiga qan chai
Fer en un luoc tan souen
Tro caua la pera dura.

6) Qi ben remire ni ue
Oillz e gole front e fatz
Aissi son finas beltaz
Qe mais ni meins noi conuc
Cors loncs dreich e conuenen
Gent aflibar coint e gai
Hom nol pot lauzar tan gen
Cum lo saop formar natura.

7) Chanzoneta or ten uai
Ves mon frances lauinen
Cui prez enanz e meillora.

8) E digaz li que ben uai
Qe de mon conort aten
Enqera bona uentura.

Bernard LIIII.

1) Ab zoi mou lo uers el comenz
Et ab zoi remaing e fenis
Et sol qe bona fos la fis
Bons teng qes los comensamenz
Per la bona comensansa
Mi ueu iois e alegransa

E per zo dei la bona fin grazir
(f. 18 r⁰ c. 1.)
Car toz bons faiz uei laudar al fenir.

2) Si mapodera ioi em uenz
Chem merueilh car o sofris
Qar non o dic e non es bruis
Per qe soi tan gais ni zauzen
Mais greu ueirez fin amansa
Ses paor e ses doptansa
Qades tem hom ues zo qama fallir
Per qeu no maus del parlar en ardir.

3) Duna ren mauonda mos senz
Qanc nuls hom mon zoi non enqis
Qeu uolentier no len mentis
Qe non par bons enseignamenz
Anz es folia enfansa
Qi damor a benenansa
Qe ia lo uol ad home descobrir
Sil no len pod o ualer o seruir.

4) Non es enois ni fallimenz
Ni uilania zo mes uis
Mais dome qan se fai deuis
Dautrui amor e conoisenz
Enoios e qeus enansa
Sim faiz enoi ni pesansa
Zascuns se uol de son mester fornir
Mi confondes e uos non uei zausir.

5) Ben conuen a dompna ardimen
Entre auols genz e mal uezins
Qe si bon cor nola fortis
Greu pod esser pros ni ualenz
Per qeu preg maia en menbransa
La bella en cui ai fiansa
Qe nos canges per paraulas nes uir
Qels enemicx faz den ueia morir.

6) Ia sa bella boccha rienz
Non cuidei baisan me trais
Qab un sol dolz baisar maucis
Et sab altre nomes garenz
Eissamen mes per senblansa
Com de peraus la lansa
Qe del seu colp non podi hom garir
Se per eis loc no sen fezes ferir.

7) Bella dompnal uostre cors genz
Eill uostre bell oill man conqis
(c. 2.)
Si bel senblant e li dolz ris
Et la bella boza rienz
Qan ben men prend a esmenansa
De beutat non sai engansa
La genzer es quom anc pogues chausir
Et non uei clar dels oillz ab qe os remir.

8) Bel uezer senes doptansa
Vei qel uostre prez enansa
Qe tant sabez de plaser far e dir
Nulz hom nos pot de uos amar sufrir.

## Bernard LV.

1) Non es merueilla se chan
Meillz de nul autre chantador
Car plus me trail cor ad amor
E meillz soi faiz al seu coman
Cors e cor e saber e sen
Et forz e poder iai mes
Sim tira uas amor lo fres
Qe ues autr afar non aten.

2) Ben es morz qi damor non sen
Al cor qalqe dolce sabor
Et qe ual uiure senz ualor
Mas per enoi far a la gen
Ja dame deu nom air tan
Qeu ia pois uiua ior ni mes
Puis ia de noi serai mespres
Et damor naurai talan.

3) Ben uolgra fosen trian
Entrels fals li fin amador
Qe lauzengiers e trizador
Portes un corn el fron denan
Tot lor del mon e tot largen
I uolgrauer dat seu lagues
Sol qe ma dompna conogues
Tan ben comeu lam finamen.

4) Qant eu la uei ben mes paruen
Als oils al uis e al cor
Qe issament trembli de paor
Com fai la foilla contral uen
No ai de sen per un enfan
Aissi soi damor antrepres
Et dome qes aissi conqes
Po domnpna auer almosna gran.

(v⁰ c. 1.)
5) Bona dompna plus nous deman
Mais qen prendaz a seruidor
Qe os seruirai com bon seignor
Cosi qe de guederdon man
Veos mal uostre commandamen
Francs cor humils gens e cortes
Ors ni leons non es uogues
Que mauciaz sa uos mi ren.

6) Aqest amors me fer tan gen
Al cor duna dolza sabor
Cen ues mor lo iorn de dolor
Et reuio de ioi altre cen

Tant es lo mals del dolz senblan
Qe mais ual mos mals qaltre bes
Et pois lo mal ai tan bon ses
Molt uaral bens apres lafan.

7) Per bona fes e ses engan
Am la plus bella et la meillor
Del cor sospir e dels oillz plor
Qar tant lamei per qei ai dan
Et qen pois als camor me pren
Et les zartres en qe ma mes
No pot clao obrir for merces
Et de merce noi trob nien.

### Bernard LVI.

1) Era non ui luser soleil
Tant me sont escurzit li rai
Et ges per aizo no mesmai
Cuna clartat me soleilla
Damor qenz al cor me raia
E qant altra gent sesmaia
Eu meillor enanz que sordei
Perqe mon chant non sordeia.

2) Prat me senbla uert e uermeill
Issamen com lo temps de mai
Sim ten fin amor coint e gai
Nef mes flor blancha e uermeilla
E li uer chalen de maia
La genser e la plus gaia
Ma mandat qe samor mautrei
Senqer nollam des autreia.

3) Paor me fan maluais conseill
Per qel secle mor e deschai
(c. 2.)
Adones saioston li saluai
E luns a lautre conseilla
Com se fin amor deschaia
Ai maluasa gent saluaia
Qui uos ne uostre conseil cre
Dame deu prec eldescreia.

4) Da qest me rancur em coreill
Qira men fan dol e esmai
Et pes alor del ioi qeu ai
Et pois chascun sen coreilla
Del autrui ioi e sesmaia
Ja eu meillor drec non aia
Cab sol deport uenz e guerrei
A cil qe plus me guerria.

5) Ges mi dompna nos meraueill
Sil qier qem don samor nim bai
Contra la foldat qem retrai
Feraimen grant meraueilla
Sela macola ni baia
Ai seria com mi retraia
Ai cal uos ui e cal uos uei
Per benenansa qem ueia.

6) Noig e ior pens consir e ueill
Planc e sospir ma pois ma pai
Et neguns hom tan mal non trai
Mas un bon respeg mesueilla
Don mon coratge sapaia
Fol soi qar dic qe maltraia
Pois aitan ric amor en uei
Ben uai ab sola lenueia.

7) Fin amor a uos mapareill
Pero non couen ne meschai
Mais qar par uostra merce plai
Deu cuit qe mo apareilla
Caisi fin amor descaia
Ha dompna per merce plaia
Caiaz del uostr amic merce
Pois aitant ges uos merceia.

### Bernard LVII.

1) Quan uei la flor/ lerba uert/ e la fuelha
E aug lo chan des auzels pel boscatge
Al lautre ioi qieu ai en mon coratge
Dobla mos iois/ em nais em creis em brueilha
(f. 19 r° c. 1.)
Qe no mes uis qe ren puesc ualer
Sel que no uol ior en amor auer
Qe tot cant es salegre sesbaudeia.

2) Ia non crezatz qieu de ioi mi recreia
Nim lais damar par dan cauer esueilh
Camors masailh qem sobre senhoreia
Em fai amar qual queilh plasse voler
E si eu am so qe non deu escazer
Forsa damor me fai far uasalatge.

3) Mas en amor non a hom senhoratge
E qui lor quier uilanamen dompneia
Quamor non uol re quessar non deia
Paubres e ricx fai amdos dun paratge
Qan lus amics uol lautre uil tener
Pauc pot lamor ab ergueilh remaner
Quergueils dechai e fin amors capduelha.

4) Hie sec sela qe plus ues mi sergueilha
E selam fui qem fo de bel estatge
Canc pueis non ui / ni me ni mon mesatge

Per qes mal sal que dompna macueilla
Mas dreg len fauc qieu men fauc fol parer
Car per sela qem torn en non caler
Estauc ia tan de lieis qe non laueia.

5) Mas costum es tos temps qe fol foleia
Ei ia non er. qel eis lo ram non cueilha
Quel bat el fer percai razon qem dueilha
Car an mi pres dautrui amor enveia
Mas fe qi eu de leis e mon beluezer
Si de samor mi torn en bon esper
Ai mais ue lieis non farai uilanatge.

6) Ia nom aia cor felon ni saluatge
Ni contra me maluatz conseilh non creia
Qi eu soi sos hom liges on qe mestia
Si qe del cap desus li ren mon gatge
Mas ionchas il uenc a son plazer
E ia nom uueilh mais de sos pes mouer
Tro per mercem tenha laios despueilha.

7) Laigua del cor cam dos los hueilhs mi mueilha
Mes ben guirens qieu pen mon dampnatge
E conosc be qieu ai dig gran folatge
Qar ai dig so qe samor mi tueilha.

8) Mon messagier man a mon bel uezer
Quaissilh qem tolc lo sen e lo saber
Ma tout mi dons e lieis que non la ueia.

9) Amicx Tristans qar hieu nous puesc uezer
Adieu uos do qualqe part me stia.

Guilielm Anelier LVIII.

(siehe Archiv 33 p. 308. Der Druck ist genau.)

(v° c. 1.)

Guiduisel LIX.

1) Ades on plus uio mais apren
E mais sai de mal e de be
E mieilh sai conoisser en me
Esz en autrui foudat e sen
Mas sel qe autrui folia
Conois/ e se non castia
Non obra ges a dreg garan
E silh qem blasmon car hieu chan
Degron blasmar los lurs faitz deschauzitz
E ni del chan sil chans non fos grazitz.

2) Quieu non casti ni non repren
Que cascuns sap con sis capte
Mas gen fora com ueis en se
So que conois en lautra gen
Mas be us dic qe pauc ualria
Chans si damor non mouia
E de mi a passat un an
Camors nom tenc ni pro ni dan
Mai eras conosc camor mes guitz
Coue queu chan qadreg port soi issitz.

3) Camors mesmenda ben e gen
Los mals quieu nai sofert ancse
Camar mi fai per bona fe
La meilhor e la plus plazen
E tal que a en sa bailia
Tot can iois uol ni ualors tria
Canc natura non obret tan
Cautram fezes de sieu senblan
Qen lies es iois restauratz e noiritz
Quera aillors sordeiatz e faillitz.

[4] Quel cors a gai e conuinen
Entier qe res noi descoue
E beutatz noi uai ni noi ue
Anz hi a fag son poder estamen
Iois pretz e cortesia
Solatz ses uilania*

(c. 2.)

Couinen dig e fag prezan
Soiornon allieis esz estan
De tot bons aips es sos gens cors garuitz
E tot los mals an lieis e faiditz.

5) Lo cors el cor el pensamen
Ai en lieis que dals nom soue
Ni ia pensar non uoilh de re
Mas qan del sieu enanssamen
Mas plus quen lamár parria
Laigua qui mais ne metia
Non pareis al sieu ric pretz gran
Lo ben qeu dic de leis lauszan
Pero uers es. so quel roprochier ditz
Que bon pretz creis on plus luenh esauzitz.

* Die letzte Zeile steht zweimal.

[6] Dompn ieu nous prec ni non enten
Que uos mames ni non coue
Que si tot creziaz merce
Paratge sai que us mi defen
Mais daiso us prec sius plazia
Donna que si eu ren dizia
Que us fos plazen ni benestan
Que de uos fos e si daitan
Mi uol onrar uostre gens cors cauzitz
Vos non er dans e mieus iois er complitz.

[7] Si ia raszon nom dizia
Qui eu de mi dons namaria
Parles ni deisses benestan
Vertatz me fai dir aitan
Quel sieus noms es sobrautres noms grazitz
Eilh sici fag son de pretz sims e razitz.

## Guiduisel LX.

1) Reis glorios uerais lums e clardatz
Dieus poderos senher si a uos platz
Al mieu companh siatz fizels aiuda
Qui eu nol ui pois la nueitz fo uenguda
Eszades sera lalba.

2) Bel companho si dormes ho ueilhatz
Non dormas plus senher si a uos platz
Quen aurien uei lestella creguda
Qamen al iorn qui eu lai ben conoguda
Eszades sera lalba.

3) Bel companho en cantan uos apel
(f. 20 r⁰ c. 1.)
Non dormas plus qui eu aug cantar lausel
Que uai queren lo iorn per lo boschatge
Eszai paor quel gelos uos assatge
Si us consec anans lalba.

4) Bel companho pos me parti de uos
Hieu non dormi nim mue de genoilhos
Anz preguiei dieu lo filh sancta Maria
Queus mi rendes per leial companhia
Eszades sera lalba.

5) Bel companho isses al fenestrel
Esz esgardas las stellas del sel
Conoisses sius sui fizels messatges
Si non o faitz uostres ner lo dampnatges
Eszades sera l'alba.

6) Bel companho la foras al perros
Mi pregauas quieu non fos dormeilhos
Enans ueilhes tuta nueg tro al dia
Ara nous plai mo chans ni ma paria
Eszades sera l'alba.

## Peire uidal de Tolosa LXI.

1) Tant ai longamen serodt
So cops no ma uia
Quen aisi o ai trobat
Com hieu ho queria
Perdut ai e mescabat
So cauer solia
E re non ai gazanhat
Don mos amicx ria
E fols quan fai foudat cuiaua far sen
E nos conois tro se stai malamen
Qui em soi lonhatz de plazer e donransa
E chauzimens ni merces no menansas
Quel cors el cor de mi e la ualor
Ara nom ual ni heu nom uiral cor.

2) De ioi don a gran uiutat
Mi fai quarestia
Mal la ui sa gran beutat
E sa cortesia
Trait ma et galiat
Cab bella paria
Ma si tot mon cor emblat
Que re noil creiria
Liei am plus que me per qem repen
(c. 2.)
Esz enquier mi mon dan az essien
Can liei non trop amistat ni pietanssa
Ni chausimen ni negun acordanssa
Qui eu clam merce e merce nom secor
Merce claman cug morir de dolor.

3) Tant clam ab umiltat
Merce quascun dia
Merces faria pecat
Si no men ualia
Molt ai chauzimen cridat
Ves pauc men menbria
Pueis ab lieis non lai trobat
Ben cre que mortz sia

Ma dompna mort me e chauscimen
Son dons esgart e sos bels hueilhs desmen
Ab qem mostret tan cortessa semblansa
Qui eu cuigei plus auer quel reis de Fransa
Daissom sembla crezge trahitor
Cab bel senblan met home en error.

4) A bel senher castigat
Com muer de feunia
Cap bels semblan ma nafrat
Mala enemia
E ges aitan de bontat
Nom demostraria
Qem fes amor de conihat
Cap tan ia uiuria
Com sofracos qua damor talen
So que sen pot auer aisso sen pren
Eszieu estauc en atrestal balanssa
Mai en bon esmenda nai mes mesperanssa
Quem secoira de las penas d'amor
Que ualer deu donna a son amador.

5) Ar tem que dic gran foudat
Par ma leuiaria
Deu messer perdonat
Que no sia quem dia
E uec mi apoderat
Del tot a sa guia
E fassane sa uolontat
Quella sis faria
Bona dompna sius plai a uos mi ren
E si nous plai si mo fauc eissamen
(v⁰ c. 1.)
Que ben conosc que neguna ismansa
Molt trai greu malansa
E chaitius qe chai en ira de senhor
E non troba sostenh ni ualedor.

6) Tro chaia rozer passat
Lai ues lombardia
Non aurai mon cor pagat
Com quieu quie sai mestia
Tant ai de proensse stat
Quieu tem que maussia
Ma dompna ma tan aut montat
Si tost o fazia
Cauer dei be uergonhiz espauen
Qar ai estat de liei tan loniamen
Si tals pecatz non fos deszesperanssa
Deszesperat mi forieu ses doptanssa
E ren ma lieis de bauszador
Eszilh fassan so quelh torn a zonor.

7) Hueilh de merce bocha de chausimen
Nuill hom nous ue qe nol faszatz iauzen
Per quieu ai mes en uos fermessperanssa
E tot mon cor e tota ma fizansa
E fauc de uos ma don e mon senhor
Nauierna bem uai peruostramor
Ab sol quieu uis castigat mon senhor.

Peire uidal LXII.

1) Quan hom es en autrui poder
Non pot tot sos talenz complir
Anz li auen souen gechir
Per lautrui grat lo seu uoler
Donc pois en poder me soi mes
Damor segrai lo mals els bes
Els tortz els dreich els dans els pros
Quaissi mo comanda raisos.

2) Qar qi uol el segle plazer
Mantas uez li auen a sofrir
Cho quil desplaz ab gen cobrir
Per semblanz de non caler
Donc pois qan ue sos luocs es
Contra cil qil aura mespres
Non sia flac ne nuallos
Quen gran dreit noz pauca ocaisos

3) Prez e iouen uoil mantener
(c. 2.)
E bona dompnas obezir
Et a corteisa gen seruir
Eu non ai gran cura dauer
Et pero seu poder agues
Non es coms ni dux ni marques
A cui meillz plagues messios
Ni men se pac dauol baros.

4) Bona dompna deu cuit ueder
Qan lo uostre gen cors remir
E puos tan uos am eus desir
Granz bes men deuria escager
Caissi ma uostr amors conques
Et uencut e lazhat e pres
Cab tot lo secle se meus fos
Men tenrieu paubre ses uos.

[5] Dompna qan ui remaner
Et mauenc de uos a partir
Tan mangoisseron li sospir
Ca paoc no mauenc a cazer
Ha dolcha dompna francha res
Vaillam ab uos deus e merces
Retenez mi e mas canzhos
Si tot pes al cortes gelos.

6) Tant ai de sen e de saber
Qe del tot sai mult meill chausir
Et sai conoisser e grazir
Qim honrar ni car tener
Et teing malus del genoes
Cab bel semblan gai e cortes
Son a lor amicx amoros
Et als enemicx orgoillos.

7) Sil qi pot e no uol ualer
Com no sesforcha del morir
Deu car la mort nol deigna urir
Per far enoi e desplaiser
Et es trop laich donrat pagues
Quan recoill las rendas el ses
Cor puirit ab cors uermenos
Viu ses grat de deu e de nos.

8) Emperair soi dels genoes
Et ai un etal feu conqes
Don eu me teing honraz e pros
Et soi amicx dels borgonos.

(f. 21 r⁰ c. 1.)

Peire uidal LXIII.

1) Quant hom onratz torna en gran paubrera
Qa estat ricx e de gran benenansa
De uergoigna non sab ren com se qerra
Et ama mais cobrir sa malenasa
Per qes maior merces e plus francs dos
Qant hom fai ben al paubre uergoignos
Qe amanz daltres qont en qerir fianza.

2) Queu era rics e de bona mainera
Mas ma dompna ma tornat en eransa
Qe mes mala e seluatge guerrera
Et an pecat car aisim desenansa
Et non pot trobar mais nullas occaisos
Mas qar li soi fizels e amoros
E daqest tort nom uol far perdonansa.

3) La sa guerra mes tan sobrameera
Qe sim fai mal non aus prendre veniansa
Et seu li fug ni qanbi ma charera
Denan mes oillz uei sa bella senblansa
Per qe non soi del fugir poderos
Ni del tornar per qe men for bos
Plaic hoc ueos tant qela iagues onransa.

4) Qe nom ual forsa ni gens qeu len qeira
Plus qe len claos qant a de mort dotansa
Qi trai dedinz entrel e fai arqeira
Per sels de lost e pren a traire esmansa
Mas cel archiers de fors es plus ginos
Qel fer primer per aqel loc rescos
Et ma dompnam ten en aital balansa.

5) Fol soi qar anc lapelai mensongera
Mas druz certans non a sen ni menbransa
Qar pauc non mor qar tan mest uetadera
Qe uetat ma de la paubre speransa
Donc a las uez era mon cors ioioios
Per qeras uiu damor e de ioi blos
Sab gauz entier non posc far acordansa.

6) Qill es tan franc e douz e plasentera
De corteis diz e de bella coindansa
Qeu non ages poder qe men soffera
Plus qe lausels qes noirit per soffransa
Quant hom lapella el respon cochos
Et sap qes mort par mon cor uolontos
Ab mils carreils cab sos bels oilz mi lansa.

(c. 2.)

6) Canson uai ten al bon rei par orueira
Qe sa ualor non a el mon engansa
Sel fos plus dolz uas mi don de cabriera
Qe de ren mais non fai desmesuransa
Mas toz rics hom qant destriu ses baros
Nes mens prezaz e tensut per los pros
Et eu lo dic qar li port fin amansa.

7) Nauierna eu nom clam ges de uos
Mas ben magrops plus adrags guierdos
De lonc aten on aui esperansa.

8) Saire ben uoill qe maintegnan los pros
Et confundam los maluaz enueios
Qar non sente mos rainers en bassansa.

9) Et chastiatz uostre prez poderos
Et sta haut can tuit lautre uan ios
Cab meill ualer se meillore senansa.

10) Et car non uei mon gazanhat ni uos
Non posc estar alegres ni ioios
Mas sobrafars men tol ma benenanssa.

## Peire uidal LXIIII.

1) Seu fos en cort on hom tengues dreitura
De ma dompna se tot ses bona e bella
Mi clamera qa tan gran tort mi mena
Que non matend pleuit ni conuenenza
Et donc per qem promet zo qe non dona
Non tem pechat/ ni sap qe ses uergoigna.

2) Et uolgra mais qem fos al prim esquia
Qe qem tengues en aitan greu rancura
Mais il lo fai si com cel qe cenbela
Cab bel senblan ma mes en mortal pena
Don ia ses lei non posc trobar guirenza
Qanc mala fos tan bella ni tan bona.

3) Dautres afair es cortes e zausida
Mais mal o fai qar en mos danz sabria
Qe pieiz mi fai/ ges no sen meillura
Qe mals de dent can dol en la maissela
Qel cor mi bat em fer qe nos refrena
Samors ab leis e ab tota proenza.

4) Qe qan non uei mon rainer de marseilla
Si tot me uio mos uires no mes uida
E malautes qe souen recaliua
Garis mol greu anz mor qan sos mals dura
Donc soi eu mortz sen aisim renouella
(v⁰ c. 1.)
Aqest desirs qen tol souen la lena.

5) A mon senblan molt laurai tart conquista
Qar nulla dompna pieiz non sen conseilla
Ves son amic e on plus lai seruida
De mon poder eu lai trop plus unbriua
Donc qar tant lam molt soi plus fol atura
Qe fol pastre qa bel poi caramela.

6) Mas uencus es cui amors apodera
Apoderatz soi qant ma dompna ai uista
Qar neguna a lei no sapareilla
De gauz entier ab proeza complida
Per qeu soi seus / e serai tan qan uiua
E si nom uol er torz e desmesura.

7) Canzon uaten a la ualen regina
En aragon car mais regina uera
Non sai el mon e si nai mant qista
Et non trob mais ses tort ni ses qerela
Mais ill es franqe/ leials e grazida
Pe tota gent/ e a deu agradiua.

8) Et qar lo reis sobrautres reis senanza
Ad aital rei couen aitals regina.

9) Bels castiaz uostre prez segnoreia
Sobre toz prez ab meillors faiz senanza.

10) Mon gadagnat sal dieus en auierna
Qar hom tan gent no dona ni guereia.

## Peire uidal LXV.

1) Pois tornaz soi en proenza
Et a ma dompna sap bon
Ben dei far gaia chanzon
Si uau per reconoissenza
Cab seruir e ab onrar
Conqer hom de bon seignor
Don e ben faitz e honor
Qi benl sap tenir en car
Perqe men dei esforzar.

2) Et car anc noill fi fallenza
Soi en bona suspeison
Qel maltraiz men tor en pro
Poi lo ben tan gen comenza
Ami tuit laltr amador
Car sobres fortius labor
Trac de freda neu foc clar
Et aiga dolza de mar.

(c. 2.)

3) Ses pechat pris penedenza
Et ses torz faiz qis perdon
Et pris de nient gent don
E trac dura ben uoillenza
Et gauzenter de plorar
Et damar dolsa sabor
Et so arditz per paor
Et sai perden gadagnar
Et can soi uencutz sobrar.

4) Et cil qi longa tendanza
Blasma/ fa gran fallison
Car an artus li briton
On auion lor pliuenza
Et eu per lonc esperar
Ai conqis tan gran ricor
Lo bais qem forcet damor
Qem fez a mi don emblar
Qera lom uol outriar.

5) Et ia non agra garenza
Mas car sap qe uencuz son
Sel/ ma dompna aital raison
Qe uol qeu uencuz la uencha
Caisim deu apoderar
Franc humiltaz ricor
Mas eu non trop ualidor
Vas lei men posca iudar
Mas precs/ e merces clamar.

6) Bel Rainer per ma credenza
Nous sai par ni compagnon
Car tuit li ualen baron
Valon sot uostra ualenza
Et car deus uos fez ses par
E os det mi per seruidor
Seruirai uos de lausor
Et daitan com porrai far
Bel rainer qi os es ses par.

## Peire uidal LXVI.

1) Anc no mori per amor ni per al
Mas uida pot ben ualer morir
Qan ue la ren qe plus am e desir
E ren non fai mas qe dolor e mal
Ben me ual mort / mais anqar mes plus greu
Qen breu serem ia ueilz ela e ieu

(f. 22 r⁰ c. 1.)

Et saissi perd lo meo el seo iouent
Mal mes del meo/ mas del seo per un cent.

2) Et anc no ui plait tant descomunal
Qe qant eu pois nulla ren far ni dir
Qa lei deignes plazer ni abelir
Et mais no uoill far nuill altre iornal
Mas tot qan faz par a leis uil e leo
Qe per merces ni per amor de deo
Non pois trobar en lei nul zausiment
Tort a de mi e pechat senz content.

3) Bona dompna uostr home natural
Podez se os plaz leogerament auzir
Mas a la gent uos ferez escarnir
Et pois naurez un pezaz criminal
Vostr om soi ben qe ges nom teng per meo
Mais ben saubreu honradamen grazir
Sem fes socors a lei damic coral
Qe seu uolgues donna segre autre treu
Onrat plazer agra conqist en breu
Mas senes uos non posc esser plasenz
De ren als gauz entier non aten.

4) Esters mon grat am tot sol per cabal
Leis qui nom deigna uezer ni auzir
Qen farai doncs pois no men pois partir
Ni zausiment ni merces no mi ual
Tenraimen al us del enoios romeu
Qi qer e qer/ qai de la freda neu
Nais lo cristals / don hom trai fog ardent
Qe per esforz uenzon li bon soffrent.

5) Per zo men soi geitaz a no mencal
Com hom uolpiz qi sobrida fugir
Qui no sausa tornar/ ne sap gandir
Quant lenzausen soi enemic mortal
Non ai conort mas aqel del iudeu
Qe sem fai mal fac ades lo seu
Aissi com cel qa orba se defent
Ai tot perdut la forz e lardiment.

6) Cons de Piteu de uos me clam deua
Et deu a mi de uos tot eus ement

Que uos nauez traiz molt malament
Lui de sa croiz/ e mi de mon argent
Per qem deuez auer gran marriment.

### Reiz Rizard LXVII.

(c. 2.)

1) Ja nus hom pris non dira sa raison
Adreitamen se com hom dolent non
Mas per conort pot il faire chanson
Pro Adamis/ mas poure son li don
Onta iauron se por ma reezon
Soi fai dos yuer pris.

2) Or sachon ben mi hom e mi baron
Engles / norman pettauin e guascon
Qe ge nauoie si paure compagnon
Qeu laissasse por auer en preison
Ge nol di pas/ por nulla retraison
Mas anqar soi ge pris.

3) Tan sai eu de uer certanament
Com mort ne pris na amic ne parent
Qant il me laissent per or / ni per argent
Mal mes de mi / mas peiz mes por ma gent
Qapres ma mort nauron reprozhament
Tan longamen soi pris.

4) Nom merueill seu ai lo cor dolent
Qe messenher met ma terra en torment
No li menbra del nostre sagrament
Qe nos feimes andos comunelment
Bem sai de uer qe gaire longament
Non serai eu sa pris.

5) Mi conpagnon cui iamoi e cui iam
Cil de chaill e cil depersarain
De lor chanzon qil non sont pas certain
Unca uers els non oi cor fals ni uain
Sil me guerroient il feron qe uilain
Tan com ge soie pris.

6) Or sachent beu enicuin e torain
Cil bacheliers qi son legier e sain
Qen gombre soi e pris en autrui main
Il ma iuuassen mas il no ueun grain
De belles armes sont era uoit li plain
Per zo qe ge soi pris.

7) Contessa soir uostre prez sobraim
Sal deus e gard e cel per cui me clam
Et per cui ge soi pris.

8) Ge nol di pas por cela de certrain
Sa mere Loys.

### Folqet de Marsella LXVIII.

1) Per deu amors ben sauez ueramen
Quan plus deiscen plus poia humiltaz
(v⁰ c. 1.)
Et orgoillz chai on plus alt es poiatz
Don dei auer gauz e uos espauen
Qanc se mostraz orgoill contra mesura
Et braus respos a mas homils chanzos
Per qes senblanz qel orgoillz chaia ios
Qapres bel iorn ai uist far noig escura.

2) Ma uos non par posqaz far fallimen
Per o can faill cels qes pros ni prisaz
Tant com ual mais/ tan es plus encolpaz
Qe la ualors poial colpa deisen
Et quant hom tot perdonal forfaitura
Ja del blasme noi sera faich perdos
Qe cel reman en mala sospeichos
Qamant met cel qe uas. un desmesura.

3) Blasme na hom e chascuns sel a sen
Per qes lenganz en el plus galiaz
A cel qo fai/ qa cel qes enganaz
Et donc amors per qo faiz tan souen
Com plus vos serf chascuns plus sen rancura
Et del seruir taig calqe guierdos
Prez o amicx/ meilloramenz/ o dos
Meins dun de cels / es fols qi sa atura.

4) Donc sui eu folz qei mis lo cor el sen
Senz no fo ges anceis fu gran foldaz

Qar cel es fols/ qe cuia esser senaz
Et sap hom meins ades on plus apren
Qanc iorn merces / qe ual mais qe dreizura
No ualc a mi/ ni ac poder en uos
Et senblan paoc pogues ualer raisos
Per qeu sui fols qar anc de uos aio cura.

5) Mas er soi ricx/ car en uos no menten
Qem cuiai les riqeze paubertaz
Et celes ricx/ qe se ten per pagaz
Et cel paubres/ qen trop ricor enten
Per qeu soi ricx tan gran iois masegura
Qan pes com soi tornaz desamoros
Qadonc era marriz er soi ioios
Per cho mo teing a gran bonauentura.

6) Cortesia non es als mais mesura
Mas uos amors no sabez anc qe fos
Per qeu serai tan plus cortes de uos
Qal maier brui calerai ma rancura.

7) Abadiman, e ab toz tens tatura
(c. 2.)
Canzhos qe de lor es/ e lor razos
Caltresi ses chascuns paoc amoros
Mas senblan fan / daicho don non an cura.

## Folqet LXIX.

1) Tant mabelis lamorcs pensamen
Qe ses uenguz/ en mon cor asire
Per qe noi pot nullz altre pes caber
Ni mais nigus nomes dolz ni plaisenz
Qadoncs uiu san qan maucion consire
Et fin amors aleuza mon martire
Qem promet ioi/ mais trop lon dona len
Qab senblan ma/ trainat loniamen.

2) Bem sai qe tot qant faz es dreich nienz
Eu qem puos al samors mi uol aucire
Qar esien ma donat tal uoler
Qe ia non er uencuz/ ni el no uenz
Vencuz si er/ qe mort man li sospire
Tot so auet/ se de lei cui desire
Non ai secors/ qe daltra nol aten
Ni daltramor non puosc auer talen.

3) Bona dompna si os plaz / siaz sofrenz
Del ben qe us uoill / qeu soi del mal sofrire
Et pos lo mals nom pogra dan tener
Anz mer semblanz qa partam engalmenz
Et sa uos plaz qen altra par me uire
Tolez de uos la beltat / el gen rire
El dolz parlar / qe mafolis mon sen
Partir mai poi de uos / mon escien.

4) Ca toz iorz mes plus bel / e plus plaisenz.
Per qeu uoill mal oillz ab qe os remire
Qar al meu grat / nos porrion uezer
Mas al meu dan / uezon trop sotilmenz
Mos danz non es / cho sai pos non azire
Anz me sap bon / dompna per qeu malbire
Si maucien noca os estara gen
Qe lo meus danz uostr er issamen.

5) Perzho dompna no us am sauiamenz
Qa uoi soi fis e a mos ops traire
Qeu uos cuit perdre/ e mi non puosc auer
E uos cuit noser/ e a mi soi noisenz
Perzho nos aus mon mal monstrar ni dire
Mas a lesgard podez mon cor deuire
Qe us cugei dir mas era men repen
(f. 23 r⁰ c. 1.)
E port els oillz uergoigna e ardimen.

6) E car uos am mil tanz qe no sai dire
No men ponet anz uos am per un cen
Qar qi proat altrui captenemen.

7) Ues nem sen uai canzoz qi qes nazire
Qe gauz nauran per lo meu escien
Las dompnas/ a cui eu te presen.

## Folqet LXX.

1) Si tot me soi tart apercebuz
Aissi com sel/ qa tot perdut / e iura
Qe mais no ioc/ a gran bonauentura
Mo dei tener/ qar me soi conegutz
Del gran enian/ qamors ues mi fazia
Qab bel senblan ma tengut en fanzia

Plus de dezanz/ a lei de mal deo tor
Qades promet/ e re non pagaria.

2) Ab bel senblan qel fals amors a duz
Satrai ues lei fis amanz e satura
Col parparpaillos qa tan folla natura
Qes met el foc/ per la clardat qe luz
Mas eu men part/ e segrai altra uia
Soi mal pagaz qestres no men partria
Et segrai laips del tot bon sofridors
Com plus sirais/ plus fort somelia.

3) Per o uos cuich qeu sia irascuz
Si tot me dic en chantan ma rancura
Mas sapcha ben/ qa sos ops soi perduz
Ne digaz qe sia outra mesura
Qanc sobre fre non uolc menar un dia
Anz me fez far mon poder tucta uia
Mas banc sen pres cauals de gran ualor
Qin Bagorda trop souen coill felnia.

4) Fel for eu ben/ mas soi men retenguz
Qe qi a plus fort de si desmesura
Fai gran foldat/ en es en auentura
Neis de son par/ car pot esser uencuz
Et de plus freuol de si es uilania
Per qanc non plac/ ni plaz sobranzaria
Per o en sen/ de hom gardar honor
Qe sen onit/ no prez mais qe folia.

5) Per o amor me soi eu recreuz
De uos seruir e mais non aurai cura
Qaissi com prez hom/ plus laida peintura
(c. 2.)
Qan es deloing/ qe qan es pres uenguz
Prez aue uos/ canc no uos conoisia
Et sanc naic pauc/ mais nai qeu non uolria
Aissim nes pres cum al fol qeridor
Qe dis qa ors fos tot so qe tocaria.

6) Bel naiman samor uos destreignia
Vos en toz temps ieus en conseilleria
Si uos menbres/ cant ieu nac de dolor
Ni qan de ben iamais ne us encarria.

7) Eu plus uall sab los dillz uos ueia
So qeu ai ditz/ porria auer ualor
Qieu qier conseill/ e conseill uos daria.

## Folqet LXXI(I).

1) Sal cor plagues ben'for huimais saisos
De far canzhos per ioia mantener
Mas trop mi fai ma uentura doler
Qant eu regart los bes el mals qeu nai
Qe ricx diz hom qe soi e qe ben uai
Mas cel qo diz no sap ges ben lo uer
Qe benenanzba non pot nus hom auer
De nulla re mas de zho qal cor plai
Per qe nam mais un paubres ses ioios
Cuns ricx ses ioi qes tot lan consiros.

2) Et si anc iorn fui gais ni amoros
Ar non ai ioi damor ne len esper
Ni altre bes nom pot al cor plazer
Anz mi senblon tot altre ioi esmai
Per o damor qe uer uos en dirai
Nom lais del tot/ ni no men puosc remaner
Aissi com cel qem mei del arbre stai
Qes tan poiaz qe no sap tornar ios
Ni sus non uai tan li par temeiros.

3) Per zho nom lais se tot ses perillos
Qades non page sus a mon poder
Et deuriam dompnal fis cor ualer
Pois conoissez qe ia non recrerai
Qab ardiment apoderom lesglai
Et non tem dan qe me posca escazer
Per cho user gen sim deignatz retener
El guierdos es aitals chom seschai
Qe neis lo dos len eis faich guierdos
A cel qe sap dauinen far sos dos.

4) Donc se merces a nuill poder en uos
(v° c. 1.)
Traia seunan se iam uol pro tener
Qeu no men si en prez ni en saber
Ni en chanzons mas car conosc e sai
Qe merces uol/ zo qe raisons deschai
Per qeu uos cuich ab merce conqerer
Qi mos escuz contral sobre ualer
Qeu sai en uos per qem met en assai

De uostramor / zo qan ueda raisos
Mas ille mi fai quiar qauinen fos.

5) Azho conosc qeu soi meins pauros
Qant al comenzamen me desesper
Et mas chanzhons pois uoill merce qerrer
Farai doncs aissi col ioglars fai
Aissi cum muo mos uers lo finerai
Desesperar puos doncs noi puosc saber
Raison per qeill deia de mi caler
Ma tot lo meins ai tant en retendrai
Qinz en mon cor lamarai a rescos
Et dirai ben de lei en mas chanzos.

6) Si Nazimanz sabia cho qeu sai
Dir porria cuna pauca ocaisos
Noz en amor plus qe noi ual raisos.

## Folqet LXXII.

1) Ai qant gent uenz e ab qan pauc dafan
Ab cel qis laisa uencer ab merce
Qar en aisi uenz hom autrui e se
Et a uencut duas uez senes dan
Et uos amor no o fai ges aissi
Qanc ior merces ab uos non pog valer
Anz mauez tant mostrat uostre poder
Qai no uos ai ni uos no auez mi.

2) Perzhom par fol qui non sab retener
Zo chom conqer / qeu prez ben autretant
Qi zo reten com a conqes de nan
Per son efforz com faz lo conqerer
Qaissim pograz tener com fol rote
Le sparuer fer qant tem qe se desli
Qel estreing tant el poing / tro qe la oci
Mais pois estorz uos soi uiure pois be.

3) Tot zho qe ual pot noser altresi
Donc seus tegn pro be os porrai dan tener
Et er merces sabeis uostre saber
Qe mauez dat don anc iorn non gaudi
(c. 2.)
Vos mou tenzon ni os dig mal en chantan
Mais non er fait qe zausiment men te
Mais uoill sofrir mon dan en paz iase
Qel uostre tort adrecurer claman.

4) Ou troberai mais tant de bona fe
Qanc neguns hom / se mercis no trai
Son escient / si com en qe os serui
Tan longament / qanc no gaodi de re
Ar qer merce / e faria parer
Qar qi trop uai seruisi reprozan.
Ben fai senblant / qel guederdon deman
Mais ia de mi non cuies qeol nesper.

5) Et qil bon rei Rizard qi uol qeu chant
Blasmet perzo / qar non paset de se
Ar len desment / si qe chascun lo ue
Qa reires trais per meill saillir enan
Qel era cons ar es riex reis ses fi
Mais bon secors fai de os al bon uoler
Et sen diz ben al crozar eu dis uer
Et ar uedem per qa donc no menti.

6) Ia nadiman toz temps non an cuian
Qe contramor ai aiura mon fre
Mas eu tenc ben per probat cho conue
Et sabra o meill chascuns des or enan.

## Folqet LXXIII.

1) Amor merces non moira tan souen
Qe iam podez uiaz del tot aucire
Qar uiurem fai e morir mesclamen
Et en aissi doblen mi mon martire
Pero mez morz uos soi hom e seruire
El seruizis es me mil tant plus bons
Qe de nul altrauer riex guierdons.

2) Perqes pechaz amors so sabes uos
Se mauciez pos uer uos nom aire
Mas trop seruir ten dan mantas sazos
Et son amic en perd hom so auz dire
Se os ai seruit ni anqer no men uire
Et qar sabez qeu guierdon enten
Ai perdut uos el seiur issamen.

3) Et uos dompna qe auez mandamen
Forzaz amor e uos cui tan desire

Non ges per mi / mais per dreit iausemen
Qe tan plaignen / uos pregon mei sospire
(f. 24 r° c. 1.)
Qel cor plura quan uedez los oillz rire
Mas per paor qeu senbles enoios
Enian mi es / e trag mal en perdos.

4) Et ia non crei uostre cor orgoillos
Volgues el meo tan lonc desir asire
Per qai paor / no fezes dun dan dos
No uos ausei lo mon maltrait deuire
Ai qar uostr oill non uezon mon martire
Qadonc na gran merce se el nō men
Ai dolz esgart qin fan senblan paruen.

5) A uos uolgra monstrar lo mal qeu sen
Et as altres celar e escondire
Qanc non posc dir mon cor celadamen
Et seu non sai cobrir qi mer cobrire
Et qui mer fins / si eu eisun soi traire
Qar qi non sap zelar non es rasos
Qe zelon sels a qi non es nuls pros.

6) Mas nazimauz diz qeu li soi traire
Ill es tos temps dizon qieu soi ginhos
Car tot mon cor no retrac a els dos.

## Folqet LXXIIII.

1) Ben an mort mi e lor
Mei oill galiador
Perqem plaz qa bels plor
Pos ill cho an merit
Qen tal dompnam chausit
Don an faich falimen
Et qi trop puoia bas deiscen
Per o en sa merce mi ren
Qe non crei ges qe merces aus fallir
Lai on deus uolc toz autres bes aissir.

2) Pero conosc damor
Qe mos danz la sabor
Qe zho don ai langor
Me fai prezar petit
E poigner a destrit
En tal qi sen defen
Zho qi men chauzha uau fugien
E cho qim fug eu uau seguen
Qem sems non puosc en chauzar e fuzir.

3) Ar auiaz gran folor
Qarditz soi per paor
Mas tan tem la dolor
(c. 2.)
Damor qi ma saizit
Ai chom fai plus ardit
De monstrar mon talen
A lei qem fai ueillar durmen
Dons ai per paor ardimen
Aissi com cel qestres no pot gandir
Quis uai totz sols entrels cinc cens ferir.

4) Pros dompna cui ador
Restauraz en ualor
Mi / e uostra lausor
Camdui em afreblit
Qar metez en oblit
Mi qe os am finamen
Qe cil qo sabon uan disen
Qe mal seruir fai manta gen
Et qar uos am tan qe dal non consir
Perd mi / e uos / gardaz sin dei morir.

5) Mas ges oian per flor
Non uiraz chantador
Mas pres de mon seignor
Lo bon rei cui deus guit
Daragon men partit
Dir / et de marrimen
Per qeu chan / tot forzadamen
No deuon ges / sei amic contradir
Cals enemicx / uem qes fai obezir.

6) Chai a la dolor de la den
Vir la lenga lei cui mi ren
Et er merces sil me deigna coillir
Qen maint bon loc faz son ric prez auzir.

7) Bel raimanz deus mi gard de faillir
Vas lei / qi faill ues mi seu lauses dir.

## Folqet LXXV.

1) Molt y fez gran pechat amors
Qan li plac qes meses en me
Qai merces noi aduis ab se
Ab qe sa dolces ma dolors
Qamors perd son nom e desmen
Et es desamoros planamen
Pois merces non pot far secors
A cui fora prez e honors

Pois ill uol uencer totas ues
Cuna uez la uences merces.

2) Si nos uenz uencuz soi amors
(v⁰ c. 1.)
Vencer nos puos mas ab merce
Et sentre tanz mals trai un ben
Ja nuos er danz ni deshonors
Cuia uos qe os esteia gen
Qan mi faiz plaigner tan souen
Anz en ual men uostra lausors
Perol mals me fora dolzhors
Si lauram a qe ram soi pres
Me pleies merceiant merces.

3) Mas trop ma airat amors
Qar ab merce sen des aue
Perol meillz del mieillz qet hom ue
Mi donz qe ual meillz qe ualors
En pot leu far acordamen
Qar mager ne faiz per un cen
Qi ue com la neus el colors
Cho es la blanc e la colors
Sacordon en lei senblanz es
Qamors si acord e merçes.

4) Mas non pot esser pos amors
Non o uol ne mi donz cho cre
Per o de mi donz no sai re
Canc tan no men follit follors
Qeu lhauser dir mon pensamen
Mas cor ai qem capdel ab sen
Ab ardimen qel tol paors
Per o esperar fai la flors
Torn en fruich/ e de mi don pes
Qesperan la uences merces.

5) Ester no puos durar amors
Et no sai cosi se desue
De mon cor qe si os a eos te
Qe re non cuich qe naia aillors
Qe si beos es granz eissamen
Podez e mi caber leumen
Qo us deuis una granz tors
Qen un paoc mirall es largors
Eu soi tan granz qe si os plagues
Ancar neis i caubra merces.

6) Mal mi soi gardaz per un sen
Enblat amors
Mar qer estorz de sas dolors
Mas dir pot qeu ues mi soi pres
(c. 2.)
Neus no mi ual dreich ne merces.

7) Naiman lo uostre socors
Et en toz temps uolgre uaillors
Mas daqest non uoill sapchaz ges
Qa penas neis o sap merces.

## Peire uidal LXXVI.

1) Sim laissaua de chantar
Per trabaill ni per afar
Ben leu dirion la genz
Qe non es aitals mos senz
Ni ma gaillardia
Com esser solia
Mai be os posc en uer iurar
Canc mais tant nom plac iouenz
Ni prez ni caualeria
Ni doncis ni drudaria.

2) Et seu pogues acabar
Zho qe mai faich comenchar
Mos sobresforcius talenz
Alixandres fo nienz
Contra qeu seria
Et sa deu plazia
Qe mi deignas aiudar
Jal seus uerais monimenz
Longament non estari
Sot mal serua seignoria.

3) Hom uos deuria tardar
De ben dir/ ne de meillz far
Tant can Vidales presenz
Qel secle no es mais uenz
Et qi plus sei fia
Fai maior folia
Cala mort pot lom proar
Cum pauc ual lo remanenz
Per qes fols qi nos castia
Et no reigna en cortesia.

4) Mas tant ai de qe pensar
Per qeu non puos deliurar
Totz mos honraz pensamenz
Pero bos comenz hamenz
Me tol bona uia
Et no sen canbia
Mas eu per sobresforzhar
(f. 25 r⁰ c. 1.)
Cuich dels felon mescredenz
En breu recobrar sorria
Et damasqe e tabaria.

5) Tant es dolzha per amar
Et bella per remirar
E corteissa e conoissenz
Si cals pros e als uaillenz
De bella paria
Qe si uer dicia
El mon non auria par
Mas fraiz matal mil conuenz
Qe sim sol men atendia
Escort e gant mauria.

6) Ges no maus desesperar
A lei dun flac rei auar
Cui sobra ors e argenz
Cuija cal res manenz
Cautre deus non sia
Per sa manencia
Cauer lo fa renegar
Man qan uendra aliuiamenz
Car comparra sa felonia
Et l'engan e la bausia.

Peirol d'aluergnia LXXVII.

1) Molt mentremis de chantar uolenter
Et dalegranz e de ioi mantener
Aitant com fui damor en bon esper
Mas er non uei mon pro ni li enten
Ni mai secors de mi don non aten
Tal desconort / e tal esmai men ue
Qe par un paoc de tot zoi nom recre.

2) Gran mal ma fait la cuidamen primer
Et bel semblant qi ges no merron uer
Qan pois non poi / mon coratge mouer
Qen un desir soi ades solamen
Ni de ren al / grand enueia nom pren
E pois non plaz qeu nai altra merce
A soffrir mer lo trabail a qem te.

3) Ja no partria de leu mon consirer
Per mal qem faz e noi posc mal uoler
Qar la fait senz e beltaz ualer
Segon lamor / folei sabuiamen
Qe fols ai diz anz folei folamen
(c. 2.)
Qant narcissus qan uet lombra de se
Se ben mori no fo plus fols de me.

4) Caltresi mor entre long desirer
Qim fan tot ior sospirar e doler
Per lei qi ma tornad a non chaler
Qara sai eu e conois ueramen
Qil menschiua son priuat parlamen
Et eu lam tan cala mia fe
Qan uei mon dan / ia mi meteis non cre.

5) Ben sai qals es tot mon conseill derer
Pois del partir non aizeng ni poder
Sens sos pensar farai lo meo plaser
Amerai la mi don per tal conuen
Qel cor aurai lamoros pensamen
Mais la bocha tenrai ades en fre
Qe sil per uer no lim dirai mas re.

6) Anz mestarai com fals penedenzer
Qi ren non qer daizo qel uol auer
Ai qam tarza qeu no la uau uezer
Irai la donc / donc morir mon escien
Oc qaital mort amerai eu souen
Qestragnamenz es granz plaiser qi ue
Cho qama fort / ia non azaltre be.

7) Bon uers tramet mi donz per tal couen
Ca tolomeus saltre pro no campte
Can laudira menbrerali de me.

Peirol LXXVIII.

1) Manta genz mi mal raisona
Qar eu no chant plus souen
Et qi daizho mocaisona
No sap ges qan longamen
Ma tengut en greu pensamen
Cil qi mon cor enpreisona
Per qeu pert esbaldimen
Tal desconort me dona.

2) Pero sem fo franc e bona
Mi dompn el comenzamen
Era nomacoill nim sona
Mas aissi com laltra gen
Qar conosc qeu lam finamen
Aqo mal mi guierdona
Amors fara fallimen
Saqest tort li perdona.

(v⁰ c. 1.)

3) De to ioiam deslonia
Ma dompna noiil es honors
Cab qalqe plaizen menzonia
Me pogra il far gen secors
Er sai qe non es mas folors
Aqesta entendanzha lonia
Don ai fat tantas clamors
Qantas nai ab uergoigna.

4) Ha partirai men eu no ia
Qe son prez e sa ualors
Mo deueda e mo caloia
Qant eu cuit amar aillors
Per tot lo cor mintra lamors
Si com fai laiga en la sponnia
Tot ior mi plairal dolors
Qo qem destreing ni ponia.

5) Ades uoill qamors masailla
Em guerrei maitin e ser

Contra la soa batailla
Non qier rapaos ia auer
Et seu non ai tot mon uoler
Tals es cil qaissim trauailla
Qel mon non a mais plazer
Qe lo meu maltraiz uailla.

6) Lausenga ni deuinalla
Denueios non cal temer
Sol pensar de leis nom failla
Nul no men po dan tener
Qel consir dum eu malezer
Mi pais meills daltra uitailla
Per ren qe naia en poder
Mos cors no sen auailla.

7) Chanzos a toz pot dir en uer
Qe mon cant non agra failla
Sem uolgues damor ualer
Mi dompna cui iois uailla.

## Peirol LXXIX.

1) Se ben soi loing e entre gent estraigna
Oimais consir damor a qem conort
Et pens dun uers con sil faz e acort
Tal qe sia gais e plasenz e fis
Et qant tot miell mon chantar me grazis
Et eu me dei gardar qe no mesprenda
(c. 2.)
Ni diga res don sauis me reprenda.

2) Non es null ior qenz el cor no descenda
Una dolzor qim uen de son pais
La zoing las mains e la estao aclis
Et la uos dic qeu uorria esser fort
Pres de mi don si tot aues mi tort
Qab bel solaz e ab dolce conpagna
Mi dauret genzo qahora mi stagna.

3) Ben ai oimais qeu sospir/ e qeu plaigna
Qab paoc lo cor non part qan me recort
De bel solaz/ del ioi/ e del deport
Et del plaiser qellam fes/ e qem dis
Ai com fora gariz sadonc moris
Qe qan la prec/ qe de mi merceill prenda
Nul uezaire no fai qe lo entenda.

4) Ben es raizos qeu sofra e atenda
Cum atendrai pois el non abellis
Meill me fora zhom par/ qeu men partis
Partir non ges trop nai pres long acort
Bella dompna uostrom soi tot a fort
Non credaz ges lamors en mi remagna
Qen uos amar tem qel temps non sofragna.

5) Lei non fall ren/ qi a pro dompna tangna
Com no la ue qi de leriaus non port
Coind/ e gaies/ e pro/ per qeu lam fort
Et donc amor cui toz temps obedis
Plairialza cuna uez men zausis
A qesta iqer perdon/ e per esmenda
Et se noza guierdon no men renda.

6) Daltre trabaill prec deu qe lam defenda
Mais un sol iorn uolgra qela sentis
Del mal qeu trai per leiser e maitis
Qen greu perill ma lassat loing del port
Mas eu non qier caltra men aia stort
Qe sa lei plaz car enues mi safragna
Anc hom damar non fes genzer gadaigna.

## Peirol LXXX.

1) Dun sonet uau pensan
Per solatz e per rire
Qeu non chantai o an
Ester per mon consire
Don mi conort chantan
Camors mauci desmai
(f. 26 r° c. 1.)
Qar ma trobat uerai
Plus de nul autr aman.

2) Se uals ben uai daitan
Qe ges non pot auzire
A plus honrat afan
Ni a tan dolz martire
Qaital dompnam coman
Qes la genser qeu sai
Bos mes lo mal qen trai
Mas il na pechat gran.

3) Las mon cor desiran
Sos hom e sos seruire
Qanar eu en sellan
Mantas uez men adire
Et dic per mal talan
Qades men partirai
Mas qi me destroplai
Mon cor un ser atan.

4) Li oill del cor min stan
Vas lei qaillors non uire
Qen las parz on eu an
La uei e la remire
Tot per aital senblan
Cum la flor qom retrai
Qe totas uias uai
Contral soleill uiran.

5) Ges per autrui noill man
La ren qeu plus desire
Tanz la dot e la blan
Forses qeu noill sai dire
Et qan li soi denan
Mantas uez qan seschai
Dic dompna qe farai
Nom respon mas gaban.

6) Dompna per cui eu chan
Una ren uos dirai
Sel uostramic deschai
Ontas naure e dan.

7) Damors uos dic aitan
Qe bon consirier nai
Niza daichi en lai
Nuls hom no men deman.

## Peirol LXXXI.

(c. 2.)

1) En ioi qe demora
Voill un sonet faire
Qe ben uai a ora
De tot mon afaire
Fins amors monora
Si qe mes ueiaire
Ges tan ricx non fora
Seu fos emperaire
Qel corage nai
Iauxion e gai
Pero non agaire
Qere mort desmai.

2) Plus est amors bona
Qeu non pois retraire
Qi mal la raisona
Non es fis amaire
Car gen guierdona
Si tot fai mal traire
Qi si abandona
Nolleis merceaire
Ou qeu me stei chai
Mon pensamen ai
Tot dreit al repaire
Ou mi don estai.

3) Seu per alegranza
Voil gabar ni rire
De ioi qe menanza
Don eu soi iauzire
Dompna ia doptanza
Non aiaz del dire
Qeu fasa semblanza
Qe de uos consire
Ben e gen mi sai
Cubrir/ qan seschai
Et seu mos oills uire
Tost los en retrai.

4) Som ren me demanda
De mon dolz desire
Amors mi comanda
Vertat contradire
Molt couen qeu blanda
Lei/ qeus plus desire
Qar foldat es granda
(v⁰ c. 1.)
Seu qier qi maire
Gardatz com seschai
O cum si men uai
Zho qem sol auzire
Er ma duz ioi uerai.

5) Seu soi qil me mena
Et es cortesia
Cab soa cadena
Mi destring em lia
Mon mal non refrena
Car gariz seria
Sab tan dolza pena
Per mi don moria
Ja no men partrai
A ma uida mai
Seu toz temps uiua
Toz temps lamerai.

6) Francha res cortesa
Bella dolz amia
Al cor mauez mesa
Amor tota uia
Gran ioie mes presa
Daital compaignia
Qe us soi/ se nos pesa
Vostrom ou qeu sia
Ja ren uos qerrai
Anz uos seruirai
Et si uos plasia
Ja ren non dirai
Gent emenderai
Contral grand esmai.

## Peirol LXXXII.

1) Tot mon engen e mon saber
Ai mes en un zoi qem soiste

Qan mi remenbra ni soue
Can bona dompna fai chantar
Adonc me deurieu forzar
Com pogues far mon chan ualer
Qeu trai si si greu martire
Damor cui soi seruire.

2) Amor ma si en son poder
Et ma fait comenzar tal re
Qeu non posc ama ni a be
(c. 2.)
Trar a cap plus cal cel montar
Per la genser qom po trobar
Gardaz seu deuria chader
Qeu lam tan e desire
Callors mon cor non uire.

3) Eu lam mais qeu no faz parer
Et parlo mai qe nom coue
Et uoill qe maucia de se
Se iamais men oes parlar
Ni adret sen blan deuinar
Tan soi cobertamen tener
Et celar mon albire
Ab solaz e a rire.

4) Lo reprozer non es ges uer
Qe cor oblida coill non ue
Anz a ben falit endret me
Qeu no la posc entroblidar
La bella cui non aos pregar
Tan tem fallir al seu uoler
Per qeu plaing e sospire
Nai amor no malzire.

5) La noit qan soi anat zaser
El ior manta ues mi deue
Cosir cum li clames merce
Qant eu porria a lei parlar
Adonc mosai eu ben pensar
Et bon mot zausir e ueder
Et ma raison aisire
Et la non sai qe dire.

6) Oi las qe cuiaua auer
Qalqe pro en ma bona fe
Qant eu soi plus desperaz cre
Qamor me degues aiudar
Era no me sai conseillar
Anz atendrai al seu plaser
Greu est damor iausire
Qe non est franc sofrire.

7) El uers non es ren a dire
Sest qi lo sapcha dire.

## Peirol LXXXIII.

1) Eu non lauzerai ia mon zan
Mas se us agrada ni bons es
Lamors qi ma el seu coman
(f. 27 r⁰ c. 1.)
En sapchaz grat qa mi no ges
Qar amor me guida e menansa
Se ben da trabaille pesansa
Et uio zausen qamor aman.

2) Mi don per sa franqesa gran
Plac e recep mo mo nom en es
Et monret em dis em fes tan
Qeu no cuide com me ualgues
Mais er ai paor e doptansa
Qe per non cur o per uiltansa
Moblid e me torn en soan.

3) Sofrir mer la pen e lafan
Tot temps non pas dos iors ni tres
Anz qe uaua aillors uiran
Qe mal me senbrera altre bes
Qe de uos dompna ai desiransa
Qem dones ioi e alegransa
Conseill el mon plus no deman.

4) Alt fui/ e uei qar uai bassan
Et pois dir qen aissi mespres
Con selui qis uai ioi sognan
Et qan resida non a res
O qerrai eu mais fidansa
En neguna bella senblansa
Pois en aqest trob enzan.

5) Trop dic non pois mals qe mor man
Atendres e longes merces
Qe farai eu de ser en an
De gran partir/ ohc seus pogues
Mas mentreu me stao en balansa
Sen desloigna desesperansa
Fin amor ma proz altretan.

6) Ja drut no cognosca son dan
Sesser uol sauis ni cortes
Ni faz a parer ni trian
Qar encontra si don lipes
Qaisel enqer sa malenansa
Qi per orgoil cuida ueniansa
Penre/ a qi om nol blan.

7) Dompna ren non ual ne enansa
En amor trop longa speransa
Qi ama far en desenblan.

## Narnald de miroill LXXXIIII.

(c. 2.)
1) Sim destrenez dompna uos e amors

Qamar nous aus ni no men posc estraire
Luns men ardis e lautrem fai temer
Preiar nous aus per enten de gaudir
Aissi com cel qes nafraz per morir
Sab qe mortz es/ e pero sis conbat
Vos clam merce ab cor desesperat.

2) Bona dompna paratges e ricors
On plus auz es e de maior afaire
Deo mais ensi domiltat auer
Qar ab orgoill non pot bon prez caber
Qui gent nol sap ab iausiment cobrir
Et pois non posc de uos amar sofrir
Merce uos clam per uostr umilitat
Qen uos trobes qalacun pietat.

3) No menogues uostra rica ualors
Qanc nola puosc un ior press ananz traire
Pois en uos ui ab lo sen el saber
Del uostre prez creisser a mon poder
Qen mant bon locs lai dit e fait auzir
Et se os plagues qem degnessez grazir
Nos qerra plus de uostramistat
Et gaudirai per guederdon lo grat.

4) Tot los forfait e totas las clamors
Qe os mi podez rancurar ni retraire
Es qar mausaz abellir ni plaiser
Mais daltra reis qeo anc pogues ueder
Altra ochaison dompna non sabez dir
Mas car uos sai conoiser e zausir
Per la meillor e ab mais de beltat
Veos tot lo tort en qe mauez trobat.

5) Vostre genz cors uostra fresca colors
Eill dolz esgard plazent qem sabez faire
Mi uos fan tan desirar e uoler
Qe mais uos am on plus me desesper
E si folei no men posc partir
Mas qant eu pens qi es qim fa languir
Consir lonor e oblit la foldat
Eu fug mon sen e sec ma uoluntat.

## Narnald LXXXV.

1) Si com li peis an en laiga lor uida
Lai eu en ioi e toz temps lai aurai
Qamors ma fait en tal dompna iausir (v° c. 1.)
Don uio gaudent sol del desir qeo nai
Tant es ualenz qe qan ben mo consir
Me nais orgoillz em creis humilitatz
Mais sis ten ioinz amor e iois amdos
Qe ren noi perd mesura niraisos.

2) Tot autre ioi desconois e oblida
Qe uel seu cors coind e cortes e gai
Qen aissi sab dauinent far e dir
Ab pur plazer tot zo qil diz ni fai
Qom non pot mal dir senes mentir;
Qen lei es prez honor senz e beltatz
Et se nom ual sos genz cors amoros
Amor na tort qi men fai enueios.

3) Bona dompna de toz bons aibs complida
Tant es ualenz per la meillor qeu sai
Mais am de uos lo talenz el desir
Qe dautr auer tot zo qa drut seschai
De tant nai pro car tem el plus faillir
Per o non soi del tot desesperaz
Men richas corz ai uist mantas saisos
Paubren richir e recebre genz dos.

4) Ves lo pais pros dompna escernida
Repaus mos oill ol uostre cors estai
Et qant de uos plus pres nom poisc aisir
Tenc uos al cor ades e consir sai
Vostre bel cors cortes qim fai languir
Et gent parlar el deport el solaz
Lo prez el sen e le beltatz de uos
Don pois uos ui no sui anc oblidos.

5) Dompna cui prez e iois e iouenz guida
Ja nom amez toz temps uos amerai
Qamors o uol ues cui no posc gandir
Et qar conois qeu ai fin cor uerai
Mostram de uos de tal guisa iausir
Pens an uos bais e os manei e us enbraz
Aqest dompneis mes dolz e qars e bos
Et no mil pod uedar neguns gelos.

6) Mos genz conqis iois e prez e solaz
Vos tenon gai uostre cors e ioies
Per com nos uei qi no sa haut de uos.

7) Ves mon frances uoil qes an ma zansos
Qar es adreitz e largs e amoros.

## Narnald LXXXVI.

1) Aissic com cel qama e non es amaz
O ai eu faich qai amat loniamen
En un sol loc e ges no men repen
Anz la uoil plus amar desesperaz
Qe daltr auer tota mas uoluntaz
Et qar eu lam finamen ses engan
Creu qil ual tan per qe noi aurai dan.

2) Auzit ai dir per qeu soi conortaz
Qe qi ben serf bon guierdon aten
Ab qel seruir sia en loc ualen
Qen aisi es molt meilz guierdonaz
Per qeu me soi del tot a uos donaz
Bella dompna qe dal non ai talan
Mas de seruir uostre cors benestan.

3) Meillz qeu no dic uos prec qe mentendaz
Qe mais uos am qe non aus far peruen
Et no men lais mas per dreiçh espauen
Qeu me feira molt de uos plus priuaz
Mas diriom qeu fos en amoraz
Per o uers es qanc re non amei tan
Mas en dreizh uos non aus far lo senblan.

4) Vos ualez tan ben crei qe sapiaz
Qe qi meillz ama si prega plus temen
Qe cels qe prec ades ardidamen
Bella dompna ia a cel no creaz
Cab engan ua e sia enganaz
Mas eu soi cel qe temen mor aman
Per qe no us aus preiar mais en cantan.

5) Souen nauen la noich can soi colgaz
Qeu soi ab uos per senblan en durmen
Adoncs estau en tan ric iauzimen
Ja no uolria mais esser residaz
Sol qem dures aqel plaisenz pensatz
Et can mesueill cuich morir desiran
Perqeu uolgra aissi dormir un an.

[6] Bella dompna souen soi acordaz
Qe us an ueder e souen uau doptan
Qe no us plagues perqeu nai esbat tan.

7) Seigner franceis cals qe sia bausaz
De toz bos prez uos anaz meilloran
Per dir e far trestot faich benestan.

## Narnald LXXXVII.

1) La gran beutaz el fins enseignamenz
(f. 28 r° c. 1.)
El uerais prez a las bona lausors
El cortes diz a la fresca colors
Qe son en uos bona dompna ualenz
Me donon geing qeu chant e essienza
Ma granz paors mou tol e gran temenza
Qeu non aus dir dompna qeu chant de uos
Ni ren no sai si mes o danz o pros.

2) Eu uos am tan dompna celadamenz
Qe non osa mas chant eu e amors
Ni uos eissa tan granz sobre temors
Mou tol ades qeu non aus far paruenz
Tal paor ai qira e mal uolenza
Nom portasses qar eu ai entendenza
Et pos mon cor nos aus dir a rescos
Pregar uos ai seu aus en ma cansos.

[3] Aissi uos ren pros dopna conoissenz
Mon cor ni a nol uirerai aillors
Et uos faz mi/ qan uos plaira socors
Qeu uos serai de tot mon mal sofrenz
Tro conoscaz ma fina ben uolenza
Bona dompna aiaz en conoisenza
E nom siaz de senblat orgoillos
Ami qi soi leials e amoros.

4) Ja non serai uencuz ne recredenz
De uos amar sia sens o folors
Car seu follei per uos mas mes donors
Qe sab autra mabondaua mon sen
Et se ricors me tol uostra ualenza
Per merce prec comilitaz uos uenza

Seu aus daitan dompna genser can fos
Qel mon seruis uos plaza e sia bos.

5) Genser dompna can fos de nulla genz
Per uos morrai chom dis ades paors
Sen uos non trou merce ni iauzimenz
Bona dompna aiaz en subuinenza
Al cor ni ia no me fazaz paruenza
Tro conoscaz qe ben sia raisos
Qe nescaia qalqe ric guierdos.

6) Bella gard a saber e conoissenza
Vos donen gen sobre totas ualenza
Perqeu retrai uostre prez cabaillos
Al melz qeu sai ama humill chansos.

## Folqet de Roman LXXXVIII.

(c. 2.)

1) Can ben me soi apensaz
Touz laus es nienz mas deus
Com lassa la lors el feus
Et totas las eritaz.
El ricors del secle maluaz
Non es mas trepassamenz
Per com deu esser temenz
Et leial senz totz enianz
Car chascuns es uiananz.

2) Car tantost com hom es naz
Mou enuia com romeus
Aiornadas e es greus
Lo uiages cho sapchaz
Vers la mort qaurs ni argenz
Noi en pot esser garenz
Et can hom mais sai uiu danz
Senz deu mais fais de son danz.

3) Et tu chatis qe feras
Qe conosc lo mal el ben
Fols es se no teu souen
Un es uenguz ni un uas
Qe sen ta uida ben non fas
Tu medes nes escherniz
Et si sen part lespiritz
Cariat del pechaz mortals
Ta mors es perpetuals.

4) Dun garda com obreras
Tan com uida te sosten
Qen pauc dora sesdeuen
Com es mors en un trepa
Per com non deu esser las
De ben far qi nes aisiz
Qen breu de tens es failliz
Lo iois de cest secle fals
Ca toz es mors comunals.

5) Eu non ue freuul ni fort
Qe tan sapcha de scremir
Qa la mort poscha gandir
Qil non garda augur nin sort
Ni dreic ni mesura ni tort
Caissi tost pren lo meillor
El plus bel col surdeior.

(v⁰ c. 1.)

Ni niguns hom per nulz plaiz
Nus pot gardar del seu traiz.

6) Eu non sai mais un conort
Com se pung de deu seruir
Et com se gardi de fallir
Mentre sen uai uers la mort
Car passar nos coue al port
On tuez passan ab dolor
Et rei e emperador
Et lai trob hom atrasaz
Lo ben el mal com a faz.

7) A deu prec per sa dolzor
Qem gard del mortal agaiz
Tro son plazer aia faiz.

## Folqet LXXXVIIII.

(siehe Arch. 33, p. 308. Ohne Fehler.)

## Folqet LXXXX.

(s. ibd. p. 309. Fehler: 1) Strophe 3, Z. 4, sorspir für sospir. MS. sorspir. 2) Str. 4, Z. 3, ren ren für ren.)

(fol. 29 r⁰ c. 1.)

## Naimeric de Bellinoi LXXXXI.

1) Nulls hom en ren non faill
Tantost ni mesaue
Com en loc un se te
Per plus aseguraz
Per qem par gran foudaz
Qi non tem zo cauenir li porria
Qeu cuiaua qant amor nom tenia
Qe nom pogues forsar estra mon grat
Mas era ma del tot apoderat.

2) Tant es damoros taill
La bella qem rete
Qe nuls hom no la ue
Non sia enamoraz
Et seu en soi forsaz
Ja non cuiez granz merueilla sia
Qe sa beutaz lai onilh se deslia

Uenz en aissi totas autras beutaz
Com lo soleils passa totas clartaz.

3) De robin ab cristaill
Senbla qe deus la fe
Et del seu dolz ale
Laspirez cho sapchaz
(c. 2.)
Ab digz enamoraz
Plens de douchor ab orguill ses feunia
Joga e rii ab tan plazen conhdia
Cals amors creich damor uoluntaz
Et fai amar cels qe non an amaz.

4) Trop suffri greu trabaill
Can lognar men aue
Mas ai chom fai gran be
Qe qant me soi loniaz
Me stai gran sa beutaz
Tals com la ui en mon cor noich e dia
En gens parlars el auinez paria
On eu dompnei mantaz uez a celaz
Com se cuia qeu aia dals pensaz.

5) Et car eu tant non uaill
Com al seu prez coue.
Am leis e air me
Car men sui azautaz
Com non es tant preiaz.
Qel sa ualors al seu ric prez par sia
Mas ses amors entrels amanz li tria
Lo plus leial meillz enamoraz
Non cal temer son prez ni sa rictaz.

6) De la contessa Beatrix non porria
Tan de ben dir / qe mais en lei non sia
Qen leis a deus tan de ben aiostaz
Com per part na a las autras donaz.

7) Sengers nimo samors non retenia
De uos ueder mais tenir nom porria
Mas amor ma tant fort apoderaz
Que non posc far mas a sa uoluntanz.

### Naimeric LXXXXII.

1) Eram destreng amors
Tant amorosamen
Qel mal qeu trai non sen
Anz mes lafan dousors
Qe la humils paruensa
El francha captenensa
De leis qaissim ten pres
Amors ma si conqes
Qe uas un qeu mestei
La om la ui la uei.

2) Qe qant eu ueng daillors
(v⁰ c. 1.)
La gran beltat el sen
Trop dobla doblamen
Perqe men pren paors
Qe merces no la uensa
Mas en so nai pleuensa
Car anc orgoill nos mes
En tan franc loc son pes
Per qeu com qem guerrei
Amors soi tals com dei.

3) Tant es granz sa ricors
Qeu non aus far paruen
Com lam celadamen
Ni non aten socors
Mas de sa conoissensa
Qeu lam a tal temensa
Qesgardar non laus ges
Qellam ueia ni res
Anz can garda uas mei
Seu lasgard men recrei.

4) Sa conuinenz colors
Els oillz clars e rien
El douz esgard plazen
Et lonrada ricors
Me torn en souenesa
Per ca toz iors ma gensa
Los leials cors cortes
Mirall de toz mos bes
Qe qant aillors cortei
Pens an a leis dompnei.

5) Mas tant me uenz temors
La bella a cui me ren
Naia franc chausimen
Qel mon non es dolors
Mas trop longa tendensa
Qeu faz tan gran sofrensa
Qe se nol ual merces
Ab leis en bona fes
Paor ai non derrei
E car o dic follei.

6) Segner ni mo can pes
Vos cals es ne qi es
Lo sengles eu non uei
Qe tan bel esplei
(c. 2.)
7) Et qi tort non fezes
Et la rengare ges
En tot lo mon non crei
Tan bona y estei.

### Perdigon daluergna LXXXXIII(I).

1) Trop ai istat bon esper no ui
Per qes ben drez que tot ioi me sofraigna
Can eu me long de la soa compagnia
Per mon fol sen don tan ior non la ui
Mas seu am lei noill costa re
Qel dan torna tot sobre me
Qe qant eu plus men uai lognan
Mens nai de ioi e mas dafan.

2) Se ma foldaz menianna ni auci
Ben e razon qe ia hom no me plaigna
Qeu soi com cel qen mez de laiga baigna
Et mor de se e es drez chous affi
Qe mora desiran del be
Qe aurai desirat tan se
Qeu nagra tot zho qen deman
Se can fuiz me trasses e man.

3) Gran merces es sai mor en aissi
Qeu soi remas marriz en terra stragna
Et ai aisai qe sospir e qe plangna
Car non uei lei qe de mort me gau
Et qem trais de mala merce
Ai las cal foldaz me rete
Qe sagues mors estat un an
Sill degra pois uenir denan.

4) Si soi mespres qe ren non sai cosi
An denan lei ni no sai com remagna
Qar qi zo fai a seignor qi nol tagna
Qanc un troua franc e leials e fi
Paor de auer can il la ue
De perdre son segnor e se
E sen perd lei cui mi coman
Perdut ai mi e ioi e can.

5) Perdre la puis qil non prendra ia mi
En es lo ior uoill qe mort m contragna
Qeu ia mon cor departissa nim fragna
De lei un es tan dolsamen acli
Qen tot altra far lo mescre
Ues qen lei trou de bona fe
(f. 30 r° c. 1.)
Qel cor el desir el talan
Sacordonen lei dun senblan.

6) Cel qe di cal cor non soue
De cho com ab los oill non ue
Mi oill lon desmenten ploran
El cor plaguet e sospiran.

7) Bel mainer de uos me soue
Et de mi don/ mas non daltra re
Et car non uos uei faz mon dan
Et de mi don mor desiran.

### Perdigon LXXXXIIII.

1) Tot temp mi ten amors de tal faison
Com sta cel qal mal don se dormis
Et murria dormen tan es conqis
En breu dora entro com lo resida
Altresi mes tal dolor denudida
Qem donamor qe son non sai nim sen
Et cuit morir a qalqe marrimen
Tro qeu mesforz de far una chanzon
Qem resida daqest torment on son.

2) Ben fez amors l'usage de lairon
Qant encontra celui d'estraing pais
El fai creire qaillors es sos chamis
Tro qe li dis bels amics tu me guida
Et en aisi es manta gent tradida
Qe lai laduz on pois lo lia el pren
Et eu pos dir autresi ueramen
Qe seu segui amor qar li fo bon
Tan me menet tro mac en sa preson.

3) Et ten lai pres o non trob reenzon
Mais de ma mort qaissi lor abelis
Entre mi dons/ e amor cui soi fis
Lor plaz ma mort e lor es abellida
Et eu soi cel qe merce no lor crida
Plus qe ai cel qes iuiaz a turmen
Qe sap qe pois noill uarria nien
Merces clamar aia tort o raison
Per qeu men lais/ qe mot no lor en son.

4) Pero no sai qel me faza o qal non
Pois per mon dan mengana em trais
Amors uas cui eu stao toz temps aclis
Al seu plazers qaital fo mascarida
Et tengra tot a paraula grazida
(c. 2.)
Si nom mostres tan mal captenemen
Mais sia oniz pel meo descademen
Ben fai senblan qe maial cor felon
Qan per mon dan no tem far mesprison.

5) Et faz esforz sab ira ioi mi don
Car en aissim conort e mafortis
Contral desir en cui amor ma sis
Aisi com cel qa batailla remida
Et sa de plan sa raisons es delida
Qan es en cort on hom dreitz noil consen
Et a tot zo se combat issamen

Me combat eu en cort e nom ten pron
Qar amors ma foriuiaz no sa con.

6) Ai bels esper pros dompna escernida
Tan gran dreiz er se damor mal men pren
Car an de uos mi parti las dolen
Per tal una qe ia nom tenra pron
Anz maucira en sa dolza preison.

### Perdigon LXXXXV.

1) Lo mal damor ai eu ben tot apres
Mas anc los bens no posc un ior saber
Et se non fos car eu ai bon esper
Eu cugera qel non iagues ges
Et a gran dreiz qeu fos desesperaz
Tant ai amat / e anc no fui amaz
Pero sell ben es tan dolz e plaisenz
Com es lo mal angoisos e coisenz
Anz uoil morir qanqera no la renda.

2) E altresi cuiz qa morir me uengues
Com uiuria toz temps senz mon plaiser
Don mes lo meill qe mor en bon esper
Caia uida qe ia pro nom tengues
Cassaz es morz toz hom qi uiu iraz
Acui non es iois ni plazers donaz
Eu soi ben cel cui nigus iausimenz
Nom pot dar ioi per qeu sia gaudenz
Tro qa mi don plaza qe mercen prenda.

3) Et seu per zo forz haz ni mes pres
Car sol uos aos desirar ni uoler
Ges per aital nom toill del bon esper
Qe maior tort perdona ben merces
Per o si tort me fos a dreiz iuiaz
Eu non cuider esser dreit encolpaz
Qe uencuz es tot zo qe forza uenz
(v⁰ c. 1.)
Qe negun dreiz noill pot esser garenz
Per qe magra ops qe merce me defenda.

4) La granz beltatz el ualor qen leis es
Et tot bos aips que dompna poisc auer
Me fan estar ades en bon esper
Car so non crei qe ges esser pogues
Qe lai on es tot altre ben pausaz
Qe altresi nol sia omilitaz
Qom fai sofrir ma dolor bonamen
Men pot ualer sol qe mi don sen prenda.

5) Eu e amors sen daital guisa en pres
Qora ni ior noich ni maitin ni ser
Non part de mi / ni eu del bon esper
Qe mort magra la dolors tan granz es
Sen bon esper non fos aseguraz
Pero mon mal non es en ren mermaz
Qen loc esper maura faiz loniamen
Estar marrit e en grau pensamen
Et encar tem qe plus car no mo uenda.

6) Et seu un ior fos a mi apelaz
Daitan bon cor com a lei soi donaz
A la bella don non part mon talen
Anc tant amor nom destreng malamen
Qe es lo ior non agues faz esmenda.

### Narnad Daniel LXXXXVI.

1) Sem fos amors de ioi donar tan laria
Com soi a lei dauer cor fin e franc
Ja per amar non uolgra far embarc
Qe am tant aut qe spers me pui en tomba
Mas qan albir cum es de pres al som
Trob men am mais / car anc lause uoler
Qera sai ben qe mon cor e mons senz
Me faran far lor grat ricca conqesta.

2) Po seu faz lonc esper no men baria
Qe tan ric loc me soi mes / e me stanc
Don li bel diz me terran de ioi larc
Et segrai tant com me port la tonba
Qeu non soi ges / cel qe lais aur per plom
Et pos en leis nos tang com ren esmer
Tant li serai fis e obedienz
Tro de samor sell plaz baisan me uesta.
(c. 2.)

3) La granz ualors el fins prez me descharia
Del greu sospir don me dolon li flanc

Car en pais pren lafan el sofrel parc
Pois de beltat son las autras en tonba
Qe la genser par caiam pres un tom
Plus bas de leis qi las ue e es uer
Car tuit bons aips / ioi e ualors e sens
Reg hom ab leis cuns non es meus nin resta.

4) Et pois tan ual cuiaz doncs qe sesparia
Mos deziers ni qes forz ni ses branc
Non serai meus ni seus se ia men part
Se maiut cel qes mostret en columba
Qen tot lo mon non es hom de nul nom
Qaissi desir de si granz ben auer
Cum eu faz leis mais feng mon non chalors
Pels deuinans cuidans dels druz es festa.

5) Na melz de ben ia non siaz auaria
Qen uostramor me trobarez tot blanc
Qeu non ai cor ni talent qem descarc
Del ferm uoler / qe nes pas de re comba
Qe qant esueill ni clau les oillz del som
Vostre remaing can leu en uau iazer
Et doncs cuiez qes nabais mol bilens
Non ferai ges tals sen sent en la testa.

6) Fals losengiers foc las lenguas uos aria
Et qe fossaz tuit ferit de mal cranc
Car per uos son estrat cauals e marc
Amor tolez capauc de ioi non tomba
Confonda us deus car ges non sabez com
Vos faiz als druz mal dir e uil tener
Mals astres es qe us teng desconoiscenz
Car peiors es com plus uos amonesta.

7) Arnaut a fait e fara lons atens
Cab sofrir fan pros hom ricca conquesta.

Arnald LXXXXVII.

1) Chanzon dun mot son plan e prim
Farai pois qe brotonon uim
Ella forsim son de color
De mante flor
Et uerde ou la foilla
El chant el brall
Son al oubrall
Dell ausell per la proilla.

(f. 31 r° c. 1.)

2) Per broill au lo chant el refrim
Et per tal com no facha erim
Obri e lim mot de ualor
Ab art damor
On non ai cor qem toilla
Anc se ben fall
La seg atrall
Com plus uas mi sorgoilla.

3) Petit ual orgoill damor
Qades trebucha son seignor
Dal loc al sor ios al terrall
En tal traball
Qe de ioi lo despoilla
Driz es la grim
Et art terrim
Qe contramor zangoilla.

4) Ges per zangoill non uir allor
Bella dompna uer qi aor
Mas per paor del diuinal
Don ioi trassaill
Fai senblan qeu nol uoilla
Anc non iausim
De lor norim
Cor ai qeu lor o toilla.

5) Ges nom toill damor un badaill
Ne no sec mesura ne taill
Sol mo engall qe anc no uim
Del temp caim
Amadors meins acoilla
Cor truizador
Ne baudador
Per qe mon prez capdoilla.

6) Se tot ual per dos madaill
Mon pensamen lai uos lassaill
Qeu chant e uall per zoi qe fan
La on partim
Dont souent loil mes moilla
Dira e de plor
Et de dolzor
Car paor ai quem doilla.

Cadenet IIC.

1) A com dompna ric corage
De preiar e dardimen

(c. 2.)
Amors qe dona spauen
A dautre fin amador
Qe qant sa dona ualor
A beutat e cortesia
No laissa sos talans dir
Per o mi fai enardir
Mais qe se ren non auia
Cum hom mais cuia conqerer
Maior ardimen deu auer.

2) A faire gran uassalage
Ses chai ben com aia sen
Pero plus ardidamen
Lo fai qi mescla folor
Car anc bon enuaiador
No ui se no sent folia
Car ges nos tang com salbir
Tot cho qes pot auenir
Car ia rien ben non faria
Qeu nai uist ia mans dechader
Tals qeron ricx per trop temer.

3) Temer deu hom uilanage
Far / e tot deschauzimen
En nas e idos fallimen
Et uergoigne e deshonor
Et aicho de men temor
Cars seu aizho non temia
Et uas ma dompna mentir
Trop cuiaria faillir
Per o eu faz tota uia
Oimais e melz son uoler
Et sei faill non ai pro saber.

4) Dompna eu ai un usage
Et segon mon escien
Per sobre forci talen
Ne cum parria derror
Can uostra frescha color
Auinen ses maistria
El uostre gens cors remir
Soi tan iauzens cal partir
Men cresc ira e felnia
Cautresi nai gran desplaiszer
Can no us ui cam ior del uezer.

5) Tan magradolh uostre stage
(v° c. 1.)
Dompna tan me son plazen
Li uostre captenemen
E uos port tan fin amor
Qe se plus tost qe non cor
Uns cabals de prez corria
Lai on es dompna uenir
Segon aicho qeu malbir
Tuz autresi cuieria
Anar dompna de gran lazer
Et gardaz sei ai mon uoler.

6) Lausengiers grazidaus sia
Lonors qem faiz ab mentir
Ca toz faic cuiar e dir
Qeu am tal per drudaria
Dom anc iorn non aig mon uoler
Et ab mentir cobertz lo uoler.

## Cadenet IC.

1) Amors enqiers de me
Ja soi tornaz al afan
A qe me largest antan
En aissi de tot lo fren
Per ueder se ia sabria
Ben ni genz uiure sen uos
Ben ni genz non mais uiuria
Segur al mens com qe fos
Aissi com uei uiure asaz
Sen uos e sen uostraiuda
De uos e daleguraz
Can la uergoigna perduda.

2) De tot autre guerrier cre
Qes pot hom desfendre as bran
O metre le seu denan
Se uals entre lui e se
E se stremon de sa uida
Os met en un loc rescos
Olh uals forsa o galiardia
O gens o defensios
O chastels o fermetatz
O amicx o bona uida
Mas a cel qe guerria
Vals mens on plus ses uer tuda.

3) Ha de mon cor car non ue
Da qi on remais ogan
(c. 2.)
Amors a uos o deman
Ma dompna per qel rete
Vau ueer sel me rendria
Al anar soi eu cochos
Mas al tornar com seria
Ben faria dun pas dos
Qe mas menoiz a deu siaz
Qe deus uos no maiuda
Dompna se no fos cumiaz
Molt fora bon al uenguda.

4) Tres letras del A. B. C.
Aprendez plus non deman
A. M. T. car aitan
Volon dire com am te
Cab aitan de clergia
Auria pro entre uos
En per o mais eu uolria
O. e C. mantas sazons

Puis seu dizia digaz
Dompna uos farez ma uida
Eu sai qe uos seriaz
De dir oc apercebuda.

5) Bona dompna car mauen
Qeu uos diga mon talan
Et adonc pauc en doptan
Et ab tot so non recre
Ni car uostra compaignia
Es tota do me gelos
Vos amis i tan geria
Dom entretans enoios
Qeu tem e uos en doptaz
Per qeu auna ops daiuda
Ha per qe non comensaz
Bella dompna esperduda.

6) Lausengiers ben ben abrasaz
O ades me faz bonaiuda
Gab nostra mentir monraz
El uertaz non es sabuda.

Raymond de Miraual C.

1) Bel mes qeu chant e condei
(f. 32 r⁰ c. 1.)
Pois laura dolz el teps gais
Don per uezer e per plais
Au lo refrim el gabei
Qe fan lauzelez menut
Entre uers el blanc el uaire
Adonc se deuria traire
Cel qe uol qamor la iut
Vas captenenza de drut.

2) Druz non son eu ni dompnei
Ni non tem pena ni fais.
Nim rancur leis ni mirais
Ni per orgoill no mes frei
Per o temensa fai mut
Ca la bela debonaire
Cui non au dir ni retraire
Mon cor qeu teng es cundut
Pos ac son pres conegut.

3) Eu non crei cab lei parei
Beutaz dautra dompna mais
Qe flor de roser qan nais
Non es plus fresca de leis
Cors ben faiz e gen cregut
Bra e oill de mont esclaire
Cant beutat no pot plus faire
Sin mes totas sa uertut
Qe ren non a retengut.

4) Ben uol com gen la cortei
Et plaz li solaz e gais
Et noill grada hom saluais
Qi se desguim ni faudei
Mas li pros son ben uengut
Qill mostra tan bel ueiaire
Qe chascuns dels nes lauzaire
Qan son deuan leis mogut
Mais qe seruūt seu uendut.

5) Ses preiaire e ses autrei
Soi entraz en greu pantais
Com pora senblar uerais
Se sa gran ualor desplei
Qancar non a prez agut
Dompna qe nasqes de maire
Qi contral seu ualgues gaire
Et sin sai man car tengut
(c. 2.)
Qel seu al meller uengut.

6) Canson uai me dir al rei
Cui ioi guida e uest e pais
Qen leis non a ren biais
Mas tal com lo uol lo uei
Ab qe cobres mont agut
Et carcasona el repaire
Peros er de prez emperaire
Tan doeteran son escut
Sai Franceis e lai masmut.

7) Dompna pro mauez ualgut
Tant qe per uos soi chantaire
Eu non cuidei chanson faire
Tro qe mer lo feu rendut
De miraual qai perdut.

8) Mai lo rei ma conuengut
Qel cobrera anz de gaire
Et mon oldeard e belcaire
Pos porran dompnas e drut
Cobrar lo ioi can perdut.

Raimon CI.

1) Sil qi non uol audir chanzos
De nostra compagnias gar
Qeu chant per mon cor alegrar
Et per solaz des compaignos
Et plus per zo qes deuengues
Et canzos qa mi don plagues
Caltra uoluntat nom destreing
De solaz e de bel capteng.

2) De la bella don soi coizos
Desir lo iaser el baisar
El tenir el plus conqistar
Et apres magues e cordos

Et del plus qill clames merces
Qe iamais non sera conqes
Per zoia ni per entre seing
Se zo qeu plus uoill non ateing.

3) Ben es sauis a lei de tos
Qui drut blasma de folleiar
Cun deis qes pot amesurar
Non e poi a dreit amoros
Mas cel qen sap far nescies
A qel sap damor tot qant nes
(v° c. 1.)
Qeu non sai trop ni no men feing
Ni ia no uoill com men enseing.

4) Pauc ual qi non es enueios
Et qi nom desiral plus car
Et qi no sentremet damar
Greu podesser gaillard ni pros
Qe damor uen gauz e uen bes
Et per amor es hom cortes
Et amor dona lart el geing
Per qe bon prez troba manteing.

5) Ben ai qi premers fes gellos
Qe tan cortes mesters saup far
Qe gelosiam fai gardar
De mal parler e denueios
Et de gelozia ai apres
Tan qeu meteis soi endefes
A obs mi don cautra non deing
Ne us de cortezar men esteing.

6) Et mais ual bella tracios
Don ia om no prend son par
Qaltrui benenanz cuiar
Quant deus en uol aiostar dos
De dompna uol qil li auont fes
Et qe ia nollieu sobreges
Et qi men qier com uau nim ueing
Amor ma al seu plazen reing.

7) Aldiars de uos ai apres
Zo duna totas soi cortes
Mas duna chant e duna feing
Et daqela miraual teing.

Raimon CII.

1) Ben magradal bel temps destiu
Et des auzel magradal chanz
El foilla magrad el uerianz
El praz uerz mi son agradiu
Mas uos dompna magradaz mil aitanz
Et agradam can faz uostres comanz
Mas uos non plaz qem degues rengrazir
Et grada uos car me muor de dezir.

2) Per un desir dompna reuiu
(c. 2.)
Qui mes dautras desir plus granz
Qeu desir qel ric benestanz
Desirran nostre cors massiu
Qel meu desir se doubles en bassanz
Et pois tan ben desir senz toz enianz
Ja non laisses al desirrer aueir
Qe desiran deuon damor iauzir.

3) Toz iausir dautramor esqiu
Mas de uos a iauzir menanz
Qeu lau los bes e cels lo danz
De uos qim fai iauzen pensiu
Tan soi iauzen per qe negus afanz
Non tol iauzir qel nostre bel senblanz
Mes iauzis / tan qel iorn qeu uos remir
Non posc ses ioi estar uas on qeu uir.

4) En alqes an uirat mon briu
Lausengiers qe uiron amanz
Et uiron las dompnas prezanz
Et manz gais uiron chaitiu
Et sius uiraz dompna per mal parlanz
Vostre fin prez tem qe se uir truanz
Qaissis uiron plaziers en escernir
Et granz lansor se uiron per mal dir.

5) Per qeu dic qe se toz temps uiu
Toz temps dirai uostre comanz
Et sem disez uao / o non anz
Al uostre bel diz mumeliu
Sol non digaz qe remangal demanz
Qe toz mos diz en passaria enanz
Qe ia de uos dompna pogues partir
Lo cor / nil diz / nil faz de uos seruir.

6) Per seruir en ric segnoriu
Son manz seruidor benananz
Per qe os seruirai toz mos anz
Et anc seruidor mens antiu
Non ac la bella cui seruit tristan
Qeu uos farai de bel seruizis tanz
Tro men seruir deignaz en grat coillir
O uos direz mon seruidor air.

Elyas de Berzoll CIII

und Raymon de la Sala CIIII gedruckt im Arch. 33, 309 u. 310, ohne Fehler.

### Girardon lo Ros CV.

(f. 33 v⁰ c. 1.)

1) Era parta sages de cortesia
En uos dompna ni se temez pechat
Pois qe mer ma del tot oblidat
Sem secorrez er uos en segnamenz
Et pois en als dom es tan conoiscenz
Conoscaz donc qe mal uos estaria
Sentre toz temps non trobaria ab uos
Calqe bon fag o calqe bel respos.

2) Et car desir tant uostra seignoria
Can tot mauras adrez achasonat
Cho qe non fo ni er ia sol pensat
Sim deuria puis ualer chausimen
Qeu ia clames merce se tot auia
Cab tot bon dreich estau eu temeros
Qe non poscha ab uos ualer rasos.

3) Et non es ges ualors ni gailliardia
Qi des trui zho qe troba poderat
Mas tantas uez uos aurai mostrat
Perqeus senbla mos chast arsnienz
Qe qant tot es dopna sobre ualenz
Et pren orguill sa valor sen des via
Qe ges orguill per toz temps non es bos
Mas ben estai a locs e a saizos.

4) Anc per ma fe sol ca uos mal non sia
Non ui mai cors tan sem dumilitat
Cum lo uostre mas per crist de beutat
Non er ia fags contra dompnas cortes
A uos dic ben qe seras mest V cens
Calqe chausisc la genser uos penria
Et meiller es ab qe merce i fos
Mas trop perd hom par un aips o per dos.

5) Ades y faz gran sen o gran folia
Car soi uostre e no men sabez grat
Mas enanz uoill qen blasmon la foldat
Et uolgra mais qen fos laudat mos sens
Car de gran sen mou granz afortimens
Et anc fols hom no saforti un dia
Ni eu non ui an bon drut nuallus
Per qeu mes forz desser auenturus.

6) Vostre serai se ia noueaus plazia
Et uostre soi qamors ma ensegnat
Qeu non creia mal respos ni coniat
Car sel crezes mort for eu recrezens

(c. 2.)

Eu qe men lais o uos qe siaz mia
O eu morrai o serai poderos
Aqest conort me ten de me ioios.

7) Bona dompna de cor hi entendia
Deus qant formet uostre cors gens ioios
Et paret bien a las bellas saisos.

### Uescont de saint Antolin CVI.

1) Vas uos soplei dompna primeramen
Per cui eu chant e comenz ma chanzon
Et sa uos plaz entendez ma raison
Qester nous aus descobrir mon talen
Qaisi mauen qan uei uostras faizos
La lengam faill el cor nai temeros
Qar qi non tem non ama coralmen
Per qeu teing car lo uostre segnorage.

2) Tant ai asis mon desir finamen
El uostramors qe ia deo ben nom don
Se mais nous am seruir tot en perdon
Qe nullaltra per far mon mon mandamen
Qa tan gran gauz se trai mon cor uer nos
Qan pois uos ui del no fui poderos
Tant enueios soi del uostre cors gen
Cab mi meteis remas el uostre stage.

3) Qe uos donei per fe e lealmen
Lo cors el cor don uos faz teneson
Et plaz mi fort qar sai qe uostrom son
Qim bon esper men ten gai e iausen
Qa bon seignor no faill bon guierdos
Car qi ben serf ai uist mantas sasos
Paubren riqir per bon atendimen
Per qeo uas uos afortis mon corage.

4) Bona dompna merce us trag per geren
Et se merces a uos no mi ten pron
Per merce us prec qil merces uincal non
Ni za daiso nom ueirez recreden

Anz clamarai tan merze a rescos
Tro per merzes prenaz mas mans andos
Dinz las uostras e farez iausimen
Qal non es menz del certan omenage.

5) Et si conos qe faz gran ardimen
Qant eu lenqer damar ni mot lin son
Mas eu non posc partir mas sospison
Per o ben sai qem trabaill de nien
(f. 34 r° c. 1.)
Tant fai beltaz son ric cor orgoillos
Et son ric prez es pozaz lobrels bos
Per qeo nai mais desmai e de spauen
Tan soi dolos qeu mo tenc a folage.

6) Et se folei ben faz a escien
Sabez per qe qar mi em sa bon
Et dirai uos per qal entencion
Ben esperan uen om a saluamen
Et sem fai ben molton serai ioios
Et sem fai mal sofrai pensasos
Grazirail ben el mal isamen
Qaisi farai lo conort del saluage.

7) Chanzoneta ua ten tost en coren
A ma dompna e portai mon message
Et digaz li qe paubres iauzimen
Sera toz temps en son ric poderage.

CVII.

1) Qui sofrir sen pogues
Ben fora com sestes
Qe ia pois non blasmes
So qe laudat agues
Per o sens tot prodon
E sens sciom affan
E sens aiuda fais
Volgra porta mais
Qe deshonor suffrir
Don nom pogues cobrir
Nim ausas uenzar
Ni no porria far
E sia pro uenzanza
Qis par de falsa amanza.

2) Son men partiz non ges
Ainz men souen ades
De lei tan mesta pres
Del cor zo qa mespres
Sim sui partiz daitan
Qe tot lo mos prezan
Son faiz saluais
Qar una creis onais
Bellas plus com non po dir
Jam fai desabellir
Et de mon cor loingnar
Et sim fai tant amar
(c. 2.)
Qant en plus greu balanza
Non fui audreis de Franza.

3) Aisi com serf sui seu liies confes
Et anc nus hom qames
Non fu tan leu conqes
Qal traire de son gan
La bella man bassan
Mintret tan aquel bais
Qel cor del cors men trais
El recor dun sospir
Per qel uiure el morir
En ses mesclar
Et hom nos po gardar
Ne cobrir de sa lanza
Damor pois qe dreit lanza.

4) E ia ner ne non es
Se tut qat com trobes
En dompna tanc nasqes
Qasenbles tan de bes
Per qe des er enan
Humil e merceian
Li sui fins e uerais
Si qe ren non biais.
Si ab ien seruir
Sofrent e a blandir
Noi posc merce trobar
Ja nos de hom fidar
Mais en bella fianza
Ses peing o sens fermanza.

5) Dompna se sif preses
Com mi pres ni forces
Amor en merceies
Si cum sol far merces
Vos magraz fin tallan
Nom teignaz en soan
Si tot ai lo pesais
Qel cors ay fresch e gais
E sai bel faiz grazir
Et a honor qausir
E zo qes qay zellar
Sol qe daqest penar
Me fesses perdonanza
Hanc dals non pensanza
(v° c. 1.)
A ragina ses par
De tollosa sap far
E dir co dunc senanza
Son prez e creis sonranza.

6) Lenfant pot hom laudar
Qastellan cuy deus gar
Com el mon des enfanza
Tan dreit uas prez nos lanza.

### Nugo de san sil CVIII.

1) Nuls hom non sap damic tro la perdut
So qe lamics li ualia denan
Mas qand lo perd e puois es a son dan
Eil uoiz aitan com ualgut la uia
Adonc conois qant lamich li ualia
Per qeu uolgra qe mi don conoges
So qeu li uali ans qe perdut ma ges
Car pois say ben qal seu tort nom perdria.

2) Ben saï qe seu lagesauem nogut
Com li a ualgut en son prez trar enan
Ben agra drez qem uolges mal plus gran
Qe nulla ren per qeu ai conogut
De ma dompna qe mais me noseria
Ab lei lo mals no me uarial bes
Per qe fara fort bon se zeu pogues
Qe men partis mas per deu non porria.

3) Qe samors ma si dolsamen uencut
Qe ieu non puosc ni naus aber tallan
Qe ia dallei qe malzi dessiran
Parta mon cor / ni len uir ni len mut
Anz si sespren e ferma chascun dia
Perqe fera iaussimen sil plages
Mas tan soy seu / se per seu me tenges
Puis fezes com de seu hom a sa guia.

4) Amor tan ay uostre uoller uolgut
Et tan ay fag loing tens uostre coman
Canc non trobes de ren uas uos tiran
De tan ric ben com mauez conuengut
Desetz men un anz qe del tot morz sia
En tot lo mon non es tan petiz bes
Amor qe sol da ma dompna uenges
Qe nom des ioi e nom tolgues felnia.

5) Sella nom ual ia autra nom aiut
Ni macoilla nim fassa bel scenblan
(c. 2.)
Et sil nom uoill autra ioi non deman
Ni sem uolria amors faire drut
De nuill autra ges eu non la penria
E sen lei faill dic qe al mon non es
Ni causimen ni beutaz / ni merces
Ni franqesa el mon ni cortesia.
(cf. Cobla 118.)

### Nugo CIX.

1) Tres enemics / e dos mals segnors ay
Cascus pugnan noig e ior cun maucia
Les enemics son mei oill / el cor qem fay
Voller cell / qami nom tagneria
E lun seingnor es amor / qen bailia
Ten mon fin cor / e mon fin pensamen
Lautre es uos dompna / en cui men ten
A cui non aus mon cor mostrar / ni dir
Cum mauciez / denuey e de descir.

2) Qen ferai eu dompna qe za nillay
Non posc trobar respieg en uos qe bon sia
Qen ferai eu qi sen un esglay
Tot autre ioi se de uos non auia
Qe ferai eu cuy capdella e guia
Lo uostramor eu fug e seg e pren
Qe feray eu qautre ioi non aten
Qe feray eu ni com porai gandir
Se uos dompna nom uolles acuillir.

3) Cum durarai eu qe non posch morir
Ni ma uida non es mais malenansa
Cum durarai eu cui uos faz languir
Desesperar ab un pauc desperansa
Cum durarai eu qi ia allegransa
Mai non aurai / si non me uen de uos
Cum durerai eu donc qeu soy gellos
De toz homes / qan ian ues uos / ni ue
E de toz cels a cui naug dire be.

4) Cum uiuray eu qe tan coral sospir
Fai noig e ior qel mi uonda pesansa
Cum uiurai eu qi non pot far ni dir
Autre mas uos rem qem tegna onransa
Cum uiurai eu cal non port de menbransa
Mas uostre cors ella plaisenz faichons
El cortes diz humils e amoros

Cum uiuray eu qe dal non pens de me
De us mas qem lais a uos trobar merce
(f. 35 r⁰ c. 1.)
Qe dirai eu si nome ual merce
Si uals daitan dompna qe us nensa
A mon fin cor e a ma leial fe
Vostramistat e uostra gran uallensa
Qe dirai eu se uos non faz suffrensa
Qe diray eu qautra non posc uezer
Qen dreiz damor mi posc al cor plazer
Qe dirai eu caltra el mon non es
Qem dones ioy per nuill ben qem fezes
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .*

## Nugo CX.

1) Anc enemic queu agues
Non ten tan de dan
Con mon cor e mieus oillz
Et si eu ai par els mal pres
Ill noi an faitz nuill gazaing
Qel cor en suspir e plaing
Els oillz en sospiron souen
E on qascus pieig en pren
Plus uolen lai obezir
Don senton lur mal uenir.

2) Per qe magra ops si pogues
Qar al cor es al oillz qem fan
Auer de ma mort talan
Fuir magra ops' mas ieu non puisc ges
Auz matur e macompaing
Ab lor/ e fins serf remaing
Al adreiz cors gai e plazen
Qui eu soi obedien
Et uuoill honrar e blandir
Et gen lauzar senz mentir.

3) Mas una tal sazon es
Qe li plus finz fezels am tan
Et qamon sens enian
Son encolpat e meins pretzan
Sofraing son uolgut e non es gen
(c. 2.)
Qamors faza lui iauzen
Qe non sap los bens grazir
Nil mals si oz sen soffrir.

[4] Mas de mi uol qim tem pres
Qe fazia tot son coman
De leis qe nom uol nim blan
Nil plaiz ges qa mi plagues
Qaissim pres con pren Galuain
Del bel desastruc iscamen
A qi la nenc far un conuen
Qe fetz e son mandamen
Et il non deu far ni ren dir
Qel degues abellir.

5) Ab aital conuent en pres
Sui qe plus noil deman
Mas consir e uau pensan
Qom eu sos plazers fezes
Qel ditz feniza refraing
Qe ditz qe brau cors refraing
Qui on lo serui e humilmen
Per qieu non espauen .
Tan lai cor de ien seruir
Qella iam laises murir.

6) Mas per o pietz de morz es
Qi uai languen deziran
Et aten e non sap qan
Li uolra ualer merces
Pueis ai patz per qem complaing
Qen un iorn fenisz e fraing
Zo qem na conqist greumen
Damors es al meu paruen
Degra poingnar al fenir
Aitan con al conqerir.

## Vescont de saint A. CXI.

1) Aissi cum cel qa estat ses seignor
En son alo francamen e en paz
Canc re non det ni mes per amor
Nin fo destreiz mas per sa uolontat
E puois sas es per mal seignor forzaz
Autresim soi eu mezeis longamen
Canc re non fis per autrui mandamen
Ar ay seignor ab cui non ual merces
Amors qem a mon cor en un loc mes
(v⁰ c. 1.)
On non aus dir ni mostrar mos talen
Ni per null plait partir no men posc ges.

2) Ges nuls gerrers nom fai mas tal paor
Qe des autres mi deffen eu assaz
En fort castel o dinz mur o in tor
O uau fugen desgarniz o armaz
Mas ab qest nom ual senz ni foldaz

---

* 9 leere Zeilen.

Qe inz el cor sen intra e sespren
Si qe nuls hom nol ue nil au ni sen
Tro qe ben la a toz sos ops conqes
Eil fai scenblar lo ior an e lan mes
En tal dompna ai mes mon pensamen
[Qeu cre]* qenanz en au [rai dan]* qe bes.

3) A nuill mal trach nom ten greu la dollor
Qe iam uenges daltra nim fos iraz
Mas de uos dompna ai temensa e paor
Qar ai en uos compagnia e solaz
E car uos soi uostra merce priuaz
No us sia mal dompna sen uos menten
Qeu no no faz dompna per lo mieu sen
Mas per aqel damor qe ma si pres
Qe qan eu cug qerre altra qem plages
Per coblides lo uostre entendimen
La plus bella mi scenbla laida res.

4) Et uos dompna per uostra gran uallor
Vos mez eissa daico ma conseillaz
Qe ben sabez qe nulz hom uers amors
Nos pot gandir pos ue qe ben li plaz
Qeu men sui tan deffenduz e loignaz
Qe deuan uos non uau ni nom presen
Ni aus uezer uostre ien cors plazen
Ainz prec amor qe ia cor nom meses
De us amar qar tem dompna no us pes
Esson aissi uos prec forsadamen
Nom sia peiz dompna se mielz nom nes.

5) De tot conseill uos daria el meillor
Bella dompna se uos me creiaz
Qe seu uos prec nom siaz de peior
Acuillimen se mos preiars nous plaz
Ez aissi er toz repres lo donz selaz
Qar si de uos mi partez malamen
Ez eu uos sai amich ni ben uollen
En preiarai asaz leu dos o tres
E puois sera cuida zo qe no es
(c. 2.)
Car uns fals diz entre la folla ien
Val autrestan com proaz fora uers.

6) A cen doblas e mais doblaz plus
Qe non soill mes damor lo greu fais
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . *

* Nur von späterer Hand erhalten. Die am Rand nachgetragne Zeile ist zum Theil weggeschnitten, aber nochmals von einer Hand des 15. s. eingetragen.

* 3 leere Zeilen.

## [CXII.]

1) Al cor me stay lamoros desirers
Qi ma leuia la greu dollor qeu sen
Et estay se dinz tan dolsamen
Qe mais noy pot entrar altre pensers
Perqe mes dolz lo mals e plazenters
Qe perzo lais tot altre pensamen
E non pens dal mas damar finamen
E de faire gais sonez e leugers.

2) Per o nom fai chantar flors ni rosers
Ni erba uerz ni foilla daigillen
Sol amors qim te lo cor iauzen
Qe sobre toz amadors soy sobriers
Damar cellei cui soy toz domeniers
Ni de ren al non ai cor ni tallen
Mas de seruir son ien cor auinen
Gai e adreich on es mos consirers.

3) Preuonz sospir e lonchs consir desmai
Ma mes al cor la bella en cui menten
Mas sil saubes cum mauci mallamen
Lo mals damor e la pena qeu trai
Tan es ualen e de fin prez uerai
E tan se fai lauzar a totas ien
Qeu crey nagra merces mon essien
Qelles la flors de las meillor qeu sai.

4) Ay deu com am la terra on ella estai
El dolz pais on nasqer eissamen
E sa ualor e son ien cors plazen
Otan granz bes e tantaz beltaz iay
Qe tan descir deu cora la uerai
Don tals dol cors inz al cor me dessen
Qim te lo cor fresc e gai e rizen
Com qeu esteu ades consir de lay.

5) Chanc me consir son rich prez cabalos
E ben remir son bel cors couinen
Gai e adreich cortes e conoissen
El dolz esgar e las bellas faicos
(f. 36 r° c. 1.)
Nom miraueil seu en soy enueios
Ainz es ben drez qeu lam per tal couen
Com de seruir e damar leialmen
E son rich prez retraire en mas canzhos.

6) Can me soue dels bels diz amoros
E dels plazer' qem sabez far tan ien
Bella dompna cuy hom sui luamen
Granz esforz es car mi loing de uos
Qeu degre star toz temps a genoillos
A uostre pes tro qe fos francamen
Seser pogues per uostre mandamen
Bon amistaz mesclat dentre no dos.

7) Bona dompna si mal parler ianglos
Nuill destorbier uollon metre entre nos
Non aian ia poder allor uiuen
Qe us amarai toz temps celladamen
Et on qeu an mos cor reman ab uos.

8) Beatriz dest la meillor es chanch fos
E ia deus no sal de ren men
Qel mon non cre qe naia tan uallen
Qi uol gardar toptas bonas razos.

[CXIII.]

1) Aissi cum cel qa la lebre cazada
E pos la perd e altre la rete
Tot en aissi es deuengut de me
Duna falsa qai loniamen preiada
E seruida de bon cor humilmen
E qan cuiay auer mon caussimen
Per sordeior em mes en soan
Aissi o fez com la lebre ofan.

2) Mas si razos i fos adrez iuiada
Se uels ma part en degre auer be
De samistat don non uoill auer re
Qe tal dompna ma samor orreiada
Qes a mos oill bella er per un cen
E ual ben mais al lais de toptas ien
Fina e leials e es ses cor truan
Per qeu lam mais non fez Auda Rolan.

[3)] Souen me uir ues la dolse contrada
On ella stay e si tot non caiue
Eu la ui ben en mon cor per ma fe
Qar maintas uez laurai baissada
E na abuz mil plazers en durmen
(c. 2.)
Qe del menor ai plus mon cor gauden
Qan mi souen ni mi uai remenbran
Qe sautram des tot zo ca ley deman.

4) Damor mi lau qar ien man emendada
Tota lira qel me dona anse
Si ma dompna agues tan de merce
Qella promessa nom sia uedada
Qan la uerai e a co er breumen
E pasaras al pro conte uallen
Ce de rodes qa fin prez ses engan
Et aiqest iorn uai sa uallor doblan.

[CXIIII.]

1) Aissi com cel com mena au iuiamen
Et es per pauc de forfaiz accusaz
Et en la cort non es gaires amaz
E porria ben estorger fugen
Mas tan se sap a pauc de fallimen
Non uol fuger mas uai sen lay doptos
Altresi ma amors en tal loc mes
Don nom ual dreiz ni laus clamar merces
Ni del fugir non soi ges poderos.

2) Bona dompna si eu fos leialmen
En uostra cort manteguz ni iuiaz
Lo torz qeus ei fora dreiz apellaz
Qeu men puois ben esdir per sagramen
Donc contra mi non auez null garen
Qeu anc faillis dompna cortes e pros
Mas car uos am e tot qan de uos es
E qar naus dir en mais rics locs grans bes
Veez toz los torz dompna qeu ai ues uos.

3) Per aital torz me podez longamen
Gran mal uoller dompna mas ben sapchaz
Qe per ben dir uoill trop mais qem perdaz
Qem gazagnes uilan ni mal dissen

Qar damor son tuit sey faitz auinen
E pos hom es uillan ni anoios
Pueis en amar non atendra ni ces
Amar pot el mas damor non a ges
Sil fac cil dit tuit non son amoros.

4) Ben fai amors a honrar finamen
Qel mon non es tan richa poestaz
Qe non faiz a toptas sa uolontaz
E tot can fa trop e bon e plazen
(v° c. 1.)
E deus fezi molt grand enseignamen
E pora ges noy des rem ni tolgues
Pos fin amors se metria en ambdos.

## Pons de Capdoil CXV.

1) Seu fis ni dis nulla sazon
Ves uos orgoill ni fallimen
Ni passai uostre mandamen
Al fin cor e leial e bon
Vos mi ren bella dousa amia
Em part de laltrui seignoria
E remaing en uostra merze
Qal qem uollaz far mal o be.

2) Per aital couen uos mi don
Qeu non ai poders ni tallen
Qem parta a mon uiuen
Qamors ma en uostra preisson
Mas car es la iensor qe sia
Et auez tan de cortesia
Qel mais uillans can us ue
Cortes es e us porta bona fe.

3) Ben pograz trobar aquisson
Mas tan uos ui bella e plazen
Franc ez humil e conoissen
Per qe us clam franchamen perdon
E cum nous tan qal non qeria
Mas ses engan e ses baussia
Vos am e us amerai ia se
E toz qan us plaz uoll e cre.

4) A pena say dir oc ni non
Qan remir uostre bel cors ien
Ella franch cera rien
Si mes pren mout nai de razon
Qe toz lautre mon non porria
Tenir pro si uos non uessia
Ni ses uos non puosc auer be
Per qe us es ien si us en soue.

## Pons CXVI.

1) Si com celui qa pron de ualidors
Faillen puois tuiz ia tant non er amaz
Ella saisons qes dez auenturaz
Me faill ma dompna qar conoisc amors
Me fai murir per lieis a greu turmen
Et sil pogues faire nuill faglimen
(c. 2.)
Ver mi fera mais mentz en ual so cre
Bar qe de qai a quo qe uencut ue.

2) Aiso sa ieu qes danz e dezonors
Qi non a cor a los despoderaz
Si col castels fleuol qe es aseiatz
A gran poder nos tenra ses acors
E sel seigners de cui es nol defen
En sas colpas lo perd pois longamen
Aisi perdra ma dompna al sieu tort me
Qar nom secor ou plus li clama merze.

3) Perdre non puoisc per tal qom amo aillors
Per o sun son lo temps de lei longnatz
Qei fatz senblant qe tot mera cambiatz
Per assaiar sil plagra ma follors
E sagues messa en autra mon enten
Ben ai proat qil nagral cor gauden
Seo mi partis de lieis ma noi ual re
Qe ial meo cors non pot partir del seu.

4) Bella dompna uaglam uostra ualors
Canc nuls camos destreiz ni mal menaz
Non sap son dan tan gen suffrir en patz
E pois lo mals mes deleitz e sabors
Per amor deu e qar uus sera gen
Agias de mi cal o com cauzimen
Qe uostre sui e sem degnar far be
Sai qe fares cortesia e merze.

5) Vostre bels uoillz uostra fresca colors
Vostre ric prez uostra fina beutatz
Me fan de uos auer plus dur solaz
Ja nom agrops fos faitz lo miradors
On uostre iraz uostre cor bel e gen
Franc e ioios amoros e plazen
Qorguoill men faitz e qi bon pretz mante
Erguoill nos taing uers lo sieus nil coue.

Lanbert de ponzi bech CXVII.

1) Amors si us plagues
E non fos desrazos
Qapres cent mals m.. fes
Escariz uns sols bes
Dreitz fora qeu lagues
Mas uos non plaz nien
Per o si us fora ien
Salcuns ioi men uenges
(f. 37 r⁰ c. 1.)
Don mos canz mais ualges.

2) Aissi com daut luoch pres
Mos chanz comenzamen
Ez en aut luoch menten
Et aut loch ma conqes
Conuegra qeu fages
De tan aut razos
Tan auinen canzos
Qal chantar en pares
Qe de ualen loch es.

3) E noi fallira ies
De mi seu fos ioios
Qa dreiz moz e gais fos
Ben faire non sabes
Mas amors qe ma pres
Chantar me desapren
Qi ma lo cor el sen
Per forza tan aut mes
O nom par qa teinses.

[4)] E pos a mi trames
Aitan fol ardimen
Qauses mon pensamen
Tan qen lei lom meses
Dreiz mi par qeil degues
Lo seu cor orgoillos
Tan aclinar ues uos
Qa orgoill non tengues
Qe ues mi sa frainsses.

5) Ay dompna no me nogues
Prez e ualors ab uos
E pos dreiz no mes pros
Si uals uaillam merzes
Qe ge esters nom pes
Tan uos sai dauta ien
Qe ioi tan auinen
Neguns dreiz maduises
Ja tan seruir pogues.

6) Na Maria tant es
Vostre prez cars e bos
Qem chantan ni ab sos
Non sai com dir pogues
Tot lo ben qen uos es.

Gausem Faidiz CXVIII.

1) Som pogues partir son uoler
(c. 2.)
De zo don plus a cor uollon
Donnon pot iauzimen uezer
Luns dels granz senz fora del mon
Car de las granz foldaz qi son
E della maior qi senten
E son dan segre a essien
Car doblamen fai fallimen
Per o greu er fis amis druz priuaz
Sil bes el mals el iois el danz noil plaz.

2) Tot aiso me uen a plazer
Si ben soi el mal traich preon
Samors me uolges tan ualler
Qellamoros cor deziron
Em pages dun iaucion
E fora so cuig auinen
Qez agues del be qil mal sen
Qen pres cen mal trahit sofren
E foram ioy e plazers ben honraz
Sa prop cent mals en fos dun ioi pagaz.

3) Mas eu mi perch per ben esper
Com cel ca iuiar se confon
Qi ioi e ioch non pot auer
Ni no sen fan ni frech ni son
Autressi me poiat el fron
Et entrat el cor follamen
Cum plus i perch mais mi aten
Cobrar souen tan ai fol sen
Ellatendres non es sen mas foldaz
Qar qe mal meu dan soi trop enamoraz.

4) Tuit trop son mal qel sai en uer
Qel trop poiars cascuns gran don
Qeu fis em fez tan bas cazer
Per o qeu pogey tan amon qe pen
Qe penre cugei laurion
Com non pot penre ab re uiuen
De tant fort maineras deffen
Per o temen e humilmen
O comenzei / com hom da mort forsaz
Donch non mer mal sin era dreich iuiaz.

5) Ves mi donz soy de franc uoller
Plus humils dels frair del gran mon
Et il mes dorgoillos parer
Si qe qan la prech nom respon
(v⁰ c. 1.)
Una uentura ai non sai don
Qanc re non amey coralmen
Corgoill nom mostres mantenen
Et al tormen fer e qozen
Me mostra amors car eu lim soy donaz
Aqest mes toz lo guierdos el graz.

6) E qan res nom pot pro tener
Ves ley don muor e ard e fon
Un sen faz ab forsaz poder
Fuch dalley uezer em rescon
Mas mos senz no uey qe ma bon
Qeu mor car non uey son cors ien
E qan el uey muor issamen
E nuill paruen nom fay plazen
Ainz qan lesgar esgarda ad altre laz
E nom acuill nim uoill auer sollaz.

7) Chanson ua ten tost e coren
A mon thesaur de cui es mon feratz
Qellam perdon / qeu lai non soy estaz.

## Gauselm CXIX.

1) Tut me quidei de chanson far sofrir
Era diuer tro uers kalenda maia
Mas era uei quieu no men puosc geqir
Per ma razon qe tot iorn es plus gaia
E per ioie qai de mon plus auinent
E de son prez qades puoia e denansa
Qar sai e uei e conoisc ses doptansa
Qen degra esser plus coinda ma chansos
Qar uol nil plaz qe so li bel nais un fos.

2) Ver ma dompna soplei totas sazos
Qem nafra gent el cors ses colp de lanza
Don dous esgar ab sos oillz amoros
Lo iorn qem det sa ioia e sa condansa
Et sel esgard mentret tan dousament
Al cor / qe tot lom reuen el mapaia
Es a sos uoillz ma fac corteza plaia
Il men saob pois cortesamen gagir
Per qieu lo dei conoiser e grazir.

3) En amor son pausaz tutz mei consir
Si qe ren al nai poder qels nestraia
Qi eu non fui faitz mai per far e per dir
Mi donz tut zo qil sia bon eil plaia
Qades laclim e gran merce li rent
(c. 2.)
A bona fei es a humils senblansa
E grazi li lo ioie e lalegransa
Qem det tan ferm qi non romp ni descos
Per qieu stao allegres e ioios.

4) Nuls hom non pot ses amor far qe pros
Se noi enten e no i a sa speransa
Qel ioi damors es tan fin e tan bos
Qencontra lieis non es mais benenansa
Qe per amor ten hom plus gent
Sin ual on mais en esforsa e nasaia
Dauer bon prez e de lauzor ueraia
Sin uolon mais caualgar e garnir
E far qe pros e donar e seruir.

5) Ja ma dompna non cuit qe de leim uir
Ni autramor iam toilla ni maia
On plus esgar autre dompna e remir
Mens ai poder qe ia de leis mestraia
Per merzel clam e per ensegnament
Aia de me consirier e menbransa
E qar nom ue no sou tengna en pesansa

Qic ne stao tan pensius e consiros
Cades i tenc los uoillz de cor ab dos.

Gauselm CXX.

1) Loingna sazon ai estat uers amors
Humilz e franc es a faitz son coman
En tuit qan puisc es anc per nuill affan
Qi eu en suffris e per nulla dolor
De liei amar non parti mon corage
Vas qi mera rendut de bon talen
Tro qi eu conoisc en lieis un fol usage
A qem desplatz e ma cangiat mon sen.

2) Agut maura per lial amadors
Mas tan la uei donar ab engian
Per qe non plaz samistat derenan
Ni ioi qem det nom pot donar sabor
Antz men partrai qaisim uem dagradage
Puois ellas part de bon prez isiamen
Es er mal caing tener autre uiage
Un restauretz qe nai fait perden.

3) En patz men part mais tan consir lonors
El dan qai pres el destreic lieis aunan
Ai com magra trobat sens cor truan
Qil fera bes em tengra en dausor
Noi poi mudar qieu non sia saluage
(f. 38 r⁰ c. 1.)
Con ien qai auzit dir souen
Qades passom primiers per lo follaie
E pois con uen qe sia reconoisen.

4) Ben sai si cum part de lieis e uir aillors
Ia nogler greun par qel tegna a dan
Maz si dun salutz e ualer tan
Si con sueill enantir sa ualor
Li saubrai preqasar son dampnage
Pero lamet en dreich mon iauzimen
Car assatz fa qi de mal segnorage
Si pot partir ni loingnar bonamen.

5) Ai con qe foz danz daital colors
Com paret de fora per senblan
En aissi com ella es beutat gran
Ni com ual mais gardes son honor
En aissi es bel son estage
Ages ensimenz de catenimen
Es en aisi com es de bon paraie
Contra sos prez temes far faglimen.

6) Qa non degra beutat far son hostaie
Ni remaner dompna dautramaen
Si non gardes son honor e son paraie
Et non ages en se retenimen.

Gauselm CXXI.

1) Nom alegra chans ni critz
Dausels mon fel cor engres
Ni no sai per qem chantes
Nim perdes
Mos motz qar ben los perdria
Siu dizia qem ualgues
Ves mi dons precx ni merces
Qe nos tanh ges
Qe ilh sia per mi qeritz
Per dos tant li soi faillitz.

2) Doncx per qer mos chanz auzitz
Pos nom tanh qem perdones
A dieu per so qeilh pregues
Qes uengues
De mi qar anc ma uenc un dia
Qe bauszia no ni fes
Ni preiars dautram plagues
Tant qem tolgues
Lieis don tanh qe siauzitz
Qar li ai mal sos dons grazitz.

(c. 2.)
3) Mas ab aitan for ieu gueritz
Sella tant si humilies
Qe solamen mentendes
Pueis apres
Vis com mos dans me chastia
Silh plazia caissi es
E qar anc fis ren qeilh pes
Mes tan mal pres
Cap lieis ai mains bes complitz
Perdutz e sai soi trahitz.

4) E qar huna enguanairitz
An beutatz mala nasqes
Mi fes faillir tanh qades
Mi pendes
Silh qe de nien ma uia
Mes inuia de toz bes
Pero qui toz sels agues
Mortz can mespres

Qe noi fos capdels ni guitz
Merces trop nagrom delitz.

5) Doncx serai ai tant arzitz
Cumils mas ionhas confes
Lirai qerre a sos pes
Qem dones
Do qem perdo ho maussia
Bem plairia mauzsizes
Mas hieu non cre qilh fezes
Re qem plagues
Ans sai qer sieus lo chauzitz
Qe uol qieu uiua marritz.

6) Pero nom soi tant partitz
De ioi ni dira tan pres
Qieu encara noi tornes
Silh monstres
Sos senz e sa cortezia
Com mauria sobrepres
Sel sieu humil cors cortes
Franc ben apres
De ioi e de pretz complutz
Mera de perdon aizitz.

[7] Mon senhor cui poder es prec
Qe noilh pes an non qes per me auzit
Qe ual mil ocx afortitz.

## CXXII.

(v⁰ c. 1.)

1) Luocs es chom si deu alegrar
E seu tot non sui amaire
Si uoill eu esser chantaire
Et en loc mon saber monstrar
Qen uey qe paucx ni granz aures
Non ual saber qi lauia
Per qe de penre qec dia
Creis al plus sauis lor ualers.

2) Chascuns deu entendre en plazers
Gardan sei de uillania
Et qe fassa chascun dia
De ben segon qer sos poders
Mas qis uol desmesurar
Sos presz non pod durar gaire
Car mesura enseigna faire
So don bos prez pod durar.

8) Qi gran cor a de larguezar
Saber deu dond o pod traire
Non dic chom si dei estraire
De ualer/ ni nos taing a far
Granz affanz es lo conqerers
Mais lo gardar es maiestria
Et qi pert per sa follia
No sap qals traich es qerers.

4) Ses mezura senz ni sabers
No ual/ ni granz manentia
Pero locs es qe seria
Dans trop gardars e reteners
Locs es don deu oltre passar
Locs de parlar locs de traire
Locs de donar locs destraire
Locs de sen locs de folleiar.

5) Qi son bon prez uol tener car
No sia fols ni gabaire
Car folia es a retraire
Zo qe plus fai a celar
Fols es neis qi diz toz ses uers
E fols qin fol sen fia
E fols qui fail e nos chastia
E fols qui sech toz soz lescers.

## Narnald de miroill CXXIII.

1) Aissi cum scell qi tem camor la ueia
Ni ren no sap o sesconda ni ganda
(c. 2.)
Met mi meteis en garda e en comanda
De uos cui am sens geing e ses bauzia
Car es genzer del mond e la belaire
E si richs cor mi fai uas uos atraire
Seu ben folley gez no cuiz far follia.

2) Caissi mauen dompna genzer qi sia
Dun desirer qinz en mon cor sabranda
Conseill em dis qe us am e serua e blanda
E uol qem lais enqer daltrui paria
Per uos en cuy toz bons aibs repaire
E pois 'amor no uol qem uir nim uaire
Si maucies no cre qe gent uos stia.

3) Enseignamenz e prez e cortesia
Troban en uos lor obs e lor uianda
E non uoillaz samor nona truanda
Gitar merçe de uostra compagnia

E us clamus merze a ley de fin amaire
E si merces ab uos noma qe faire
Ma uidam ual trop meinz qe seu moria.

4) Per o ben sai qe per maleuzaria
Voill mais poizar qe dreitura non manda
Qeu teing lo puoi / e lais la bella landa
E caz lo ioi cami nos taignaria
Pois di mamor qand eu men uoill estraire
Qe maneras uez poiz om de bais affaire
E conqer mais qe dreiz non consentria.

5) Iulius cessar conqes la seignoria
Per son esforz de tot lo mond aranda
Non per qel fols seigner ni reis dirlanda
Ni cons dangeu / ni dus de normandia
Anz era hom bas / segon cauzem retraire
Mar qar fo proz e francs e debonaire
Poizet son prez / can qe poizar podia.

6) Per qem conort en cor seu tan uiuia
Caia de uos tot qant mon cor demanda
De cun sols hom ses tor e ses miranda
Conqes lo mond e lac en sa bailia
Aitan ben dei segon lo mieu uezaire
De uostramor per dreiz esser emperaire
Com el del mond ses dreiz qel noi auia.

7) Dompna ualenz cortesa e debonaire.
Nom despresaz se us am e ses cor uaire
Car esser de zo camor uol qe sia.

## CXXIIII.

1) La francha captenensa......*

---

* Diese Zeile ist der Custode fur ursprünglich die folgende aber verlorne Lage.

(Schluss folgt.)

# Versuch über die syntaktischen Archaismen bei Montaigne.

Von
**Friedrich Glauning.**

(Fortsetzung.)

---

5. Interrogativum.

1) Im Nfr. fragt qui nach der Person; bei M. auch nach einer Sache.

II, 12. p. 369 Qui fait qu'on incise & taille les tendres membres d'un enfant & ceux d'un cheual plus aisément que les nostres, si ce n'est l'ignorance? II, 13 quand on leur demande d'où vient en nostre ame l'election de deux choses indifferentes, & qui fait que d'un grand nombre d'escus nous en prenions plustost l'un que l'autre — II, 27 Qui rend les Tyrans si sanguinaires? C'est le soin de leur seureté. III, 5. p. 662 Socrates, enquis, qui estoit plus commode, prendre ou ne prendre point de femme ct.

2) Im Nfr. ist die Verwandlung des mit dem neutralen que beginnenden (vollständigen) Fragesatzes in einen durch ce gestützten Adjectivsatz üblich geworden. Mätzn. Synt. § 393. Im Afr. u. auch bei Mont. kann das einfache que stehen.

III, 13. p. 833 Je sçay mieux que c'est qu'homme, que ie ne sçay que c'est animal ou mortel. Ibid. Socrates demanda à Memnon, que c'estoit que vertu. p. 852 les sens nous montrent que c'est. I, 18 s'estant enquis que c'estoit à dire. I, 24 Ils cherchent — que c'est qu'agir & souffrir. II, 6. p. 278 et ont bandé leur esprit, pour voir que c'estoit de ce passage (dem Tode).

### 6. Indefinitum.

1) Aucun wird, wie von Marot u. Rabelais (Diez Gr. III. p. 82) so auch von M. noch sehr häufig in affirmativer Bedeutung gebraucht; aucuns, einige; aucunement, einigermaassen. Es kann in dieser Bedeutung substantivisch und adjectivisch stehen, manchmal ist es mit de verbunden.

a) I, 9 ie l'essaye par la preuve d'aucuns de mes priuez amys. I, 11. p. 28 aucunes de nos ames principesques. I, 20. p. 56 Chacun en est heurté, mais aucuns en sont renuersez. Ibid. p. 63 Aucuns me conuient d'escrire les affaires de mon temps. I, 25 à d'aucuns c'est un pur estude grammairien: à d'autres, l'anatomie de la Philosophie. I, 23. p. 78. — 24. p. 86, 89. — II, 1. p. 252. — 3. p. 269. — III, 2. p. 632.

b) I, 10 Nous disons d'aucuns ouurages qu'ils puent à l'huyle & à la lampe. I, 19. p. 50 d'aucuns animaux. I, 22. p. 75 la fortune — nous presente aucunes fois la necessité si urgente. II, 6. p. 281 quoy que nous en tirions aucuns signes. II, 7. p. 287 aucuns surnoms. II, 8. p. 294 aucuns anciens de son qualibre. II, 17 aucuns Princes que ie cognois. III, 1. p. 620 aucunes actions naturelles. III, 10. p. 790 aucuns sages ont pris autre voye.

c) I, 9 Je me console aucunement. I, 16. p. 35 qualité aucunement estrangere. I, 19. p. 42, — II, 8. p. 295 il cognoissoit aucunement les Lettres.

2) Chaque, das sich bei Rabelais noch nicht findet (nach Schönermark, Osterprogr. Bresl. 1866, p. 35), kommt bei M. sehr häufig vor; manchmal steht auch chacun noch adjectivisch.

a) I, 10 à chasque bout de champ ils sont prests. I, 13 Non seulement chasque païs, mais chasque cité & chasque vacation a sa ciuilité particuliere. II, 1. p. 250 Chasque iour nouvelle fantasie. Ibid. p. 253 chaque piece, chaque moment faict son ieu. II, 6. p. 285 chasque piece en son siege. III, 1. p. 617 Chasque action. III, 2. p. 636 chasque chose en sa saison. III, 9. p. 763 chasque siecle. Ibid. p. 765 Chasque usage a sa raison. III, 11. p. 803 chasque nouuel Autheur.

b) II, 12. p. 349 un elephant ayant à chacune cuisse un cymbale pendu. III, 13. p. 837 en chacune science.

3) Während im Nfr. nul immer mit ne verbunden erscheint (Diez

Gr. III. p. 421), finden sich bei M. noch ein paar Stellen, wo die Negationspartikel fehlt.

I, 22. p. 75 (sciences) ausquelles la temerité de iuger est de nul preiudice. (Gleich darauf: entreprendre ce que nulle police ne supporteroit.) II, 10. p. 307 ie suis homme de nulle retention. III, 9. p. 751 A celles (promesses) qui sont de nul poids, ie donne poids de la ialousie de ma reigle.

Andrerseits hat jenes Pronomen hie und da die Bedeutung von ullus, in Fällen, wo im Nfr. aucun stehen würde. Aus dem Afr. gibt Diez (III. p. 426) einige Beispiele:

I, 3. p. 9 Il me faut adiouster cet autre exemple, aussi remarquable — que nul des precedens. I, 19: il (le mot de volupté) est mieux deü à l'assistance de la vertu, qu'à nulle autre assistance. II, 10. p. 315. II, 12. p. 348 Chrysippus — autant desdaigneux iuge de la condition des animaux, que nul autre Philosophe. Ibid. p. 364 nous (les hommes) auons eu plus de raison que nul autre animal, de nous couurir.

I, 48 Je n'estime point qu'en suffisance & en grace à cheual, nulle Nation nous emporte. II, 27 Lachez, en Platon, dit n'auoir iamais de ceste eschole veu sortir nul grand homme de guerre.

II, 15. p. 481 — en pleine licence de diuorces, (à Rome) il se passa cinq cens ans & plus, auant que nul s'en seruist. II, 16. p. 491 — il y a de nostre siecle — fort peu de personnes, qui y puissent pretendre nul droict.

4) Un = nfr. quelqu'un.

I, 19. p. 48 les Egyptiens entre leurs festins faisoient presenter aux assistans une grande image de la mort, par un qui leur crioit: Boy & t'esiouy, car mort tu seras tel. II, 8. p. 299 oster à un, ce que sa fortune luy auoit acquit. cf. III, 5. p. 662. II, 36. p. 588.

## Dritter Abschnitt.

### Substantiv, Adjectiv und Zahlwort.

1) Bei einigen Hauptwörtern, namentlich solchen, deren lateinische Form dem Neutrum angehört, ist das Geschlecht noch schwankend, oder ganz abweichend von dem nfr. Gebrauch.

Affaire — I, 23. p. 80 noueaux affaires. III, 8. p. 727 ce grand affaire. 10. p. 785 au trauers de bien grands affaires & bien

espineux. 13. p. 833 Ainsi seruent les loix & s'assortissent ainsi à chacun de nos affaires. Dagegen I, 9. p. 23 pour ses affaires particulieres. III, 10. p. 782 au maniement d'affaires estrangeres. 12. p. 824 — soit pour leurs propres affaires, soit pour les miennes.

Debte, meist masc., z. B. III, 1. p. 799 à satisfaire exactement ce debte. Dagegen 9. p. 752 toute ma debte.

Dot, masc. II, 8. p. 298 une femme qui le charge d'un grand dot.

Estude — II, 6. p. 285 par cest estude. III, 5. p. 695 la societé de tous estudes. 13, p. 832 — la fin commune & derniere de tous estudes. III, 3. p. 638.

Exemple — III, 4. p. 652 une exemple.

Image — III, 10. p. 785 masquée d'un image de liberté.

Mensonge als fem. I, 9. p. 23 une effrontee & solenne mensonge. Dagegen mascul. I, 11. p. 28 A tant dire, il faut qu'ils dient & la verité & le mensonge.

Trafique — III, 2. p. 632 cette trafique: de laquelle il se confesse.

Vidange (nfr. fem.) — III, 13. p. 850 ce vuidange.

2) Ein Ueberrest der geschlechtslosen afr. Form von ursprünglich lateinischen Adjectiven generis communis ist die häufige Anwendung der Form grand vor weiblichen Hauptwörtern; im Nfr. ist die Zahl der Hauptwörter, vor welcher grand noch steht, bedeutend geringer. Beisp. aus dem III. Buch:

1. p. 619 de grand peine. 2. p. 631 grand' recette. 5. p. 655 C'est grand simplesse. Ib. p. 656 J'en ay grand honte. Ib. p. 659 Grand faueur. Ib. p. 672 la grand' presse. 6. p. 703 nostre grand' ville. 11. p. 808 Il a faict grand faueur ct. 12. p. 825 il estoit en grand peine. 13. p. 832 grand cherté. Ib. p. 849 grand faim. Ib. p. 852 grand raison. Der Apostroph wird bald gesetzt, bald nicht. Man begann also die Form grand schon als eine Unregelmässigkeit zu fühlen, indem man glaubte, dass hier ein e unterdrückt werde, während jene Form im Altfr. zugleich masc. u. fem. ist. Vgl. I, 1. p. 2. aux gentils-femmes qui estoient assiegées auec le Duc.

Abweichend vom nfr. Gebrauch ist die Congruenz des Adj. sauf mit dem ihm folgenden Hauptwort in der Stelle III, 1. p. 619 sauue ma conscience. Dies stimmt mit dem, was Diez Gr. III. p. 90 über nu bemerkt: nu-pieds nfr., dagegen afr. ebensowohl nus pieds.

3) Von der im Afr. verbreiteten Ellipse der Kasuszeichen vor persönlichen Begriffen finden sich nur noch wenige Spuren. Für den

Dativ II, 8. p. 290 si Dieu plaist, auch bei Rabel. das einzige Beispiel dieser Art, Schönermark p. 20. Für den Genitiv I, 17 le bourg sainct Pierre. I, 22 au mont Catherine. II, 12. p. 433 l'ordre Saint Michel. Ibid. p. 446 au haut des tours Nostre Dames de Paris. Einzelne Verbindungen dieser letzteren Art haben sich bekanntlich im Nfr. erhalten.

Die Weglassung von de findet, abweichend von der nfr. Regel (Diez Gr. III. p. 143) sehr häufig statt bei rien und dem neutralen Interrogativum que. Hier wird das ohne de folgende Adjectiv nicht als Genitiv, sondern als unmittelbares Attribut aufzufassen sein.

I, 20 Il n'est rien si contraire a mon stile qu'une narration estenduë. I, 25 il n'est rien si gentil que les petits enfans en France. Ibid. Il n'est rien plus gay, plus gaillard. Ibid. Il n'y a rien tel que d'allecher l'appetit. I, 26 Est-il rien plus delicat? ct. I, 38 Il n'est rien si dissociable & sociable que l'homme. I, 56 tenant pour absurde & impie, si rien se rencontre — couché en cette rapsodie contraire aux sainctes resolutions & prescriptions de l'Eglise. III, 6. p. 705 La conuoitise n'a rien si propre que d'estre ingrate. Ibid. p. 711. — III, 7. p. 716. — 8. p. 731. — 9. p. 753 Je n'ay rien mien que moy. 11. p. 802 à peine y a-il rien si grossier. 13. p. 834 — qu'il n'y a rien iuste de soy que ct. p. 851 est-il rien doux, au prix de cette soudaine mutation?

I, 22 Qu'est-il plus farouche que ct. I, 39 Que feroit pis un simple maistre d'escole? II, 18 Que peut-on imaginer plus vilain que ct. II, 35 Qu'est-il plus doux ct.? cf. II, 35 (elle) auoit ie ne sçay quoy plus en sa parure.

4) Im Afr. stand statt des attributiven Genitivs bei persönlichen Begriffen häufig der attributive Dativ. Diez III, p. 136. Bei Mont. finden sich von dieser Vertauschung der Casus noch einige Beispiele, selbst bei einem Eigennamen. Im Nfr. hat die Sprache des gemeinen Lebens solche Verbindungen bewahrt, Mätzn. Synt. § 302. 6.

I, 15 — qui condamnent les punitions capitales aux heretiques & mescreans. I, 35 le test estoit sans comparaison plus dur aux Aegyptiens qu'aux Perses. I, 56 la liberté à chacun de dissiper une parole ct. II, 3. p. 267 le bon vieillard Rasias, surnommé pour l'honneur de sa vertu, le Pere aux Juifs. II, 12. p. 337 Ceux-ci ont quelque preoccupation de iugement, qui leur rend le goust fade aux raisons de Sebonde. II, 35 la loy de viure aux gens de bien, ce n'est pas autant qu'il leur plaist, mais autant qu'ils doiuent. III, 1. p. 622

La fille à Seianus. III, 9. p. 760 Cette partie n'est pas du rolle de la societé: c'est l'acte à un seul personnage. III, 10, p. 784 La principale charge que nous ayons, c'est à chacun sa conduite.

5) Wie im Afr., so werden bei M. die Namen gleichnamiger Regenten immer durch die Ordinal-, nie durch die Cardinalzahl unterschieden; z. B.

I, 7 Henry septieme. Ibid. Charles cinquiesme. I, 18 Sforce dixiesme Duc de Milan. I, 24 Charles huictieme. I, 40 le Roy Louis unziesme. II, 10 Clement septiesme. III, 6 le pape Gregoire treziesme.

Die Formen tiers, quart, quint kommen noch ziemlich häufig neben den mit iesme gebildeten vor; z. B.

I, 24. p. 91 le premier — le second — le tiers — le quart. III, 13. p. 860 Je reculeray d'un autre (pas); du second au tiers, du tiers au quart.

Zählung nach Zwanzigen in

II, 9. p. 306 un harnois complet du poids de six vingts liures.

Die Formen cent und quatre-vingts behalten häufig das Plural zeichen s vor folgenden Zehnern und Einern, was im Nfr. nur selten geschieht. Mätzn. Synt. § 286. I, 41 l'an mil cinq cens trente sept. II, 3. p. 271 elle auoit passé quatre-vingts dix ans. II, 12. p. 434 deux cens quatre-vingts sectes. II, 34 quatre vingts mille hommes de deffence. Ibid. deux cens quarante mille hommes. Ibid. en deux cens trente lieux. II, 37 Caton ayant vescu quatre-vingts & cinq ans. III, 6. p. 713 il y a huict cens tant d'ans.

Zehner und Einer stehen bald mit, bald ohne et neben einander, z. B.

I, 57 quarante & huict ans. Ibid. vingt & cinq ans. Ibid. quarante sept ans — quarante & cinq — cinquante — cinq ou soixante ans. II, 37 Mon père a vescu soixante & quatorze ans, mon ayeul soixante & neuf. III, 3. p. 644 à vingt & deux ans. III, 4. p. 651 vingt et cinq ans. III, 5. p. 664 à vingt & cinq entreprinses. III, 6. p. 712 vingt-cinq ans.

Un mit dem bestimmten Artikel in attributiver Verknüpfung mit einem Hauptwort:

III, 13. p. 848 & y est l'une bande non moins necessaire que l'autre.

## Vierter Abschnitt.

## Verbum.

### I. Genus verbi.

1) Die Umschreibung des Aktivums durch aller mit dem Gerundium, welche dem Afr. eigen war, wie den andern romanischen Idiomen, erscheint auch bei M. in vielen Stellen; sie war bis in die Zeit Corneilles gebräuchlich. Dieselbe gibt dem Thätigkeitsbegriff die Bedeutung fortgesetzter Dauer, oft aber besagt sie nichts weiter als das einfache Verbum. Manchmal, wie I, 24. p. 87 nos pedantes vont pillotans la Science dans les Liures und III, 4. p. 650 geht das unveränderliche Gerundium in das Particip. Präs. über, welches, mit dem Subject congruirend, die Pluralendung s annimmt.

I, 19 ceux qui nous vont instruisant. I, 24 ceux-cy vont s'embarrassant & empetrant sans cesse. I, 26 C'est une sotte presomption d'aller desdeignant & condamnant pour faux ce qui ne nous semble pas vraysemblable. II, 12. p. 353 c'est prester à la lettre, d'aller attribuant ce grand effect, à quelque ordonnance naturelle. III, 3. p. 645 et vient m'offrant en se courbant, d'une veüe, tous mes Liures, rengez sur des pulpitres. III, 4. p. 647 ny n'allay choisissant les diuerses manieres. Ibid. p. 650 ie ne luy allois pas disant, que ct. — ny ne luy allois representer ct. III, 5. p. 655 Et me vay amusant en la recordation des ieunesses passees. Ibid. p. 662: Nous-l'allons auilissant. III, 6. p. 706 des surgeons & filets d'eau, qui-alloient arrousant & embaumant cette infinie multitude. III, 6. p. 709, 710. — III, 9. p. 753. III, 10. p. 783, 789.

2) In der Vorrede zum Complement des Dictionnaire der Akademie erwähnt L. Barré, nach dem Vorgang des H. Stephanus, als ein Beispiel des auf die französische Syntax wirkenden italienischen Einflusses den häufigen Gebrauch der pronominalen Zeitwörter mit passiver Bedeutung. An und für sich ist nun die Umschreibung des Passivums durch ein reflexives Verbum ganz gewöhnlich, auch im neueren Französisch, jedoch mit Beschränkungen, welche die italienische Sprache nicht kennt (Diez Gr. III. p. 294). Diese Beschränkung betrifft die unpersönliche Construction des reflexiven Verbums und die persönliche dann, wenn das Subjekt eine Person ist. Da diese Ausdrucksweise dem Provenzalischen und wohl auch dem Afr. fremd war,

so ist ihr häufiges Vorkommen in Schriftstellern des XVI. Jahrhunderts allerdings italienischem Einflusse zuzuschreiben.

Bei M. ist diese Bezeichnung des Passivums ausserordentlich verbreitet; das Subjekt kann durch leblose Gegenstände oder Abstrakte, durch Personen und durch das unpersönliche il gebildet werden. Die beiden letzteren Fälle sind der neueren Sprache wieder fremder geworden.

I, 6 ne se doit attendre fiance. I, 9 il se voit par experience que ct. I, 13 comme il se fait le plus souuent. I, 14 comme il se voit par ct. I, 19 il s'en fait mention aux testaments. I, 20 si entraué qu'il ne se parle d'autre chose. II, 2. p. 259 — et se pourroit mettre en doubte si ct. II, 3. p. 267 Il se lict dans la Bible, que ct. II, 6. p. 284 comme il se faict des autres sciences. II, 16. p. 491 il ne s'en parle non plus que ct. (Man spricht von ihnen ebensowenig als u. s. w.). III, 2. p. 636 & ne se void point d'ames, ou fort rares, qui en vieillissant ne sentent l'aigre & le moisi. III, 3. p. 639 les polices, où il se souffre moins de disparité entre les valets & les maistres.

I, 19 un enemy qui se peust euiter.

## II. Modus verbi.

### A. Konjunktiv.

1) Der Konjunktiv ohne que ist im Nfr. viel seltener als im Afr. So ist dem imperativen Konjunktiv die Konjunktion unentbehrlich geworden (Diez Gr. III. p. 206), concessive Nebensätze ohne que kommen nur selten vor (Mätzn. Synt. § 433 fin.). Bei M. steht der Konj. noch häufig in imperativer (a), optativer (b), concessiver Bedeutung (c); in letzterer sowohl in Haupt- als in Nebensätzen. Von den Nebensätzen sind diejenigen hervorzuheben, welche aus zwei oder mehr Gliedern bestehen, und diejenigen, in welchen ein durch tant gesteigerter einzelner Begriff (Adjekt.) eingeräumt wird. Wie bei den deutschen Sätzen dieser Gattung wird auch im Französ. die Inversion angewendet.

a) b) I, 9 Sire, souuienne vous des Atheniens. Ebenso I, 38 souuienne vous de celuy — qui ct. I, 25 Ny le plus ieune refuïe à Philosopher, ny le plus vieil s'y lasse. Ibid. Son exercitation suive l'usage: Ibid. chaque loppin y face son corps. I, 38 Quant à vostre science & suffisance, ne vous chaille, elle ne perdra pas son effect.

II, 10. p. 307 Qui sera en cherche de science, si la pesche, où elle se loge. II, 11. p. 320. II, 12. p. 419 Souuienne vous de ce que dit le prouerbe. II, 12. p. 440 — ne luy chaille. II, 35 La constance & la resolution soyent pareilles à nostre commune fin, mais la beaute & la gloire soit plus grande de ta part. II, 37 — Qui a de la valeur, si le face cognoistre en ses moeurs. III, 9. p. 740 Ia Dieu ne permette ct. III, 13. p. 846 Ne vous chaille. Ibid. p. 847 suffise vous qu'il vous oye. III, 9. p. 756 Dieu en chasse loing nos diuisions. cf. III, 2. p. 629, 630. — III, 5. p. 672. — III, 13. p. 859.

c) III, 1. p. 617 Chasque action fait particulierement son ieu; porte s'il peut. III, 5. p. 655 Les ans m'entrainnent s'ils veulent, mais à reculons. III, 9. p. 769 ceste difforme liberté — soit loisible à ceux qui ct.

I, 25 Aille deuant ou apres: une utile sentence, un beau traict est tousiours de saison. I, 41 — celuy, qui me doit, vueille-il ou non, tout ce qu'il peut. III, 9. p. 765 Soyent des assietes d'estain, de bois, de terre: bouilly ou rosty — tout m'est un.

II, 12. p. 445 tout autre remede, tant fantastique soit-il. II, 2. p. 260 — il y a quelque faueur, tant saincte soit elle. Ibid. p. 261 et a raison d'apeller folie tout eslancement, tant louable soit-il, qui surpasse nostre propre iugement. III, 5. p. 694 l'esprit, tant rassis & meur soit-il. III, 11. p. 812 Pour toute autre chose, tant legere soit-elle — on les empale.

2) Der Conjunct. Plusquamperfecti ist im Nfr. bei hypothetischen Haupt- u. Nebensätzen im häufigsten Gebrauch, nicht aber der Conj. Imperfecti. Diese letztere Form gebraucht M. hie und da im hypothetischen Hauptsatz, auch wenn das bedingende Glied fehlt, statt des sonst allgemein üblichen Conditionalis, eine Anwendung dieses Konjunktivs, welche den andern romanischen Sprachen fremd ist. Man darf deshalb vermuthen, dass M. den Gebrauch dieser Form in dieser Bedeutung aus der Syntax der lateinischen Sprache (III, 2. p. 631 u. I, 25 ceste langue estoit la mienne maternelle.) unmittelbar entlehnt hat.

I, 19 autrement de ma part ie fusse en continuelle frayeur. Ibid. ie ne suis pas homme, qui y reculast. Ibid. Qui y tomberoit tout à un coup, ie ne crois pas que nous fussions capables de porter un tel changement. I, 56 Il est peu d'hommes qui osassent mettre en euidence les requestes secrettes qu'ils font à Dieu. II, 17 Je desirasse

d'aucuns Princes — qu'ils en (im Grüssen) fussent plus espargnans. III, 1. p. 619 Si n'est-ce pas à dire, quand mon affection me porteroit autrement, qu'incontinent i'y portasse la main.

3) Bejahende Substantivsätze, welche von Zeitwörtern des Denkens und Sagens regiert werden, haben im Nfr. mit seltenen Ausnahmen den Indikativ; ebenso diejenigen Substantivsätze, welche die Stelle des Subjekts vertreten, und endlich die indirekten Fragesätze. Hier setzt M. sehr häufig den Konjunktiv, übereinstimmend mit dem Afr. (Mätzn. Synt. § 97), vielleicht auch unter dem Einfluss der lateinischen Syntax, welche in diesen Fällen zu der subjektiven Auffassung des Satzes neigte.

Solche Zeitwörter des Denkens sind z. B. trouuer, iuger, considerer, reconnaître; estimer hat fast immer den Konjunkt. im Gefolge.

a) Der Substantivsatz ist Subjekt.

I, 24. p. 91 C'est chose digne de tres-grande consideration, qu'en cette excellente police de Lycurgus — il s'y face si peu de mention de la doctrine. III, 5. p. 685 C'est un bel usage de nostre nation, qu'aux bonnes maisons nos enfans soyent receuz. Ibid. p. 692 c'est bien raison, commè ils disent, que le corps ne suyue point ses appetits au dommage de l'esprit. III, 8. p. 721 ce m'est tout un, qu'un autre le face. III, 9. p. 749 cela mesmes, que ie sois lié a ce que i'ay à dire, sert à m'en desprendre. Ibid. p. 759 le plus grand desplaisir de mes peregrinations, c'est que ie n'y puisse apporter cette resolution, d'establir ma demeure où ie me plairoy. III, 11. p. 812 L'extreme espece d'iniustice, selon Platon, c'est que, ce qui est iniuste, soit tenu pour iuste.

b) Der Substantivsatz ist Objekt.

I, 18 — voulu dire que ce mesme bon-heur de nostre vie — ne se doiue iamais attribuer à l'homme, qu'on ne luy ayt veu ioüer le dernier acte de sa comedie. cf. I, 20. p. 63. — I, 24. p. 86. — II, 1. p. 252 — aucuns songent que nous ayons deux ames. III, 5. p. 680 considerant encore qu'on ayt logé pesle-mesle nos delices & nos ordures ensemble. Ibid. p. 688 — si nous trouuons qu'il y faille courir. III, 6. 'p. 712 Aussi iugeoient-ils, ainsi que nous, que l'Univers fust proche de sa fin. III, 17. p. 717 Si on recognoist qu'ils ayent tant soit peu d'affection à la victoire. III, 9. p. 743 Et treuue laid, qu'on entretienne ses hostes du traictement qu'on leur fait. cf. III, 13. p 834, 852, 857. — II, 10. p. 314, 315. — II, 12. p. 329.

Nach estimer: I, 20 il menaça de la tuër, estimant que ce fust

quelque sorcière. I, 48 Ces nouueaux peuples des Indes — estimerent tant des hommes que des cheuaux, que ce fussent, ou Dieux ou animaux, en noblesse au dessus de leur nature. I, 53 L'homme estimant que ce soit par le vice de ces choses qu'il tient, se remplit & se paist d'autres choses. cf. III, 1. p. 625. — 5. p. 674. — 6. p. 705. — 8. p. 728. — 12. p. 822 — estimer mit Indik. II, 11. p. 317.

Nach faire und ähnlichen Begriffen steht ebenfalls sehr häufig der Conj. (Lat. facere, ut seq. Conj.):

III, 2. p. 635 La ieunesse & le plaisir n'ont pas faict autrefois que i'aye mescogneu le visage du vice en la volupté: ny ne fait a cette heure, le degoust que les ans m'apportent, que ie mescognoisse celuy de la volupté. III, 3. p. 638 Par ces deux qualitez, i'ay gaigné, qu'on puisse faire au vray, cinq ou six contes de moy, aussi niais que d'autre quel qu'il soit. III, 5. p. 662 Nulle duree de temps, nulle faueur de prince — peut faire qu'un roturier deuienne noble.

c) Konjunktiv im indirekten Fragesatz.

II, 2. p. 258 Ie ne puis pourtant entendre comment on vienne à allonger le plaisir de boire outre la soif. III, 8. p. 721 il m'est comme indifferent, en quel des deux formes ie le sois (sc. iugé). III, 9. p. 743 Il ne nous chaut pas tant, quel soit nostre estre, en nous, & en effect, comme quel il soit, en la cognoissance publique.

Andrerseits folgt nach craindre abweichend vom allgemein romanischen Sprachgebrauch der Indikativ:

z. B. III, 5. pag. 656 Je crains que c'est un traistre.

4) Während das Nfr. in den elliptischen Satzgefügen mit comme si den Indikativ setzt, ist hier bei M. neben diesem Modus auch der Conjunktiv zulässig, wie im Afr.

I, 17 comme si ce fussent ennemis. I, 20 il les payoit comme s'il les eut receus. I, 25 comme si ce fust marchandise malaizée, que reprehensions & nouuelletez. I, 48 tenoit soubs ses genoux & soubs ses orteils des reales: comme si elles y eussent esté cloüees. I, 51 Il m'a fait un discours de cette science de gueule, auec une grauité & contenance magistrale, comme s'il m'eust parlé de quelque grand poinct de Theologie. II, 11. p. 325 — comme si chacun eust presté son sentiment à cette charongne.

5) Im Konsekutivsatz wird der Konjunktiv manchmal gebraucht, ohne dass das Verbum des Hauptsatzes den Zweckbegriff enthält.

III, 3. p. 638 estre si pris à ses inclinations, qu'on n'en puisse

fouruoyer, qu'on ne les puisse tordre. III, 7. p. 717 C'est pitié de pouuoir tant, qu'il aduienne que toutes choses vous cedent. III, 9. p. 761 C'est pour n'estre iamais plaint, que se plaindre tousiours, faisant si souuent le piteux, qu'on ne soit pitoyable à personne. III, 13. p. 858 C'est trop abuse de Nature, de la tracasser si loing, qu'elle soit contrainte de nous quitter.

6) Zuweilen steht auch, entgegen dem nfr. Sprachgebrauch, der Konjunktiv in Relativsätzen, welche in den Bereich der indirekten Rede fallen.

II, 3. p. 266 Pline dit qu'il n'y a que trois sortes de maladie, pour lesquelles eviter on aye droit de se tuër. II, 11. p. 318 — que de faire bien, où il n'y eust point de danger, c'estoit chose vulgaire: mais de faire bien, où il y eust danger, c'estoit le propre office d'un homme de vertu.

B. Infinitiv.

1) An substantivirten Infinitiven ist das Afr. überreich. (Mätzn. Synt. § 232). Das Nfr. meidet dieselben, wofern sie nicht als Substantive eingebürgert sind. Wenn aber Diez (Gr. III. p. 208) sagt, dass Infinitive, die nicht ausdrücklich als Substantiva aufgestellt werden, wie le mentir, le parler, le tomber, le tromper ect. im XVI. Jahrhundert nur 'hie und da' noch vorkommen, so widerspricht dem die Sprache Montaigne's, der sie sehr häufig anwendet. Bei ihm ist der substantivirte Infinitiv jedes Casus sogar noch des Plurals fähig; auch steht er nicht bloss allein, sondern er verbindet sich, je nachdem die substantivische oder verbale Natur vorwaltet, mit attributiven, adverbialen und prädikativen Bestimmungen.

a) I, 19 le premediter donne sans doute grand auantage. I, 25 l'opiniastrer & contester sont qualitez communes. Ibid. L'imitation du iuger, de l'inuenter ne va pas si viste.

b) I, 22 L'aller legitime est un aller froid, poisant & contraint: & n'est pas pour tenir bon à un aller licentieux & effrené. II, 18 Quant aux diuers usages de nos desmentirs. III, 5. p. 681 un proceder sage & discret.

c) I, 5 le vaincre par force — le tromper. I, 19 le sçauoir mourir. I, 19 le saut n'est pas si lourd du mal estre au non estre. Ibid. Le longtemps viure & le peu de temps viure est rendu tout un par la mort. I, 25 Le bien dire. II, 4. p. 274 il pouuoit bien ad-

uenir que le differer à les (sc. lettres) lire eust été d'un grand preiudice. II, 6. p. 284 La coustume a faict le parler de soy vicieux. II, 12 p. 371 Le n'auoir point de mal, c'est le plus auoir de bien que l'homme puisse esperer. III, 2. p. 633 l'imaginer & desirer un agir plus noble que le nostre. Ibid. p. 635 c'est le viure heureusement, non le mourir hereusement, qui fait l'humaine felicité. III, 8 p. 734 le n'oser parler rondement de soy, accuse quelque faute de coeur. III, 9. p. 737 un temps où le meschamment faire est si commun. III, 13. p. 864 Le voir sainement les biens, tire apres soy le voir sainement les maux.

d) — II, 13. L'estre morts ne les fasche pas, mais ouy bien le mourir. II, 16 Il semble que l'estre conneu, ce soit aucunement auoir sa vie & sa duree en la garde d'autruy.

2) Ueber das Vorkommen des Accusativ. cum Infin. im XVI. Jahrhundert spricht Diez III, p. 240, wo er eine Reihe von Beispielen dieser Construktion aus den namhaftesten Schriftstellern anführt. Die aus Montaigne angegebenen Stellen jedoch, in welchen das Subjekt des Infinitivs ein Relativum und zugleich Objekt des regierenden Verbums ist, enthalten nur den noch jetzt herrschenden Gebrauch. Dagegen ist zu bemerken, dass auch M. noch diese Construktion mit derselben Freiheit handhabt, wie das Afr. Der Acc. cum Inf. steht bei ihm als Subjekt bei unpersönlichen Ausdrücken, eine dem Nfr. unmögliche Verbindung; (Mätzn. Synt. § 216) als Objekt bei den Zeitwörtern der Wahrnehmung, Darstellung und Vorstellung (in diesem Falle auch zuweilen mit invertirter Stellung des Subjekts und Prädikats), ja sogar nur von einer Präposition abhängig.

a) I, 24 Il se voit de suffisans hommes aux maniemens des Choses publiques, de grands Capitaines & grands Conseillers aux affaires d'Estat, auoir esté ensemble très-sçauans. Ibid. Il paroissoit bien, leur coeur et leur ame s'estre merueilleusement grossis & enrichis par l'intelligence des Choses. II, 12 p. 385 Il est aisé à distinguer, quelques sectes auoir plus suiuy la verité, quelques autres l'utilité. II, 32 — qui partent parfois de l'une main, et qu'il est grand dommage d'estre occupee à meilleur suiect.

b) I, 5 nous, qui tenons celuy auoir l'honneur de la guerre qui en a le profit. I, 22 Les loix de la conscience que nous lisons naistre de nature. I, 31 Suffit à un Chrestien croire toutes choses venir de Dieu. I, 35 Aux batailles donnees entre les Aegyptiens & les Perses,

Herodote dit auoir esté remarqué — que ct. I, 38 Je suis de ceux qui pensent leur fruit (des livres) ne pouuoir contrepeser cette perte (de la santé). I, 56 Chose incroyable, à qui ne sçauroit, les Payens si deuots idolatres, ne cognoistre de leurs Dieux, que simplement le nom & la statuë. II, 12. p. 433 La priere des Lacedemoniens publique & priuee portoit simplement, les choses bonnes & belles leur estre octroyees.

II, 12. p. 366 De quel fruit pouuons nous estimer auoir esté à Varro & Aristote, ceste intelligence de tant de choses? III, 5. p. 662 — qu'on luy demande — à qui il aymeroit mieux arriuer une honte. III, 12. p. 823 Aristote dit, appartenir aux beaux, le droit de commander.

c) I, 38 Et pour estre les occupations domestiques moins importantes, elles n'en sont pas moins importunes.

Der Konjunktionalsatz kann auch in den Acc. cum Inf. übergehen; z. B. II, 12. p. 366 Timaeus — maintient qu'il suffit, si ses raisons sont probables, comme les raisons d'un autre: car les exactes raisons n'estre en sa main, ny en mortelle main.

3) Der reine Infinitiv ist bei Mont. nicht mehr vorherrschend, wie bei Rabelais (Schönermark, Osterprogr. Bresl. 1861), aber andrerseits ist sein Gebiet weniger eingeschränkt, wie im Nfr. Häufig begegnet er als logisches Subject bei c'est in Verbindung mit einem prädikativen Substantiv, wo im Nfr. de oder que de gesetzt wird; sehr gering jedoch ist die Anzahl derjenigen Fälle, wo er, abweichend vom Nfr., als Objekt mit einem Verbum verbunden ist.

a) Der reine Infinitiv als log. Subjekt; das Prädikat kann der Copula nachfolgen (vgl. Mätzn. Synt. § 9. b.) oder, zum grammatischen Subjekt erhoben, derselben vorangehen (Mätzn. Synt. § 10. d.). In beiden Fällen wird im Nfr. der Infinitiv mit de eingeleitet; ein Gebrauch, der übrigens dem Afr. nicht fremd ist und bei M. gleichfalls oft angetroffen wird. Hier folgen nur Beispiele mit dem reinen Infinitiv.

III, 5. p. 663 C'est trahison, se marier sans s'espouser. Ibid. p. 684 Ne semble pas estre cela une humeur lunatique de la Lune, ne pouuant iouyr d'Endymion son galand, l'aller endormir? III, 8. p. 725 Ny ne me semble responce à propos, à celuy, qui m'aduertit de ma faute, dire qu'elle est aussi en luy. III, 13. p. 864 que ce soit pa-

reillement l'office de la fortitude combattre à l'encontre de la douleur & à l'encontre des — blandices de la volupté.

I, 3. — sa premiere leçon, c'est cognoistre ce qu'il est. I, 19. p. 50 Le continuel ouurage de vostre vie, c'est bastir la mort. I, 20. p. 62 des autheurs, desquels la fin c'est dire les euenemens. cf. I, 24 p. 90, 91. — II, 2. p. 255 Socrates disoit, que le principal office de la sagesse estoit, distinguer les biens & les maux. Ibid. p. 257 Leur fin c'est l'aualler, plus que le gouster (sc. le vin). Ibid. p. 258 Ma constitution est, ne faire cas du boire que pour la suitte du manger. — cf. II, 8. p. 295. — III, 3. p. 637 Nostre principalle suffisance, c'est, sçauoir s'appliquer à diuers usages. Ibid. p. 638 son plus laborieux & principal estude, c'est, s'estudier soy. III, 7. p. 716 Le plus aspre & difficile mestier du monde, c'est, faire dignement le Roy. III, 8. p. 722 le fruit du disputer, c'est perdre & aneantir la verité. III, 9. p. 771. — III, 11. p. 808. III, 12. p. 814 La vraye liberté c'est pouuoir toute chose sur soy.

b) Der reine Infinitiv als Objekt abhängig von Zeitwörtern.

I, 3 — qui entreprennent viuans & respirans, iouyr de l'ordre & honneur de leur sepulture. I, 22 de ce nouueau (feu) sont tenus les peuples voisins venir puiser chacun pour soy. II, 8. p. 291 il a pleu à Dieu nous doüer de quelque capacité de discours. III, 2. p. 630 — qui luy offroient — mettre sa maison en tel poinct — III, 8. p. 733 comme s'il craignoit nous fascher de leur multitude. III, 9. p. 772 dedaignent s'y coucher pour si peu.

In den meisten Fällen folgt jedoch auch nach diesen Zeitwörtern der präpositionale Infinitiv.

Anmerkung. Neben dem im XVI. Jahrhundert und später gebräuchlichen c'est à savoir oder bloss à savoir trifft man bei M. auch die Form savoir est; z. B. II, 3. p. 265 qui a priué son plus proche & plus amy, sçauoir est soy-mesme de la vie.

4) Der Infinitiv mit de steht abweichend vom Nfr. sehr häufig am Anfang eines Satzes, sowohl als Subjekt wie als Objekt.

a) I, 22 De la (pudicité) traitter & faire valoir selon nature, il est autant mal-aysé, comme il est aysé de la faire valoir selon l'usage. I, 23 D'apeller les mains ennemies, c'est un conseil un peu gaillard. II, 2. p. 259 Mais d'y ioindre la constance, c'est sa derniere perfection. Ibid. p. 260 — car de les (inclinations) emporter, il n'est pas en luy. II, 6. p. 285 De dire moins de soy, qu'il n'y en a, c'est sottise, non

modestie; se payer de moins, qu'on ne vaut, c'est lascheté. II, 10. p. 316 de taire ce que tout le monde sçait — c'est un defaut inexcusable. III, 2. p. 629 De fonder la recompence des actions vertueuses, sur l'approbation d'autruy, c'est prendre un trop incertain & trouble fondement. Ibid. p. 630 d'y estre reglé, c'est le point. III, 3. p. 642 de s'y mesler sans amour, & sans obligation de volonté — c'est de vray pouruoir à sa seureté, mais bien laschement. III, 5. p. 670 de refuser ces abbors, c'est tesmoignage de foiblesse. III, 8. p. 718 De les condamner, parce qu'ils ont failly, ce seroit bestise. Ibid. p. 720, 723, 731. III, 9. p. 737 En un temps, où le meschamment faire est si commun, de ne faire qu'inutilement, il est comme louable. Ibid. p. 740, 745. III, 13. p. 836 D'apprendre qu'on a dit ou fait une sottise, ce n'est rien que cela. Ibid. p. 848, 854.

b) I, 9 de mettre à nonchaloir la charge que mon amy m'a donnee, ie ne le fay pas. I, 23 De te nuire desormais il ne pourra. I, 27 D'y comparer l'affection enuers les femmes quoiqu'elle naisse de nostre choix, on ne peut. III, 2. p. 632 car d'y pouruoir tout à la fois, il ne peut. III, 5. p. 676 — que de les guarir par voye legitime, il ne faut pas l'esperer. III, 9. p. 776 De m'en deffaire, ie ne puis, sans me deffaire moy-mesmes.

Hie und da steht auch die Präposition de nach Zeitwörtern, denen im Nfr. die Präposition à zu folgen pflegt, z. B. chercher, aimer, apprendre, travailler, se plaire, se resoudre.

I, 25 Nous qui cherchons icy au contraire de former non un Grammairien ct. III, 1. p. 622 et cherchent par leur mort d'estouffer la cognoissance & tesmoignage de telles menees. III, 9. p. 753 — qui ayme d'affranchir les coudees de sa liberté. III, 13. p. 853 sur le paué, depuis mon premier aage, ie n'ay aymé d'aller qu'à cheual. (Ibid. p. 853 Et ay aymé à me reposer ct.) I, 22. p. 65 ayant appris de caresser & porter entre ses bras un veau dès l'heure de sa naissance. Ibid. p. 71 Comme nous, qui nous estudions, auons apris de faire. I, 16. p. 36 Il faut donc trauailler de reietter — chacun à son gibier. I, 3 qui se plaisent de voir en marbre leur morte contenance. I, 22 pour ne se pouuoir resoudre de prendre en haine la maistrise.

Endlich steht der Infinitiv mit de absolut in Vertretung eines Konjunktionalsatzes der Bedingung oder der Art und Weise, wo im Nfr. die Präposition à gebraucht wird (Mätzn. Synt. § 227).

I, 22 il y a grand amour de soy & presomption, d'estimer ses

opinions iusques-là que ct. I, 23 vous ne feriez qu'empirer vostre marché d'essayer à le couurir. III, 1. p. 621 Vous perdrez vostre temps de nous en commander (sc. de charges honteuses).

5) Der Infinitiv mit à steht zuweilen als Objekt bei Zeitwörtern, welchen im Nfr. der Inf. mit de nachfolgt, z. B. fuir, craindre.

I. 19 apprendre à ne craindre point à mourir. II, 13. p. 475 Nul ne se peut dire estre resolu à la mort, qui craint à la marchander. III, 5 p. 681 Chacun fuit à le voir naistre, chacun court à le voir mourir. Ibid. p. 683 Celuy qui craint à s'exprimer, nous achemine à en penser plus.

Häufig begegnet bei M. die im Provenzalischen sehr übliche Wendung (Diez III. p. 228) est à dire, ebenso trouver à dire, es ist etwas auszusetzen, etwas auszusetzen finden = fehlen, vermissen.

I, 22 les Eunuques — ont encore le nez & leures à dire, pour ne pouvoir estre aymez. Ibid. Il y a grand à dire entre ct., es ist ein grosser Unterschied. II, 3. p. 261 Le viure, c'est seruir, si la liberté de mourir en est à dire. II, 10. p. 310 Si n'y a il bon iuge qui les trouue à dire en ces anciens (sc. les pointes), d. h. der sie bei den Alten vermisst. Ibid. p. 314 ie pense qu'en cela seul on y puisse trouuer à redire qu'il a esté trop espargnant à parler de soy. II, 11. p. 327 Quant tout cela en seroit à dire, si y a il un certain respect, qui nous attache; d. h. selbst wenn all dies fehlte u. s. w. II, 17. p. 501 l'authorité que donne une belle presence & majesté corporelle, en est à dire (bei einer kleinen Statur). III, 13. p. 857 ie ne desire iamais, ny ne trouue à dire, ce que ie ne vois pas.

6) Vom Nfr. aufgegeben ist die Verbindung des Infinitivs mit der Präposition depuis, die bei Mont. und auch bei Moliere noch vorkommt.

I, 40 depuis estre sorty de l'enfance.

Endlich ist noch eine Verkürzung der Konsekutivsätze zu erwähnen, in welchen manchmal auf die Conjunktion nicht das Verbum finitum, sondern der Infinitiv mit que folgt.

I, 17 estant si fort esperdu de frayeur, que de se ietter à tout son enseigne hors de la ville. II, 11. p. 319 la vertu qui sera montee à tel poinct, que de non seulement mespriser la douleur, mais de s'en esiouyr. III. 2. p. 635 Il ne nous faut pas laisser emporter si entiers, aux alterations naturelles, que d'en abastardir nostre iugement. III, 4. p. 652 nulle sagesse va si auant que de conceuoir la cause d'une tristesse ct.

### C. Participium.

1) Das verbale Partic. Praesentis ist im Nfr. überall unveränderlich; in der Endung ant sind die Formen des lateinischen Gerundium und Partic. praes. zusammengeflossen, und hinsichtlich der syntaktischen Struktur hat das unflexivische Gerundium im Laufe der Zeit die Oberhand, dann ausschliessliche und alleinige Herrschaft gewonnen. Bei Mont. (wie auch bei Rabelais, s. Schönermark Osterpr. Bresl. 1861 p. 19 seq.) kommen beide Formen noch neben einander vor. Dabei muss man zwischen der abhängigen und absoluten Participialconstruktion unterscheiden. Für jene liefert das dritte Buch wenigstens (und im ersten und zweiten ist das nemliche Verhältniss) eine weitaus grössere Zahl von Stellen, in welchen das part. prés. mit seinem Beziehungswort congruirt, aber auch für den absoluten Participialsatz eine ansehnliche Reihe von Beispielen mit dem durch das flexivische s bezeichneten Participium. Da nach Diez III. p. 256 im Prov. wie im Afr. die flektirte Form die seltnere ist, so darf man hier vielleicht einen Einfluss der lateinischen Syntax vermuthen, um so mehr, als die absolute Participialconstruktion überhaupt bei andern Verben als videre und audire in jenen älteren Sprachen nicht häufig vorkommt.

Die Congruenz des verbalen Particip. Praes. beschränkt sich indess gemäss der doppelgeschlechtigen Natur der Participialform auf die Bezeichnung des Numerus; es dürfte kaum ein Satz gefunden werden, wo die Endung ant das e des Femininums annimmt, so dass also die von Palsgrave aufgestellte Regel: partyciples in ant have no feminynes, wenn auch nicht für Rabelais (s. Schönermark a. a. O.), so doch für Montaigne allerdings zutrifft.

Die folgenden Beispiele sind insgesammt aus dem dritten Buch genommen; sie enthalten zunächst (a) ein abhängiges, (b) ein absolutes Particip, beide mit der Flexionsendung.

a) — 1. p. 617 la responce de Hipperides aux Atheniens, se plaignans de l'aspreté de son parler. Ibid. p. 617 ce sont passions seruans seulement à ceux qui ct. Ibid. p. 620. — 3. p. 643 Estimans, — qu'elles ct. — 4. p. 648 Ces pauures gens qu'on void sur l'eschaffaut, remplis d'une ardente deuotion, y occupans tous leurs sens autant qu'ils peuuent. — 5. p. 667 Les femmes — venans à estre vefues. Ibid. p. 668 Les Lacedemoniennes — s'estimants assez couuertes de leur vertu. cf. Ibid. p. 656, 681, 682 bis, 692. — 6. p. 700: les

[redacted]

grands Autheurs, escriuans des causes. Ibid. p. 702 les trouppes, marchants en la campagne. Ibid. p. 704, 705, 708, 709. cf. Ibid. p. 709 d'ames si neuues, si affamees d'apprentissage, ayants, pour la pluspart, de si beaux commencemens naturels. p. 710 laquelle (religion) ils leur conseilloient d'accepter, y adioustans quelques menasses. p. 713 Ils ne bastissoient point de moindres pierres que de dix pieds en carré — n'y sçachants autre finesse que ct. — 8. p. 734 elles (les mains) y demeurerent attachees & mortes, s'estans departies des bras.

b) — 1. p. 623 Les Syracusains ayans tout à point enuoyé — il y députa Timoleon. — 4. p. 651 Les accueils & entretiens publiqs estans reseruez à ce seruiteur aposté, croyez qu'il n'est guere habile ct. — 7. p. 718 ses amys se plaignans à luy: Vous vous moquez, dit-il. 9. p. 746 Ces humeurs contradictoires, s'estans echauffees, il aduint encore pis du second Senateur. — p. 749 il s'y mesle quelque transposition de chronologie, mescontes prenants place selon leur opportunité. — p. 751 Nous luy condonons la libre continuation du seruice diuin, en la chapelle de sa maison, toutes les Eglises d'autour, estans par nous desertées. — p. 753 ce n'est pas grande merueille: tant de pieces de mes moeurs y contribuants. — p. 770 il ne la (vertu) cognoist pas, les opinions se corrompans auec les moeurs. — 12. p. 816 Les raisins demeurerent suspendus aux vignes, le bien principal du pays: tous indifferemment se preparans & attendans la mort. — p. 825 Il remonte à cheual, ses gens ayants continuellement les yeux sur luy.

Manchmal erhält selbst das part. prés. mit en die Endung s, z. B. III, 11. p. 809 nous les auallons en les achetans.

Diesen Beispielen lassen sich indess, selbst für das abhängige Participium, genug andere gegenüberstellen, in welchen die Endung ant unveränderlich bleibt.

III, 5. p. 686 Se conduisant en leur dispensation ordonnement & mesurement, elles pipent bien mieux nostre desir. — 6. p. 711 trouuant des courages plus forts que leurs tourments, ils en vindrent enfin à telle rage. — 9. p. 740 elles (les espines) nous mordent plus aigu & sans menace, nous surprenant facilement à l'impourveu. cf. Ibid. p. 762. — 11. p. 802 en plusieurs choses de pareille qualité, surpassant nostre cognoissance, ie suis d'aduis ct. — 12. p. 820 — ne pouuant plus porter ceste haine publique, ils se pendirent eux-mesmes. — 12. p. 826 ils m'eurent faict monter sur un cheual — & dispersé mes gens à d'autres, ayant ordonné qu'on nous menast prisonniers. Ibid.

p. 848 me surprennant autrefois affoibly du mal, m'ont iniurieusement traicté de leurs dogmes — me menassant tantost de grandes douleurs.

2) Während das mit auoir verbundene participe passé bei Rabelais in der Mehrzahl der Fälle mit dem vorausgehenden Akkusativobjekt nicht congruirt (das Verhältniss des in diesem Fall unveränderlichen participe zum veränderlichen ist 15 zu 10; s. Schönermark, a. a. O. p. 21) wird von Mont. diese Congruenz nur in sehr seltenen Fällen vernachlässigt; weitaus in den meisten Stellen wird sie beobachtet, so dass bei ihm die Congruenz als Regel angesehen werden muss. Die Stellen, welche von dieser Regel abweichen, sind folgende:

I, 22 d'autres opinions y en a il de si estranges qu'elle n'aye planté & estably pour loix? I, 27 les discours que l'Antiquité nous a laissé sur ce suiect. I, 24 des plus excellens esprits que le monde ait porté. I, 56 ennemie des passions qui nous ont poussé à l'offence. II, 8. p. 290 les extremes offices qu'il a receu de vous. Ibid. p. 302 les choses, que nous auons eu les plus cheres pendant nostre vie. II, 18 les Commentaires qu'Auguste, Caton, Sylla, Brutus & autres auoyent laissé de leurs gestes. Ibid. les changemens qu'elles ont reçeu. III, 2. p. 628 à la fin qu'il s'estoit proposé à sa tasche. III, 3. p. 344 la meilleure munition que i'aye trouue. III, 8. p. 728 C'est chose que i'ay veu souuent de mon temps. III, 9. p. 769 L'humaine sagesse n'arriua iamais aux deuoirs qu'elle s'estoit elle-mesme prescript. III, 10. p. 788 ceux, que i'ay suiuy. III, 11. p. 804 Quant aux oppositions & arguments, que des honneses hommes m'ont faict.

## III. Tempus.

1) Die Umschreibung des Futurums mit esse oder stare und folgendem Infinitiv mit per, beziehungsweise por oder para ist nach Diez III, p. 234 der italienischen, spanischen und portugiesischen Sprache eigen, nicht aber der französischen. Bei Mont. trifft man einige Stellen mit dieser Umschreibung, in welchen man den Einfluss des romanischen Auslandes auf die französische Sprache der damaligen Zeit bemerken darf.

III, 1. p. 618 ils seront, pour demeurer debout (sie werden aufrecht stehen bleiben) quelque iniurieuse mutation & cheute que le Ciel nous appreste. Ibid. p. 623 n'aura-il pas à esperer, que le diuine bonté n'est point pour refuser la faueur de sa main extraordinaire à une main pure & iuste? III, 6. p. 701 signifioit aux autres qu'il

estoit pour vendre bien cher son sang & sa vie, a qui essayeroit de la luy oster.

Etre mit folgendem à und Infinitiv findet sich in folgender Stelle:

I, 9 vous estes à maudire ou l'heur de leur memoire ou le malheur de leur iugement.

In einigen andern Stellen, wo der Begriff der Zukunft besonders hervorgehoben werden soll, treten die zwei ursprünglichen Bestandtheile des Futurums, habere und der Infinitiv, getrennt und selbständig auf, was im Provenz. noch häufig der Fall war (Diez III, p. 269). Nur tritt in den Stellen bei Mont. die Präposition à zum Infinitiv.

I, 56 — nous reçoit en son giron, pour vilains, ords & bourbeux, que nous soyons & que nous ayons à estre à l'aduenir. II, 8. p. 300 Mes amis, qui auez sans doubte bientost à mourir. II, 12. p. 352 — apportoit en sa ville certaines predictions du vent qui auoit à tirer. III, 10. p. 787 Cette regle (vom verbesserten Kalender) touche ceux, qui ont à estre.

2) Der Indic. Imperf. wird von Mont. manchmal gebraucht bei den Begriffen: Sollen, Müssen, Können, entsprechend dem lateinischen Gebrauch (z. B. Cicero de div. 2, 43 Chaldaei oculorum falacissimo sensu judicant ea, quae ratione atque animo videre debebant.) von einer Handlung, welche in der Gegenwart stattfinden sollte oder könnte, während die spätere Sprache in diesem Fall den Conditionalis anwendet.

I, 24 S'il est deuenu meilleur ou plus aduisé c'estoit le principal, & c'est ce qui demeure derriere. Il falloit s'enquerir qui est mieux sçauant, non qui est plus sçauant. Ibid. Il en deuoit rapporter l'ame pleine, il ne l'en rapporte que bouffie. II, 37 — ils se deuoient contenter du perpetuel desaccord, qui se trouue és opinions des principaux maistres. III, 5. p. 687 Nature se deuoit contenter d'auoir rendu cet aage miserable, sans le rendre encore ridicule. III, 6. p. 704 il aduient le plus souuent, que le peuple a raison: & qu'on repaist ses yeux de ce dequoy il auoit à paistre son ventre. III, 8. p. 722 Nos disputes deuoient estre defendues & punies, comme d'autres crimes verbaux. III, 9. p. 749 quant à parler en lisant son escript, — il est de grand desauantage à ceux qui par nature pouuoient quelque chose en l'action.

3) Ein im Französischen seltner Gebrauch ist es, die Zeit nicht durch das regierende Verbum, sondern durch den von demselben ab-

hängigen Infinitiv zu bezeichnen; bei Mont. findet man diese Fügung zuweilen.

I, 25 Quelqu'un me disoit, que ie me deuois estre un petit estendu sur le discours de l'institution des enfans (ich hätte mich ein wenig verbreiten sollen). III, 13. p. 851 Et s'escrioit au bon Esope, qu'il deust auoir pris, de cette consideration, un corps propre à une belle fable.

## Fünfter Abschnitt.

### Präpositionen.

Autour, in übertragener Bedeutung: in Bezug auf, über. I, 25 des iugemens seurs & ouuers autour des obiects qu'elle cognoissoit.

Dedans als Präposition (so noch von Corneille und Molière gebraucht). II, 5 bouillir dedans une marmite. II, 12. p. 336 le monde est un temple tres-sainct, dedans lequel l'homme est introduict. III, 12. p. 815 Et dehors & dedans ma maison.

Dessous als Präpos. II, 5 le liure de raisons qu'il auoit dessous sa robbe.

En wird viel häufiger gebraucht als dans. I, 5 une regle en la bouche de tous les hommes de guerre. Ibid. le Gouuerneur en une place assiegée. Ibid. Eumenes en la ville de Nora pressé par Antigonus. I, 6 les Espagnols — en userent comme en une victoire planiere. I, 9. p. 21 en la bouche d'un Seigneur. Ibid. en un mesme suiect. I, 19. p. 51 — la distribution & varieté de tous les actes de ma comedie, se parfournit en un an. Ebenso unzählige Beispiele im II. und III. Buch.

Emmy, auch bei Amyot und Malherbe (Mätzn. Synt. § 196.) I, 15 emmy la place publicque. I, 22 emmy la rue. I, 23 se ietter — emmy cette mer. I, 48 emmy la place.

Ensemble als Präpos. (wie bei Rabelais, Diez III. p. 169). I, 51 ordonnerent, que sa principale partie, qui est esmouuoir les affections, fust ostée, ensemble les exordes & perorations.

Environ als Präpos. wie im Afr. (Mätzn. Synt. § 207). I, 19 je suis à toute heure preparé environ ce que ie le puis estre. I, 25 car environ l'aage de 7 ou 8 ans ie me desrobois de tout autre plaisir. III, 9. p. 757 environ midy. III, 11. p. 810 environ le temps que.

És, im Nfr. nur in einigen Formeln beibehalten, bei M. ziemlich

häufig. I, 11 moyens de diuination és astres, és esprits, és figures de corps, és songes & ailleurs. Ibid. és confusions publiques. I, 22 és regions que bon luy a semblé. Ibid. és mains de la commune. I, 23 és Escrits d'autruy. I, 29 les mariages des parens és degrez deffendus. II, 2. p. 257 és Nations les mieux reiglees. II, 4. p. 274 és affaires d'autruy. III, 2. p. 629 ny és biens ny en la bourse d'homme François. Ibid. p. 634 és choses où ie n'ay à employer que le iugement.

Ioignant, neben. (Nach Mätzner Synt. § 198 im XVI. Jahrhundert noch in allgemeinem Gebrauch.) I, 19 ioignant les Eglises. I, 23 passa tout ioignant un halier.

Pour statt nfr. par. I, 12 pour exemple. Ebenso pource que st. parce que (s. die Konjunktionen).

Par après, nachher (von Mätzner Synt. § 201, 6. nicht aufgeführt). III, 1. p. 621 — tel l'a commandee, qui par apres l'a vengee rigoureusement (sc. la trahison). Vgl. die Verbindung par ainsi, folglich II, 6. p. 281. — II, 8. p. 301 de ceux-cy (les enfantemens de nostre esprit), toute la beauté, toute la grace et le prix sont nostres. Par ainsi ils nous representent & nous rapportent bien plus viuement que les autres.

Puis, im Afr. gebräuchlich im Sinn von depuis, Mätzner Synt. § 184. — III, 5. p. 674 — qui ne se laissa voir oncques puis ses nopces.

Quand et (auch quant et) in der Bedeutung: mit. I, 6. p. 16 ayant quand & luy introduict son armee. I, 19 y a-il chose qui ne vieillisse quant & vous? I, 22 les femmes vont à la guerre quand & leurs maris. II, 3 p. 267 Les femmes Juifues apres auoir faict circoncire leurs enfans, s'alloient precipiter quant & eux. II, 3. p. 270. — III, 1. p. 617 Que Montaigne s'engouffre quant & la ruyne publique. III, 6. p. 702 Marc Antoine fut le premier, qui se fit trainer à Rome, et une garse menestriere quand & luy, par des lyons attelez à un coche. III, 9. p. 763 La pluspart des Choses necessaires, ie les porte quant & moy. III, 11. p. 810 elle se ruyne quand & quand le reste.

Dieses quand & quand hat dieselbe Bedeutung wie quand et und steht auch als Adverbium. I, 9. p. 22 il faut que leur parole se diuersifie quand & quand (zu gleicher Zeit, zugleich). I, 10 il y a quant & quant aussi cela. II, 5 elle (la peine) naist en l'instant & quant &

quant le pesché. II, 8. p. 291 la propension naturelle marchant quant & quant la raison.

Sus, wie im Afr. in der Bedeutung von sur. I, 12 — se promenoyent sus le theatre. II, 12. p. 354 sus son lict. III, 13. p. 868 sus nostre cul. — Als Adverbium steht sus II, 5: imputations que luy mettoit sus un Tribun.

## Sechster Abschnitt.

## Adverbien.

Auec, ursprünglich Adverbium, weil zusammengesetzt aus ab hoc d. h. cum hoc (Diez Gr. II. p. 453) wird als solches noch hie und da gebraucht.

I, 56 — et que moy auec — peut-estre, m'en deurois taire. II, 7. p. 287 Il n'escheit pas de recompense à une vertu, pour grande qu'elle soit, qui est passee en coustume: & ne sçay auec (und zudem weiss ich nicht), si nous l'appellerions iamais grande, estant commune.

D'autant in Verbindung mit dem Verb. boire; zunächst in der Bedeutung: um die Wette; sich gegenseitig vor- und zutrinken. Diese Bedeutung zeigen zwei Stellen: II, 2. p. 257 cet essay de boire d'autant estoit fort en usage. Ibid. p. 259 les Alemans, qui commencent lors le combat à boire d'autant. Ferner steht es in der Bedeutung, sich berauschen: II, 2. p. 256 Iosephe recite, qu'il tira le ver du nez à un certain Ambassadeur que les ennemis luy auoient enuoyé, l'ayant fait boire d'autant. Ibid. p. 256 iusques aux Stoiciens il y en a qui conseillent de se dispenser quelquefois à boire d'autant & de s'enyurer pour relascher l'ame. — Dieser Ausdruck findet sich auch bei Rabelais; ebenso in den Cent nouv. Nouv. das Wortspiel: boire d'autant & d'autel.

Deuant als Adverb mit temporaler Bedeutung: II, 15 — il reuient à ses importuns hannissements & à ses chaleurs furieuses comme deuant. III, 5. p. 677 long-temps deuant. III, 8. p. 728 trois iours deuant.

Guère, nach der Vermuthung Diez' (Wörterbuch der roman. Spr. III. Aufl. 1. Band) von ahd. weigar = multum. Die von Diez ausgesprochene Ansicht, dass das nur in wenigen Stellen vorliegende weigar sehr volksüblich gewesen sein muss, scheint ganz richtig zu sein. Die

[redacted]

Landleute im Ries, der Heimat des Verfassers, gebrauchen sehr häufig die Ausdrücke: Jo wāger (oder wāgerle) u. Noi wāger, also 'wäger' zur Verstärkung der Bejahung und Verneinung. Dies Wort aber wird wohl mit weigar identisch sein. — Ueber die Bedeutung von guere spricht Robert Estienne in seiner Grammatik (1569, p. 87) folgendermassen: „Guère ou gaire signifie beaucoup ou moult, soit de temps ou autre chose, et ne se met jamais sans négation précédente: comme 'il n'y a guère qu'il est venu' pour 'il n'y a pas moult de temps,' 'il n'y a guère de vin'. Les Savoyens en usent sans négation en interrogant, 'guère cela?' comme s'ils disoyent, 'cela coustera-il beaucoup?'" Mit dieser Bedeutung finden wir gueres auch bei Montaigne, und zwar im Genitiv und Dativ als neutrales Adjektiv, von welchem, als einem Quantitätsbegriff, auch ein Genitiv abhängen kann.

III, 9. p. 755 (wo Montaigne den Staat mit einem Körper vergleicht). Nostre fieure est survenuë en un corps, qu'elle n'a de gueres empiré (es hat ihn nicht um viel verschlimmert, da er schon vorher schlimm daran war). Ibid. p. 770 — les esprits hauts ne sont de guere moins aptes aux choses basses que les bas esprits aux hautes. III, 12. p. 815 Nous ne sommes cheus de gueres haut (sehr hoch).

I, 9. p. 24 — & ne tint à guere qu'il n'en perdist la vie, es fehlte nicht viel daran, dass er das Leben verlor. II, 10. p. 214 mais certes cela n'appartient à gueres de gens.

Indessen auch ohne Negation steht dieses guere, wie I, 19 si nature ne preste un peu, il est malaysé que l'art & l'industrie aillent guere auant.

Sehr häufig ist übrigens guere als Füllwort bei einer Verneinung, so dass ne — guere so viel als 'gar nicht' bedeutet.

Hors wird nicht selten nach einem Verbum als Adverbium gesetzt; so z. B. I, 40 Je fus quelques années en ce point: Je ne sçay quel bon demon m'en ietta hors. II, 5 les furies vengeresses de la conscience le firent mettre hors (un parricide). II, 6. p. 281 pousser hors. III, 1. p. 618 tirer hors.

Ia (lat. jam), ohne mais in der Bedeutung: nie. III, 9. p. 740 Ia Dieu ne permette que ct. An einer andern Stelle: Ia à Dieu ne plaise que philosopher ce soit apprendre plusieurs choses.

Mais bei pouvoir, jetzt veraltet, aber noch bei Molière, Dép. amour. V, 3: Et puis-ie mais, chétif, si le coeur leur en dit? —

II, 5 Que peut-il mais de vostre ignorance? III, 1. p. 624 un

mesme magistrat fait porter la peine de son changement, à qui n'en peut mais.

Meshuy I, 8. p. 20 il me sembloit ne pouuoir faire plus grande faueur à mon esprit, que de le laisser en pleine oysiueté, s'entretenir soy-mesmes, & s'arrester & rasseoir en soy. Ce que i'esperois qu'il peut meshuy faire plus aysément, deuenu — plus poisant, & plus meur. cf. III, 13. p. 857.

Mon (nach Diez vom lat. munde), allerdings, gewiss: II, 37 p. 601 Un Medecin vantoit à Nicocles, son art estre de grande auctorité: Vrayement c'est mon, dit Nicocles, qui peut impunement tuer tant de gens.

Onques, jemals; kommt noch ziemlich häufig vor. I, 3 la plus forte bataille, que les Grecs ayent onques donnee en mer de leurs forces. I, 20 — si qu'onques puis il ne l'y peut remettre. I, 22 un peuple obligé à suiure des loix qu'il n'entendit oncques. III, 1. p. 621 aucun ne vit onques puis l'air de Macedoine.

Ores — ores, bald — bald. II, 1. p. 250 ores doucement, — ores auecques violence.

Oui wird zuweilen, wie das deutsche ja, angewendet, um eine Steigerung einzuleiten. II, 6. p. 284 un amusement — qui nous retire des occupations communes du monde: ouy, & des plus recommandees. II, 12. p. 364 Quand i'imagine l'homme tout nud (ouy en ce sexe qui semble auoir plus de part à la beauté). II, 17. p. 500 Quant au Latin, qui m'a esté donné pour maternel, i'ay perdu — la promptitude de m'en pouuoir seruir à parler: Ouy, & à escrire, en quoy autrefois ie me faisoy appeller maistre Iean. III, 3. p. 633 le repentir ne touche pas proprement les choses qui ne sont pas en nostre force: ouy bien le regret. cf. III, 9. p. 751. — II, 13 L'estre morts ne les fasche pas, mais ouy bien le mourir.

Parmy, als Adverb bei einem Zeitwort: II, 3. p. 267 il y a quelque plaisir corporel, naturellement meslé parmy.

Pieça, nach H. Estienne, de la Conformité du langage fr. auec le Grec, Par. 1569. p. 7 = il y a bonne pièce de temps.

I, 19 tu vis pieça par faueur extraordinaire. II, 17. p. 502 ie suis engagé dans les auenues de la vieillesse, ayant pieça franchy les quarante ans.

Quasi, fast, zur Zeit des Th. Corneille veraltet. I, 8 Car ie n'en recognoy quasi trace (de memoire) en moy. I, 24 n'ayant quasi autre

but que le profit. cf. II, 2. p. 257, 258. — II, 8. p. 293. — III, 2. p. 632. — Ibid. p. 634 quasi tout le monde.

Tant und autant vor Adjektiven und Adverbien, wo im Nfr. meistens si und aussi gesetzt wird.

I, 9 de la malice autant ennemye de mon humeur. I, 11 ce tant celebre art. I, 25 tant exacte estoit ma discipline. III, 2. p. 634 autant profondement, que Dieu me voit, et autant uniuersellement. Ib. p. 634 autant ialoux des droits de mon repos. III, 4. p. 647 autant animé que l'autre. Ibid. p. 650 Tant parfaicts hommes. III, 5. p. 680 d'une volonté autant volage. Ibid. p. 691 autant volontiers que ct. (Dagegen III, 13. p. 842 aussi volontiers.) III, 8. p. 724 — III, 9. p. 764 Tant sottement nostre crainte regarde plus au moyen qu'à l'effect. III, 13. p. 842 on escript autant indiscrettement qu'on parle.

Voire, oft voire et, sogar.

I, 3. — pour nous amuser à ce qui sera, voire quand nous ne serons plus. I, 4 se dressant un faux suiect & fantastique, voire contre sa propre creance. II, 3. p. 264 Voire quelquefois la fuitte de la mort faict que nous y courons. cf. I, 10. p. 23. — 13. p. 32. — 14. p. 33. — 19. p. 46. — 22. p. 70, 73. — II, 1. p. 249, 252, 253. — 3. p. 270. — 7. p. 287. — III, 1. p. 616, 624.

Anmerkung. Eine besondere Vorliebe hat Mont. für die Adverbialformen mit der Endung ment. Und wie er überhaupt gerne synonyme Begriffe häuft, so liebt er auch namentlich, zwei solcher Adverbialformen zusammenzustellen; ja an vielen Stellen finden sich noch mehr solche Wörter zusammen, mehr jedenfalls, als die neuere Sprache gewöhnlich zulässt. Solche Stellen sind z. B. folgende:

I, 18 il se porte bien, je veux dire quietement & sourdement. I, 19. p. 47 Jamais homme ne se prepara à quiter le monde plus purement & pleinement, & ne s'en desprint plus uniuersellement que ie m'attens de faire. Ibid. p. 50 la mort touche bien plus rudement le mourant que le mort, & plus viuement & essentiellement. I, 20. p. 60 — en ce fait sa cause estant inseparablement conioointe à un consort, & indistinctement, on ne s'addresse pourtant qu'à luy, & par les arguments & charges qui ne peuuent appartenir à sondit consort. Car l'effect d'icelui est bien de conuier inopportunement parfois, mais refuser, iamais; & de conuier encore tacitement & quietement. cf. I, 23. p. 82. — I, 24. p. 90.

II, 1. p. 250 nous ne voulons rien librement, rien absolument, rien constamment. Ibid. p. 252 tout cela ie le vois en moy aucunement, selon que ie me vire: & quiconque s'estudie bien attentiuement, trouue en soy, voire & en son iugement mesme, ceste volubilité & discordance. Je n'ay rien à dire de moy, entierement, simplement & solidement, sans confusion & sans meslange, ny en un mot. II, 8. p. 297 Il faut qu'elles l'usurpent ou finement, ou fierement & tousiours iniurieusement. Und auf der nemlichen Seite gleich darauf: Ceux qui n'ont ny femme ny fils, tombent en ce malheur plus difficilement, mais plus cruellement aussi & indignement. cf. II, 13. p. 476. III, 2. p. 627 Secondement, que iamais aucun ne penetra en sa matiere plus auant, ny n'en esplucha plus distinctement les membres & suittes: & n'arriua plus exactement & plus plainement, à la fin qu'il s'estoit proposé à sa tasche. III, 3. p. 639 Et nous l'ordonne lon principalement en ce temps, qu'il ne se peut parler du Monde, que dangereusement, ou faucement.

## Siebenter Abschnitt.

## Conjunktionen.

### I. Beiordnende.

Ains, sondern.

I, 4 pour rendre une veuë plaisante, il ne faut pas qu'elle se perduë & escartee dans le vague de l'air, ains qu'elle ayt butte pour la soustenir à raisonnable distance. I, 12 L'impression des passions ne demeure pas en luy superficielle, ains va penetrant iusques au siege de sa raison. I, 22. p. 73 ains au rebours, sondern im Gegentheil. I, 24. p. 87. II, 3. p. 264 nous ne sommes pas nays pour nous, ains aussi pour nostre païs. II, 6. p. 278, 281.

D'autant, um deswillen, deshalb; häufiger in der Verbindung mit que als unterordnende Conjunktion.

III, 12. p. 814 En un temps ordinaire & tranquille, on se prepare à des accidens moderez & communs: mais en ceste confusion où nous sommes depuis trente ans, tout homme François — se voit à chaque heure, sur le poinct de l'entier renuersement de sa fortune. D'autant faut-il tenir son courage fourny de prouisions plus fortes & vigoureuses.

Si steht noch hie und da zur Anknüpfung des Nachsatzes, auch

wohl, jedoch sehr selten, zur Einführung eines beigeordneten Satzes, wie im Afr.

II, 37 Qui a de la valeur, si le face cognoistre en ses moeurs. II, 10. p. 307 Qui sera en cherche de science, si la pesche, où elle se loge.

III, 11. p. 812 Les viuans y eurent à partir, si eurent ceux qui n'estoient encore nays.

Si mit adversativer Bedeutung begegnet oft, z. B. I, 15 si (dennoch) est-il à craindre; im Nachsatz I, 22 Ausquelles (polices ciuiles), encore que l'humaine raison aye beaucoup plus de commerce, si sont elles souuerainement iuges de leurs iuges. Manchmal wird es durch pourtant verstärkt, z. B. I, 55 Et si pourtant ie me trouue peu suiect aux maladies populaires, qui se chargent par la conuersation, & qui naissent de la contagion de l'air (obwohl, wie Mont. im vorigen Satz versichert, Gerüche, mit welchen er in Berührung kommt, sich noch Stunden lang nachher in seinem Schnurrbart halten). Sehr häufig kommen vor et si (in rein adversativer Bedeutung im Nfr. beibehalten, vgl. Mätzner, Synt. § 348 fin.) und si est-ce que, letzteres auch zur Einführung des Nachsatzes.

I, 5 Si est-ce que les vieux du senat — accuserent cette prattique. Ibid. Si est-ce qu'encores en y a-il, qui ct. (Jedoch gibt es noch solche, die u. s. w.). cf. I, 10. p. 23. — 11. p. 26. — 17. p. 38. — 22. p. 75. — III, 1. p. 625.

I, 24 p. 89 encore que ces deux pieces soyent necessaires, & qu'il faille, qu'elles s'y trouuent toutes deux: si est-ce qu'à la verité celle du sçauoir est moins prisable, que celle du iugement. II, 1. p. 252 Encore que ie sois tousiours d'aduis de dire du bien le bien, & d'interpreter plustost en bonne part les choses qui le peuuent estre; si est-ce que l'estrangeté de nostre condition, porte que nous soyons souuent par le vice mesme poussez à bien faire, si le bien faire ne se iugeoit par la seule intention.

Tant plus — tans plus, je mehr — desto mehr. II, 31 Tant plus tu te recules arriere, tant plus tu y entres. Ebenso Rabelais bei Mätzner Synt. § 450.

Pourtant im konklusiven Sinn, wie im Afr. besonders auch bei Rab. s. Mätzn. Synt. § 368. fin. I, 48 la premiere prouision, dequoy ils se seruoient à brider la rebellion des peuples de nouuelle conqueste, c'estoit leur oster armes & cheuaux. Pourtant voyons-nous si souuent

en Cesar: arma proferri, iumenta produci, obsides dari iubet. cf. I, 23. p. 81, 83. — II, 11. p. 319 — une si belle action eust esté indecemment logée en toute autre vie qu'en celle de Caton: & qu'à la sienne seule il appartenoit de finir ainsi. Pourtant ordonna-il selon raison & à son fils & aux Senateurs — de prouuoir autrement à leur faict. cf. III, 3. p. 630. — 13. p. 834.

Tel — que, sowohl — als auch; tel dabei im neutralen Sinn genommen, was im Afr. öfter vorkam (Mätzn. Synt. § 452).

II, 1. p. 252 un homme pareillement resolu à tous accidens; tel seul qu'en compagnie: tel en camp clos qu'en une bataille.

## II. Unterordnende.

1) Die Konjunktion que kann, wie im Afr. nach gewissen Präpositionen und Adverbien (s. Mätzn. Synt. § 327), so bei Mont. nach de mesmes ausgelassen werden.

II, 11. p. 320 Toute mort doit estre de mesmes sa vie. II, 12. p. 449 Il est vray-semblable que les yeux des animaux, que nous voyons estre de diuerse couleur, leur produisent les apparences des corps de mesmes leurs yeux. III, 5. p. 661 Ceux qui pensent faire honneur au marriage, pour y ioindre l'amour, font de mesmes ceux, qui ct. III, 6. p. 702 — marchoit par païs en coche, de mesme cette peinture.

Nach den Adverbien der Vergleichung, des Grades, der Quantität (si, ainsi, tant, autant) steht bei Mont. wie auch noch bei Corneille (s. Mätzn. Synt. § 450) sehr häufig comme statt nfr. que.

I, 9 la definition du mot de mentir en Latin porte autant comme aller contre sa conscience. I, 16 au superieur nulle utilité ne doit estre si chere, comme luy doit estre chere leur — obeïssance. I, 56 (Dieu) est pourtant autant iuste, comme il est bon & comme il est puissant. II, 12. p. 451 tout ainsi comme; ebenso III, 5. p. 690. — III, 8. p. 729. — III, 10. p. 788. — III, 5. p. 677 Cette peinture est conduitte, non tant par dexterité de la main, comme pour auoir l'obiect plus vifuement empreint en l'ame. Ibid. p. 678 aûtant comme ils artialisent la nature. III, 6. p. 707 Si nous voyions autant du Monde, comme nous n'en voyons pas. III, 9. p. 742 ie ne prise pas tant la foy de mes gents, comme ie mesprise leur iniure. cf. III, 8. p. 719, 721, 729. — 9. p. 754, 766. — 10. p. 782, 793.

Ganz entsprechend dem deutschen so wie so ist bei Mont. ainsi

comme ainsi; z. B. II, 13. p. 475 il ne leur fut possible pour cela de luy faire changer d'opinion (Atticus, der sich selbst den Tod geben wollte), disant, qu'ainsi comme ainsi luy falloit-il un iour franchir ce pas. cf. II, 17. p. 505. — III, 1. p. 623. — III, 11. p. 799.

Bei direkter Frage ist im Nfr. die ältere Form comme durch die jüngere, comment, verdrängt worden; bei Mont., selbst bei Molière (Diez Gr. III. p. 300) ist jene noch im Gebrauch.

I, 19 si elle (la mort) nous effraye, comme est-il possible d'aller un pas auant, sans fiebvre? Ibid. ces exemples nous passans deuant les ieux, comme est-il possible qu'on se puisse deffaire du pensement de la mort? II, 12, p. 385 Et si on ne le prenoit ainsi, comme couuririons nous une si grande inconstance, varieté & vanité d'opinions ct.? cf. II, 37. p. 596.

2) An zusammengesetzten Conjunktionen ist die Sprache Montaigne's um ein beträchtliches noch reicher als die spätere; darunter befinden sich mehrere, welche, mit dem neutralen ce und einer Präposition gebildet, im Nfr. veraltet sind; so cependant que, sans ce que, à ce que, pour ce que (Mätzn. Synt. p. 322). Solche im Nfr. nicht mehr gebräuchliche Conjunktionen sind nun, nach ihrer Bedeutung geordnet, folgende:

### 1. Mit temporaler Bedeutung.

cependant que. I, 19 cependant qu'il donne delay d'une huictaine à une partie, le voila saisi. I, 9. p. 21. — II, 8. p. 296. — III, 9. p. 737, 743, 748, 768.

à mesme que, zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit: II, 5 à mesme qu'on prend le plaisir au vice, il s'engendre un desplaisir contraire en la conscience.

ainsi que (Modalsatz statt des temporalen; cf. Mätzn. Synt. § 401, wo noch ein Beisp. aus Mont. angegeben ist).

III, 5. p. 671 ainsi qu'il dormoit (als er eben schlief).

deuant que statt nfr. avant que:

II, 8. p. 294 Ie ne me veux pas despouïller deuant que de m'aller coucher.

iusqu'à tant que, I, 24 Celuy qui demanda à Crates, iusques à quand il faudroit philosopher, en reçeut cette responce: Iusques à tant que ce ne soient plus des asniers, qui conduisent nos armees. cf. III, 10. p. 782.

soudain que, III, 5. p. 683 soudain qu'elles sont à nous, nous ne sommes plus à elles. III, 12. p. 815 soudain qu'un de la trouppe commençoit à se douloir du bout du doigt ct.

Derselbe Zeitbegriff wird übrigens (cf. Diez III. p. 334. Mätzn. Synt. § 404.) durch das vorangesetzte Particip mit folgendem que ausgedrückt.

I, 19 Osté qu'il sera (le masque), nous ne trouuerons au dessous que cette mesme mort, qu'un valet ou simple chambriere passerent dernierement sans peur. I, 20 apportez qu'ils estoient. (Indessen kommt diese Ausdrucksweise nicht eben häufig vor.)

(Schluss folgt.)

---

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

---

**F. W. Culmann, Zur Etymologie der Worte gehen und stehen Leipzig, Verlag von Friedrich Fleischer, 1870. 8°. 72 seiten.**

Die sprachwissenschaft hat unglück mit ihren dilettanten. während dieses überreich heranwachsende geschlecht in den historischen disciplinen mit weiser selbsterkenntniss sich darauf beschränkt, material zu wissenschaftlicher untersuchung zusammen zu karren, wagt es, der sprache — dem herrenlosen gute — gegenüber, sich sogleich an die höchsten probleme der forschung, ja an solche, welche zum teil über den grenzen derselben hinausliegen.

Was gilt hrn. F. W. Culmann die notwendigkeit eines durch möglichst sorgfältige beobachtung erreichten verständnisses der historischen prozesse, welche von den feinsten dialectischen ausläufern moderner sprachen bis zum urindogermanischen wurzelchaos zurückführen?

Hr. F. W. Culmann weiss das besser. er hat in verschiedene gute bücher deutscher sprachforscher hineingeguckt und gefunden, dass diese wissenschaft auf schiefem wege sei, dass sie mühsamlichst nach der erkenntniss später entwicklungen ringe, während die goldenen früchte urindogermanischer wortbildung unberührt an leicht erreichbaren zweigen baumeln.

Und leicht erreichbar müssen sie wol sein, diese früchte, greift ja hr. F. W. Culmann schon darnach, der, nachdem er seit 1826 unterschiedliche historische büchlein, hauptsächlich aber gut christliche erbauungsschriften geliefert hatte, erst seit 1868 sich entschloss, die resultate seiner sprachwissenschaftlichen studien dem publicum vorzulegen.

Und die koryphäen der sprachwissenschaft schämen sich nicht, so rasch überholt zu werden?

Doch genug des spottes.

Der verfasser hat sich s. z. die aufgabe gestellt zu erklären „warum wol die wurzel î oder i gehen, und die lautgruppe stah oder stâ, nach andern stha oder sta, stehen bedeute.“ diese aufgabe hat er nicht gelöst. sein büchlein enthält eine wüste anhäufung von wörtern, die nach oberflächlichem gleich- oder ähnlichklange zusammengestellt und sammt und sonders von der urwurzel aha abgeleitet werden.

Eine kleine probe wird genügen.

Gleich beim beginne seiner auseinandersetzung s. 9 sagt der verfasser: „Im deutschen und gothischen erscheint dieses aha in seiner einfachsten form als ahan, ahen, contrah. ân, oder ablautend ihan, ihen, ien, în, wie ehan, ehen, êen, ên. auch kommt es namentlich in der form von ehan, ehen, schon frühe, noch ohne vorschlag von g, im sinne von gehen vor, und bildet so unter andern die zeitpartikel ehe, ehemals, soviel als vergangen, vor zeiten, dessgleichen im part. präs. ehend, was im sinne von gehend, contrah. das ênd, oder Ende, althd. enti, goth. andi, andeis, soviel als ab-, fort- und ausgang, lateinisch exitus, samt enden, endigen, ahd. entôn, angs. endjan, absetzte. Dieselbe bedeutung hat auch die schärfere form ihan, welche wir weiter unten, in der reduzirten form von î, als wurzel von îren, irren, wie von îlen, eilen, werden kennen lernen. —“

Die wenigen erklärungen, welche der verfasser für den zusammenhang von wortlaut und bedeutung bietet, beruhen auf dem grundsatze „die jedem laute seiner natur nach inwohnende bedeutung ihm selbst bei seinem alltäglichen Gebrauche abzulauschen.“ s. 65.

So nennt er j und w impulsiv, v propulsiv, t objectiv, stoss- oder zielweise und s. 32 erklärt er, nachdem er aus dem urverbum tahan tvajan und das deutsche „zweijen = zweigen soviel als treiben, wachsen, sprossen“ herausgebracht, sich in folgender weise:

„Da jedoch ein zweig an einem einfachen stengel oder zweige, gleichsam eine gabel bildend, den begriff von 1 + 1 in sprechender weise zur anschauung bringt, so wäre es vielleicht möglich, dass diese zahl eben daher auch zunächst in zweij ihren ausdruck gefunden hätte.“

Mit einem worte — dem verfasser fehlen die elementarsten kenntnisse der lautgesetze, wie überhaupt jeder sinn für historische entwicklung der sprache, so dass er unfähig wäre, das kleinste problem vergleichender forschung zu lösen, geschweige denn die aufgabe, welche er sich stellte.

Die möglichkeit, eine solche aufgabe zu stellen, soll damit nicht geleugnet werden.

Berlin, april 1872. Dr. Ant. Schoenbach.

---

## Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt von Ida v. Düringsfeld und Otto Freiherrn v. Reinsberg-Düringsfeld. I. Band. Leipzig (Verlag von H. Fries) 1872.

Seit mehr als dreihundert Jahren sind fast in allen Ländern wiederholte Versuche gemacht worden, die Sprichwörter der verschiedenen Völker vergleichend zusammenzustellen.

Bald ist es eine Auswahl von Sprichwörtern aus so und soviel fremden Sprachen, welche in Uebersetzungen veröffentlicht wurden, bald sind es analoge Sprichwörter anderer Nationen, welche die Herausgeber von Sprichwörtersammlungen zum Vergleich bei einigen ihrer Sprichwörter im Originaltext mitgetheilt haben. Häufig finden wir auch blos mehr oder weniger zahlreiche einzelne Sammlungen von Sprichwörtern aus ebensovielen Sprachen mit oder ohne begleitende Uebersetzungen in einem Band vereinigt, ohne dass sie anders als durch einen Index unter sich zusammenhängen.

Eine umfangreichere, ausschliesslich vergleichende Zusammenstellung von Sprichwörtern aber, wie sie uns das vorliegende treffliche Werk bietet, besitzt bis jetzt noch keine Literatur der Welt. Denn während alle bisher gedruckten Sprichwörter-Polyglotten kaum sechs oder sieben Sprachen und höchstens dreizehn Dialekte eines und desselben Sprachstammes umfassen, sind in den „Sprichwörtern der germanischen und romanischen Sprachen“

über 230 Sprachen und Mundarten vertreten und die Sprichwörter zum ersten Mal streng wissenschaftlich nach den Sprachstämmen geordnet.

Dem Deutschen mit seinen zahlreichen mittel-, ober- und platt- oder niederdeutschen Dialekten folgen zunächst die germanischen Sprachen im engeren Sinne: Dietsch oder Niederländisch, Englisch und Nordfriesisch und dann die skandinavischen Sprachen: Dänisch, Isländisch, Norwegisch und Schwedisch. Den romanischen Sprachen: Churwälsch oder Rhätoromansch, Französisch mit den nord- und südfranzösischen Dialekten, Italienisch mit den mittel-, nord- und süditalienischen Mundarten, Limousinisch oder Catalonisch, Portugiesisch, Spanisch und Walachisch oder Rumänisch, steht das Lateinische als Muttersprache billig eben so voran, wie den skandinavischen Sprachen Altnordisch und den deutschen Dialekten das Altdeutsche. Auch bei den übrigen Sprachen und Mundarten ist die ältere Form möglichst berücksichtigt, und wir finden nicht nur Altenglisch, Altfriesisch, Altholländisch und Altvlaemisch, sondern auch Altcatalonisch, Altpicardisch, Altprovençalisch und Altspanisch. Besonders interessant für den Kenner des Nordischen ist das Altdänische und Altschwedische, weil es die betreffenden Sprichwörter-Uebersetzungen einer und derselben Sammlung lateinischer Sprichwörter sind, fast aus gleicher Zeitepoche herrühren und so am besten zeigen, wie nahe damals die dänische Sprache der schwedischen stand.

Dass wir bei dieser Eintheilung des germanischen und romanischen Sprachenstammes einige Benennungen antreffen, die gegenwärtig in der Linguistik weniger üblich sind, wie z. B. Dietsch statt Niederländisch, Limousinisch statt Catalonisch, Walachisch statt Rumänisch, Churwälsch statt Rhätoromansch und Plattdeutsch statt Niederdeutsch, erklärt sich aus den Bemühungen der Verfasser, die streng wissenschaftliche Zusammengehörigkeit der einzelnen Sprachen und Mundarten zu wahren, ohne die nächstverwandten Dialekte der alphabetischen Reihenfolge wegen allzuweit auseinander legen zu müssen, um so ihr Werk möglichst nutzbar selbst für Laien zu machen. Es ist ihnen gelungen, und wir müssen sagen, die musterhafte Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung ist ein Hauptvorzug dieses vortrefflichen Buches, der es vortheilhaft von allen ähnlichen Publicationen unterscheidet. Während es nämlich bei Werken, in welchen die Sprichwörter entweder alphabetisch nach ihren Anfangsbuchstaben, oder stofflich nach ihren Beziehungen geordnet sind, für Jemand, der die Sprichwörter nicht sehr genau kennt, gewöhnlich äusserst schwierig ist, ein Sprichwort zu finden, das er gerade sucht, braucht man in der vorliegenden Sammlung nur das Hauptstichwort eines Sprichworts zu kennen, um es mit Hilfe der alphabetisch auf einander folgenden Initialen augenblicklich in der gewünschten Sprache zu finden.

Ausländern, welche weniger vertraut mit dem Deutschen sind, wird später das Aufsuchen ihrer Sprichwörter noch insofern erleichtert werden, als am Ende des 2. Bandes ein Index der Hauptstichworte in deutscher, englischer und dänischer, französicher, italienischer und spanischer Sprache folgen soll. Dadurch wird das Werk für Jeden, der eine von diesen Sprachen versteht, gleich brauchbar.

Dass übrigens das Werk nicht sämmtliche Sprichwörter enthält, die es giebt, ist selbstverständlich, indem eines Theils absolute Vollständigkeit in Bezug auf Sprichwörter eine Sache der Unmöglichkeit ist, andern Theils auch der vergleichende Charakter des Buches blos solche Sprichwörter zulässt, welche entweder sehr verbreitet sind, oder durch die Art ihres Vorkommens ein ethnographisches oder linguistisches Interesse darbieten. Wir sehen deshalb den ersten Band, der von A bis K reicht, auf 960 Nummern beschränkt, welche dennoch schon über 65 Bogen füllen, da zur Erleichterung für Nichtgelehrte jedem Sprichwort, das nicht ganz gleichlautend mit der Hauptkategorie ist, eine fast wörtliche deutsche Uebersetzung beigefügt ist.

Die Sprichwörter selbst sind weniger nach der äusseren Fassung ihres Wortlauts als nach dem Gedanken, den sie ausdrücken, vergleichend zusammengestellt, und die Schwierigkeit, welche damit verbunden ist, die dem Gedanken nach zusammengehörigen Sprichwörter aus so unzähligen Sammlungen mit solcher Schärfe und Genauigkeit auszuwählen und zu gruppiren, wie dies hier geschehen, konnte wohl blos dadurch überwunden werden, dass zwei Verfasser an dem Buch gearbeitet haben. Einer allein würde es nicht vermocht haben, um so mehr, als jede Wiederholung eines und desselben Sprichworts ängstlich vermieden zu sein scheint.

Schon die Beschaffung des ungeheuren Materials, welches die Verfasser benutzt haben und dessen Quellen sie, wie sie in der Einleisung verheissen, am Ende des Werkes mittheilen werden, muss grosse Mühe gemacht haben, indem es namentlich in den Dialekten nur wenig separat erschienene Sprichwörtersammlungen giebt und die Verfasser sich grundsätzlich auf gedruckte oder handschriftliche Sammlungen und Wörterbücher beschränkt haben. Gleichwohl finden wir das Nordfriesische in 6, das Englische in 8, das Niederländische, Dänische, Norwegische und Rhätoromansche in 7, das Isländische und Portugiesische in 2, das Spanische in 5 und das Catalonische in drei Dialekten vertreten, und von den deutschen Mundarten, in denen Sprichwörter vorkommen, zählen wir über hundert, von den italienischen 35 und von den nord- und südfranzösischen 21. Allerdings sind hierbei, der übersichtlicheren Anordnung wegen, das Sardinische und Provençalische, welche eigentlich für besondere Sprachen gelten können, zu den Dialekten gerechnet worden; indessen ist auch ohnedem die Zahl der Mundarten noch so gross, wie sie bisher wohl kaum in einem linguistischen Werke mit Dialektbeispielen zusammengebracht worden ist, und da das Sprichwort in seiner Kürze besonders geeignet ist, als Polyglotte zum Studium des Unterschiedes der Mundarten zu dienen, wenn diese, wie es hier Statt findet, reihenweis unter einander gesetzt sind, so dürfte ohne Zweifel kein Buch für Schulen und Lehrer geeigneter sein, um auf die leichteste Weise und mit der geringsten Anstrengung die germanischen und romanischen Sprachen mit ihren Abzweigungen kennen zu lernen und zu lehren, als das vorliegende Werk.

Wir schliessen unseren Bericht mit der wärmsten Empfehlung des vortrefflichen Werkes und bemerken zugleich, dass auch die äussere Ausstattung desselben sehr schön ist.

H.

---

Ostfriesland wie es denkt und spricht. Eine Sammlung der gangbarsten ostfriesischen Sprichwörter und Redensarten. Erklärt und herausgegeben von W. G. Kern u. W. Willms. Mit einem Vorwort von Dr. W. J. Jütting. 2. auflage. XVI. 137. Bremen. Kühtmann 1871.

Die vorliegende sammlung, deren practische verwendbarkeit und beliebtheit durch das erscheinen einer zweiten auflage binnen drei jahren erwiesen ist, hat wol nur geringen wissenschaftlichen wert, zielt auch nicht darauf ab. Wenn eine solche bedeutung wäre beansprucht worden, so hätten ausser frischem nachsammeln die bereits bestehenden sammlungen stärker berücksichtigt werden müssen. So Höfer's „Wie das volk spricht," vor allem aber die kleine vortreffliche arbeit Mechlenburg's in Haupt's zeitschrift für deutsches alterthum VIII. 350—376. Das hie und da vorkommende hinüber-

streifen der verfasser auf das gebiet gelehrter forschnng bringt nur dürftige resultate. Doch sind die erklärungen meist richtig, frisch und nicht ohne humor geschrieben, die gruppirung gut, und so wird des büchlein seinen zweck auch in dieser zweiten auflage ganz genügend erfüllen.

Berlin. Dr. Schoenbach.

---

## Les jardins du Roman de la rose comparés avec ceux des Romains et ceux du moyen âge, orné d'un plan et d'une vue perspective des jardins des rois de Navarre au XV[e] siècle par Génac Moncaut. Paris.

Im Eingange der Abhandlungen erklärt Herr Moncaut, dass ihm die Oekonomie der Gärten des Roman de la rose stets unverständlich gewesen sei, da dieselben so wenig dem, was man in dieser Art zu andern Zeiten fände, entsprächen, sie nämlich mehr einer Festung als einem Vergnügungsort glichen. Erst als er in der kleinen Stadt Tafalla in Navarra einen vollständig erhaltenen Garten der Könige von Navarra aus dem 15. Jahrhundert gesehn habe, sei ihm das Verständniss jener Gärten aufgegangen, und er habe gefunden, dass die Einrichtung derselben nicht ein Product dichterischer Phantasie sei, sondern eine durchaus der Wirklichkeit entnommene treue Schilderung enthalte. Er wolle daher die Notizen über die Gärten im Roman de la rose mit dem vergleichen, was er in dem Garten zu Tafalla gesehn, und daraus ein möglichst treues Bild der Gärten des Mittelalters herstellen.

Songeur, der Held jenes Gedichtes, stösst plötzlich auf eine hohe Gartenmauer, die mit Thürmen und Zinnen versehen und mit Fresco-Malereien und allegorischen Figuren der Leidenschaften und Laster geschmückt ist. Nach vielem Suchen entdeckt der Ritter endlich ein mit Eisenbarren versehenes Pförtchen. Auf sein Klopfen öffnet ein junges Mädchen und giebt ihm nach langem Bitten die Erlaubniss, den Garten zu betreten. Derselbe bildet ein vollkommenes Quadrat von 100 Ellen und ist vorwiegend mit Fruchtbäumen der verschiedensten und köstlichsten Sorten besetzt. Unter diesen Bäumen spielen Hirsche, Rehe, Eichhörnchen und Kaninchen; Springbrunnen und Bäche feuchten die Luft und den Rasen, indem sie zugleich zahlreichen Fischen zum Aufenthalt dienen. Von den Blumen sind hauptsächlich die vertreten, die einen lieblichen Geruch mit einem prächtigen Aeussern verbinden. Unter diesen ist der Rosenstrauch, um dessen Besitz es sich in dem Roman vornehmlich handelt, auffallender Weise von breiten und tiefen Gräben, von Wällen, Mauern und Thürmen umgeben, die erst gestürmt werden müssen, wenn man die köstlichen Blumen brechen will.

Vergleichen wir nun mit dem eben entworfenen Bilde den im Jahre 1416 angelegten Garten von Tafalla. Derselbe lehnt sich unmittelbar an die Stadt an, von der er jedoch durch einen besonderen Wall getrennt ist; er hat die Gestalt eines Rechtecks und zerfällt in zwei ungleiche Theile. Wie der Garten des Roman de la rose ist er von einer hohen Mauer umgeben, die nur von einer noch dazu kleinen Pforte durchbrochen ist. Tritt man durch dieselbe ein, so erblickt man rechts, links und in der Front drei Meter hohe Wälle mit Brustwehren und Schiessscharten, überragt von 7 viereckigen, aus Stein gebauten Thürmen, die jedoch sämmtlich nach der Gartenseite zu offen sind. Diesen letzten Umstand hat der Architect geschickt zur Anlage von Grotten, Gewölben, Ruheplätzen etc. benutzt, deren

Annehmlichkeiten durch einen Springbrunnen noch erhöht werden. Um aus dem vordern Theile des Gartens in den zweiten zu kommen, muss man die Treppe eines in der Scheidewand befindlichen festen Thurmes ersteigen, den Thurm durchschreiten und auf der andern Seite eine zweite Treppe wieder hinuntergehn. Dieser andre Theil des Gartens ist etwas grösser als der erstere, gleicht ihm aber in seiner sonstigen Einrichtung, Umzäunung, Ausschmückung fast ganz; nur befindet sich in der einen Ecke ein oben nicht bedeckter durch Arcaden vom Garten getrennter Erholungssaal, von dem aus ein grosses Fenster einen Blick auf die äussern Bollwerke und das Land gestattet. — Denken wir uns nun diesen eben beschriebenen Garten durch Bäume, Sträuche, Blumen, Rasenplätze etc. belebt, so werden wir ein ziemlich treues Abbild von dem Garten des Roman de la rose erhalten und damit zugleich erkennen, dass Guillaume de Lorris seine Schilderungen nicht aus der Luft gegriffen hat.

So weit Herr Moncaut. Wir erkenen mit Vergnügen an, dass die kleine Arbeit einen interessanten und dankenswerthen Beitrag zu der Culturgeschichte jener Zeit liefert.

Kiel. Dr. Albert Stimming.

---

# Miscellen.

## Findlinge, mitgetheilt von Anton Birlinger.

### I.

Gleichnis vom Wasser das durch den toten Hund fliesst und dem Pfaffen.

Diu messe diu ist wandels frî
swie des pfaffen leben sî.

Daz wazzer dringet durch den hunt
und ist doch süeze und gesunt
lûter und ouch wolgesmak
der hunt es niht verunreinen mak.

Diutisca III, 271.

Sieh N. Lenau's Albigenser:

Der greise Wanderer, der kurz vorher in der Höhle verkündete:

Die Predigt höret nicht aus Sünders Munde
Nicht trinkt das Wort aus schmutzigem Geschirre u. s. w.
Trinkt im heissen Durst: Ist kein Bächlein nirgendwo zu finden:
Horch da rauscht es doch mit einemmal!
Wie er getrunken stand vor ihm ein schöner Jüngling.
„Himmlisch ist des Jünglings Angesicht
Und er winkt dem Mann ihm nachzuschreiten
Von woher die Wellen niedergleiten;
Endlich hält der Jüngling still und spricht:
„Sieh ein Aas hier liegen in der Flut;
Durch das Aas kam dir der Quell gegangen,
Doch du hast ihn freudevoll getrunken
Und er kühle deines Herzens Glut."

Ausgb. 1860. Cotta. S. 55.

## II.

### Von Johannes Rist. (Goedeke S. 453, 454.)

### Des seligen Herren Risten sonderbare Himmelskugel zu bereiten.

Der so berühmte Teutsche Dichtmeister Johannes Rist, bereitete mit Hülff einer hohen Person folgende sonderbare Himmelskugel: die innerliche Bögen selber waren von Blech, aussenher rund und mit blauem Papier überzogen und in solcher Grösse, dass man sie ganz durch keine Thür bringen konnte. Die vornehmsten Gestirne waren ausgeschnitten mit Unterscheidung der Sternen, in solchem Stande, wie sie sonsten an dem rechten Himmel geschauet werden. Diese Sterne — derer in Allem 1020 waren — waren mit gar zartem und in Oehl getunktem Papier wiederum zugeklebet, wann es nun ganz Nacht war und die Kugel in der Höhe schwebete, stellete man 6 Lichter in deren Boden, auf einen breiten blechernen Leuchter in die Rundung und stellete zu beiden Seiten zwey Feuerspiegel, so schiene es, als ob die Sterne an dem blauen Himmel in der freien Luft schwebeten. Kircherus hat zu Rom eine andere verfertiget, die nicht allein die Sternen vorstellete, sondern sich auch bewegete.

Anmerkung 1. (Neu-eröffnete Schatzkammer verschiedener Natur- und Kunstwunder, worinnen Alles was in dieser Welt Wunderbares ersonnen worden neben denen vornehmsten Natur- und Arzney- Seh- Hör- Feur- Bergwerck- Stein- Wasser- und mathemat. Künsten enthalten sind u. s. w. v. J. U. M. Nürnberg. J. Hoffmann 1694. 1016 SS. S. 800.)

Daraus in Kuhn's Zeitschrift für vergl. Sprachforsch. XX, 148 von mir eine Mittheilung.

Anmerkung 2. In unserem Buche S. 734 steht auch folgende Notiz für Schwaben beachtenswerth:

„Willtu aber ein dergleichen Bild malen (das dich immer anschaut, wie du dich zu ihm stellst) so lass dir eine Person zum Muster sitzen die dich stetigs und unbeweglich anschauet. Wann du nun dieser dich anschauenden Person Angesicht nach dem Leben entworfen, so wird es dich aller Orten anblicken, du magst auch stehen wie du willst. Und auf diese Weise pflegen etliche Mahler den Tod zu mahlen mit Pfeil und Bogen in der Hand, der aller Orten, wo du nur hingehest nach dir zielet, dergleichen Bilder in Ulm an unterschiedenen Häusern zu sehen.“ S. 733: dergleichen Bilder siehet man hin und wieder in verschiedenen Städten und Schlössern, besonders aber soll zu Frankfurt a. M. bey denen Carmelitern under andern schönen Schildereien die Historie des Leidens unseres Heylandes zu sehen sein, worinnen das Bildniss des Herren Christi so gemahlet, dass seine Augen dich aller Orten ansehen, du magst in der Mitten rechts oder links stehen.“

## III.

### Felix Faber und Fabri.

### Pilgrimbuch von Schmid-Schleyer v. Elchingen. Ulm 1730.

Melisenda, die Königin bauete zur Zeite der Lateinischen Königen zu Jerusalem bey der Kirchen des hl. Lazari ein überauss grosses, reiches und mächtiges Frauenkloster allwo eine gewaltige Abtissin und viele Frauen waren St. Lazarus Ordens welche ob dem schwarzen Rock einen schwarzen Mantel getragen wie die Johannser oder Johanniter mit einem grünen Kreuz wie P. Felix Fabri* in der Beschreibung der Wallfart des Herrn Hans Werli von Zimber u. s. w. zum heiligen Grab — bezeuget.

* Im Reisbuch dess hl. Lands etc. Fol. Frkf. a. M. 1584. p. 146.

S. 658 ff. Von dieser Kirchen (S. Maria de Spasmo) Thun unterschiedliche Heilige Landsbeschreiber Meldung, welche zum Theil es selbst gesehen haben, als benantlich Felix Fabri Lesemeister und Prediger im Prediger-Kloster zu Ulm (also ist sein Titel gedrucket) in der Beschreibung der Wallfahrt zum Heiligen Grab u. s. w. der Hochadeligen Herrn Hans Werli von Zimber, Heinrich von Stöffel, Hans Truchsess von Waldpurg und Bern von Rechberg zu Hochenrechberg etc. So auch dass Johann Helffrichs wie in unten angezogenem Buch zu ersehen. Darvon schreibet in Gleichem der schon öffters belobte Capucciner P. Ignatius von Rheinfelden u. s. w.

S. 716. Felix Faber, ein Dominicaner in der freien Reichsstadt Ulm, der mit vornehmen Herren das gelobte Land und Egypten aussgereiset ist, auch ihre gemachte Reise sehr genau beschreibet etc. Reisbuch s. 145 b Bl. b.

S. 719. solchen Balsamtropfen hätte er dem Felix Faber mitten in die flache Hand gestrichen etc.

S. 752. und Felix Fabri ein berühmter Ordensgeistlicher dess überaus gelehrten und hl. Predigerordens.

---

## Akademie für moderne Philologie in Berlin.

### Beginn der Vorlesungen am 28. October 1872.

Die von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen gegründete Akademie für moderne Philologie hat den Zweck, Studirenden, welche sich in den neueren Sprachen wissenschaftlich und praktisch ausbilden wollen, dazu Gelegenheit zu geben

Die Vorlesungen werden in dem Gebäude Niederwallstrasse No. 12 gehalten und beginnen am 28. October d. J.

Die Meldungen zur Theilnahme an den Vorlesungen werden bei dem Rendanten des Instituts Herrn Theodor Hartung, Niederwallstrasse No. 12 (in den Mittagsstunden von 12—2 Uhr) gemacht. Die Studirenden haben auf einem Anmeldebogen die gewählten Vorträge einzuzeichnen und ein Honorar von 20 Rthlrn. für das Semester praenumerando zu zahlen. Die Zulassung von Hospitanten zu einzelnen Vorlesungen ist von dem Ermessen des Directoriums abhängig, welches das dafür zu zahlende Honorar bestimmt.

In Fällen nachgewiesener Bedürftigkeit kann das Directorium eine Ermässigung des Honorars bewilligen.

Auf Verlangen wird den Studirenden über den regelmässigen Besuch der Vorlesungen ein Zeugniss ausgestellt.

Das Directorium.

Prof. Dr. Herrig. Director Gallenkamp. Prof. Dr. Mätzner.
Dr. Mahn. Geb. Ober-Reg.-Rath Dr. Wiese.

### Verzeichniss der Vorlesungen.

Die Encyclopädie der modernen Philologie wird am Montag und Dienstag von 5—6 Uhr vortragen Prof. Dr. Herrig.

Französische Grammatik. I. Lautlehre, wird Montag, Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend von 3—4 Uhr lehren Dr. G. Lücking.

Französische Aussprache mit physiologisch-historischer Begründung, wird Sonnabend von 5—6 Uhr behandeln Dr. A. Benecke.

*Exercices de style français* leitet am Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr Prof. Pariselle.

Uebungen in freien Vorträgen in französischer Sprache werden Donnersag von 6—7 Uhr geleitet von Dr. Burtin.

Einführung in das Studium des Altfranzösischen mit praktischen Uebungen nach der Chrestomathie von Bartsch, Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr durch Dr. Scholle.

Philippe de Thaun's *Bestiaire* wird am Dienstag und Freitag von 6 bis 7 Uhr erklärt von Dr. Goldbeck.

Den *Gargantua* von Rabelais erklärt am Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr Prof. Dr. Herrig.

Ausgewählte Lustspiele von Molière wird am Dienstag und Freitag von 4—5 Uhr erläutern Dr. Crouze.

Provenzalische Grammatik mit Erklärung provenzalischer Dichter wird Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr vorgetragen von Dr. Mahn.

Das provenzalische Epos *Girartz de Rossilho* erklärt am Montag und Donnerstag von 6—7 Uhr Dr. Mahn.

*Histoire critique du théâtre français (tragédie, comédie, drame) des origines jusqu'à nos jours:* Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 5 bis 6 Uhr M. Marelle.

Ueber Lessing's Dramaturgie wird Montag von 6—7 Uhr vortragen Dr. Goldbeck.

Vergleichende Laut- und Flexionslehre der angelsächsischen Sprache wird Montag, Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr vortragen Dr. G. Schulze.

Angelsächsische Uebungen mit Zugrundelegung der Grein'schen Ausgabe des *Beówulf* werden Dienstag und Freitag von 4—5 Uhr geleitet von Dr. G. Schulze.

Historisch-vergleichende Grammatik der englischen Sprache. I. Theil. Etymologie, wird am Montag, Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend von 4—5 Uhr lehren Prof Dr. Mätzner.

Die englische Lautlehre wird am Montag und Donnerstag von 2—3 Uhr vorgetragen von Prof. Dr. van Dalen.

Uebungen in freien Vorträgen in englischer Sprache werden Freitag von 6—7 Uhr geleitet von M. Wright.

*Exercises in English style*, Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr unter Leitung von Prof. Boyle.

Die Geschichte der englischen Literatur bis Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wird Mittwoch und Sonnabend von 4—6 Uhr vortragen Dr. Immanuel Schmidt.

Ueber Ben Jonson und seine Schule wird Dienstag und Donnerstag von 5—6 Uhr lesen Dr. Th. Vatke.

*The Writers of the Augustan age of English Literature.* Montag, Dienstag und Donnerstag von 7—8 Uhr, Prof. Boyle.

*Julius Caesar* von Shakespeare wird am Montag und Donnerstag von 2—3 Uhr erklärt von Prof. Dr. F. A. Leo.

Ausgewählte Lustspiele von Sheridan wird am Mittwoch und Sonnabend von 5—6 Uhr erklären Dr. A. Hoppe.

Italienische Grammatik. I. Lautlehre, wird Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr lehren Dr. Mahn.

Die *Divina commedia* des Dante Alighieri sachlich und sprachlich erklärt am Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr von Prof. Dr. Schnakenburg.

Die Grammatik der spanischen Sprache lehrt am Dienstag und Donnerstag von 7—8 Uhr Prof. G. Kappes.

*Don Quijote* von Cervantes erklärt am Mittwoch und Freitag von 7 bis 8 Uhr Prof. G. Kappes.

---

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

W. Wackernagel, Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Sprache. (Basel, Schweighauser.) 8 Sgr.
F. W. Bergmann, Sprachliche Studien. III. Serie. Strassburg. (Leipzig, Brockhaus.) 4 Sgr.
A. Richter, Der Unterricht in der Muttersprache und seine nationale Bedeutung. (Leipzig, Brandstetter.) 15 Sgr.
W. Freund, Wie studirt man Philologie? Eine Hodegetik für Jünger dieser Wissenschaft. (Leipzig, Violet.) 15 Sgr.

## Lexicographie.

Ph. Dietz, Wörterbuch zu Dr. M. Luthers deutschen Schriften. 2. Bd. 1. Lfrg. (Leipzig, Vogel.) 1½ Thlr.
I. u. O. v. Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt. (Leipzig, Fries.) 6 Thlr.
K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexicon. 38. Lfrg. (Leipzig, Brockhaus.) 20 Sgr.
D. Sanders, Kurzgefasstes Wörterbach der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. (Berlin, Langenscheidt.) 20 Sgr.
W. Obermüller, Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch. 13. u. 14. Lfrg. (Leipzig, Denicke.) 15 Sgr.
C. Sachs, Encyclopäd. französisch-deutsches Wörterbuch. 13. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) 12 Sgr.

## Grammatik.

K. Hildebrand, Ueber die Conditionalsätze und ihre Conjunctionen in der älteren Edda. (Leipzig, Lorenz.) 10 Sgr.
K. Bartsch, Altfranzösische Chrestomathie (Chrestomathie, Grammatik, Glossar). 2. verb. Ausg. (Leipzig, Vogel.) 3 Thlr.
U. Wiesendanger, Vergleichende Schulgrammatik der deutschen und französischen Sprache. (Zürich, Schulthess.) 10 Sgr.

## Literatur.

König Rother, Herausg. v. Heinr. Ruckert. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.
E. Koch, Die Nibelungensage nach ihren ältesten Ueberlieferungen erzählt und kritisch untersucht. 2. Aufl. (Grimma, Gensel.) 12½ Sgr.

W. Tobien, Erklärung ausgewählter Gedichte von Schiller. (Elberfeld, Volkmann.) 18 Sgr.
K. F. Schubert, Die Poesie im neuen Deutschland. Studie. (Leipzig, Knobloch.) 10 Sgr.
A. Ricard, Manuel d'histoire de la littérature fr. (Prag, Calve.) 1 Thlr.
Le Tartufe p. Molière. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Th. Lion. (Leipzig, Teubner.) 22½ Sgr.
A. de Musset, Hoffnung auf Gott. Ins Deutsche übertragen von Jean Vaillant. (Halle, Erleke.) 3 Sgr.
Shakespeare's Comedy: The merry wives of Windsor, with notes critical & explanatory by J. Hunter. (London, Longmans.) 1 s.
Shakespeare's Macbeth, erklärt vor W. Wagner. (Leipzig, Teubner.) 18 Sgr.
Dichtungen von Lord Byron. Deutsch von A. Strodtmann. 3 Bändchen. (Hildburghausen, Bibliogr. Institut.) 8 Sgr.
Shakespeare. Blumenlese aus Shakespeare's Werken. (Magdeburg, Harder.) 20 Sgr.
Autobiography of John Milton ed. by the Rev. James. (London, Longmans, Green & Co.) 5 s.

## Hilfsbücher.

Ch. Tiekenbrock, Kurzer Abriss der Deutschen Grammatik. (Lippstadt, Rempel.) 7½ Sgr.
L. Rudolph, Der deutsche Stil oder prakt. Anleitung zur Anfertigung deutscher Aufsätze. (Berlin, Nicolai.) 12 Sgr.
C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Nebst Themen zu schriftlichen Aufsätzen. (Leipzig, Brandstetter.) 1⅙ Thlr.
Revaclier et Krauss, Cours gradué de la langue allemande. 2 parties. (Basel, Georg.) 1 Thlr. 22 Sgr.
E. Fiedler, Das Verhältniss der franz. Sprache zur lateinischen. 2. Aufl., herausg. von Dénervaud. (Leipzig, Violet.) 6 Sgr.
W. Ulrich, Der franz. Examinator oder Repetition der franz. Grammatik in Frage und Antwort. (Leipzig, Luckhardt.) 15 Sgr.
Ch. Noël, Grammaire syntaxique de la langue française. (Leipzig, Brockhaus.) 24 Sgr.
Dasselbe. Clé des thèmes ou partie du maître. 10 Sgr.
B. Schmitz, Deutsch-franz. Phraseologie in systemat. Ordnung. (Greifswald, Bamberg.) 12 Sgr.
A. Wiemann, Franz. Grammatik. I. (Barmen, Wiemann.) 8 Sgr.
La France dramatique. Choix de pièces p. Braeutigam. (Leipzig, Hartknoch.) 7½ Sgr.
A. Lehmann, Methodische Grammatik der englischen Sprache. (Dresden, Schulbuchhandlung.) 20 Sgr.
R. Sonnenburg, Die englische Aussprache, Formenlehre und Syntax übersichtlich und methodisch dargestellt. (Berlin, Springer.) 10 Sgr.
R. Sonnenburg, Grammatik der englischen Sprache nebst methodischem Uebungsbuche. 2. Aufl. (Berlin, Springer.) 27 Sgr.
C. Geist, Sammlung von Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische. (Wismar, Hinstorf.) 10 Sgr.

# Ueber die
# Ausbildung der Deutschen Sprache in der Neuzeit.

Von

**F. v. Salpius.**

---

Die blutigen, aber für uns so ruhmreichen Kämpfe, welche zur Neubegründung des Deutschen Reiches geführt haben, sind ausgestritten. Unser glücklich geeintes Volk ist zu friedlichen Beschäftigungen, zu „moralischen Eroberungen“ zurückgehrt. Durch die engere Verbindung seiner Stämme wird es mehr noch als früher auf das gemeinsame Band, die Muttersprache, hingewiesen. Unter solchen Umständen erscheint das Deutsche „Literarwesen,“ um ein Wort Goethe's zu gebrauchen, einer eingehenden Betrachtung gegenwärtig besonders werth. Zu einer solchen werden wir auch durch zwei Bemerkungen des grossen Dichters angeregt, welche sich unter seinen — neuerdings durch einen namhaften Goethe-Kenner, Herrn von Löper, mit dankenswerthen Erläuterungen wieder herausgegebenen — „Maximen und Reflexionen“ finden. Es heisst dort: „Dass Friedrich der Grosse nichts von ihnen wissen wollte, das verdross die Deutschen doch und sie thaten das Möglichste, als Etwas vor ihm zu erscheinen.“ — „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken.“ Vielleicht ist es anziehend und lehrreich zugleich, auf den in vorstehenden Altmeistersprüchen berührten neuern Entwicklungsgang der Deutschen Sprache zurückzublicken und den für ihre weitere Ausbildung einzuschlagenden Weg in's Auge zu fassen. Zunächst lohnt es sich wohl der Mühe, zu prüfen, ob

Friedrich der Grosse in der That von den Deutschen nichts wissen wollte, auch, was seitens der Letzteren zur Abhülfe der vom Könige gerügten Mängel der Sprache geleistet worden. Dann aber würde zu erörtern sein, was noch zu thun übrig bleibt.

## I.

Zuvörderst ist die Goethesche Behauptung, der grosse Friedrich habe von den Deutschen nichts wissen wollen, zu weitgehend. Der König nahm nicht allein lebhaften Antheil an der Entwickelung des Deutschen Schriftthums, sondern beschäftigte sich auch auf anerkennenswerthe Weise mit demselben. Wir erinnern zum Beweise hierfür an seinen — bekanntlich in Französischer Sprache geschriebenen — Aufsatz: „Ueber die Deutsche Literatur, über die ihr vorzuwerfenden Fehler, über die Ursachen der letzteren und die Besserungsmittel.“ Es sei gestattet, die werthvollsten in diesem Aufsatz enthaltenen Gedanken mittelst freier Uebertragung wiederzugeben und mit einigen Worten zu besprechen. Im Eingange der Abhandlung bemerkt der König: die Deutsche Sprache sei eine halbbarbarische und theile sich nach den Landschaften in verschiedene Mundarten; es gebe keine allgemein gültige Sammlung der die letztere in ihrer Reinheit darstellenden Wörter und Wendungen; die Redeweise entbehre der Anmuth; man wende die Ausdrücke ohne Wahl an, achte nicht auf die bezeichnendsten und lasse die leitenden Gedanken in einem Meer von nebensächlichen Ausführungen untergehen. Wer sich die Deutsche Literatur des vorigen Jahrhunderts vergegenwärtigt, wird die vorstehenden Bemerkungen als grossentheils wahr bezeichnen müssen. Urtheilt doch Goethe selbst über das damalige Deutsche „Literarwesen“ nicht günstiger in den folgenden Versen:

Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben, und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nur Leben und Kunst —

und Jean Paul — seine Erstlingswerke erschienen noch bei Lebzeiten des grossen Königs — spricht gar von unserer „Bärensprache.“* Freilich hält der „Philosoph von Sanssouci“

* Jean Paul, Nachdämmerungen 99: „so fürchte denn Niemand (wie

dafür, dass die mangelhafte Ausbildung unserer Muttersprache keineswegs dem Deutschen Volke zur Last zu legen sei. Er meint, dass letzteres weder des Geistes, noch des Genies ermangele, dass es vielmehr durch äussere Ursachen behindert gewesen, sich gleichzeitig mit seinen Nachbarn emporzuarbeiten. Die Sprache müsse vervollkommnet, gefeilt und von geschickten Händen behandelt werden; besonders sei auf Klarheit des Stiles hinzuwirken. Viele Schriftsteller gefielen sich in einer weitschweifigen Schreibart, häuften Zwischensätze auf Zwischensätze, stellten das Zeitwort eines Satzes — möge er kurz oder lang sein — immer an das Ende und erschwerten hierdurch das Verständniss. Nach diesen feinen und sachgemässen Bemerkungen mahnt Friedrich der Grosse zu einem eingehenden Studium der Alten, weist die Lehrer der Jugend an, ihren eigenen Geschmack, sowie den ihrer Zöglinge nach allen Seiten hin zu bilden, und macht darauf aufmerksam, wie schlecht manche von Deutschen Schriftstellern gebrauchte Vergleiche seien. In letzterer Hinsicht führt er zwei allerdings eigenthümliche Beispiele an. Ein Professor habe sich in einer Zueignungsschrift an eine Königin mit den Worten gewandt: „Ew. Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der Zeit," während ein Dichter bei Widmung seiner Werke einem Herrscher zugerufen: „Schiess, grosser König, schiess Deine Strahlen armdick auf deinen Knecht nieder!" Die mangelhafte Durchbildung unserer Muttersprache wird vom Könige für seine Zeit unter Anderem dem Umstande zugeschrieben, dass jene an den meisten Deutschen Höfen wenig im Gebrauch gewesen. Unter der Regierung des Kaisers Joseph habe man in Wien nur Italienisch gesprochen, unter Karl VI. vorzugsweise Spanisch und unter Franz I. von Lothringen wie an den Höfen der Kurfürsten Französisch. Das Vorherrschen dieser Sprachen habe darin seinen Grund gehabt, dass solche „fixirt" und dass die unsrige es nicht gewesen. In Frankreich habe sich dasselbe ereignet. Unter Franz I., Karl IX., Heinrich III. habe die

---

Fichte im Jahre 1809), dass wir unsere Bärensprache verlernen werden." — Hieran anknüpfend bemerken wir, dass die sehr verbreitete Ansicht, unsere Vorfahren seien in ihrer Ausdrucksweise unzart gewesen, im Grimmschen Wörterbuche bei Behandlung des Ausdrucks „Koth" widerlegt wird.

gute Gesellschaft mehr Spanisch und Italienisch als Französisch gesprochen, und die Nationalsprache sei erst zu Ansehen gelangt, nachdem sie geschliffen, klar, elegant geworden, durch eine Anzahl von klassischen Büchern mit deren malerischen Ausdrücken verschönert und zugleich zur grammatischen Bestimmtheit gekommen war. Unter der Regierung Ludwigs XIV. habe sich das Französische über ganz Europa verbreitet und zwar zum Theil in Folge des allgemeinen Interesses an den damals blühenden grossen Schriftstellern, selbst an den guten, in jener Sprache geschriebenen Uebersetzungen der Alten. Diese in jeder Hinsicht zutreffenden Bemerkungen des Königs lassen seinen Scharfblick für die Beurtheilung der Sprachen, auch der Deutschen, erkennen. Er schliesst seine in Briefform abgefasste Abhandlung mit folgender Betrachtung: „Zuweilen werden die Vorgänger durch die Nachfolger übertroffen. Das wird uns schneller begegnen, als man es glaubt, wenn die Herrscher Geschmack an den schönen Wissenschaften finden, wenn sie diejenigen, welche sich der letzteren befleissen, dadurch ermuthigen, dass sie die Besten beloben und belohnen. Wenn wir Mediciäer hätten, würden wir Genies erstehen sehen .... Wir werden mustergültige Schriftsteller haben. Jeder wird dieselben lesen wollen, um aus ihnen Nutzen zu ziehen. Unsere Nachbarn werden Deutsch lernen; die Höfe werden es mit Vorliebe sprechen und es wird dahin kommen, dass unsere geglättete und vervollkommnete Sprache sich durch unsere guten Schriftsteller von einem Ende Europa's bis zum andern ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich verkünde sie voraus, sie erscheinen bald. Ich werde sie nicht sehen, mein Alter erlaubt mir nicht, dies zu hoffen ... Ich bin wie Moses; ich erblicke aus der Ferne das versprochene Land, aber ich werde es nicht betreten ....“* Der König hatte hiernach unzweifelhaft ein theilnahmvolles Verständniss für unsere Muttersprache.

* Wir können es uns nicht versagen, hier den Schluss des Aufsatzes im Wortlaut wiederzugeben: „Voilà, monsieur, les différentes entraves, qui nous ont empechés d'aller aussi vite, que nos voisins. Toutefois ceux, qui viennent les derniers, surpassent quelquefois leurs prédécesseurs; cela pourra nous arriver plus promptement, qu'on ne le croit, si les souverains prennent du goût pour les lettres, s'ils encouragent ceux, qui s'y appliquent, en

Die Frage, ob wir dieselbe in der That zu einer hohen Ausbildung gebracht haben, wollen wir im Anschluss an die Bemerkungen des grossen Königs mit besonderer Berücksichtigung der Goetheschen Prosa untersuchen. Noch unter der Regierung des Letztern besserte sich die von ihm angegriffene Deutsche Rede. Schlosser bemerkt, dass Goethe dieselbe sanft wie einen Hauch gemacht, nachdem sie durch Lessing ernst, kräftig und edel geworden war. Wenn Friedrich für seine Zeit bei der Hinweisung auf die Zersplitterung der Deutschen Sprache in viele einzelne Mundarten behauptet, dass jede Landschaft ihre Redeweise für die beste halte, so dürfte sich das

---

louant et récompensant ceux, qui ont le mieux réussi; que nous ayons des Médicis et nous verrons éclore des genies. Des Augustes feront des Virgiles. Nous aurons nos auteurs classiques, chacun pour en profiter, voudra les lire; nos voisins apprendront l'allemand; les cours le parleront avec délice et il pourra arriver, que notre langue polie et perfectionnée s'étende en faveur de nos bons écrivains d'un bout de l'Europe à l'autre. Ces beaux jours de notre litérature ne sont pas encore venus, mais ils s'approchent. Je vous les annonce, ils vont paraître; je ne les verrai pas, mon âge m'en interdit l'espérance. Je suis comme Moise; je vois de loin la terre promise, mais je n'y entrerai pas. Passez moi cette comparaison. Je laisse Moise pour ce qu'il est et ne veux point du tout me mettre en parallèle avec lui; et pour les beaux jours de la litérature, que nous attendons, ils valent mieux que les rochers pelés et arides de la stérile Idumée." Die in diesem Schluss der Abhandlung vorkommenden Worte: „Des Augustes feront des Virgiles" beziehen sich auf einen Vers aus Boileau:

„Un Auguste aisément peut faire des Virgiles."

Bei dieser Gelegenheit mag auch die aus dem Jahre 1781 stammende Erwiederung des Baron Grimm zu Paris auf die königliche Sendung des Aufsatzes über die Deutsche Literatur ihre Stelle finden, weil die damalige Blüthe unseres Schriftthums darin behandelt wird: „.... M. D'Alembert m'a remis un écrit du Marc-Aurèle moderne sur la litérature de sa patrie et j'ai reçu ce don royal avec le plus profond respect et la plus vive reconnaissance. Marc-Aurèle Frédéric avait, entre autres, aussi cela de commun avec Marc-Aurèle-Antonin, que celui-ci dédaignait d'écrire en latin et écrivait en grec, comme l'autre dédaigne d'écrire dans sa langue et a adopté de préference l'idiome des Racine et des Voltaire. Les Allemands disent, que les dons, qu'il leur annonce et promet, leur sont dêja en grande partie arrivés; que la langue allemande n'est plus ce jargon barbare, qu'on écrivait il y a cinquante ou soixante ans, dur, diffus, embarassé; qu'elle a pris de l'harmonie et du nombre, de la précision et de l'énergie, que, etant par elle meme d'une très grande richesse, elle a pris en peu de temps toutes les formes désirables. Quant à moi, exilé de ma patrie depuis ma première jeunesse, n'ayant presque aucun temps depuis nombre d'années à donner à la lecture, je ne suis pas en état de juger ce procès; mais il est vrai, que toutes les fois, que j'ai traversé l'Allemagne, on m'a montré des morceaux parfaitement bien écrits et je n'y ai plus retrouvé l'ancien jargon tudesque, d'où j'ai conclu, qu'il était arrivé une grande révolution en Allemagne dans les esprits. [Oeuvres de Fréderic le Grand Tome XXV pag. 337.]

seitdem geändert haben. Wir besitzen jetzt wohl durch ganz Deutschland eine allgemeine Kanzel-, Bühnen- wie Lehrstuhlsprache und lassen die Mundarten nur in zweiter Linie zur Geltung kommen. Ausserdem haben wir gegenwärtig in dem Grimmschen Wörterbuche die vom Könige vermisste — wenn auch nicht allgemein gültige, doch allgemein anerkannte — Sammlung der unsere Sprache in ihrer Reinheit darstellenden Worte und Wendungen. Es ist das ein auf umfassenden sprachwissenschaftlichen Studien beruhendes Werk, um welches uns andere Völker beneiden. Wohl mag — um Friedrichs Bemerkungen weiter zu verfolgen — der Stil der Deutschen Schriftsteller zur Zeit des grossen Königs der Anmuth entbehrt haben, doch ist dieselbe über viele Erzeugnisse der neueren Literatur ausgebreitet. Gewiss gehen auch die bedeutenderen Vertreter des Schriftthums in jüngster Zeit sorgfältiger, als es früher geschah, bei der Anwendung der einzelnen Ausdrücke zu Werke und wählen mehr diejenigen, welche in dem gegebenen Falle die bezeichnendsten sind. Man denke nur an Wilhelm und Alexander von Humboldt, sowie an Varnhagen v. Ense. Wenn Friedrich den „Autoren" seiner Zeit noch vorwirft, dass sie sich in ihren Werken so viele Abschweifungen zu Schulden kommen liessen, so wird man zu einem solchen Tadel bei den neueren Schriftstellern selten Anlass finden. Als musterhaft wird immer die Prosa des „Altmeisters" hingestellt werden können, in Bezug auf welche einer der ersten Goethe-Kenner mit ächt Deutscher Gründlichkeit und Deutschem Forschersinn wie Fleiss ein ganzes Buch geschrieben hat. „Das ruhige, klare, einfache und gewandte Dahinfliessen der Goetheschen Sprache — bemerkt Dr. Lehmann in ‚Goethes Sprache und ihr Geist' — hat seinen Grund sowohl in dem Bau des einzelnen Satzes als auch im Bau der Periode. Bei dem ersteren hat Goethe die Klippe der überladenen Weitschweifigkeit, bei dem letzteren die Klippe der verworrenen Schwerfälligkeit auf gleich glückliche Weise umschifft, jene besonders durch Vermeidung umfangreicher Partizipialkonstruktionen und Anwendung leichter Relativsätze, diese durch einfachere Satzverbindung..." Der beste Stil wird sich stets als ein anmuthiger Wechsel von langen und kurzen Sätzen darstellen.

Ein solcher Stil findet sich bei den meisten Schriftstellern der Alten, deren Studium vom grossen Könige mit Recht empfohlen wird, und trägt wesentlich dazu bei, dass uns bei Lesung derselben eine gewisse Friedensluft anweht, eine wohlthuende Gemüthsruhe überkommt. Zum Theil hat dies auch wohl darin seinen Grund, dass die Alten (im Gegensatz zu den meisten Neueren) maassvoll in der Anbringung von Bildern waren und die letzteren — welche bei längerer Rede dem geistigen Brode den Sauerteig geben — stets einigermassen durchführten. Wie muthen uns jetzt noch immer die treffenden Homerischen Gleichnisse an, mit welchen die der Bibel die grosse Anschaulichkeit gemein haben! Der jüngst beliebte schnelle Wechsel der Bilder ohne eine gewisse — beispielsweise bei Goethe und selbst bei Heine erkennbare — Durchführung wirkt nicht beruhigend und klärend, sondern eher erregend und verwirrend. Unter den wenigen neueren Schriftstellern, welche einen Vergleich, ein Bild zur vollen Geltung kommen lassen, dürfte Jacob Grimm zu nennen sein. Als Beleg hierfür geben wir aus seiner Vorrede zum Wörterbuche folgende Stelle wieder: „Wie wenn Tage lang dichte Flocken vom Himmel niederfallen, bald die ganze Gegend in unermesslichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf mich andringender Wörter gleichsam eingeschneit. Zuweilen möchte ich mich erheben und Alles wieder abschütteln, aber die rechte Besinnung bleibt dann nicht aus.“ Seit der Zeit des grossen Königs hat sich der Sinn für gute Bilder und Gleichnisse gebessert, insbesondere verfeinert. Im Allgemeinen erweist die neuere Geschichte des vaterländischen Schriftthums, dass die Deutsche Sprache — durch bedeutende Dichter wie Schriftsteller ausgebildet und an den Höfen der einheimischen Fürsten mit der Verfeinerung der Sitten geglättet — seit den Freiheitskriegen weit mehr als früher zur Geltung gekommen ist. Es unterliegt auch wohl keinem Zweifel, dass sie der vom grossen Könige vorausgesagten glänzenden Entwicklung entgegengeht. Indess war Manches ehedem schon besser als jetzt und bleibt noch Vieles zu thun übrig.

## II.

Die vorstehende Betrachtung lenkt uns darauf hin, zunächst das Verhältniss der neueren Sprache zur älteren in drei Beziehungen zu prüfen: in Bezug auf den Wortvorrath, die Behandlung der mit Vorwörtern zusammengesetzten Zeitwörter, sowie die sogenannte absolute Participialconstruction — und sodann auf die in der Einleitung erwähnte Goethesche Warnung näher einzugehen. Was zuvörderst den Wortvorrath angeht, so hat die heutige Sprache die grössere Deutlichkeit und Bestimmtheit vor der alten voraus, aber sie steht an Kraft hinter ihr zurück. Man kann auch in der Durcharbeitung und Erweiterung der Worte wie der Sätze über das nöthige Maass hinausgehen und so auf die Sprache verflachend einwirken. Das scheint in neuester Zeit bei uns geschehen zu sein. Vergleicht man z. B. den Wortvorrath der Tagespresse oder der Schriftsteller der Gegenwart mit dem Wortschatze früherer „Schreiber," so erstaunt man darüber, wieviel lange Worte an die Stelle kürzerer getreten und wieviel gute heimische durch schlechtere Fremdworte verdrängt worden.* „Vieles ist versunken," bemerkt Herder, „wir müssen es wieder emporheben." Man kann sagen, dass wir, um vorzuschreiten, in jener Hinsicht auf die „gute, alte Zeit" zurückgehen müssen und dass wir das Dichterwort zu beherzigen haben:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Im Süden unseres weiteren Vaterlandes, in der Schweiz und in Holland ist die Sprache der Gesetzgebung wie die Ausdrucksweise des Volkes ursprünglicher, einfacher, fasslicher und reiner als bei uns, weshalb in manchen Fällen die dortigen Ausdrücke unsererseits zu übernehmen wären. Abgesehen hiervon würden gute Neubildungen zur Geltung zu bringen sein. —

* In Heines „letzte Gedichte und Gedanken" finden sich einige Bemerkungen über den Wortvorrath, welcher in der Unterhaltung zur Anwendung kommt. „Die Deutsche Sprache an sich," heisst es dort, „ist reich, aber in der Deutschen Conversation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieses Reichthums; factisch sind wir also arm. Die Französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen Alles, was sie enthält, in der Conversation auszubeuten und sie sind daher sprachreich in der That."

Wir sollten die einsilbigen Worte nicht verloren gehen lassen! „Bot“ ist in der Schweiz wie in Baiern für Befehl, Aufforderung gebräuchlich, bei uns aber nur noch in dem Ausdrucke „botmässig“ erhalten. Das Wort „Fahr“ wurde für Gefahr noch im 16. Jahrhundert und zumal von Luther gebraucht. „Fug,“ bei Goethe für Befugniss, ist bei uns nur noch in der formelhaften Zusammenstellung von Fug und Recht üblich, während „Gant“ lediglich in Süddeutschland als Bezeichnung für Konkurs gilt. Behufs Mehrung unseres geringen Vorraths an kurzen Worten könnte man wohl den der Holländischen Sprache entnommenen Ausdruck „Bleib“ (oder das Deutsche „Heim“) für Asyl gebrauchen, „Halt“ für Station und „Schein“ für Billet sagen. Zu empfehlen wäre das englische Wort Bill — welches, nach „Unbill“ und „billig“ zu schliessen, zugleich uns angehört, auch von Voss gebraucht wird — als Ersatz für den schwerfälligen Ausdruck „Gesetzvorschlag.“ Bei dem Uebergange zu den zweisilbigen Worten bemerken wir, dass Schiller (in seiner Geschichte der Niederlande) nicht von der „Elite,“ sondern von der „Auswahl“ des Spanischen Adels spricht. „Bescheid“ diente früher dazu, auch den Ort, wohin sich zwei beschieden hatten, zu bezeichnen, während man in Tyrol jetzt noch „Beste“ für Prämie sagt. Das Wort „Compas“ bedeutete im Deutschen Rechtsverfahren des 16. Jahrhunderts die von einem Gericht an das andere gestellte Bitte zur Vornahme von Rechtshandlungen, namentlich Zeugenverhören, also unsere jetzige „Requisition.“ „Folge“ steht bei Goethe für Consequenz wie „folglos“ für inconsequent; „Grundbau“ findet sich für Fundament. „Handblatt“ kommt als alter Ausdruck für Manschette vor und das Wort „Meidung“ (Gesetzgebung der freien Stadt Frankfurt a. M.) ist kürzer, auch kräftiger als Vermeidung, wie „Pfleger“ (Hohenzollernsche Lande u. Grossherzogthum Baden) einfacher als Curator. Der Form „Prinzess“ wird im Grimmschen Wörterbuch der Vorzug gegeben vor Prinzessin, weil hierin das weibliche Geschlecht zwei Mal bezeichnet sei, ein Mal durch das Romanische „esse“ und dann durch das Deutsche „in;“ Niemand sage aber Comtessin, Mätressin. Das viersilbige Wort „pecuniär“ war in einem Aufsatz der Augsburger Allgemeinen Zeitung einfach durch „geld-

lich" ersetzt. Für das Fremdwort „telegraphiren" hat man „drahten" vorgeschlagen, welches bei weitem kürzer und anschaulicher ist. Von mehrsilbigen, aber verhältnissmässig kurzen Ausdrücken seien folgende theils ältere, theils neuere als wenig oder gar nicht gebraucht erwähnt: Adelung (für Nobilitirung bei Niebuhr), Arkelei (für Artillerie bei dem alten Frunsperg), Ausspähung (für Recognoscirung im Grossherzogthum Baden), Beschrieb (für Signalement in der Schweiz), Betreibung (für Execution in der Schweiz), Bücherei (für Bibliothek bei Herder und Voss), Ebenhaus (für Erdgeschoss oder Parterre im Mittelhochdeutschen), Einfrage (für Interpellation in der Schweiz), Einzelwesen (für Individuum bei Jean Paul), Folgerei (bei Luther für Consequenzmacherei), Folgerkunst (für Syllogistik bei Luther und Leibnitz), Gesellung für Association bei Alex. Jung), Kleinelei (für Kleinigkeitskrämerei bei Goethe), Schätzer (für Taxator in Kurhessen), das Voraus (für Präcipuum in Förster, Preuss. Privatrecht) und Vorleben (für Antecedentien in Oesterreich). Jedenfalls haben die im Vorstehenden angeführten Worte vor den ihnen in Klammern beigefügten Ausdrücken den Vorzug der Kürze, welcher in unserer an vielsilbigen Worten so überreichen Sprache wohl Beachtung verdient. — Der hier beregte Vorwurf einer zu grossen Länge trifft besonders manche unserer Amtstitel und Bezeichnungen von Behörden, sowie Anstalten, was zu dem Versuch geführt, an einzelne auffallend schwerfällige Zusammensetzungen die bessernde Hand anzulegen. Das ist anscheinend nicht immer mit dem wünschenswerthen Nachdruck geschehen. Die „Immediat-Justiz-Examinations-Commission" ist vor einiger Zeit in eine „Justiz-Prüfungs-Behörde" umgewandelt worden; warum denn aber nicht gleich einfach in ein Rechts-Prüf-Amt? — Es würde zu weit führen, wenn wir hier noch viele lange Zeitwörter angäben; wir heben hinsichtlich der letzteren nur hervor, dass man bei verschiedenen neuerdings die Endung „en" in „igen" verlängert hat; z. B. bei beängsten, befesten, begnaden, u. a. m.* Auch gab es sonst für manche Zeitwörter kürzere Formen oder Aus-

* Luther — bei welchem sich, wie bei Goethe und neuerdings Riehl diese kurzen Formen finden — zieht ausserdem in der „Prosa" oft die ein-

drücke als jetzt, z. B. bleien für plombiren, buchstäbeln für buchstabiren, befreiheiten für privilegiren u. a. m. Nach der vorstehenden Musterung eines kleinen Theils unseres reichen Wortschatzes wird man es vielleicht als wünschenswerth erkennen, dass für einige abgestorbene kurze Ausdrücke und Bildungen der Auferstehungstag anbrechen möge. Die Vorliebe des Deutschen für lange, vielsilbige Wörter zeigt sich selbst in dem — in sprachlicher Hinsicht recht beachtenswerthen — Entwurf einer Civilprozessordnung für den Norddeutschen Bund. Hier ist u. A. die Rede von der „Vollstreckbarkeitserklärung eines Zahlungsbefehls.“ Man könnte die beiden langen Worte einklammern und vor das siebensilbige den Ausdruck „Vollstreckschein,“ vor das viersilbige „Zahl-Bots“ setzen, wenn man kürzere Wendungen einführen wollte, ohne das Verständniss zu gefährden. In der Wendung „Gerichtsschreiberei des Prozessgerichts“ liesse sich das fünfsilbige Wort vielleicht durch Amtsstube ersetzen, während „Bestellwart“ für „Zustellungs-Bevollmächtigter“ stehen könnte. Hierbei sei gleich als Zeichen der Zeit erwähnt, dass in Berlin, den öffentlichen Blättern zufolge, dem bisherigen Castellane des Rathhauses statt dieses Titels derjenige eines Rathhauswarts von der Stadtverordneten-Versammlung beigelegt worden — eine Minderheit war für die Fassung „Rathswart“ — wogegen die Aeltesten der Kaufmannschaft einen ihrer Beamten zum „Castellan“ (muthmasslich der Börse) gemacht.

Wenn wir uns von der Betrachtung des Wortvorraths dem Gebrauche der mit Vorwörtern zusammengesetzten Zeitwörter zuwenden, so macht die Trennung der letzteren von den ersteren bei dem Dazwischentreten vieler anderen Worte den Satz höchst schwerfällig, z. B. „die Kinder prägten sich diese ihnen von ihren Eltern mit auf den Weg gegebenen Lebensregeln ein.“ Hier schleppt das „ein,“ durch viele Worte von „prägten“ getrennt, ganz hinten nach. Es mag sein, dass eine Trennung dieser Art bei den meisten der mit Vorwörtern zusammengesetzten Zeitwörter von jeher zulässig war, aber wir möchten

fachen Zeitwörter den zusammengesetzten vor, z. B. engern (verengern), forschen (erforschen), gleiten (ausgleiten), schärfen (einschärfen), schlingen (verschlingen), weitern (erweitern).

Weltliteratur einleite, so leben wir jetzt mitten darin. Jedes bedeutende Werk eines grösseren Volkes erscheint nicht für dieses allein, wird vielmehr mit grosser Schnelligkeit in andere, zumal Europäische Sprachen übertragen und dem Auslande leichter zugänglich gemacht. Der Gedankenaustausch zwischen den Bewohnern verschiedener Länder durch das Schriftthum ist ein so reger wie nie zuvor. Wenn Goethe weiterhin dafürhält, dass bei einer solchen Weltliteratur der Deutsche am meisten zu verlieren habe, so bezieht sich das offenbar auf die bedauerliche Neigung des Letzteren, fremde Worte und Wendungen in die Muttersprache aufzunehmen. Mit vollem Grund bemerkt der grosse Dichter, dass wir wohl thun würden, der von ihm ausgesprochenen Warnung nachzudenken. Wer mitten im Lande wohnt, gewahrt es nicht, wie bei uns — abgesehen von der Zeit des letzten Krieges gegen Frankreich — die Ausländerei in der Sprache um sich gegriffen hat und deren gesunden Leib immer weiter ankränkelt. Wir erinnern an die neuerdings von einem Deutschen in Norwegen angetroffene Landsmännin, welche Jenem den Zeitungsberichten zufolge erklärte, dass sie die Angelegenheiten unseres grossen Vaterlandes mit grosser Theilnahme verfolge, dass ihr dies indess von Jahr zu Jahr mehr erschwert werde, weil unsere öffentlichen Blätter immer mehr fremde Worte und Wendungen aufnähmen. Wir erinnern auch daran, dass ganz neuerdings die Fremdwörterbücher in immer grösserem Maasse anschwellen, während hiermit die Erzeugung guter heimischer Worte und Bildungen — früher, insbesondere gegenüber der Französelei von den Besten des Volks mit Vorliebe gepflegt — keineswegs gleichen Schritt hält. Allerdings ist es in vielen Fällen weit bequemer, das einmal landläufige Fremdwort zu gebrauchen, als dafür einen guten Deutschen Ausdruck zur Anwendung zu bringen. Manches Fremdwort muss sogar in dieser Zusammenstellung so und in jener anders wiedergegeben werden. „Konkurrenz machen“ würde z. B. durch „Abbruch thun,“ „eine Konkurrenz ausschreiben“ durch „einen Wettbewerb ausschreiben“ zu verdeutschen sein. Es lässt sich nicht leugnen, dass Goethe den hier in Frage kommenden Sinn, welchen er mit „Sprach-Patriotismus“ bezeichnet, in einem für seine Zeit höchst an-

erkennentwerthen Grade besass. Er bereicherte unsere Sprache durch treffliche Neubildungen und Verdeutschungen fremder Worte.* Sehr gross ist indess immerhin noch die Anzahl der seinerseits gebrauchten meist wohl übersetzbaren Fremdwörter, wie fast jede Seite seiner prosaischen Werke erweiset. Unter Anderm gebraucht er in der Regel den Ausdruck Societät für Gesellschaft.

Trotz der vielen Fremdwörter ist Goethe noch immer bei weitem Deutscher als die meisten Schriftsteller unserer Zeit. Er zeigt in hohem Maasse sprachbildende Kraft, welche unserem Geschlechte fast ganz abzugehen scheint. Man beachte in letzterer Hinsicht nur den allgemeinen Gebrauch des — bei dem Auftauchen der grossen Arbeitseinstellungen in Deutschland aufgekommenen — Englischen Wortes Strike, durch dessen Aussprache unser ganzes Volk lächerlicher Weise in zwei Theile geschieden wird. Die Einen, welche der Englischen Aussprache kundig sind, sagen „Streike,“ während die Anderen von „Strieke“ reden und seitens Jener belächelt werden. Hierzu kommt noch, dass das Geschlecht des Wortes — bei dem Zweifel, ob es der, die oder das Strike heisst — im Civilstandsregister der Deutschen Wortgemeinde nicht festgestellt ist. Das

* Er ersann unter andern die Ausdrücke Anempfinderin, sowie Kleinleben und brauchte viele Deutsche Worte, statt deren man jetzt fremde angewendet sieht. Wir verzeichnen als solche Verdeutschungen von Hauptwörtern — abgesehen von den bereits oben unter den kürzern Ausdrücken erwähnten — nachstehende: „Alleinsinger“ für „Solo-Sänger,“ „Auflebung“ für „Renaissance,“ „Aufputz“ (z. B. eines Gemäldes) für „Retouche,“ „Besuchskarte“ für „Visitenkarte,“ „bewegter Boden“ für „coupirtes Terrain,“ „Dienstlauf“ für „Carrière,“ „die Ehre des Hauses machen“ für „Honneurs machen,“ „Einhelfer“ für „Souffleur,“ „Gold-Philipp“ für „Philippsd'or,“ „Rückstreben“ für „Reaction,“ „Selbstler“ für „Egoist,“ „Selbstlernerei“ für „Autodidactenthum.“ Von den hier angemerkten Deutschen Worten wird jetzt fast keines mehr gebraucht, manches ohne Beifügung des ihm entsprechenden fremden Ausdrncks gar nicht einmal verstanden. Was Goethes Verdeutschungen von Zeit- und Beiwörtern angeht, so sei nur bemerkt, dass er „anähneln“ (assimiliren), „antworten“ (korrespondiren im Sinne von „entsprechen“), „aussprechen“ (proclamiren) und „ins Enge bringen“ (concentriren) gebraucht, auch die Ausdrücke „ausgesprochen“ (prononcirt), „ausschliessend“ (exclusiv), „flach erhoben“ (in Bas-Relief) und „geklemmt“ (im Dilemma) zur Anwendung bringt. Er selbst erklärt an einer Stelle treffend: „Der Deutsche begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Das sollte aber auch in der Muttersprache geschehen, da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstil lächerlich macht.“

Wort Arbeitseinstellung ist allerdings für eine häufige Anwendung zu lang, aber warum wird nicht der in einer Zeitung gemachte Vorschlag angenommen, den Ausdruck „Strike“ mit „Streich“ — was derselbe im Englischen ursprünglich bedeutet — zu verdeutschen oder den in unser Sprachgebiet eindringenden Fremdling mit Hülfe Eingeborener (etwa dem früher volksmässigen Worte „Feiern“) aus dem Felde zu schlagen. Ueber den hier beregten „Purismus“ spricht sich Goethe in einem Abschnitt mit der Ueberschrift „Deutsche Sprache und Verwandtes“ näher aus. „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern,“ heisst es dort, „ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweis't sich als geistlos: denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalte absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der Geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an Stelle eines bedeutenden Wortes gelten lässt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und Leidenschaft sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fliesst darüber her.“ Die vorstehenden „Reflexionen“ Goethes erscheinen begründet bis auf den Schluss. Denn als Quellen neuen Lebens für die Sprache sind doch auch eine — mit Dichtkunst und Leidenschaft nicht zusammenhängende — glückliche Eingebung, sowie eine ruhige, sachgemässe Erwägung bei vielen Bildungen erkennbar.* So erzählt Bode in dem Vorworte zur Uebersetzung

* Dem Grimmschen Wörterbuche zufolge stammt aus dem 13. Jahrhundert das dem Slavischen entnommene Wort „Dolmetsch,“ aus dem 14. „Dauer,“ aus dem 15. „guter Dinge sein“ und aus dem 16. „Dolch,“ sowie „Fundgrube.“ Im 17. Jahrhundert entstanden neben dem Hauptworte „Bückling“ die Zeitwörter „beobachten,“ sowie „durchsuchen,“ und das Beiwort „dienlich.“ Anscheinend um 1700 ward der Ausdruck „kokett“ bei uns eingeführt. Das 18. Jahrhundert im Allgemeinen brachte die Hauptworte „Dasein,“ „Fühllosigkeit,“ „Füllhorn,“ „Habgier,“ sowie das Zeitwort „befolgen“ hervor, erzeugte in der Mitte „Denkweise,“ während der zweiten Hälfte

von Sterne's sentimental journey (1768), Lessing habe ihm „empfindsam“ für jenes Englische Beiwort empfohlen. Belehrend ist es, zu sehen, welche Gedankenverbindung den Letzteren hierzu geführt. „Es kömmt darauf an,“ schreibt derselbe, „Wort durch Wort zu übersetzen, nicht eines durch mehrere zu umschreiben. Bemerken Sie sodann, dass sentimental ein neues Wort ist. War es Sterne erlaubt, sich ein neues Wort zu bilden, so muss es eben darum auch seinem Uebersetzer erlaubt sein. Die Engländer hatten gar kein Adjectivum von sentiment, wir haben von Empfindung mehr als eines, empfindlich, empfindbar, empfindungsreich, aber diese sagen alle etwas Anderes; wagen Sie ‚empfindsam!‘ Wenn eine mühsame Reise eine Reise heisst, bei der viel Mühe ist, so kann ja auch eine empfindsame Reise eine Reise heissen, bei der viel Empfindung war. Ich will nicht sagen, dass Sie die Analogie ganz auf Ihrer Seite haben dürften; aber was die Leser vor's Erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen.“ — Die Wahl von „empfindsam“ war so glücklich, dass sich gar kein Widerspruch gegen das Wort erhob und dass dasselbe noch gegenwärtig volle Geltung hat.

Viele Worte der Goetheschen „Prosa“ sind jetzt entweder ganz veraltet oder nur noch wenig in Gebrauch.* Dagegen scheint keines der von Goethe gebrauchten Fremdworte untergegangen zu sein. Zum Festhalten der Letzteren kommt noch, dass seitdem bekanntermassen eine Menge von fremden, insbesondere Französischen Redeformen und Wendungen in unsere Sprache Eingang gefunden. Das Aufkommen der Weltliteratur hat zur Folge gehabt, dass man weit mehr als früher Werke des Auslandes bei uns übersetzt oder bearbeitet, wo-

---

„delicat“ und spät „komisch.“ Die Ausdrücke „Deutschthum,“ „kostspielig“ und „haltlos“ tauchen erst in neuerer Zeit auf. Es liegt ausser dem Rahmen dieses Aufsatzes, auf den Ursprung der hier hergezählten Worte näher einzugehen; nur sei hervorgehoben, dass letzterer nach den für denselben dienenden Belegen weder auf die Dichtkunst, noch auf die leidenschaftliche Rede zurückzuführen ist.

* Z. B. Grossheit für geistige Grösse und Vorklage für Entschuldigung, sowie einzelne als „Provincialismen“ erscheinende Ausdrücke: Bocksbeutel für Schlendrian, Brane für Waldsaum, Käfter zur Bezeichnung eines kleinen engen Wohnraums und Kielkropf für Missgeburt.

durch fremde Bildungen bei uns eingeschmuggelt oder eingeschwärzt werden. Auf solche Weise laufen wir Gefahr, gegenüber dem reichen auswärtigen Welt-Schriftthum in unserer Muttersprache manches besonders Eigenartige durch schmähliches Aufgeben zu verlieren. „Wir haben,“ sagt der alte Arndt mit Recht, „mehr als alle andern Völker Ursache, zu wachen, dass das Eigenthümliche und Besondere, was uns als Deutsche, als ein bestimmtes Volk mit einem bestimmten Namen auszeichnet, durch die Völkerfluth und Geistesfluth, die immer von uns und zu uns geht, nicht weggespült und weggewaschen werde.“

## IV.

Die von Goethe angedeutete Gefahr der Entdeutschung führt uns dazu, das Verhältniss unseres Volkes und unserer Gesetzgebung zur Muttersprache zu erörtern. Die grosse Masse des Volkes, sogar ein bedeutender Theil der „Gebildeten,“ lässt sich in sprachlicher Beziehung gehen, achtet wenig auf die Natur der einzelnen Worte wie Wendungen und hört kaum auf eine vor der Verwahrlosung warnende Stimme.* Der auf den Erwerb des täglichen Brodes gerichtete Arbeiter und sog. kleine Mann hat weder Musse noch Mittel zu sprachlicher Ausbildung — Armuth ist das strengste Bücherverbot — und reicht vielleicht mit einem Vorrath von mehreren Hundert Worten für sein ganzes Leben leidlich aus. Die Verwaltung, insbesondere Bereicherung unseres Wortschatzes, sowie die Bewahrung Deutschen Wesens in unserer Sprache liegt den Gebildeten und unter diesen wieder vornämlich den Mussehabenden ob, welche die heimische Rede- und Schreibweise durch Vergleichung mit fremder Art, durch das Lesen guter Bücher, durch schriftstellerische Thätigkeit und durch Austausch mit geistig geschulten, zugleich vaterländisch gesinnten Personen leichter als die Musse-

* Dr. Binder bemerkt (in seinem neuerdings erschienenen Buche „Lichtfunken und Pfefferkörner“), es gäbe im grössten Deutschen Staate keinen Verdienstorden, sondern einen Orden pour le mérite und in der Hauptstadt Deutschlands kein Krankenhaus, sondern eine Charité. Es kommt hierbei offenbar in Frage, ob nicht derartige geschichtliche Erinnerungen mit Französischen Bezeichnungen gegenüber dem Deutschthum zu bewahren sind.

losen pflegen können. Die „Aristocratie" hat bei uns in letzter Zeit nicht viel Heimaths-Sprachsinn offenbart, hat gegenwärtig auch nur äusserst wenige in schriftthümlicher Beziehung hervorgetretene Glieder aufzuweisen. Man sollte meinen, dass unsere Land- und Reichstägler zur Bethätigung eines gewissen „Sprach-Patriotismus" gelangen müssten. Sie richten ihre Aufmerksamkeit indess im Wesentlichen nur auf den Inhalt der Gesetze sowie Anträge und achten auf die Form fast gar nicht. Dies geht soweit, dass sie sogar Sprachwidrigkeiten durchgehen lassen.*

Es lässt sich sicherlich nicht leugnen, dass die Sprache der Gesetzgebung von grossem Einfluss auf die Rede- und Schreibweise der Beamtenwelt und mittelbar wie unmittelbar auch auf diejenige der ganzen übrigen Bevölkerung ist. Der Beamte wird geneigt sein, die ihm seitens der Gesetzgebung gewissermassen zugeführten guten Ausdrücke und Wortfügungen in

* Wir erinnern daran, dass der § 5 des Preussischen „Gesetzes über die juristischen Prüfungen und die Vorbereitung zum höheren Justizdienst" lautet: „Die in der ersten Prüfung Bestandenen etc." — und dass diese, schon in früheren Verordnungen wie im gewöhnlichen Leben vorkommende Wendung doch insofern unrichtig, als man von Jemandem, ohne in die gemeine Sprache zu verfallen, nur sagen kann, dass er die Prüfung bestanden hat, nicht, dass er in ihr bestanden ist. Erschien der Satz „welche bestanden haben" nicht wohl angebracht, so hätte man sich ja vielleicht der Ausdrücke „die Erprobten" oder „die Bewährten" bedienen können. Wenn die Gesetzgebung Fremdwörter gebraucht, so wäre es wenigstens zu wünschen, dass sie dieselben folgerecht behandelte. Während Preussische Verordnungen das Wort „Cupon" Deutsch geschrieben aufweisen, findet sich der Ausdruck „Couvert" im Deutschen Strafgesetzbuch mit Französischer Rechtschreibung. Die hier beregte Umdeutschung von Fremdworten ist — wenn sie mit Umsicht vorgenommen wird — insofern von grosser Wichtigkeit, als wir durch sie einzelnen, sich für jetzt als unersetzbar zeigenden Fremdworten den Heimathsbrief ertheilen können. Die sog. Ungebildeten formen die letzteren oft in der Weise um, dass sie dieselben in der Aussprache Deutschen Ausdrücken annähern. Der gemeine Soldat sagt häufig Schersant für Sergeant, der gewöhnliche Berliner „Tretoir," „Trittoir," — offenbar im Gedanken an treten, Tritt — oder gar Tratera für Trottoir, welches letztere Wort in Polizei-Verordnungen durch den Ausdruck „Granitbahn" ersetzt ist, während in einer neuerdings wiederholten Bekanntmachung des Berliner Polizei-Präsidiums von Impfungen und „Revaccinationen" (statt „Wieder-Impfungen" oder „Neu-Impfungen") die Rede.

jedem zu ihrer Anwendung geeigneten Falle zu gebrauchen und wird dieselben auf solche Weise in den Mund der mit ihm geschäftlich verkehrenden Personen bringen. Ausserdem nimmt das Volk selbst jetzt durch die vielverbreiteten öffentlichen Blätter mehr als früher Kenntniss von neuen Gesetzen wie Verordnungen und eignet sich daraus manche Ausdrücke und Wendungen an. Der hiernach ganz unberechenbare sprachliche Einfluss der Gesetzgebung ist bisher anscheinend nicht gehörig erkannt und berücksichtigt worden. In der Abfassung der Verordnungen thun wir es wohl unseren Altvordern nicht gleich. Schon Savigny bemerkt in seiner Abhandlung vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft betreffs der Sprache: „Ich glaube, wir sind in diesem Stücke noch in neueren Zeiten rückwärts gegangen; ich kenne aus dem 18. Jahrhundert kein Deutsches Gesetz, welches in Ernst und Kraft des Ausdrucks mit der peinlichen Gerichtsordnung Karls des V. verglichen werden könnte.“ Was die Schreibart im Allgemeinen angeht, so dürfte das Reichsstrafgesetzbuch vor dem landrechtlichen Strafrecht kaum etwas voraushaben. Jenes stellt sich bekanntlich als das Norddeutsche Strafgesetzbuch mit geringen Abänderungen dar und ist mittelbar mit dem letzteren auf eine sehr eingehende Art (im Mai-Heft 1871 des Goltdammerschen Archivs) vom Prof. Sontag zu Heidelberg beurtheilt worden. Derselbe weiset 10 Fälle nach, in welchen die Fassung, beziehlich der Gebrauch einzelner Worte fehlerhaft erscheint, 14 Fälle, „in denen eine zwar nicht geradezu unrichtige, aber doch sprachlich nicht völlig correkte Fassung gewählt ist,“ und 15 Fälle, wo das Gesetz ohne Noth von der in der Regel festgehaltenen Ausdrucksweise abgewichen. Alle diese Bemerkungen treffen im Wesentlichen auch das Reichsstrafgesetzbuch.*

* Wir beschränken uns darauf, aus dem ersten Abschnitte „Unrichtige Ausdrucksweise“ mehrere besonders beachtenswerthe Fälle hervorzuheben. Wenn es im § 90 Nr. 2 heisst: „Magazine oder andere Vorräthe von Waffen,“ so muss — weil ein Magazin als solches kein Waffenvorrath — das Wort „andere“ wegfallen. Bei „Schriften oder andern Darstellungen“ in den §§ 85 und 110 ist „andern“ auch zu streichen, weil Scriften als solche noch keine Darstellungen sind. Das mehrberegte Wort fehlt dagegen an einer andern Stelle. Im § 92 Nr. 2 heisst es nämlich „die über solche Rechte

Anerkennenswerth bleibt immer das Streben seiner Verfasser, wie der neueren Gesetzgeber überhaupt, die Fremdworte möglichst zu vermeiden.* Die bis jetzt von der Regierung gemachten Versuche, ganz neue Ausdrücke, Verdeutschungen und Umdeutschungen zur Geltung zu bringen, sind indessen — abgesehen von verschiedenen Bildungen im Reichsstrafgesetzbuch (z. B. Mindestbetrag und Mehrbetrag für Minimum und Maximum), sowie in einigen aus dem Justizministerium hervorgegangnen Gesetzen — wohl nicht besonders glücklich gewesen. Wir möchten in dieser Hinsicht einen Fall hervorheben, in welchem es sich um die Begründung einer neuen Einrichtung für den öffentlichen Verkehr handelte, nämlich um die Einführung der sog. Correspondenzkarten. Der letztere amtssprachliche Ausdruck erscheint insofern nicht glücklich gewählt, als

---

sprechenden Urkunden oder Beweismittel," während erstere doch auch zu den letzteren gehören. Es hätte also gesagt werden müssen: „oder anderen Beweismittel." Die erste Bestimmung des § 275 handelt von „falschem oder gefälschtem Stempelpapier," während dies „Particip" mit jenem Beiwort gleichbedeutend und offenbar „verfälscht" gemeint ist. Der § 341 beginnt: „Ein Beamter, welcher vorsätzlich, ohne hierzu berechtigt zu sein ... eine Verhaftung vornimmt u. s. w." — während das Wort „hierzu" doch nicht auf etwas Folgendes bezogen werden darf. Statt „hierzu" müsste also „dazu" stehen. Durch Alinea 2 des § 362 wird im zweiten Satz der Landesbehörde die Befugniss ertheilt, „die verurtheilte Person entweder bis zu zwei Jahren in ein Arbeitshaus unterzubringen oder zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden." Der Sinn dieser Bestimmung ist ohne Zweifel der, dass der zweijährige Zeitraum für den einen Fall wie für den andern gelten soll. Dann müsste sie aber dahin gefasst sein: „die verurtheilte Person bis zu zwei Jahren entweder in ein Arbeitshaus unterzubringen oder zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden." Endlich wird im § 366 Nr. 9 mit Strafe bedroht: „Wer auf öffentlichen Wegen, Strassen oder Plätzen Gegenstände, durch welche der freie Verkehr gehindert wird, aufstellt u. s. w." Der Verkehr wird aber nicht schon durch die Gegenstände, sondern erst durch deren Aufstellung gehindert. Die Vorschrift zu 9 hätte daher lauten müssen: „Wer dadurch, dass er auf öffentlichen Wegen etc. Gegenstände aufstellt etc., den freien Verkehr hindert ...."

* Hierüber bemerkt Sontag a. a. O.: „Sowohl die Verfasser der Entwürfe als der Reichstag hatten das Bestreben, Fremdwörter möglichst zu vermeiden. Das hätte sich aber wohl noch weiter, als geschehen, geltend machen können. Vergleiche z. B. § 301 (Bürgschafts-Instrumente), § 315 ff. (Transporte u. Signale), § 308 u. 367, Nr. 6 (Materialien)."

derselbe sehr lang und in seinem ersten Theile ein Fremdwort ist. Hätte sich nicht vielleicht eine kürzere, rein Deutsche Bezeichnung finden lassen, wie Briefkarte? Am besten wäre es wohl gewesen, der neuen Einrichtung die Benennug Postkarte zu geben und diesen Ausdruck im innern Dienste der zuständigen Behörde durch einen andern zu ersetzen. Wir hatten erwartet, dass die Regierung des Deutschen Reiches die im Römischen Kaiserreiche Deutscher Nation üblich gewesene Sprachmengerei vermeiden und sich in den Gesetzen, zumal in der Verfassung, einer rein Deutschen Ausdrucksweise befleissen würde. In dieser Erwartung sehen wir uns getäuscht. Die Verfassung des Deutschen Reiches enthält in 78 Artikeln etwa 100 Fremdwörter, sowie zwei Lateinische Wendungen, welche sogar mit Römischen Buchstaben gedruckt sind, nämlich in natura und pro rata (Art. 58 und 60). Man hätte für beide Wendungen wohl Deutsche Vertreterinnen — „in Natur" und „antheilig" — und im Uebrigen zu heimischem Ersatz wenigstens bei denjenigen Fremdwörtern greifen können, welche anders gesprochen als geschrieben werden, weil diese dem Geiste unserer Sprache besonders widerstreben und dem gemeinen Manne am meisten schwer fallen. Es sind das solche, welche aus dem Lateinischen oder Französischen stammen. Einzelne lassen sich nicht ohne Weiteres für alle Fälle übersetzen, sondern müssen durch Ausdrücke wiedergegeben werden, welche in dem grade vorliegenden Falle am Platze sind. So könnte man in dem Satze: „Der Reichstag prüft die Legitimation seiner Mitglieder" das sechssilbige Fremdwort durch den dreisilbigen Deutschen Ausdruck „Wahlausweis" ersetzen. Was die anderen in der Verfassung des Deutschen Reiches vorkommenden Fremdwörter der oben beregten Art angeht, so führen wir dieselben im Nachstehenden mit den ihnen entsprechenden Deutschen Bezeichnungen an: Administration (Verwaltung) Avancement (Beförderung), Aversum (Pauschsumme), Chefs (Oberen), Disposition (Verfügung), Etat (Anschlag), Execution (Zwangsvollstreckung oder Betreibung), Expedition (Versendung), Expropriation (Zwangsenteignung oder Enteignung), Formation (Gestaltung), Functionen (Amtsbefugnisse), Inspectionen (Besichtigungen), Instructionen (Anweisungen), Koloni-

sation (Ansiedlung), Kommandeur (Befehlshaber), Konstruction (Bau), Konvention (Abkommen), Obligationen-Recht (Fordrungen-Recht nach dem Vorgange Koch's vom Standpunkte des Berechtigten aus), Organisation (Begründung), Petition (Gesuch), Publication (Veröffentlichung), Prägravation (Vorbelastung), Qualification (Vorbildung, Befähigung), Reglement (Ordnung), Requisition (Ansuchen), Substitution (Aftervollmacht). Einige in der Verfassung vorkommende Verdeutschungen sind nicht folgerecht durchgeführt, so „beziehungsweise" und „beziehlich" gegenüber respective (Art. 8, 40, 52, 66), „Stimmenmehrheit" oder einfach „Mehrheit" gegenüber „Majorität" (Art. 9, 28) und „Zuständigkeit" gegenüber „Kompetenz" (Art. 23, 75). Zu den Besonderheiten der Deutschen Sprache gehört bekanntlich die Zulässigkeit einer Zusammenfügung verschiedener Hauptwörter. Dergleichen „Wort-Ehen" erscheinen dann unglücklich, wenn Ausdrücke aus verschiedenen Sprachen an einander gekettet sind, z. B. bei folgenden der Verfassung entnommenen Bezeichnungen: Directiv-Behörde, Final-Abschlüsse, Kontingents-Herr. Eigenthümlich ist ein Satz gefasst, welcher sich auf die Beschlüsse des Bundesraths bezieht: „Nicht vertretene oder nicht instruirte Stimmen werden nicht gezählt." Schwerlich würde ein Engländer, Franzose oder Italiener in einer Verfassungsurkunde die mindestens ungewöhnliche Wendung „nicht instruirte Stimmen" gebrauchen. Ein Gesetzgeber aber, welcher in seinen Verordnungen, zumal in der Landes-Verfassung, Fremdwörter oder ungelenke Wortfügungen anwendet, stellt hierdurch sich und seinem Volke in gewissem Sinne ein Armuthszeugniss aus, ja man kann sagen, er versündigt sich an der Volksseele. Die Landesvertretung hätte das Recht und die Pflicht, in dieser Beziehung auf jede Bill näher einzugehen.

Wer unsere Verordnungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit denjenigen aus der zweiten vergleicht, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, dass die Sprache der Gesetzgebung im Ganzen genommen früher besser, insbesondere gleichmässiger war als gegenwärtig. Sie hat in dieser Hinsicht vielleicht etwas unter der Einwirkung der Landesvertretung zu leiden — in Folge der Aufnahme so-

genannter „Amendements“ — der Hauptgrund der Wandelung aber ist ein anderer. Ehedem lag die Entwerfung, sowie Ausarbeitung der Gesetze dem Staatsrathe ob, während sie jetzt Sache verschiedener von einander ganz getrennter Behörden ist. In England verhält sich das zur Zeit anders als bei uns, weil die Regierung jede von ihr einzubringende Bill durch einen höheren, stilistisch durchgebildeten Beamten in Bezug auf die Schreibart prüfen lässt. Da ein einzelner Beamter sehr der Gefahr der Einseitigkeit ausgesetzt, so würde bei uns statt dessen ein sogenanntes Collegium zu berufen sein, das dann mit weitergehenden Rechten und Pflichten ausgestattet werden könnte. Es handelt sich um eine Behörde, welche eine gewisse Gleichmässigkeit in der ganzen gesetzgeberischen Sprache herstellt, diese zu einem Muster trefflicher, wahrhaft volksthümlicher Ausdrucksweise gestaltet, für zweckmässige — immer nur maassvoll anzuwendende — Aenderungen der Redeweise und Schreibart ein weithin leuchtendes Vorbild giebt und für neue Begriffe oder Dinge die ihnen entsprechenden Deutschen Bezeichnungen aus den reichhaltigen Schachten unserer Sprache zu Tage fördert. Man kann wohl sagen, dass hierbei sogar eine Seite der vielbesprochenen „socialen“ Frage in Betracht kommt. Der gemeine Mann empfindet es als eine Pein, dass er die von den sogenannten Gebildeten — auch vom Gesetzgeber — gebrauchten Fremdwörter nicht versteht und fühlt sich Jenen hierdurch entfremdet. In einer Zeit, in welcher man Laien zu Schwur- oder Schöffengerichten und zu Synoden heranzieht, muss man vor Allem dafür sorgen, dass die Amtssprache eine rein Deutsche sei. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die neuerdings in der Protestantischen Kirchenzeitung mitgetheilte Nachricht, dass nach der Sitzung einer Kreis-Synode die beiden weltlichen Mitglieder eines Kirchspiels die Wiederwahl abgelehnt, weil sie wegen der vielen seitens der Redner gebrauchten Fremdwörter ausser Stande wären, den Verhandlungen gehörig zu folgen. Unter solchen Umständen erscheint es als eine Schuldigkeit der gesetzgebenden Gewalten, sich möglichst einer gemeinverständlichen Sprache zu bedienen und in dieser Hinsicht tonangebend auf die Bevölkerung zu wirken. In einer grossen Hauptstadt, wie Berlin,

werden sich immer viele Männer — schon unter den Mitgliedern der Academie der Wissenschaften — finden, welche Deutschen Gemeinsinn mit bedeutender sprachlicher, auch schriftthümlicher Bildung verbinden. Man wähle aus diesen Männern die am meisten zu Wächtern oder Priestern des Sprachheiligthums geeigneten aus und bilde aus ihnen ein „Sprach-Amt“ als berathende, sowie begutachtende Behörde. Die Aufgabe des letzteren wäre es keineswegs, in Bezug auf die schriftthümlichen Erzeugnisse der Gegenwart, etwa gar die Tagespresse, Sprach-Polizei oder Wort- und Silben-Tyrannei zu üben, sondern ein Banner aufzupflanzen, um das sich die Kämpfer für eine gesunde Fortentwickelung unserer Muttersprache und Schreibweise schaaren könnten.* Ein Zwang lässt sich in dieser Richtung überhaupt nicht ausüben. „Wenn selbst der Kaiser,“ — bemerkt Friedrich der Grosse bei einem Vorschlage zur Anhängung von Vocalen an einzelne ihm sonst hart klingende Zeitwort-Endungen — „mit seinen 8 Kurfürsten in feierlicher Reichstags-Sitzung durch Gesetz die neue Aussprache einführte, so würden doch die eifrigen Teutonen über die Geber des letzteren spotten und aller Orten schreien: Caesar non est super grammaticos; auch das Volk, welches in jedem Lande über die Redeweise entscheide, würde weiterhin bei der alten Aussprache bleiben.“ Es dürfte sich indess jetzt für uns schon als ausserordentlich segensreich erweisen, wenn jede Deutsche Reichs- und Preussische Staatsbill und allgemeine obrigkeitliche Verordnung in sprachlicher Beziehung von einem Amte der erwähnten Art begutachtet würde. Bei der Richtung des letztern auf die Gesetzgebung wird die Einseitigkeit vermieden werden, welche man den Sprach-Academien der Italiener und Franzosen zum Vorwurf gemacht. Sollte es nicht zur Begründung eines derartigen Amts kommen, so möge

---

* In Ansehung der Rechtschreibung vergleiche man — ausser Jacob Grimm in der Vorrede zu seinem Wörterbuche — den in „Unsere Zeit“ Bd. V. S. 237 abgedruckten Aufsatz „Die Verbesserung unserer Rechtschreibung“ von dem ausgezeichneten „Germanisten“ Zacher. Bei dieser Gelegenheit sei als Zeichen der Zeit bemerkt, dass man neuerdings das aus dem Deutschen stammende Wort Bivouak auch Deutsch schreibt „Biwak.“

ein vaterländisch gesinntes Mitglied des Reichs- und Landtages gegenüber jeder Bill als Deutscher Sprachwart auftreten und das Deutschthum in der Gesetzgebung zu Ehren bringen. Eines wie das andere würde ganz wesentlich dazu beitragen, dass wir das uns von dem grossen Könige für die Entwickelung der Deutschen Sprache vorgesteckte Ziel schneller als sonst erreichen, die letztere auf das Höchste ausbilden, dieselbe auch vor den aus dem ausländischen Weltschriftthum auf sie eindringenden ungünstigen Einflüssen bewahren, sie in ihrer kernhaften Eigenthümlickeit erhalten und als Weltsprache an Stelle des Französischen zur Geltung bringen.

---

# Die Legenden des Ms. Laud 108.

Von

**Dr. Horstmann.**

---

Während die Legenden des Ms. Harl. 2277 bereits zu einem Theil bekannt sind, und die Veröffentlichung der ganzen Sammlung durch die Early Engl. Text Society in naher Aussicht steht, ist den Legenden des Ms. Laud 108 bis jetzt keine Berücksichtigung zu Theil geworden. Bereits im vorigen Jahre, während meines Aufenthaltes zu Oxford, hatte ich Gelegenheit, einen Theil dieser Legenden zu copiren; jetzt ist mir, Dank der gütigen Vermittelung des hohen Ministeriums und der grossen Liberalität der englischen Behörden, das Manuscript zur weitern Benutzung auf 6 Monate hieher übersandt worden. Es sei mir gestattet, an diesem Orte diese Legenden zur Kenntniss zu bringen.

Ms. Laud 108 (früher Laud K 60 und darauf C 73), in einer Notiz am untern Rande des ersten Blattes bezeichnet als liber Guilielmi Laud Archiēpi Cantuar. et Cancellarii Vniversitatis Oxon. 1633, klein folio, enthält bis Blatt 198a 61 Legenden aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, darauf 2 kleinere Gedichte (über den Menschen und seine 3 Feinde: Fleisch, Welt und Teufel in 186 V., und die Vision des h. Paulus von der Hölle in 252 V. nach der apocalypsis apocr. Pauli); weiter das moralisch-didaktische Gedicht Debate of the body and the soul aus der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts (éd. in Thom. Wright „the Latin poems commonly attributed to Walter Mapes, for the Camden Soc.“ London 1841); dann folgen die Epopöen von Havelok und King Horn, letztere in einer

etwas jüngern Hand als erstere, und am Schlusse, von Blatt 228b bis 237, 3 weitere Legenden aus dem Ende des 14. Jahrhunderts und ein Gedicht mit der Ueberschrift: Here bigynneþ somer soneday. — Die ersten 61 Legenden sind alle um dieselbe Zeit, aber von verschiedenen Händen, geschrieben und gehören demselben binnenländischen Dialekte an; gewisse graphische Eigenthümlichkeiten, wie die Einschiebung eines u nach g vor e, i in germanischen Wörtern und die Schreibung z neben th, ziehen sich durch alle Legenden hindurch. Diese sind von einer Hand des 15. Jahrhunderts mit arabischen Zahlen in der Mitte des obern Randes numerirt. Die ersten 7 Legenden sind ausgefallen, da das an erster Stelle stehende Fragment des Lebens Jesu als 8 bezeichnet ist.

Das Ms. ist von neuerer Hand foliirt, nicht paginirt; jede Seite enthält 45 Zeilen. Dem Ms. vorher geht ein später hinzugeheftetes Blatt, Papier mit Pergament überklebt; auf das Pergament ist wieder ein etwa eine Hand breiter Streifen Papier aufgeklebt, welcher ein Verzeichniss von Legenden in einer schlechten Hand des 15. Jahrhunderts enthält; da aber weder die Zahl noch die Namen der hier genannten Legenden mit denen des Ms. übereinstimmen, so ist zu vermuthen, dass dieses Verzeichniss ursprünglich zu einem andern Ms. gehörte und hier am unrechten Orte steht.

Die einzelnen Legenden sind nun folgende:

1) Fragment eines Lebens Jesu, auf 10 Blättern in 901 Langversen von je 7 Hebungen; Anfang und Ende fehlen; ebenso das zweite Blatt, wovon nur ein kleines Bruchstück mit den Anfängen von 4 Versen unten erhalten ist; das Gedicht enthält die Ereignisse der letzten Lebenszeit Christi, von der Heilung des Taubstummen (Marc, 7, 32) und der zweiten wunderbaren Brodvermehrung (Marc. 8, 1; Matth. 15, 32) an bis zum Entschlusse des Judas, Jesum zu verrathen. Das Gedicht beginnt:

And spatte a luyte on is fingur : and into is erene it schok
He watte also with is spotle is tonge : opene þine mouth he seide
Speche and heringe him cam anon : þat was a swete dede
In an ensaumple þerof In mani stude : ȝwane children i baptizede beoz
þe preost heom croysez mid is spotle : ase we ofte isez
— Ore louerd prechede wide aboute : and muche folke him siwede faste
So longe þat heo of hongrede weren : wel sore at þe laste
Ich habbe gret pite ore louerd seide : þat þis folk nadde iete

For þreo dawes heo habbez isiwed me : and nouȝt ne habbeth to mete
I nelle nouȝt fastinde late him go : þat heo beon ouer come
And attrokien bi þe weie for feblesse : þat honger hem habbe i nome
Hou scholde we louerd in wildernesse : is desciples sede
So manie men fulle ase here beoz : mid so luyte brede.
Ore louerd heom axede hou manie loues : to so muche folk heo hadde
And heo seiden among heom alle : bote seue loues heo nadde
þo het ore louerd þat folk sitte : and heo seten adoun ech on
And blessede þe seue loues : and let heom dele anon
Heo eten and maden heom wel glade : six þousend men þare were
In none stude þare heo hadden ibeo : neuere so ifedde heo nere
þo heo weren folle and glade also : ore louerd het anon rizt þere
To gaderi þat releef into bascates : þat it forlore nere.
Seue bascates folle heo gadereden : of releef after mete
Of þulke seue loues þo al þat folk : so wel hadde iete.

Und schliesst:

Ore louerd wende aniȝt to betanie : and with symon leprous lay
To þe temple he wende aȝen : anon so it was dai liȝt
Aȝen þe heie feste to shewi him : and to is Inne he eode aniȝt
þe deuel þat hadde to ore louerd onde : he wende into Judas
His In was euere a redi þere : for euere a schrewe he was.
He eggede him þat he scholde sone : þe giwes ore louerd take
þene wodnesdai þe giwes comen : and mid him þarof spake
Judas isai heore grete wille : ȝif heom þare of miȝte spede
And þouȝte þat he nolde him nouȝt bitake : bote heo him ȝeouen is mede
He þouȝte on þe þritti panes of teoþinge : þat to him wolde habbe i wend.

Darunter steht am Rande die Notiz von einer Hand des 15. Jahrhunderts:

verte ad istud signum † in isto libro in principio libri et ibi inveniet plus de passione domini post assumptionem ste Marie.

Diese hier angedeutete Fortsetzung ist aber mit dem Anfange des Ms. weggefallen, ebenso das genannte Gedicht de assumptione sce Marie.

2) Darauf folgt von anderer Hand, von Blatt 11 bis 22a (jede Seite mit zwei Columnen) das Gedicht von der Kindheit Jesu in 1854 Versen von je 4 Hebungen, mit dem Titel im Anfang (rechts von der ersten Columne): Ici commence le enfaunce ihū crist, und am Schluss des Ganzen: Explicit hic infantia Ihū xpi. Eigenthümlich ist die häufig vorkommende Schreibung thþ neben z und th, während das Leben Jesu zuweilen thz neben z th gebraucht. Von Vers 88 ab sind den einzelnen Abschnitten des Gedichtes von derselben Hand kurze prosaische Inhaltsangaben vorgesetzt, z. B. nach V. 88:

here ore leuedi aliȝte of þe Asse and Josep hire halp adoun and made hire sitte onder a treo for hete þat bar apples and oþer fruyt.

Die V. 1679 als þe bok bezeichnete Quelle ist in letzter Reihe das apocryphe Evangelium de infantia salvatoris; ob aber unmittelbar ein französisches Original, an dessen Existenz wohl nicht zu zweifeln, vorgelegen habe, ist schwer nachzuweisen. Von dem mhd. Gedichte des Conrad von Fuozesbrunnen unterscheidet es sich in vielen Punkten; die im deutschen Gedichte breit ausgesponnene Geschichte von der Begegnung der h. Familie mit den schâchman ist im énglischen nicht vorhanden; dafür enthält dieses eine ganze Reihe anderer im deutschen Gedicht fehlenden Erzählungen.

Inhalt: Auf der Flucht nach Egypten huldigen Drachen und Löwen dem Kinde. Jesus beflehlt einem Baume, sich zu neigen und Marien von seiner Frucht zu geben; auch lässt er Wasser aus der Wurzel des Baumes fliessen; drei Zweige dieses Baumes werden auf sein Geheiss von einem Engel ins Paradies getragen. Jesus kürzt den Weg nach Egypten um 30 Tagereisen; im Tempel stürzen 300 Götzenbilder vor dem Kinde herab und zerbrechen; Herodes, Egyptens König, bekennt, Pharao's gedenkend, Jesu seine Sünden. Fünf Jahre alt, macht Jesus Löcher (lawes) in der Nähe eines Flusses, um dessen Wasser hineinzuleiten; ein Jude zerstört sein Werk und fällt zur Strafe todt nieder, wird aber auf Bitten Mariens wieder zum Leben erweckt. Jesus macht am Sabbat 12 Fliegen aus feuchter Erde, worüber die Juden erzürnen; zwei schlagen ihn und fallen todt zu Boden; auf Bitten Mariens, die von den Juden bedroht wird, macht er sie wieder lebendig. Zacharias, der grosse Meister, sucht Joseph zu bewegen, Jesum in die Schule zu schicken, der aber übertrifft Alle an Gelehrsamkeit und erklärt dem Meister, dass er der Messias sei, Abraham gesehen und vor Abraham gewesen. Jesus läuft mit seinen Gespielen um die Wette von einem Hügel zum andern, wobei alle, Eins ausgenommen, den Hals brechen; er erweckt sie, auf Bitten Mariens, mit den Worten: Kommt her zu mir, wo seid ihr so lange geblieben? Beim Wasserholen zerbricht ein Kind einen Becher, den Jesus wieder heil macht. Er hängt seinen Becher an einem Sonnenstrahl auf; als seine Gespielen dasselbe versuchen, zerbrechen ihre Becher, die er wieder heil macht. Ein Jude verbietet seinem Kinde, Jesus liebstem Gefährten, mit

diesem zu spielen und sperrt es in einen Thurm; Jesus zieht das Kind bei seinem Finger heraus. Nun schickt Joseph ihn in die Schule zum Meister Leowi; er will aber nicht antworten und wird bestraft; da sagt er: der, den du geschlagen, weiss tausendmal mehr als du; wenig werth ist all euer Witz; sage mir, warum Alef der erste Buchstabe ist, Beth der zweite, Gimel der dritte; mich lehrte der Allwaltende; er und ich sind Eins. Jesus geht mit seinen Eltern nach Nazareth; hier steigt er mit andern Kindern auf einen Söller, wo im Streite ein Kind ein anderes die Stiege hinabstösst; Jesus, den man beschuldigt, es getödtet zu haben, macht es wieder lebendig und fragt, wer es gestossen; „stiess ich dich etwa?" Nein, Ilmo that's. Sechs Jahr alt, geht Jesus nach Jericho; auf dem Wege holt er Wasser in einem Becher für Marien, aber ein Jude zerbricht den Becher; nun sammelt er das Wasser in seinen Schooss und bringt es seiner Mutter. Er wirft Körner auf ein Feld und in Kurzem steht das Feld voll guten Kornes (otene). Die Juden bergen ihre Kinder vor Jesu in einem Ofen und antworten, als er fragt, was in dem Ofen sei, es wären Schweine; „nun, sagt Jesus, so seien es Schweine immerdar." Die Juden finden alle ihre Kinder in Schweine verwandelt; „von da ab halten die Juden die Schweine für ihre Brüder und essen kein Schweinefleisch." Wieder geht Jesus nach Jericho, wo viele Kinder sich ihm anschliessen; er setzt sich auf einen Sonnenstrahl; die Kinder versuchen dasselbe, brechen aber dabei das Genick; als ihre Eltern nun Joseph bedrohen, steigt er von dem Sonnenstrahl und macht sie wieder lebendig. Joseph weist Jesum aus dem Hause, da er ihm so viel Leid verursache; er kommt zu einem Tuchfärber (diestare), der ihm drei Stück Tuch übergibt, die er in drei verschiedenen Kesseln blau, grün und scharlach zu färben habe; Jesus aber legt alle zusammen in einen Kessel und geht davon; der Meister glaubt anfangs, Jesus habe das Tuch gestohlen, findet aber endlich sein Tuch schön gefärbt in dem einen Kessel wieder. Jesus kehrt zu seinen Eltern zurück. Zehn Jahr alt, weilt er lange bei wilden Thieren, die ihm huldigen; seine Eltern glauben, dass er zerrissen sei; da erscheint er wieder, von den wilden Thieren begleitet. Jesus zieht ein Brett, welches zu kurz gerathen, in die Länge. Darauf geht er wieder in die

Schule; der Meister fragt ihn, was Alef bedeute; als er antwortet: „das werde ich erst sagen, wenn du mir sagst, was Beth ist,“ schlägt ihn der Meister, fällt aber zur Strafe todt nieder. Abermals geht er in die Schule, liest zwar wenig aus dem Buch, redet aber von dem h. Geiste, so dass die Meister auf ihre Knie fallen; denn sie erkennen, dass er wahrer Gott. Darauf erweckt er einen reichen Mann, einen Namensvetter seines Pflegevaters, dieser Namensgleichheit wegen zum Leben, und bald darauf den Joseph, Jacobs Sohn, der beim Suchen von Kräutern von einer giftigen Natter gebissen war. Jesus geht mit seinen Eltern zu einem Feste, wo er seine Verwandten antrifft. Zwölf Jahr alt, disputirt er lange Zeit in der Schule der Juden und wird von seinen Eltern lange schmerzlich gesucht. Jesus verwandelt auf der Hochzeit Wasser in Wein.

Der Anfang des Gedichtes lautet:

In þe honuraunce of swete Ihu
þat is louerd ful of vertu
Ane partie ichulle eou rede
Of is lijf and of is childhede.
Nou ich eou bidde at þe biguynninge
þat ȝe herknen to þis talkinge
ȝif ȝe it wulleth understonde
Hov Ihc liuede in þisse londe
Ane partie ȝe mouwen ihere
Herkniez þanne alle ifere
Ȝwane ihu crist was ibore
To saui þis world þat was forlore
In one crachche he was ileid
Bifore Oxe and Asse, sothþ it is seid
Wel huy wusten in heore mod
þat it was Ihu verrei god
þnd þat he was into eorþe i send
To bringue us out of turment
And sethþe i circumcised was he
Ase þe lawe was in þat contre
To þe temple þanne he was i sent
He was welcome verreiement
Of Symeon þat Man old
þat muche of him bifore hadde itold
þerafter þre kinges of vncouþe londe
To þat child brouȝten heore sonde
I nouȝh ȝe habbez þarof iheord telle
Ne kepe ich more of heom spelle
Bote þo Heroude þat wicke king
Hadde i heord þat tiþing
þat þis kingues of onekuþe contreie
Werent i wend hom bi an oþer weiȝe
Him þouȝte is herte wolde tobreke
Bote ȝif þat he were a wreke
For Iesus loue he let sle
Alle þe children of þat contre u. s. w.

Den Schluss desselben bilden folgende Verse:

Nov we schullen fremde and sibbe
With milde heorte to Ihū bidde
þat he us ȝiue strencþe and miȝhte
Him to serui bi daye and niȝhte
To is Moder seinte Marie
We schullen euerech one crie
þat heo us graunti hire loue deore
Boþe in heouene and eke here
Aungles and þe Apostles alle
With guode herte bidde we schulle
And Martyrs and þe confessours
þat huy beon ore socour
Virgines and alle þat seruieth god
Bidde we with milde mod
þat huy beren so oure erende
To Ihu criste al weldinde
þat us ȝiue and grauntie pardoun
And of ore sunnes remissioun
And þat we mouwen at ore endeday
Into heuene comen an heiȝh
And with him þare euere beo
Amen seggez par charite
þe fader þat sit in trinite
Hit us graunti þat it so beo.

Anmerkung. Diese beiden ersten Gedichte werden binnen Kurzem veröffentlicht werden.

Die Rückseite des Blattes 22 ist leer; dann folgt von anderer Hand

3) Die Legende vom h. Kreuzes von Blatt 23 bis 29b in 614 Versen, oben am Rande in einer Hand des 15. Jahrhunderts als sta crux bezeichnet; das Gedicht beginnt:

þe holie rode i founde was : ase ich eov nouþe may telle
Costantyn þe Aumperour : muche heþene folk gan aquelle
For huy ore louerd iesu crist : to strongue deþe brouȝte
And alle þe heþene men þat neiȝ him were : sone he dude to nouȝte
Eleyne þat was is moder : to Ierusalem he sende
To sechen after þe holie rode : and heo gladliche forth iwende
þo heo cam þudere heo liet crie : ase heo hire red hadde inome
þat alle þe giwes of þe cite : bifore hire scholden come.
þo þe giwes i somoned were : huy hadden grete fere
Gret conseil huy nomen þare of : zwat þe enchesoun were u. s. w.

Nach der Erzählung von der Auffindung des h. Kreuzes folgen mehrere Wundergeschichten, die durch das h. Kreuz bewirkt sind; die einzelnen Abschnitte sind durch grosse Initialen bezeichnet. Schluss:

Nouþe god for þe rode loue : þat þou were on ido
Bringue us to þe heiȝe Ioye : þat þouȝ us bouȝtest to. Amen.

4) Seint Dunston; das letzte Blatt ist bis auf ein kleines Bruchstück, worauf die Anfänge von etwa 20 Versen, ausgerissen; es sind nur 106 Verse vorhanden.

Anfang: Seint Dunston was of enguelonde : icome of guode more
Miracle ore louerd dude for him : þe ȝuyt he was unbore
For þo he was in his moder wombe : In a candel masse day
þat folk was muche at churche : ase hit to þe tyme lay
As huy stoden alle with heore liȝt : riȝt also men stondeth ȝuit nou
Heore liȝt queincte ouer al : þat no man nuste hou
Here þat liȝt barnde swiþe wel : and here it was al oute
þat folk stod al in gret wonder : and weren in grete doute u. s. w.

Auf dem ausgerissenen Blatte stand auch der Anfang der folgenden Legende:

5) Seint Austyn, wovon nur 50 Verse vorhanden; der Titel steht oben am Rande, wie stets bei den folgenden Legenden.

Anfang: þo he to þe yle cam : to seint Austyn he sende
þat he to him with his felawes : to don is erende iwende
Seint Austyn him greiþede wel : and his felawes echon
For to fiȝhte aȝein þe Deuel : and to batayle gon
Huy mauden þe signe of þe croiz : oþure Armes ne hadden huy non
For to done þis bataille : and to ouercome heore fon
Ane Croyz of seluer with þe fourme : of god huy leten arere
And in stude of Banere : bifore heom huy bere
And ȝeoden forth wel baldeliche : ase hardie knyȝtes and guode u. s. w.
Schluss: Bidde we ȝeorne seint Austin : þat cristindom so brouȝte
þat we moten to þulke Ioye come : to ȝwan ore louerd us bouȝte.

### 6) Seint Barnabe in 101 Versen.

Anfang: Seint Barnabe þe Apostle : þat guod was and hiende
I Martred he was for godes loue : in strongue deþe atþen ende
After þat ore swete louerd : to heouene gan iwende
þe Apostles precheden cristindom : ase he heom gan wit siende
Seint Barnabe isaiȝ þo : þat his bileue nas nouȝt
He turnde sone to þe Apostles : and to ore louerd al is þouȝt
Of lond he hadde ane grete feld : and he it solde wel faste
To þe Apostles he wende anon : and to heore fet þe panes caste u. s. w.

Schluss: Nov bidde we ȝeorne ihu crist : king of alle kinge
For loue of seint Barnabe : þat he us to heouene bringue.

### 7) Seint Iohan Baptist, in 138 Versen.

Anfang: Seint Iohan was þe beste bern : þe holie baptist
þat euere of womman was ibore : withoute ihū crist
Ake of al þat he on vrþe was : we ne findez nouȝt iwrite
þat he ani Miracle dude : þat man miȝhte vnderȝite
Mani men þinchez þerof wonder : so guod man ase he was
For manie miracles sum oþur dude : þat fulliche so holi man nas.

Schluss: Nouþe seint Iohan þat in þe flym Iordan : baptisede godes sone
Lieue us þoruȝ ore cristindom : to þe Ioye of heouene come.

### 8) Seint Iames in 385 Versen.

Anfang: Seint Iemes þe holi Apostle : guod is to habbe in mone
Seint Iohanes broþur þe Ewangelist : and ore louerdes aunte sone
His Moder was ore leuedi soster : Marie cleophe
Of guode kunne he was icome : non betere ne miȝhte be.

Schluss: Nou bidde we ȝeorne euerechone : seint Ieme milde and ore
þat he for þat holie stude : þat he hath in galiz
Helpe us and alle is pilegrimes : and bringue u sto heouene blis.

### 9) Seint Oswold, 45 Verse auf Blatt 38b.

Anfang: Seint Oswold þe holie king : of þe on ende of enguelonde
King was ase þulke tyme bifeol : in north þhomberlonde.

Schluss: Nov seint Oswold þe swete Martyr : ore erinde to gode beode
þat he us forȝiue ore sunnes : and us helpe at alle ore neode
And ore soule for is swete loue : into blisse lede.

### 10) Seint Edward, in 232 Versen; am Schlusse ist noch ein zweiter h. Eduard, Sohn des Aþeldred, Bruders des ersten h. Eduard, erwähnt.

Anfang: Seint Edward þe ȝungue : was kyng of Enguelonde
Wel ȝoung he imartred was : þoruȝ tricherie and onde
þo is Moder þe guode Quene : ase god wolde was ded
His fader nam an oþur wijf : þat luþur was and qued
þat seint Edward louede luyte : and euere radde luþur red
Bi hure he hadde ane oþur sone : þat ihote was Atheldred u. s. w.

Schluss: Nov god for þe loue of heom boþe : þet swete kingues were
To þe Ioye of heouene þat huy beoth inne : with heom us bringue þere.

### 11) Seint Fraunceys, in 475 Versen.

Anfang: Seint Fraunceys þe frere Menour : þat guod man was inovȝ
Marchaunt he was in his ȝonghede : and to eche treuwenesse drovȝ

His Marchaundise he maude a day : in þe cite of Asise
And in almesdede he spendede an on pouere Men : muchedel is marchaundise
For no loue of catel : he it nolde bileue
Ȝwane ani pouere man him bede : bote he him somȝwat ȝeue.
Schluss: Nou god for þe loue of seint Fraunceis : late us alle þudere wende. Amen.

12) Seint Albon, 106 Verse (vita sci Albani, so der Titel am Rande).

Anfang: Seint Albon þe holie Man : was here of Enguelonde
I martred he was for godes loue : þoruȝ Iesu cristes sonde
Formest he was heþene man : and of heþene men he cam
And sethþe ase ore louerd it wolde : he tornede to cristindom.
Schluss: Bidde we ȝeorne Ihu crist : and seint Albon wel faste
þat we moten to þe Ioye come : þat euere schal i laste.

13) Seint Wolston, 231 Verse.

Anfang: Seint Wolston bischop of Wyrecestre : was here of engelonde
Swiþe holi man he was al is lif : ase ich me vnderstonde
þe ȝwile he was a ȝong child : clene lif he ladde inovȝ
ȝwane oþur children ornen to pleiȝe : toward churche he drouȝ
Seint Edward was kyng þo : þat nouþe in heouene is
And þe bischop of Wyricestre : Briȝttey heiȝte iwis.
Schluss: At Wirecestre he was ibured : and ȝuyt he liht þere
þare Man may for is holie bodi : mani fair Miracle iseo
Nou god graunti þat we mote with him : in þe Ioye of heouene beo.

14) Seint Matheu Þe Ewangelist, 146 Verse.

Anfang: Seint Matheu þe Ewangelist : apostel he was and is
Ewangelist and eke apostle : for soþe he was and is
Ewangelist for he godspelles made : þat men doth ofte rede
Apostel for ore louerd here on vrþe : seint Matheu with him gan lede.
Schluss: Nou Iesu crist us ȝiue is grace : þulke Ioyȝe i winne
For þe loue of seint Matheu : þat he woneth inne.

15) Seint Leger, 54 Verse.

Anfang: Seint Leger a bischop was : and holi man inouȝ
Mani a man þoruȝ is prechingue : to godes lawe he drouȝ.
Schluss: Non god for þe loue of seint Leger ; is swete grace us siende
þat we aftur þusse liue : moten to þe Ioye of heouene wiende.

16) Seinte Fey, 112 Verse.

Anfang: Seinte Fey þat holie Maide : of swiþe heiȝe men heo com
Swiþe ȝong in hire childhod : he turnede to cristindom.
Schluss: Nou seinte Fey and hire felawes : ore erinde beode so
þat we moten to þe Ioye come : þare huy beoth inne ido.

17) Ondleuene Þousend of virgines, 180 Verse.

Anfang: Ondleuene þousend of virgines : for ore louerd i martrede were
Telle ichulle of heore martyrdom : and ho heom þarto gan lere
A kyng þare was in Brutayne : sire Maur was is name
Ane douȝter he hadde þat hiet ourse : þat was of noble fame.
Schluss: Nou god us graunti ȝif is wille is : þat we moten iwinne
þe heiȝe Ioye of heouene : þare alle þis Maydenes beoth inne
Ne þat we neuere þarof ne missen : for none sorie sunne.

18) Seinte Katerine, 259 Verse.

Anfang: Seinte Katerine of noble kunne : cam bi olde dawe
Hire fader was king hire Moder Quyene : boþe of þe olde lawe
þe king . Coste . hire fader het : gret clerk þis Mayde was
þare nas non of þe seue . Ars : þat heo maister of nas
Maxencius het þe Aumperour : In eche londe he let crie
þat ech kynerich under him : come to Alisaundrie
Euerech Man for is stat : to don to heore godes sacrefise
Ho so it lete men scholde of him don : swyþe stronge Iustise u. s. w.

Schluss: Ihu crist for þe suete loue : of seinte Katerine
Graunti us þe Ioye of heuene : and schilde us fram helle pine
Amen amen segge we alle : for is holie tyme.

19) Seinte Lucie (vita scē Lucie ūgīs), auf 2 Blättern; die letzte Seite mit 2 Spalten ist in laufender Prosa geschrieben.

Anfang: Seinte Lucie þat holie Mayde : In Cezile was ibore
ʒong heo bigan to serui god : and bilefde sunne and hore.

Schluss: Aungles þare weren redie Inowe : hire soule to heuene lede
þere heo is with ihū crist : in Ioye withouten ende
Nou god for seinte Lucie loue : þudere us late iwiende. Amen.

20) Seint Thomas of Caunterburi, von Blatt 61a bis 88a in über 2500 Versen; gleich im Anfange steht als Titel rechts in rother Schrift: Ici poez oyer coment seint Thomas de Kaunterbures nasqui. e de quev manere gent de pere e de Mere, und weiterhin in der Mitte von Bl. 63a ebenfalls in rother Schrift: Hic Isci Comence la vie seint Thomas Erceeueske de Kaunterbury. Weitere Abschnitte fehlen; doch finden sich häufig am Rande kurze lateinische Noten, in rothe Quadrate eingeschlossen, von anderer Hand, welche den Inhalt andeuten, z. B. Ait Rex, Ait Thomas u. a.

Anfang: Wolle ȝe nouþe i heore þis englische tale : þat is here iwrite
Of seint Thomas of Caunterburi : al hou he was biȝite
Of londone is fader was : a bordeys hende and fre
Gilbert Sekat was is name : þe bok tellez me
Ake is Moder was of heþenesse : nov sone ȝe mouwen iheore
Al hou heo cam into engelonde : are heo icristned were
Gilebert him biþouȝte : þe Croiz for to fo
In to þe holie lond : his penaunce þe bet to do
So þat þo he þudere cam : he was sone inome
Ase a sclaue forth ilad : and idon In prisone
And faste was igwiued : he and manie mo
And iwust wel sikerliche : þat he ne scholde awei go
In þe Amirales prisone : heo hadden ibeo so longue
To ȝeres and an half : In bendes swiþe strongue
So þat god ȝaf þe Amiral : boþe heorte and wille
þe more to louien Gilebert : for he was meoke and stille
Eche daie ȝwane þe Amiral : to is mete wolde go
He bad Gilebert to is mete : scholde come also

Gret auantage for soþe it was : þat he miȝte so gon
Ake euere he hadde ane peire feteres : faste him upon
And ofte siþes þe Amiral : dude for Gilebardes loue
Auantage to is felawes : þat with him weren In prisone u. s. w.
Schluss: Nov Iesu crist for þulke loue : þat seint Thomas on þouȝte
Ȝyue us part of þulke Ioie : þat he so deore abouȝte.

21) Nun folgen 26 Verse, worin einiges überden Inhalt und die Ordnung der Legendensammlung gesagt wird; die 4 letzten Verse geben kurz das Leben Fabians; die Verse lauten:

Al þis bok is imaked of holi dawes : and of holie mannes liues
þat soffreden for ore louerdes loue : pinene manie and riue
þat ne spareden for none eiȝe : godes weorkes to wurche
Of ȝwas liues ȝwane heore feste fallez : men redez in holi churche
þei ich of alle ne mouwe nouȝt telle : ichulle telle of some
Ase euerech feste after oþur : In þe ȝere doth come
þe furste feste þat in þe ȝere comez : we cleopiez ȝeres dai
Ase ore louerd was circumcised : In þe giwene lay
For to fulfullen heore lawe : and for cristinedom non nas
Are longe þare aftur ward : þat he I cristned was
He was Nyne and twenti ȝer : and þrettene dawes old
Are he ibaptized were : ase þe bok us hath itold
Also it fel a twelfte dai : seint Iohan þe baptist
Baptizede in þe flum Iordan : ore louerd Ihū crist
In þat dai a twelf monþe : ore louerd was at one feste
þare he turnde water to win : þoruȝ is moder heste
We holdez also þat dai feste : of þe þridde þinge
Ase þe þre kingues to ore louerd : presaunt dude bringe
To him heo comen ase is moder : a childbedde lay
After þat he ibore was : þane þretteþe day
Ase it fallez a twelfte dai : longe heo erore him souȝten
Gold . and . mirre . and ansens : In presaunt heo him brouȝten
Seint Fabian þrettene ȝer : pope was In rome
He turnede mani men þat luþere weren : into cristinedome
Decius þat prince was : of heþenesse þo
He let him martri þere fore : and oþere with him mo.

22) Seint Sebastian (links am Rande: vita sci. Sebastiani), 90 Verse.

Anfang: Telle ichulle of þe holi man : seint Sebastian
He seruede ane heþe amperour : þat het dyoclician
Hext maister he was onder him : to don al his wille
Cristine Man he was bicome : bote þarof he heold him stille
For no doute of Martyrdom : ake for þat he wolde longe
Serui god almiȝti . are he wolde : deth onderfonge.
Schluss: þus seint Sebastian þe holi man : is lif brouȝte to ende
And fram þe pine of is liue : to þe blisse of heuene he gan iwende.

23) Seint Anneis (vita sce agnetis), 128 Verse.

Anfang: Seint Anneis þat holi Maide : wel ȝong heo bigan
To serui god almiȝti : to beon cristine womman
Heo nas bote of þrettene ȝer : þo heo was to deþe ibrouȝt
For þe loue of Ihū crist : þat deore us hath ibouȝt.
Schluss: þus þis Mayde seinte Annes brouȝte hire lijf to fine
And wende to þe Ioye of heuene : after hire muchele pine.

24) Seint Vincent (vita sci Vincentij Martiris), in 186 V.

Anfang: Seint Vincent in Spayne: to a cristine bischop cam
þat men cleopeden Valentin : and cristindom of him nam
þe king of þe londe : Dacian was is name
For þe bischop cristine was : he þouȝte to don him schame.
Schluss: Men nusten neuere martyr non : þat hadde more torment
Ne þat with som pine ouercome nas : bote þe gode man seint Vincent.

25) Seint Powel (als Titel rechts in rother Schrift: vita sci Pauli), in 74 V.

Anfang: Seint Powel was a luþer Man : are he icouerted were
All þe cristine Men of þe lond : hadden of him gret fere
For he was muche and strong and feol : ȝware so he eni founde
In chaumbre ne in bedde he ne sparede nouȝt : þat he ne slovȝ heom alle to grounde.
Schluss: Seint Powel to cristinedom : cam in þusse manere
God us graunti for is loue : In heuene to ben is fere.

26) Seinte Bride (vita sce Brigide. virginis, in roth), 58 V.

Anfang: Seinte Bride of heiȝe men : In scotlond heo cam
Of riche men and of gret power In lawe of cristindom
þis Maide bigan wel ȝong : to beo of porture hende
þare ne scholde vildede ne word : neuere fram hire wende.
Schluss: þeos miracles and manie oþure : seinte Bride wrouȝte
þe blinde and þe doumbe : to guode hele heom brouȝte
þe furste dai of feuerer : hire lijf heo brouȝte to ende
God us graunti alle forth with hire : te blisse of heuene wende.

27) Seinte Agace (vita sce Agathe), 134 V.

Anfang: Seinte Agace þat guode Maide : In cisile was ibore
Wel ȝong heo bigan cristine to beon : þat hire soule nere furlore.
Schluss: þo schewede ore louerd þat it was soth : þat þe maide seinte Agas
Aseruede deliueraunce to al þe Contree : þare wel isene it was
Also wiliche we schullen hire bidde : ase heo þe contreie ȝaf bote
þat we to þe Ioye þare heo is Inne : with hire come we mote.

28) Seinte Scholace, 64 V.

Anfang: Seinte Scholace þat holie mayde : heo was of clene liue
Leouere heo hadde to beon Nonne : þane beon iweddet to wiue.
Schluss: Bidde we suete Ihū crist : þat is so fair and hende
þat we moten þudere comen : ase Scholace dude iwende.

29) Seint Paterik (mit dem Titel rechts am Rande: Purgatorium sci Patrici. abbatis), in 626 V.

Anfang: Seint Paterik þoru godes grace : makede ane put in Irlonde
þat seint Patrike purgatorie is icleoped : ȝeot ase ich onderstonde
Ore louerd him bitok ane staf : mid is owene honde
þat he fond þulke purgatorie with : ihered beo godes sonde
In Irlonde is ȝeot þilke staf iwust : dereworþeliche inovȝ
For gret relike he is iholde : and elles it were wouȝ
Seint Paterik in þulke stude : þat his purgatorie is
Of religion bigan an hous : þat ȝeot stant iwis
And Chanoynes þare inne he makede : ase ȝeot þare beoth also
þane put he let faste closi aboute : þat noman ne come þarto.

Schluss: Novþe ȝe habbez alle iheord : þoruȝ ore louerdes grace
Hou seint Paterik þulke purgatorie : founde in þat place
For to warni men aboute : heore sunnes here to bete
For þe loue of Iesu crist : and of is moder swete
Alle ower sunnes betez here : as god ov wole grace sende
þat ȝe mouwen withoute pine : to parays hennes wende
God leue us ovre sunnes here to biete : for is holie wounde
þat we ne þoruen in purgatorie : bileue bote luyte stounde.

30) Vita sancti Brendani . Abbatis de Hybernia (Ueberschrift in roth), 562 V.

Anfang: Seint Brendan þe holi man : was here of ovre londe
Monek he was of harde liue : as ich me understonde
Of fastingue and oþur penaunce inov : and Abbot he was þere
Of a þousend Monekes : þat alle under him were.
Schluss: Mani fair miracle men habbez sethþe : for him þare ifounde
And a fair Abbeie þare is ared : ase is bodi was ido
God bringue us to þulke Ioye : þat is soule wende to. Amen.

Die Rückseite des letzten Blattes von St. Brendan ist unbeschrieben; dann folgt

31) Seynt Nicholas, 427 V., ohne Titel.

Anfang: Seynt Nicholas þe holie Man : þat guod confessour was
Of heize men he was icome : In þe cite of Patras
For in Patras he was ibore : nelle ich þarof nouȝt lye
His moder name was Ione : his faderes epiphanie
þe furste day þat he was ibore : þat child þat was so guod
Ase it was in ane mele ibaþed : alone upriȝt it stod
Ano so he was ibore : and gan to beo guod and clene
He nolde fridai ne wodnesday : souke nouȝt bote ene
þo he couþe gon ant speke : he ne pleide neuere mo
Ake ȝwane oþur children rageden faste : to churche he wolde go.
Schluss: Louerd for þe loue of seint Nicholas : mani Miracle hast ido
þou schild us fram þe pine of helle : and fram dedliche sunne also.

32) Seint Julian Þe confessour (vita sci Juliani confessoris), 36 Verse, und

33) Seint Julian Þe guode herebeger (vita sci Juliani boni hospitis), 144 Verse. Die erste Legende beginnt:

Seint Iulian þe confessour : was ibore at rome
Muche folk þoruȝ is prechingue : cristine beo bicome.

Die letztere:

Seint Iulian þe guode herebeger : of noble kuynde com
Stalewarde and strong man he was : and louede wel cristindom
He louede also game inouȝ : of hauekes and of houndes
A noblere bodi þane he was : nouȝwere nas non ifounde.

34) Seinte Marie Egyptiane (rechts am Rande in roth: vita sce Marie Egiptiace), 342 Verse.

Anfang: Seinte Marie egyptiane : In egypte was ibore
Al hire ȝounge lijf heo liuede : in sunne and in hore

Vnneþe heo was tweolf ȝer old : are heo dude folie
Hire bodi and al hire wille heo dude : to sunne of lecherie.
Schluss: þus seinte Marie egyptiane : out of hire fole dede
Wende to heuene blisse : þoruȝ penaunce þat heo gan lede.

35) Seint Cristofre (rechts in roth: vita sci Cristofori), in 224 Versen.

Anfang: Seint Cristofre was a saracen : in þe londe of canaan
In none stude bi is daie : nas so gret a man
Foure and twenti fet he was long : and þicke and brod inouȝ
Aftwuch bote he were strong : me þinchez it were wouȝ
Al a contreie þare he were : for him wolde fleo
þarefore him þouȝte þat noman : Aȝen him scholde beo.

Schluss: þus seint Cristofre þene hexte louerd : atþe laste ofsouȝte
God us bringue to þulke Ioye : þat he is soule brouȝte.

36) Seint Domenic (vita sci Dominici confessoris), 347 V.

Anfang: Seint Domenic þe holie frere : in spayne was ibore
In þe toune of Caylre : wel guod was þe more
Sire Felice is fader het : is moder dame Ione
Glad was þe Moder of þe sone : þat for him gan ofte grone.
Schluss: Bidde we ȝeorne seint Dominic ; þat þe ordre hath iwrouȝt
þat we beon forth with him : to þe Ioye of heuene ibrouȝt
Bidde we ore louerd and ore lauedi : for seint Dominikes loue
þat we moten aftur ore endeday : to þe blisse of heuene come.

37) Teofle, 193 V.

Anfang: Teofle was a swyþe gret man : and guod clerk he was also
Hext Maister bifore alle oþere : under þe bischope ido
þo þe bischop was ded : Teofle was forth ibrouȝt
To beon bischop aftur him : ake natheles he nolde nout.
Schluss: Wel fair Miracle ore leuedi dude : þat brouȝte him of þulke wo
Ase heo hath manye oþere idon : and ȝeot heo wole wel mo.

38) Seint George, 100 Verse.

Anfang: Seint George þe holie man : ase we findez i write
In þe londe of Cappadoce : he was ibore and biȝite
þe false godes he forsok : and tornede to cristinedom
And louede Iesu crist swiþe wel : and holi man bicom.
Schluss: Nov god for seint Georges loue : late ore soule þudere wende.

39) Seint Eadmund (vita sci Eadmundi regis), 99 V.

Anfang: Seint Eadmund þe holie kyng : Ibore was here bi este
In þe on ende of Engelonde : of ȝwam Men makiez feste
For of Southfolke he was kyng : and of þe contreie wel wide
þare weren in Enguelonde þo : kyngus in fale side.
Schluss: Novþe god for þe loue of Seint Eadmund : þat was so noble king
Graunte us þe Ioye þat he is Inne : aftur ovre ending. Amen.

40) Seynt Miȝhel þe Archaungel, in 803 Versen; vollständig erhalten.

Anfang: Seynt Miȝhel þe Archaungel : and is felawes also
Huy beoth bi tweone ore louer dand us : to schewi ȝwat we schulle do

Ane day huy habbez in þe ȝere : þoruȝ al cristinedom
þoruȝ fair miracle of seint Miȝhel : þe day a man furst nom
In þe one ende of Apuyle : a gret hul þare was and heiȝ
þat þe hul gargan is icleoped : for a man þat þare was neiȝ
þat gargan icleoped was : þis hul þare fore hatte so — u. s. w.

Einen Theil dieser Legende bildet hier das bekannte „Fragment of popular science," welches aus Harl. 2277 edirt wurde von Thom. Wright: Popular treatises on science London 1841. In unserm Ms. beginnt diese Abhandlung (Blatt 136b):

þe riȝte put of helle is : amidde þe eorþe with Inne
þat ore louerd it made iwis : þat quoynte was of ginne
Heouene and corþe he made furst : and seothe alle þing þat is
þe Eorþe nis bote a luytel hurst : aȝein þe riȝte heouene iwis.

Schluss: Nov Iesu crist þat us soule ȝaf : graunte us þat we hire moten so here rede
þat seint Miȝhel hire mote afongue : and bifore to Ioye lede. Amen.

41) Seint Clement, 552 Verse, beginnend:

Seint Clement was Ibore at Rome : I furn bi olde dawe
Of þe hexte men he was icome : þa weren in þulke lawe
His Moder hiet Macidiane : his fader Faustinian
Twei breþren he hadde eldore þane he : heore 'namen ich telle kan
þat on hiet Faust þat oþur Faustyn : twynnes boþe huy were
Fader and moder weren glade of heom : þat heom biȝete and bere.

Schluss: Muche folk with fair procession : þis holie bodi nome
And ladden it forth with gret honour : to þe churche of rome
þare is nouþe seint Clementes churche : I mad with quoynte gynne
God ȝiue us part of þulke Ioyȝe : þat seint Clement is inne.

42) Seynt Laurence, 183 Verse.

Anfang: Seynt Laurence guod man was : and in strong Martyrdom
He endede here on eorþe is lijf : and to þe Ioye of heuene he com.

Schluss: Novþe Iesu for þe grete pine : þat seint Laurence here hadde
Vs bringue to þulke Ioye : þat þine Aungels his soule ladde. Amen.

43) Seint Kenelm (rechts am Rande in rother Schrift: vita sancti Kenelmi regis), in 279 Versen. Der Anfang gibt eine merkwürdige Beschreibung Englands.

Seint Kenelm þe ȝongue kyng : þat holi martyr is
He was kyng in Engelonde : of þe Marche of Walis
Kyng Kenulf his fader hiet : he was kyng þare also
þe Abbeie of Wynchetoumbe he liet arere : and þare inne monekes do
And Aftur is deþe he was þare ibured : and ȝeot he lijth þere
In þe Abbeiȝe þat ȝeot stant : þai he him seolf liet arere
þo was Wynchetombe gret cite : and mest of inovȝ
Of al þulke half of Engelonde : so feor so his lond drouȝ
Fyf kingues þare weren þulke tyme : In engelonde ido
For Enguelond was guod and long : and sum del brod also
Abouten eiȝte hondret mile : Engelond long is
Fran þe South into þe North : and to houndret brod iwis
Fram þe Est into þe West : also þare inne beoth
Manie wateres guode inowe : þat men aldai i seoth

Bote þreo wateres principales : of alle ne beoth iwis
þat. on. is homber. þat oþur seuerne : and temes þe þridde is
To þe North se hombur geth : þat is on of þe beste
And Temese into þe est se : and Seuerne into þe weste
þeos fijf kyngus of Engelonde : þat weren bi olde dawe
Hadden heore part ech bi him seolf ideld : ase it was riȝt and lawe
þe kyng þat was of þe March : he hadde al þat beste
Muche del he hadde of Engelond : þat on half al bi weste
Wyrecestre schire. and warewike schire : and þe schire of gloucestre
þat is neiȝwat al o bischopriche : þe bischopes of wyrecestre
He hadde þarto chastre schire : and derbi schire also
And stafford schire þat beoth alle : to one bischoperiche ido
In þe bischopriche of Chastre : and ȝeot heo beoth þar to
Schrobbe schire sum . and warewyke shire haluen del also
þis king hadde also hereforde schire : þat o bischopriche is
Ake schrob schire fallez haluendel : to þulke schire iwis
And sum of warewike schire : and of gloucestre schire also
Sethþe hadde þe king of þe March : wel more lond þerto
Norehampte schire and boking ham schire : and þe schire of Oxenford
Leycestre schire . lincolne schire : and þe schire of hertford
þat is al o bischopriche : þat of lincolne nouþe is
þat ȝwuylene was of deorkcestre : bi side Oxenforde iwis
Sethþe hadde þe king of þe March : Notingham schire þer to
In þe bischopriche of Euerwike : bote þo nas it nouȝt so
þo was al þis lond icleoped : þe Marche of Walis
Of al þis seint Kenelmes fader : he was king iwis.

Nun folgen noch die andern Königreiche (Kent, Esex, Northhomberland, Estlond) mit ihren Provinzen.

Schluss: Nov god for þe loue of seint Kenelm : is swete grace it sende
þat we moten to þulke Ioie : þare he is inne iwiende. Amen.

44) Seint Gregori þe confessour (vita sancti Gregorii), 117 Verse.

Anfang: Seint Gregori þe confessour : in Ciseile was ibore
In holienesse he ladde is lijf : þat is soule nere forlore.

Schluss: Bidde we þanne þene holie man : apostle of Engelonde
þat he bifore ihū Crist : ore neode ounderstonde.

45) Seint Cudbert (vita sci Cuthberti), 108 Verse.

Anfang: Seint Cudbert was ibore : here in Engelonde
God dude for him gret miracle : ase ȝe schulle understonde.

Schluss: In þe Monþe of luyde : of þis worlde he wende
To þe Ioye of heouene : and god us graunti also
þoruȝ þe bone of seint Cudbert ; þat we moten comen þar to.

46) Seint Marc (vita sci Marci ewangeliste), 51 Verse.

47) Seint Phelipe and Seint Iacob Apostles, 34 Verse.

48) Seint Iacob (vita sci Iacobi), 59 Verse, beginnend:

Seint Iacob was ore louerdes kun : and ore lauedie soster sone
Telle ichulle sumȝwat of ore louerdes kunne : nouþe it is mi þouȝt icome.

## 49) Seint Bartelmev (vita sci Bartholomei), 315 Verse.

Anfang: Seint Bartelmev þe holie man : com of kingues blode
Swyþe fair man and noble he was : and glad and of swete mode
He siwede ore louerd on eorþe here : are he deide on þe rode
And isaiȝ is priuitez : with þe oþere Apostles guode.

## 50) Seint Thomas, fol. 161a—165b, 437 Verse.

Anfang: Seint Thomas þe guode Apostle : I martred was in . Inde
Of is lif we moten rede : ase we in boke dothþ finde
þe ȝwyle ore louerd on eorþe was : with him he wende aboute
Men cleopeden him sethþe ane to nome : Thomas longue in doute
For þo ore louerd fram deþe to liue aros : In doute þarof he was.

## 51) Seint Mathie Apostle, 42 Verse.

## 52) Seint Siluestre (rechts in rother Schrift: hic incipit uita sci Silucstri), 66 Verse.

Anfang: Seint Siluestre pope was : þe furste þat þare cam
þat euere hadde Rome in pes : to holde up cristindom.

## 53) Seint Eustas, 372 Verse; das zweite Blatt ist ausgerissen.

Anfang: Seint Eustas þe noble knyȝt : of heþene lawe was
Ake are he icristned were : men cleopeden him Placidas
He was with Traian þe Aumperour : hext of alle is kniȝhte
Maister he was of al is ost : at eche bataile to fiȝhte.

Schluss: þus seint Eustas mid is wif : and mid is sones cam
To þe heiȝe Ioye of heuene : þoruȝ strong martyrdom.

## 54) Seint Iohan þe ewangelist, 472 Verse.

Anfang: Seint Iohan þe ewangelist : þat Apostel is
Was ore louerdes Aunte sone : and seint Iemes broþur iwis
His Moder was ore lauedie suster . Marie cleophe
I wedded heo was to is fader : þat hiet Zebede
þis Zebede hadde tweiȝe sones : bi Marie is wif
þes seint Iohan and eke seint Ieme : þat ladden wel holi liif.

Schluss: Nouþe seint Iohan þe Ewangelist : ȝyf it þi wille is
Beode ore Erinde þat we moten : come to heuene blis. Amen.

## 55) Alle halewene day, fol. 174a, 84 Verse.

Anfang: Alle halewene day we holdez : one time in þe ȝere
For manie enchesones holie churche : þare to us gan lere
On is for þe grete noumbre : þat of alle halewe is
þat euerech ne mai nouȝt at is feste : ane day habbe iwis
An oþur is þat we beoth feble : þat we ne mouwen nouȝht alle
þe festene bi heom sulf holde : ase huy in þe ȝere doth falle u. s. w.

## 56) Alle soulene day, fol. 175a—179b, 380 Verse.

Anfang: Alle soulene day on vrþe : riȝht is to holde heiȝe
For alle we schullen habben neode þar to : for alle we schullen deiȝe
A fair siȝht þare of also : þe Aungel þo gan bringue
þene Manne of Rome ase he ladde him : ase he lay in metingue

Him þou3te he sai3h manie men : liggen in beddes of golde
And manie sitte at hey3e borde : and habbe al þat huy wolde
And manie gon nakede : and bidde þat sum man heom scholde biweue
And manie of hongrede and beden also : þat men sum guod heom 3eue
þe Aungel him seide 3wat it was : al þat he sai3h þere
And þat it was purgatorie : and þe Men soulene were
þulke þat weren at so noble bord : and in þe riche beddes also
þat weren men for 3wam þare was : muche guod on vrþe ido
þat bilefden freond bi hynde heom : þat Massene leten singue
And duden guod for godes loue : heore soulene out of pine to bringue u. s. w.

Schluss: Nou Ihū þat us deore bou3hte : þei we don ofte amis
On alle cristine soulene haue merci : and bring us to heuene blis
And led us to oure ri3hte heritage : for þou bou3htest us þarto
Ne leos nou3ht þat þou deore bou3htest : þei we sumdel mis do.

## 57) Seint Eadmund þe confessour, fol. 179b—185a, 523 Verse.

Anfang: Seint Eadmund þe confessour : þat lythþ at pounteneye
Of guode men and trewe he cam : þei huy neren nou3ht ful hei3e
In Engelonde he was ibore : in þe toun of Abindone
Glad mi3hte þe moder beo : þat bar swuch a sone
Mabile þe riche is moder : þat guod womman was inou3
For boþe wif and wydewe : to holie lif heo drou3
Lustniez nouþe and i may telle : hou and in 3wat manere
Seint Eadmund was ibore : 3if 3e it wollez ihere
A seint Eadmundus dai þe king : þis guode child was ibore
So clene he cam fram is moder : withoute ech manere hore
And so clene þat no cloth : þat nei3h þe moder was
Ne nei3h þis 3oungue child þo it was ibore : noþing þe foulere it nas.

Schluss: Nou God for þe loue of him : and þat us deore bou3hte
To þulke blisse us bringue : þat he is soule brou3hte. Amen.

## 58) Seint Martyn, fol. 185a—188a, 262 Verse.

Anfang: Seint Martyn was ibore : in þe londe of Sabarie
Wel 3ong he was inoriced : in þe londe of Papie
A noble kny3ht is fadur was : and Maister of þe fierde
Vnder Costantyn þe Aumperour : and al is. Ost. he stierde
For into batayle he brou3hte is 3oungue sone : þarof him to lere
None heorte nadde he þerto : for huy heþene were
His heorte bar him euere to Iesu crist : þei he icristned nere.

Schluss: Four hondret 3er it was : and in þe sixe and sixtiþe 3ere
Aftur ore louerdes buyrtyme : þat þis guode Man deide þere
Four score winter he was old : are he was ded also
God 3iue us part of þulke ioye : þat is soule wende to.

## 59) Seint Leonard þe confessour, 180 Verse.

Anfang: Seint Leonard þe confessour : a londe eode her
Aftur ore louerdes buyrtyme : aboute fif hundred 3er
His freond and is cunnes men : þe gretteste maystres were
In þe kyngus house of fraunce : grettore none þare nere
And seint Leonard also was : a gret maister with þe king
Of þat he him bidde wolde : he wernde him noþing

He grauntede him alle þe prisones : þat he fore bidde wolde
Aftur is bone ope al is lond : þat men him delivieri scholde.

Schluss: Nov god for þe bone of seint Leonard : us' schilde fram þe pine
of helle.

60) Marie Maudeleyn, fol. 190a – 197a, 640 Verse.

Anfang: Sleiȝe Men and egleche : and of redes wise and bolde
Lustniez nouþe to mi speche : wise and vnwise ȝongue and olde
No þing ich eov nelle rede ne teche : of none wichche ne of none
scolde
Bote of a lif þat may beo leche : to sunfule men of herte colde
Ich nelle eov noþer rede ne rime : of Kyng ne of Eorl . of knyȝht
ne of swein
Ake of a womman ichchulle ov telle : þat was sunful and forlein
A swyþe fol wumman heo bicam : and þoruȝ godes grace heo was
ibrouȝht aȝeyn
And nouþe heo is to crist icome : þe fayre Marie Maudeleyn
Of hire ichulle ȝeou telle nouþe : al hou and ȝware heo was ibore
Ȝif ȝe to me wullez iheore : and habben of god þonk þare fore.

Schluss: Of þe Maudeleine : þis is þe riȝhte endingue
God us schilde fram peyne : and to heouene us bringue. Amen.

61) Seint Ypolyt þe Martyr, fol. 197a—198a, 84 Verse.

Anfang: Seynt Ypolyt þe Martyr : knyht was of gret honour
þat wuste seint Laurence in prisone : þoruȝ heste of þe Aumperour.

Schluss: Bidde we nouþe seint Ypolyt : þat he ore erinde beode
þat merci he habbe of us alle : and of alle þat habbuth neode.
Amen.

---

Die drei am Ende des Ms. hinzugehefteten Legenden stammen aus dem Ende des 14. (oder Anfang des 15.) Jahrhunderts und sind in einer schlechten, oft kaum zu lesenden Hand geschrieben; die Titel sind in rother Schrift. Die Legenden sind:

1) Vita et passio sci Blasii martiris, fol. 228b—230b, in etwa 200 Versen.

Anfang: Seint blase wel clene lif ladde wiþoute any hore
In þe lond of capadoce þis godeman was I bore
Ffor his godnesse cristenemen bisschop him wolde make
Nolde he nat of swich power ac gan it anon forsake
Ffor he it nolde in none manere he fley out of þe londe
In wildernesse to a dep valeye and þer he gan to astonde.

2) Vita et passio sce Cecilie virginis et martiris, fol. 230b bis 233b, in etwa 270 Versen.

Anfang: Seinte Cecilie of noble kynde Ibore ȝe was at rome
Oure louerd crist ȝe louede wel ar ȝe fram qades come
Stilleliche ȝe hire let baptiȝe as we fynden i wryte
To oure louerd crist ȝe bad ȝerne hire maydenhod to wyte.

3) Vita cuiusdam sci viri nomine Alex . optima vita . auf fast $3^1/_2$ Blättern. Diese Legende ist in Strophenform gedichtet, welche bis jetzt in keiner anderen Legende nachgewiesen ist.

| | | |
|---|---|---|
| Anfang: | Sitteþ stille wiþouten strif<br>And I schal telle ȝou þe lif | of an holy man |
| | Alex was his ryȝcte name<br>To serue god þoute him no schame | and þerof neuere he ne blan |
| | His fader was a gret lording<br>Of rome þe kynges euening | and hyȝcte sire Eufemian |
| | Pore men to cloþe and fede<br>In al rome þe riche stede | swich ne waster non |
| | Eche day were in his halle<br>Leyd þre bordes for to calle | pore men to fede |
| | Hem to serue he was wel glad<br>And dede as Ihũ crist him bad | þerefore he hopede han mede |
| | When þei were serued by and by<br>þane at arst was he redy | to gon to his mete |
| | þanne in drede of godes sone<br>Wiþ men of religione | he wolde sitte and ete. |

Das letzte Gedicht des Ms., betitelt here bigynneþ somer soneday, ist alliterirend und schliesst bereits auf der folgenden Seite als Fragment ab.

# Versuch über die syntaktischen Archaismen bei Montaigne.

Von
**Friedrich Glauning.**

(Schluss.)

2. Mit causaler Bedeutung.

d'autant que, weil, im Nfr. nicht ganz aufgegeben (Mätzn. Synt. § 415) bei Mont. sehr häufig: z. B. I, 19. p. 42 C'est d'autant que ct. II, 15. p. 481 Ils gardoient mieux leurs femmes, d'autant qu'ils les pouuoient perdre. cf. I, 19. p. 48, 49. — 20. p. 59, 63. — 21. p. 64. — 22. p. 76. — 24. p. 91. — II, 1. p. 254. — 2. p. 260. — 3. p. 270. — III, 1. p. 616. — 2. p. 628.

pource que st. nfr. parce que; z. B. I, 19 (Thales) à celuy qui luy demanda, pourquoy donc il ne mouroit, il respondit tres-sagement: Pource qu'il est indifferent. III, 7. p. 717 C'est pource qu'il est mon Roy. cf. III, 9. p. 749.

pour autant que = nfr. parce que; z. B. I, 41 Theopompus Roy de Sparte à celuy qui luy disoit que la chose publique demeuroit sur ses pieds, pour autant qu'il sçauoit bien commander: C'est plustost, dit-il, parce que le peuple sçait bien obeir. cf. I, 47. p. 215.

pourquoi = parceque, wie im Nfr. c'est pourquoi; (vgl. das provenzalische quar, welches dieselbe Bedeutung annimmt). III, 9. p. 751 Je ne trouue rien si cher que ce qui m'est donné: & ce pourquoi ma volonté demeure hypothequée par tiltre d'ingratitude.

### 3. Mit conditionaler Bedeutung.

moyennant que, unter der Bedingung, dass (Mätzn. Synt. § 428); z. B. I, 7 Philippe remettoit entre ses mains (des Königs v. England) le Duc de Suffolc — moyennant qu'il promettoit de n'attenter rien sur la vie de ce Duc.

sans ce que, wenn nicht; I, 12 sans ce que le Marquis voyant mettre le feu se lança à quartier, il fut tenu qu'il en auoit dans le corps.

### 4. Mit adversativer Bedeutung.

Là où, während, wogegen; bei Mont. sehr häufig, auch der spätern Sprache noch nicht völlig fremd (Mätzn. Synt. § 396).

I, 10 sa carriere (des Predigers) se passe d'un fil & d'une suite, sans interruption: là où les commoditez de l'Aduocat le pressent à toute heure de se mettre en lice. cf. I, 17. p. 39. — III, I. p. 624. — 3. p. 640. — 6. p. 704, 710. — 8. p. 731. — 9. p. 767.

d'autant que, mit der nemlichen Bedeutung: I, 13 C'est aussi une reigle commune en toutes assemblees, qu'il touche aux moindres de se trouuer les premiers à l'assignation, d'autant qu'il est mieux deu aux plus apparans de se faire attendre.

### 5. Mit concessiver Bedeutung.

Pour — que, nicht nur mit Einfügung von Adjektiven und Adverbien, was auch in der späteren Sprache noch vorkommt, sondern auch mit Substantiven verbunden (Mätzn. Synt. § 435). II, 3. p. 264 La vertu ne rompt son chemin ny son train, pour orage qu'il face. III, 1. p. 621 — qu'ils ne se desuoyeroient de leur conscience, pour quelque commandement qu'eux mesmes leur en fissent. III, 3. p. 638 Pour leger suiect qu'on luy donne, elle le grossit volontiers.

comment que (afr. s. Mätzn. Synt. § 436). I, 19 comment que ce soit.

ores que gewinnt concessive (oder adversative) Bedeutung in folgender Stelle: I, 44 La raison nous ordonne bien d'aller tousiours mesme chemin, mais non toutes fois mesme train: Et ores que le Sage ne doiue donner aux passions humaines, de se fouruoyer de la droicte carriere; il peut bien sans interest de son deuoir, leur quitter aussi cela, d'en haster ou retarder son pas.

6. **Mit finaler Bedeutung.**

à ce que st. nfr. afin que; I, 22 à ce qu'ils les (vices) fuient ct. II, 12. p. 432 – entrans au Palais prennoient quelque vieille robe deschiree sur la leur bonne, à ce que tout le lustre & l'ornement fust au maistre. — cf. II, 17. p. 501. — III, 5. p. 692. — 10. p. 783. — 12. p. 822.

de mode que, so dass; I, 43 Et nulles loix ne sont en leur vray credit, que celles ausquelles Dieu a donné quelque ancienne duree: de mode, que personne ne sçache leur naïssance.

si que st. afr. si bien que; I, 5. p. 15 — ayant par dehors faict sapper la plus-part du Chasteau, si qu'il ne restoit que le feu pour accabler les assiegez sous les ruines. I, 19. p. 49 Si que nous ne sentons aucune secousse.

## Achter Abschnitt.

## Stellvertretung und Auslassung.

Die nfr. Syntax, welche auf Kosten der Kraft und Kürze überall möglichste Klarheit des Ausdrucks und die vollständigste Ausprägung des Gedankens in der Form anstrebt, erlaubt die Stellvertretung und Auslassung gewisser Wörter nur in beschränktem Mass, nemlich wenn sinnverwandte Begriffe mit einander verbunden werden. Bei Mont. erscheint noch vielfach die Freiheit des Afr., wo das Verbum facere nicht bloss in absoluter Stellung, sondern auch in Verbindung mit einem Objekt ein vorausgehendes Verbum vertritt, durch welches dieses Objekt bedingt und von welchem es eigentlich regiert wird, — wo ferner gewisse Wörter, wie der Artikel u. a., mehrere Wörter verschiedenen Geschlechts und verschiedener Zahl umfassen können.

1) facere vertritt ein vorausgehendes Verbum. cf. Diez III. p. 398.

I, 14 il les fit pendre & estrangler —: comme fit aussi le Capitaine M. du Bellay — le capitaine de S. Bony. I, 22 l'argent que luy ay donné, il l'a emporté en son pied, comme nous faisons en nostre main. I, 24 Ils apprenoient la vertu à leurs enfans, comme les autres nations font les Lettres.

II, 12. p. 360 Nous pleurons souuent la perte des bestes que nous aymons, aussi font elles la nostre. III, 1. p. 622 il vous em-

ploye, tout ainsi qu'on faict les hommes perdus, aux executions de la haute iustice. III, 6. p. 707 Il va de cette sorte de fertilité, comme il fait de toutes autres productions de la Nature. cf. III, 2. p. 627. — 5. p. 658, 661.

Mit der Negation in folg. Stelle:

I, 50 Car ie ne voy le tout de rien: Ne font pas ceux qui nous promettent de nous le faire voir.

2) Sehr häufig ist die Auslassung von Bestimmungswörtern beim zweiten Glied einer durch et gebildeten Verbindung. Solche Bestimmungswörter sind:

a) Der bestimmte Artikel. Substantiva, sowohl an Zahl, wie an Geschlecht verschieden, reihen sich an ihn an, wobei seine Form durch Zahl und Geschlecht des ersten Substantivs bestimmt ist.

I, 3 Epicurus dispense son sage de la preuoyance & soucy de l'aduenir. I, 16 les menees, intelligences et praticques et maniere de les conduire. I, 18 l'orgueil & hautaineté de nos bastimens. Ibid. la tranquillité & contentement d'un esprit bien né. I, 19 toute la sagesse & discours du monde. II, 8. p. 291 au partage & societé de nos biens. Ibid. sans se pousser au seruice public & cognoissance des hommes. II, 12. p. 364 pour le dedans & parties vitales. III, 5. p. 660 la communication & seruice de la Poësie. Ibid. les forces & valeur de ce Dieu. III, 6. p. 704 au iugement & opinion commune. III, 8. p. 732 en consideration du choix, disposition, ornement & langage. Ibid. p. 733 pour la prouision & ornement de ceux.

Ebenso der unbestimmte Artikel:

III, 4. p. 652 d'une palleur de visage & port d'homme vrayement accablé de douleur. III, 8 p. 733 C'est plustost un iugement, que deduction d'Histoire.

b) Das pronomen possessivum.

I, 7 tenant son ame & volonté endebtee à sa promesse. I, 12. son effroy & souffrance. I, 41 de son humble parler & courtoise reverence. II, 8. p. 294 Il resigna ses moyens, Grandeur & puissance à son fils. Ibid. p. 297 contre sa domination & gouuernement. III, 2. p. 635 ma reparation & reiglement. III, 9. p. 754 sa vaillance & belliqueuses conquestes.

Das pron. possess. vertritt auch folgenden bestimmten Artikel:

I, 3 — ce que la Justice n'a peu sur leurs testes, c'est raison qu'elle le puisse sur leur reputation & biens de leurs successeurs.

cf. I, 16. p. 35. — II, 5 la secrette science que i'auois de ma volonté et innocence de mes desseins. II, 8. p. 292 aymable par sa bonté & douceur de ses moeurs. III, 12. p. 826 ie deuoy cette deliurance à mon visage, liberté & fermeté de mes parolles.

c) Dass das pronom. pers. nach et und sonstigen Verbindungspartikeln als Subjekt ausgelassen wird, wie oben beim pron. pers. bemerkt ist, beruht ebenfalls auf diesem Gebrauch, welcher die Beziehung der Bestimmungswörter über mehrere Glieder hin ausdehnt.

In derselben Weise wird dieses Pronomen auch als Objekt häufig zu mehreren Zeitwörtern bezogen.

Beispiele alle aus dem III. B.

3. p. 638 pour se desgourdir & exercer — pour se rassoir & seiourner. Ibid. se range, modere & fortifie. Ibid. se taster & employer. p. 639 à le baisser & coucher. p. 641 ie me resserre & contrains. p. 643 le desir les eschauffe souuent & sollicite. p. 644 ie me repose & seiourne. — 4. p. 648 ils le diuertissent & desuoyent à une autre partie. p. 650 nous amusent, diuertissent & destournent. — 9. p. 753 pour se fonder en soy, autant qu'il pourroit, & soustraire au secours estranger. cf. II, 1. p. 252 ie me remuë & trouble moymesmes par l'instabilité de ma posture. I, 23 — ne craignoit point de s'abandonner & commettre à une armee seditieuse. Ibid. qu'on s'y rouuast & meslast parmy les files.

d) Die Präpositionen de und à werden im Nfr. in der Regel vor jedem Glied wiederholt; bei Mont. können sie aber mehrere Glieder umfassen, dieselben mögen Haupt- oder Zeitwörter sein.

de:

I, 5 fournissant par ce moyen son ennemy d'opportunité et loisir pour s'armer. Ibid. des parlemens & traitez d'accord. — I, 13 quelque chose d'instruisant & communicable. I, 14 le iugement de la valeur & foiblesse. III, 3. p. 641 au milieu d'une famille peuplee & maison des plus frequentees. III, 5. p. 694 du baiser ou autre faueur amoureuse.

III, 4. p. 651 pour cet effect de diuertir les opinions & coniectures du peuple & desuoyer les parleurs. (III, 5. p. 655 Platon ordonne aux vieillards d'assister aux exercices, danses & ieux de la ieunesse, pour se reiouyr en autruy, de la soupplesse & beauté du corps, qui n'est plus en eux: & rappeler en leur souuenance la grace & faueur

de cet aage verdissant.) III, 6. p. 705 — pria chacun de le secourir d'autant d'argent qu'il pourroit — & le luy envoyer par declaration.

à:

I, 41 toucher au fruit & gloire de cet exercice. I, 44 aux plus hautes entreprinses & importans affaires. III, 5. p. 690 — mais iusques à l'ingratitude, trahison, malignite & cruauté non. III, 6. p. 710 à de si horribles hostilitez & calamitez si miserables. III, 7. p. 715 au contentement d'une mediocre mesure de fortune & fuite de la Grandeur. Ibid. p. 715 au desir mesme & ioyssance de la Grandeur. III, 10. p. 792 au fort & perfection de la besongne.

III, 5. p. 687 — que i'ay à reverer & craindre. II, 2. p. 259 un chef de bande à les contenir & reigler.

e) Endlich steht das Comparativadverb oft nur einmal vor mehreren Begriffen.

III, 3. p. 638 plus ordinairement & facilement. Ibid. plus ineptement encore & inciuilement. Ibid. p. 644 plus reelles, viues & naturelles. III, 5. p. 655 plus rudement & imperieusement. Ibid. p. 672 plus librement & ouuertement. III, 6. p. 703 plus utile, iuste & durable. III, 9. p. 740 le goust plus libre & pur.

## Neunter Abschnitt.

## Negation.

1) Das Füllwort pas hat bei Mont. noch stärkeren Nachdruck als in der späteren Sprache, so dass es in vielen Fällen noch entbehrlich ist, wo es im Nfr. gesetzt wird. Dies ist der Fall zunächst in

### Hauptsätzen,

und zwar

a) nicht nur bei den von Diez III. p. 423 genannten Zeitwörtern, sondern auch, wenigstens sehr häufig, bei vouloir, devoir, so wie bei laisser mit der Negation und folgendem Infinitiv, wenn dieses Verbum zum Ausdruck eines Gegensatzes dient. (Ebenso häufig stehen jedoch diese Zeitwörter mit dem Füllworte.)

I, 22 Ceux qui ne se veulent laisser tirer hors cette originelle source. I, 38 Et ne veux croire que ct. I, 40 il s'en est trouué qui n'ont voulu abandonner leur raillerie en la mort mesme. cf. III, 5. p. 655.

I, 56 Que le dire humain a ses formes plus basses & ne se doit seruir de la dignité — du parler diuin. Ibid. nous ne deuons esperer d'aller guere outre. cf. III, 2. p. 634.

I, 25 Mon ame ne laissoit pourtant en mesme temps d'auoir à part soy des remuemens fermes. I, 31 — ils ne laissent de suiure pourtant leur esteuf. I, 36 Pour n'estre continent, ie ne laisse d'aduouer sincerement la continence des Feuillans. II, 12. p. 335 Pourtant ils ne lairront de ioindre leurs mains vers le ciel (gleich darauf: ils ne lairront pas de se reuenir). Ibid. p. 383 Je ne lairray pourtant d'en chercher la cause. II, 33 — si ne laissa-il bien-tost apres d'ayder à le faire Consul. cf. III, 5. p. 671. — 9. p. 741.

Auch faillir und daigner können das pas entbehren: I, 23 ne faillez sur vostre vie à me confesser. II, 12. p. 383 Et volontiers n'eust failly de trouuer quelque raison vraye à un effect faux & supposé. I, 40 Quoy, celuy qui ne daigna interrompre la lecture de son Liure pendant qu'on l'incisoit.

b) 'Kurz abfertigenden Sätzen' genügt das einfache ne (Diez III. p. 424); dies gilt insbesondere bei unpersönlichen Ausdrücken. Im Nfr. hat sich die Formel n'importe erhalten; bei Mont. fehlt dies Füllwort noch in vielen Sätzen dieser Art.

I, 6 Il ne fut en sa puissance. I, 24 ils vous ont desia rempli la teste de loix, & si n'ont encore conçeu le neud de la cause. I, 25 il n'y a remede. II, 12. p. 438 c'est chose où il n'est besoin de s'estendre. [II, 35 (elle) auoit ie ne sçay quoi plus en sa parure, qu'il n'est permis par les loix de nostre vefuage.] III, 6. p. 703 Le conseil qu'Isocrates donne à son Roy, ne me semble sans raison. III, 10. p. 784 combien de gens se hazardent tous les iours aux guerres dequoy il ne leur chault. III, 3. p. 639 D'estre aymé, ie ne dy, mais de n'estre point hay.

c) Pas fehlt in der Regel auch 'vor artikellosen Substantiven,' welchen ein erklärender Relativsatz folgt. (Diez III. p. 424.)

I, 9 Il n'est homme qui ct. I, 13 Il n'est suiect si vain, qui ne merite un rang en cette rapsodie. I, 19 il n'est lieu d'où elle (la mort) ne nous vienne. I, 20 et n'ont homme si familier, des intentions duquel ils entreprennent de pleinement respondre. I, 22 il n'est passetemps si leger où ct. II, 8. p. 292 Ie suis Gascon, & si n'est vice auquel ie m'entende moins. Ibid. p. 296 Ie ne sçache homme qui

peust apporter plus de parties-propres à conseruer la maistrise. III, 13. p. 835 ie ne croupiray en lieu, où il me faille cacher.

d) Endlich fehlt das Füllwort zuweilen im Hauptsatz, wenn diesem ein beschränkender Konditionalnebensatz nachfolgt.

I, 39 les louanges ne font honneur, si elles ne sont presentees en foule. III, 10. p. 790 ie ne m'y mesle, si le deuoir ne m'y force.

Das einfache ne steht oft abweichend vom Nfr. in

### Nebensätzen,

und zwar

a) in Substantivsätzen.

I, 20 Et que ce ne fust une obstination apostee contre son sentiment, cela le monstroit. — II, 21. p. 531 Il semble que les coups fuyent ceux, qui s'y presentent trop alaigrement & n'arriuent volontiers à qui s'y presente trop volontiers. III, 1. p. 621 — qu'ils ne se desuoyeroient de leur conscience. III, 10. p. 786 ie plaindrois quelque grande aduenture — qu'elle ne seroit venuë en temps que et. Ibid. p. 790 nous ne prions pas que nostre raison ne soit combatue & surmonté par la concupiscence.

b) in Attributivsätzen, namentlich wenn sie conditionalen Charakter haben:

III, 1. p. 624 (Epaminondas) qui iugeoit meschant homme — celuy qui entre les ennemis, & en la bataille, n'espargnoit son amy & son hoste. III, 11. p. 799 c'est une mesure que nous n'auons encore acheué d'arrester. Ibid. p. 812 Les viuans y eurent à patir, si eurent ceux qui n'estoient encore nays.

c) in Adverbialsätzen, und zwar abgesehen von den conditionalen, wo auch im Nfr. das pas häufig fehlt, in solchen, welche eine Folge, eine Absicht, einen Grund enthalten.

I, 20 si entraué qu'il ne se parle d'autre chose. I, 56 si simple, que de la religion, qu'il obserue si soigneusement, il n'en entend un seul mot.

I, 27 affin que ie ne parle de luy. I, 38 Les marchands — ont raison de regarder que ceux qui se mettent en mesme vaisseau ne soyent dissolus. (Dagegen ibid. Taisez-vous — qui'ils ne sentent point que vous soyez icy auec moy.) I, 54 affin qu'un si bel art ne demeurast sans exercice. III, 10. p. 781 ie briderois pourtant mon affection,

qu'elle ne s'y plonge trop entiere. Ibid. p. 783 Il nous faut souuent tromper, afin que nous ne nous trompions.

I, 24 — d'autant que la pluspart des ames ne se trouuent propres à faire leur profit de telle instruction. III, 5. p. 656 Nos maistres ont tort, dequoy — ils n'en ont donné sa part à la santé.

Auch im Participialsatz des Grundes entbehrt das Verbum zuweilen des Füllwortes. I, 14 ne leur semblant raisonnable. I, 17 ne voyant ailleurs par où faire passage à sa lascheté, s'alla ietter au trauers le gros des ennemis. II, 13 de son premier essay n'ayant donné assez auant. III, 6. p. 702 un gentilhomme, — ne trouuant cheual capable de son poids — marchoit par païs en coche.

d) Ganz besonders häufig fehlt die Verstärkungspartikel beim Infinitiv; mag derselbe nun einen Substantiv- oder Adverbialsatz vertreten; — am häufigsten bei dem mit pour verbundenen Infinitiv.

I, 27 Le secret que i'ay iuré ne deceller à un autre. I, 29 Callicles — conseille de ne s'y enfoncer outre les bornes du profit. I, 38 Ie me resous aisément de n'entrer en effroy, de ce qu'un moindre que moy prend auec telle patience. I, 39 — ils sollicitent — les Historiens de leurs temps, de ne les oublier en leurs registres. I, 46 — la faute de n'auoir pas dernierement poursuiuy nostre pointe. II, 12. p. 437 On preschoit Solon de n'espandre pour la mort de son fils des larmes impuissantes & inutiles. Ibid. p. 443 qui apprend aux poulles — à ne se deffier du chien. II, 15 un soin de n'estre surpris en faisant mal. II, 16 Platon — leur conseille, de ne mespriser la bonne estimation des peuples. III, 9. p. 740 Et accuse ma faineance, de n'auoir passé outre. Ibid. p. 761 Il me vient parfois quelque consideration de ne trahir l'histoire de ma vie.

Beim Accus. c. Inf. II, 32 qu'il est grand dommage n'estre occupee à meilleure suiect.

I, 9 pour n'oublier l'offense. I, 24 pour n'auoir assez de soin des choses plus utiles. I, 27 pour n'y engendrer une messeante priuauté. I, 36 Ils le font ou par malice — ou plustost pour n'auoir la veuë assez forte & assez nette. I, 40 — se laissa brusler iusques à l'os — pour ne troubler le mystere. II, 19 Ie rends graces à Iesus Christ, de m'auoir osté ta veue, pour ne voir ton visage impudent. II, 31 — qui pour ne l'esmouuoir, prenoit party d'approuuer tout ce qu'il disoit. II, 33 Il en mangea largement, pour ne faire honte à son hoste. II, 35 Pour ne disconuenir du tout à nostre usage. III, 1. p. 622

— pour ne frustrer la necessité publique. III, 5. p. 662 — pour ne s'entreheurter. Ibid. p. 666 — pour ne troubler leurs reigles. Ibid. p. 667 pour ne piper le Monde.

II, 21 — affin de n'engendrer quelque desespoir aux siens.

Aus den angefürten Beispielen ergiebt sich, dass die einfache Negation ohne pas ihr weitestes Gebiet in Nebensätzen hat, welche nur die Vorstellung einer redenden oder handelnden Person wiedergeben, namentlich in Infinitivsätzen, wo die Handlung nur in ihrem allgemeinsten Begriffe erscheint; dass ferner in Hauptsätzen die einfache Negationspartikel dann genügt, wenn die Verneinung nicht absolut, sondern durch einen folgenden Satz beschränkt auftritt; sowie in formelhaften Wendungen, welche von den Veränderungen des Sprachgebrauches weniger stark berührt werden; endlich bei einer Reihe von Modusverben (Diez III, 423), in deren Begriff eine Unentschiedenheit liegt, die also nicht eine absolute Verneinung auf den folgenden Infinitiv übertragen.

2) Umgekehrt wird die Verneinung oft durch die blosse Verstärkungspartikel mit Unterdrückung des eigentlichen Verneinungswortes ausgedrückt, insbesondere in Fragesätzen, ein Gebrauch, der auch noch Schriftstellern der späteren Zeit, wie Malherbe, Moliere, Lafontaine, Racine eigen ist. Gewönlich steht in diesem Falle pas, selten point (ein Beispiel für letzteres gibt Diez III. p. 427). cf. I, 24 la raison que ie cherchois tantost, seroit-elle point aussi de là?

I, 16 et Crassus — sembloit-il pas entrer en conference de sa deliberation? I, 18 la plus belle Royne — vient-elle pas de mourir par la main d'un Bourreau? I, 19 et un de ses ancestres mourut-il pas choqué par un pourceau? I, 22 La coutume — leur a elle pas mis les armes à la main? Ibid. Est-ce pas mal mesnagé d'aduancer tant de vices ct. I, 23 Fut-ce pas exprimer cette resolution, que si ses amis le vouloient tuër, il consentoit qu'ils le puissent faire? I, 24 Vaut-il pas mieux faire cecy? III, 1. p. 617 Fut-ce pas Atticus ct? Ibid. p. 618 sçait-il pas que ct. cf. Ibid. p. 624. — III, 2. p. 627 Est-ce pas faire une muraille sans pierre? III, 4. p. 653 Semble-il pas de cet homme? cf. III, 5. p. 655, 669, 674. — III, 8. p. 731. — III, 13. p. 837 S'il (le iugement) ne peut reformer les autres parties selon soy, au moins en se laisse-il pas difformer à elles.

3) Sehr häufig fehlt in dem von craindre abhängigen Nebensatz, abweichend von der romanischen Anschauungsweise, die Negations-

partikel; diese Auslassung findet sich übrigens in der älteren wie in der neueren Sprache. (Diez III, 425.)

I, 15 si est-il à craindre que la honte les desespere. I, 23 Ie crains — qu'on secoure son aduersaire au lieu d'elle. I, 29 I'ay peur que nous ayons les yeux plus grands que le ventre. I, 40 il y auoit danger qu'un marchand luy fist mettre la main sur le collet, à cause d'une vieille debte. cf. II, 12. p. 428. — 17. p. 509. — 27. p. 543. — 34. p. 579. — 35. p. 586. — III, 3. p. 640. — 6. p. 707. — 9. p. 748.

4) Negative Wörter haben noch hie und da affirmative Bedeutung, so das Pronomen nul, von dem oben die Rede war, und die Partikel ni.

I, 22. p. 66 pour-auoir eu à contre-coeur de mesler ny tricotterie ny finesse à mes ieux enfantins. II, 17. p. 507 Ce seroit une grande simplesse à qui se lairroit amuser ny au visage ny aux parolles de celuy qui fait estat d'estre tousiours autre au dehors qu'il n'est au dedans. III, 9. p. 753 i'ay prins à haine mortelle, d'estre teny ny à autre, ny par autre que moy. III, 12. p. 820 Les gens de bien ny viuans, ny morts, n'ont aucunement à se craindre des Dieux.

5) Auf der Ellipse eines Verbums dürfte der Ausdruck non que mit folgendem Infin. beruhen; etwa ein Verbum, wie: ich will gar nicht sprechen von u. s. w., dürfte zur Ergänzung des Ausdruckes dienen, der in seiner Bedeutung dem lateinischen nedum und dem deutschen 'geschweige' gleichsteht.

III, 1. p. 620 qui me voudroit employer à mentir, à trahir, & à me pariurer — non que d'assassiner ou empoisonner: ie diroy ct. III, 6. p. 711 qui — fissent griller deuant leurs yeux un homme, non qu'un Roy si grand. III, 9. p. 758 Nous embrassons & ceux qui ont esté, & ceux qui ne sont point encore, non que les absens, d. h. von den Abwesenden gar nicht zu reden, also: die Abwesenden um so mehr. —

## Zehnter Abschnitt.

## Wortstellung.

Diese bildet bekanntlich einen Hauptunterschied zwischen der älteren und neueren französischen Sprache; selbst nach Einbusse der dem Afr. eigenen Flexionsendung des Substantivs, welche bei aller

Ungezwungenheit in der Stellung der Casus die Unterscheidung derselben ermöglichte, beharrte die Sprache noch lange in der überlieferten Freiheit der Bewegung, bis sie sich dem Zwang streng logischer Stellung bequemte. Auch in der Sprache Montaignes herrscht noch die alte Beweglichkeit und Lebendigkeit; in welch freier Weise dieselbe, abweichend von den Regeln der neufranzös. Sprache, hinsichtlich der Stellung von Subjekt und Prädikat, der adverbialen und attributiven Satzglieder verfährt, soll im Folgenden dargestellt werden.

### A. Subjekt und Prädikat.

1) Hier kommt vor allem die Inversion in Betracht, deren Anwendung im Nfr. bedeutende Einschränkung erfuhr. Unter anderm wird dieselbe dadurch bedingt, dass der Satz mit einem adverbialen Gliede beginnt. In diesem Falle ist nun im Nfr. bei transitiven Verben im Aktivum die Inversion selten, bei Mont. aber sehr häufig, gleichviel ob ein persönliches Pronomen oder ein Substantivum das Subjekt bildet. cf. Mätzn. Synt. § 487.

I, 5 mais mal-aysement le feroy-ie. I, 11 mais surtout leur prête beau ieu le parler obscur. I, 15 depuis souffrirent pareille punition tous les gentils-hommes. I, 17 lors exprime elle sa derniere force. I, 33 En cette-cy (solitude) faut-il prendre notre ordinaire entretien. I, 40 Pourtant la faut-il estudier & enquerir. Ibid. La fiance de la bonté d'autruy est un non leger tesmoignage de la bonté propre: partant la fauorise Dieu volontiers. I, 48 Pourtant voyons-nous si souuent en Cesar ect. II, 8. p. 296 Partant l'ay-ie choisi parmy plusieurs telles conditions — comme plus exemplaire. III, 1. p. 619 si (jedoch) m'en desprins-ie de belle heure (sc. de la politique).

Auch bewirkt das copulative et sehr oft die Voranstellung des Prädikats, was im Nfr. gleichfalls zu den Seltenheiten gehört, in unserm modernen Zeitungsstil dagegen ausserordentlich überhand nimmt.

I, 15 Et tient-on que ct. I, 17 et disent les medecins. I, 19 et ne m'aduertira de rien de nouueau la suruenance de la mort. I, 22: et est très iuste cette ancienne exclamation. II, 5 et fut estainte en luy une tres belle enfance. II, 6. p. 283 Et ne me doit-on pourtant sçauoir mauuais gré. II, 8. p. 296 Et laisse-on ce vain cours à son authorité. Ibid. & faict-on à tous coups que ct. III, I. p. 625 et conclud-on mal d'estimer que ct. III, 3. p. 639 Et nous l'ordonne lon principalement en ce temps.

Weniger häufig erscheint die Inversion, bewirkt durch eine einleitende Partikel, im Nachsatz; Mätzner (Synt. § 489) führt ein Beispiel aus Mont. an; hierzu vergl.:

I, 19 Comme nostre naissance nous apporta la naissance de toutes choses: aussi nous apportera la mort de toutes choses nostre mort. I, 22 plus il y en a, plus a elle d'honneur et de recommandation.

2) Wenn das Prädikat aus mehreren Bestandtheilen besteht, entweder aus dem Hülfszeitwort und einem Participium (a), oder aus der Copula (être, sembler) und einem prädikativischen Nomen oder Adjektiv (b), so kann das Subjekt zwischen diese Bestandtheile in die Mitte — oder der Prädikatsbegriff kann an die Spitze treten. Dabei gelten in letzterem Fall die im Nfr. üblichen Beschränkungen (Mätzner Synt. § 486. α.) noch nicht, so dass hier das Subjekt auch ein Pronomen, das vorantretende Prädikat auch ein Possessivpronomen sein kann.

a) I, 10 et l'a l'estranger descouuerte parfois auant moy. I, 11 Chacun y accourut et furent ses paroles & sa science recueillie & conseruée à plusieurs siecles. I, 15 et fut cette rude sentence executee à Lyon. I, 20 et a mon sentiment souuent usurpé le sentiment d'un tiers. III, 5. p. 662 Ne peut une de race cordonniere, espouser un charpentier: et sont les parens obligez ct. Ibid. p. 672 et en a esté le cours de ma vie blessé & tasché diuersement. III, 13. p. 867 & nous l'a le Createur donnee serieusement & seuerement.

b) — III, 1. p. 616 de ceux-là est la liberté peu suspecte. — 5. p. 669 Et est le voeu de la virginité le plus noble de tous les voeux. Ibid. p. 681 à cette heure sont les miennes proprement honteuses. Ibid. p. 684 Ne semble pas estre cela une humeur lunatique? — 8. p. 721 et me sont les opinions unes. — 9. p. 752 Comme le donner est qualité ambitieuse & de prerogatiue, aussi est l'accepter qualité de summission. Ibid. p. 769 Et semble la visee iniuste, à laquelle on ne peut atteindre. III, 13. p. 849 Et m'en est la societé honorable. Ibid. p. 850 à l'aduenture est cet accident à sa fin.

c) — I, 23 Et nostre estoit-il à très-bonnes enseignes. I, 24 Quand bien nous pourrions estre sçauans du sçauoir d'autruy, au moins sages ne pouuons nous estre que de nostre propre sagesse. III, 1. p. 622 Vice n'est-ce pas, mais certes c'est malheur. III. 8. p. 726 Bon est-il tousiours de les ouyr.

3) Wie im Hauptsatze, so erscheint die Inversion — abweichend

vom Nfr. — auch im Nebensatz in seinen verschiedenen Formen als Conjunktional- (a), Participial- (b) und Infinitivsatz (c), und zwar auch mit den in 2) erwähnten Freiheiten, hinsichtlich der Stellung der prädikativen Bestandtheile.

a) I, 11 joint que personne ne tient registre de leurs mescontes — et fait-on valoir leurs diuinations. I, 22 Ie trouvay qu'il ne parloit pas du tout sans raison: & m'auoit la coustume osté l'apperceuance de cette estrangeté. Ibid. Il est des peuples où on tourne le doz à celuy qu'on saluë & ne regarde l'on iamais celuy qu'on veut honorer. Ibid. — où les estrenes que le Roy envoye aux Princes — c'est du feu — & de ce nouueau (feu) sont tenus les peuples voisins venir puiser chacun pour soy. I, 40 Le danger estoit, que mal-aysément peut-on establir bornes certaines à ce desir. III, 9. p. 759 Si (wenn) prohibent les loix Platoniques de peregriner auant quarante ans ct.

b) I, 27 S'estudiant l'amant de se rendre acceptable. Ibid. Car cherchant l'un & l'autre — de s'entre-bienfaire, celuy, qui en preste la matiere & l'occasion, est celui-là qui faict le liberal. II, 2. p. 256 Croissant l'occasion de ce soupçon. II, 12. p. 361 — on recite d'un tigre, — que luy ayant esté baillé un cheureau, il souffrit deux iours la faim auant que de le vouloir offencer. Ibild. p. 392 estant cependant le pere & la mere tenus d'assister à cet office. II, 13 s'offrant le moyen de se repentir. II, 31 s'attendant bien toute l'assistance que ct. III, 5. p. 681 Ayant toute une nation hazardé de s'exterminer. III, 13. p. 841 estant ceste chaleur égale, constante & universelle. Ibid. p. 862 Brutus, ayant le Ciel & la terre conspirez à l'encontre de luy ct.

c) — II, 12. p. 366 De quel fruit pouuons nous estimer auoir esté à Varro & Aristote, ceste intelligence de tant de choses? III, 5. p. 662 — qu'on luy demanda — à qui il aymeroit mieux arriuer une honte. III, 12. p. 823 Aristote dit appartenir aux beaux le droit de commander.

Endlich sei noch bemerkt, dass der invertirte Satz, wie im Nfr. oft einen conditionalen, so bei Mont. auch einen temporalen Nebensatz vertreten kann, wenn der Hauptsatz ein unerwartetes Ereigniss enthält.

III, 1. p. 621 Mais l'eut-il faict tuer, apres qu'ils le luy eurent iuré, il desira luy-mesmes estre commissaire de la iustice diuine. III, 13. p. 856 La chance vint elle à tourner? la voylà (Chelonis, Gattin des Königs Cleombrotus) changée auec la fortune.

Anmerkung. Die Häufigkeit des Vorkommens der (im Nfr. un-

gebräuchlichen) Inversion in den verschiedenen Satzarten ist verschieden; auf 250 Seiten (II. Buch p. 250 — 500) erscheint sie — nach der Beobachtung des Verfassers — im Hauptsatz nach einer adverbialen Bestimmung 39 mal, nach et 37 mal, im Nachsatz zehnmal, im Substantivsatz siebenmal, im Akkus. c. Inf. einmal und ebenso in einem Attributivsatz einmal.

B. Adverbiale Satzglieder.

1) Kasus. — Das Afr. kann die Objekte als unmittelbare Ergänzungen des Verbums vor dasselbe setzen; im Nfr. kommt diese Stelle nur solchen Objekten zu, welche nicht als unmittelbare Ergänzung des Thätigkeitsbegriffes auftreten (Mätzn., Synt. § 500). Insbesondere hat der Akkusativ im Nfr. die Stellung vor dem Verbum eingebüsst. Bei Mont. erscheint er nur noch in gewissen kurzen Wendungen vor dem Verbum, z. B.

I, 11 cecy ai-ie reconnu des mes yeux. II, 15 Ie ne sçay pas qu'elle soit vraye, mais cecy sçay-ie par experience que ct.;

sehr häufig in den Zwischensätzen ce crois-ie und ce dit-il; ferner beim Infinitiv, wie

II, 35 au conseil qu'elle luy donnoit à ce faire, — le moyen de ce faire. III, 8. p. 726 — fut longtemps sans mot dire;

beim partic. prés., z. B.

en ce faisant. III, 9. p. 772 Et ne fait on rien pour celuy pour qui on ne fait qu'autre chose faisant;

endlich bei il y a:

II, 27 Passant où lon auoit crucifié quelques Iuifs, trois iours y auoit. III, 10. p. 783 Quelques années y auoit.

Allerdings geht der Akkusativ eines mit Nachdruck hervorgehobenen Substantivs sehr häufig seinem Verbum voran; allein die Vertretung desselben durch das Personalpronomen, welches dann fast regelmässig zum Verbum tritt, enthält doch schon eine Beschränkung der alten Freiheit in der Stellung des Objekts, so dass Mont. auch in dieser Hinsicht zwischen der älteren und neueren Sprache gewissermassen einen Uebergang darstellt. — Beispiele dieser Art sind ausserordentlich zahlreich, z. B.

II, 16 les operations de l'ame — nous n'aurions que faire de les tenir en regle & en ordre. Ibid. le iugement de nos inclinations, et de nos actions — nous le remettons à la voix de la commune & de la

tourbe. II, 17 Les raisons premieres & plus aisees, qui sont communément les mieux prinses, ie ne sçay pas les employer. Ibid. Mais ie sçay aussi que les plus grands maistres, & Xenophon & Platon, on les void souuent se relascher à cette basse façon. Ibid. Les mains, ie les ay si gourdes que ct. Ibid. Les qualitez mesmes qui sont en moy non reprochables, ie les trouuois inutiles en ce siecle.

Beim Dativ ist jedoch die Voranstellung ohne nachfolgendes Personale wohl möglich.

I, 6 ce grand Alexandre à Polypercon — Point, dit-il, ce n'est pas à moy. I, 19 Cesar à un soldat de sa garde — regardant son maintien decrepit, respondit. I, 25 A l'aduenture rembarrerois-ie bien ces reproches & à quelques-uns apprendrois que ct. I, 43 — que, sauf les ruffiens, à homme ne soit permis porter en son doigt anneau d'or, ny robbe delicate. II, 17. p. 515 Voire à mes ennemis, ie rends nettement ce que ie dois. III, 8. p. 725 Ny ne me semble responce à propos, à celuy, qui m'aduertit de ma faute, dire qu'elle est aussi en luy.

2) Hinsichtlich der Stellung des zu einem Infinitiv gehörigen Personalpronomens ist der Gebrauch im Nfr. schwankend, insofern dasselbe sowohl vor den Infinitiv als vor das regierende Satzverbum gestellt werden kann. Bei Mont. tritt das Personale, welches als Objekt zum Infinitiv oder auch zum Gerundium construirt werden muss, weitaus in der Mehrzahl der Fälle vor das Satzverbum, welches mit dem nachfolgenden Infinitiv oder Gerundium als ein Ganzes gefühlt wird. Die Fälle, in welchen das Pronomen sich an den Infinitiv oder das Gerundium anschliesst, sind verhältnissmässig so selten, dass sie nur als eine Ausnahme von der Regel gelten können.

I, 6 il les alla charger tous endormis. I, 7 le Comte de Horn s'estoit venu rendre. Ibid. il les faut embesongner. I, 9 et ne se peuuent deffaire de leur course. Ibid. ne se doit pas mesler. Ibid. leur pourroit suffire. I, 10 s'il y peut auoir chois. I, 11 qu'on le puisse rappeler. Ibid. les hommes — se vont reiettant — à rechercher au Ciel les causes. I, 12 que nous ne nous deuions couvrir. I, 13 — auant qu'il le vinst trouuer. I, 16 — pour luy aller demander misericorde. I, 23 ie vous veux montrer. II, 6. p. 279 — pour, si i'en aprens quelque chose, en revenir donner apres, si ie puis, aduertissement à mes amis. III, 1. p. 616 ie n'y veux pas seulement fournir de matiere. Ibid. p. 619 toute leur attention & engin, ne les y sçauroit conduire. Ibid. p. 620 vous nous pouuez commander. III, 3.

p. 632 Si (doch) se pourroit-il à l'aduenture imaginer si esloignee disproportion de mesure.

(Dagegen: I, 25 de quel sens puis-ie m'amuser aux secrets des estoilles. Ibid. nous-laissons les abuser de leur loisir. I, 26 Ou il faut se submettre du tout — ou du tout s'en dispenser. cf. III, 5. p. 659, 666.)

Die Reihenfolge der Pronominaladverbien y und en, wenn sie mit einander vor dem Verbum stehen, ist nicht immer, obwohl in der Mehrzahl der Fälle, y en, wie im Nfr. regelmässig; zuweilen nimmt auch en die erste Stelle ein:

I, 44 & en y eut qui passerent la nuict ensemble. I, 46 s'il n'en y auoit d'aussi cruds dans Platon. I, 49 & en y auoit, qui ct. II, 12. p. 441 Quiconque a eu besoin d'oracles & de predictions, en y a trouué pour son faict. III, 5. p. 683 plus qu'il n'en y a. III, 13. p. 834 combien en y a-il eu, que nous n'auons pas decouuerts?

3) Die Stellung der präpositionalen Satzglieder, welche zum Verbum eine adverbiale Bestimmung hinzufügen, ist auch im Nfr. ziemlich frei, besonders in der poetischen Sprache. In Prosa aber ist es wohl als Ausnahme von der gewöhnlichen Wortstellung zu betrachten, wenn präpositionale Ausdrücke zwischen das regierende Verbum und den abhängigen Infinitiv zu stehen kommen. Bei Mont. findet sich dieser Fall sehr oft.

I, 23 Il vaut mieux d'une belle asseurance se preparer à tout. I, 24 Il luy print enuie par passetemps d'en montrer l'experience. Ibid. ils ont voulu d'arriuée mettre leurs enfans au propre des effects. I, 31 ils ne laissent de suiure pourtant leur esteuf et de mesme creon peindre le blanc et le noir. II, 2. p. 257 il est bon une fois le mois de les esueiller. Ibid. p. 261 Nostre ame ne sçauroit de son siege atteindre si haut. II, 3. p. 266 Democritus — prisonnier à Rome, trouua moyen de nuit d'échapper. Ibid. p. 271 ie m'en vay d'une heureuse fin donner congé aux restes de mon ame. II, 4. p. 274 Un sage homme peut à mon opinion pour l'interest d'autruy, comme pour ne rompre indecemment compagnie ainsi que Rusticus, ou pour ne discontinuer un autre affaire d'importance, remettre à entendre ce qu'on luy apporte de nouueau. III, 5. p. 674 Solon donna liberté aux femmes aux despens de leur pudicité de prouuoir au besoing de leur vie. Ibid. p. 693 pensant par de beaux attours acquerir la beauté. III, 6.

p. 705 son fils essayoit par presants de gaigner la volonté des Macedoniens.

4) Während im Nfr. die Trennung des Adverbiums von seinem Beziehungswort sich auf die Wörter plus, autant, moins bei Gegenüberstellung von Sätzen beschränkt (Mätzn. Synt. § 514. 3.), werden bei Mont. zwischen Adverb und Adjektiv zuweilen anderweitige Satzglieder eingeschoben.

I, 5 — que si a pleine bouche nous appelons Barbares. II, 32 que beaucoup moins est Camillus comparable à Themistocles. III, 13. p. 842 Il y a bien pour luy autre poids, de dire: ie l'ay leu.

Die Nachstellung kommt im Nfr. bei den Adverbien der Quantität und Intensität encore und seulement vor; im Afr. ist diese Stellung überhaupt häufiger. Mont. weist, abgesehen von den eben genannten, auch dem Adverb assez seine Stellung oft nach dem Beziehungsworte an.

I, 41 nos loix sont libres assez. I, 56 sa Grandeur l'a rendu cognoissable assez. III, 7. p. 715 Mais si ie n'ay point le coeur gros assez. III, 10. p. 782 cette commission plaine assez & nullement oysiue.

Ebenso steht assez oft nach dem mit ihm verbundenen Genitiv, was bereits in dem Abschnitt über den Artikel erwähnt wurde.

Modaladverbien können auch im Nfr., besonders in der Poesie, zwischen das regierende Zeitwort und den von ihm abhängigen Infinitiv, oder zwischen Subjekt und Satzverbum stehen; doch ist diese Stellung nicht die gewöhnliche. Im Afr. und noch bei Mont. findet sie weit häufiger statt.

a) — I, 25 qui luy peuuent le plus seruir. I, 44 Othon — se print si profondement à dormir que ct. Ibid. Caton — se mit si fort à dormir que ct. III, 3. p. 642 nous en pourrions nous bien du tout passer.

b) — II, 32 Qui plus disertement & consciencieusement pourroit remarquer leurs differences? II, 35 Comme les peres cachent l'affection enuers leurs enfans, elles volontiers de mesmes cachent la leur enuers le mary.

Auch das Ortsadverbium ici nimmt manchmal diese Stelle ein, so I, 49 Ie veux icy entasser aucunes façons anciennes. III, 9. p. 763 ie fais icy sentir mes inclinations.

Endlich können Zeit- und Ortsadverbien ohne die im Nfr. gel-

tenden Beschränkungen (Mätzn. Synt. § 513. 3.) zwischen die Bestandtheile einer zusammengesetzten Verbalform, Modaladverbien zwischen die Präposition und den Infinitiv eingefügt werden. Beispiele hiefür enthalten die folgenden Kapitel.

5) Zwischen die Theile der zusammengesetzten Verbalformen, die sich im Afr. weniger eng an einander anschliessen, als im Nfr., wo sie mehr als ein Ganzes auftreten, können, wie sich aus dem Bisherigen ergibt, verschiedene adverbiale Glieder eingeschoben werden, welche die spätere Zeit in der Regel nachsetzt.

Die Satzglieder (adverbialer Natur), welche zwischen das Hülfszeitwort und das Particip der Vergangenheit treten können, und zwar meist im Widerspruch mit dem afr. Sprachgebrauch, sind folgende:

a) Adverbia des Orts und der Zeit, und zwar in jeder Form ohne Ausnahme.

II, 3. p. 264 Dieu, qui nous a icy envoyez. II, 27 — pour la deffence duquel il estoit là venu. II, 35 i'ay icy choisi trois femmes. III, 2. p. 630 il s'estoit plus haut monté.

III, 4. p. 650 Ie fus autrefois touché. Ebenso III, 5. p. 656. III, 9. p. 769. III, 13. p. 853. — III, 4. p. 648 fut derechef repoussé. III, 5. p. 654 d'estre trop continuellement bandee. Ibid. p. 688 ie n'en ay point incontinent accusé sa legereté.

b) ein Akkusativ auf die Frage: wann?

II, 24 Si en auoit-il quelque siecle auant Antonius esté un entre autres ct. III, 11. p. 810 il a ce matin enterré son pere.

c) ein Infinitiv mit pour:

II, 13 Albucilla — s'estant pour se tuer frappee trop mollement.

d) Präpositionale Satzglieder von kleinerem und grösserem Umfang.

I, 15 ayant par M. le Mareschal de Chabannes esté mis Gouverneur de Fontarabie. I, 22 Les fables mesmes de Thyestes — ayant, auec le plaisir de leur chant, infus cette utile creance, en la tendre ceruelle des enfans. II, 12. p. 417 apres qu'ils sont parfaictement, comme és sacrifices de purgation, nettoyez & purifiez. II, 26 pour s'estre à escient couppé le pouce de la main gauche. II, 27 Et si ay par experience apperceu ct. Ibid. Lachez, en Platon, dit n'auoir iamais de ceste eschole veu sortir nul grand homme de guerre. II, 29 qui l'auoit en si grande ieunesse & inexperience (car c'estoit la premiere guerre qu'il eust veue) remply d'une si genereuse vigueur.

III, 3. p. 642 Il faut auoir en bon escient desiré. III, 5. p. 644 I'ay auec despit, veu des maris ct. Ibid. p. 666 — et a esté par sa mere esleuee. Ibid. p. 689 i'ay en mon temps conduict ce marché. III, 9. p. 744 nous sommes tantost par la longue licence de ces guerres ciuiles enuieillis en une forme d'Estat si desbordee. III, 10. p. 792 I'ay sans offence de poids, passiue ou actiue, escoulé tantost une longue vie.

Anmerkung. Ebenso können präpositionale Glieder zwischen être und einem Prädikatsnomen stehen:

I, 16 P. Crassus — lorsqu'il estoit en Asie Consul. III, 5. p. 690 Il est à cette heure temps d'en parler ouuertement. III, 9. p. 737 ce n'est pas à cette heure le temps de t'amuser.

e) — Ein Vokativ mit einem Zwischensatz:

II, 35 Ie t'auoy, Paulina, dit-il, conseillé.

6) Zwischen die Präpositionen de, à, pour und den Infinitiv können auch im Nfr. Satzglieder eingeschoben werden; indess kommt nur gewissen Wortklassen diese Stellung zu (Mätzn. Synt. § 509.). Im Afr. und so auch bei Mont. findet sich die Einschiebung verschiedener Glieder ohne jede Beschränkung; namentlich nach der Präpos. pour. Solche Glieder sind

a) Das neutrale Pronomen ce; de ce faire, à ce faire, pour ce faire (sehr häufig).

b) Adverbien.

I, 16 de fidelement representer. I, 20 de pleinement respondre. I, 25 et a trop à faire de seule fournir à deux offices. Ibid. saison d'heureusement vivre. II, 18 Cette coustume de si exactement poiser & mesurer les parolles. II, 32 le courage d'ainsi mourir. II, 33 d'heureusement conduire. III, 12. p. 820 Vous auez iuré aux Dieux d'ainsi vous maintenir. I, 24 Ie ne dis les autres, sinon pour d'autant plus me dire. III, 5. p. 663 pour apres le mettre sur sa teste.

c) (bloss nach pour) ein präpositionales Satzglied, selbst mit folgendem Attributivsatz:

I, 12 pour, par l'opinion de leur fuitte, faire rompre & dissoudre cette masse. I, 38 pour par le tourment de cette vie, en acquerir la beatitude d'une autre. Ibid. pour, du maniement des affaires & des Grandeurs, les retirer à la solitude. II, 12. p. 412 Ce seroit iniustice de luy auoir retranché ses moyens & ses puissances, de l'auoir desarmee, pour du temps de sa captivité & de sa prison, de sa foiblesse & ma-

ladie; du temps où elle auroit esté forcee & contrainte, tirer le iugement & une condemnation de duree infinie. II, 27 — pour de iour en iour les perdre. II, 36 pour par souhait mesme en la forme qu'elle estoit en luy, m'en desirer l'imitation. III, 9. p. 753 — pour au giron des Muses se pouuoir ioyeusement esquarter de toute autre compagnie.

d) Das Relativ lequel (nach pour):

I, 39 une legende de qualitez & titres, pour ausquelles ne broncher, i'ay maintesfois laissé d'escrire. II, 11. p. 320 des ordonnances de la raison, pour lesquelles maintenir il faille que ct. III, 1. p. 620 — des loix: pour lesquelles auctoriser & seconder.

e) (bloss nach pour) ein ganzer Satz.

II, 3. p. 268 L. Aruntius se tua, pour, disoit-il, fuir & l'aduenir & le passé. II, 8. p. 297 une qui desrobboit gros à son mary, pour, disoit-elle, à son confessseur faire ses aumosnes. II, 11. p. 322 — le prie de luy enuoyer un peu de fromage, pour quand il voudra faire quelque somptueux repas.

C. Attributive Satzglieder.

1) Die Stellung des attributiven Substantivs bei Mont. entspricht fast vollkommen der im Nfr. üblichen. Nur wenige Stellen sind zu bemerken, in welchen der attributive Genitiv (partit. und possess.) seinem Beziehungsworte vorangeht, was die nfr. Prosa wenigstens in der Regel vermeidet.

I, 24 Et de ces gens-là les ames — rapportent faucement le fruit de la Science. II, 37 et du Monde la dixiesme partie ne s'en sert pas encores à ceste heure. III, 1. p. 616 de ceux-là est la liberté peu suspecte. III, 6. p. 705 y en meslant du sien propre beaucoup. III, 9. p. 771 Mais d'un tel corps le membre moins malade s'appelle sain. III, 10. p. 791 Veulent-ils — que d'un iniuste commencement la suitte soit iuste?

2) Das pronomen possess. wird, wie im Afr., seinem Substantiv zuweilen nachgesetzt.

I, 38 les douceurs de cette vie nostre. I, 46 transmettent inconsiderément par fantasie aux trespassez ce ressentiment leur & propre. I, 50 cette mesme condition nostre. III, 2. p. 632 une forme sienne. III, 3. p. 638 assez de matiere sienne. III, 6. p. 709 les premiers exemples & deportemens nostres.

Zwischen das pronom. demonstr. und das Substantiv tritt zuweilen ein Adjectiv oder Particip mit dem Adverbium si oder tant, eine dem Nfr. fremde Fügung.

I, 11 ce tant celebre art de deuiner. I, 22 Cette si vulgaire consideration. II, 33 ceste tant renommee Royne d'Aegypte.

3) In Bezug auf die Stellung der Adjektive (und Participien mit adjekt. Bedeutung) verfährt Mont. mit der grössten Freiheit; es dürfte kaum ein Adjektivum geben, seine Bedeutung und seine Form sei welche auch immer, mag es allein oder von Zusätzen begleitet sein, — das nicht ebensogut vor wie nach dem Substantiv stehen könnte. Auch kann dieses letztere vom Artikel durch einen weit grösseren Zwischenraum getrennt werden, als in der späteren Sprache. Vor dem Substantiv — und zwar meist abweichend vom Nfr. — können daher stehen:

a) Adjektiva, die von Völker- oder Personennamen gebildet sind, z. B.

I, 5 non de la Grecque subtilité et astuce Punique. II, 3. p. 266 les reliques de la Romaine liberté. II, 8. p. 292 la Françoise Nation. III, 13. p. 837 cette Platonique subtilité.

b) Die Participien. Im Nfr. tritt das part. prés. in rein adjektivischer Bedeutung dem Substansiv sehr häufig voran, selten jedoch das partic. passé. Bei Mont. wird auch letzteres oft vor dem Substantiv getroffen.

I, 9 En verité le mentir est un maudit vice. I, 11 la forcenee curiosité de nostre nature. II, 13 le plus effeminé homme du monde. II, 16 & n'est aucun si asseuré tesmoing comme chacun à soy-mesme. II, 31 ceste reglee apparence. III, 1. p. 620 sous feintes parolles. Ibid. p. 622 cet extreme & desesperé remede. Ibid. p. 622 quelque impetueux & inopiné accident. Ibid. p. 632 si esloignee disproportion de mesure. III, 9. p. 744 son accoustumé ply. — Ibid. p. 745 rendre la partie à son deu estre.

c) — Die mit den Ableitungssylben al, el, ique, ain, in gebildeten Adjektive werden im Nfr. gewönlich nach, bei Mont. ebenso oft auch vor das Substantiv gesetzt.

I, 19. p. 49 surpassant l'humaine condition. I, 20. p. 62 c'est tousiours un tour de l'humaine capacité. I, 23. p. 79 l'humaine prudence. II, 3. p. 262 ces humaines & vaines contestations. II, 6.

p. 285 la nihilité de l'humaine condition. II, 22 abandonnerent leur naturel pais. II, 27 qui regardent la publique seureté & la gloire commune. II, 33 force fut de garantir la publique ruine par une iniure priuee. III, 1. p. 618 une intestine aspreté. Ibid. p. 618 une importune garde. III, 2. p. 635 l'humaine felicité.

d) Mehrere in copulativer oder adversativer Weise einander beigeordnete Adjektiva (oder Participien). Sehr gerne trennt Mont. dieselben nach dem Beispiel der lateinischen Schriftsteller, vor allem Cicero's, durch ihr Beziehungswort von einander, eine Stellung, welche im Nfr. selten vorkommt und von der noch besonders die Rede sein wird. — Aber vor dem Substantiv können nicht nur zwei, sondern auch drei Adjektive stehen, wie III, 11. p. 802 un bien prudent, attentif, & subtil inquisiteur.

I, 37 ce sont vrayes & non feintes imprecations. I, 49 deux ou trois, non diuerses seulement, mais contraires opinions. II, 19 Il nous estoit aspre à la verité, mais non pourtant cruel ennemy. III, 13. p. 845 une non seulement nouuelle, mais contraire forme de vie.

e) Adjectiva mit adverbialen Bestimmungen. (Adverb. — Präpositionale Glieder.)

I, 19 d'un encore pire exemple. III, 1. p. 618 d'une, sinon partout esgale affection — au moins temperee. III, 8. p. 722 une sottement modeste fuitte de contention. Ibid. — où il peut auoir moins maligne & revesche semence.

Die präpositionalen Satzglieder, welche zum Adjectiv gehören, folgen dem Substantiv nach, während das Adjectiv selbst diesem vorangeht. Man sieht, die Sprache leidet derartige Glieder nicht zwischen Artikel und Substantiv; andrerseits ist die Neigung, das Adjektiv dem Substantiv voranzustellen, so stark, dass sie eine Trennung desselben von den zu ihm gehörigen Bestimmungen keineswegs scheut.

I, 38 La plus contraire humeur à la retraicte, c'est l'ambition. I, 41 D'une pareille subtilité de conscience à cet autre. I, 48 — auec une toute pareille harangue à celle des hommes. II, 12. p. 425 une contraire opinion à la mienne. Ibid. p. 446 que mes yeux en feroyent contraire iugement à mes oreilles. II, 19 On lit de luy un pareil traict à celuy d'Alexandre. Ibid. une pareille vision a celle de M. Brutus. III, 11. p. 808 le plus digne homme d'estre cogneu. III, 12. p. 824 une apparence — qui faict une contraire montre à celle de Socrates.

4) Hie und da stehen Adjektive nach dem Substantiv, die im Nfr. gewöhnlich vorangehen.

II, 13 Urgulania, sa mere-grand. II, 37 des prieres de sa mere-grand.

I, 48. p. 218 — à leur force propre (in der Bedeutung: eigen). II, 34 se tua tout soudain de sa main propre.

I, 3. p. 10 Il amusa toutes ses heures dernieres (letzten, nicht letztvergangenen) — a disposer l'honneur & la ceremonie de son enterrement. (Gleich darauf aber: sur ses derniers traits.) II, 13 Peu de gens meurent resolus que ce soit leur heure derniere. II, 35 ses paroles dernieres (die l. Worte Seneca's).

Im Nfr. darf das Adjektiv nur durch substantivische Attribute von seinem Beziehungswort getrennt werden (Mätzn. Synt. § 540). In folgenden Stellen tritt ein Infinitiv zwischen Adj. und Substantiv:

I, 49 La façon de se vestir presente. II, 13. p. 475 retourner à son train de viure accoustumé. III, 3. p. 640 une façon de parler & d'escrire, nouvelle & sçauante.

Anmerkung. Nicht ohne Einfluss auf die Stellung der Adjektive ist Montaigne's Vorliebe für chiastische Wortstellung; z. B. I, 5 non de la Grecque subtilité et astuce Punique. I, 11 Tages demidieu, d'un visage enfantin, mais de senile prudence. II, 17 l'authorité que donne une belle presence & majesté corporelle. II, 27 qui regardent la publique seureté & la gloire commune. II, 33 garantir la publique ruine par une iniure priuee. III, 5. p. 657 ce n'est pas merueille, si un contraire estat — en tire un effect contraire.

### D. Trennung beigeordneter Satzglieder.

Die Trennung beigeordneter Glieder durch anderweitige Satzglieder ist ein Gebrauch, der bei Mont. auf jeder Seite wiederkehrt, in der neufranzösischen Sprache jedoch selten geworden ist. Da diese Trennung bei jeder Art von Satzgliedern vorkommt, so sind die Beispiele hiefür in einem besonderen Abschnitt hier zusamengestellt. Die Wortklassen, welche im Verhältniss der Beiordnung so auseinandergestellt zu werden pflegen, sind: Substantiv, Adjektiv, Adverbium und Verbum.

a) Substantiva.

I, 17 Des peuples entiers s'en voyent souuent frappez et des ar-

mees entieres. I, 22 corruption de moeurs que les guerres ciuiles apportent & les mutations d'estat. II, 2. p. 257 La delicatesse y est à fuyr et le soigneux triage de vin. II, 8. p. 289 si l'estrangeté ne me sauue & la nouveauté.

III, 1. p. 619 exiger d'un homme libre, telle suiection à leur seruice, & telle obligation. III, 2. p. 636 On doit aymer la temperance par elle mesme, & pour le respect de Dieu qui nous l'a ordonnee, & la chasteté.

I, 3 la chair de venaison change d'estat aux saloirs & de goust. I, 24 Grec & Escolier estoient mots de reproche entre les Romains & de mespris. I, 19 à tous instans representons-la à nostre imagination & en tous visages. II, 6. p. 284 Il n'est description pareille en difficulté, à la description de soy-mesmes, ny certes en utilité.

b) Adjektiva.

I, 4 se dressant un faux suiect & fantastique. I, 10 une vehemente premeditation & laborieuse. I, 18 trois les plus execrables personnes, que ie cogneusse en toute abomination de vie, et les plus infames. I, 19 c'est une bonne portion de l'effect & consubstancielle. II, 2. p. 259 la plus reiglee ame du monde & la plus parfaicte. II, 3. p. 266 un si apparent danger & si prochain. II, 6. p. 281 un ferme visage & graue. II, 8. p. 291 une vraye affection & bien reglee. II, 19. p. 524 un tres grand homme & rare. III, 2. p. 634 I'ay encouru quelques lourdes erreurs en ma vie & importantes. Ibid. Il y a des parties secrettes aux obiects, qu'on manie, & indiuinables. III, 3. p. 638 Le mediter est un puissant estude & plein. Ibid. une lourde ignorance & puerile. Ibid. p. 639 cette seruile prudence & soupçonneuse.

c) Adverbien.

I, 7 Ie me garderoy, si ie puis, que ma mort die chose, que ma vie n'ayt premierement dite & apertement. I, 9 Dequoy i'ay souuent veu l'experience, & plaisamment. I, 19 la mort touche bien plus rudement le mourant que le mort, & plus viuement & essentiellement. II, 5. p. 277 bien inhumainement pourtant & bien inutilement. III, 1. p. 618 Rien n'empesche qu'on ne se puisse comporter commodément entre des hommes qui se sont ennemis, & loyalement. Ibid. p. 620

— est autrement reglee, & plus noblement. III, 2. p. 634 autant profondement, que Dieu me voit, & autant uniuersellement.

d) Verba.

I, 7 en celle-là (volonté) se fondent par necessité & s'establissent toutes les reigles du deuoir. I, 16 (Les ambassadeurs) n'executent pas simplement, mais forment aussi et dressent par leur conseil la volonté du maistre. I, 17 elle (la peur) nous cloue les pieds & les entraue. I, 20 aduoüant luy mesme & preschant auant la main cette sienne suiection ct. II, 2. p. 257 de les esueiller par cet excez & les picquer. II, 3. p. 267 appellant sur eux & attestant la vengeance diuine. II, 8. p. 294 I'ay veu de mon temps & connu familierement des personnages. III, 3. p. 638 pour se rassoir plustost & seiourner. Ibid. p. 640 esueiller un peu & reschauffer les facultez. Ibid. p. 641 — elles commandent à baguette, & regentent les regents & l'escole.

Auch beigeordnete Sätze werden von einander getrennt, z. B.

II, 2. p. 255 Que celuy qui a franchi de cent pas les limites, ne soit de pire condition, que celuy qui n'en est qu'à dix pas, il n'est pas croyable: & que le sacrilege ne soit pire que le larrecin d'un chou de nostre iardin.

---

Versuchen wir nun, den Inhalt unserer Darstellung nach ihren Hauptpunkten zusammenzufassen und so gewissermassen eine Totalanschauung von der Syntax Montaigne's zu gewinnen, so dürfte sich etwa folgendes Resultat ergeben:

Der Artikel hat gegenüber dem Afr. des Mittelalters, selbst der Sprache Rabelais' gegenüber an Boden gewonnen; denn bei Ländernamen und Abstrakten wird er von Rab. meist ausgelassen, von Mont. aber gesetzt. Jedoch fehlt er auch bei Mont. sehr oft vor mehreren Substantiven von allgemeiner Bedeutung, wie homme, chose, auch bei nature und fortune, vor Substantiven, die als unmittelbare Ergänzung zum Verbum treten, so wie vor dem von einem Adjektiv begleiteten Hauptwort. Dagegen verbindet er sich noch zuweilen mit chacun, sehr oft mit den possessiven Fürwörtern mien u. s. w. Die Theilungsform ist, namentlich im Prädikate, noch nicht zu allgemeinem Gebrauche durchgedrungen.

Beim Pronomen ist die Scheidung zwischen den 'verbundenen' und 'selbständigen' Formen noch nicht durchgeführt; jedoch weiter vorgerückt als bei Rabelais. Als Objekt steht das persönliche Fürwort oft pleonastisch neben dem Substantiv beim Verbum, als Subjekt wird es hie und da unterdrückt, indessen nur die 1. und 3. Person. Die volleren Formen moi u. s. w. werden im Gebrauche von den schwächeren me u. s. w. bereits unterschieden; Fügungen wie ie, qui und il qui u. s. w., ferner soi vor dem Infinitiv, die bei Rab. noch häufig vorkommen, gehören der Sprache Montaigne's nicht mehr an. Doch kann soi noch auf bestimmte Personen bezogen werden. Als Adjektiva gelten die Formen mien u. s. w., auch chacun, wiewohl für letzteres gewöhnlich chaque eintritt, welches bei Rab. gar nicht vorkommt. Aber cestuy, celuy und iceluy, die Rab. noch als Adjectiva anwendet, haben diese Anwendung verloren und sind nur Substantiva. Andrerseits findet sich sehr häufig die Form cette-cy und cette-là neben celle-cy und celle-là; ferner behauptet das neutrale ce noch vielfach seine Stelle gegenüber dem nachdrücklicheren cela. — Die Formen des Relativs werden noch unterschiedslos gebraucht; qui in Verbindung mit Präpositionen kann auf Sachen, quoi auf Personen bezogen werden; lequel begegnet viel häufiger als im Nfr., so z. B. im Genitiv statt des selten vorkommenden dont; insbesondere dient es zur engeren Verknüpfung der Sätze nach lateinischer Weise. Der Relativsatz hat ein weiteres Feld der Anwendung als im Nfr.; häufig vertritt er einen Adverbialsatz des Grundes (comme celui qui), der Bedingung, der Folge. — Aucun hat noch in vielen Fällen affirmative Bedeutung.

Bezüglich der Substantiva ist nur zu bemerken, dass bei einigen das Geschlecht noch schwankend ist; die Unterdrückung der Kasuspräposition de im Genitiv kommt nur mehr äusserst selten vor, ebenso die Anwendung des Dativs statt des Genitivs. Als Adjektiv einer Endung, also ohne e vor dem Femininum, erscheint nur noch grand (gentil). Ausnahmslos jedoch dienen die Ordnungszahlen zur Unterscheidung gleichnamiger Regenten.

Statt der aktiven einfachen Form des Verbums tritt nicht selten die Umschreibung mit aller und dem Gerundium ein, statt der passiven Form sehr oft, und ohne Einschränkung, die reflexive. Die Anwendung des Konjunktiv ist ausgedehnter als im Nfr., wo sie durch den Indikativ und Conditionalis beschränkt wurde; der Konj. steht bei Mont. sehr häufig in Substantivsätzen nach affirmativen Verbis sen-

tiendi und declarandi, im indirekten Fragesatz, nach comme si, im Konsekutivsatz und im Attributivsatz der indirekten Rede. — Substantivirung des Infinitivs, sowie die Construktion des Accus. cum Inf. ist der Sprache Montaigne's, wie derjenigen Rabelais', eigen; dass aber der reine Infinitiv noch verherrschend wäre, wie bei letzterem, lässt sich von der Sprache Montaigne's nicht behaupten; zwar steht er sehr häufig als Subjekt, aber der von einem Verbum abhängige Infinitiv ist in der Regel übereinstimmend mit dem Nfr. von den Präpositionen de oder à begleitet, deren Anwendung übrigens bei manchen Zeitwörtern schwankt. Die Zahl der übrigen Präpositionen, mit welchen der Infinitiv verbunden werden kann, hat sich Rabelais gegenüber vermindert (Schönerm. Osterpr. Bresl. 1861. p. 35). — Uebereinstimmend mit Rabelais lässt Montaigne das partic. praes. in den meisten Fällen mit seinem Beziehungswort congruiren, aber im Widerspruch mit demselben hat er für beide Geschlechter nur eine Form; und während bei Rabelais das part. pass. bei avoir mit seinem vorausgehenden Akkusativobjekt in der Mehrzahl der Fälle (15 gegen 10) nicht congruirt, darf die Congruenz desselben bei Montaigne entschieden als Regel angesehen werden.

Mehrere Präpositionen, die bei Montaigne gebräuchlich sind, hat das Nfr. aufgegeben, z. B. és, emmy, quand et.; ebenso auch Adverbien, wie meshuy, pieça, voire u. s. w. Dedans, dessous, puis, sus, environ, ensemble gelten auch als Präpositionen; avec, devant (auch in temporaler Bedeutung), hors, parmi zugleich als Adverbien. Die Präposition dans gewinnt nur wenig Raum gegenüber dem sehr verbreiteten en. Die Adverbien si und aussi — tant und autant werden ohne Unterschied vor Adjektiva und Adverbia gesetzt; mit grosser Vorliebe werden die Adverbia auf ment gebraucht.

Unter den beiordnenden Conjunktionen wird ains häufig angetroffen, ebenso si, et si in adversativer Bedeutung; die im Afr. so verbreitete Anknüpfung des Nachsatzes durch si kommt nur noch in wenigen Fällen vor. Die Conjunktion comme behauptet sich noch vielfach in Vergleichungs- und Fragesätzen, wo sie im Nfr. durch que, beziehungsweise durch comment verdrängt wurde. An zusammengesetzten Conjunktionen ist Montaigne's Sprache reicher als die spätere; besonders zu erwähnen sind die mit ce que gebildeten, wie cependant que, pour ce que, sans ce que, à ce que, parce que, von welchen nur die letzte sich im Nfr. erhalten hat.

Die im Nfr. geltenden Regeln über die Wiederholung des Artikels, des pron. possess., der Präpos. de und à, ferner des Steigerungsadverbs plus haben bei Montaigne noch nicht volle Geltung; selbst bei Substantiven, die in Geschlecht und Zahl verschieden sind, ist die Wiederholung des Artikels nur fakultativ.

Pas hat stärkeren Nachdruck als im Nfr.; es fehlt deshalb in vielen Fällen, namentlich in Nebensätzen und beim Infinitiv; andrerseits kann es, und zwar vorwiegend in Fragesätzen, allein, ohne ne, die Verneinung ausdrücken.

Die Wortstellung wird mit grosser Freiheit gehandhabt. Die Inversion, deren Anwendung das Nfr. so beschränkt hat, kommt in Nebensätzen, noch mehr aber in Hauptsätzen vor, hauptsächlich nach et und nach einer adverbialen Bestimmung an der Spitze des Satzes; das Subjekt kann auch zwischen Copula und Prädikatsnomen, zwischen Hülfszeitwort und part. pass., das Prädikat ohne Einschränkung an den Anfang des Satzes treten. Die Stellung der adverbialen Bestimmungen ist freier als im Nfr.; eine Beschränkung der afr. Freiheit liegt jedoch darin, dass die Stellung des Akkusativs als unmittelbares Objekt vor dem Verbum so ziemlich aufgegeben ist. Dafür aber können präpositionale Satzglieder selbst grösseren Umfangs zwischen Satzverb und Infinitiv, zwischen Infinitiv und Präposition und zwischen die Theile der zusammengesetzten Verbalformen eingeschoben werden. Als Attribute endlich können die Participien, auch das der Vergangenheit, so gut wie die Adjektive vor wie nach ihrem Substantivum stehen.

Man darf nicht vergessen, dass von den hier aufgeführten Archaismen der Syntax die wenigsten ausschliessliche Geltung haben; vielmehr erscheint neben der archaistischen Wortverbindung auf der nemlichen Seite, ja sogar im nemlichen Satze, die neufranzösische, so dass Montaigne in syntaktischer Beziehung mit gleichem Recht der neufranzösischen wie der altfranzösischen Sprachperiode zugewiesen werden kann, zwischen welchen, der Natur der Sache nach, eine scharfe Grenze sich nicht ziehen lässt; soviel aber ist klar, das Alte ist in seiner Sprache im Absterben begriffen, während das Neue schon vorhanden ist und sich auszubreiten sucht. Eine Vergleichug mit Rabelais und etwa Marot lässt zugleich fast jeden Fuss breit an Gebiet erkennen, welchen die neue Sprache der alten nach und nach abgerungen hat.

Gegenüber der Wandelbarkeit seiner Sprache hat aber Montaigne, wie seine Zeitgenossen, eine oberste Autorität in sprachlichen Dingen, die er anerkennt, das ist die Sprache der Stadt Paris. Peusse-ie ne me seruir, sagt er I, 25, que de ceux (mots) qui seruent aux hales à Paris! Und I, 43: Le reste de la France prend pour regle la regle de la Cour.

# Geläufige fehler gegen den deutschen stil.

Von

**K. G. Andresen.**

---

## 1.

Wenn in einem satze ein substantiv und ein dasselbe bezeichnendes pronomen zusammen auftreten, so dürfen diese nicht willkürlich ihren platz mit einander vertauschen; sondern da dem substantiv, von dem das pronomen abhängig ist, der höhere rang innewohnt, muss es auch die höhere stellung behaupten. Dazu kommt, dass bei einer vernachlässigung dieses grundsatzes nicht selten der deutlichkeit, mindestens der leichtigkeit des verständnisses abbruch geschieht, so dass wol gefragt werden mag, worauf sich denn das pronomen beziehe. In meinem buche über die sprache Jacob Grimms habe ich viele beispiele dieser verkehrten stellung mitgetheilt. Anstatt zu schreiben: „Bei seinem zug durch die wüste dürstete das volk nach wasser"; „Des Tacitus ansicht lässt sich aus seinen schriften nicht beweisen"; „Schiller wird von seinem vater immer „er" angeredet", hat sich Grimm folgendermassen ausgedrückt: „Beim zug des volks durch die wüste dürstete es nach wasser;" „Aus Tacitus lässt sich seine

ansicht nicht beweisen"; „Schiller's vater redet ihn immer „er" an." Man betrachte namentlich diesen zuletzt genannten satz. Ist es nicht durchaus natürlich zu fragen: wen? Wenn mein bruder von seinem hunde gebissen worden ist, darf ich doch nicht sagen: „Meines bruders hund hat ihn gebissen". Dies wird auch gar nicht verstanden, sondern unwillkürlich wird das pronomen auf einen anderen, wenn er sich auch nicht sogleich darbieten will, bezogen. Soll die passive form, welche gleichwol ohne zweifel die bessere ist, nicht gebraucht werden, so kann es nur mit voranstellung des objekts heissen: „Meinen bruder hat sein hund gebissen"; ebenso hätte Grimm schreiben können: „Schillern redet sein vater immer „er" an".

Offenbar hat sich Grimm wie in sehr vielen fällen so auch in diesem, zu einer sorgfältigen anordnung der worte und einer richtigeren gestaltung der konstruktion nicht die gehörige zeit gönnen wollen. Dieser grund, welcher auch mit rücksicht auf ihn mehr der erklärung, als der rechtfertigung dienen soll, darf aber nicht zur entschuldigung von denjenigen in anspruch genommen werden, die uns in der heutigen tageslitteratur dieselbe fehlerhafte anordnnng vorführen. Ich hebe mit absicht diese gattung von schriftstellern heraus und lasse keineswegs gelten was einmal einer von ihnen, dem aus seinem blatte eine menge verstösse gegen sprache und stil vorgehalten wurden, glaubte erwidern zu dürfen: man habe nicht die zeit oder könne sie nicht hergeben. Zudem darf schwerlich angenommen werden, dass jene schreiber, auch wenn sie sich besinnen, die verkehrtheit der in rede stehenden konstruktion und die menge der anderen stilistischen gebrechen, welche sie ihren gewöhnlich allzu geduldigen lesern vorführen, immer sogleich zu erkennen vermögen.

Die zahl der beispiele, in denen von der berühmten kölnischen zeitung die stellen des substantivs und des pronoms vertauscht werden, ist so gross, dass die fälle, wo sie der richtigen anordnung raum gibt, beinahe unter die ausnahmen gerechnet werden dürfen, z. b.: „Zum ersten male seit seiner erkrankung hat der prinz von Wales gestern dem gottesdienste beiwohnen können". Nach ihrer gewohnheit hätte sie auch schreiben mögen: „Seit der erkrankung des prinzen von Wales hat derselbe gestern zum ersten male u. s. w." Dass dies

urtheil auf wahrheit beruht, scheint durch folgende stellen, welche ich mir gelegentlich angemerkt habe, deutlich nachgewiesen zu sein: „In dem aus St. Menehould datierten briefe eines im ostpreuss. füsilierreg. nr. 33 dienenden jungen mannes von hier schreibt derselbe —" (1870 nov. 20 bl. 2); „Nach einem hier eingetroffenen schreiben deutscher gefangener in Frankreich sollen sie demnächst nach Algier gebracht werden"*); „In der abschiedsaudienz des barons v. Gerolt hielt derselbe =" (1871 jul. 18 bl. 2); „Beim umchütten im kriege erbeuteter munition entzündete sich dieselbe" (1872 febr. 1 bl. 2); „In der heutigen plenarsitsung des bundesrathes genehmigte derselbe den gesetzentwurf" (1872 febr. 9). Es sei damit genug; wer genau acht gibt, wird eine grosse samlung anlegen können. Unterdessen machens viele andere blätter nicht besser: man vergleiche Kreuzzeit. 1871 dez. 30 „Beim hinausgehen der ladendiebin wurde diese — angehalten"; 1871 mai 25 „Bei der abreise Jules Favres sah derselbe vergnügt aus"; Bonn. zeit. 1870 aug. 2" Mit der Sr. Maj. angebornen liebenswürdigkeit wuste derselbe jeder der bedienenden damen seinen dank auszusprechen"; Volkszeit. 1872 jan. 30 „Beim ersten auftreten der frau Lucca wurde dieselbe mit applaus bewillkommt"; febr. 15 „Kurz vor der abreise des herrn v. Mühler besuchte derselbe mit seiner Familie Charlottenburg".

## 2.

Im anschluss an die eben gerügte ungehörigkeit will ich den fall besprechen, dass für die zweimalige bezeichnung eines und desselben nominalbegriffes nicht, wie gewöhnlich, substantiv und pronomen, sondern statt des letzteren ein neuer substantivischer ausdruck gebraucht wird. Man pflegt diese weise unter gewissen bedingungen in der stilistik zu empfehlen, ohne zweifel mit vollem recht. Natürlich

---

*) nov. 24 bl. 2. Der folgende tag bringt die nachricht noch einmal, nur mit änderung von „sie" in „diese". Im juli 1870 war in mehreren blättern eine anzeige des Berliner artilleriedepots zu lesen, welche lautet: „Zur anfertigung von patronen durch civilarbeiter und arbeiterinnen können sich solche sofort melden im giesshause". Allerdings noch ein schritt weiter vom rechten!

können auch mehr als zwei solcher substantive nach einander auftreten. Ein solches bedürfnis der abwechselung findet aber in der regel nur innerhalb eines grösseren ganzen statt. Wenn z. b. von herrn v. Bismarck in einem längeren artikel gehandelt wird, so können neben und anstatt dieser bezeichnung die ausdrücke „fürst, ministerpräsident, Kanzler“ und wol noch andere gebraucht werden. Wie stehts aber, wenn überhaupt nur ein einziger satz vorhanden ist? Darf auch dann zur abwechselung der bezeichnete nominalbegriff, wenn er aufs neue erscheint, mit einem neuen substantiv bekannt werden? Im allgemeinen gewis nicht, sondern dazu dient eben das pronomen. Geschieht jenes, so drängen sich obendrein leicht misverständnisse auf, weil nicht jeder leser von vorn herein wissen kann, dass der neue name denselben begriff bezeichnen soll, welcher eben vorher anders ausgedrückt worden ist.

Folgende beispiele aus der kölnischen zeitung werden zur schau bringen, wie geläufig ihr dieser fehler geworden ist. Sie schreibt im jahre 1867: „In Napoleons unterredung mit dem abgeordneten Schindler hat der Kaiser der Franzosen — gewarnt“; „der sultan ritt einen prachtvoll gezäumten schimmel und war die brust des padischah nur mit einem orden geschmückt“; ferner 1871 jan. 4 bl. 2: „In dem letzten schreiben Benedettis an die Times hatte der frühere botschafter — angekündigt“; merz 5 bl. 2: „Verhaftet wurde ein schon mehrfach bestrafter dieb wegen entwendung zweier fässer mit wein, welche der verhaftete unter erschwerenden umständen aus einem keller hervorgeholt hatte“; merz 10 bl. 2: „Gortschakows äusserungen, als der fürst — Berlin berührte, liessen darüber kein misverständnis bestehen“; apr. 19 bl. 2: „Dem hausknechte eines hiesigen hotels wurden ausser einem erheblichen geldbetrage, dem ersparnis des bestohlenen, zwei taschenuhren entwendet“; 1872 jan. 23 bl. 2: „Der ministerpräsident erwiderte diese rede anfangs ruhig, später in erregtem tone, der die höchste steigerung erfuhr, als Lonyay mit den worten schloss —“; ebenda: „In einem vortrefflichen artikel zur geschichte des börsenschwindels von H. B. Oppenheim — erwähnt der verfasser —“; ferner in derselben nummer: „In das eben erschienene 2. heft von Hirths annalen

des deutschen reiches hat der verfasser —"; 25. jan. bl. 2: „Nach der thronbesteigung könig Friedrich Wilhelm des 4., und zwar am tage der huldigung in Berlin 1840, legte der monarch zum ersten male ein paar generalsepauletten an, welche —"; 27. jan. bl. 2: „Herr Kochhann berichtete den von dem oberbürgermeister dem stattverordnetenvorsteher zunächst privatim mitgetheilten entschluss."

Untersucht man die mitgetheilten sätze genauer, so wird man die frage, ob denn überall für das eine der beiden substantive ein pronomen hätte gesetzt werden sollen, ohne zweifel bejahen dürfen. Freilich versteht es sich dabei, dass mehrere konstruktionen völlig umgegossen werden müssen, namentlich einige sätze nach der im vorhergehenden artikel empfohlenen anordnung, also: „In seiner unterredung — hat Napoleon —"; „In seinem letzten schreiben — hatte Benedetti —"; „Nach seiner thronbesteigung — legte könig Friedr. Wilh. der 4 —". Mehrmals ist auch nicht der geringste grund ersichtlich, weshalb die bezeichnung nicht durch das einfache personalpronomen stattgefunden hat: anstatt „der verhaftete" und „Lonyay" muss es „er" heissen, desgleichen im letzten satze „ihm" anstatt des langgestreckten amtstitels.

Den grundsatz, dass innerhalb eines einzigen satzes ein und derselbe nominalgegriff in der regel nicht durch zwei verschiedene substantive ausgedrückt werden dürfe, sondern dass einmal ein pronomen zu setzen sei, halte ich aufrecht. Die berufung auf das allgemeine lässt aber schliessen, dass ausnahmen möglich sind. Ich denke mir zweierlei. Erstlich kann das pronomen vielleicht zu einer falschen bezeichnung und deutung anlass geben, z. b. wenn es heisst: „Unseres nachbars hund wurde von einem bettler mit einem schweren stein geworfen; später fand man ihn im graben liegen". Wer fragt da nicht: wen? Also wird man sagen müssen: „den kerl" oder „das tier", wenn nicht gar der stein gemeint ist. Der zweite fall ist durch eine gewisse lebhaftigkeit der darstellung bedingt, für die das pronomen nicht immer hinreicht; das neue substantiv enthält alsdann irgend eine bezeichnende

oder charakteristische eigenschaft des durch das erste substantiv ausgedrückten begriffs. Dahin gehört ein satz wie: „Bitte deinen onkel, der treue und liebreiche mann wird dir helfen". Gesetzt dieser onkel heisst Leopold, so würde die nennung dieses namens an der zweiten stelle recht albern sein.

---

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

## Fr. Kreyssig, Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Berlin, Nicolai, 1871. IV. 300.

So viel auch in recensionen, feuilletons, essays etc. über den deutschen roman der gegenwart geschrieben worden, es ist doch ganz angenehm, einmal eine zusammenhängende darstellung dieses wichtigsten modernen literaturzweiges zu lesen. Um so mehr, wenn diese darstellung von einem feingebildeten manne kommt, dessen sicherer blick in betrachtung ganzer culturepochen sich schon mannigfach bewährt hat, der jede literarische richtung in ihrem zusammenhange mit den bewegenden ideen der zeit aufzufassen und sie nach ihrem wert oder unwert für die entwicklung der nation treffend abzuschätzen versteht.

In diesen anerkannten eigenschaften des verfassers ist denn auch hauptsächlich die bedeutung des vorliegenden, geschmackvoll geschriebenen buches begründet.

Bevor ich daran gehe, einzelne bemerkungen und erörterungen, wie sie sich bei der lecture ergaben, an die darstellung Kreyssig's anzuknüpfen, will ich noch anfügen, dass ich nicht nur mit den zu grunde liegenden ansichten des buches, sondern auch mit dem allergrössten teile der darin niedergelegten einzelnurteile in vollkommener übereinstimmung mich befinde.

Es ist bei einem buche, wie das vorliegende, nicht zu vermeiden, dass über die grenzen, welche der kritiker in der aufnahme von schriftstellern sich zu stecken hatte, starke meinungsverschiedenheiten herrschen. So gleich bei der ersten vorlesung. Ich finde weder in dieser noch überhaupt im ganzen buche den namen J. Corvinus (W. Raabe). Diess dünkt mich ein grosses unrecht gegen den verdienten autor. Dass er viele kleine erzählungen geschrieben und dass gerade diese seine besten sind, kann nicht als grund des fortlassens angeführt werden — Kreissig hat ja Kompert, M. Meyr etc. auch aufgenommen. Und Raabe schreibt nicht futter für leihbibliotheken, auch sind seine bücher nicht leicht genug, um bloss zum vertreiben träger stunden verwendet zu werden, sondern sie beruhen auf den gründlichsten historischen studien und weisen überdiess die vollkommenste befähigung auf, sich in den geist entlegener zeit einzuleben. Das

XVI. und XVII. jahrhundert sind es vorzüglich, aus denen Corvinus seine kleineren erzählungen und schilderungen entnimmt. Die geistigen kämpfe der reformationszeit, wiedergespiegelt im kleinen kreise des bürgers, das wilde, wüste kriegsleben des beginnenden XVII. jahrhunderts, die zuckungen eines unter harter decke aufwallenden gemüthslebens, nie gemacht und künstlich — finden bei Corvinus meisterhafte darstellung. Dazu kommt der eigenthümliche styl, der eine grosse anzal veralteter wendungen und worte aufs glücklichste wieder auffrischt und nur selten manierirt wird. Wo Corvinus dem modernen leben stoffe zu grösseren dichtungen entlehnt (‚der Hungerpastor' ‚Abu Telfan'), dort bringt er es allerdings nicht zu einem grossen, einheitlichen kunstwerke, allein eine fülle köstlich gearbeiteter, teils ernster, teils humoristischer szenen mag gerne entschädigen.

Die zweite vorlesung behandelt nach einer gelungenen auseinandersetzung mit Riehl Gust. Freitag und Fritz Reuter. Warum nicht Otto Ludwig? Theilt Kreissig etwa die anschauung herrn Gottschall's, nach welcher ‚Zwischen himmel und erde' nicht viel mehr ist als ein in romanform gebrachtes compendium der schieferdeckerkunst? Ich kann es nicht glauben. Und sollte ‚die Neitherethei' einer erwähnung nicht wert sein?

Sehr gefreut hat es mich, s. 126 ff. Hackländer etwas strenger als gewöhnlich, aber richtiger beurteilt zu sehen. Vielleicht hätte noch gesagt werden können, dass eben die ganz oberflächliche, leichte und seichte, von dem kitzelnden parfum beschränkten hoflebens getränkte auffassung der lebensverhältnisse es ist, welche diesen vielschreibenden autor in den leihbibliotheken, ganz besonders aber in aristokratischen kreisen, heimisch gemacht haben. Die letzteren sind noch ganz besonders erbaut von der pikanten art, in welcher die reize des blasirten müssiggangs vornehmer kreise geschildert werden; die leichte suffisance, mit welcher das kleinstädtische bürgerthum allenthalben abgehandelt wird, die wunderbaren mähren endlich aus dem offiziercasino und vom corps de ballet sind willkommene zuthaten. Diejenigen verehrer Hackländer's aber, welche ihn Boz nahe stellen, erweisen ihm damit einen schlechten dienst; sie fordern zur vergleichung heraus, und diese lässt unschwer einen nachahmungseifer erkennen, der an einzelnen stellen (schon in den ‚namenlosen Geschichten,' noch mehr aber im ‚Eugen Stillfried' u. s. w.) fast bis zum abklatsch führt. Damit soll weder den ‚Wachtstubenabenteuern' noch ‚Handel und Wandel' der wert einer angenehm geschriebenen, erheiternden lectüre abgesprochen werden.

Leopold Kompert's erzählungen sind von Kreyssig wol überschätzt worden. Nicht bloss glücklich gewählte bilder aus dem engen seelenleben des alten Ghetto's zeichnet der gewandte novellist, er idealisirt auch all den verrotteten wust jüdisch-orthodoxen formelkrams und sucht für die symbolik der synagoge zu begeistern — damit thut er des guten zu viel. Kompert und Rank sind, so viel ich sehe, alle Oesterreicher, die Kreyssig erwähnt. Wo bleibt Alfred Meissner, Stifter — vor allem, wo Leo Wolfram?

Dieser jüngst verstorbene, ausserordentlich begabte schriftsteller hat in mehreren grossen romanen erbarmungslos scharfe darstellungen aus dem leben der höheren gesellschaftlichen kreise Wiens gegeben. Ueber eine locale bedeutung erheben sich Prautner's (Leo Wolfram ist ein pseudonym) dichtungen durch den tiefen, sittlichen ernst, mit dem nicht bloss die ungeheuren schäden des österreichischen high life blossgelegt, sondern auch die wichtigsten socialen fragen der gegenwart besprochen werden, durch die sprudelnde fülle von geist, welche in den überaus fein gezeichneten charakterschilderungen zu tage kömmt, endlich durch den eigenthümlichen, oft glänzenden, prächtigen, stets aber fesselnden styl. Frivole szenen waren bei dem stoffe nicht zu vermeiden, sie sind aber massvoll verwendet und sehr wol zu unterscheiden von den nichtsnutzigen eingebungen einer bordellphantasie, wie sie Sacher-Masoch und consorten aufweisen. —

Hatte ich auch einige dichter zu nennen, welche in Kreyssig's kritischer

übersicht aufnahme verdient hätten, wären vielleicht auch noch einige — etwa Brachvogel, H. Schmid — aufzuzälen gewesen, so sind doch alle eigentümlichen richtungen in ihren hauptvertretern vollkommen genügend berücksichtigt.

Die grosse frische, welche Kreyssig's buch athmet, die reiche zal geistvoller bemerkungen, die klarheit des styls erleichtern ihm den eingang in alle gebildeten kreise. Aber auch wer die moderne deutsche romanliteratur aus eigener anschauung hinreichend kennt, wird diese anregenden skizzen nicht ohne nutzen zur hand nehmen.

Wien. Dr. Ant. Schoenbach.

---

## Dr. Hermannn Dunger, Ueber Dialect und Volkslied des Vogtlandes. Plauen, Neupert, 1870. 24 s. 8⁰.

Das schriftchen — der abdruck eines vortrages — soll nur der vorläufer einer grösseren arbeit über denselben stoff sein, wie der verfasser selbst in willkommene aussicht stellt. Charakteristisches für den dialect habe ich weniger in den bemerkungen des verfassers finden können — die meisten der s. 5 ff. angeführten erscheinungen gehen durch alle mittel- und süddeutschen mundarten — als in den abgedruckten proben Vogtländischer volkslieder. Die kleine zal von schaderhupfln (der verfasser hat den bairischen terminus technicus adoptirt) lässt durch ihre vortrefflichkeit den wunsch nach einer grösseren sammlung lebhaft werden, die uns der verfasser wol demnächst, verbunden mit einer gedrängten darstellung des dialectes selbst, bescheren wird.

Dr. Ant. Schoenbach.

---

## Dr. Wilhelm Deecke, Die deutschen Verwandtschaftsnamen. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung nebst vergleichenden Anmerkungen. Weimar, Hermann Böhlau, 1870. 8⁰. VIII. 223.

Eine sprachwissenschaftliche untersuchung im engeren sinne des wortes kann man das schönausgestattete, Pott gewidmete buch nicht nennen. Auf eine einleitung, die ganz vortrefflich geschrieben ist und eine gedrängte übersicht moderner sprachforschung seit Grimm und Bopp bietet, folgen 40 abschnitte, welche je einen verwandtschaftsnamen erörtern. Diese abschnitte sind für laien berechnet und enthalten ziemlich bunt durcheinandergewürfelte notizen ganz verschiedenen kalibers. Diejenigen sätze, welche den ursprung des wortes, seine erste bedeutung und die nächsten verzweigungen desselben besprechen, sind viel zu schwierig für solche leser, denen die massenhafte anhäufung von sprüchwörtlichen ausdrücken, phrasen und abgestandenen citaten gewidmet wird — gleich unpassend erscheint das umgekehrte verhältniss. Die versuche, humoristisch zu werden, sind wol misslungen. Sehr hübsch dagegen sind die anmerkungen, und wir rathen desshalb dem kundigen, erst von seite 141 an zu lesen. Zwar wird ausser einigen etymologien, z. b. s. 182 wird vi sanskr. vê 1 als wurzel für den complex ‚weib' zu grunde gelegt, nichts neues geboten, das vorhandene stammt aus leicht zugänglichen quellen — vor allem aus Grimm's wörterbuch — aber die zusammenstellung ist nett, gefällig und nicht ohne ein gewisses culturhistorisches interesse. Im mittelhochdeutschen scheint der verfasser keine selbstständigen studien gemacht zu haben, manche artikel, wie

‚heirath, braut, frau, neffe‘, hätten durch sorgfältigere entwicklung des bedeutungsüberganges vom mittel- zum neuhochdeutschen sehr gewonnen. Auch ist auf diesem gebiete die neuere litteratur keineswegs ausgenutzt. Im ganzen aber kann man mit der in den anmerkungen niedergelegten arbeit wol zufrieden sein, und auch der fachmann wird den gebotenen sprachschatz der verwandtschaftsnamen nicht ohne nutzen durchblättern.

Dr. Schoenbach.

---

## Dr. Ludwig Steub, Die oberdeutschen Familiennamen. München, Oldenbourg, 1870. 8⁰. X. 216.

Der liebenswürdige novellist und reiseschriftsteller, zugleich einer der besten männer süddeutschlands, legt in dem netten buche seine studien über bayrische namen vor — besonders erfreuen sich die oft drolligen verkürzungen und kosenamen Oberbayerns und Tyrols seiner köstlich humoristischen behandlung. Die schrift ist ein neuer beweis der ungewöhnlichen kenntnisse, die dem verfasser im gebiete des deutschen alterthums zur verfügung stehen. Dass sie nicht allen anforderungen entspricht, welche an eine streng wissenschaftliche arbeit gestellt werden müssen, ist zwar richtig — die neueste forschung hat gesichtspuncte aufgestellt, die gar manches klar machen, was Steub noch für räthselhaft hält, manches anders und besser erklären, vieles zweckmässiger gruppiren — aber der hauptwert des buches wird dadurch nicht beeinträchtigt. Denn mit gutem tacte hat Steub die vorhandenen sammlungen genützt, seine classeneinteilung ist vortrefflich und die grosse mehrzal seiner erklärungen braucht strenge kritik nicht zu scheuen.

Aber mehr — der spröde stoff ist unter seinen kunstfertigen händen angenehm geformt worden, die ins detail eingehende auseinandersetzung ist mit feinen humoristischen bemerkungen so reich ausgestattet worden, dass man sie nur mit grossem vergnügen lesen mag.

Und endlich, welch köstliches schlusswort! Mit der ganzen wucht seiner kernigen sprache und dem kräftigen zorne des patrioten greift Steub das elende pfaffenthum an, welches seit jahrhunderten den bayrischen stamm, einen der tüchtigsten Deutschlands, in wälschen fesseln hält. Steub's worte sind im beginne des heilsjahres 1870 geschrieben, heute würden sie wol hoffnungsvoller klingen. Denn seit jenen grossen julitagen ist ein scharfer wind auch über die bayrisch-österreichischen lande gefahren und, soviel ernste kämpfe es auch noch kosten mag — wie kläglich ist der jüngste bayrische kammerbeschluss über die infalliblen professoren in München und Würzburg ausgefallen — die aria cattiva des ultramontanen sumpfes wird sicher verschwinden vor der glorie des deutschen reiches.

Wien. Dr. Schoenbach.

---

## Geschichte der Literatur des Rhätoromanischen Volkes mit einem Blick auf Sprache und Charakter desselben. Von Dr. Friedlieb Rausch. Frankfurt a. M. 1870.

Das Rhätoromanische ist bisher wenig beachtet worden und nahm unter den romanischen Sprachen gewöhnlich die Stelle eines Aschenbrödels ein. Wir erinnern nur an das ungünstige Urtheil, das Diez in seiner Grammatik, namentlich in der ersten Auflage (I, 71 und 130; II, 238 Anm.) über das-

selbe fällt. Nicht viel günstiger urtheilten Fuchs und Andere. Dies kam wohl einmal daher, dass gerade zu der Zeit, in welcher jene Gelehrten ihre Studien machten, in der rhätoromanischen Literatur aus Gründen, die unten angegeben werden sollen, ein Stillstand eingetreten war, dann daher, dass von den zahlreichen Denkmälern früherer Zeiten ihnen nur ein ganz kleiner Bruchtheil zugänglich und bekannt war, indem der bei weitem grösste Theil, im Buchhandel längst vergriffen, sich als Raritäten in Händen einzelner Bibliophilen befand. Erst in neuerer Zeit ist in jeder Hinsicht hierin eine Aenderung eingetreten: nicht nur sind durch die Bemühungen einheimischer Gelehrter die meisten literarischen Produkte früherer Zeiten wieder an's Tageslicht gezogen und zugänglich gemacht worden, sondern die Sprache selbst hat sich aus ihrer Apathie erhoben und in jüngster Zeit reiche, herrliche Früchte getragen. Wir glauben sicher, dass das Urtheil über die rhätoromanische Literatur nicht so geringschätzig ausgefallen wäre, wenn dieselbe in ihrem ganzen Umfange bekannt gewesen wäre; denn wer sollte nicht überrascht sein, zu erfahren, dass, obwohl sie nur einem Volke von kaum 60000 Seelen angehört und noch nicht 350 Jahre alt ist, auch noch lange nicht alle ihre Schätze gehoben sind, sie doch die stattliche Reihe von nahezu 140 Autoren mit mehr als 400 Schriften aufzuweisen hat? Uebertrifft sie mithin quantitativ die der viel zahlreicheren und gewöhnlich so hoch gestellten Dacoromanen, so hält sie ihr qualitativ mindestens das Gleichgewicht, übertrifft sie aber in einigen Gattungen unzweifelhaft.

Was nun die Entstehung des vorliegenden Werkes betrifft, so erklärt Verf., dass es eigentlich eine Vorarbeit zu einer vergleichenden Grammatik der rhätoromanischen Sprache ist, die er demnächst zu veröffentlichen gedenkt. Wenn wir nun dem Erscheinen der letztern, die einem fühlbaren Bedürfnisse in der Romanistik abhelfen wird, mit Freude entgegensehen, so nehmen wir auch diese Vorarbeit schon mit Dank entgegen, da sie die ehrenvolle Approbation, die ihr von der philosophischen Facultät der Göttinger Universität zu Theil geworden ist, in hohem Maasse verdient. Die Schwierigkeiten nämlich, die dem Verf. entgegenstanden, waren keine geringen, da er keine andere Vorarbeit zu seiner Aufgabe hatte, als die kurze, nicht durchweg zuverlässige Literaturskizze Andeer's im zweiten Theile von dessen Buch „Ueber Ursprung und Geschichte der Rhätoromanischen Sprache.“ Chur 1862. Daher musste das Material ganz von Neuem gesammelt und gesichtet werden, eine Arbeit, welche durch den schon oben erwähnten Umstand, dass die meisten Werke früherer Jahrhunderte nur in wenigen Exemplaren gedruckt, daher längst vergriffen und in Folge dessen kaum noch zugänglich oder auch nur aufzufinden waren, nicht wenig erschwert wurde. Eine oberflächliche Vergleichung der beiden Werke zeigt aber, um wie viel das vorliegende das des Vorgängers überragt, indem Verf. nicht nur die dort aufgezählten Schriften um mehr als das Doppelte vermehrt (400 gegen 176 nach Diez), sondern auch viele unvollständige, ungenaue und falsche Angaben und Notizen desselben vervollständigt, ergänzt und verbessert hat (cf. p. 55, 61, 62, 64, 69, 70, 71, 74 u. s. w.).

Weniger Werth ist vielleicht darauf zu legen, dass Verf. eine andre chronologische Eintheilung gewählt hat, nämlich nach Jahrhunderten, während sein Vorgänger 4 Perioden unterscheidet (600 — 1500, 1500 — 1650, 1650 — 1830, 1830 — 1862).

Die Arbeit zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste das rhätoromanische Volk und seine Sprache, die zweite seine Denkmäler und Schriftsteller behandelt.

Nachdem zunächt festgestellt ist, dass der Name Rhätoromanisch, den Diez Grammatik I, 132 (3. Aufl.) für nirgends volksüblich erklärt, gerade derjenige ist, den die heutigen Bewohner des churwelschen Graubündens ihrer Sprache geben (il linguach reto-romauntsch), werden die verschiedenen Gelehrten aufgeführt, die sich um die Erforschung der rhätoromanischen

Sprache verdient gemacht haben, unter denen die Deutschen Diez, Fuchs und Diefenbach, die Einheimischen Plantna, Conradi, Carisch, Andeer und Palliopi eine hervorragende Stelle einnehmen. Das Rhätoromanische stellt sich danach als eine naturgemässe Fortsetzung der römischen Vulgärsprache heraus, die mindestens eben so alt ist wie das Provenzalische und Altfranzösische, denen es formell auch am nächsten steht, die aber, durch nationale und locale Verhältnisse behindert, nicht im Stande gewesen ist, in der Entwickelung mit den Schwestern gleichen Schritt zu halten, daher ihnen an äusserem und innerem Werthe noch um Vieles nachsteht.

Das Gebiet der Sprache, das früher, wie noch viele Ortsnamen beweisen, über einen grossen Theil des Alpenlandes, ganz Rhätien, Tirol und Friaul sich erstreckte, beschränkt sich jetzt auf das Hauptland im Canton Graubünden und zwei Sprachinseln in Friaul und Tirol. Das Hauptgebiet zerfällt in zwei Hauptdialecte, den westlichen, das Bündner, Oberländische oder Romonsche am Vorder- und Hinterrhein, rauh, kräftig, voller Diphthonge, mit Deutsch vermischt, und den östlichen, das Ladinische oder Engadinische, in beiden Engadinthälern, reich, lieblich, mit hellen Vocalen und Diphthongen. Jeder Dialect hat wieder zwei Hauptmundarten, jener die suprasylvanische oder sürselvische und subsylvanische, welche letztere jedoch in der Schriftsprache nicht vertreten ist, dieser die ober- und die unter-engadinische. Von den Sprachinseln liegt die tirolische zwischen Insbruck, Meran und Botzen und enthält mehrere Mundarten, die zweite, das „Furlano“ in Friaul zwischen Tagliamento und Isonzo.

Was nun die Denkmäler der rhätoromanischen Sprache betrifft, so sind die ältesten Chroniken und Geschichtswerke des Landes, die uns über die frühern Schicksale des interessanten Völkchens Aufschluss geben, leider sämmtlich lateinisch und deutsch verfasst, Sprachen, die auch später für die Geschichte die allein gebräuchlichen geblieben sind; das Churwälsche selbst tritt erst 1527 in den Kreis der Schriftsprachen und zwar durch das von dem Oberengadiner Johann von Travers verfasste Epos „der Müsserkrieg.“ Diesem folgten bald andre Producte, durch welche der sürselvische und namentlich die engadinischen Dialecte ausgebildet wurden

Daher ist, wenn wir zunächst die Prosa in's Auge fassen, aus der Periode vor 1500 kein Denkmal erhalten, es sei denn, dass wir die schon vorhin erwähnten Ortsnamen und einzelne bei deutschen Chronisten zitirte Worte dahin rechnen wollen. Erst das 16. Jahrhundert brachte den Rhätoromanen eine Literatur. Die neuen Lehren der Reformation fanden den Weg auch zu ihnen und wurden von den Engadinern mit Begeisterung aufgenommen, während die Oberländer zäher an dem alten Glauben festhielten. Daher ist die neue Literatur wesentlich religiös und ladinisch, sie producirt Catechismen, Bibelübersetzungen, Gebetbücher und Kirchenlieder. Im 17. Jahrhundert wurde die eben aufblühende Literatur durch die Religionszwistigkeiten, die auch Graubünden ergriffen, bedauerlich unterbrochen, nur zu Anfang und zu Ende der Periode treibt sie Blüthen. An diesen haben diesmal auch die Oberländer ihren Antheil, doch findet sich von ihren Dialecten nur der sürselvische vertreten. Dabei macht sich zugleich ein Unterschied geltend, indem die Katholiken nicht nur dogmatisch-polemisirend auftreten, sondern sich auch eine andere Orthographie erlauben, als ihre gemässigteren, protestantischen Landsleute anwenden. Wie im vorhergehenden Jahrhundert haben wir auch hier Bibelübersetzungen, Predigten, Lehrbücher des Glaubens, Andachtsbücher, Psalterien, Catechismen, doch auch Uebersetzungen deutscher, englischer, französischer, italienischer Werke, eine Sammlung von Criminalgesetzen, ja eine Geschichte des Religionskrieges in Rhätien zu verzeichnen. Unter den Autoren verdienen im Engadin Saluz, Vulpi, Dorta, Gritti, im Oberlande Alig, Stephan und Luci Gabriel genannt zu werden.

Auch im 18. Jahrhundert hat die Prosa noch meist die Religion zum

Gegenstand, doch werden auch andre Stoffe behandelt; dahin gehören: die rhätische Chronik von O. Aporta, die deutschen Schulgrammatiken von Cappol und Minar, die Geschichte der Reformation in Rhätien von Peider von Porta, ein juridisches Handbuch von Casut u. s. w.

Das jetzige Jahrhundert begann mit einer Periode der Erschlaffung. Der Anschluss an die Schweiz nämlich und das daraus folgende Einwirken des deutschen und italienischen Elementes liessen die einheimische Literatur eine Zeit lang verstummen, um so mehr, als zuerst bei den Gebildeten, seit dem gesteigerten Fremdenverkehr aber auch bei dem Volk das Deutsche, Italienische, Französische mehr in den Vordergrund trat. Seit 40 Jahren dagegen ist man eifrig bemüht, die Sprache vor dem Verfall zu bewahren, theils durch gelehrte Forschungen, sodann durch Erschaffung einer neuen Literatur und Hervorziehung der Monumente früherer Zeiten. Zu den Erzeugnissen unseres Jahrhunderts gehören einmal Zeitschriften, deren im Ladinischen 8, im Romonschen bis jetzt 9 erschienen sind, freilich ohne sich alle halten zu können, sodann Novellen und Romane, gelehrte und praktische Stoffe, als deutsche Grammatiken, Geschichte, Biographien, Werke über Medicin, Sprachwissenschaft, Mathematik, Naturwissenschaft, Ackerbau, seltener, namentlich bei den Katholiken, religiösen Inhalts. Von den ladinischen Schriftstellern zeichnen sich Aporta, Andeer, Palliopi, Menni, von den romonschen Conradi, Walther u. A. aus.

Auch von der Poesie haben sich aus der Zeit vor 1500 nur einige von Mund zu Mund fortgepflanzte Sprüche und Kriegslieder erhalten, die von Campell gesammelt und in seiner lateinischen Vaterlandschronik überliefert sind. Dagegen ist das Zeitalter der Reformation eine Epoche glanzvoller Blüthe, wenngleich leider Vieles verloren gegangen ist. Im Epischen leistete Joann von Travers Bedeutendes (der Müsserkrieg), als Lyriker zeichneten sich Filip Saluz, Casper und Durich Campell durch ihre geistlichen Lieder aus; von den Dramen, deren nach authentischen Quellen von Travers, Campell und Andern verfasst sind, ist leider nichts als mehrere Titel und ein bisher noch nicht gedrucktes Manuscript erhalten.

Die Religionswirren und Kriege des 17. Jahrhunderts wirkten auch auf die Poesie lähmend; auch sie hat nur zu Anfang und gegen Ende der Periode Denkmäler aufzuweisen, im Oberlande vorwiegend lyrische (Stephan Gabriel, der grösste Dichter seines Dialects, Molitor, Grass), im Engadin daneben auch epische, ja sogar dramatische. Unter den Dichtern ragt hier namentlich die Familie Wietzel hervor, aus der Gioerin im Epos (der Veltelinerkrieg), Lurainz in der Lyrik und Friedrich im Drama glänzten. Als Lyriker ragten ausserdem Joh. Just. Andeer und Joh. Martinus ex Martinis hervor.

Die Poesie des 18. Jahrhunderts weist nur Lyriker auf, im Ladinischen Ulrich Saluz, Frizzoni und vor allen Conradin Riola, der später in's Oberland zog, den dortigen Dialect sich aneignete und so auch der grösste romonsche Dichter dieser Epoche wurde.

Wie in der Prosa trat auch in der Poesie zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Pause ein, der Genius des Jahrhunderts musste das Alte und Verjährte, an dem das Gebirgsvölkchen mit Zähigkeit festgehalten, erst überwinden, die Geister zu seiner Aufnahme vorbereiten und empfänglich machen. Daher sprossen erst im letzten Jahrzehnt reiche und üppige Keime moderner Poesie. Nur die Volksliederdichtung, die allerdings zu keiner Zeit völlig verstummt war, lieferte gerade zu Anfang unseres Jahrhunderts eine besonders reiche Ausbeute.

Unter den jüngsten Dichtern des Engadins ragen Conradin de Flugi, S. J. Andeer, besonders Palliopi und Caratsch, Letzterer im humoristisch-satyrischen Genre, hervor; von den romonschen verdient nur Bühler erwähnt zu werden.

Kiel. Dr. Alb. Stimming.

## Dr. Julius Zupitza, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Oppeln, Reisewitz, 1868.

Eine besprechung, welche einfluss üben wollte auf den erfolg des vorliegenden büchleins, käme jedenfalls lange zu spät; wenn wir nicht sehr irren, hat es jene teilname nicht gefunden, welche der verfasser sich versprach. sehen wir zu, weshalb.

Das vierte nibelungenlied wird zu grunde gelegt, strophe für strophe mit einer interlinearversion versehen, reichliche anmerkungen begleiten jedes wort des textes, freie übersetzungen schliessen die kleinen abschnitte. das hauptgewicht liegt in den anmerkungen. über seine absicht bei der zusammenstellung derselben sagt herr Dr. Zupitza in der vorrede s. X: ‚ich werde mit dem, der sich meiner leitung anvertraut, sogleich zu lesen anfangen und dabei für ihn so lange grammatik und wörterbuch nachschlagen, bis er die hauptsächlichsten regeln der ersteren kennt und sich in dem letzteren selbst zurecht findet.' wird es bei dem umstande, dass die wichtigsten regeln der grammatik ganz zusammenhanglos und zerstreut, wie eben der text gelegenheit bietet oder versagt, angegeben werden, möglich sein, sie dem verständnisse und gedächtnisse einzuprägen, sie dann für alle späteren fälle gegenwärtig zu behalten und anzuwenden? diess ist zu bezweifeln. oder sollte die art, declinationsparadigmate von s. 7 bis s. 65 vorzulegen, die richtige zur erlernung derselben sein? jedes kleine kapitelchen der grammatik wird in noch kleinere stückchen zerbrochen, die in oft weiten zwischenräumen dem lernenden vorgelegt werden. recht auffallend ist dies bei behandlung der pronomina. — Gleiches gilt von den anmerkungen, welche den gebrauch des wörterbuches ersetzen sollen.

Auch in dem falle, wenn man die worte des titels ‚einführung in das studium des mhd.' erwägend, bloss auf die verwendbarkeit des büchleins für schüler unterer classen rücksicht nehmen wollte, müsste man die vortheile der lehrmethode läugnen.

Der verfasser wollte der erklärungsweise Pfeiffer's aus dem wege gehen, hat es aber übel getroffen denn so wenig als man beim studium der classischen sprachen gründliche kenntniss der grammatik beim beginne zusammenhängender lectüre entbehren kann, so wenig ist dies beim mittelhochdeutschen möglich. der einwand, die deutsche sprache des XII. und XIII. jahrhunderts stünde uns um so viel näher, dass wir keines besonderen studiums der grammatik bedürften, um uns ihrer zu bemächtigen — im grunde genommen liegt dies damit ausgesprochene princip den ausgaben Pfeiffer's zu grunde — hält nicht stich. gerade weil die gleichen oder scheinbar gleichen wortklänge und die ähnlichkeit grammatischer constructionen so leicht zu einer ganz falschen hineindeutung neuhochdeutscher sprachart führen, ist es nöthig, gewissenhaft und ohne mühe zu scheuen, sich der mhd. grammatik zu bemächtigen und durch eigenes studium des lexicons die eigentümliche begriffsentwicklung kennen zu lernen, welche in den werken der besten dichter jener zeit zu tage tritt.

Dazu hilft aber nur durcharbeiten eines grammatischen handbuches und des Benecke-Lachmann'schen Iwein. was man dem auch mag vorangehen lassen, es wird immer nur schlechte stütze sein. — Wer aber nicht im stande ist, auf dem angedeuteten wege eigener bemühung die mhd. classiker lesen zu lernen, der soll sie auch nicht lesen, denn er wird ja doch nur die sprache und gedankenbildung des XIX. jahrhunderts herauszuklauben verstehen. gute übersetzung leistet in diesem falle bessere dienste. —

Dass in dem vorliegenden büchlein nichts falsches und unrichtiges enthalten sei, dafür birgt der name des herausgebers, der durch mancherlei streng philologische arbeiten sich vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Dr. Ant. Schoenbach.

## Internationale — französisch-englisch-spanisch-italienische — Grammatik für Deutsche etc. von Buhse. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus, 1867.

Auf mehrere Sprachen eingerichtete Conversationsbücher, polyglotte Wörterbücher sind schon längst vorhanden gewesen: eine Parallelgrammatik für vier Sprachen und von solchem Umfange ist eine in der Litteratur praktischer Lehrbücher neue Erscheinung.

Die Frage, ob und inwieweit und in welcher Form eine Parallelgrammatik von praktischem Nutzen sein kann, ist schon zu oft ventilirt worden, als dass sich leicht ein neuer Gesichtspunkt der Betrachtung auffinden liesse. Ref. braucht in dieser Beziehung kein Wort zu verlieren.

Wissenschaftliche Prätensionen hat der Verfasser nicht; sie würden ihm, da er, wie sich überall zeigt, kein Fachmann, sondern Dilettant ist, auch übel anstehen. In der Vorrede bittet er „die Herrn Gelehrten, die Anforderungen der comparativen Gramm. mit etymol. Untersuchungen beiseite zu lassen, da seine Arbeit lediglich einen **praktischen** Zweck habe." Diesen praktischen Zweck hätte der Verf. hie und da schärfer ins Auge fassen sollen, denn es kommt bisweilen vor, dass er sich durch ungehöriges Theoretisiren zu schiefer Darstellung, ja zu sprachlichen Incorrectheiten verleiten lässt.

Das in dem Buche verarbeitete sehr reichhaltige Material ist zum guten Theil aus den Ollendorff'schen Lehrbüchern, wie sie im Verlage von Jügel in Frankfurt a/M. erschienen sind, geschöpft. Es soll hiermit kein Tadel gegen das Buch ausgesprochen werden, denn, obgleich kein eifriger Verehrer der in jenen Lehrbüchern befolgten Methode kann Ref. doch den Standpunkt derer nicht theilen, die vom hohen Pferde ihrer Wissenschaftlichkeit vornehm lorgnettirend auf die „banausische Grammatikafterei" im Ollendorff'schen Stile herabsehen zu dürfen glauben. Ollendorff und Zumpt sind Antipoden von gleicher Einseitigkeit und von gleicher Existenzberechtigung. Ersterer repräsentirt die am radicalsten und consequentesten durchgeführte Reaction gegen das die lexikalische Seite der Sprache nicht zu methodischer Darstellung bringende System der theoretischen Grammatik. Die Methoden Meidinger, Ahn, Plötz u. s. w. machen gegen das alte System nur gemässigte Opposition, die insofern an Inconsequenz leidet, als dem Wortschatz nur auf der niedrigen Unterrichtsstufe eine gleichberechtigte Stellung neben dem grammatischen Elemente eingeräumt wird. Die Absorbirung des Lexikons durch die Grammatik ist zunächst ein wissenschaftliches Postulat, eine analoge Verschmelzung muss jedoch auch auf dem Gebiete der Schulgrammatik innerhalb beschränkter durch praktisch-pädagogische Rücksichten gezogener Grenzen mit mehr Consequenz als bisher vorgenommen werden.

Theoretische Trockenheit hat der Verf. meist glücklich vermieden. Die für die Regeln beigebrachten Beispiele sind, soweit es angänglich war, in leichtem Gesprächstone gehalten. Bisweilen wird der systematische Gang der grammat. Entwickelung durch phraseologische Tabellen angenehm unterbrochen. So werden wir z. B. S. 92 belehrt, in welcher Weise sich die vier Culturvölker über Kopfschmerzen, Zahnweh, schlimme Füsse und Augen und ähnliche petites misères de la vie humaine zu unterhalten pflegen, desgleichen bildet eine vergleichende Phraseologie den Schluss des ersten Bandes.

Das erste Capitel handelt von der Aussprache. Es fehlt hier nicht an Unrichtigkeiten und Inconsequenzen. Die Darstellung der engl. Aussprache ist geradezu mitleiderregend. Entweder stützt sich der Verfasser hier auf sehr schlechte Unterlagen, oder er hat seinem Gehör zuviel zugetraut; nur einige wenige Beispiele: many, menne; any, enni; amiable, ämi-ibbl; advan-

ejércitos de Francia sagt man auch los ej. de la Francia. Gebrauch und Weglassung des Art. beim Genitiv der Ländernamen regeln sich ungefähr nach denselben Gesetzen, die für das franz. und ital. massgebend sind. Es kommt nur noch hinzu, dass das span. überhaupt bei Ländernamen den Art. noch viel leichter als das ital. missen kann. S. 80 ist zu berichtigen „nella Scozia si parla la lingua celtica, in Schottland spricht man die französische Sprache.“ S. 97 B (engl.): „Bei den Mahlzeiten wird der Art. nur gesetzt, wenn sie im Nominative stehen u. s. w.“ Dieser Regel stehen Ausdrücke wie breakfast is preparing, dinner is ready, supper is on the table etc. entgegen. § 75 (Anwendung und Auslassung des Artikels) ist unter den Abtheilungen für die eine und andere Sprache manches aufgeführt, was auch für andere gilt, ohne dass es Erwähnung gefunden hätte, z. B. fr. peindre d'après nature, es fehlt engl. to draw from nature (after life), span. has visto á padre, á madre, á tia, es fehlt in dem Abschnitte für engl. der analoge Gebrauch: he has given to mother, I spoke with father u. s. w. Span. era hijo de un mercader ist ital. era figliuol d'un mercante, frz. il était fils d'un marchand, selbst engl. kann man sagen he was son to a merchant. Span. le he perdido de visto (Druckfehler für vista) findet sich ital. und frz. wörtlich wieder, l'ho perduto de vista, je l'ai perdu de vue. Ital. un principe del sangre (Druckf. für sangue) ist span. un principe de la sangre, frz. un prince du sang. Auch die Ausdrücke un'atto di carità, esser di parere, d'opinione bieten nichts dem ital. eigenthümliches dar. S. 101 „à quelques pas de ces vieux arbres etc., auf einige Schritte von u. s. w..“ auf muss wegfallen. S. 105 he has turned *a* merchant st. he has t. merchant. Später wird die betreffende Regel richtig angegeben. Ital. farà cattivo fine, ist in falsche Gesellschaft gerathen (sembra galantuomo, nacque gentiluomo, farsi medico etc.), S. 109 ist es an richtiger Stelle angeführt. S. 106 un million francs st. un m. de francs, sp. un millon pesos st. un m. de pesos, ital. un millione (besser milione) uomini st. un m. d'uomini. S. 107 „a few days, wenige Tage,“ ist nicht ganz richtig. S. 108 sp. „grande numero de, eine grosse Anzahl,“ auch ital. frz. sagt man häufig ohne Artikel buon numero di, bon nombre de. S. 114. Wie in vielen ital. Grammatiken ist auch hier die Regel über die Pluralisation von Greco, greco ungenau. S. 119 werden die span. Namen der Wochentage gross geschrieben, während sie es auf S. 84 nicht sind. S. 124 haben sich italics, hysterics, prognostics (Vorbedeutung) unter die Wissenschaften verirrt. S. 127 gli ossi übersetzt der Verf., wie schon früher, mit „die Knochen für Hunde.“ Es sind die beim Essen übrig gebliebenen Knochen, die sich ebensowohl zur Zuckerraffinierung, zur Düngung u. s. w. verwenden lassen. S. 130 la grey gehört nicht zu den „aus dem Griechischen entlehnten“ Wörtern. S. 131 el anochecer ist unter die „als Hauptwörter gebrauchten Infinitive“ zu stellen. S. 143 „nie a she friend,“ weiss das der Verf. so genau? S. 147 centinela, espia, guia und andere gehören, insoweit sie sich zum weiblichen Geschlechte bekennen, an einen anderen Platz, sie stehen auf gleicher Linie mit frz. la caution, la sentinelle, la recrue u. s. w.; auch ital. sagt man la sensinella, la guida, la spia, was nicht unerwähnt bleiben durfte. S. 150. In den Umschreibungen moulin à eau, moulin à vapeur handelt es sich nicht, wie z. B. in moulin à café, pot à fleurs um „Zweck, Ziel, Bestimmung,“ sondern um das Mittel. Die Verschiedenartigkeit dieser Verhältnisse kommt im franz. formell nicht zur Geltung, wohl aber im ital., indem man zwar mulinello *da* caffè, vaso *da* fiori etc. sagt, aber mulino *ad* acqua, mulino *a* vapore. Demgemäss muss die § 97 gegebene allgemeine Regel modificiert werden. Dass viele deutsche Composita (richtiger wäre: die meisten, aber es steht einmal so in unseren Schulgrammatiken) durch Ableitungen ausgedrückt werden, gilt auch für das franz. S. 154. „Ueberhaupt aber ist..... sich zu merken“ klingt etwas italianisirend (è da notarsi). S. 167. Die Umschreibung eines neutralen Adjectivs mit „Ding“

(it is a good thing) ist auch in den drei anderen Sprachen nichts ungewöhnliches, z. B. it. è cosa crudele, span. es cosa dura, fr. c'est chose étrange. S. 169. Die Verkürzung des ital. santo findet bloss vor Eigennamen statt; man sagt hingegen santo padre, santo sepolcro, auch santo Dio. S. 178. Die Regel über die nachdrucksvolle Stellung des Adj. an die Spitze des Satzes gilt auch für das franz. Engl. happy was the interview kann man mit heureuse fut l'entrevue wiedergeben. S. 180 konnte besonders darauf hingewiesen werden, dass ital. galant'uomo und fr. galant homme, it. uomo galante und fr. homme galant sich der Bedeutung nach nicht entsprechen. S. 192. Die Regel „ebensowenig kann dieser Superlativ die Vorwörter à, dans, parmi u. s. w. nach sich haben" gehört in die Kategorie des durch lange Tradition heilig gewordenen grammatischen Aberglaubens. S. 199 (ital.) „mit dem bestimmten Artikel kann er (der absol. Superlativ) nicht vorkommen" ist ein theoretischer Satz, um den sich die Sprachpraxis wenig kümmert. S. 200 „plus bon st. meilleur ist nicht gebräuchlich," indessen kann man in gewissen Fällen bloss plus bon sagen. S. 201. Bei Anführung der unregelmässigen Comparation musste für das span. derselbe Unterschied zwischen relat. und absol. Superlativ wie im ital. gemacht werden, also el mejor — óptimo, wie ital. il migliore — ottimo. S. 203. Nicht bloss ital., sondern auch span. können Hauptwörter und Eigennamen die Endung des absol. Superlativs annehmen. Ganz gewöhnlich sind señorísimo, señorísima, bei Cervantes finden sich z. B. mi cuitísima (von cuita), escuderísimo, Panza dueñísima, servidorísimo, Don Quijotísimo, Don Quijote de la Manchísima. S. 214 ist der Unterschied zwischen second und deuxième nicht ganz richtig angegeben. Ersteres kann überall angewendet werden, letzteres nicht zum Schlusse einer Reihe. S. 221. Der bei Angabe des Datums im franz. übliche Gebrauch mit ce (z. B. Berlin, ce 16 mars 1870) durfte um so weniger übergangen werden, als bei den übrigen Sprachen die einschlägigen Ausdrucksweisen mit erschöpfender Vollständigkeit angegeben sind. S. 226. Luis Catorce kann man nicht als Beispiel für die aufgestellte Regel gelten lassen, da es augenscheinlich die wörtliche Uebertragung von Louis quatorze ist. S. 234. In Zwischensätzen, in denen das Subject als redend eingeführt wird, ist im engl. die Inversion nicht nothwendig: he said und said he, he cried und cried he; auch ital. findet sich in gleichem Falle bisweilen egli disse, rispose st. disse, rispose egli und ähnliches. S. 234 konnte erwähnt werden, dass engl. happy you nicht durch heureux toi (früher sagte man es) ausgedrückt wird, sondern durch die Umschreibung heureux que tu es. S. 241 „non glielo invidio, ich gönne es ihm oder ihr nicht," nicht muss wegfallen. S. 253 seco steht nicht nur für con se, sondern auch für con lui, con lei, con loro. S. 256. Die Stellung des Objects am Anfange des Satzes und die Wiederaufnahme desselben durch ein Pronomen ist, wie im franz. und span., so auch im ital. üblich. Der Satz: *Cette opulence* qui vous étonne si fort, il *la* doit à son activité würde ital. lauten *Quella opulenza* della quale Ella si maraviglia tanto, *la* deve alla sua attività. S. 259. Der oft behauptete Unterschied zwischen each other und one another existirt in Wirklichkeit nicht. Beide Ausdrücke werden, wie sich jeder leicht bei der Lectüre überzeugen kann, durchaus promiscue gebraucht. Im Gegensatz zu der gewöhnlichen Version erklären manche Grammatiken (z. B. Gräser, Schulgramm. 1857 § 227), dass one another nur von zwei Personen gebraucht werde. Wir haben hier also wieder die doppelte Version einer falschen Regel, wovon wir schon oben sprachen. S. 260 ital. *si* wird niemals „aus blosser Zierlichkeit" (technischer Ausdruck der ital. Grammatik) für das deutsche unpersönliche *es* gebraucht; vero si è heisst wörtlich „es ist sich wahr," si steht hier ebensowohl als abgeschwächter dativus commodi (nicht dat. ethicus, wie manche wollen), als die Pronomina in den § 3 angeführten Verbindungen io *mi* credo, io *mi* dico, egli *si* pensa etc. Der entsprechende span. Gebrauch hätte auch be-

(Stellung des Subjekts, Prädikats und Objekts) kennen und wird so in Stand gesetzt, den ihm geläufigen Vokabelschatz zu verwerthen. Die sogenannten unregelmässigen Verben kommen zum grössten Theil von Lektion 8 an in getrennten Gruppen vor und werden dann später in 2 besondern Lektionen systematisch zusammengestellt. Die einzelnen Lektionen sind mit zahlreichen gutgewählten Uebungssätzen und kleineren Erzählungen ausgestattet, denen sich jedesmal 3 verschiedene Exercitien anschliessen, wodurch namentlich bei Klassen mit halbjährigem Kursus die Gefahr des Abschreibens wesentlich vermindert wird. Den Schluss des Buches bilden 40 Seiten mit Lesestücken poetischen und prosaischen Inhaltes und ein Wörterverzeichniss, welches sich leider auf die in den Lesestücken vorkommenden Vokabeln beschränkt.

Der Umstand, dass das Elementarbuch in so kurzer Zeit 3 Auflagen erlebt hat, spricht schon genugsam zu seinen Gunsten. Wir wollen aber nicht unterlassen, denjenigen unserer Kollegen, die dasselbe noch nicht kennen sollten, aus eigener 4jähriger Erfahrung zu versichern, dass der Herr Verfasser durch praktische, übersichtliche Anordnung des Ganzen, durch klare und präcise Fassung der einzelnen Regeln, endlich durch glückliche Vermeidung des Pedantischen sowohl als des Trivialen verstanden hat, seinem Buche unter Lehrern und Schülern zahlreiche Freunde zu erwerben. Vielleicht wäre es zweckmässig, wenn derselbe bei einer neuen Auflage einzelne Lektionen (z. B. 15, 16, 22 u. 24), die uns zu lang erscheinen, in 2 theilen wollte, wodurch der Plan des Ganzen durchaus nicht beeinträchtigt werden würde.

Der 2. Theil, die für obere Klassen bestimmte „Grammatik," giebt zunächst (p. 1—33) als Einleitung eine kurze Geschichte der englischen Sprache und Literatur, welche alles das enthält, was ein Primaner darüber zu wissen braucht. Die darauf folgende Lautlehre (p. 34—123) behandelt in erschöpfender Weise die Aussprache, Betonung und Orthographie der einheimischen und der Fremdwörter. In diesem, sowie auch im 3. Abschnitt, welcher über Wortbildung handelt (p. 231—295), findet sich eine reiche Fülle interessanter Bemerkungen über Etymologie und die in der engl. Sprache zur Geltung kommenden Lautgesetze, die für den Unterricht in den oberen Klassen um so mehr zu verwerthen sein dürften, als hier den Schülern der beiden Sprachen, mit denen die englische am meisten verwandt ist, zur Vergleichung in höherem Masse zu Gebote stehen. Der 2. Abschnitt (p. 124—230) enthält eine ausführliche, nach Redetheilen geordnete Formenlehre, welche durch zahlreiche feine Bemerkungen synonymischen und lexikalischen Inhaltes bereichert ist und dadurch dem Schüler bei der Wiederholung eines ihm zum Theil schon bekannten grammatischen Pensums viel Neues und Interessantes bietet. — Der 4. Abschnitt endlich (p. 296—607) ist der eigentlichen Syntax gewidmet. Dieselbe ist ebenfalls nach Redetheilen geordnet, wodurch es dem Schüler leicht gemacht ist, sich zurecht zu finden. Der Herr Verfasser hat hier mit Recht den Grundsatz befolgt, dass das Beispiel vorangehen und die Regel folgen muss. Sowie in der Formenlehre ist auch in der Syntax der Sprachgebrauch der modernen Prosa sowohl von dem Veralteten als von dem nur in der Poesie Erlaubten gesondert. — Bei aller Hochachtung vor der Gründlichkeit und dem Fleiss, mit dem dieser Theil (wie alle früheren) bearbeitet ist, können wir doch nicht umhin, die Ansicht auszusprechen, dass derselbe an einzelnen Stellen bedeutend kürzer hätte gefasst werden können. Fast möchte es scheinen, als ob der Herr Verfasser oft mehr an die Lehrer als an die Schüler gedacht hätte.

Den Schluss des Buches bilden 2 Anhänge (über Interpunktions- und Verslehre) und ein ausführliches Sachregister.

Berlin. Dr. Wüllenweber.

---

**Lettre à M. Paul Meyer, professeur à l'école des chartes sur l'auteur de la chanson de la croisade albigeoise en particulier et sur certains procédés de critique en général par Génac Moncaut, correspondant du ministère de l'instruction publique. Paris.**

Die Reimchronik über den Albigenserkrieg, von Fauriel 1837 herausgegeben, giebt im Eingange den Geistlichen Wilhelm von Tudela als ihren Verfasser an, der in Navarra geboren, in Montauban erzogen sei und nach Vers 202 sein Werk im Mai 1210 begonnen habe. Es stiegen jedoch bald Zweifel darüber auf, ob das Gedicht von einem Verfasser herrühre, mit andern Worten, ob Wilhelm von Tudela auch den zweiten Theil desselben verfasst habe. Schon Fauriel (Einleitung p. 4) erkannte eine Verschiedenheit in den beiden Theilen, namentlich in Bezug auf die Stimmung und Gesinnung, meinte aber doch, dass die Gleichartigkeit in Sprache und Stil für die Einheit spräche Derselben Meinung war im Wesentlichen auch Schmidt und Guibal, die ebenfalls über diesen Gegenstand geschrieben haben. Bekämpft wurde diese Ansicht energisch und gründlich von P. Meyer, der nachweist, dass die von Fauriel angenommene Gleichartigkeit in Sprache und Stil durchaus nicht existire und dass auch aus andern Gründen beide Theile unmöglich von einem und demselben Verfasser herrühren können. Hierbei glaubte aber Moncaut sich nicht beruhigen zu können, sondern fühlte sich berufen, für Fauriel und Guibal zu Gunsten Guilhem's von Tudela eine Lanze zu brechen und sucht deshalb in der vorliegenden Schrift die Gründe, die P. Meyer für seine Behauptung vorgebracht hatte, einzeln zu widerlegen.

Gegen P. Meyer's ersten Grund, dass schon äusserlich der Unterschied beider Theile sich durch die verschiedene Durchschnittslänge der Tiraden (im ersten 21, im zweiten 82 Verse) kennzeichne, wendet er ein, dass die Länge der Tiraden nichts entscheide, da diese von der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes abhinge. Da nun im zweiten Theile des Gedichts die Episoden wichtiger und detailreicher würden, so erkläre sich die grössere Ausdehnung ganz von selbst. Ausserdem träte letztere auch nicht plötzlich hervor, sondern käme erst allmählich zum Vorschein, wie folgende Aufzählung bewiese: Tir. 132 (die erste des zweiten Theils) hat 39 Verse; 133 und 134 — 30, 135 — 24, 136 — 39, 137 — 28, 139 — 59, 140 — 36, 142 — 21, 147 — 24, 150 — 46.

Ist nun damit die von P. Meyer aufgefundene Thatsache widerlegt? Offenbar nicht; aber sie ist auch nicht aus der Idee eines Dichters erklärt, denn die Behauptung, dass die Tiraden des zweiten Theiles wichtiger wären als die des ersten, wird durch nichts begründet; dass sie aber detailreicher sind, wird ja gerade von P. Meyer als Grund für die Verschiedenheit des Verfassers angeführt.

Das zweite von P. Meyer zur Stütze seiner Behauptung aufgestellte Criterium ist folgendes: der kurze sechssilbige Vers, der durch das ganze Gedicht die Tiraden schliesst, reimt resp. assonirt in der ersten Hälfte des Gedichtes nicht mit seiner, sondern der folgenden Tirade; in dem zweiten Theile ist dies nicht der Fall, hier wird vielmehr jener kleine Vers immer als erste Hälfte des auf ihn folgenden Verses wiederholt. Moncaut nun giebt zwar diesen Unterschied zu, führt dem gegenüber aber an, dass zwischen der Abfassung des ersten und zweiten Theiles 8—9 Jahre liegen, daher während dieser Zeit ein Wechsel in der Versbaukunst eingetreten sein könne, die ja wie die Mode sich ändere. Diese Verschiedenheit bedinge daher nicht die Annahme eines neuen Verfassers. Wie ganz andere Unterschiede bemerken wir bei fast allen Dichtern und Künstlern in ihren verschiedenen Perioden, wie viel mehr unterscheide sich z. B. la Pucelle

von Zaire? Dieser Vergleich ist offenbar höchst unglücklich gewählt, da es sich bei Voltaire um zwei nach Inhalt und Form verschiedene Werke, hier aber um eins, um ein und dasselbe handelt. „Die Reimchroniken des Mittelalters," fährt Moncaut fort, „waren auch nicht, wie Abhandlungen unserer Tage, reiflich überdachte, wohldisponirte und sorgfältig ausgeführte Arbeiten, es waren Werke, in welche die Verfasser, Schritt für Schritt dem Laufe der Ereignisse folgend, ihre Beobachtungen und Gefühle niederlegten, daher wussten sie im Mai oft schon nicht mehr, was sie im Januar gesagt hatten und wie sie es gesagt hatten." Wollten wir dies auch zugeben, wie kommt es denn aber, dass der Dichter nur das eine Mal nach der langen Pause sich hat gehen lassen, warum wechselt er weder im ganzen ersten Theil, obgleich er drei Jahre daran gearbeitet hat (er sagt selbst V. 202, dass er das Gedicht im Mai 1210 begonnen habe, während die 130ste Tirade Ereignisse von 1213 erzählt, wo sich nämlich Peter von Aragonien in den Kampf mischt), noch auch in dem längern zweiten Theile (1218—1219 verfasst)?

Nachdem nun Moncaut oben zugegeben, dass der eben besprochene metrische Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theile bestehe und auch bemerkenswerth sei (p. 19), sucht er ihn jetzt abzuschwächen und als eine Zufälligkeit hinzustellen, indem die Regel durch viele Ausnahmen durchbrochen sei. „Die Tiraden 4 und 23," sagt er, „haben gar keinen Schlussvers, in 28 reimt an nicht mit dem folgenden ra; 32 sos nicht mit on; 33 zo nicht mit on; 95 os reimt zwar mit dem os der folgenden Tirade, doch kommt in dieser auch zweimal die Endung ons vor, mit der jener Vers also nicht reimt." Dieses letzte Beispiel hätte aber darüber Aufklärung geben können, dass bei diesen Tiraden nicht von Reim in unserm Sinne, sondern einfach von Assonanzen die Rede ist, so dass alle angeblichen Ausnahmen gerade dazu dienen, die Regel zu erhärten. Nur zwei Beispiele kann Moncaut anführen, wo auch nicht einmal Assonanz vorliegt: 40 als — etz und 89 at — os. Diese vereinzelten Ausnahmen könnten natürlich die Regel nicht umstossen, sie erklären sich aber ausserdem noch durch die unten noch genauer zu besprechende Uncorrectheit und Inconsequenz der Sprache des ersten Theils.

Als Beispiel, in denen der sechssilbige Vers nicht, oder nur unvollkommen als erster Halbvers der nächsten Tirade erscheint, führt Moncaut vier Beispiele vor: e vulh quels o digatz (137) — Li donzels van dost diir (138); El reis tornas en Fransa (141) — Le filh del rei de Fransa (142); Que a laichat a Roma (151) — Lefan remas a Roma (152); Quens garda ens governa (195) — Ihesu Christ nos governa (196). Allerdings sind dies Unregelmässigkeiten, wie sie vereinzelt in fast allen grössern Gedichten jener Zeit vorkommen. Aber beweisen sie irgend etwas für die Einheit des Verfassers? heben sie irgendwie die Verschiedenheit zwischen beiden Theilen auf? würden sie nicht dem einen Verfasser, der nach Moncaut's Meinung im zweiten Theile nur den Versbau der inzwischen veränderten Mode etwas angepasst hatte, dann aber das einmal adoptirte Princip consequent durchführen musste, ebenso sehr zur Last fallen, wie jetzt dem von Paul Meyer für den zweiten Theil angenommenen neuen Autor? Wie kommt es denn, dass Herr Moncaut, der noch soeben für die grössere Freiheit und Ungebundenheit der damaligen Dichter so eifrig plaidirte, jetzt, wo es ihm passend erscheint, als ein so strenger Kunstrichter auftritt?

Einen dritten und wohl entscheidenden Einwand gegen die Einheit des Verfassers stützt P. Meyer auf die Thatsache, dass der erste Theil ein Gemisch aus französisch und provenzalisch ist, also von einem Verfasser herrühre, der in beiden Sprachen nicht recht bewandert war, der zweite in reinem Provenzalisch geschrieben ist.

Moncaut gesteht die erste Hälfte des Satzes zu, d. h. giebt zu, dass die Sprache in der ersten Hälfte ein Gemisch aus französisch und proven-

zalisch sei, leugnet aber, dass die Sprache des zweiten Theiles sich von der des ersten unterschiede, z. B. schienen ihm: ramage, sage, usatge, corage, peatge, paratge, auratge, lenguatge, estage ebenso französisch wie apelot, estot, sot, amenot, mot. Diese Meinung ist aber falsch; denn während jene Worte ohne Ausnahme provenzalisch sind, sind diese nicht einmal alle französisch; zwar können apelot und amenot normännische Imperfecta sein, aber von estre müsste das Imperfect in diesem Dialekte esteit heissen.

Ueberhaupt, fährt Moncaut fort, könne man aus einem Irrthum in den andern fallen, wenn man die Sprache eines Gedichtes jener Zeit so genau zergliedern und aus einem zufälligen Gemisch von Worten wichtige Folgen ziehen wolle; das weiseste sei, fügt er naiv hinzu, nicht zu difficil und zu zart zu sein. Die Sprache eines Gedichts werde oft durch den Abschreiber nach seinem eignen Dialect willkürlich modifizirt, und so sei einfach anzunehmen, dass der erste Theil von einem Franzosen, der zweite von einem Provenzalen copirt sei. Wahrlich eine bequeme Manier, dergleichen Fragen zu entscheiden! Was endlich die stilistische Ueberlegenheit des zweiten Theils betreffe, so habe Guilhelm von Tudela, ein geborner Spanier, in der Zwischenzeit sich im Provenzalischen mehr vervollkommnet und sich auch sonst ausgebildet (il a fait ses humanités), daher im zweiten Theile die grössere Fülle des Reimes, die Länge der Tiraden, die Veredelung in Stil und Form. Beweisen kann Hr. Moncaut dies Alles allerdings eben nur durch unser Gedicht, also Cirkelschluss!

Der letzte der Hauptpunkte, die Paul Meyer anführt, ist der folgende: Beide Theile athmen ganz verschiedene politische Stimmungen, der erste ist den Franzosen entschieden freundlich gesonnen, lobt und preist den Simon von Montfort, spricht aber verächtlich von den Tolosanern, der zweite dagegen ist den Franzosen durchaus feindlich, ist namentlich gegen den Simon von wüthendem Hasse beseelt, aber erhebt die Tolosaner bei jeder Gelegenheit und nennt sogar v. 7405 den Bischof Folquet „unsern Bischof.“

Moncaut kann sich natürlich dieser Thatsache nicht verschliessen, sucht sie aber doch mit seiner Theorie in Einklang zu bringen. „Was liegt denn Auffälliges darin,“ so argumentirt er, „dass ein Navarrenser, der um 1210 in die Staaten Raimunds kommt und die Geschichte des Kreuzzuges in sehr katholischem, vielleicht den Tolosanern etwas feindlichem Sinne schreibt, sich 1218 Toulouse günstiger gesinnt zeigt, nachdem er diese Provinz als Vaterland, und ihren Souverän als seinen Herrn gewählt hat?“

Man sieht, dass, um die unglückliche Einheit des Dichters aufrecht zu erhalten, Moncaut den Guilhem sich innerlich und äusserlich vollständig ändern lassen muss. Er giebt sich die grösste Mühe, diesen psychologischen Process in dem Dichter zu erklären und ihn auch uns plausibel zu machen, er kann jedoch nur Annahmen und Hypothesen ins Feld führen, die, wenigstens unserm Urtheile nach, die Phalanx der zwingenden Gründe Paul Meyer's nicht zu durchbrechen vermögen.

Kiel. Dr. Albert Stimming.

---

# Miscellen.

## „Lassen Sie den Grafen dieser Gesante sein.“ (Lessing.)

### Eine Streitfrage aus der deutschen Syntax.

Unter Männern, denen theils praktisch, theils theoretisch ernstliche Beschäftigung mit der deutschen Sprache obliegt, entstand vor Kurzem über obige Worte aus Lessings Emilia Galotti ein lebhafter, eifrig fortgeführter Streit, der nur scheinbar wieder beigelegt ward. Es ward behauptet und von namhaften Gelehrten unterstützt, dass das Prädikat „dieser Gesante“ in den Accusativ hätte treten müssen, weil das Substantiv, darauf es sich beziehe, das Objectsnomen „den Grafen,“ in diesem Falle stand. Man schien also anzunehmen, dass die Worte „dieser Gesante“ weit mehr nur eine nähere Bestimmung zu jenem von „sein lassen“ abhängigen Objecte, als wie das zu „sein lassen,“ d. h. „gestatten zu sein,“ durchaus gehörige Prädikat genannt werden dürfe, und construirte demnach von vorn herein den Satz in directer Rede: „Sie — lassen sein: den Grafen — diesen Gesanten“ statt: „Sie — lassen Gesanter sein: den Grafen“ und zwar „dieser — besprochene — Gesante sein.“

Schon Lessing selbst hatte gegen diese unrichtig vorausgesetzte Construction zu kämpfen gehabt. Auf die Anfrage seines Verlegers, der ebenso seltsamen Anstoss an dem Nominativ genommen hatte, erklärte damals der Schriftsteller sehr bestimmt: „diesen Gesanten“ habe er gewiss nicht geschrieben; das sei durchaus undeutsch: es dürfe nur der Nominativ stehen. Dagegen nannten jetzt die gelehrten Vertheidiger des Accusativs mit gleicher Entschiedenheit den Nominativ undeutsch, indem sie ihn für eine dialektische Eigenthümlichkeit Lessing's erklären wollten. Und als Gegenbeweis führten sie nichts Geringeres an, als dass es „im Volkstone“ nur heisse: „Wir lassen Gott einen guten Mann sein.“ Aber würde nicht selbst das Volk sagen: „er lässt Gott guter Mann sein,“ wenn das zufällig sprichwörtlich einmal acceptirt wäre, wie man sagt: „lasst mich schwarzer Mann sein!“? Nun stünde da immer nur Volkston gegen Volkston; es frägt sich also, auf welche Seite sich die Grammatik wendet. Auch wurden „grammatische Autoritäten“ für den Accusativ angeführt. Man behauptete, der Verfasser der deutschen Schulgrammatik, Heyse, habe gesagt: „Bei „sein“ und „werden“ muss neben jedem Accusativ, der bei der Umwandlung in einen Substantivsatz das Subject in demselben bildet, auch das diesem Subject entsprechende Prädikat auf gleicher Stufe, d. h. ebenfalls im Accusativ stehen.“ So steht allerdings in Jos. Christ. Aug. Heyse's deutscher Schulgrammatik, 21. Auflage, 1868, pag. 281, und doch ist damit Heyse's Autorität nicht gewonnen. Vielmehr sagt Heyse selber in der noch von

ihm redigirten „achten, verbesserten“ Auflage, von 1829: „so wenig „lassen“ einen Dat. oder Acc. regiert, so wenig ist auch der in folgenden Redensarten vorkommende Nominativ oder Genitiv von demselben abhängig, sondern dieser richtet sich gleichfalls nach dem andern Meldeworte: „lass diesen ehrlichen Mann dein Führer sein, d. h. gestatte, dass er es sei.“ — Auch den Verfasser der „deutschen Grammatik,“ Jacob Grimm, wollte man citiren, indem man ihm den Ausspruch unterschob: der Nom. sei nur Attraction an „sein;“ aber grammatisch richtig der Acc., abhängig von „sein lassen.“ Gerade im Gegentheil sagt aber Grimm in seiner Abhandlung: „über einige Fälle der Attraction,“ Berlin, 1858, S. 30: „steht bei „kann, soll, mag, will, dünke, scheine“ der Inf. sein oder werden, so muss das Prädikat im Nom. folgen; bringen aber andere Verba das Subject selbst in eine Accusativstellung, so wird das Sprachgefühl zweifelhaft, ob das Prädikat gleichfalls den Acc. annehmen solle oder im Nom. beharren dürfe. Wir sagen heute unbedenklich: er glaubt, Herr im Hause zu sein; denn hier erscheint kein Acc. des Subjects wie im lat. Ausdruck: putat se esse dominum; doch selbst neben einem solchen erscheinenden Acc. sehen wir Prädikate im Nom. bleiben: „er weste in wesen der allerbeste“ (pass. II. 170, 59). In Betracht kommt zumal das nach „lassen“ folgende „sein.“ Lessing setzt 2, 127: „lassen Sie d. Grf. dieser Gesante sein.“ Goethe hingegen 16, 3: „lass das Büchlein deinen Freund sein.“ Der Nominativ hat gute Gewähr; schon Notker (Boeth. 24) sagt: „taz ist skado, lâzet skado sin:“ ich zöge auch mit Holzmann Nibel. 1071, 4: „lât mich der schuldige sîn“ vor dem von Lachmann aufgenommenen: „den schuldigen“ und lese Gudrun 1621, 1: „man hiez in wesen schenke.“ Der Wechsel beider Casus gleicht ganz dem vorhin behandelten bei „heissen.“ Den Accusativ könnte man angezogen, den Nominativ unangezogen nennen.“ Bei „heissen“ hatte Grimm nämlich in mittelhochdeutscher Sprache selbst dann einen Nominativ — neben dem sonst üblichen Objectsaccusativ — nachgewiesen, wenn es activisch in der Bedeutung: „heissen lassen, nennen“ gebraucht wird; z. B.: „den heizet man ein böser man!“ Renner, 14925. Wesshalb aber sonst würde hier der Nominativ stehen, als weil in dem mit der Zeit durchaus transitiv gewordenen Verbo „heissen = nennen“ noch der ursprüngliche causative Begriff „heissen lassen“ durchwirkte? Weil aber „heissen lassen“ den Nominativ forderte, so stand er selbst noch bei „heissen = nennen“ mit einigem Recht. Statt: den heizet man ein böser man ward also gedacht: den lât man heizen ein böser man, so gut wie: den lât man wesen, den lässt man sein ein böser Mann.“ Diese uns nicht mehr geläufige Construction bei heissen und nennen bestätigt also das volle Recht des Nominativs bei „lassen sein.“ Denn der Zweifel, ob man „heissen“ schon als transitives Verb mit dem Acc. oder noch als causatives Intransitiv mit dem Nom. gelten lassen solle, fällt hier weg, um so mehr, da ja der in Betracht kommende Nom. nur zu „sein,“ nicht zu „lassen“ zu ziehen ist. Das „Gesantersein“ soll dem Grafen ja gestattet werden. — Darf man aber mit Recht von einer Attraction sprechen und ohne weiteres schliessen: so wahr grammatisch unrichtig ist, was nur auf Attraction beruht, so wahr muss die noch lebendige unattrahirte Construction als das grammatisch Richtige gelten jener vielleicht beliebteren Attraction gegenüber? Was sich freilich an sonstigen Erklärungsmöglichkeiten des besprochenen Satzes anführen liesse, erweist sich jedoch leicht als unhaltbar. Besonders einleuchtend erschien wohl die Deutung der Construction als Accusativ mit dem Infinitiv. Diese Construction muss man der deutschen Sprache entschieden absprechen; was dem ähnlich dünkt, ist nur als „doppelter Accusativ“ zu erklären, als etwa: „ich lehre ihn schreiben,“ nämlich, wen lehre ich? ihn, und was: das „schreiben.“ Oder „lasst mich Deutscher bleiben,“ nämlich wen lasst = wem gestattet? mich (mir) und was: das „Deutscher bleiben.“ Schon aus diesem Beispiele

sieht man, wie leicht durch Analogie mit dem Acc. d. Person auch das beim Objectsverb stehende Prädikatsnomen, das als solches grammatisch richtig nur im Nom. stehen kann, ebenfalls in den Acc. gesetzt werden konnte. Der scheinbare Acc. c. Inf. im Deutschen ist also eine Täuschung, denn beruht gleich die lat. Construction auch auf dem „doppelten Accusativ," so hat sie sich doch eben eigenthümlich und frei herausgebildet, während die deutsche überhaupt gering angewandt immer einfach und durchsichtig das geblieben ist, was sie war. — Man könnte aber darauf hinweisen, dass man bei dem in Rede stehenden Beispiele: „lassen Sie sein" als einen Verbalbegriff zu nehmen habe, dieser aber natürlich nur den Acc. regieren könne. Man sieht jedoch leicht, wie in diesem Falle das Nomen „Gesanter" nur noch als Apposition zum wirklichen Objectsaccusativ „den Grafen" aufgefasst werden dürfte und als solche freilich ebenfalls im Acc. stehen müsste. Dies ist aber wiederum nur in dem Sinne gebräuchlich, dass „sein lassen" die Bedeutung von: „in Frieden lassen" hat, so wie man etwa sagt: „lass doch den Peter, diesen armen Menschen, sein!" Sobald der Gesante zu sein gehalten wird, wie es dem Sinne nach nicht anders möglich ist, so gilt jene Auffassung als Ein Begriff nicht in andrer Weise wie bei den Ausdrücken: „sein können," „sein dürfen," „sein wollen," wo ganz ersichtlich das etwa folgende Nomen nur zu sein gehört: „du könntest längst ein besser gestellter Mann sein," „ich wollte dein Freund sein." Hieraus ergiebt sich die Vermuthung einer ferneren Analogie, wonach dieser grammatisch richtige Nominativ attrahirt werden konnte vom Objectsacc. bei „lassen," und diese ist es, die Grimm meint. Es bleibt also wirklich nur noch der einzige Fall, dass „Gesanter" als adverbielles Prädikat zu „sein" gefasst wird, wie der natürliche Sinn des Satzes es verlangt. Wie verhält sich die deutsche Sprache nun in solchem Falle?

Beim Verbum kann erstens, mag es transitiv oder intransitiv sein, allemal ein einfaches Adverb stehen; bei Transitiven auch ein Objectsnomen, im Accusativ, resp. Dativ oder auch Gen.: „lassen Sie den Grafen tödten;" und da einmal die Wirkung der Analogie berührt ward, so sei darauf hingewiesen, dass dieser Accusativ bei Transitiven analogisirend einwirken konnte auf den Nominativ bei Intransitiven, sodass wohl, wie man sagte, „lassen Sie den Grafen tödten diesen Gesanten," man auch sagen zu müssen glauben konnte: „lassen Sie ihn sein diesen Gesanten." Jedenfalls ist dies die fernstliegende Analogie, welche hier zu beobachten wäre, obwohl sie desshalb nicht unbeachtet bleiben darf. — Bei Intransitiven, wie den Verben „sein, bleiben, werden, scheinen, gelten, dünken, heissen" steht das Prädikatsnomen auf die Frage wer? resp. als wer? auch in abhängiger Rede im Nominativ. Wenn im Deutschen die Regel wirklich gälte, dass dieser Nom. sich zu richten habe nach dem Casus des Wortes, auf welches sich das Prädikat — begrifflich — bezieht, so müsste es auch heissen: „hilf mir, einem Christen zu werden." Jeder Deutsche sagt aber zweifellos: Christ zu werden. Oder sollte man im Wörtlein „zu" das unterscheidende Moment wittern wollen? Nun, man sagt aber eben so gut: „hilf mir, ein Christ oder ein guter Mensch oder ein besserer Herr oder ein geduldigerer Diener sein!" Die Construction mit „zu" unterscheidet sich offenbar in nichts von der ohne „zu," was — historisch bekannt — übrigens auch daraus erhellt, dass bei denselben Verben beide Weisen in willkürlicher Abwechselung angewandt werden. Doch denkt Niemand an Attraction, sobald das „zu" die Casus trennt: „ich warte nur darauf, wieder ein ganz gesunder Mensch zu sein" und „lehrt mich nur erst ein geduldigerer Diener zu sein" behalten Eins wie das Andere ohne irgend einen Zweifel den richtigen Nominativ; und so ist „sein lassen" doch auch nicht zu unterscheiden von „zu sein gestatten." — Wenn nun beim Dativ (hilf mir) der Prädikatsnominativ unverändert bleibt, so ist augenscheinlich der Wandel

dieses in einen Accusativ, wenn statt des Dativs ein solcher vorhergeht, nur als Attraction zu erklären, und zwar als eine sehr willkürliche. Also: „hilf mir — Christ sein“ bedingt: „lehre mich — Christ sein“ und „lass mich Christ sein.“ Auch wird in diesem Falle gar kein Zweifel walten, dass selbst bei „lehren“ und „lassen“ trotz dem Objectsacc. das Prädikatsnomen stets im Nominativ stehen müsse. Diese Sicherheit findet überall Statt, wo es ohne Artikel steht. Kein Deutscher sagt anders als: „lass mich Deutscher sein!“ niemals: „lass mich Deutschen sein;“ aber „lass mich einen Deutschen sein“ wird neben „ein Deutscher“ gehört. Da der Hinzutritt des Artikels wieder durchaus keine Aenderung in das grammatische Verhältniss bringen kann, so ist deutlich hier kein Gesetz befolgt, sondern schon seit Alters eine vielleicht dreifache Analogie, jedenfalls eine widersinnige Attraction, eingerissen, wonach ohne allen innern Grund, gegen das lebendige Sprachgefühl, besonders attrahirt von dem vorhergehenden Accusativ, sobald er durch Ausfall des „zu“ näher an das Prädikatsnomen rückte, dieses, das beim Dativ und ohne Artikel stets so zweifellos unverändert im Nominativ stehen blieb, wie bei Zwischentritt des unwesentlichen, später eingebürgerten „zu,“ gewohnheitsmässig selbst in den Accusativ geworfen ward. Solche Rücksichtslosigkeit ward auch weit möglicher, als mit Verlust der alten vollen Formen und Uebergang so vieler Worte — analogisch — in die Form der N-Stämme natürlich auch ein gut Theil des lebendigen Casusgefühls mit verloren gieng. Wohl zu bemerken ist ferner noch, wie die Macht der Analogie um sich greift, je weniger einfach die gerade zu bildenden Sätze sind. Die einfachste Form ohne „zu“ behält ohne Zweifel immer den Nominativ. Die nur wenig minder einfache: „lass mich dein Freund sein“ hat auch noch eine gewisse, doch schon etwas schwankende allgemeine Geltung. Grillparzer, den man allerdings Austriacismen vorwirft, lässt seinen Jaromir sagen: „lass ihn einen Landmann sein;“ auch Uhland im Liede „Sigfried's Schwert“ singt: „lass mich deinen Gesellen sein.“ Bei Hinzutritt von Adjectiven wird die Stimmung entschieden dem Accusativ schon sehr günstig: „lasst ihn einen vernünftigen Menschen werden“ klingt uns sehr angenehm. Aber gar: „er lässt jeden Fixstern ein eigener Sonnenkörper sein“ oder „sie lassen nächst Beethoven Wagner der grösste Musiker unsers Jahrhunderts sein“ gilt als „undeutsch“ ohne Frage. In solchen scheinbar complicirteren Sätzen florirt der Accusativ kraft der mächtig unsinnigen und unsinnig mächtigen Attraction. — Jacob Grimm scheint nichts desto weniger im Allgemeinen der Attraction, d. h. der innerhalb eines Satzes hervortretenden Analogie, das Wort reden zu wollen, indem er sie mit der Assimilation der Laute innerhalb eines Wortes vergleicht, die dem ganzen Worte mehr Einheit und Schliff, Halt und Form gebe. Das ist ganz recht, wo es sich um blose Lautverhältnisse handelt, die auf organischem Grunde beruhen, und wo — bei völligem Vergessen aller ursprünglichen Lautbedeutungen natürlich — nur noch eine möglichst leichte, wohlklingende Aussprache erzielt werden soll. Aber wie darf man dies auch auf logisch bedingte Satzbildungen anwenden, die durch ein solches analogisirendes Verfahren geradezu in ihrem Sinne verfälscht werden? Durchaus nicht! — Es giebt zu entschuldigende und anders zu deutende Attractionen, die man bald als Elisionen oder — wenn man will — Aposiopesen, bald als Appositionen erklären kann, z. B.: „den liebsten Buhlen den ich han“ für „den ich als liebsten Buhlen han.“ oder „er fuort in sîner lende ein sper — was michel unde lanc,“ wobei das Relativ nur ausgefallen scheint; sodass man ebenso gut auch die Goetheschen Verse hier anführen könnte: „ein feiner Knab' — ist weit gereist — Fräuleins alle Höflichkeit erweist,“ wo ersichtlich das geschlechtliche Personalpronomen und im ersten Gliede auch die Copula einfach elidirt oder verschwiegen ist. Solche Fälle gehen gern hin; wo aber wie besonders überall bei Attraction des Prädikats der Sinn des Satzes gestört wird, also grammatische Fehler höchster lo-

gischer Potenz entstehen, ist jede analogisirende Neigung von vornherein entschieden zu verurtheilen, und alle Feinheit der Rede, wie sie etwa im Lateinischen Cicero oder im Mittelhochdeutschen Hartmann liebten, kann nicht mit dem Verlust der Reinheit logischer Construction versöhnen. Wenn nicht in der Syntax die Grammatik auf der Logik fussen soll, wo dann? Ist doch selbst die Formenlehre auf bestimmte Gesetze des menschlichen Denkens zurückzuführen, und sogar die Phonologie, wenigstens sofern sie mit der Wurzellehre nothwendig verbunden ist, wird sich einmal als bedingt durch psychologische Vorgänge im Vorstellungsleben des Menschen gesetzlich nachweisen lassen, wenn nur erst einigermassen gelungen sein wird, Formen- wie Lautlehre auf die Lehre von der Function zu gründen, welche zunächst den einfachen Laut, dann die immer mehr erweiterte und organisirte Lautgestalt zum Ausdruck forderte. Sobald aber die Sprache aus dem Stadium bloser sinnlicher Bezeichnung in das eines eigenen geistigen Lebens tritt, das sich zuhöchst in unsern Flexionen äussert, so stellt sie sich schon unter die logischen Gesetze; an Stelle bloser lautlicher Vorstellungsbilder, die etwa noch an einander geschmolzen werden wie chinesische Zeichen, treten selblebige Organismen, die sich „abwandeln" — das ist ihre Lebensbethätigung — und zwar lautlich wie förmlich nach der Wandlung des zu Grunde liegenden Begriffs. Der Sprachaffe entwickelt sich zum Sprachmenschen. — Trotzdem ist ein Wort als Lautgestalt immer noch organischen Einflüssen ausgesetzt. Wechseln doch in jedem einzelnen Munde die lautlichen Gestalten der Sprache ihr tönendes Exterieur. In der Syntax aber herrscht frei und sicher der Intellect unabhängig von der Natur und ihren Organen, unbekümmert auch um die materiellen Forderungen einer nur sinnlichen Aesthetik. Auf diesem Felde haben wir uns bewegt; hier galt es die Ausjätung eines schon überwuchernden Unkrautes. — Wenn wir auch die Analogie haben eindringen lassen in die Formen unserer Sprache, z. B. also: neben „du gibst, er gibt" — „ich gebe" nach „wir geben" gemodelt haben, oder das lange i (mhd. ei) des Sing. Ind. Prät. der ablautenden I-Classe analog dem Plural in kurzes i haben sich abschwächen lassen (ich ritt, wir ritten) oder umgekehrt „ich schien" also auch „wir schienen" sagen; wenn wir ferner eine ganze Gruppe der ablautenden A-Classe ihres rechtmässigen u-Lauts im Plur. Prät. beraubt haben bis auf das einzige: „wir wurden," das nun seinerseits wieder analogisirend übergriff auf den Singular, um die reine Form „ich ward" in ein pluralisches „wurde" zu verbalhornen; wenn wir endlich z. B. das alte Präteritopräsenz „ich taug, er taug" in die Reihe der gewöhnlichen Präsentien gestossen haben und conjugiren nun: ich tauge, er taugt; so sind dies alles immer nur formelle Fehler, keine logischen, keine Sünden am Geiste selber, nur an seinen Sprachmitteln, den einzelnen Wortformen. Aber sobald die Analogie als Attraction und durchaus unentschuldbar willkürliche Attraction, syntactischer Unsinn, sich zeigt, blos aus Nachlässigkeit geduldet, aber schon mit Einwurzelung gefährlich drohend, da ist, wo noch zu retten ist, Hand anzulegen und auszureuten, wie ich hier versucht habe anzuregen. Gegen das sinnlos Falsche hat der Grammatiker selbst dann noch den Streit nicht verzweifelt aufzugeben, wenn es das Richtige auch schon wirklich aus dem Sprachbewusstsein verdrängt hat. Hier aber lebt auch das Richtige noch, wenn gleich angefeindet und auf dem Rückzuge. Beginnt doch Wilhelm Jordan sein grosses Nibelungenepos mit den Worten:

„Zu süssem Gesang, unsterbliche Sage,
lass mich nun dein Mund sein voll uralter Mären."

Es lebt also noch und verlangt von uns seine Rechtfertigung, seine Erhaltung. Jeder Streich gegen die eindringende Macht, die hier besprochen und gerichtet ward, ist von Nutzen für unsere reine deutsche Sprache, und

gleichgültig wahrhaftig ist es doch nicht, ob ein Satz aus Lessing's Emilia seiner logischen Form nach zweifellos verstanden werden muss, als sei gesagt: „Lassen Sie den Grafen ungeschoren, da er doch nun einmal leider Gottes dieser Gesante ist," während vom Dichter gemeint war: „gestatten Sie dem Grafen, dieser Gesante zu sein." — War dies aber gemeint, so musste es auch heissen und heisst es noch mit vollstem Rechte:

„Lassen Sie den Grafen dieser Gesante sein."

Berlin. Hans von Wolzogen.

---

## Hat Molière die Sprache seiner Précieuses aus Somaize entlehnt?

In Livet's belehrendem Buche: Précieux et Précieuses pag. XXXI der Einleitung steht Folgendes:

„Imitateur, souvent copiste de Somaize, qui lui a fourni à peu près toutes les expressions qu'il met dans la bouche de Cathos, de Madelon et de Mascarille, Molière a moins encore songé à combattre un ridicule généralement répandu, qu'il n'a voulu exploiter . . . . la vogue d'un type de convention etc."

Der Verfasser stellt diese Behauptung ohne allen Nachweis nur so hin und überlässt es dem geneigten Leser, die Belege selbst zu suchen. Livet's Ausgabe des Somaize habe ich denn auch genau befragt, bin aber zu einem jener Behauptung widersprechenden Resultate gelangt.

Die Chronologie der verschiedenen von Somaize über die Précieuses verfassten Schriften gestaltet sich folgendermassen:

1660, 7. Januar. Druck der Véritables Précieuses vollendet.
1660, 3. März. Privilegium des ersten Theiles des Grand Dictionnaire des Précieuses (die Phraseologie der Précieuses enthaltend). — Privilegium des kleinen Dramas: le Procès des Prétieuses.
1660, 12. April. Druck der in Reimen gebrachten Précieuses Ridicules vollendet. Der erste Theil des Grand Dictionnaire war bereits erschienen („puisque à peine le Dictionnaire des Précieuses est en vente et cette Comédie achevée d'imprimer," Vorrede der versificirten Préc. rid. — Som. II, 48 éd. Livet).
1660, 12. Juli. Druck des Procès des Précieuses vollendet.
1660, 20. October. Vollendung des Druckes der zweiten Auflage des ersten Theiles des Grand Dict.
1661, 15. Februar. Privilegium des zweiten Theiles des Gr. Dict.
1661, 28. Juni. Vollendung des Druckes dieses zweiten Theiles (die Portraits der Précieux und Précieuses enthaltend).

Es fällt nun auf, dass Livet, der die zweite Auflage des ersten Theiles des G. Dict. in seiner Ausgabe des Somaize hat abdrucken lassen, nirgends von der ersten Auflage etwas zu berichten weiss, als ob diese nicht mehr existirte. Doch hat Brunet's Manuel die Notiz, dass die erste Auflage in 4$^{0}$, die zweite in 8$^{0}$, beide 1660 erschienen seien.

Was meint nun aber wohl Livet, wenn er in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Somaize pag. XXXIII Folgendes schreibt:

„Antoine Baudeau, sieur de Somaize, ne nous est connu que par ses oeuvres: sa vie privée nous échappe complètement, nous savons seulement qu'il étoit jeune encore quand il publia son principal ouvrage, le Grand Dictionnaire des Précieuses."

„Mais déjà il avoit donné le Dictionnaire et les pièces de théâtre que nous reproduisons en 1659, et en 1660.“

Was meint, frage ich, Livet mit „le Dictionnaire“ im Gegensatze zu „le Grand Dictionnaire?“ Doch wohl den ersten Theil des Grand Dictionnaire? Auf etwas anderes kann jener Ausdruck schlechterdings nicht bezogen werden. Auch kann das Datum 1659 unmöglich auf „les pièces de théâtre que nous reproduisons“ gehen, da die von Livet wiederabgedruckten zwei Stücke: Les véritables Précieuses und le Procès des Précieuses ins Jahr 1660 fallen.

Offenbar hat Livet, mit unbegreiflicher Vernachlässigung der von uns angeführten Stelle Som. II, 48: „puisque à peine le Dictionnaire des Précieuses est en vente,“ ohne weiteres angenommen, jene erste Auflage der pretiösen Phraseologie falle ins Jahr 1659 und zwar vor die Abfassung von Molière's Précienses, also jedenfalls vor den 18. November 1659, Datum der ersten Aufführung dieses Stückes (le 18. Novembre 1659 on applaudit pour la première fois la charmante comédie des Précieuses ridicules, Taschereau, Vie de Mol. p. 37). Auf eine solche Annahme gestützt, konnte Livet dann weiter behaupten, was wir an die Spitze dieses Artikels gesetzt haben. Also auf Daten kann sich Livet's Behauptung nicht stützen.

Wie aber, wenn Molière das Manuscript von Somaize oder dessen mündliche Mittheilungen benutzen konnte? Wenn Livet über diesen Punkt Notizen besass, warum hat er dieselben seinen Lesern vorenthalten, zumal da alle Daten für die Priorität der Molièreschen Arbeit sprechen?

Zur Beleuchtung dieses Punktes finden wir aber bei Somaize selbst wieder des Stoffes genug.

Waren Somaize und Molière Freunde? — Somaize spricht öfters von Molière (den er stets Mascarille nennt), aber immer mit Verachtung und Bitterkeit. Bei jeder Gelegenheit (Vorrede z. d. Vérit. Préc. II, 9, im Stücke selbst p. 26, 36, 37; — in der Widmung an Marie Mancini II, 42; in der Vorrede der Préc. mises in vers II, 45) wirft er Molière vor, er habe nur ein älteres vor drei Jahren (Verit. Préc. p. 26: elle est plus aagée de trois ans que l'on ne pense) auf dem italienischen Theater von Paris aufgeführtes und von dem Abbé de Pure verfasstes Stück wieder aufgefrischt. Sodann nennt er Molière's Vorrede zu den Préc. rid. ein scheinbar bescheidenes, in der That aber sehr anmassendes Schriftstück, spricht Molière jedes Talent ab, lässt ihm höchstens das Lob eines guten Hanswurstes, behauptet, was Molière producire, sei aus dem Nachlasse eines verstorbenen Schauspielers, den Molière käuflich an sich gebracht, — kurz er kennt gegenüber dem neulich aus der Provinz angekommenen (allerdings als Dichter noch nicht gefeierten) Schauspieler Molière nichts als Neid, Hass, Hohn und Verachtung. Nehmen wir nun für einen Augenblick an, Molière hätte wirklich von Somaize etwas geborgt, würde dieser Edle nicht auf jeder Seite dem Unglücklichen solches vorgerückt und dem Publikum gegenüber bei jeder Gelegenheit damit sich gebrüstet haben? Nun aber hat Somaize dies nirgends gethan, — gewiss der stärkste Beweis, dass Molière nicht von Somaize, sondern Somaize von Molière geborgt hat.

In der That, wenn uns nicht alles trügt, so war es Molière's Stück, und der diesem zutheil werdende Beifall, welcher den eitlen, unreifen, nach Gloire dürstenden, aber zur Erlangung der Gloire so schlecht ausgestatteten Somaize veranlassten, die gekelterte Traube bis zum letzten Tropfen auszupressen. Man überblicke nur noch einmal die Daten und die constatirten Thatsachen: Am 18. Nov. 1659 erste Aufführung der Précieuses ridicules, grosser Beifall der feinen Welt, der Leute von Geschmack, heimliche und offene Entrüstung der Pedanten, der Ruelles dritten und vierten Ranges. Somaize beschliesst, das Tagesthema auszubeuten. Schon Anfang Januar ist er fertig mit einem erbärmlichen Abklatsch der Précieuses ridicules,

seinem kleinen Lustspiel in Prosa: Les véritables Précieuses. Im März erlangt er das Privilegium für zwei weitere Opera, a) den ersten Theil des Grand Dictionnaire, in welche Phrasensammlung er vorerst alle von Molière gebrauchten pretiösen Ausdrücke aufnimmt, andere aus Romanen gesammelte beifügt, und wieder andere selbst fabricirt (vgl. Livet, Précieux et Précieuses, Introd.), — und b) die kleine dialogisirte Reimerei le Procès des Précieuses, wieder ein seiner Abgeschmacktheit würdiges Monument. Aber schon winkt eine neue Aufgabe. Molière's Précieuses müssen in Reime gebracht werden. Dieses neue schlechte Ding erscheint denn auch schon im Laufe des April zugleich mit der ersten Auflage der pretiösen Phraseologie. Molière's Verleger erheben indess Einsprache und müssen mit einem Versprechen abgefunden werden. Sie sollen am Benefice einer zweiten Auflage des Grand Dictionnaire Antheil erhalten. Im Juli erscheint der in einer früheren Vorrede als äusserst unterhaltend angekündete Procès des Précieuses. Das Privilegium verbietet jedem, auch nur einzelne Worte dieses Büchleins zu benutzen (II, 119: „faisant inhibition et deffenses — ny mesme de se servir des mots contenus en iceluy). Wie hätte Somaize auf Molière losgedonnert, wenn die von Livet behauptete Plünderung seines Dictionnaire eine Thatsache wäre! Um die Mitte des folgenden Jahres 1661 folgt endlich der zweite grössere Theil des Grand Dictionnaire, enthaltend die Charakteristik von etwa sechshundert Précieux et Precieuses. Dies ist das Exegi monumentum von Somaize, d. h. der Schlussstein seiner Arbeiten über die Précieuses. „Man sage nicht etwa, so viele Mühe sei schlecht angebracht bei einem so frivolen Gegenstande, ich arbeite so erstaunlich leicht und schnell, dass mein Buch mich gar keine Mühe kostete.“ (Vorrede II, 10.) Das Publikum belohnte solche Anstrengungen nach Gebühr. In den zeitgenössischen Schriftstellern vermochte Livet auch keine einzige Erwähnung weder des Autors noch seiner Bücher zu finden. Ohne das gescholtene Stück des verachteten Comödianten Molière wäre Somaize heute höchstens den Curiositätenkrämern der Literatur- und Culturgeschichte bekannt. Aber auch so hat er eben nur den Ruf eines schlechten Scribenten und eines kleinlichen Menschen sich retten können. Wie manche solcher Insecten sollten den edlen und grossen Dichter durchs Leben begleiten und seine philosophische Ruhe auf mehr als eine harte Probe stellen!

Mit einer Arbeit über Molières Précieuses und die Bedeutung dieses Stückes für die Geschichte des literarischen Geschmackes in Frankreich beschäftigt, wäre ich für Berichtigung meiner hier entwickelten Ansicht dankbar, sofern andere Anschauungen vorhanden sind.

Frauenfeld (Schweiz). **Breitinger.**

---

## Zur englischen Aussprache.

### Eine Frage an Herrn Dr. Rothenbücher in Cottbus.

In einer Anzeige von Sonnenburg's Grammatik (1. Heft dies. Jahres, S. 214) sagt Dr. Rothenbücher: „Es finden sich auch Fehler. § 3. 5. p. 6 heisst es: „u lautet wie ju in Jubel, z. B. hue. Anm. Da der Laut ju nach l mit vorhergehendem Consonanten und nach r schwer auszusprechen ist, so spricht man langes u, z. B. blue, true.“ Die Regel lautet so: u und dessen Ersatz in der betonten Silbe klingt nach l gleich langem deutschen u, in der unbetonten Silbe ist es gewöhnlich nach l gleich iu; aber in den Adjectiven resolute, absolute und ähnlichen verliert u den Vorschlag i trotz der Tonlosigkeit, weil ihn die entsprechenden Substantive nicht haben: resolution, absolution. (In Deutschland sprechen selbst Lehrer in revolution etc.

iu, was ganz falsch.) Nach r verliert u immer den Vorschlag, ob betont oder nicht.“

Auch ich gehöre zu jenen „Lehrern in Deutschland,“ die nach der von Sonnenburg gegebenen Regel aussprechen, aber obwohl befreundete Lehrer und Geistliche englischer Zunge mich auf dies und das in der Aussprache aufmerksam gemacht haben, so hat doch keiner Anstoss an meinem ju in resolution etc. genommen. Allerdings bemerkte mir eines Tages ein amerikanischer Lehrer, der als Shakespeare-Vorleser einen gewissen Ruf hatte: die deutsche Bezeichnung ju für das lange u sei falsch; der Engländer lasse vor dem u nicht mehr ein j oder i hören als der Deutsche; auch der Deutsche spreche vor dem langen u in Buche etc. ein leichtes j. Er behauptete, use und ooze lauteten ganz gleich, und der Artikel a vor use habe jetzt wenigstens keinen Grund mehr.

In Webster findet sich die Bemerkung: There is a strong tendency, which ought to be carefully avoided, to change this sound into oo after d, t, l, n and s, as dooty for duty.

Die orthoepischen Autoritäten, die ich zu Rathe ziehen kann, sprechen alle für ju in resolution, nemlich Webster, der Amerikaner, und Worcester, der Engländer. Ferner Rothwell, der in seiner Vollst. Gramm. z. B. irresolute, Lewson mit ju angiebt. Ferner die phonetisch gedruckten Bücher von Pittman und Ellis — und diese halte ich nach vieljähriger Erfahrung für einen sehr zuverlässigen Rathgeber. In den Kapiteln, die ich gerade aufschlage, finde ich von den Wörtern, in denen ein lu vorkommt, die folgenden mit ju: pollute, dissolution, delusion, resolution, allure, irresolute, value, delusive, salute; dagegen diese mit u: superfluities, exclude, seclusion, influence, conclude, confluence,

In Worcester finden wir die Bemerkung: Smart remarks, „To say l u t e, l u c i d, l u n a t i c with the u as perfect as in c u b e, c u b i c, is northern or laboriously pedantic, and the practice of a good society is l'ôôt, l'ôôcid etc.; avoiding, at the same time, the vulgar extreme of lôôt, lôôcid etc.“ He uses the apostrophe here to denote a slight semi-consonant sound between e and y consonant, heard in the transition from the consonant to the vowel sound. —

Es wäre zu wünschen, dass Herr Dr. R. seine Behauptung: resolution etc. mit ju auszusprechen, ist ganz falsch, etwas näher begründete.

Reichenbach i. V. Dr. Thum.

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

Th. Moebius, Ueber die altnordische Sprache. (Halle, Waisenhaus.) 10 Sgr.

C. F. Riecke, Die Schichtung der Völker und Sprachen in Deutschland, auf Grund der vergleichenden Sprachforschung, nachgewiesen an Orts-, Familien-, Thiernamen u. s. w. (Gera, Strebel.) 16 Sgr.

## Lexicographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, fortges. von Hildebrand und Weigand. 4. Bd. 5. Lfrg. 20 Sgr.

H. Leo, Angelsächsisches Glossar. I. Abthl. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.) $2^1/_2$ Thlr.

K. F. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexicon. 39. Lfrg. (Leipzig, Brockhaus.) 20 Sgr.

## Literatur.

Hennecke Knecht, ein altes niederdeutsches Volkslied, herausg. von Hoffmann von Fallersleben. (Berlin, Lipperheide.) 20 Sgr.

J. B. Muth, Das Verhältniss von Martin Opitz zu Dan. Heinsius. (Plauen, Homann.) 12 Sgr.

Fridankes Bescheidenheit, von H. E. Bezzenberger. (Halle, Waisenhaus.) $2^1/_2$ Thlr.

Schnorr v. Karolsfeld, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs. (Berlin, Fr. Lobeck.) 15 Sgr.

A. F. C. Vilmar, Die Genieperiode. Ein Vortrag. (Marburg, Elwert.) $7^1/_2$ Sgr.

F. W. v. Ditfurth, Die historischen Volkslieder von 1763 bis 1812. (Berlin, Lipperheide.) $1^1/_3$ Thlr.

F. W. v. Ditfurth, Die historischen Volkslieder von 1815 bis 1866. (Berlin, Lipperheide.) $^5/_6$ Thlr.

F. W. Grimme, Die deutschen Dichter der Gegenwart und ihr P
(Münster, Russell.)

W. Cramer, Das Wiedererwachen des deutschen Heldengesanges.
heim, Kamp.)

F. Eichelkraut, Der Troubadour Folquet de Lunel, nach Pariser
schriften herausgegeben. (Berlin, Weber.)

D. Sander, Dante Alighieri, der Dichter der göttlichen Komödie.
nover, Meyer.) 7

## Hilfsbücher.

Koberstein, Grundriss der Geschichte der deutschen Nationallit
5. Aufl. umgearb. v. K. Bartsch. (Leipzig, Vogel.) 2 1/2

W. Dietlein, Deutsches Lesebuch f. d. Unter-, Mittel- und Oberstuf
Bürgerschulen des deutschen Reiches. I. Theil: Deutsche Fibel. (
tenberg, Herrosé.) 7 1/2

K. Kaiser, Edelsteine deutscher Dichtung. (Leipzig, Teubner.) 16

H. W. Kotzenberg, Kleine Vorschule f. d. ersten Unterricht im
lischen. (Bremen, Müller.) 7 1/2

---




Princeton University Library
32101 063601361

DATE ISSUED | DATE DUE

SEP 15

udium DEr

TO

G



